Orient und Okzident von Meridionalis

Weniger denn je, seit vor einem Jahrhundert der west-östlich ausgreifende Diwan-Dichter es feststellte, sind sie jetzt zu trennen. Staatenpolitik ist heute Weltpolitik, und wer sie betreiben, ja auch nur beschreiben will, muß den Mut und die Fähigkeit haben, in Erdteilen zu denken. Die Pleonexie der Interessen ist — allein im politischen Längsschnitt gesehen — eine so intensive, diese Interessen selbst sind so in einander verzahnt, ja verkrampft, daß in jedem Hirn, das heutige Historie lenkt, Rhein und Ganges zusammenfließen, für jeden Kopf, der heutige Historie auch nur denkt, Köln und Kabul Nachbarstädte sein müssen. Alle Gegebenheiten und Begebenheiten dieses Planeten stehen heute in einem Zusammenhang, dessen Dichtigkeit und Gewalt nur mittels der Doktrin des Karma überhaupt symbolisch zu fassen ist. Menschliche Taten wirken sich darum heute in einer ganz andern Dimension — in jedem Verstand des Worts — aus als ehedem; ehe sie noch zeitlich recht bemerkbar werden, haben sie schon Wellen in den Raum geschlagen, wildere und weitere als die Hertzschen, die ihre physikalischen Geschwister sind. Die Sünden der Väter werden nicht mehr an den Enkeln heimgesucht, sondern an völlig unbekannten, womöglich antipodischeil Menschenbrüdern. Das Blut, das ein Afridi oder Aschanti vergießt, kommt über das Haupt, die Nerven und — den Magen eines Sachsen oder Samojeden. In einer afghanischen Schlucht geschieht ein Mord, und am Quai d'Orsay klopfen alle Herzen schneller, weil man damit einen Stein mehr im Brettspiel um die Ruhr hat. Das ist keine Spintisiererei und Gebärdenspäherei; wenigstens nicht für Den, der Augen zu sehen und — zu lesen hat.

Nächst der afghanisch-indischen Grenze, aber noch auf anglo-indischem Boden, sind einige Engländer und Engländerinnen in die Hände einer Räuberbande gefallen, die sie zunächst wohl nur zwecks Erpressung von Lösegeldern gefangen nehmen wollte, tatsächlich aber, überrascht und verfolgt, niedermachte. Die Mörder flohen dann auf afghanisches Gebiet. Dieser Tatbestand, so beklagenswert er an sich ist, wäre von nicht allzu großer Tragweite, wenn Afghanistan nur ein, ob seiner wundervollen Knüpfteppiche berühmtes, aber sonst verhältnismäßig gleichgültiges Land Mittelasiens wäre. Es ist aber auch der Punkt, wo sich die Interessen der beiden größten eurasischen Mächte treffen. Es ist der Prell- und Sturmbock zugleich der Russen gegen Indien; der letzte Wall, der sich der russischen Expansion nach Südosten entgegenstemmt, aber auch die so gut wie einzige Stelle, wo das englische Kolonialreich zu Land angreifbar, und damit eine der ganz wenigen Stellen, wo Großbritannien überhaupt verwundbar ist. Herr Ludendorff, der dort einen seiner abenteuerlichen Gedanken- und Kräfte-Verzettelungsversuche inszenierte, weiß davon zu erzählen. Aber was einem durch Länder und Meere getrennten, mit der halben Welt im

schwersten Krieg der Geschichte liegenden Deutschland nur die Gelegenheit zu einer närrischen Napoleon-Spielerei bieten konnte, das muß für das angrenzende Rußland in relativ ruhigen Zeiten eine dauernde Handhabe zu einem Druck auf seinen gewaltigsten Gegenspieler in der Welt sein. Kein russischer Außenpolitiker hat denn auch je in der jüngern Geschichte diese geographisch-politische Konstellation außer Acht gelassen, und wer immer in Petersburg oder Moskau Minister oder Volkskommissar für die auswärtigen Angelegenheiten war, der hat diese Achillesferse des britischen Löwen in seine Berechnungen eingestellt Von Herrn Tschitscherin, der sich bekanntlich in der Geschichte wie in der Erdkunde nicht schlecht auskennt, ist kaum zu erwarten, daß sein den Diplomatendurchschnitt weit überragendes Hirn grade an dieser Stelle eine Lücke aufweist. Daß er sich jetzt grade wieder so genau auf die Bedeutung Afghanistans für die antienglische Politik Rußlands besann und aus dem an sich ziemlich irrelevanten Engländermord für Rußland herauszuschlagen suchen konnte, was irgend ging: daran sind die Briten selber schuld.

Bluttaten an der indischen Nordwestgrenze waren in den letzten Jahren nichts Seltenes; vermutlich gehen sie alle sogar auf dieselbe Bande zurück, die dann meist die vor den anglo-indischen Schergen schützende Grenze übertrat. Warum hat das Foreign Office grade diesmal schweres diplomatisches Geschütz aufgefahren? Zwar nicht Ultimatum mit Waffen- und Einmarschdrohung, wie die Russen in die Welt, und den „weittragenden Folgen“, mit denen sie die Welt in Schrecken gesetzt haben. Aber immerhin: scharfe Vorstellungen des englischen Vertreters in Kabul, Weisung zum Abtransport der englischen Frauen und Kinder aus Kabul — das gibt das britische Außenamt selbst zu, und seine Zeitungen verlangen, bei ungenügender oder verzögerter Genugtuung durch Afghanistan, Abberufung des englischen Gesandten und Sperrung des Handelswegs nach Indien, über den Khyberpaß. Dabei wissen selbst die ‚Times’ nicht einmal genau, ob die Täter der — nicht auf afghanischem Boden verübten — Tat wirklich Afghanen sind, und das gleiche Blatt muß einräumen, daß man dem Emir keinen Vorwurf werde machen können, wenn seinen Organen die Ergreifung der Mörder nicht gelinge, da dies in den unwegsamen Berggebieten an der Grenze, wo zudem die Macht der afghanischen Zentralregierung nicht sehr gesichert ist, außerordentlich schwer sei. Warum also diesmal ein so gellendes „Räuber und Mörder“ und der herrische Ruf nach der Polizei? Man kann sagen: selbst den Nachkommen von Shaws Britannicus, die noch heute nicht grade an Temperamentsüberfluß und Bedächtigkeitsmangel leiden, reißt endlich die Geduld. Man kann es auch Zufall nennen, aber deshalb bleibt es immer ein höchst beachtenswerter Zufall, daß just vor einem Monat die Kündigungsfrist abgelaufen ist für den im Jahre 1921 geschlossenen drejährigen „Vertrag der Freundschaft und der guten Nachbarschaft“, in welchem England zum ersten Mal Afghanistan als unabhängigen und souveränen Staat anerkannt hat, nachdem dieser Grenzlandstrich in frühern Zeiten berühmten Soldaten wie Lord Roberts Gelegenheit geboten hatte,

sich die ersten Sporen zu verdienen, und großen Dichtern wie Rudyard Kipling, diese Feldzüge in unsterblichen Balladen zu besingen. Will London — so mag man in Moskau, die Ohren spitzend und steifhaltend, meditiert haben — will London sich ein Austausch- oder zumindest ein Verhandlungs-Objekt sichern? In Austausch wogegen und zu Verhandlungen worum, das mag einstweilen unerörtert bleiben. Auf jeden Fall schrie man in Moskau einmal: „Haltet den Dieb!“, was immer das Sicherste ist, wenn man sich selbst auf nicht ganz graden Pfaden weiß. Denn daß die an Afghanistan stoßenden Emirate Chiwa und Bochara, nicht ganz mit ihrem Willen, zu Sowjet-Republiken gemacht wurden, ist ebensowenig ein Geheimnis, wie daß Sowjet-Emissäre in Afghanistan aus- und eingehen, nicht nur um ihre Ideen im Lande selbst zu verbreiten, sondern auch, um von diesem Stützpunkt aus, mit lächelnder Hinwegsetzung über den Krassin-Curzonschen Vertrag, Indien zu bearbeiten. Ja, man ließ aus Moskau sogar, mit der Flugrichtung über Berlin, eine ganz wilde, wenn auch schon recht bejahrte Ente aufflattern: die beabsichtigte Uebertragung des Kalifats auf den Emir Amanullah von Afghanistan, ein Vogerl, das gleich für zwei islamische Mächte ein nicht grade aus dem Liebesbriefsteller konzipiertes Zetterl im Schnaberl trug. Sein Inhalt ist nämlich mindestens ebenso kitzlig für die Engländer, die Erfinder des Pseudo-Kalifen von Mekka, wie für die Angora-Türken, die grade jetzt mit dem echten Kalifen in Konstantinopel ihre liebe Not haben, und denen die Russen seit geraumer Zeit eins auszuwischen trachten.

Der Lärm des Herrn Volkskommissars, der so leise zu reden und zu treten versteht, wenn es ihm nötig und nützlich scheint, mag einen reichlich so unlogisch dünken wie der Lärm des Secretary for Foreign Affairs in der gleichen afghanischen Angelegenheit. Denn man sollte doch meinen, die Sowjet-Regierung müßte sich grade jetzt mäuschenstill verhalten gegen London, wo man eben drauf und dran ist, ihre Anerkennung de jure vorzubereiten. Statt dessen ist man sich zu fragen versucht, ob Tschitscherin es nicht gradezu darauf angelegt hat, wenn nicht einen Konflikt, so doch eine Kontroverse mit England hervorzurufen. Zu welchem Ende? Die Antwort ist nicht mit ein paar Worten zu geben. Denn hier spielt die Sache von dem Gebiet der schon recht verwickelten asiatischen Politik hinüber in das der völlig verfilzten europäischen; hier münden nämlich beide Gegensätze, der kleine englisch-afghanische wie der schon größere englisch-russische in den ganz großen des englisch-französischen Kampfs um die Vormachtstellung auf dem europäischen Kontinent.

Dieser Kampf spielt sich ja seit dem sogenannten Waffenstillstand mit Deutschland außer auf dem engen Hauptkriegsschauplatz am Rhein auf den verschiedenen Nebenkriegsschauplätzen zwischen der Gibraltar- und der Bering-Straße ab. Vor allem ist Asien der dafür bevorzugte Erdteil. Erst wars in Anatolien, wo die beiden europäischen Vormächte sich so lange offen und heimlich das Wasser abgruben, bis ihnen die Felle auf dem der Dardanellen hinunterschwammen; dann taten die Briten den Galliern in Syrien, diese jenen in Mesopotamien so viel Abbruch,

wie mit gutem Geld, guten Worten und guten Waffen für die dem Andern „mandierten“ Eingeborenen möglich war. Jetzt haben sie das Feld ihrer Tätigkeit ein paar Breitegrade weiter nach Osten verlegt. Es ist ja doch zum mindesten nicht ohne Interesse, daß grade Herr Poincaré offiziell in London angefragt hat, was man dort mit Afghanistan im Sinne habe. Bisher hatte man von einer so warmen Vorliebe, die grade die französischen Regierungskreise für das Land der herrlichen Teppiche beseele, nichts gehört. Noch interessanter aber ist, daß das journalistische Sprachrohr des Quai d'Orsay seine Sorge um die Unabhängigkeit Afghanistans (schon in der Luftlinie) so weit treibt, daß sie mit Vorschlägen für die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zu Rußland zusammenfällt. Worin diese bestehen, ist noch Geheimnis. Kein Geheimnis aber ist die seit einiger Zeit höchst eifrige und in den letzten Wochen immer eifriger gewordene Stimmungsmache der französischen und, was noch wichtiger ist, der russischen Presse für einen Ausgleich zwischen den beiden einst zu so lieblichem Bunde vereinten Staaten. In einer erst jüngst beendeten Artikelserie der halbamtlichen ‚Iswestija‘ waren „suggestions et indications“ enthalten, die, laut ‚Temps’, von den höchsten Sowjet-Autoritäten gebilligt, wenn nicht gar von ihnen formuliert waren. Aus diesen weitschichtigen „Vorschlägen und Winken“ sei jedoch nur der (wohl Herrn Radek nicht fernlaufende) Gedankengang bloßgelegt, mittels dessen Rußland den vereinsamten Franzosen als zuverlässiger Freund mit gleichen Interessen nicht nur gegen Deutschland, sondern auch gegen England und Italien empfohlen wird.

Was diese zart andeutende Zusammenstellung bezweckt, läßt sich unschwer erraten. Deutschland hat die Sowjet-Regierung bereits in Rapallo anerkannt; Italien hat sich eben jetzt durch Mussolinis Mund dazu bereit erklärt; und in England steht sie als einer der obersten Punkte auf dem Programm der so gut wie sicher demnächst zur Regierung gelangenden Partei. Fehlt also nur noch Frankreich. Es mag auf sich beruhen bleiben, ob grade dieses den Russen am wichtigsten erscheint, weil es ihr größter alter Gläubiger ist, oder weil es — wegen seiner Stellung zu Deutschland — einmal ihr neuer und nobelster Geldgeber sein wird. Auf jeden Fall brauchen die Russen Frankreich dringend zu ihrem Spiel um Anerkennung und Anleihen. Gelingt ihnen, dort eines von beiden zu erreichen, so fallen ihnen nicht nur alle andern Großmächte, sondern auch, gleich Danaen, deren Pfunde, wahrscheinlich auch ihre Dollar in den Schoß. Deutschland und Italien sind allzu arme Teufel, die nicht viel geben und darum auch aus Rußland zu wenig wegholen können, um den beiden Vormächten mit ihnen bange zu machen. Zu diesem Behuf muß man die beiden selbst gegen einander ausspielen. Der Sieg der Labour Party mit ihrer bedingungslosen Anbiederung an die Bolschewiken kam diesen daher wie gerufen. Der Druck auf Frankreich machte sich geltend, vermutlich ohne daß er von Rußland selbst ausgeübt wurde. Dafür konnte man, Englands durch MacDonald auf jeden Fall sicher, um so heftiger mit Poincaré liebäugeln, selbst auf Kosten des Verhältnisses zu Lord Curzon, dessen Tage

ja ohnehin gezählt sind. Vielleicht wollte man auch dem Lenker der französischen Außenpolitik mit dem bramarbasierenden Auftreten gegen England einen Gefallen tun, den jener nicht unbelohnt lassen würde. Denn was könnte Frankreich zur Zeit Vorteilhafteres passieren als eine Verstimmung zwischen England und Sowjet-Rußland? An dieser könnte sich ja nicht nur dessen Anerkennung durch Großbritannien zerschlagen und damit der unangenehmste Konkurrent für Frankreich auf dem russischen Markt ausgeschaltet werden, sondern auch die aus bekannten Gründen von Poincaré so gefürchtete Labour-Regierung könnte an dem Dilemma zwischen dem eignen Programm und dem britischen Prestige geschwächt, ja zuschanden werden. Hinc illae lacrimae . . . des russischen Krokodils über das arme Afghanistan und das morgendlich überraschende Kikeriki, mit dem der gallische Chantecler das kleine Bergland in der Gegend der aufgehenden Sonne entdeckte.

Selbstverständlich wird Alles nur halb so schlimm kommen. Herr Tschitscherin wird in London abwiegeln und Lord Curzon in Moskau. Die afghanischen oder afridischen Herren Mörder werden ungehängt bleiben und ihr einträgliches Gewerbe weiter betreiben. Aber der Kettenhandel mit Verhandlungsobjekten wird wieder einmal zu bedeutender Blüte gelangen, und der ärmliche Mittelstand unter den Staaten Europas — Mittelstand geographisch wie machtpolitisch — : Deutschland, das nichts zu bieten hat, und dem Alles genommen werden kann, wird die Kosten zu tragen haben. Und so wird weiter Friede auf Erden, made in Versailles, herrschen. Es ist allerdings nicht sicher, ob Goethe diesen Frieden von Clemenceaus Händen gemeint hat, als er schrieb, daß nord- und südliches Gelände in ihm ruhen.

Zu diesem Zug nach Rechts von Nietzsche

Die Völker werden so sehr betrogen, weil sie immer einen Betrüger suchen: nämlich einen aufregenden Wein für ihre Sinne. Wenn sie nur den haben können, dann nehmen sie wohl mit schlechtem Brote fürlieb. Der Rausch gilt ihnen mehr als die Nahrung — hier ist der Köder, an dem sie immer anbeißen werden! Was sind ihnen Männer, aus ihrer Mitte gewählt — und seien es die sachkundigsten Praktiker — , gegen glänzende Eroberer oder alte prunkhafte Fürstenhäuser! Mindestens muß der Volksmann ihnen Eroberungen und Prunk in Aussicht stellen: so findet er vielleicht Glauben. Sie gehorchen immer und tun noch mehr als gehorchen, vorausgesetzt, daß sie sich dabei berauschen können! Man darf ihnen selbst die Ruhe und das Vergnügen nicht anbieten ohne den Lorbeerkranz und seine verrückt machende Kraft darin. Dieser pöbelhafte Geschmack, welcher den Rausch wichtiger nimmt als die Ernährung, ist aber keineswegs in der Tiefe des Pöbels entstanden: er ist vielmehr dorthin getragen, dorthin verpflanzt und dort nur noch am meisten rückständig und üppig aufschießend, während er von den höchsten Intelligenzen her seinen Ursprung nimmt und Jahrtausende lang in ihnen geblüht hat. Das Volk ist der letzte wilde Boden, auf dem dieses glänzende Unkraut noch gedeihen kann. Wie! Und, ihm grade sollte man die Politik anvertrauen? Damit es sich aus ihr seinen täglichen Rausch mache?

Reichspressepolitik   von Fritz Wolter

Die deutsche Reichsregierung hat im letzten Etatjahr für die Presse 16 Milliarden Mark ausgegeben. Das ist selbst bei einem Dollarstande vom 300 bis 30 000 eine respektable Summe, und wenn der Reichstag auch aus Uninteressiertheit, Mangel an Sachkenntnis und „außenpolitischen Bedenken" — wobei hat man in Deutschland nicht außenpolitische Bedenken? — sich scheut, über diese Dinge zu sprechen, so hat doch die Oeffentlichkeit, und namentlich die Presse selbst, ein Recht, danach zu fragen, wofür dieses Geld angewandt, und was damit erreicht wird.

Die Summe erscheint umso beträchtlicher, wenn man daneben stellt, was früher in Deutschland für dieselben Zwecke ausgegeben worden ist. Freilich darf man wohl, will man gerecht bleiben, nicht zurückgehen bis in die Blütezeit der deutschen Pressekorruption, als aus des preußischen Ministerpräsidenten Manteuffel Reservefonds, der im Ganzen 35 000 Taler betrug, zwei Dutzend Zeitungen bestochen wurden. Aber auch im deutschen Kaiserreich kam man mit unvergleichlich geringern Summen aus. Zwar ist außerordentlich schwer, mit einiger Sicherheit zu sagen, wieviel tatsächlich damals die Presse dem Reich gekostet hat. Es liegt ja doch in der Natur der Pressepolitik, daß die Regierungen die Karten nach Möglichkeit verdeckt halten und auch nicht gern verraten, wie hoch ihr Einsatz ist. Die Hauptquelle, aus der in Bismarcks Zeit die Presse gespeist wurde, war der Welfenfonds, und wieviel aus diesem Reptilienfonds im Lauf der Jahre der Presse zugeflossen ist — er wurde erst 1893 dem frühern König von Hannover wieder zurückgegeben — , wird wahrscheinlich nie mehr mit Sicherheit festgestellt werden können. Denn alle Rechnungen, die über seine Verwendung Aufschluß geben könnten, sind, wie Caprivi anno 1891 im Abgeordnetenhause mitteilte, noch von Bismarck selbst verbrannt worden. Der Welfenfonds, der aus dem beschlagnahmten Vermögen des Königs von Hannover und des Kurfürsten von Hessen stammte und nicht weniger als 16 Millionen Taler betrug, war eigentlich Reichsgut, wurde trotzdem preußisch verwaltet, aber dem Reich für Zwecke der auswärtigen Politik zur Verfügung gestellt Die Gelder fiossen vom preußischen Innenministerium über das Literarische Büro, die preußische Zentralpressestelle, an die Zeitungen. Redaktionen wurden, wie das noch in den fünfziger Jahren gang und gäbe war, wohl nicht bedacht, dagegen erhielten einzelne Schriftsteller und Redakteure Remunerationen. In großem Umfang sind offenbar die Kreisblätter aus dem Welfenfonds subventioniert worden. Freilich handelte sichs auch da im Einzelnen um erstaunlich geringe Summen; wie denn überhaupt das Kennzeichen der ältern deutschen Pressekorrumpierung durch die Regierungen war, daß mit gradezu minimalen Summen gearbeitet wurde. Aus Staatsmitteln erhielt von der offiziösen Presse die Norddeutsche Allgemeine Zeitung einen Druckkostenzuschuß von jährlich 30000 Mark; die andern Blätter, die vor dem Kriege halbamtlich benutzt wurden, vor allen die Kölnische Zeitung und der Beriner Lokal-Anzeiger, sind mit Geld nie unterstützt worden.

Außerordentlich gering waren die Verwaltungskosten der amtichen Pressestellen. Das Reich unterhielt nur im , Auswärtigen Amt eine Pressestelle, die mit einem Leiter und ein oder zwei Expedienten

besetzt war. Noch im Jahre 1894 gab es in der Pressezentrale des Deutschen Reiches weder ein Lektorat noch ein Telephon. Erst unter Hohenlohe wurden drei ständige Hilfsreferentenstellen geschaffen, und mit diesem Apparat hat die Reichspressestelle bis 1914 die amtliche Pressepolitik bewältigt. Daneben bestand allerdings in Preußen seit 1849 eine Zentralstelle für Presseangelegenheiten, das sogenannte Literarische Kabinett, das erst nach der Revolution aufgelöst worden ist.

Von hier aus wurde in der Aera Manteuffel mit Hilfe einer Zweigstelle in Frankfurt am Main, die unter direkter Aufsicht des preußischen Gesandten beim Bundestag Otto von Bismarck stand, die Pressepolitik gegen Oesterreich getrieben. Hier wurden die offiziösen Korrespondenzen für die Provinzpresse, die Preußische Korrespondenz und später die Provinzialkorrespondenz, hergestellt. Als Bismarck in der Wilhelm-Straße regierte, wurde das Literarische Kabinett allerdings mehr und mehr reines Ausschneide-Büro, in dem vor allem mit viel Bedacht — „wenn ers gedruckt sieht, glaubt ers", sagte Bismarck einmal von seinem alten Herrn — die Ausschnitte für den König zusammengestellt wurden. Auch Wilhelm II. bezog noch im wesentlichen von dieser Stelle und von der Wedekindschen Fürstenkorrespondenz seine Zeitungskenntnis.

In großem Stil wurde die Pressepolitik des Reiches erst während des Krieges „aufgezogen". Man brauchte eine oberste Heeresleitung für die Stimmungsmache im Lande, und man brauchte eine oberste Zensurbehörde. Man brauchte aber auch eine Zentralstelle für die Propaganda im Ausland. Das Alles kostete ein Heidengeld. Allein die deutsche Propaganda in Italien hat während des Krieges wohl 50 - 60 Millionen Mark gekostet, mit dem Erfolg, daß man ein oder zwei bedeutungslose Blättchen gewann. Den richtigen Zeitpunkt aber hatte man verpaßt. Der bot sich nämlich wenige Jahre vor dem Kriege, als nach dem Tode Stefanis deutsches Kapital sich mit ein bis zwei Millionen Mark an der offiziösen italienischen Telegraphenagentur, der Agenzia Stefani, hätte beteiligen können. Statt dessen übernahmen ein irredentistischer Unternehmer und zu einem Drittel die Agence Havas die Aktien. In welcher Weise die deutschen haupt- und nebenamtlichen Stimmungsmacher im Ausland gewirkt haben, ist noch, wenigstens jenseits der Grenze, in allzu guter Erinnerung: etwa der beinahige Reichskanzler Herr Albert mit der vergessenen Aktenmappe, in der sich die Belege für die deutschen Subventionen der mexikanischen Bewegung gegen die Vereinigten Staaten fanden; oder der Reichspressechef Stresemanns, Herr Major Kalle, der deutsche Propagandist in Spanien, dem, mit Recht oder mit Unrecht, die pariser Presse die zartesten Beziehungen zu jener schönen Tänzerin Matahari nachsagt, die dann in Frankreich als deutsche Spionin verhaftet und erschossen wurde; ganz zu schweigen von der unglücklichen Werbetätigkeit Erzbergers, Dernburgs und der andern „Prominenten". Man glaubte eben, im Ausland mit denselben Mitteln Pressepolitik treiben zu können, womit im Inland dem Kriegspresseamt unter dem Oberst Nicolai und dem Propagandachef im Großen Hauptquartier, dem berst Bauer, gelungen war, die Bevölkerung bei „Stimmung" zu halten.

Als dann der große Kladderadatsch kam und sich herausstellte, daß man mit Schwindeln einen Krieg zwar verlängern, aber nicht gewinnen kann, da faßte man den Entschluß, nunmehr erst recht im

großen Stil Propaganda für das Reich zu treiben. Dazu kam, daß nach der Revolution Presse die große Mode war und selbstverständlich auch das Reich sich an dieser Mode beteiligen mußte. Es hätte nicht viel gefehlt, und das deutsche Reich hätte ein eignes Presseministerium erhalten. Dazu kam es zwar nicht; aber immerhin wurde als besondere Abteilung des Auswärtigen Amts im Palais des Prinzen Leopold am Wilhelmplatz jener Großbetrieb aufgezogen, der noch heute als Reichspressestelle die Zeitungen darüber aufklärt, was und wie man die Dinge sehen soll. Anstelle des alten Geheimrats Hamann, der vor dem Kriege gewiß in unzulänglicher Weise mit drei Gehilfen die Pressepolitik des Reiches gemacht hatte, gab es bei der Presseabteilung des Auswärtigen Amts nicht weniger als 1 Ministerialdirektor und 5 andre höhere Beamte, dazu 9 Legationsräte, den zugehörigen Stab von Legationssekretären, von Lektoren und Federvieh aller Arten, insgesamt in der Blütezeit etwa 3 - 400 Personen. Als besondere Attraktionen wurden bei den deutschen Botschaften und Gesandtschaften neun „Presseattachés“ geschaffen, um die Presse im Ausland zu beobachten und zugleich deutsche Propaganda zu treiben.

Dieser Apparat erforderte die entsprechenden Summen. In dem letzten Jahr, wo die Papiermarkzahlen noch einen einigermaßen faßbaren Sinn hatten, im Etatjahr 1920/21, wo die Papiermark etwa zehn Vorkriegspfennige wert war, betrugen die unmittelbaren Ausgaben für die Reichspressestelle 11 Millionen Papiermark. Dazu kamen 17,8 Millionen für den Transport deutscher Nachrichten ins Ausland und 13,4 Millionen für den Inlandsdienst, von denen einen erheblichen Bruchteil die der öffentlichen parlamentarischen Komtrolle entzogene Zentrale für Heimatsdienst erhielt, Außer diesen rund 42 Millionen Mark, die über den Etat des Auswärtigen Amts gingen, gab das Reichsinnenministerium 170 000 Mark aus und beschäftigte dafür 10 Personen vorzugsweise mit Zeitungslesen und -ausschneiden; das Reichswirtschaftsministerium unterhielt unter einem Ministerialrat eine besondere Pressestelle, die 230 000 Mark kostete; das Reichsarbeitsministerium gab für Zeitungslesen und -ausschneiden 200000 Mark aus; und das Reichswehrministerium — in der Vorkriegszeit hatte das Parlament dem Kriegsministerium eine besondere Pressestelle verweigert — wandte für seine Pressestelle 170 000 Mark auf. Insgesamt gab das Reich also rund 43 Millionen Papiermark oder etwa 4,3 Millionen Goldmark für seine Pressepolitik aus.

Einen beträchtlichen Anteil an dem Presse-Etat des Reiches hatte das W.T.B. Vor dem Kriege hatte das W.T.B. seinen Aktionären — die Aktien befinden sich zu 90 Prozent in den Händen des Bankhauses Bleichröder, noch von der Zeit her, wo Bleichröder der Hofbankier Wilhelms des Ersten war, und zu 10 Prozent beim Verein deutscher Zeitungsverleger — eine jährliche Dividende von 11 bis 12 Prozent abgeworfen. Im Kriege aber wies es bereits ein Defizit von rund 1 Million Goldmark auf, für das das Reich aufkommen mußte, und in den ersten beiden Nachkriegsjahren hat es dem Reich wenigstens 4 Millionen Mark, also ebenfalls etwa 1 Million Goldmark an Zuschuß gekostet. In der Folgezeit dürfte sich die Finanzlage des W.T.B. nicht wesentlich gebessert haben, seitdem ihm namentlich die Telegraphen-Union und die andern Agenturen der Schwerindustrie das Feld streitig machen. Das Reich selbst machte dem W.T.B. eine

empfindliche Konkurrenz durch die ‚Ina'. Dieses Unternehmen, das in jüngster Zeit auch die Tagespresse beschäftigt hat, ist das Endglied einer Kette für das Reich sehr unglücklicher Versuche, einen brauchbaren Auslandsdienst, besonders der Wirtschaft zu organisieren. Die Versuche reichen bis in die Vorkriegszeit zurück. So wurde bereits im Jahre 1906 als Tochtergesellschaft des W.T.B. die Deutsche Kabelgesellschaft gegründet, die Deutschland von der internationalen Berichterstattung über Südamerika unabhängig machen sollte, und die, ohne ihr Ziel erreicht zu haben, 1914 sanft entschlummerte. Kostspielig, aber völlig wertlos waren die Konsulatsberichte, die das Auswärtige Amt als „Nachrichten für Handel und Industrie" der Presse gratis zur Verfügung stellte, wenn sie längst veraltet waren. Kurz vor dem Kriege, im Jahre 1914 ließ sich dann das Auswärtige Amt darauf ein, gemeinsam mit der Industrie eine Korrespondenz zur Beeinflussung der ausländischen Presse zu gründen, die ‚Export-Revue', aus der im Jahre 1916 die ‚Deutsche Ueberseedienst-G.m.b.H.', die Auslandskorrespondenz der Stinnes-Hugenberg-Gruppe, entstand. Ein andrer Versuch, den Nachrichtendienst des Auswärtigen Amts der Wirtschaft nutzbar zu machen, war während des Krieges die Gründung des ‚Eildienst', einer offiziösen, vom A.A. informierten Korrespondenz, die sich bis in die Nachkriegszeit hinüberrettete. Mit dem ‚Eildienst' wurde im Jahre 1920 eine kleine Börsenkorrespondenz fusioniert, die ein Vetter des damaligen Reichspressechefs Heilbron herausgab. Zu diesem Herrn Heilbron II., der früher eine Sportkorrespondenz betreut hatte und dann bei der Außenhandelsstelle tätig gewesen war, gesellten sich: aus der Außenhandelsstelle ein thorner Getreidehändler Rawitzki und, als personae gratae, zwei Herren vom Auswärtigen Amt: der Oberst Keller und der Dr. Voß. Ihre ‚Internationale Nachrichten-Agentur Eildienst G.m.b.H.' erfreute sich der besondern Protektion des Staatssekretärs im Reichspostministerium Bredow, des Allgewaltigen über Telegraphen und Telephon, und Herr Bredow gab der Ina nicht nur das Monopol für den Rundfunk, sondern räumte ihr sogar ein Plätzchen im Haupttelegraphenamt ein. Gewiß ist nur ein Zufall, daß in dieser Reichs - G.m.b.H. von Anfang an ein ebenso völkischer Geist wohnte, wie er Herrn Bredow selbst eigen ist, und daß dieser Geist bereits bei dem Gründungsbankett der Ina im turbulenten antisemitischen Szenen sich Bahn brach. Das hinderte selbstverständlich nicht, daß man Börsenleute und Bankiers aller Konfessionen — Zeitungen belieferte man nicht — mit der gleichen Emsigkeit bediente und ihnen, dank dem Rundfunkmonopol, als Erstem die in- und ausländischen Börsenkurse mit einer fast unwahrscheinlichen Fixigkeit übermittelte. In der Hochkonjunktur der Börsenspekulation war das begreiflicherweise ein sehr einträgliches Geschäft, und die Ina konnte bald in dem Braunkohlenhaus der Bunsen-Straße ihr ausgedehntes Hauptquartier aufschlagen. Auch den Leitern der Ina ist es von Anfang — dem Verdienste seine Krone — außerordentlich gut gegangen. Nur welcher Gewinn dabei für das Reich heraussprang, ist noch unaufgeklärt.

Die außerordentlich hohen Verwaltungskosten, die der Presseapparat des Reiches erforderte, sind in den letzten Jahren stark eingeschränkt worden. Nach dem Reformplan des Geheimrats Arthur Norden vom Reichsfinanzministerium, dem frühern Handelsredakteur

des Berliner Tageblatts, wurden die besondern Pressebüros der einzelnen Ministerien, die selbstverständlich pflicht- und ressortmäßig gegen einander arbeiteten, zum großen Teil beseitigt oder reduziert und auch die innerdeutsche Pressepolitik verwaltungsmäßig stärker zentralisiert. Noch unter der Kanzlerschaft Wirths mit Oskar Müller als Reichspressechef wurde die Zentrale auf 150 Mann abgebaut, und gegenwärtig sollen nur insgesamt 26 höhere Beamte am Wilhelmsplatz tätig sein, wozu dann etwa noch die doppelte Anzahl von Subalternbeamten und Schreibkräften kommt. Trotzdem hat die Presse dem Reich in den letzten beiden Jahren noch mehr Geld gekostet als in der Blütezeit der Beamteninflation: für das letzte abgeschlossene Etatjahr belaufen sich die gesamten Ausgaben, wie gesagt, auf wenigstens 16 Milliarden Papiermark, das heißt: etwa 6 Goldmillionen.

Die Ursache dieser Vermehrung der Kosten liegt in der Subventionspolitik, die seit 1920 und in stärkerm Maße seit 1922 eingesetzt hat. Den deutschen Verlegern ging es nach dem Kriege, wie allen Berufen, die vornehmlich vom Mittelstand gelebt hatten, relativ schlecht. Die Auflageziffern sanken, die Inserate wurden spärlicher, und von den mehr als 3000 Zeitungen, die Deutschland vor dem Kriege ernährte, gingen 6 - 700 ein. Dieser an und für sich durchaus erfreuliche und notwendige Vorgang — denn es liegt gar kein Grund vor, daß Deutschland zehnmal so viel Blätter und Blättchen hat als England — erregte bei den zunächst Beteiligten, den Verlegern und Redakteuren, eine wahre Panik, und in ihrer Angst riefen sie mit dem ganzen ihnen noch zu Gebote stehenden Vorrat an Papier und Lungenkraft das Reich um Hilfe an. Da sich das Parlament nicht gern mit der Presse anlegt und dazu noch in jeder Partei ein, zwei kleine Provinzverleger sitzen, so bildete sich alsbald ein interfraktioneller Zeitungsausschuß des Reichstags, und von Mai 1920 an warf das Reich monatlich 15 Millionen Mark, dem damaligen Wert nach etwa 1,5 Millionen Goldmark, für die Verbilligung des Zeitungspapiers aus. Nachdem der Fiskus eine Zeitlang diese sehr beträchtlichen Subventionen aus dem allgemeinen Steuertopf oder, richtiger, aus der Notenpresse bestritten hatte, kam man auf die Idee, der Not der Presse durch eine Sondersteuer abzuhelfen. Zuerst belegte man die Valutagewinne der Papierfabriken mit einer 60prozentigen Abgabe zugunsten der inländischen Papierverbilligung. Als dabei, trotz der großen Gewinne der Papierfabriken, nicht viel herauskam, ging man im Juli 1922 dazu über, eine allgemeine Ausfuhrabgabe in Höhe von 1½ pro Mille zu erheben und dazu eine halbprozentige Holzabgabe von Verkäufen aus landwirtschaftlichen Grundstücken über 20 Hektar. Der Erlös aus diesen Abgaben sollte der Presse nach einem bestimmten Verteilungsschlüssel, der die kleine Presse begünstigte, zugeführt werden. Zu diesem Zweck wurde eine besondere Rückvergütungskasse gegründet mit einem 19 köpfigen Verwaltungsrat und einem Beamtenstab, der innerhalb weniger Monate von 2 auf 40 Personen wuchs. Allein diese Tatsache gibt eine Vorstellung davon, was für die Zeitungen bei der ganzen Rückvergütung, dazu in einer Zeit täglich fortschreitender Geldentwertung, herauskam.

Die Einzigen, die unter der Subventionswirtschaft blühten, waren die Papier- und Zellstoff-Fabriken, die mit Hilfe der staatlichen Unterstützungen schon seit Jahren ihre Preise auf Weltmarkthöhe halten

und, als die Mark ein paar Wochen stabil war, sogar darüber hinaus treiben konnten. Wie es mit der Außenhandelskontrolle der Papierindustrie bestellt war, hat jener erbauliche „Woehler-Prozeß“ erwiesen, lder im letzten Frühjahr in Moabit verhandelt wurde. Obwohl dem Leiter der Außenhandelsstelle, Geheimrat Pfundtner, dabei vom Gericht das schlechteste Zeugnis ausgestellt wurde, konnte er ruhig weiter im Amte bleiben und nach ein paar Monaten sogar bereits wagen, in der Deutschen Allgemeinen Zeitung zur „Generalreinigung“ der Verwaltung von republikanischen Beamten aufzurufen!

Das Groteskeste an der ganzen Subventionspolitik ist aber, daß die einzige wirklich gefährliche Folge der „Pressenot“: die Korrumpierung der Presse durch die Schwerindustrie nicht nur nicht verhindert werden konnte, sondern daß die Subventionen eben Denen zugute kamen, die dabei sind, die deutsche Presse ihren Privatinteressen dienstbar zu machen. Denn einer der größten, wenn nicht der größte deutsche Papierfabrikant ist heute Hugo Stinnes. Er hat in Ostpreußen die Königsberger Zellstoffabrik A. G. in Sackheim und die Norddeutsche Cellulosefabrik in Cosse an sich gebracht, hat im Rheinland die Deutschen Wildermann-Werke Chemische Fabriken G.m.b.H. in Lülsdorf und die Rheinischen Elektro-Werke A. G. in Knapsack, Frechen und Leichlingen bei Köln aufgekauft und in Westfalen die Papierfabriken Halbrock in Hillegossen erworben. Alle diese Werke sind heute in der in Berlin domizilierenden Koholyt A. G. vereinigt. Der Zeitungsbesitzer Hugo Stinnes hat selbstverständlich kein Interesse an niedrigen, sondern ein zweifaches Interesse an hohen Papierpreisen, denn einmal verdient er als Papierfabrikant daran, und sodann gewinnt er als Besitzer des einzigen vertikal durchorganisierten Zeilungstrusts mit jeder Preiserhöhung vor den andern Blättern einen Vorsprung. Hugo Stinnes und sein bisheriger Generaldirektor Minoux haben übrigens aus dieser Preispolitik auch gar kein Hehl gemacht. Bezeichnend dafür ist, daß ihre erste Tat nach dem Ankauf der Ostpreußischen Zellstoffwerke darin bestand, die Fabriken auf mehrere Monate stillzulegen — angeblich aus Kohlenmangel! Die Folge davon war, daß die Zellstoffpapiere noch mehr stiegen. Wieviel Stinnes an den Papiersubventionen des Reiches verdient hat? Gewiß ist, daß ihm dadurch ein „il der Kosten „rückvergütet“ wurde, den er für den Aufkauf und Unterhalt seiner Zeitungen und Korrespondenzbüros aufgewendet hatte.

Die Papiersubventionen des Reiches sind angeblich gemeinnützig. Sie kommen allen zugute, dem Völkischen Beobachter und den Nachfolgerinnen der ‚Freien Presse’. Trutz- und Schmutzblätter: der Rückvergütungskasse sind sie alle gleich liebe Kinder. Aber daneben hat auch die politische Subvention in der Nachkriegszeit etliche Blüten getragen. Das Reich läßt die Gelder, die es für diese Zwecke bereit hält, durch die Zentrale für Heimatdienst rieseln. Vornehmlich partipiziert daran die Grenzpresse. In Ostpreußen und in Schleswig und in Schlesien und am Rhein erhält eine Anzahl Blättchen vom Reich und zum Teil auch von Preußen ihren Obolus — wobei nicht immer eine Gewähr dafür besteht, daß dieselben Blätter gelegentlich nicht auch einmal eine Liebesgabe von der andern Seite der Grenze annehmen. Wie gemeingefährlich diese Subventionen aus „vaterländischen Motiven“ werden können, geht daraus hervor, daß man in Preußen bereits vor zwei Jahren, also längst vor der Ruhrbesetzung drauf

und dran war, auf das Jammergeschrei rheinischer Verleger eine großzügige Preßkorruption zu organisieren, und nur dem energischen Veto des preußischen Finanzministeriums ist zu danken, daß der Plan nicht ausgeführt wurde. Eine höchst dunkle Angelegenheit ist auch die A. G. für Buch und Presse, die im vergangenen Sommer aus öffentlichen Mitteln und unter Teilnahme aller möglichen beamteten und nicht beamteten republikanischen Notabeln gegründet wurde. Von der Auffrischung der Parlamentsberichterstattung, für die sie angeblich in erster Linie geschaffen worden ist, hat man bisher noch nichts gemerkt.

Man sieht: die Wege der Reichspressepolitik sind ebenso kostspielig wie mannigfaltig. Aber — das bleibt schließlich die Hauptfrage — was ist damit erreicht worden? Kein Zweifel, daß auch die beste Preßpolitik nicht hilft, wenn die Politik der Regierung schlecht ist. Preßpolitik kann und darf nicht mehr sein als ein in seinen Wirkungen begrenztes Hilfsmittel der Politik, ein Begleitinstrument, das hier den Ton verstärkt und dort dämpft, aber mit dem allein man kein Konzert gibt. Sie darf in dem Rezept des leitenden Politikers immer nur die Stelle eines Geschmackskorrigens einnehmen, das man dem eigentlichen Heilmittel zusetzt. Daß man dies übersehen hat, ist der schwerste Fehler der deutschen Reichspressepolitik der Nachkriegszeit. Man hat sich von den Rohrbach-Leuten und einigen weltgereisten, aber darum noch nicht welterfahrenen Marineoffizieren zu dem Irrglauben verleiten lassen, England und Frankreich und die Entente habe es mit „Propaganda“ gemacht, und nun müßten auch wir es mit Propaganda machen. Also schien das Programm ein für alle Mal gegeben: außenpolitisch Jammergeschrei; innenpolitisch: Einheitsfront markieren. Der einzige Reichspressechef, der wohl persönlich ein Empfinden für Fernwirkungen hatte, war Oskar Müller. Aber Müller war organisatorisch für seinen Posten vollkommen ungeeignet und im Grunde auch an der eigentlichen Preßpolitik uninteressiert. Die überließ er dem „Dirigenten“ der Reichspressestelle, Herrn Schmid-Elskop, und fungierte selbst lieber als außenpolitischer Berater Wirths.

Oskar Müller hat gewiß, namentlich in Genua, mancherlei versäumt, aber er hat doch im ganzen nicht geschadet. Umso unheilvoller aber war die Tätigkeit seines Vorgängers und Nachfolgers am Wilhelmplatz, des Ministerialdirektors Heilbron. Denn auf sein Schuldkonto kommt ein sehr großer Teil dessen, was während des Ruhrkampfes preßpolitisch angerichtet worden ist. Selbstverständlich: Heilbron kann nichts für die Sünden der Cuno und Hermes. Man mag sogar konzedieren, daß er auch nicht für die Hurrastimmung verantwörtlich zu machen ist, die zu Beginn des Ruhrkrieges als „vaterländisch“ vorgeschrieben wurde. Aber die Fülle der Mißgriffe, die während des Ruhrkampfes auf dem Gebiet der Propaganda vorgekommen sind, lassen sich doch nur daraus erklären, daß an der Spitze der Reichspressestelle ein Beamter stand, dem die Presse und Alles, was damit zusammenhängt, ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Der passive Widerstand war für die beamteten und nicht beamteten Propagandamacher endlich wieder eine Gelegenheit, sich auszuleben. Man konnte kommandieren und organisieren, durfte — Kritik war ja unpatriotisch — wieder tun und lassen, was man wollte, und, last not least: Geld war in beliebiger Menge da. Die berliner Zentrale für Heimatdienst arbeitete mit Hochdruck an ministeriellen Broschüren.

Die vom Reich subventionierte und offiziell von dem Verein deutscher Zeitungsverleger herausgegebene ‚Grenz-Korrespondenz' versorgte das unbesetzte Gebiet mit Nachrichten von französischen Greueln. In Bielefeld wurde eine Propagandastelle „Ruhr-Rhein" gegründet, die der Freiherr vom Medem befehligte, und deren eigentlicher „journalistischer" Leiter der berliner Literat Hanns Martin Elster war. Um die ganze Propaganda so unauffällig wie möglich zu machen, kam man auf die fabelhaftesten Ideen: man unterzeichnete Flugzettel in Prosa und Poesie mit dem geheimnisvollen Namen „Propschulte". Und zu jedem Paket dieser Flugzettel, an deren Kopf stets die freundliche Aufforderung stand: „Zettlein, fliege in die Hand eines Franzosen", wurde ein Dutzend andrer Zettel beigelegt, auf dem die Erklärung stand: Propschulte bedeutet: der Propaganda-Schulte, euer westfälischer Propagandaschulte. Auch anderswo verstand man sich meisterhaft aufs Cachieren. Auf der Reichsbankstelle in Essen wurden die Konten „Salomon & Co." und „Eisenbahn-Konto" geführt, und dahinter stand vermerkt: „fingiert für Ruhrhilfe". So schwer wurde es den Franzosen gemacht.

Man muß aber auch wissen, wer sich an diesem Kampf der Geister beteiligte. Da betätigte sich, als Verfasser besonders törichter gelber Hetzplakate, der Münstersche Universitätsprofessor und Soziologe Johannes Plenge, derselbe Herr, den die medizinische Fakultät der Universität Münster in einem Gutachten an das preußische Kultusministerium für entmündigungsreif erklärt hatte. Ein andrer wackrer Rufer im Streit war der frankfurter Stadtrat Professor Philipp Stein, der auf Empfehlung des damaligen Staatssekretärs Hamm vom Reichskanzler Cuno damit betraut wurde, eine Denkschrift über die wirksamste Propaganda im Ruhrkampf abzufassen. Nebenher betätigte sich dieser treffliche Pädagoge bei einem angeblichen Witzblatt für die französischen Besatzungstruppen. Bezahlt wurde der Unfug — anders kann man es nicht nennen — zum Teil von der Industrie; auf dem berliner Büro der mit dem Reichsverband der Industrie liierten Arbeitgebervereinigung gab es ein ganzes Greuelmuseum von Propagandabroschüren und -bildern. Den größern Teil der Kosten mußte aber das Reich tragen. Auf der Reichspressestelle ging die gesamte Finanzierung der Ruhrpropaganda durch die Hand des Oberregierungsrats Professors Schneider, eines ebenfalls sehr vielseitigen Mannes, der sich nicht nehmen ließ, auf Staatskosten zweimal wöchentlich zum Kolleg nach Kiel zu fahren.

Das Alles mag im Einzelnen bedeutungslos sein; Schönheitsfehler, nicht mehr; an sich politisch irrelevant, längst nicht von der Tragweite wie etwa die bornierte Zensurpolitik unsrer Militärbefehlshaber. Aber das Bedrohliche dieser Dinge liegt doch, im Ganzen gesehen, darin, daß sie in Deutschland geschehen konnten wenige Jahre, nachdem fast dem gesamten Volke bewußt geworden war, wie man uns während des Krieges belogen hatte. Und trotzdem konnte sich die Kriegspressepolitik wiederholen, und trotzdem glaubte man wieder an Das, was das Kriegspresseamt der Regierung Cuno verkündete. Und trotzdem wartet auch heute schon wieder eine ganze Zunft „verhinderter Propagandisten" nur auf den Augenblick, wo sie wieder zum Besten des Vaterlandes dem Volk Sand in die Augen streuen können. Und nichts spricht dafür, daß das Volk heute einen bessern Blick haben, und daß Alles anders verlaufen würde, als es vor einem Jahr verlaufen.

Rund um Oels von L. Lania

Es ist noch nicht lange her, daß Bayern einen sehr ernsten Konkurrenten besaß, der ihm den Ruhm, die „Ordnungszelle“ des Reiches zu sein, erfolgreich streitig machen konnte: Schlesien. Ja, Jene, die sich das hehre Ziel gesteckt haben, die Welt im allgemeinen und Deutschland im besondern am völkischen Wesen genesen zu lassen — die Ritter von Hakenkreuz und Blausäure, die jetzt in München ihr Mekka haben — , pilgerten damals scharenweise nach Breslau, wo der große Roßbach seinen Hof hielt, wo Aulock seine Freicorps gegen Polen sammelte und Escherich das dichtmaschige Netz der Orgesch über das ganze Land gespannt hatte. Noch vor einem Jahr lag Schlesien — insbesondere die Grenzgebiete — in der vordersten Kampffront der hakenkreuzlerischen Armee: heute hat sich diese Armee umgruppiert, die Front ist nach Süden verlegt und Schlesien nunmehr Etappengebiet für die völkischen Heere, die drüben in Bayern ihre gutbefestigten Stellungen bezogen haben.

Wer sich demnach von einer Reise durch Schlesien romantische Abenteuer erhofft, wie man sie im Süden Deutschlands so reichlich erleben kann, wird arg enttäuscht. Keine Hakenkreuzfahnen, keine nationalsozialistischen Uniformen beleben das farblose, graue Bild der schlesischen Städte, denen Not und Hunger ihre sichtbaren Spuren aufgedrückt haben. Und während man durch die breiten, gepflegten Straßen Breslaus spaziert, vermißt man in den Schaufenstern die üblichen Photographien der deutschen Fürsten und Könige und wundert sich, nicht mal die neusten Aufnahmen des Kronprinzen ausgestellt zu sehen; hat man doch geglaubt, daß die Heimkehr des Schloßherrn von Oels grade hier als Lokalereignis wirken müßte. Aber dann sieht man sich ein wenig näher, ein wenig kritischer die Leute an, die — nicht so hastend wie in Berlin, nicht so vertraulich wie in München — an einem vorbei kommen und erkennt die dumpfe Apathie und die schwere Müdigkeit dieser Menschen, die im Grunde ihres Wesens so viel phlegmatischer, unbeweglicher und verschlossener sind als ihre Volksgenossen im Norden oder Süden des Reiches.

*

Nur eine Bahnstunde von Breslau entfernt liegen die Residenzen der „Könige im Exil“. Außer dem Kronprinzen haben noch der König von Sachsen und der Württemberger — um nur die bedeutendsten zu nennen — hier ihr Quartier bezogen. Also tatsächlich eine kleine Kolonie entthronter Größen. Der Mittelpunkt des politischen Lebens Schlesiens ist sie keineswegs, nicht mal das Armee- oder Etappenkommando der Restaurationsarmee, das ich hier zu finden meinte.

„Der Kronprinz ist eine arge Enttäuschung“, erklärte mir ein junger Aristokrat, der Sprößling eines der ältesten und reichsten Adelsgeschlechter Schlesiens. „Wenn er nur halb so repräsentativ zu wirken verstünde wie der Bayer! Und doch müssen wir froh sein, daß er wieder da ist, und daß wir so wenigstens ein Gegengewicht gegen die föderalistischen Tendenzen der Wittelsbacher haben, die in der letzten Zeit schon sehr bedrohlich geworden sind. Da ist der Kronprinz noch immer besser als nichts.“

Es war im Breslauer Automobilclub, wo wir diese Unterhaltung führten. Ringsum saßen ältere und jüngere Vertreter der schlesischen

Hocharistokratie, Grafen und Fürsten, die Herren der schlesischen Wälder und Berge. Präsident des Clubs: Graf H.-D., dessen Name mit der oberschlesischen Kohle eng verknüpft ist. Begüterte Kaufleute und Industrielle Breslaus sind als Mitglieder zugelassen, die Exklusivität also immerhin nicht so streng wie im ‚Adelsclub', der im Nachbarhotel seinen Sitz hat.

Ein Andrer, der die Grafschaft Glatz beherrscht, stimmt in die Klage des Jungen ein. „Man hat wiederholt versucht, den Kronprinzen in das politische Leben hineinzuziehen, hat verschiedene Kriegervereine vorgeschoben, die ihn bewegen sollten, Paraden abzunehmen und Ansprachen zu halten, wie es der Wittelsbacher so gut trifft — der Kronprinz hat abgelehnt. Er geht auf die Jagd, und wenn er nach Breslau kommt, so fährt er noch am selben Tage nach Oels zurück und versteht gar nicht, sich entsprechend in Szene zu setzen. So sind auch die Aussichten der Kronprinzenpartei vorläufig nur trübe."

„Der Kronprinzenpartei?"

Ja, sie sei jüngst gegründet worden. Hergt, der Führer der Deutschnationalen, sei die treibende Kraft dabei. Zusammenfassung aller protestantisch-zentralistischen Tendenzen gegen die katholisch-föderalistischen Bayerns und Württembergs das Ziel. Uebrigens seien bereits auch Fühler nach England ausgestreckt worden, und man habe dort die Zusicherung erhalten, daß England einer Wiederaufrichtung des Hohenzollernhauses nichts in den Weg legen werde, unter der Voraussetzung, daß der Kronprinz nur als König von Preußen den Thron besteige; die Restauration des Kaisertums könne nicht in Frage kommen. Ferner müsse sich Preußen verpflichten, keine selbständige Außenpolitik zu betreiben und — insbesondere im Hinblick auf Frankreich — im Fahrwasser der britischen Außenpolitik segeln. Dagegen werde Preußen die Erlaubnis zur Aufstellung einer Armeereserve von 2 Millionen Mann erhalten. All das habe man Hergt in London zugesagt!

Und nun wird Hergts Lob in allen Tönen gesungen. Grade in Schlesien habe es einige Mühe gekostet, die verschiedenen, widerstreitenden Richtungen unter einen Hut zu bringen. Eine ganze Anzahl — und die reichsten und einflußreichsten — der Adelsgeschlechter sind katholisch und hätten daher im Lager des Zentrums gestanden, wie heute noch Oppersdorff und Magnis. Da habe nun Hergt vermocht, in der Deutschnationalen Volkspartei eine eigne katholische Abteilung zu schaffen, und so die Zusammenfassung der katholisch-agrarischen und der protestantisch-schwerindustriellen Gruppe ermöglicht.

„Und das nächste Ziel? Marsch auf Berlin nach Hitlers Muster?"

„Einführung der Rechtsdiktatur, später Restauration des Königtums auf legalem, parlamentarischem Wege. Uebrigens kann in Schlesien gar nicht an einen Putsch gedacht werden, weil es hier die bewaffneten Brigaden und Bünde wie in Bayern überhaupt nicht mehr gibt."

Doch da widerspricht der junge Graf, der nicht wahrhaben will, daß Schlesien so jeder kriegerischen Romantik entkleidet wird:

„Gewiß, die bewaffneten Brigaden, wie sie zur Zeit Roßbachs bestanden, sind jetzt aufgelöst und unterdrückt, die ehemaligen Roßbacher überallhin verstreut, und nur noch in Pommern und Mecklenburg, wo man sie als Landarbeiter untergebracht hat, sind sie organisatorisch zusammengefaßt. Hier in Schlesien ist an die Stelle der Roßbacher und der Orgesch der ‚Heimatschutz' getreten. Förster,

Revierbeamte, Landwirtschaftliche Angestellte, die gedient haben, sind in einer Art Bürgerwehr vereinigt. Die Leute sind größtenteils bewaffnet, zumindest mit Revolver und Jagdgewehren ausgerüstet und mit dem Schutz der Güter, der Fabrikanlagen zur Unterstützung der Ortspolizei betraut."

„Und wer finanziert diese Organisation?"

„Der Grundbesitz hat sich verpflichtet, der Größe des Besitzes entsprechend für die Kosten aufzukommen, und zwar ist als Monatsbeitrag der Gegenwert von 5 Pfund Roggen für den Morgen des Besitzes bestimmt worden. Im übrigen erhalten die Mitglieder des ‚Heimatschutz' keine Löhnung, nur Tagegelder, wenn sie, beispielsweise, zur Sicherung gegen ‚kommunistische Unruhen' ausrücken müssen. Dagegen werden die sogenannten Kreisvertrauensleute, die meistens auch gleichzeitig die Vertrauensleute der Deutschnationalen Volkspartei sind, besoldet. Schlecht besoldet. 300 Mark im Monat ist heute wahrhaftig wenig genug. Und da werden jetzt noch Stimmen laut, man solle den ‚Heimatschutz' abbauen, immer spärlicher fließen die Gelder, wo es doch grade darum geht, die Organisation zu stärken, den militärischen Apparat auszurüsten — nur mit schwerer Mühe waren die Summen für die Errichtung von Radiostationen aufzubringen.

Nach den letzten Ereignissen in Sachsen ist eine Besserung eingetreten. Dort hat sich erwiesen, welche große Rolle dieser ‚Heimatschutz' spielen kann. Ist er doch das große Reservoir, aus dem die Bestände der Reichswehr mit zuverlässigem Material ergänzt werden können, die beste Reserve für die Schwarze Reichswehr."

*

Auf dem Heimweg durch die Schweidnitzer Straße fällt mir am Tauentzien-Platz ein großes elegantes Automobilgeschäft auf: Aulock G.m.b.H. Der berühmte Freicorpsführer, Roßbachs Kampfgenosse, hat sich ins Geschäftsleben zurückgezogen und ist — wie mir von verschiedenen Seiten bestätigt wird — ein überaus erfolgreicher Geschäftsmann. Dieser Zug ins praktische Leben zeigt sich eben in Schlesien überall. Und auch die monarchische Reaktion ist hier klüger als in Bayern. Man hat auf das lärmende Kriegsspiel verzichtet und sich auf den Boden der Tatsachen gestellt. ‚Heimatschutz' klingt viel harmloser als ‚Brigade Ehrhardt', und wenn es jetzt auch weniger Romantik in Schlesien gibt: die Fahnen und Paraden machen es nicht — man kommt auf diese vorsichtige, geräuschlose Weise vielleicht schneller und glatter zum Ziel als die Stürmer und Dränger in Bayern.

Zu diesem Jahreswechsel von Dante

Du hast so feine Satzungen ersonnen,
Daß nicht bis in den halben Januar
Vorhält, was im Dezember ward gesponnen.
Wie oft hast du verändert, was da war,
Gesetze, Münzen, Aemter, und beflissen
Die Glieder dir erneuert ganz und gar!
Du gleichst dem Kranken — und du mußt es wissen,
Wenn du dies Alles dir vor Augen hältst —,
Der Ruh nicht finden kann auf seinen Kissen
Und nun in Schmerzen hin und her sich wälzt.

Brief an den Herausgeber

Mir ziemt, Richard Witting ins Grab hinein zu danken für eine Anzahl Artikel, die er meinem Blatte nach der Revolution anvertraut hat. Ein halbes Jahr vor der Revolution hatte er mir den Entwurf einer neuen Verfassung vorgelesen, den er 1917 mit Hugo Preuß zusammen verfertigt und den maßgebenden Stellen übergeben hatte, beschwörend und mahnend: sie würden die längste Zeit maßgebend gewesen sein, wenn sie nicht in vorletzter Stunde sich ihrer Rechte bis zu einem gewissen Grade entäußerten. In letzter Stunde werde der Grad der Entäußerung größer sein müssen, und gar nach Ablauf der Galgenfrist . . . Man ließ sie, wie immer in Deutschland, kurzsichtig, mutwillig und verantwortungslos, ruhig ablaufen. Und jetzt meldete sich der stille Mahner zum öffentlichen Worte. Der zärtlichste Vater war durch den Kriegstod eines Sohnes leidenschaftlicher Pazifist geworden; das alte Mitglied des Herrenhauses hatte sich, schwer enttäuscht von der Schlappheit seiner Deutschen Demokratischen Partei, wenigstens innerlich bis dicht an die U.S.P.D. heran entwickelt; der vielgeübte Praktiker, den seine universale Bildung zum Kultusminister, seine profunde Fachkennerschaft zum Finanzminister befähigt hatte, sah sich unter dem neuen Regime zur grauen Theorie verurteilt — und so brauchte man von der geistigen Anmut und dem wetternden Temperament seiner Unterhaltung nur so gefesselt zu sein wie ich, um den Wunsch zu hegen und zu äußern, er möchte aus dieser genußreichen Rede doch eine allgemein-förderliche Schreibe machen. Scharf, klug und gründlich legte Richard Witting an dieser Stelle politische Ansichten dar, deren Radikalismus auf einen Dreißiger deutete. Den Sechziger bekundete einzig die Abneigung, sich durch Lüpfung seines wohlgewählten Pseudonyms einem Tageskampf auszusetzen, dessen Durchfechtung die Erfüllung seiner Hauptberufspflichten gefährdet hätte — und das hätte sie, da die Artikel in ihrer Gesinnung dem Briefe glichen, den ich hier abdrucke. Aber selbstverständlich schwächte die Pseudonymität die Wirkung von Anklagen, deren Triftigkeit außer Zweifel stand. Der Ruhrkrieg gab dem Publizisten Richard Witting den Rest: vor dieser Riesendummheit, diesem Riesenverbrechen verstummte und resignierte er. Um seinen Arbeitsdrang zu befriedigen, warf er sich auf eine deutsche Geschichte. Auch über deren Tendenz unterrichtet der folgende Brief. Zu unserm Schaden dürfte sie nicht über die ersten Kapitel hinaus gediehen sein.

Kissingen, 12. April 1922

Mein verehrter Herr Jacobsohn!

Die ‚Weltbühne', Sie wissen es, ist mir so häufig eine Herzensfreude, daß ich nicht jedem einzelnen Wochenschluß mit besonderm Applaus zu unterstreichen brauche. Diesmal aber (in der Nummer vom 6. April) hat der Aufsatz von Otto Flake meinen besondern Enthusiasmus hervorgerufen. Bravo, bravissimo! Das ist ja leider Gottes Alles, Alles richtig; oft genug haben wir in gleicher Himmelsrichtung hinausgestöhnt.

Ich habe schon während des Krieges Otto Flake oft mit wehmütiger Freude gelesen; — nur schien er mir damals zuweilen hinsichtlich unsres Volkes zu optimistisch. Jetzt scheint er ziemlich gründlich informiert zu sein; es sind Schopenhauer-Nietzsche-Töne, die er anschlägt, und die auch schon Winckelmann und Hölderlin, Heine und Börne, Herwegh und Freiligrath gesungen haben — um

von Herder, Goethe und Bismarck zu schweigen, die alle dieses eigenartige, von allen Völkern des Erdballs verschiedene Volk ganz richtig beurteilt haben.

Nur in zwei Punkten weiche ich von Flake ab:

1. Fichte. Er war, nächst Luther, das allerschwerste Unglück dieser so schwer gestraften Nation. Seine ‚Reden': ein leerer, wüster, halb oder dreiviertel psychopathischer Quatsch, den leider nur ganz Wenige gelesen haben. Fichte war freilich nicht auch noch persönlich feige, wie die meisten unsrer „nationalen" Giganten, aber er wurde die Hauptquelle dieses kindisch-wahnwitzigen Größenwahns, der in dem kleinen, in vielen Dingen höchst kläglichen Deutschland den Nabel der Welt sah. Fichte war tapfer und gut in Jena; er wurde — wie so ziemlich ausnahmslos Alle — widerlich in der Jauchen-Atmosphäre der berliner Universität. Dort „befruchtete" er, zusammen mit dem herzig lieben Hegel, Alle: Ranke und Droysen und Sybel und — Treitschke, bis herunter zu Lenz und Meinecke. Grade die vielgerühmte „spekulative" Philosophie, einschließlich Kants „praktische Vernunft", hat uns mit dahin geführt, wo wir sind.

Also: Nieder mit dem Fichte der ‚Reden an die deutsche Nation', mit dem berliner Fichte. Es ist das Selbe wie mit dem Luther nach 1525; nach Worms (was aber auch schon nur so, so war).

2. Flake sagt treffend: Die Nation ist korrupt, ist verdummt, hat kein Verhältnis zum Moralischen. Ausgezeichnet! Aber er nennt die Deutschen auch „schwerfällig". Das sind sie, glaube ich, in ihren entscheidenden Schichten: Intelligenz (?) und Bourgeoisie durchaus nicht. Der „deutsche Michel" existiert nur in völkischen Hirnen.

„Doof, aber gerissen" hat meine Tochter Sybille schon vor Jahren gesagt. Die Massen sind zwar intellektuell dümmer, dafür aber technisch besser als andre Völker und ethisch ihnen etwa gleichwertig.

Aber diese Ausstände und Abweichungen ändern nichts am Gesamteindruck. Was Flake über den Nationalismus sagt, der in Deutschland von den Deutschnationalen bis zu den Unabhängigen reicht, was er über Aktivität der Moral und über Haß spricht, ist famos.

Nur täuschen wir uns nicht: es ist eine ganz verschwindende Zahl von Menschen in Deutschland, die so denken. Und es war eigentlich immer so. Immer war ein Tiefstand; die ganze deutsche Geschichte — etwa mit Ausnahme der Sachsenkaiser, Friedrichs II. von Preußen, allenfalls ein oder zwei Hohenstaufen — war erbärmlich und tief verächtlich. Und Weimar? Eine wunderschöne Episode und so „undeutsch", wie etwa Bismarck in seinem Innersten — als Rebell, Skeptiker, Wissensdurstiger — eine undeutsche Episode war.

Ich meine: alle Kraft, aber auch alle, müßte darauf verwendet werden, die Deutschen zur Selbstkritik, zur Bescheidenheit, zur Wahrheitsliebe — welche schmierige Verlogenheit hierzulande! — zu erziehen. Wenn die Lausejungen, die — als Kassuben, Wenden, Pollacken, Juden und Germanengemisch — sich „völkisch" aufspielen, belehrt werden könnten, daß fast Alles, was sie über Deutschland gelernt haben und produzieren, Schwindel ist — dann blinkte vielleicht mal wieder ein Sternlein.

Wir Alten (das heißt: ich) werden ihn nicht mehr blinken sehen.

Schöne Grüße der Ihrige

R. Witting

Grabbe und Shakespeare

Dem Scherz, der Satire und der Ironie kann wirklich die tiefere Bedeutung nicht ganz mangeln, wenn man noch 1923 begierig anhört, was 1822 ein einundzwanzigjähriger Student über seine dichtenden Zeitgenossen und Ahnen zu witzeln gehabt hat. Er witzelt eben nicht. Sein Witz schlägt drauf los, daß die Funken springen. Er will kein Feuerwerk, sondern eine Brandstiftung. Satire, die den Namen verdient, ist immer zugleich vernichtende Kritik, und der Hauptunterschied von der wissenschaftlichen Form der Kritik gewöhnlich die Kürze. Wozu der Schiller-Hasser Otto Ludwig drei Seiten gebraucht, das sagt Grabbes Teufel in Einem Satz über ‚Wallenstein'. Aber diese satirische Kritik haftet so wenig am Einzelfall, daß sie zur fruchtbaren Kunstlehre wird. „Mir ist es wie dem Vater Homer gegangen: ich habe seit zwei Jahren keinen Schweinebraten mehr geschmeckt." „Ei, woher schließen Sie denn, daß der alte Homer keinen Schweinebraten geschmeckt hat?" „Weil er ihn so delikat beschreibt." Das Leben Flauberts war nötig, und die umständlichste Poetik wäre nötig, um eine solche Behauptung zu beweisen, die sich bei Grabbe durch ihre schlagende Form selbst beweist. Der zerfetzteste Geist, der oft ein flackerndes Licht für einen Blitz ausgibt und das einsieht und zugesteht, heilt doch ebenso oft zu Prägungen von leuchtender Schärfe und bevorzugt unter seinen kraftgenialisch-burlesken Einfällen die Sorte, die Perspektiven in den schmerzhaft-bittern Ernst dieses und jedes höhern Daseins zuläßt. Es ist keine Seltenheit, daß Künstler selbstironische, galgenhumoristische Blicke auf den eignen Scheitel tun. Dem hin und her gerissenen, verzweifelt stöhnenden und unheimlich lachenden Grabbe genügt dazu nicht die Figur, die nach der Romantikerweis' unter dem Namen Grabbe auftritt. Er projiziert sich außerdem in Herrn Mollfels, in den Dichter Rattengift und in dem Teufel, der unsre Phantasie zu absonderlichern Ahnungen aufreizt, als nachher befriedigt werden. Denn in diesem Vorgänger, Anlaufnehmer und Buchsataniker steckt ein tüchtiges Stück Bramarbas. Er ist halb deutscher Christopher Marlowe, halb Christian Dietrich Sterilke. „Das Unzüchtige zieht mich gewaltig an, aber das Versoffene kirrt mich nicht minder — wenn ich nur wüßte, welches von beiden das Immoralischste ist!" Das könnte Nestroys Holofernes sagen. Aber Grabbe meint es gar nicht parodistisch. Er schwankt ehrlich und entscheidet sich für das Versoffene. Der Stolz des Stückes ist das nächtliche Gelage. Hier, und vielleicht hier allein, ist nicht die kleinste Kluft mehr zwischen Sehnsucht und Vermögen. Eine triefende Orgie. Es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Sekt und Fusel sich mengt. Die Zunge brennt auch Dem, der zusieht. Mit steigender Verglastheit legt sich um Menschen und um Dinge ein nebulöser Flor, hinter dem ihre Konturen schaurig bizarr werden. In Körper und Seelen krümmen sich wüste Kurven, verdicken sich, reißen ab, wachsen an den falschesten Stellen wieder zu-

sammen, werden zu einem Gekröse, zum Gekröse des Deliranten, in den die vier Deliranten magisch-mystisch verschinelzen, und der dem Schöpfer des Puppenspiels immer ähnlicher wird. Der hat die Blendlaterne der romantischen Ironie in der Hand und im starren, glatten Antlitz zwei gespenstisch stechende Augen, die boshaft und kennerisch auf den Grund unsres Herzens, unsres Leids, unsrer Armseligkeit dringen und zu keinem Mitleid bewegt werden. Der Bekämpfer der Shakespeare-Manie, der manchmal Wedekind nicht übertrifft — in dieser Szene hat er Shakespeare erreicht.

Aber nicht nur in dieser Szene hat sich der Regisseur Erich Engel shakespearereif erwiesen. Unter dem Anhauch einer farbenlustigen Phantasie war aus Literatur und Literatursatire ein Leben geworden, das uns zu dicht auf unsern Leib von heute rückte, um aktueller Anspielungen zu bedürfen. Wozu das neue Wort Expressionismus in dem alten Text fälschen, wenn der Rhythmus, der da gestampft wird, nicht hundertjährig, sondern blutjung und blutverjüngend ist! Das ist der Regisseur, den das Deutsche Theater braucht. Er sitzt nicht auf seinen Einfällen, bis sie breit, behaglich und Selbstzweck werden: er durchblitzt mit ihnen Situationen, Figuren und Dialog zu ihrer Erhellung, niemals zur Selbstbespieglung. Sein Hauptverdienst: daß ebenso wenig wie er eine Einzelleistung hervortritt. Man müßte alle Schauspieler nennen, tut also genau so recht, keinen und keine zu nennen. Eine Totalität ist da und ihr Fluidum, der anonyme Zauber, um dessentwillen allein der umständliche Theaterbesuch sich verlohnt. Von „Was Ihr wollt“ habe ich mehr zuhaus als im Lessing-Theater Bleichenwang hat zu sagen: „Auch mich hat einmal Eine geliebt“, und sagt hier verletzend stilwidrig immerzu: „Auch mich hat mal eine Geliebte gehabt“; „Komm, herbei, Tod“ wird statt vom Narren von Viola gesungen, die leider gar nicht singen kann; und dergleichen unnötige „Verbesserungen“ eines ziemlich bewährten Autors. Klänge von Mozart — warum nicht zu einer Komödie, deren Wesen Schönheit und Heiterkeit, Derbheit und Lieblichkeit, Schwermut und Daseinsfreudigkeit ist! Aber verschwebende Klänge aus entlegenen Sonaten und Serenaden, geeignet zu melodramatischer Untermalung — nicht weltberühmte Opernarien von kräftigster Selbständigkeit, ja Selbstherrlichkeit. César Klein baut für zwölf Bilder eine mächtige Halle, deren Hintergrund lieblich wechselt; gewiß: und doch wärs der Stimmung nützlich, daß plumpe, närrische, unbeträchtliche und seelenvolle Menschen in Räume auch von verschiedenem Format gesteckt würden, zum Beispiel die ungezügelt fidelen Gesellen in einen niedern, fensterlosen Kneipkeller. Zwei Grundmelodien: diese rücksichtslos niederländische und diejenige, die aller Liebe Nahrung ist. Sie beide für sich ganz zu treffen und gegen einander abzutönen, erfordert ein Künstlertum, das sich hoffentlich auf Barnowsky eines Tages vom Himmel hoch niedersenken wird. Unter seiner sichern Leitung wird fast durchweg geschmackvoll und wirksam Theater gespielt. Nicht

genügend wirksam: Loos als Malvolio. Em Muster von Wirksamkeit: Diegelmann, den die unmenschliche Wucht eines Elefanten keineswegs hindert, kunstvolle Einzelheiten in Menge — nicht zu verstreuen, sondern mit äußerster Akkuratesse an den richtigen Fleck zu setzen. Janssens Narr könnte für den wahrhaft göttlichen Schluß musikalischer sein. Johanna Hofer hat eine von den unwiderstehlichen Stimmen, die Zartheit und Festigkeit gleich voll und überzeugend ausdrücken. Mit ihrer Olivia harmonierte Cesario; aber sonst war in der Gesamtaufführung und ihren meisten menschlichen Bestandteilen eigentlich kein Strom, und das ist für ein Mitglied des genus irritabile wie Elisabeth Bergner vom Uebel. Jedenfalls erklärt sich mir so, daß der Eindruck eines Reizes zerflatterte, der sich oft wunderbar geschlossen mitgeteilt hat und freilich selbst an minder hinreißenden Abenden Dank und Huldigung verdient.

Wetterleuchten von Alfred Polgar

Ein Altersstück August Strindbergs, blaß, dünn, leise; feine Glieder in dickern Gelenken. Die Atmosphäre des Spiels hat die Stimmungsfarbe: überstandene Krankheit. Das Weiche, Friedsame, das Dankbare und Aengstliche einer Rekonvaleszenz schwebt und webt in ihr. Krankheit, Vergangenheit, meldet sich nur noch anfallsweise. Wieder steht das Problem Mann und Frau zur Erörterung; mit halber Stimme geführt, wird sie bald abgebrochen (um den Patienten nicht aufzuregen), und der Staatsanwalt wider das Weibtum verzichtet auf sein Plaidoyer, das ihm drohend aus der Tasche guckt. Geisterhaft erscheint dem „Herrn“ die Frau, gegen die er einst ehelich gelebt hat, beunruhigt seinen Altersfrieden. Aber ihre Nähe löscht geheime Sehnsucht und Bangigkeit, die eine illusionfördernde Distanz brennend erhalten hatte: Die Dame entschwindet, das Gewitter vergrollt, und zahme Seligkeit des Junggesellenidylls dämmert auf. Das Schicksal hat hier sein Pensum erledigt; nun hält es, in Filzpantoffeln und Nachthaube, Siesta. Nichts mehr wird den Veteranen der Ehe im Genuß seiner seelischen Invalidenrente stören. Wunderschön, mit Dichters Mitteln, ist die Stimmung der Einsamkeit, des Verzichts getroffen, das sachte Schwinden des Persönlich-Besondern eines Daseins und dessen Verfließen ins Typische, als Uebergang zum Tode. Mit vielen feinen Stimmen redet die Stille, die Laternenflamme summt ein Abendlied, das Telephon schreit manchmal auf, als störe ein Angsttraum seinen Schlaf. Und die Bäume vor dem Haus sind Zypressen, obgleich sie Birken sind.

Den „Herrn“ spielt an der Neuen Wiener Bühne Albert Bassermann. Jede Bühnenminute füllt er bis zum Rande mit Inhalt, Blick und Gebärde tragen das innerste Wesen der Figur heran, gelebtes Leben schwingt mit im Klang ihrer Gegenwart. Bewundernswert die Zweieinigkeit von Technik und Natur in Bassermanns Spiel, wie ihm jene, in des Wortes Sinn: zur Natur wird, wie diese, reich und warm, in jene einströmt, Gemachtes zu organisch Gewordenem wandelnd.

Umstellung von Morus

Deutsches Kapital im Ausland

Im Laufe des Januar werden in Paris die beiden Sachverständigen-Ausschüsse zusammentreten, die die Reparationskommission zur Prüfung der deutschen Finanzen ernannt hat. Uns Deutschen liegt begreiflicherweise der erste Ausschuß mehr am Herzen, der über unsre Finanzen und über die endgültige Stabilisierung der Währung befinden soll. Denn nach den letzten Mitteilungen über den Stand der Rentenbankkredite und der Steuereingänge kann leider kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß es mit der Herrlichkeit der stabilen Mark bald vorbei ist, wenn nicht eine ausländische Finanzkontrolle uns schleunigst Hilfe und Ordnung bringt.

Im Ausland interessiert man sich aber mindestens ebenso stark für den zweiten Untersuchungsausschuß, der die Aufgabe hat, die ins Ausland verschobenen deutschen Kapitalien festzustellen und Vorschläge darüber zu machen, wie man ihrer habhaft werden kann. An diesem Ausschuß wird sich auch ein Amerikaner, der Präsident der kalifornischen First National Bank, Robinson, beteiligen, und England hat keinen Geringern als MacKenna mit der Untersuchung dieser heiklen Frage betraut. MacKenna, der frühere Schatzkanzler im Kabinett Lloyd George und jetzige Leiter der londoner City and Midland Bank hat sich schon früher öffentlich über die deutschen Kapitalien im Ausland geäußert und sie auf fünf Milliarden geschätzt. Von amerikanischen Finanzsachverständigen werden die deutschen Kapitalien in den Vereinigten Staaten auf 200 Millionen Dollar in Gold oder Bankguthaben beziffert, und es werden auch die Banken genannt, bei denen die deutschen Schieber einen Unterschlupf gefunden haben. Außer einer Reihe von Nationalbanken sollen es vornehmlich die Bankhäuser Hallgarten, Ladenburg, Thalheim, Speyer und Bossevain sein.

Nicht ganz so sachlich beschäftigt man sich in den kleinen neutralen Nachbarländern Deutschlands mit der Angelegenheit. Namentlich die schweizer Finanzkreise zeigen sich etwas nervös. Den Anlaß zu dieser Nervosität hat eine Veröffentlichung zweier französisch-schweizer Handelsjournalisten, Wernlé und Wulffsohn über die deutschen Kapitalien im Ausland gegeben, eine Schrift, die auch in Frankreich großes Aufsehen erregt hat. Die schweizer Zeitungen sind ein wenig verschnupft darüber, weil die Verfasser sich im Vorwort etwas hochnäsig als die beiden bekanntesten schweizer Handelsjournalisten titulieren lassen, und die schweizer Banken sind noch weniger davon erbaut, weil sie nicht gern in den Ruf der Hehler kommen wollen. Die Vereinigung der schweizer Banken hat eine Gegenkundgebung erlassen, worin das seit 1917 in die Schweiz beförderte deutsche Kapital auf höchstens 300 Millionen schweizer Franken, also auf nur 200 Millionen Goldmark geschätzt wird, was vielleicht doch etwas niedrig gegriffen sein dürfte. Auch in Holland sind die Bankiers merkwürdig schweigsam, aber ein sozialistischer Abgeordneter hat eine Interpellation darüber in der Kammer eingebracht.

Die Schätzungen des deutschen Finanzoffiziosentums bleiben selbstverständlich noch weit unterhalb der bescheidensten Schätzungen des Auslands. Dr. Melchior hat, wenn wir uns recht erinnern, die deutschen Guthaben im Ausland auf höchstens ½ - 1 Milliarde Goldmark ange-

geben, und Helfferich hat sie einmal ganz in Abrede gestellt. Tatsächlich dürfte schon ein ganz stattliches Reservoir sich draußen angesammelt haben, denn es steht doch fest, daß ein sehr großer Teil der Exporteure ihre Exportgewinne gar nicht erst nach Deutschland hereinbringen, sondern gleich bei ausländischen Banken stehen lassen. Nun werden diese Kapitalien gewiß nicht mehr alle zu drei oder vier Prozent Zinsen in Bankdepots lagern oder gar als bares Geld in irgendeinem Strumpf versteckt liegen, sondern sie werden, besonders soweit sie Großindustriellen gehören, als werbende Anlage in eignen oder fremden Geschäften arbeiten.

Aber grade deshalb besteht die Gefahr, daß die Untersuchungen des pariser Ausschusses plötzlich von der Stentorstimme deutscher Patrioten übertönt werden, die sich dagegen wehren, daß man deutschen Männern ihr letztes Hab und Gut im Ausland entreißen will. Einen Vorgeschmack bekam man schon kürzlich aus einem halbamtlichen Communiqué, das sich mit viel Eifer der „Berichtigung" der schweizer Banken annahm, ohne die Vorgeschichte klarzustellen. Wir haben, auch wenn sich über den volkswirtschaftlichen Wert von Kapitalien im Ausland streiten läßt, zur Zeit gar keinen Grund, uns Derer anzunehmen, die ihr Geld in den letzten Jahren jenseits der Grenze in Sicherheit gebracht haben, und können froh sein, wenn uns die ausländischen Sachverständigen dazu verhelfen, die verschobenen Kapitalien für die Lasten des Reiches zu mobilisieren.

Goldbilanzen

Der große Stichtag, an dem die deutsche Wirtschaft wieder anfangen muß, sorgfältig und wirklich wie ein „ordentlicher Kaufmann" Buch zu führen, ist vorüber. Mit Müh' und Not hat das Reichsjustizministerium noch nach wochenlangen Beratungen mit dem Reichswirtschaftsministerium und mit allen möglichen Stellen der Wirtschaft die Verordnung über die Aufstellung der Goldbilanzen zum Jahresanfang fertiggestellt. Die deutsche Wirtschaft muß in der Tat wieder in ihrer ganzen Geschäftsgebarung von vorn anfangen, und so schreibt auch die Verordnung ganz zweckentsprechend vor, daß das neue Leben mit einer regelrechten Eröffnungsbilanz beginnen soll. Daß damit Verschleierungsmöglichkeiten in Hülle und Fülle gegeben sind, liegt auf der Hand, aber es ist noch immer besser, als ob man in leicht veränderter Form den alten Schwindel fortsetzt.

Von einschneidendster Bedeutung für die Börse und indirekt für das ganze Wirtschaftsleben ist vor allem die obligatorische Zusammenlegung der Aktien, die dadurch geboten wird, daß die kleinste Aktie künftig nominell auf 100 Goldmark lauten soll. Man ist also nicht zu dem naheliegenden englischen System der Pfundaktie übergegangen, sondern hat die durchschnittliche Verwässerung des Aktienkapitals zu Grunde gelegt, die wohl im Durchschnitt ungefähr das Zehnfache des Vorkriegskapitals betragen dürfte. Trotzdem werden wahrscheinlich bei tausenden von Gesellschaften — die Gesamtzahl der deutschen Aktiengesellschaften beträgt heute 50 – 60 000 gegen 15 - 20 000 vor dem Kriege — scharfe Zusammenlegungen stattfinden müssen, und höchstwahrscheinlich wird es dabei nicht ohne Schädigungen namentlich der Kleinaktionäre abgehen. Aber der Schnitt muß einmal gemacht werden, und je früher er kommt, desto schneller wird auch die Börse

wieder von den abnorm großen Schwankungen, die jetzt bei stabilem Markkurs von einem zum andern Börsentag ohne besondere Veranlassung ein Drittel und mehr ausmachen, wieder einigermaßen ins Gleichgewicht kommen. Dazu aber ist notwendig, daß der große Publikumsschwarm sich wieder verliert und wieder die Möglichkeit bekommt, sein Geld sicher und gutverzinslich wo anders anzulegen als in Aktien, von denen er meistens noch nicht einmal weiß, zu was für einem Unternehmen sie gehören.

Kleine Reise von Peter Panter

> Das Rathaus zu Goslar ist eine weißangestrichene Wachtstube. Das danebenstehende Gildenhaus hat schon ein besseres Ansehen. Ungefähr von der Erde und vom Dach gleich weit entfernt stehen da die Standbilder deutscher Kaiser, räucherig schwarz und zum Teil vergoldet, in der einen Hand das Zepter, in der andern die Weltkugel; sehen aus wie gebratene Universitätspedelle.
>
> *Heinrich Heine: Die Harzreise*

Graf Koks lehnte sich behaglich in die weiche Ecke des warmen Coupés Zweiter Klasse, das zu benutzen seine Mittel ihm gestatteten. Draußen der Gang des D-Zug-Wagens war gerammelt voll, er streckte sich wohlig auf seinem Sitz. Die Brotkartengesichter um ihn herum schliefen oder dösten. Er bat Aphrodisiaka, die gegenübersaß, ein glückliches Gesicht aufzuziehen, was sie freundlich lächelnd tat, genoß die Vorstellung: Fünf freie Tage, fern von Berlin — und schlug sein Lieblingsbuch auf, bei dessen Titel man schon das Schmunzeln bekam: ‚Collin ist ruiniert' von Frank Heller.

Wie da Geschichte und — erdichtete — Realität durcheinandergingen und in einander verwebt waren! Wie man bald nicht mehr aus noch ein wußte, kaum noch unterschied, ob Professor Pelotard eine Romanfigur oder ein wirklich existierender Mensch war, ob Ereignisse als gedruckt oder als gelebt zu gelten hatten, und von Gnaden welcher Phantasie eigentlich Lavertisse lebte und durch die Seiten wandelte! Der Weihnachtszug fuhr knackend über die Weichen, stieß polternd bei den Kurven an und nahm alle süßen Ecken mit . . . Wie viel gute Laune sang aus diesem Buch! Mit welchem Behagen war daran gearbeitet worden! Beneidenswerter Frank Heller! Graf Koks hatte vergessen, wie der bürgerliche Name dieses Schriftstellers eigentlich lautete — auf alle Fälle war er schwer zu beneiden! Wieviel sanfte Nachmittage, leuchtende Morgen, braun hindämmernde Abende waren in dies Buch mit hineingenommen worden! Wie glatt mußte Alles funktioniert haben, als der Autor dieses Kind austrug; Wetter, Bankauszüge, Verdauung und die Dame seines Herzens! Eine unbändig gute Laune sprach aus Allem: tausendmal machte der Fabulierer in der Fabel Halt, verlustierte sich an bunten kleinen Einzelheiten und beschrieb mit ebensoviel Sorgfalt wie himmlischem Humor italienische Straßenszenen und spaßige Einzelheiten aus sicherlich erlebten, sehr sorglosen Tagen . . . Ja, das war ein amüsantes Buch.

Aufatmend legte er beiseite, was er glückselig lächelnd durchgekostet hatte . . . Goslar.

Wenn man ausstieg, war noch gar nichts. Goslar fing nicht am Bahnhof an; es war, wie wenn sich Jemand auf einem Maskenfest in einem nüchternen Vorraum erst die Gummischuhe auszieht . . . Bahnübergang, graue preußische Backsteinbauten — aber dann, nach fünfzig Schritten: Lebkuchen, kleine Giebel, angeklebte Fenster, weicher Watteschnee auf den Spitzwegdächern — Regie: der Winter, und es war sehr hübsch inszeniert. Graf Koks und die Gräfin Koks wandelten leise erfreut durch die krummen Straßen, nahmen im Hotel Zur goldenen Guirlande Wohnung und zogen sich in ihre Appartements zurück.

*

Das gräfliche Paar strich unproduktiv und in keiner Weise zum Wiederaufbau Deutschlands beitragend die Straßen entlang. Dunkelblaugrau war der Weihnachtsnachmittag, sacht nahm der Beleuchter das Licht aus den Soffitten und verdunkelte langsam die Rampe . . . Die ersten Lichter in den Stuben zwinkerten.

Die Ausgestoßenen wandelten durch die Sträßchen, keiner familienhaften Weihnachtsfeier teilhaftig. Der kalt glitzernde Schnee knirschte unter ihren Schritten, nur wenige Goslarer gingen hastig, bepaketet und festlich zur Eile getrieben, dahin. Durch die Fensterchen funkelten die Lichter der ersten Weihnachtsbäume, man ahnte die Freude, und wenn man genau hinhörte, roch es gebraten und warm.

Da feierten sie. Es feierte der sächsische Industrielle, der sich seine Tarifverhandlungen durch die Reichswehr führen ließ; es feierte der Offizier, der mit der einen Hand für die gefangenen Brüder an der Ruhr focht und mit der andern die Brüder aus „hüringen in die Schutzhaft sperrte, daß es nur so knackte.

„Ihnen gilt in erster Linie unser Weihnachtswunsch nach Frieden und Freiheit“ hat unser Reichskanzler durch Rundfunk weitergegeben. „Ihnen“ — damit meinte er natürlich Die in Thüringen und Sachsen. Oder war er auf eine andre Wellenlänge eingestellt? Da umstand den Weihnachtsbaum der Landgerichtsrat, der in Hannover einen kleinen ostgalizischen Devisenschieber zu acht Monaten Gefängnis verurteilt hatte; es zündete an die christlichen Lichter jener Richter, der Kaufleute freigesprochen hatte, weil sie einer Frauensperson aus Köln ob ihres Umgangs mit Franzosen die Zöpfe abgeschnitten hatten: sie Alle feierten warm und wohlbehalten Weihnachten. Manche Fenster waren dunkel: vielleicht heulte hinter ihnen in der Kälte eine Frau, deren Mann in einem Gefängnisloch hockte, stumpfsinnig und von Gott und dem Ausnahmezustand geschlagen, den sein Präsident über ihn verhängt hatte. Hatte sich Christus der Sünder erbarmt — der Wehrkreiskommandeur dachte über diesen Fall anders.

Das gräfliche Paar hob die Köpfe. Gesang? Gesang quoll über die Häuser, zog linde durch die schneidend kalte Luft. Und Orgelklang . . . Sie gingen ihm nach und kamen an eine Kirche.

Graf und Gräfin Koks traten ein. Weihnachten! Das hohe Fest der christlichen Kirche — wie wurde das gefeiert?

In einem steinkalten Raum standen lieblos geputzte Tannenbäume. Man sang recht schlecht und falsch. Ein fahles Dutzendpublikum füllte die Bänke und machte hoffnungslos stumpfe Ge-

sichter. Auf diesen Gesichtern stand; Brotkarte, Tarif, Wohnungsamt, Abbau, Tarif, schematischer Abbau, Tarifabkommen.

Ein Gehaltsempfänger in schwarzem Behang schritt auf die Kanzel und sagte auf, wozu er verpflichtet war. Aber getragen vorgebrachte Papiersätze sind noch kein Pathos, und so wurde auch dies keines. Nicht ein Wort, das einen anging, nicht ein Wort, aus dem die geistige Not dieser Zeit sprach — nicht ein Wort davon, daß so Vieles zerbrochen, so Vieles neu, aber unvollkommen geboren ward . . . Zitate aus der (inzwischen verfilmten) Bibel taten es auch nicht, und was darüber war, bewegte sich auf dem Niveau einer Weihnachtsbetrachtung des Berliner Lokal-Anzeigers. Die Masse saß starr und stumpf; der einzige natürliche Laut in diesem Raum war das selbstvergessene Lallen eines Kindes, das, mit dem Finger im Mund, selig in die flimmernden Kerzen guckte und von Gott und diesen seinen Vertretern noch nichts wußte. Der sorgsame Küster hatte die Tür abgeschlossen, die gräflichen Besucher konnten nicht herausgelangen und hingen nun mit gekreuzten Beinen an den Lippen des verehrten Redners. Er sprach die angenehme und klare Mundart der niedersächsischen Gegend, die einen der saubersten Dialekte Deutschlands spricht. Aber was er sagte, mußte selbst Den jammern, in dessen Namen er zu sprechen vorgab . . . Es war zum Gotterbarmen.

Das gräfliche Paar begab sich elastischen Schrittes auf den Heimweg. Oben, auf dem Turm der . . . kirche stand ein Bläserchor und tat das Seine. Die kuppelüberdachte Plattform, die aussah wie die Spitze eines Baumkuchens, war schwach erhellt, weihevoll und erschröcklich falsch drangen die Töne von „O du fröhlicheee“ herunter in das Weltgewühl von mindestens zweiundvierzig Passanten. Das war hübsch. Welch ein Anachronismus, dieses Weihnachten! Man denke sich in den irren Lärm der drei berliner Börsensäle ein Weihnachtslied gespielt — es paßte nicht ganz dorthin. Aber man denke sich dort: „Yes, we have no bananas!“ — Rhythmus, Melodie und Text würden nur noch aufreizender, noch aufregender, noch bejahender wirken. Fatal, daß so viele Leute nur Weihnachten feiern, weil so viele Leute Weihnachten feiern.

Das Paar ging zur Ruhe. Gute Nacht

*

Für den nächsten Tag war Schlittenfahrt angesagt. Wie gut, daß an der Wirtshaustür: „Denkt an die Schande von Versailles!“ angeschlagen stand! Denn so war der schlechte, aber teure französische Rotwein, den es zum Frühstück gegeben hatte, erklärlich und bekömmlich gemacht. Draußen blus die Platzmusik aus leicht angefrorenen Posaunen, die Schellen auf den Pferdekopfbüschen vorm Schlitten klingelten — los gings.

Der Schnee „stand rieselnd“, wie Alexander von Villiers sagt, der Schlitten klingelte sich zu Tal, und die ernsten, schweigsamen Tannen . . .

(folgen zwei Seiten Landschaftsschilderung).

Durch den weißen Schnee kamen einem Leute entgegen. Tarifgesichter, grau und gelb von Zimmerluft, verkniffen und gefaltet

von vielerlei rechthaberischen Verhandlungen, paßten sie nicht einmal in diese Natur. In die Ecke, Stubenwesen — seids gewesen, seids gewesen . . . !

Nun ist der Harz allerdings nur noch ganz schwach mit Natur gefüllt. Da gibt es nichts mehr zu entdecken, da ist kein Neuschnee, da blüht nichts mehr unverborgen: kein Fußbreit Boden, auf dem nicht ein Sachsenschuh entlanggelatscht wäre, Alles ist eingezäunt, mit Tafeln versehen, tausendmal erklärt und gänzlich ausgelaugt. Eine Stadtanlage.

Im Achtermann zu Goslar ist eine Bismarck-Nische. Von Historie geschwängert liegt die niedrige Decke bedeutungsvoll über den dicht mit Bildern besäten Wänden. Bismarck zu Pferde und Bismarck zu Friedrichsruh, Kitschonia, die Göttin der achtziger Jahre, beut gewänderumwallt dem reisigen Helden irgendeine symbolische Klystierspritze, und was der Kladderadatsch an ranzigem Fett da unter Glas und Rahmen zu hängen hat, das ist gar nicht zum Blasen. Immerhin fehlt auch eine handschriftliche Probe des Gewaltigen nicht: „Wenn der Deutsche sich auf sich selbst besinnen soll, muß er erst eine Flasche Wein im Leibe haben ...“ Heil!

Es wird überhaupt ein bißchen viel geheilt in Goslar. Die Zeitungen sind voll von Versammlungsberichten der Jungmannen verschiedenster Observanz. ‚Stahlhelm’, ‚Jungdeutscher Orden’, ‚Bismarckbund’ und was sonst noch so in Preußen gut und verboten ist, tagt dort ununterbrochen. „Ein flottes Tänzchen beschloß die von echt deutschem Geist durchwehte Weihnachtsfeier.“ Geleitet von Studienräten, Geistlichen und andern Jugenderziehern, die einer neudeutschen Jugend das ganze von den Romantikerepigonen entlehnte Vokabularium an den Kopf werfen, womit sie schon einen Weltkrieg verloren haben: noch mal! noch mal! Man denke sich ein dünnes Abziehbild der Original-Imitation eines Fichte-Kopisten, und man hat ungefähr einen Begriff von dieser Diktion. Nicht eine Spur von Selbsteinkehr, nicht ein Lichtlein Demut, Selbstkritik, Blick nach innen — vielmehr ein dummdreistes Geschrei gegen den Erbfeind, ein Gassenantisemitismus, der einen zum innigsten Verehrer des berliner Konfektionsviertels machen könnte, und ein rohes Gebrüll gegen die Arbeiter und für den Zwölfstundentag der Andern. Die Herren selbst sind mit seiner lukrativen Organisation beschäftigt. Masochisten im Stahlhelm, umbrodelt von einer heidnisch-germanisch-christlichen Bier- bezw. Weinanschauung.

Krumme Gassen, gaßauf, gaßab. Sie gingen hinter einander, weil das Trottoir so schmal war. Wie, wenn sich nun plötzlich eine Hand aus einer pfefferkuchenbraunen Tür streckte und die Gräfin wegschnappte, Koks merkte es erst an der nächsten Ecke, ruft angstvoll: „Aphrodisiaka!“ — aber sie ist und bleibt verschwunden . . . Nein, hier ist Preußen. Märchenhaft sind nur unsre Minister. Sonst nichts.

Letzte Promenade durch die verwinkelten Gassen. Begreiflicher Hang der Bewohner, bei solchen Kulissen auch immer wieder die alten Stücke aufgeführt zu sehen. In einem Laden eine Uhr, nur aus Stroh, wie so Vieles in diesem Lande. Eine Zei-

tung hatte die Nachricht gebracht: „Eine Violine aus Streichhölzern erbaut. Wiederum ein Beweis deutschen Fleißes ...“ Wobei zu bemerken, daß dort kein Satz mehr ohne dieses nicht geographische; sondern wertbejahende Adjektiv gedruckt werden kann. Eine echt deutsche Schmockerei!

Letzte Promenade, Winke-Winke, Abschied und Räderrollen. Durch vereiste Scheiben flimmern die Lichter Goslars.

Der Graf setzte sich wiederum in die Ecke, zog den Schelmenroman Frank Hellers aus der Tasche und sprach in seine kleine, aber wohlgepflegte Zigarre:

„Frau Gräfin, wir fahren jetzt in den zwanzigsten Jahrgang der ‚Weltbühne‘ hinein! Zehn Jahre davon bin ich auch dabei gewesen, und es waren nicht meine schlechtesten ! Das ist die einzige Stelle in Deutschland, wo man sagen kann, wie einem ums Herz ist, und wo ich immer die Wahrheit sagen durfte: ohne taktische Rücksichten auf Verleger, Inserenten und Leser und ohne jene maßlos törichte Feigheit der großen Presse vor ihrer eigenen ‚Kulturmission’. Komm, schreib an S. J. eine Ansichtskarte und gratuliere ihm: ahnungslos, aber herzlichst!“ „Und warum“, fragte die Gräfin, „sind Sie nicht mehr dabei, Herr Graf?“ Da sah der Graf noch einmal von seinem Buch auf und sagte: „Weil die Zeit mir dagegen zu sein scheint. In einem schlecht geheizten Warteraum voll bösartiger Irrer liest man keine lyrischen Gedichte vor. Wenn irgendeiner uns in das Ausland unter richtige Menschen holt, damit wir erst einmal wieder einen klaren Kopf bekommen, Uebersicht und Festigkeit, dann will ichs wieder versuchen. Bis dahin bleibt — über diese Sozialdemokratie, über Industrie-Wegelagerer, Städteaushungerer und Schutzhaftgenerale, über den Bürgerpräsidenten Louis Philippe Ebert, über Radeks sitzen gebliebene Zöglinge und Bayerns Ehrenwortfabrikanten — bis dahin bleibt nur Eines: Schweigen. Schweigen. Schweigen.“

Der Dichter an sein Schnitzel von Frank Warschauer

\l/enn ich einen festgefügten, prallen Bauch habe,
vollgefüllt mit reiner Milch, Schnitzel und Weißbrot,
kann ich ruhig über das Weltall meditieren.
Wenn ich indessen ein dünner Mensch bin,
haltlos pendelnd über dem Abgrund eines hohlen Magens,
ohne feste Basis und Grundmauern,
meine Freunde, dann sind alle Anstrengungen vergeblich.
Nur zu dem Vollgefressenen spricht Gott, meine Lieben.
Der leere Mensch ohne den innern Frieden
ist ein zerrissenes Hemde im Wind,
ab und zu durch trügerische Luft etwas gebläht
amüsiert er höchstens die Kuhmägde und Piefkes kleinen Emil.
O Schnitzel, höchste Lust! O Beafsteak deutsch und à la Meyer!
O wunderbares Omelett! O Ihr, grüne Bohnen und Hammelfleisch!
O Blumenkohl! Freundlicher guter Rinderbraten !
O Kalbsbraten, innig Geliebter, und grüner Salat!
Pudding, mein Freund, und Du, gewaltiger Käse!
Blicket mich an, Ihr Guten! Versammelt euch um mich,
O bleibt mir treu! Verlaßt mich nicht, Gefährten!!

Bemerkungen

Musikbolschewismus

In der Staatsoper sitzen ein paar hundert Beethoven-Deutsche. Das sind Menschen, die verdienen; ein Mal in ein paar Wochen gehen sie in ein Konzert — und dann gehen sie weiter verdienen. Denen führt ein Dirigent etwas Neues vor — sagen wir: Skrjabine. Der starb 1915. Tut nichts, das ist ein Bolschewist. So eine Musik! Da muß man zischen. Und man zischt. Warum nicht? Aber — und das ist das Einzige, was noch Mut gibt, zu atmen — es sind Einige da gewesen, die haben nicht gezischt, die haben nicht dazwischengerufen, die haben nicht geklatscht. Sie saßen da und waren verzaubert. In einer Welt waren sie zu Gast, wo Vögel fliegen, vor deren Rauschen uns die Ohren von einer andern Welt klingen. Und unsichtbare Chöre klangen mit, die uns Lieder sangen, wie wir sie hier noch nie gehört. Aber den Beethoven- Deutschen erklangen sie nicht. Für Die, denen Beethoven der Gipfel ist und Wagner — allenfalls — ein Problem, war es ein Geräusch. Und sie zischten. Warum ich das schreibe? Wozu noch eine Musikkritik? Wozu heut überhaupt noch schreiben? Für wen? Für Die, die auch dem Konzert in die Bank zurückgehen? Für Die, die acht Stunden im Tag Geschäftsbriefe tippen und abends im kalten Zimmer sitzen? Die alle warten. Worauf warten wir? Worauf wartest Du? Auf das Wunderbare. Auf den Tag, der uns Alle befreit. Das hat nichts mit einer Musikkritik zu tun. Und in die Schlußrhythmen der ‚Ekstase' marschieren nicht Rotgardisten, sondern Zar Boris Godunow reitet auf einem Schimmel in die hunderttürmige Stadt. Aber in dieser Musik sind Spannungen, die Du, die ich, die Keiner von uns seit Jahren mehr erlebt hat. Und die Ekstase überfällt einen, und es ist wie ein Rausch. Darum soll man den keuschen Beethoven-Deutschen auch sagen, daß es ein Schicksal ist, im deutschen „Kulturgebiet" geboren zu werden und leben zu müssen , daß aber Einige noch hoffen und gläubig sind. Auch unter den Klängen bolschewistischer Musik.

Franz Rieger

Antworten

Schweriner. Irgendwo in deiner Gegend soll ein diensttuender General bei der Wohnungssuche vor dem gemeinen Bürger bevorzugt werden. Zeitungslarm. Nach einer Weile diese Notiz: „Das sozialdemokratische Ministerium des Innern übermittelt der Presse im Auftrage der Verwalter des militärischen Ausnahmezustandes folgenden Befehl: Der Inhaber der Vollziehenden Gewalt des Wehrkreises II (Stettin) verbietet die Erörterungen in den Zeitungen über die Wohnungsangelegenheit des Generals Habicht." Nicht häßlich, daß man in fünf Jahren Republik da hingelangt ist, wo hinzugelangen man in fünfzig Jahren alten Regimes nie hat befürchten müssen .

Patriot. Empörung über das schmachvolle Urteil im düsseldorfer Schupo-Prozeß? Ein Land, das die Schande des Fechenbach-Urteils auf sich sitzen läßt, wird den Justizmord eines fremden Gerichts hinnehmen müssen. Das Erbarmen mit den deutschen Opfern von Henkersknechten beginne dort, wo auch die Henkersknechte deutsch sind.

Hans Naivus. „Das Deutsche Friedenskartell erhebt schärfsten Protest dagegen, daß Dr. Stresemann die Wiederzulassung der interalliierten Militärkontrolle mit der Begründung abgelehnt hat, die deutsche Regierung könnte die Sicherheit der kontrollierenden Organe nicht verbürgen. Es sieht eine schwere Schädigung der deut-

schen Auslandspolitik in der von dem deutschen Minister des Auswärtigen derartig öffentlich proklamierten Sohwäche der deutschen Regierung. Diese Erklärung ist geeignet, den Verdacht im Ausland wachzurufen, die Kontrolle werde abgelehnt, weil es bei uns etwas zu verbergen gäbe.“ Nach solcher Leistung und ähnlichen gleichen Ranges fragen Sie und Gemüter von Ihrer Unschuld mich jetzt immer wieder ganz ernsthaft: „Hätten Sie Stresemann Das zugetraut?“ Ja, du lieber Himmel: grade Das hab’ ich ihm zugetraut, und nichts Andres war ihm zuzutrauen. Bernhard v. Bülow hieß: Kupferberg-Gold. Stresemann ist der Weißbier-Bülow.

Monarchist. Dir, der du dich weigerst, die Aufzeichuungen des Grafen Zedlitz-Trützschler zu kaufen — dir hab ich versprochen, eine Zeitlang jede Woche ein Stück daraus zu zitieren. „Der Kaiser gab seiner Umgebung das Rätsel auf: worin der Unterschied zwischen einer Schwiegermutter und einer feinen Havanna bestehe. Natürlich wußten wir das nicht, worauf er sagte: ‚Bei einer guten Havanna liebt man arm meisten die ersten Züge, und bei einer Sdtwiegermutter liebt man am meisten die letzten Züge.’ Nachdem wir über diesen Witz vorschriftsmäßig vor Lachen beinahe geborsten waren, erzählte uns der Kaiser, daß ihm diese Geschichte der frühere englische Militärattaché, Oberst Swaine, aus London telegraphisch als Anekdote mitgeteilt habe. Solche telegraphischen Mitteilungen bekommt der Kaiser öfters.“ Darauf zur Antwort hab’ ich nichts als Tränen: daß nämlich Wilhelms eigne Kundgebungen nicht ebenso harmloser Art zu sein pflegten.

Rheinländer. Welche Währung wir für Louis Hagens Rheingold-bank vorschlagen? . Sieh, das Gute liegt so, nah: den Louisd‘or. Er wäre zweckmäßig in Hagenkreuzer zu teilen. Nur dürfte der nicht in die Hände von Sachsen gelangen, deren Aussprache unangenehme Verwechslungen herbeiführen würde.

Neugieriger. Sie wünschen einen Rückblick auf das deutsche Jahr 1923? Ich kann ihn ohne Worte liefern — indem ich einfach die Verkaufspreise der ‚Weltbühne‘ aneinanderreihe. Nummern 1 und 2: 150 Mark; 3 und 4: 200; 5: 250; 6 und 7: 300; 8 und 9: 400; 10 - 13: 500; 14 - 17: 600; 18 - 21: 700; 22 - 24: 800; 25 und 26: 1000; 27 und 28: 1.500; 29 und 30: 2.000; 31: 3.000; 32: 6.000; 33: 13.000; 34: 45.000; 35: 100.000; 36: 200.000; 37: 500.000; 38: 1.500.000; 39: 4.000.000; 40: 7.000.000; 41: 20.000.000; 42: 70.000.000 43:300.000.000; 44: 4.000.000.000; 45: 10.000.000.000; 46: 60.000.000.000; 47 und 48: 300.000.000.000; 49 - 52: 350.000.000.000 Mark. Auf daß es uns übers Jahr besser gehe!

Dieser Nummer liegt eine Postscheckzahlkarte bei, auf die wir die Monatsabonnenten 1,50 Mark, die Vierteljahrsabonnenten 4 Mark einzuzahlen bitten.

Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne‘

Amerika,China,Japan	1 Dollar	Jugoslawien	100 Dinar
Belgien	25 Francs	Oesterreich	70 000 Kronen
Bulgarien	60 Leva	Rumänien	200 Lei
England	5 Schilling	Schweiz	5 Franken
Frankreich und Polen	20 Francs	Spanien	6 Pesetas
Holland	2½ Gulden	Skandinavien	5 Kronen
Italien	30 Lire	Tschechoslowakei	35 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Verrechnungsscheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Straße 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Přikopy 6.

Parteien-Abbau! von Alfons Steiniger

I.

Es wäre schlimmste Heuchelei, sich immer noch zu verhehlen, daß sämtliche deutschen Parteien in der Agonie liegen. Alle haben mehr als ein Mal versagt, alle sind an der Wurzel vergiftet, und keine hat die Kraft gehabt, ihren Wählern ein wenig Glück zu spenden, keine die Fähigkeit, ihre Anhänger zu führen und zu bilden, keine die lebendige Eindringlichkeit, die den Willigen zur Arbeit ruft, den Gleichgültigen belebt und den Trotzigen bezwingt. Vor den blindgewordenen Augen der Führer lösen sich die Werte in einen matten Nebel auf, der als arroganter Trug zur Erde fällt; die Ideologien aber sind in den Boden gestampft, die Ideen verschüttet, das persönliche Urteil zerbrochen. Diese blinzelnde Schwächlichkeit, diese zitternde Unsicherheit der deutschen Parteien hat den Weg für die Hetzapostel bereitet, die mit schlauer Dialektik und einer billigen Knifflichkeit die Schäden der Institution beweisen. Sie haben nur nötig, aus drei Jahren kollektiver Schläfrigkeit, Führerlosigkeit und Gedankenarmut im deutschen Parlament, aus dieser grauenvollen Empirie die Ueberflüssigkeit des Parlamentarismus, die Gefährlichkeit der Demokratie, die Ungeratenheit der Republik zu beweisen, und schon fällt der verwirrte Spießer hinein und tritt den Rückmarsch an.

II.

Es gehört keine Phantasie dazu, diesen Zustand zu erkennen, da er vor unser Aller Augen erschütternd aufsteigt. Daß das Leben des jetzigen Reichstags in kürzester Zeit verbraucht ist und sich auch durch die Kampfereinspritzungen des § 48, auf Grund dessen Bayern demnächst die verfassungsmäßige Monarchie einführen wird, nicht länger zu unreeller Existenz bewegen läßt, weiß Jeder. Desto unfaßbarer, daß die deutsche Intelligenz von Hunger und Bürgerlichkeit so zerrüttet ist, daß kein neuer Gedanke aufspringt, keine lebenshungrige Gruppe erscheint, die sich erkühnt, in den chaotischen Wirbel der Zersetzung eine unverbrauchte, selbsterschaffene Idee zu schleudern. Unfaßbar, daß selbst die Beispiele fremder Tragik und fremder Lösung unbeachtet vorbeiziehen. Soeben ist der englische Wahlkampf vor unsern Augen ausgefochten worden, und kein Lehrbild kann so fest umrissene Gestalt, so eindringliche Deutlichkeit, so gesammelte Beweiskraft haben. Trotzdem haben wir die Lehrstunde verschlafen, mit witzlosen Bemerkungen aufgenommen — und nichts begriffen. Wer aber heute den deutschen Parlamentarismus retten will, das heißt: wer der Demokratie nicht entsagen, die Republik nicht zerbrechen, die deutsche Nation nicht aufgeben will, der muß bei diesem altparlamentarischen England in die Schule gehen. Wir müssen , statt die politische Problematik rastlos zu vertiefen und die zeitliche Wirklichkeit unheilvoll zu verstopfen, zu den Quellen parlamentarischen Lebens hinabsteigen. Wir müssen erlernen, lauterer, religiöser, weniger geist-

reich, gediegener, wirklicher, jünger, blutvoller, weniger frisiert und schöpferischer zu werden — auf der andern Seite stiller, weltlicher, geistiger, ursprünglicher, gewaltiger, draufgängerischer und bescheidener. Und das Alles ist zu erreichen, wenn wir die Parteien zu der für England schon übermäßigen Dreizahl zusammenraffen und nach den natürlichen Caesuren in die Urformen spalten.

III.

Die englische Wahl kann uns zeigen, daß uns das Dreiparteiensystem nottut. Es ist unverkennbar, daß hier die blutgemäße Entscheidung für Deutschland gefällt ist: die Verteidiger der Republik; die Nachhütler der Monarchie; die Vorposten der Sowjets. Es ist letzten Endes unberechtigt, die Beweiskraft eines notwendigen Gedankens aus der empirischen Zufälligkeit zu verstärken. Immerhin kann der Zerfall der Bebel-Partei in augenblicklich zwei, spätestens übermorgen vier Parteien, der Kampf der Demokratie, das Unwohlsein des Zentrums, die Spaltung der Rechtsgruppe in zwei Hälften Deutsche Volkspartei, in Deutschnationale, Völkische, Nationalsoziale und Illegale einem folgerichtigen Denken die Bruchstelle des deutschen Parlamentarismus zeigen. Aber darüber hinaus ist diese Trias die einzige Organisationsform der Besonnenheit. Was heute die bürgerlich-demokratischen Abteilungen von den sozialistisch-demokratischen trennt, ist der verschiedene Grad, in dem beide demokratisch sind: jene etwa in einem Viertel ihrer Seele und diese vielleicht zur Hälfte. Die heutigen Sozialisten Deutschlands in ihrer großen Mehrheit sind ein klein wenig entschlossenere Demokraten, die die sozialistischen Ideologien bis zur Erweckung des noch ungeborenen sozialistischen Menschen suspendiert haben. Man soll nicht behaupten, daß diese Königskinder nicht zu einander kommen könnten; man soll das noch weniger sagen von den Gruppen der Rechten, von den kronprinzlichen Rosner-Pagen zu den Hitler-Knaben und Wulle-Jüngern — es ist schließlich dieselbe Brücke, über die sie Alle hinübermüssen. Daß die Bindung zwischen den frühern Unabhängigen, die gern der sozialistischen Abhängigkeit entlaufen würden, und den abgestempelten leninhaltigen Kommunisten heute schon besteht, ist außer Zweifel. Wie man es also auch wendet — als staatsoekonomische Notwendigkeit, als rationelle Lebensformung, als praktische Regelung — , man kommt immer wieder zu demselben Gebot zurück: Drei deutsche Parteien — die Partei für Monarchie; die Partei für Demokratie und Republik; die Partei für Kommunismus und Rätestaat! Die nationalistische Rechte, die nationale Mitte, die internationale Linke: dies ist die letzte Möglichkeit zu reinlicher, ernster Willensbildung im politischen Deutschland.

IV.

Mag sein, daß der Ruf verhallt wie die vielen, die hinausgeschickt wurden in das Dunkel deutscher Not dieser Jahre. Trotzdem darf er nicht zurückgehalten werden. Wenn die Werbekraft des Gedankens unter der Knute des Diktators verblutet sein wird, bleibt Der standhaft und trotzig, der seine Pflicht getan hat.

Gefängnisse von Upton Sinclair

In John Ruskins Schriften gibt es eine Stelle, die sich mit dem Problem des Reichtums und der Armut befaßt. Der Schriftsteller fragt, welche Art Menschen in einer von den Gesetzen der Nachfrage und des Angebots beherrschten Gemeinschaft, in der die offene Gewalt verpönt ist, Reichtümer erringen, und wer in dieser Gesellschaft arm bleibt. Zu den Armen gehören nach Ruskin: die unverbesserlichen Toren, die vollkommen Weisen, die Faulen, die Tollkühnen, die Demütigen, die Denker, die Stumpfen, die Phantasiebegabten, die Empfindsamen, die Gebildeten, die sporadisch Schlechten, die ungeschickten Gauner, die ehrlichen Diebe, die vollkommen Barmherzigen und Gerechten. Ich lese ein Buch, das sich mit den Gefängnissen beschäftigt, und frage mich, welche Art von Menschen die Zellen füllt. Die Liste enthält: kleine Diebe, ungeschickte Gauner, Trunkenbolde und Morphinisten, verwirrte Geister und jene Leute, die allzu buchstäblich und leidenschaftlich die Lehren des Christentums befolgen. Dazu eine große Anzahl armer Leute, die wahrlich nicht verdienen, eingesperrt zu werden, die aber auf irgendeine Weise in Verdacht geraten sind. Entweder sie sehen einem Verbrecher ähnlich, oder sie haben ein Automobil um die Straßenecke gelenkt, da grade ein Dieb in einem Auto derselben Marke floh, oder sie haben ein gestohlenes Auto gekauft. Vielleicht haben sie aber auch nur den Plänen eines wirklichen, mächtigen Verbrechers im Wege gestanden. Derartiger Möglichkeiten gibt es an die tausende. Das Buch über Gefängnisse sagt: „Vergeßt niemals, daß unzählige Gefangene unschuldig sind, und daß ihre Unschuld sich auch mit der Zeit herausstellt. Dennoch werden die 95 Prozent Untersuchungsgefangener eben so behandelt wie die bereits Verurteilten."

Der Titel des Buches lautet: ‚Der Schmelztiegel des Verbrechens'. Sein Verfasser Joseph F. Fishman war viele Jahre Gefängnisinspektor der Vereinigten Staaten. Er hat ungefähr 1500 Gefängnisse besucht und inspiziert, sowie Besserungsanstalten und Irrenhäuser für Verbrecher. Er gibt an, daß er mit 40 - 50 000 Gefangenen aller Altersstufen und Gesellschaftsklassen gesprochen habe und ihren Lebensgeschichten nachgegangen sei. Also er versteht sich auf sein Thema. Zu Beginn des Buches definiert er das Gefängnis: eine unglaublich schmutzige Anstalt, wo Männer und Frauen ihre Strafe abbüßen und andre Männer und Frauen auf das Urteil warten. Mit wenig Ausnahmen gibt es keine Trennung zwischen Verurteilten und Untersuchungsgefangenen, zwischen Gesunden und Kranken, zwischen den jüngsten, allen Einflüssen zugänglichen Menschen und den gemeinsten, verstocktesten Verbrechern. Die Zellen sind verwanzt und verlaust, der Gestank des Schmutzes und der Desinfektionsmittel erregt Uebelkeit. Das Gefängnis zwingt tausende von gesunden, kräftigen Männern und Frauen zum Müßiggang und gewährt ihnen Zeit und Möglichkeit, an einem Kursus für alle Arten des Verbrechens teilzunehmen. Es ist ein Schmelztiegel, in dem die schlechtesten Elemente der Verbrecherwelt zusammen mit dem Rohmaterial der Jugend zu einer einzigen Masse verschmolzen werden.

Ich selbst bin ein einstiger Sträfling, auf dessen Kredit- oder, wenn Ihr wollt, Debet-Seite eine Anzahl Verurteilungen stehen. Ich habe drei Gefängnisstrafen abgesessen; zwei von achtzehn Stunden, eine von drei Tagen. Wenig? Für mich wars genug.

Das erste Mal wurde ich verurteilt, weil ich am Sonntag Tennis gespielt hatte; das zweite Mal, weil ich mit einem Trauerflor um den Arm vorm Büro des Herrn John D. Rockefeller junior auf- und abgeschritten war; das dritte Mal, weil ich auf privatem Grund und Boden ohne Erlaubnis des Besitzers die amerikanische Konstitution hatte vorlesen wollen. Wenn Ihr diese Tatsachen bedenkt, so werdet Ihr einsehen, wie schwer es ist, eine Liste der Leute aufzustellen, die in den Gefängnissen der Vereinigten Staaten sitzen. Ihr müßt nämlich einen ungemein feinen Unterschied machen zwischen den Menschen, die vor einigen Jahren, als sie erfuhren, daß Herrn Rockefellers Bravos während des Grubenstreiks in Colorado vierzehn Frauen und Kinder der Streiker zum Flammentod verurteilt hatten, den Wunsch empfanden, auch äußerlich durch Trauerflor ihre Betrübnis kundzutun, und jenen, die dies nicht taten; zwischen denen, die während des Streiks im Vorjahr die amerikanische Konstitution vorlasen, und den andern, die dies bei Semesterbeginn taten; zwischen denen, die in einer Bodenreformer-Kolonie am Sonntag Tennis spielen, und den andern, die dies einige Meilen weiter entfernt in einem ländlichen Club tun. Was ich beweisen will, ist folgendes: Die in unsrer Welt des Großen Geschäfts und des Privilegs bestehende Justiz ist etwas Grausames und Unzulängliches; in ihrem Namen werden scheußliche Ungerechtigkeiten begangen, und die Opfer, die weder Geld noch Freunde besitzen, müssen auf unbestimmte Zeit in irgendeinem abscheulichen Gefängnis schmachten.

Unlängst wurde in Los Angeles ein Reporter verhaftet, weil er, in einem der öffentlichen Parke mit einigen Freunden über die Präsidentenwahl debattierend, eine „Verkehrsstörung“ verursacht hatte! Selbstverständlich wurde er freigelassen, sobald er seinen Namen angegeben hatte; andre Leute hingegen sind zu Dutzenden eingesperrt worden, nur weil sie in Paris über Religion oder Verstaatlichung des Privatbesitzes sprachen. Während des letzten großen Hafenarbeiterstreiks in Los Angeles wurden sechshundert Männer ins Gefängnis geworfen, einzig und allein, weil sie sich am Streik beteiligt hatten. Hundert von diesen Menschen wurden in Zellen für zwanzig untergebracht, und als einige, um sich und den Kameraden Mut zu machen, ein Lied anstimmten, wurde die Ventilation abgestellt und die Dampfheizung in Betrieb gesetzt, bis ein paar von diesen vierschrötigen Dockarbeitern ohnmächtig zusammenbrachen.

Der Polizeichef von Los Angeles greift die Gefängnisse der Stadt mit Worten an, deren Energie selbst für uns nichts zu wünschen läßt. In einem der Gefängnisse ist Raum für dreihundert Menschen; es beherbergt augenblicklich siebenhundertfünfzig und dürfte in diesem Winter noch einmal so viel Insassen erhalten. Diese Tatsache mag euch schauerlich genug vorkommen. Aber nehmt euch einmal die Mühe, die Gefängnisverhältnisse in eurer eignen Stadt und euerm eignen Lande zu studieren.

Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Amerikanischen von Hermynia Zur Mühlen.

Hardens Buch von Walter Mehring

Als Maximilian Harden sein Buch über ‚Deutschland, Frankreich, England' schrieb, bildete das schlecht wattierte Teutonenpathos einiger allbeliebter Heldenväter, die sich nachher im Lampenfieber öffentlich die Bärte runterrissen, noch nicht das einzige Vergnügen langer November-Abende; die Geschicke des deutschen Volkes spielten noch eine Rolle im europäischen Konflikt, das Ruhrabenteuer gab noch den in pekuniärer Deckung Lebenden Gelegenheit, „1914" zu repetieren, und das Schildchen: An Franzosen und Belgier wird nichts verkauft! hing — zwar nicht an den Geheimsekretariaten rheinischer Industrie, aber — noch an den Auslagen der Krämer.

Der Bühnenhorizont hat sich rapid verengt, von der tragischen Weltmachtstellung zur tragikomischen Schmierendiktatur, der letzte Keim verfluchter Internationale ward so glanzvoll beseitigt, daß wir bei provinziellen Rempeleien angelangt sind, und der Schuß im Münchner Bürgerbräu erzeugte einen Sturm im Berliner Wasserglase.

So kommt es, daß man Harden liest wie Historie, ja wie einen groß-satirischen Roman von einem Volke, dessen handelnde und schachernde Personen allerdings noch heut ihr Wesen treiben. Was von 1870 bis 1918 an Explosivstoffen aus Dummheit, Anmaßung und Verlogenheit gemengt wurde, wir können es hier als nun Unabänderliches ruhig konstatierend nachschlagen; daß allerdings dieses Wahnsinns Methode als einzig wertbeständige noch immer im Kurs ist, beweist, wie völlig der Moment der Abrechnung verpaßt wurde.

> Damals, wird erwidert, war Krieg . . . Und ist heute nicht Krieg? Grabenkrieg, Stellungskrieg, der von zwei Völkern eins zerknabbern, zermorschen soll, doch, wenn er fortfährt, beide zermorschen, unsern ganzen Kontinent entkräften muß. Heißet die Trompeten des Hasses, die Höflinge jedes Nationalwahnes schweigen . . . Da auf nahe Intervention nicht zu hoffen ist und kein Himmelswunder dem Deutschen Reich die Last der Entschädigung abbürdet, muß es, ohne von dem Gespenst falschen Ehrbegriffes und von lauerndem Mörderterror sich hemmen zu lassen, ein Schuldtilgungsprogramm verkünden, das der Welt einleuchtet . . .

Was nützt es, daß das offen ausgesprochen wird — da jene Clique, die erst den Krieg als heilige Entscheidung anrief und jetzt die Folgen von sich abwälzt, mit Mordlisten jede Diskussion beantwortet und die von ihr Entwaffneten als Feiglinge schmäht! Amerika verweigert uns die Kinderhilfe offen, da unsre eignen Großindustriellen keinen Finger rühren und unsre eignen Agrarier „das Volk bei vollen Scheuern verhungern" lassen. Die Patrioten schweigen. Bayern sabotiert die Einigkeit und liefert die in Ermanglung von Weltkriegen Bürgerkriege führenden Generäle, die beim ersten Knall in die Ehrenhaft flüchten, dem Fremdstaat Preußen nicht aus. Die Patrioten schweigen. Wagt aber Einer, und wärs sachlich wie Harden, Verständigungsmöglichkeiten zwischen den Völkern und Friedensgedanken zu diskutieren, brüllts einig von Nord bis Süd

zurück: „Verrat! Judengeld! Lumpenpack!“ Obschon weder christliche noch jüdische Bourgeoisie für antikapitalistische Gesinnung einen Goldpfennig zahlt.

> Daß aus solchem Erlebnis, aus allem von 1888 bis 1923 sichtbar, hörbar, fühlbar Gewordenen ein mündiges Volk nicht die Schutzkraft der Wahrheit, die Heilkraft der Wahrhaftigkeit richtig schätzen lernte, muß Dem unbegreiflich sein, der nicht weiß, mit welcher zähen Verschmitztheit im Laufe dieser sieben Jahrfünfte das junge Nationalgefühl der Deutschen in die Nutzensreligion einer von Gewissenswallung freien Erwerbsgenossenschaft umgefälscht worden ist.

Durch das Sprachrohr von tausenden Zeitungen wurde es täglich kritiklosen Zeitungslesern — und dank der allgemeinen Schulwehrpflicht ist Zeitungsleser sein der Hauptberuf jedes Mitteleuropäers — in die Ohren geplärrt: Wir (inclusive Sie beim Morgenkaffee) müssen siegen! Schon vor dem Kriege durch unsre Ausfuhrzahlen, im Kriege mit Gott und 42 cm-Kanonen, nach dem Kriege durch unsre einzig dastehende Moralkraft. Das Kind, das wir schon schaukeln würden, beim Namen zu nennen, galt immer als Hochverrat. Nachdem wir besiegt — Verzeihung! nachdem unserm tapfer im Hauptquartier durchhaltenden Generalstab das von jüdischer Machenschaft zersetzte Heer, soweit es nicht tot oder zu Krüppeln geschossen, davongelaufen war, blieb dieser Satz einzige Kriegstrophäe, die heil aus dem heiligen Kriege die erdolchte Etappe heimbrachte.

> Ebenso kindisch wie der Wahn, in den Tagen vor der Versailler Entscheidung, als außer den nicht stummen Neutralen schon eine Brigade feindlicher Beobachter in Deutschland manövrierte, habe erst der Schwatzschweif eines Presse- oder Parlamentswächters den gegen Deutschland Verbündeten dessen innern Status ‚verraten’, ebenso albern ist jetzt die Furcht, irgendein Unvorsichtiger könne den Franzosen noch Neues ‚auf die Nase binden’. Die werden von ihren eignen Leuten so gut bedient, daß kein Bedarf mehr zu decken bleibt.

Besteht auch gar nicht, diese Furcht! Landesverrat ist vielmehr: den Eignen verraten, wie's gemacht wird, und was man fürchtet, ist, es könnten den im Schweiß ihres Angesichts um ein Staatspöstchen Ringenden die Griffe und Schliche abgeguckt werden.

„Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Taten getan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie waren für das Vaterland getan worden.“ Also spricht — nicht der Landesverräter Harden, sondern — der von staatlicher Literaturgeschichte anerkannte Georg Christoph Lichtenberg. Allerdings, die Ruhr-Affäre ist inzwischen abgeblasen worden. Als Krieg! Und als Geschäft! Aber die Hoffnung auf ein frisch-fromm-fröhliches Stahlbad wird vom Verein der Stahl-Bademeister zu Gunsten des Vergnügungs-Vereinsfonds ununterbrochen geschürt. Ob wir im neuen Krieg siegen werden? Selbstverständlich, wie immer! England — das Gott-strafe-Krämerseelen-England — blinzelt uns vetterlich zu in der Hetze wider den Erbfeind. England, das einst auf höhern Befehl mehr

als die Andern gehaßt ward, das wird uns, wenns irgendetwas Neues durchzuhalten gilt, als wohlwollend, ja fast verbündet aufgetischt.

> Seit Jahrhunderten werden die staatlichen und wirtschaftlichen Werte des europäischen Testlandes in Zahlung gefordert und gegeben, um der Manufaktur, der Industrie, dem Handel Englands Marktruhe und Absatzdehnung zu sichern und den Zustand zu erhalten, den vor fast neunzig Jahren Richard Cobden in den Sätzen zeichnete: „Ohne Englands Vermittlung kann kein Land große Finanzgeschäfte machen!" . . . Alles würde gefährdet (für England!), wenn Frankreich erlangte, was es begehrt; durch franco-deutsche Verständigung viel ernster gefährdet als durch neue Niederlage und Kleinerung Deutschlands.

Man will nicht berufen, daß es nicht auch gegen England ginge, aber hübsch eins nach dem andern: erst muß die Sache gegen Juden— Sachsen— Preußen, dann gegen Frankreich gemacht werden! Franco-deutsche Verhandlungen? Landesverrat, bevor nicht Exzellenz Lindström Stahlhelm und Kokarde siegreich auf deutschen Leibern über den Rhein getragen hat! Auf die französische Note vom 6. Mai 1923 schrieb Harden für sein Buch eine Antwortnote. Ob sie in Frankreich Widerhall gefunden hätte, ist schwer zu entscheiden; Eins aber ist gewiß: für Deutschland wäre ihre Absendung unannehmbar gewesen, denn, bei aller Hochachtung vor dem Verfasser, sie zeigt trotz bestem Tatsachenmaterial eine aller Diplomatie so weltenferne, so präzise Einstellung auf den französischen Wortlaut, daß erneute Komplikationen — und wovon sollten Diplomaten sonst wohl leben! — ernstlich gefährdet worden wären.

Daß dieses Buch (erschienen bei Erich Reiß) nichts ändern kann, weiß Harden selbst. Nibelungen mit Kneifer und Röllchen, die, auch ohne Juden zu sein, ganz gut mit dem Rentenrheingold zu wuchern verstehen und die Masse zwischen Hurra und Hunger wählen lassen, werden auch eine Persönlichkeit wie ihn jlatt erledijen. Marxismus, Intellekt, Völkerversöhnung is alles een Krempel. Und soll man eifern wider die Kohorten eines Feldherrn, der zwar einen Weltkrieg verloren, aber Goethes Geist siegreich geschlagen hat? Um Wotans Willen nicht!

D.A.Z. und Voß von Arno Voigt

Die Deutsche Allgemeine Zeitung hat am 21. Dezember 1923 eine schmachvolle Niederlage erlitten. Für die unerhörten, denkbar niedrigen Beschuldigungen, die dieses große Blatt gegen die Konkurrenz gerichtet hatte, hat vor Gericht nicht ein einziger ihrer Vertreter den Beweis anzutreten auch nur versucht. Und waren doch anwesend: 1 Doktor, 1 Professor, 1 Kapitänleutnant und 1 Rittmeister gar. Bei solchen Titeln müßte man eigentlich bekennen und mutig einstehen. Aber sowohl die Gelehrten wie die Ritter der D.A.Z. erklärten einfach, daß sie nicht die Absicht gehabt hätten, eine deutsche Zeitung durch die Benennung nach dem brutalen Unterdrücker alles Deutschen zu kränken und herabzusetzen. Und da diese Abbitte formal genügt, hat sich die D.A.Z. der Strafe entzogen.

Daß Zeitungen gegen einander aus wirtschaftlichen Gründen prozessieren, ist nichts Neues. Daß der Konkurrenzkampf, wie in andern Branchen auch, durch häßliche Formen von der erhabenen Würde, mit der die Zeitung zum Publikum spricht, oft grotesk absticht, ist gleichfalls alt. Daß der Gegensatz zwischen Wirtschaftskampf und Würde sich bei den Leipziger Neuesten Nachrichten am allergroteskesten ausnimmt, das pfeifen nun allgemach die Spatzen von den Dächern. Ist es ein Wunder, daß die D.A.Z. in ihrer schmachvollen Niederlage vor der Vossischen Zeitung nicht allein steht, sondern daß die L.N.N. ihr bereits vorausgegangen sind? Aber, fragt man, was geht denn die L. N. N. die Vossische Zeitung an? Oh, sehr viel! Die Vossische Zeitung war früher kartelliert mit dem Leipziger Tageblatt. Das L. T. ist demokratisch, und das sind die L. N. N. natürlich genau so, wie sie nationalliberal, A- und S-rätlich, deutschnational sind. Aber Leipzig ist nicht sehr groß und verträgt nicht zwei Tageszeitungen, ohne daß die eine darunter litte. Darum . . . wie machen wir'sch nur bloß und erscheinen doch moralisch? Vossische Zeitung? Tante Voß, die Vossin — das Alles lockt keinen Hund vom Ofen. Halt, ich habs, blökt ein Annoncen-Acquisiteur: Voß und Foch, das zieht! Nennen wir die Vossische Zeitung: Gazette de Foch. Das wird die Konkurrenz nie wieder los!

Nachdem einmal die L.N.N, gezeigt hatten, was eine Zeitung in einem. Konkurrenzkampf Alles kann, wenn nicht Ekel und Bedürfnis nach der primitivsten Sauberkeit sie hemmen, hat die D.A.Z. diese Methode aufgegriffen. Man möchte es ja kaum glauben: aber dieses Unternehmen hat fertig gebracht, einen Angriff, dessen Unehrenhaftigkeit und dessen Folgen durch ein vorliegendes Strafurteil deutlich gekennzeichnet waren, ganz einfach zu wiederholen und sich somit zunächst einmal selbst zu beflecken. Wem möchte da nicht der Gedanke kommen, daß es sich hier überhaupt nicht um einen Presseangriff handelt, sondern um Propaganda, welche die Strafe für die Unzulässigkeit von vorn herein auf Unkostenkonto gesetzt hat? Die ganze Verhandlung hat erwiesen, daß die armen Redakteure Sachen zu verantworten hatten, für die sie niemals verantwortlich gemacht werden konnten. Gegen die Behauptung, daß eine Anzahl der inkriminierten Artikel ihren Ursprung gar nicht in der Redaktion, sondern im Verlag gehabt haben und somit auf geschäftliche Motive zurückzuführen sind, hat keiner der Herren (oder Diener) der D.A.Z. protestiert. Das dürfte ein Novum sein. Unsres Wissens hat bisher noch jeder Journalist durch solchen Vorwurf sich in seiner Berufsehre gekränkt gefühlt und dem auch lauten Ausdruck gegeben. Die L.N.N. sind überholt! Ob ihr Besitzer sein Kapital in einer Annoncenplantage mit einem Appendix von Redaktion anlegt oder in Salvarsan oder in Revalenta arabica — ist das nicht seine Sache? Und die D.A.Z.? Wer ist sie denn eigentlich, diese ‚Deutsche Allgemeine Zeitung'? Wem gehört sie? Wer steckt dahinter? Publizität, das war bisher die Ehre der deutschen Presse, und schrieb Einer ohne Namensnennung, so bedeutete das alles Andre als Kneifen: es bedeutete Entsagen. Denn hinter dem einzelnen Artikel stand die Redaktion, und für geschäftliche Sauberkeit setzte sich der Verlag ein, dem darauf ankam, vor der Geschäftswelt honorig dazustehen. Jetzt aber läßt sich eine Zeitung vor Gericht ziehen und schaut ruhig lächelnd zu, wie vor aller

Oeffentlichkeit das eifrigste Forschen anhebt nach Nam' und Art. Gehört sie Herrn Schmidt, gehört sie Herrn Dumont? Oder gar Herrn Schmidt-Dumont? Oder am Ende Herrn Stinnes? Schweigen, tiefstes Schweigen! Wie um den Neugierigen einen Brocken hinzuwerfen, lassen sich die beiden ehemaligen Offiziere zu der Erklärung herbei, sie seien die Geschäftsführer der ‚Deutschen Allgemeinen Korrespondenz G.m.b.H.'. Diese stellt nämlich die Redakteure der D.A.Z. an. Die beiden Herren geben die gewünschte Bußerklärung, steigen in ihr Automobil, und zurück bleibt die Partei der Kläger, welche klagen kann: Mein ganzes Wissen ist, daß ich weiß, daß ich nichts weiß.

Die D.A.Z. — das hat der Prozeß ergeben — bricht mit dem Streben der guten deutschen Presse, geschäftlich rein und klar dazustehen. Daher kann sie nicht die üblichen journalistischen Ziele haben. Sie bricht aber auch mit der Sitte des Kaufmanns, dem seine Firma grade durch ihre Eindeutigkeit den geschäftlichen Erfolg verbürgen soll. Daher kann sie nicht einmal ein Verleger-Ziel haben. Was will also die D.A.Z.? Sie will unmittelbar Politik machen! Und zwar die Politik jener Kreise, die hinter ihr stehen, die sich aber nicht zu erkennen geben. Das Wohlergehen der Volksgemeinschaft ist schwerlich das Ziel dieser Männer — warum blieben sie sonst im Dunkeln? Lest die D.A.Z., und Ihr werdet erkennen, daß hier die Fäden zusammenlaufen, die dem deutschen Volk den Atem erschweren. Der Streit der Journale kann uns gleichgültig sein. Aber er hat dargetan, daß die Zeitung, die mit Macht die größte in Deutschland sein will, ihr wahres Gesicht um jeden Preis zu verschleiern sucht, auch um den der Blamage.

Zu diesem Ausnahmezustand

Die großen Rinderherden auf den Pampas und Prärien halten gewissermaßen die Mitte zwischen den Haustieren und den wilden Herden; sie sind nicht mehr wild, denn durch ihre Begründung und Aufzucht ist so viel Haustiergeblüt und so viel Haustiergefügigkeit in ihnen wirksam, daß sich tausende von starken Einzeltieren von ein paar berittenen „Kuhjungen" — cow boys — mit ihren Hunden und den schlechten Hilfsmitteln von Lasso und Peitsche ziemlich vollständig beherrschen, leiten und lenken lassen. An individuelle Entwicklung von Eigenart der Einzeltiere ist dabei natürlich nicht zu denken. Im Gegenteil zwingt das Herdenleben in der Masse jedes Einzeltier, seine Besonderheiten zurückzudrängen, sich in allem dem Herdendurchschnitt anzupassen und zu einem fast wesenlosen Teilchen der Masse zu werden. Die Einzelpsyche tritt dann gänzlich hinter der Massenpsyche zurück, die bei Tieren wie bei den Menschen nur den rohesten Instinkten und urtümlichsten, irrationellen Antrieben folgt. Die Empfindung, Teilhaber und Mitträger der rohen Massenwucht zu sein, wird mit der Preisgabe aller Möglichkeiten zur Entfaltung geistiger Anlagen erkauft; was übrig bleibt, ist nur elementare, geistlose Tierheit, die an Auflehnung nur als Gesamtmasse denkt, gleichzeitig aber ohne Einzelwillen jedem Zwange durch ein paar Hetzhunde erliegt.

Conrad M. von Unruh: ‚Die Hausrinder'

Holländische Tage von Arthur Eloesser

Ich habe bei unsern Vettern und Nachbarn einige Vorträge über Theater und Literatur in Deutschland gehalten, ich sah Amsterdam und Haarlem wieder, den Haag und Utrecht, Dordrecht und Alkmaar, das immer noch seinen berühmten Käsemarkt hat, wie Middelburg seinen Buttermarkt. Die Holländer sind nicht veränderungssüchtig, eine Eigenschaft, der sie den Besitz einer eignen Sprache verdanken. Unsre Vettern haben die mittelhochdeutsche Lautverschiebung um 1100 nicht mitgemacht, als das damalige deutsche Reich sich in zwei Sprachgebiete trennte. Aber die Holländer sind empfindlich, wenn man ihre Sprache mit unserm Platt auch nur vergleicht, was von mir als geborenem Philologen doch nie in herabsetzendem Sinn gemeint sein konnte. Sogar der feinere und gelehrtere Ausdruck Niederdeutsch scheint sie noch etwas zu beunruhigen. In Holland sollen augenblicklich an hunderttausend deutsche Dienstmädchen sein, ein nicht unbeträchtlicher und für die Fortpflanzung nicht unerheblicher Teil der zwanzig Millionen, die Deutschland nach dem Worte Clemenceaus, nach den Taten Poincarés, nach dem Verhalten gewisser industrieller und agrarischer Kreise bei uns zu viel hat. Mit einigen dieser glücklich Exilierten habe ich sächsische und schwäbische Wohllaute gewechselt. Da die Dienstherrschaften fast alle deutsch sprechen, verständigt man sich bald durch ein Sprachgemisch, das mindestens für die Küche und die täglichen Bedürfnisse der Wirtschaft ausreicht. Als ich einer schönbezopften süddeutschen Landsmännin die Bemühung um die Sprache eines so gastlichen Landes empfahl, meinte sie beherzt: „Ja, wenn es noch englisch ware!“ Unter einer Weltsprache tut sie es nicht.

Das Holländische ist genauso schön wie andre Sprachen, wenn sie nur aus dem richtigen Munde kommen. Mein Freund Herman Robbers, hochgeschätzt als führender Romanschriftsteller und als Herausgeber der feinen Kunstzeitschrift ‚Elseviers Maandsschrift‘, hat mir an einem der wenigen Ruheabende, die ich mir gönnen konnte, aus dem ‚Lucifer‘ des alten Vondel vorgelesen. Welche Kraft in dieser Barockdichtung, welche seelische Reichweite, welche protestantische Tapferkeit, welche orgelhafte Tonstärke in diesen mächtig getriebenen Metallversen ! Das ist die Literatur, die zu unserm Johann Sebastian gehört, Umgang einer freien Mannesseele mit einem strengen Gott, der aber von muntern, kühnen Herzen verehrt sein will. Tout l'univers est plein de sa magnificence — qu'on adore ce Dieu, qu'on l'évoque à jamais! Das ist aus der gleichzeitigen ‚Athalie‘ und das Vornehmste an religiösem Kitsch. Hätte ich doch in der Schule lieber den kühnen alten Vondel gelesen statt dieser zeremoniösen Prunkverse, die ich merkwürdigerweise nicht loswerden kann. Dieser höchst religiöse und höchst nationale Dichter ist im siebzehnten Jahrhundert wirklich gespielt worden, nachdem die Holländer ihr Land und ihren Glauben mit Gebeten und Waffen und Dammdurchstichen gegen die Spanier verteidigt hatten. Dann hat der Calvinismus ihr Theater tot gemacht und das leichte

Völkchen der holländischen Komödianten erledigt, die damals mit den englischen Banden bei uns konkurrierten. Nun besehen sie die Folgen. Mein alter Freund Willem Royjaards, Direktor der Stadsschouwburg, der sich auch auf der deutschen Bühne versucht hat, beklagt in einer amsterdamer Zeitung eine Ueberschwemmung mit deutschen Truppen, die allerdings nicht jedesmal die richtigen sein mögen! Aber unser Theater, was wir im Augenblick auch auszusetzen haben, bedeutet einen großen, vor allem sehr exportfähigen Aktivposten unsrer künstlerischen Kultur. Man bewundert Bassermann, man preist Moissi im ‚Lebenden Leichnam', hat grade einige Tränen verschluckt vor Lina Lessens rührender Frau Alving und ist ganz platt geschlagen von Paul Wegener in dem ‚Totentanz', den Max Reinhardt uns hinterlassen hat.

Die Holländer sind nicht veränderungssüchtig, sie erhalten ihr Land, ihre Dämme, ihre Kanäle, ihre Häuser, ihre Kühe, die auch im Winter ausgetrieben werden, genau nach der Vorschrift, die ihnen die alten Bilder hinterlassen haben. Das Häuschen meines Freundes Robbers steht mitten in den Dünen, die jetzt beschneit sind, und die sich in dem feinen Nebel früher Wintertage so gut wie ein Hochgebirge verschleiern. Hier eine große graue Windmühle und da ein niedliches rotes Wassermühlchen: das ist Holland, das war immer so, und auch die wenigen auf Sommergäste berechneten Häuser haben sich so vereinzelt und versteckt, daß sie das Alter und die Stille dieser so fest gelagerten Bildhaftigkeit, dieser verschwenderischen Raumweite nicht beunruhigen können. Die Holländer bauen seit Jahrhunderten immer wieder dasselbe reizende Häuschen aus roten Backsteinen, glatt, steil, zum Scheuern gemacht, mit der einzigen Unterbrechung oder Verzierung der bunt gestrichenen Fensterläden. Ihre Häuser sind Wohntürmchen, aber von außen so bescheiden gehalten, daß man ihnen das innerliche Streben zur Höhe gar nicht anmerkt. Die schmalen Bürgerhäuser haben oft nur ein Zimmer in jedem Stockwerk; ein Teil des Lebens vergeht im Treppensteigen. Aber welcher Sinn für das richtige Familienleben, da man das Uebereinander dem Nebeneinander vorzieht! Unten im Wohnzimmer hat sich die Frau niedergelassen, darüber arbeitet der Mann, einen Stock höher brütet der Junge über seinen Schularbeiten, und im höchsten Stock sitzt der Gastfreund in einem ungeheizten und unheizbaren Zimmer. Der Holländer zieht die Heizung von innen vor; daher die Kultur der Liköre. Aus dem Winternebel stieg Erven Lucas Bols, aus der Feuchtigkeit der im Schlamm schwankenden Häuser erhob sich Wijnand Focking. Trotzdem klagen sie über ihr Klima, das ich sehr schön fand. Welche zarte Silhouetten schwimmen auf diesem feinen Nebel, der alles Lastende, alles Massive verschweigt und nur die Türme der Kirchen, der alten Ratshäuser und Ratswagen sichtbar läßt! Zeichnen ist die Kunst des Weglassens, sagt Max Liebermann. Welche edle Schwarz-weiß- oder vielmehr Grauweiß-Kunst!

Wenn wir tapfer durch die frischbeschneiten Dünen gestapft waren — man hat sie durch sehr edle, saftgrüne oesterreichische

Tannen beständig gemacht — , zogen wir uns unter unendlicher Vorsicht, damit kein Fleckchen ins Haus gebracht wird, unsre Ueberschuhe in der Diele aus und wärmten die Füße am Kamin des Wohnzimmers, der für diesen Zweck bestimmt ausreicht. Da ließ ich mir von dem etwas entschwundenen alten Vondel wieder vorlesen, da machte ich die Bekanntschaft eines gleichaltrigen Dichters G. A. Brederow, der so modern, so mutwillig, so jung, so ganz fließende Empfindung, Temperament von heute und morgen ist, wie Catull oder Villon, wie I. C. Günther oder Heinrich Heine. Ein Bäckergeselle, wenn ich mich recht erinnere, der als geborener Lyriker mit dreißig Jahren starb, der sich überall umhertrieb, wo es lustig zuging, einer von den echten Gassenjungen der Literatur, die so gut lieben wie schimpfen, heulen wie fluchen können, und die auch einmal beten, wenn es ihnen ganz schlecht geht. Die so natürlich dichten, wie andre Leute leben, schnaufen, schnarchen. Dieser ungelehrte Brederow kannte seine Vorgänger gewiß nicht, aber wie selbstverständlich braucht er noch die alte in sich zurückkehrende Form des Tagelieds, wenn er sein Marietje oder Neeltje besingt, wenn seine grüne Männlichkeit sich mit dem Mut, der Unternehmungslust eines Maikaters streckt. Vorrei morir . . . Warum denn gleich sterben? Diese alten holländischen Liedjes klingen mindestens so schön und schmecken heute noch nach frischem Brot. Wir hatten die der Schneeschuhe entkleideten Füße gegen den Kamin gestemmt, wir tranken Tee mit Rum, dann Rum ohne Tee, sehr süß, sehr heiß . . . Worauf es sehr gesund sein mag, in einem gänzlich ungeheizten, unheizbaren Zimmer zu schlafen. Freundschaftlichste Fürsorge hatte mir eine Wärmflasche ins Bett gelegt, die ich aber verachte. Man soll von seinem Bett nur die Wärme zurückverlangen, die man ihm selbst gibt. Dieser Aphorismus läßt sich meilenweit ausdehnen, über alle möglichen Verhältnisse des Lebens.

Dem deutschen Leser ist es natürlich ganz gleichgültig, daß ich mit Hilfe meines holländischen Gastfreundes ein paar alte Dichter gelesen habe. Dazu hat er mich nicht nach Holland geschickt. Der deutsche Leser will wissen, was ich beim Ueberschreiten der Grenze zwischen Papiermark und Gulden empfunden, und vor allem, was ich in dem Land, da Milch und Cacao fließt, genossen habe. Ferner will er wissen, was der Holländer über Deutschlands Leiden denkt. Das will ich ihm wenigstens beantworten. Der Holländer ist auf seine ruhige Weise gegen Poincaré, ohne nach allen Herkünften unsrer Not zu fragen. In den sechs Städten, die ich sah, sammelte man vor allem für die deutschen Kinder, die früher Tod, und für die akademische Jugend, die baldige Auszehrung bedroht. Was ich gegessen habe? Damit will ich euch aber nicht den Mund wässrig machen, höchstens mich darüber beschweren, daß ich einmal anderthalb Stunden ohne Nahrung blieb, weil ein holländischer Zeitungsmann mich über die nächsten Aussichten und Absichten der deutschen Literatur, besonders der Bühne ausbündig interwiewte. Ich machte es mir leicht und stellte das Ende des Expressionismus fest zu Gunsten . . . ich werde mich hüten . . . kein Prophet

in seinem Vaterlande. Warum ich von Hummern und Beefsteaks und richtiger Butter, aus Kühen gewonnen, nichts erzähle? Weil Ihr es nicht verdient. Weil ich genau weiß: wenn Ihr durch irgendeinen Zauber aus dem gegenwärtigen Schlamassel wieder zu Wohlhabenheit und Wohlleben erwachtet, Ihr würdet auch nicht das Geringste aus eurer Not gelernt haben, nicht, was Ihr euch selbst, nicht, was Ihr dem Ganzen, nicht, was Ihr einer höhern sozialen Gerechtigkeit schuldig seid.

Ich will euch also nach den alten Dichtern noch mit den alten Malern ärgern. Als ich meine Vorträge losgeworden war, besuchte ich Frans Hals in Haarlem, der jetzt eine schwere Zeit durchmacht, weil er grade gewaschen wird. Das heißt: so schnell ging das nicht. Wenn man jeden Nachmittag von Städtchen zu Städtchen wechselt — ganz Holland ist eine gastliche Stadt — , so laufen einem die Kanäle und die Grachten und die Fleeschhäuser und die Ratswagen und die Oude und Nieuwe Kerks einigermaßen durch einander. Also in Dordrecht, das zu den Allerstillsten im Lande gehört, das seine Kanäle grade für die Schlittschuhläufer des Jan Steen oder Pieter de Hooch zufrieren ließ, war ich zu Gast bei Top Naeff van Rhijn, einer sehr graziösen Schriftstellerin, die fein stilisierte Geschichten über die merkwürdige Nation der Frauen geschrieben hat, und die selbst sehr merkwürdig ist, nicht nur durch ihre tapfere Theaterkritik, sondern auch durch Das, was selbst bei einer talentvollen Frau an Sichtbarem immer noch zu schätzen bleibt. In Utrecht besuchte ich Frau Ina Boudier-Bakker, deren Name von den Kennern nie ohne respektvolle Zärtlichkeit ausgesprochen wird. Leider kenne ich noch keins von ihren Büchern, die Herman Robbers in seiner höchst instruktiven Plauderei: ‚De nederlandsch Litteratuur na 1880‘ besonders liebevoll streichelt. Aber man bekommt allmählich einen Instinkt für Persönlichkeiten. Ein Frauenauge, das sich in eine ganz eigne Welt hineinträumt und hineinlächelt, das sich mit kindlich mütterlichem Erstaunen und nicht ohne Humor aufschlägt, das sagt schon etwas über die Echtheit des innern Erlebnisses und die zarte Kraft seiner Gestaltung. Wohin wollte ich doch? Also mit meinem Freunde Robbers fuhr ich nach Haarlem, wo wir dem Direktor des Museums, dem liebenswürdig erklärungsbereiten Herrn Gratama, zuhörten und dem emsig waschenden Restaurator Herrn de Wild bei seiner aufregenden Arbeit zusehen durften. Man hat ja auch in Deutschland, besonders unter Swarzenski in Frankfurt, methodisch versucht, die alten Bilder aus der edlen Sauce des Galerietons wieder heraus zu bekommen, mit der die stille Chemie einiger Jahrhunderte sie uns serviert. In Holland geht es um die größten nationalen Heiligtümer nicht ohne Aufregung, Parteinahme und Streiterei. Auch die grundsätzlichen Anhänger der Restauration werden wohl von Bedenken geplagt, ob feine Lasuren, die die alten Maler den Grundfarben auflegten, mit der Beseitigung des Firnis nicht verloren gehen könnten. Herr Gratama hat sich nach chemischer Untersuchung mit einem Zeugnis bewaffnet, daß auf den Schwämmchen, die die gefährliche Arbeit mit Alkohol und Terpentin besorgen, auch nicht ein Pünktchen geraubter Farbe

zu entdecken war. Wie liebevoll wird da gewaschen, mit dem denkbar kleinsten Wattebausch, der diese Riesenformate mit einigen Billionen von knappen Wischern auf und ab zu streichen hat. Das Festmahl des Cloveniers-Schützencorps fanden wir bereits bloßgelegt, ein ganz neues modernes Bild, das jetzt erst in seinem koloristischen Thema erkannt werden kann, als eine Fanfare von rotweißen Schärpen, die zu dem Fortissimo einer noch rotweißern Fahne in der Mitte zusammen klingen. Zuerst bekommt man einen Schreck. Diese Farben singen, jubilieren, schreien sogar. Das ist der braune Frans Hals nicht mehr, aber wahrscheinlich der echtere, an den man sich gewöhnen muß, eine Rechtfertigung zugleich von Lovis Corinth und Max Pechstein. Die Kunstgelehrten werden ihre Bücher umschreiben müssen. Wenn man Bedenken wahrt, werden sie vor dem noch größern Stück der Versammlung der Cloveniersschützen beschwichtigt, das die beiden Herren grade in Arbeit hatten. Der Firnis hatte die Farben nicht nur stumpfer und stummer gemacht, er hatte sie auch gefälscht. Die weißen Spitzenkragen sind bläulich, und was einmal blau war, ist schmutziggrün geworden. Den Kopf eines Offiziers hat die geduldige Hand des Restaurators grade aus der Kruste herausgeschält; das ist wie eine Auferstehung. Das rote Gesicht eines strammen Zechers läßt alle die noch unerlösten Kameraden in eine undeutlichere Dimension des Schattendaseins zurückschwinden. Mit welcher ungeheuern sinnlichen Gegenwart, um mit Goethe zu reden, müssen sich diese Bilder einmal aufgedrängt haben! Die Holländer waschen ja gern, ihre ältesten Häuser müssen jede Woche einmal mit viel Wasser und Seife Toilette machen. Es scheint, daß die öffentlichen Befürchtungen sich nun wieder beruhigt haben, und daß man die gesäuberten alten Meister nach dem ersten Erschrecken in dieser Verjüngung auf eine neue Art wieder zu lieben beginnt.

Auf der Rückfahrt sicherte ich mir einen halben Vormittag für das Reichsmuseum in Amsterdam und sah nach fünfzehnjähriger Entbehrung in der neuen höchst wirksamen Aufstellung Rembrandts Nachtwache wieder. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, auch nicht von dem berühmten Rosinenbrot, zu dem man keine Butter braucht, auch nicht von dem Edamer Käse mit mehr als hundert Prozent Fettgehalt, auch nicht von den indischen Bananen, und nicht einmal von dem milden Javakaffee, der mit der Wiener Melange um den ersten Rang streiten darf. Der Mensch lebt, und lebt jetzt besonders, von Erregungen und Anrufungen, die ihn trotz allem darauf stolz machen, daß er zu dem verdächtigen, unzuverlässigen, durch keine Züchtigung erziehbaren genus Mensch gehört. Das also hat ein Mensch gemacht, ein Mensch wie wir, der liebte, trank und bummelte, und der, wie man zu sagen pflegt, schließlich herunterkam. Das ist ein Akt der Schöpfung, der noch heute dauert. Hinten drängen sich die Menschen im Schatten, im Halbdunkel, vorn stehen zwei Kerle von Licht übergossen. Da ist ein tiefes Geheimnis wie bei jeder Zeugung, das Mysterium der Geburt. Der Mensch ist einen Augenblick Lieber Gott, Geschöpf und Schöpfer zugleich. Indem einer sich ganz der Erscheinung hingibt, fühlt man das Ding an

sich, glaubt man das Unbeschreibliche getan. Soll die Nachtwache auch gewaschen werden? Mir scheint es nicht nötig, und welche Hand wird den Mut haben, sie zu berühren? Mag das Bild auch braun geworden sein, der Feuerregen prasselt immer noch, erschreckend und beseligend. Tönend wird das Licht geboren.

Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Am Nachmittag vor meiner Abreise kaufte ich, soviel ich schleppen konnte, Chocolade, Sardinen, „duitsche Leverwurst“, die aber ganz anders schmeckt, Margarine, Rinderfett, Rahmbutter, Alles billiger als bei uns trotz dem plötzlichen Preissturz, und um so viel besser. Lebensmittel dürfen ohne Einschränkung über die Grenze ins hungrige Deutschland eingeführt werden. Nur wenn du nach Kaffee und Tee gefragt wirst, mußt du ein unverbindliches Hm Hm murmeln, und wenn gar nach Tabak geforscht wird, mußt du das verständnislose Gesicht eines lebenslänglichen Nichtrauchers aufsetzen.

Zwischen Darmstadt und Mainz

Sehr geehrter Herr Jacobsohn!

Sie brachten in der Nummer vom 13. Dezember 1923 einen Brief aus Mainz über die Separatisten-Bewegung. Der Brief ist geeignet, über die Separatisten-Bewegung Unklarheit hervorzurufen, weshalb ich mir gestatten möchte, Ihnen etwas darüber zu sagen, was wir aus eigner Erfahrung wissen. Wenn ich mich dabei in der wenig ehrenvollen Gesellschaft der Presse und der Leute befinde, die nicht laut genug mit Cuno für den Ruhrkrieg schreien konnten, deren aufdringlich zur Schau getragenes vaterländisches Getue uns schon lange ein Ekel ist, und die letzten Endes allein verantwortlich für die Vorgänge im Rheinland sind, so bedaure ich das; es darf jedoch kein Grund sein, die Wahrheit zu verschweigen.

Ich bin seit Jahren Leser der ‚Weltbühne‘. Ich unterschreibe Alles, was Sie seit Beginn des Ruhrkrieges und vorher über das Rheinland gesagt haben. Wir sind, trotz Allem, was wir grade in unsrer Familie während der Besetzung erlebt haben, für eine Verständigung der Völker, vor allem mit Frankreich, in dem auch von Ihnen vertretenen Sinne, und wir setzen uns auch hier, trotz aller Hindernisse, dafür ein. Dies Alles sage ich nur, um Ihnen zu zeigen, daß das, was ich Ihnen sagen will, nichts mit Nationalismus oder Aehnlichem zu tun hat.

Hier war bis Mitte Oktober über die Rheinische Republik nur Das bekannt, was darüber in den Zeitungen stand. Man wußte nur, daß einige Leute, die man nicht so recht ernst nahm, zu ihren Anhängern gehörten. Nach Einstellung des passiven Widerstandes und Fortfall des Cunoschen Unterstützungssegens vermehrten sich die Anhänger. Es waren dies zum großen Teil ältere Leute, die glaubten, auf diese Weise zu Arbeitsgelegenheit und zu Verdienst zu kommen, die jüngern aber hofften, auf andre Art Geld zu erhalten. Am 22. Oktober, ohne daß irgendetwas vorausgegangen war, erschienen hier drei Lastautos mit den hiesigen und einigen auswärtigen Anhängern der Rheinischen Republik, zum Teil mit Gummiknüppel und Revolver bewaffnet, bedrohten den Bürgermeister, hißten auf dem Rathaus eine Fahne, traten dort einige Türen ein, warfen einen Ofen um, erbrachen

einige Tischladen und stahlen daraus Zigarren und einige Kupferpfennige, die Beamten gehörten. Darauf „beschlagnahmten“ sie in einigen Geschäften Brot, Wurst und Zigaretten, wobei eifrig mit dem Revolver hantiert wurde. Nachdem sie bei den Polizeidienern noch einige verrostete Säbel geholt hatten, zogen die jungen Leute wieder ab mit der Drohung, am nächsten Tage wieder und „richtig“ zu kommen. Die Bevölkerung geriet darüber natürlich in große Erregung. Am folgenden Tag war die ganze männliche Bevölkerung zur Abwehr bereit, in erster Linie beteiligt war auch das hiesige Gewerkschaftskartell. Die Separatisten schienen von den Vorbereitungen gehört zu haben, kamen nicht wieder hierher, sondern schlichen sich am Abend einzeln in ihre Wohnungen. Dort wurden sie von der Bevölkerung, die sich mit gutem Recht derartige Gewalttätigkeiten nicht gefallen lassen wollte, herausgeholt und, ohne daß ihnen etwas geschehen wäre, zum Rathaus gebracht. Nach einem kurzen Verhör sollten sie in das hiesige Arrestlokal in Schutzhaft gebracht werden. Die erregte Menge zog jedoch mit den Verhafteten zur Grenze und übergab sie dort der darmstädter Schupo, die sie ins darmstädter Gefängnis brachte. Nach drei Tagen wurden sie wieder entlassen. Franzosen waren dabei nicht zu sehen. Ein französischer Feldgendarm, mit dem ich am Tage der Separatistenheldentaten sprach, lachte mich aus und sagte: „Das laßt Ihr euch gefallen?“

Mit dieser Neutralität sollte es jedoch anders kommen. Zwei Tage später erschienen hier französische Kriminalisten, verhörten den Bürgermeister und eine Menge andrer Leute und bestellten den Bürgermeister für den folgenden Tag zu dem französischen Delegierten in Groß-Gerau, von wo er gar nicht mehr zurückkehrte, sondern gleich nach Wiesbaden, ins französische Militärgefängnis gebracht wurde. Am gleichen Tage wurde der Belagerungszustand — von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens — verhängt, der heute, am 18. Dezember, also nach acht Wochen, noch besteht. In der gleichen Nacht wurden von den Franzosen 8 Bürger, darunter der Pfarrer und ein kommunistischer Gemeinderat, geholt. Die Umstände dabei erinnern an unsre ‚glorreichen‘ Zeiten in Belgien. Einige Tage später wurden nochmals Leute unter den gleichen Umständen geholt, sodaß sich insgesamt 28 Bürger aus unserm Ort im wiesbadener Gefängnis befanden. Bei den Verhaftungen sind Mißhandlungen passiert, an denen ein preußischer Leutnant seine helle Freude haben würde. Das ist ja für uns nichts Neues, es kann aber doch nichts schaden, wenn man sich gelegentlich daran erinnert, daß „Militarismus“ immer das Gleiche bleibt, ob er nun schwarzweißrot oder blauweißrot daherkommt. Die Leute saßen sechs Wochen in Wiesbaden und wurden eines schönen Abends, ohne jede Verhandlung, aus dem Gefängnis entlassen. Das Geld zur Heimfahrt bettelten sie sich auf dem Roten Kreuz.

Die hiesigen Anhänger der Rheinischen Republik sind ohne Ausnahme Nichtstuer, wegen Diebstahls Vorbestrafte und einige Zugezogene mit dunkler Vergangenheit. Nicht ein Einziger ist dabei, der imstande wäre, einer Verwaltung vorzustehen. Meiner Kenntnis nach sind die Verhältnisse hier in der Gegend bis nach Mainz und Wiesbaden die gleichen: überall die gleichen Leute, ohne Verantwortungsgefühl, ohne politisches Ziel, es ist nur eine Gelegenheit, etwas zu verdienen; daß dabei gegen lumpige Francs ein paar Landsleute an

die Franzosen verraten werden müssen, tut nichts zur Sache. Von einem hiesigen Separatisten, der sich jetzt in Alzey aufhält, ist mir bekannt, daß er einen Ausweis in der Tasche hat, wonach er im Dienst der französischen Geheimpolizei steht. Auf jeden Fall wäre diese separatistische Bewegung schon längst erledigt, wenn die Franzosen sie nicht gestützt hätten.

Was der Mann aus Mainz unter der Ueberschrift: ‚Von der Separatisten-Bewegung' schreibt, gehört in ein ganz andres Kapitel. Was er schreibt über einen selbständigen Rheinstaat, über das Losschlagen-lassen, über die Preise in Mainz, über die Rheinlandpolitik der Reichsregierungen: das Alles hat mit den letzten Vorgängen nicht das Mindeste zu tun. Nach meiner Ueberzeugung, die sich auf Beweise stützt, handelte es sich um eine Bewegung, die von den Franzosen ausging, welche glaubten, die im Rheinland herrschende Stimmung für ihre eignen politischen Pläne ausnutzen zu können, und die ausgeführt wurde von Leuten, welche sich die Franzosen gegen Geld gedungen hatten und bei Erfolg wieder fallen gelassen hätten.

Ein selbständiger Rheinstaat wird kommen. Aber darüber herrscht bei allen Parteien nur eine Meinung, daß es mit den Leuten, die bei dieser Bewegung beteiligt waren, keine Gemeinschaft gibt — ich kann nur wiederholen: nicht aus irgendwelchen lächerlichen, schon längst zu Tode gehetzten „vaterländischen" Gründen, sondern weil jede Gemeinschaft, die auf Sauberkeit hält, mag sie heißen, wie sie will, mit derartigen Elementen keine Gemeinschaft haben kann.

Um Alles noch einmal ins rechte Licht zu rücken: Ueber das Verhalten und die Schuld der Großindustrie an den Vorgängen im Rheinland sind wir vollkommen mit Ihnen einig. Aber darüber muß man sich klar sein, daß diejenigen Separatisten, die hier in Betracht kommen, nur die Geschäfte der Großindustrie besorgten; diese Herren sind sicherlich schon längst mit den Franzosen einig und würden versuchen, bei einem Gelingen ihrer Pläne alle Kriegsschulden auf das noch übrig bleibende Deutschland abzuwälzen.

Wir sind uns vollkommen darüber klar, daß Das, was die Franzosen hier versuchen (auch inbezug auf die Behandlung der Bevölkerung) nur ein Abklatsch, nur eine verkleinerte Auflage der Ludendorfferei in der „großen" Zeit ist (Deportation belgischer Arbeiter, östliche Randstaatenpolitik!): aber es ist doch zu bedenken, daß wir vor, in und erst recht nach dem Kriege alle diese Dinge bei uns mit dem Einsatz all unsrer Kräfte bekämpften. Wenn wir nun weiter, und erst recht, für eine Verständigung wirken wollen — vielen ehrlichen Leuten hier wird es schwer, daran zu glauben, an eine Aenderung der unerträglichen Verhältnisse durch etwas Andres als durch Krieg zu glauben — , so darf hier nicht das Gefühl aufkommen, daß in einer Zeitschrift wie der Ihrigen Leute begünstigt werden, deren Ziel auf nichts Andres hinausläuft als auf eine Unterstützung von Einrichtungen und einer Geistesrichtung, die wir (und Sie) schon immer bekämpft haben, und die wir nicht aufhören dürfen zu bekämpfen, nur weil sie jetzt von Frankreich ausgehen.

Es verdient alle Achtung, daß Sie jeder ehrlichen Meinung in der ‚Weltbühne' Raum gewähren. Sie werden auch diesen Brief drucken, trotzdem er dank der Zensur erst nach Wochen in Ihre Hände gelangen wird.

Unsre Verleger von Herbert Eulenberg

Zur Diskussion

Es herrscht wohl unter sämtlichen Beteiligten keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß sich von allen Unternehmern in Deutschland nach dem Kriege die Verleger das Tollste an Ausbeutung geleistet haben. Wenn unter den skrupellosen Herrschaften, die nach unsrer militärischen Niederlage noch unsern wirtschaftlichen Ruf zu Grabe getragen haben, eine Höchstleistung zu erbringen war: unsre Verleger haben sie geschafft. Die wenigen großen Ausnahmen durchleuchten diese trübe Zeit wie ein paar Sterne eine düstere, wolkenüberjagte Novembernacht.

Da kam zunächst nach dem Kriege das Ausfuhrverbot, das die deutsche Verlegerschaft über unsre Bücher verhängte. Genauer ausgedrückt: die Notwendigkeit, eine Ausfuhrerlaubnis für unsre Bücher einzuholen, die von Leipzig dekretiert wurde. Man möchte fast glauben, daß dieser Beschluß im Kopf eines Verbrechers oder mehrerer gekeimt ist. Da war nach einem völlig für uns verlorenen Krieg und nach Aufhebung der Sperre endlich für uns eine kleine Möglichkeit gegeben, durch unsre damals noch billigen Bücher moralische Eroberungen im Ausland zu machen. Aber dieser einzige Lichtstrahl wurde schleunigst durch Sperrmaßregeln abgeblendet. Rücksichtslose Erwerbsgier der Verleger hinderte unser Volk selbst in dieser tiefsten Erniedrigung, seinen Ruf in der Welt, seine geistige und künstlerische Bedeutung wiederzugewinnen. Aber auf sittliche Eroberungen kam es diesen selbstsüchtigen Unternehmern ebensowenig an wie den rohherzigen, ungebildeten Junkern, die unter verständnisloser Berufung auf Bismarcks „Realpolitik“ das alte Preußen in den schlimmsten Verruf gebracht und vernichtet haben. Und das geschah von der Partei unsrer Verleger, die soeben miterlebt hatten, wie eine von unsern Gegnern meisterhaft betriebene Propaganda uns und unser Ansehen bei allen Völkern sittlich vernichtet hatte. Denn Jeder von uns, der nicht vernagelt war, wußte doch, daß der Krieg moralisch für uns längst verloren war, ehe er militärisch im Wald von Villers-Cotterets zusammenbrach. Aber unsre Verleger kümmerten sich nur um ihren Gewinn, nicht um die Wiederherstellung unsres geistigen Uebergewichts in der Welt. Sie erschwerten, um sich nur ja keine Valutaprofite entgehen zu lassen,die Ausfuhr des deutschen Buches und damit die Ausbreitung des deutschen Gedankens in der Welt mit allen ihren Kräften. Für ihre Autoren fielen — um den Kerlen den Mund zu stopfen — dabei auch ein paar Pfennige wie Treber für die Schweine ab. Die größten Ueberschüsse heimsten sie natürlich selber „von Rechts wegen“ ein. Wie sehr diese Abschneidung von der geistigen Zufuhr uns im Ausland geschadet, wie bitter diese Verteuerung der Bücher die Auslandsdeutschen, die sich nach vier Blockadejahren ausgehungert auf unsre Literatur stürzen wollten, betroffen hat, das kann man gar nicht schlimm genug ausmalen. Man muß nur einmal mit einem der wenigen Buchhändler, die drüben in Amerika noch deutsche Bücher vertreiben, gesprochen haben, um diesen Irrsinn, unsre eignen Landsleute durch Buchwucher vom Deutschtum abzutrennen, voll begreifen zu können. Ich habe einen tapfern Mann und Vorkämpfer für das deutsche Buch

in New York kennen gelernt, der entfärbte sich buchstäblich ins Gipsbleiche vor Wut, wenn er von diesen schamlosen Profitjägern daheim sprach, die ihren Verlegerberuf nur noch als Dollarjagd auffaßten. Dabei haben die ganzen Ausfuhrschwierigkeiten dem deutschen Buchverlag so wenig wie die törichten Devisenverordnungen der deutschen Mark auf die Beine geholfen. Er liegt heute wie ein Krüppel am Wege und büßt für die gedankenlose, nur dem Tage lebende Beutegier seiner Vertreter.

„Aber wenn wir keine Valuta-Erlöse gemacht hätten, so wären wir nicht in der Lage gewesen, unsern Betrieb überhaupt bis heute aufrechtzuerhalten und unsre Angestellten und Autoren“ — mit Pfennigen! — „abzufinden“, werfen sich die Verleger Deutschlands in die juristisch nicht zu fassende Brust. Sehen wir aber näher zu, so kommt der zweite Schandfleck zum Vorschein. Die Verleger haben für sich möglichst Goldgeld einzunehmen getrachtet, ihre Dichter aber haben sie seit Monaten mit immer minderwertigerer Papiermark abgespeist. Wozu sind die Dichter denn in der Welt da, als um zu Objekten der kaufmännischen Ausnutzung gemacht zu werden? Ich nehme ein Beispiel: mich selbst, weil ich es am besten beurteilen kann. Ich habe an die dreißig Bücher geschrieben. Einige von ihnen gehen recht gut. Haben es sogar auf fast hundert Auflagen gebracht. Nun wohl, ich bin bereit, eidesstattlich folgendes zu erhärten: Ich habe seit dem ersten Tag des Jahres 1923 für alle diese Bücher an jedem Monatsersten von meinen deutschen Verlegern weniger, viel weniger Geld erhalten, als ich für ein einziges Buch bekomme, das ich mit einer persönlichen Widmung in jedem Monat einem amerikanischen Maecen zuschicke. Er zahlt mir nämlich einen einzigen vollen Dollar dafür. Also ich empfange, als ein leidlich geachteter und anerkannter deutscher Dichter von fast fünfzig Jahren, für meine ganze Lebensarbeit von den Verlegern meiner Bücher seit Anfang 1923 im Monat nicht ganz vier Goldmark. Wers nicht glaubt, der kann sich jederzeit an Hand meiner Abrechnungen davon überzeugen. Ich bin jeden Sonntag zu sprechen. Soll man noch einen Kommentar zu diesen laut redenden Zahlen hinzufügen? Wie mag es erst weniger bekannten Schriftstellern, wie unsern Anfängern ergehen? Mit einer Kälte, einer Stumpfsinnigkeit ohne gleichen sieht der deutsche Verlegerstand seine Geister zugrunde gehen. Wenn er selber nur notdürftig seinen „Betrieb“ aufrechterhalten kann.

Aber da muß irgendwo etwas nicht stimmen, etwas höchst faul sein im Staate Deutschland, wenn ich persönlich, zum Kaufmann geboren wie Hamlet zum Herkules, mit einem einzigen Buch mir in einem Monat mehr verdienen kann, als meine sämtlichen höchst geschickten Verleger es in der gleichen Zeitspanne für mehr als dreißig meiner Werke fertig bringen. Vielleicht kann mich irgendein geschäftstüchtiger Geist darüber aufklären, wo diese faule Stelle sein mag. Sie stinkt allmählich zum Himmel. Können wir Schriftsteller uns nicht endlich selber helfen? Aber nicht mit selber unterstützungsbedürftigen Schutzverbänden noch mit langweiligen Kommissionen, die dem Reichskanzler Denkschriften zur Verscharrung überreichen, sondern, indem wir, wie die römische Plebs in ihrer höchsten Not, zwei oder drei Volkstribunen erwählen, die unsre Sache vertreten. Starke Einzelpersönlichkeiten werden immer noch mehr ausrichten als schönredende Ausschüsse. Aber vielleicht können bei diesen Verlegern nur noch Sturmtrupps etwas erzielen?

Vom Staatstheater

Dem Regisseur Jeßner, dem einmal die Absicht nachgesagt wurde, die ‚Gespenster' strindbergisch zu inszenieren, dem war auch die Experimentierlust zuzutrauen, ‚Maria Magdalene' anders als landesüblich zu sehen. Das Ziel solch einer neuen Aufführung müßte sein: daß wir den Atem verlieren und wiedergewinnen; daß wir am Grabe Klaras und ihres Sekretärs die Hoffnung auf bessere, auf freiere Zeiten aufpflanzen; daß in dieser tödlichen Enge, in diesem Mittelalter der Ethik der Repräsentant Meister Anton nicht recht behält. Wie er eben bei Hebbel nicht recht behält. Er hat nicht die ganze Schuld am Schicksal der Tochter, aber die halbe, da auf die Gesellschaft seiner Zeit und ihre Moral die andre Hälfte kommt. Er ist kein Heros der Ehre, sondern ein Don Quixote seines falschen Ehrbegriffs, den das Gerede der Leute schrecklicher dünkt als Unglück und Tod des eignen Kindes.

Nachdem Jahrzehnte lang der Heros gespielt worden ist, wäre endlich der Don Quixote an der Reihe. Sonst ist die Tragödie einfach nicht mehr zu ertragen. Sonst läuft es darauf hinaus, daß wir uns über die uneheliche Mutterschaft irgendeiner Handwerkerstochter graue Haare wachsen lassen sollen, ohne daß die Kunstform so ewig oder so gegenwärtig, so zeitgemäß wäre, um uns das Herz abzudrücken. Es könnte sein, daß wir uns der Großartigkeit dieses Paradigmas ehrfürchtig bewußt bleiben und doch sehr ungeduldig wider diesen professoralen Jargon aufbegehren. Möglich, daß wir heute besonders empfindlich gegen jede Art von Künstlichkeit und Verzwicktheit sind. Aber wenn nicht Alles trügt, ist es wirklich damit zu Ende, gehört ‚Maria Magdalene' an einen Ehrenplatz der Literaturgeschichte und nicht mehr auf die Bühne von heute.

Die letzte Probe wäre eben, in Meister Anton den alten Hjalmar Ekdal aufzudecken: den Lebenskomödianten, der behauptet, seine Stacheln nach außen gekehrt zu haben, und sich dabei noch immer viel zu weich anfühlt; der sich für die Rechtlichkeit selber hält und ein Pharisäer gegen seine Mitbürger, ein engstirniger Tyrann seiner Familie und ein so arger Renommist ist, daß er am Schluß den angekündigten, den endlich zugesicherten Selbstmord durch einen bequemen Aphorismus über die Unverständlichkeit der Welt ersetzt.

Jeßner hat leider nichts weiter geliefert als eine Repertoire-Vorstellung für das Schiller-Theater, dem er eigentlich nicht nur die bessern Schauspieler seines Staatstheaters zuführen müßte, sondern auch den Ehrgeiz, daß seine Regie sich vom Dutzend abhebe. Sein Verdienst: daß keine Pause den Albdruck von uns nehmen würde, wenn einer sich auf uns legte. Dazu ist schon die Wohnung des Kleinstadttischlers zu palastartig hoch- und weiträumig. Die Menschen drin . . . Leonhard „brauchte ja bloß kein Teufel zu sein", sagt Hebbel und läßt ihn einen sein; also spielt ihn Twardowski rothaarig mit den abgezirkelten Gesten einer Teufelsmarionette. Die Andern werden fast

alle auf dieselbe Fasson unselig: sie bringen den Text und so viel vom Wesen der Figur, wie ihrem eignen Wesen entspricht. Als Künstlerin und als Persönlichkeit, wie gewöhnlich, wirkt Gerda Müller: das Holzschnittbild eines gemarterten Weibes, das verzweifelt gegen die Gitterstäbe seines Gefängnisses, der bürgerlichen Scheinmoral, stößt, und dessen Verzweiflung sich herzbeklemmend mitteilt.

*

Dem Regisseur Fehling, dessen ‚Komödie der Irrungen' unvergessen ist, war auch zuzutrauen, daß er gründlich vergessen machen werde, wie ‚Viel Lärm um Nichts' anno dazumal am Gendarmenmarkt ausgesehen hat. Wer an seiner Aufführung mäkelt, dem möge jene königliche im Traum erscheinen. Funkelnagelneue Dekorationen, zwischen denen das Maskenfest des Grafen Lavagna mit dem gleichen Fug stattfinden durfte wie das Maskenfest eines Gouverneurs von Messina. Mit Hilfe desselben langwierigen und weihrauchenden Umzugs, der Heros Beschimpfung voranging, konnte Jeanne d'Arcs Karl von Frankreich gekrönt, der märkische Stallmeister Froben begraben, Brunhild mit Gunther vermählt werden. Und das maßvolle Tempo, in dem Beatrice und Benedikt Feuer fingen, ward für die Zähmung einer Widerspänstigen durch einen wilden Petrucchio kaum beschleunigt. Wenigstens nicht von der Regie. Das war ja gar keine Regie. Unvermittelt trat Ernst neben Spaß (freilich: Vollmers Spaß!), Wahn neben Wirklichkeit. Keinerlei Versuch, die Mitte auszufinden, in der die drei „Handlungen" der Komödie sich treffen, den phantastischen Stil durchzuführen, auf den es hier ankommt: der vortäuscht, daß Menschenkinder mit den Jahren so vertrotteln wie Holzapfel und sein guter, lieber, alter Gevatter Schlehwein; der die Möglichkeit zuläßt, daß ein Jüngling von der normalen Veranlagung des Grafen Claudio sich gegen seine Braut wie ein Irrer benimmt; und der die ganz natürliche Lebensluft für ein Paar von der geistigen Schnellkraft Beatricens und Benedikts bildet.

Fehling verzichtet auf jede Ausstattung. Von links nach rechts ein Podium, hinter dem sich im Halbrund ein Vorhang mit Schlitzen um die Bühne zieht: das ist Alles. Und es genügt, da die „sehr übermütige Gesinnung Benedikts" und der Seinen aus der Truppe geholt wird von einem Regisseur, der mit der einen Hand die Peitsche, mit der andern die Bremse regiert. In den ersten acht Bildern gehts hurre, hurre, hopphopphopp, daß die Funken stieben. Von Bild Neun bis Bild Zwölf verschnauft man: Holzapfel breitet sich aus, und Beatrice schleppt sich elegisch über die Bühne, als hätt' sie Lieb' im Herzen, wo sie sie ja auch hat. Nach der Katastrophe vor dem Altar wird sie mit ihrem Raufbold einig und kummerfrei. Das ist der eine Grund, von Bild Dreizehn bis zum Schluß wieder das Prestissimo des ersten Drittels anzuschlagen. Der andre: daß dadurch die Intrige gegen Hero mit ihren Folgen in die Märchensphäre gewirbelt und dort der Gefährlichkeit beraubt wird. Fehling hat die meisterhafte Komposition dieses nachdenklich-heitern Renaissance-Spiels erfühlt und erfüllt.

Unbändige Fackelzüge, niederländische Volkstänze und musikalische Zwischenspiele, die uns den Maßstab der Realität entwinden, verknüpfen und durchziehen die drei Teile, ohne zu selbständig, nicht immer, ohne zu laut zu werden. Die Verständlichkeit dürfte bei einem Wortkünstler wie Shakespeare niemals leiden. Auch die Neigung, salopp zu werden, müßte der Respekt vor ihm zügeln. „Na, komm!“ berlinert Benedikt, „gor keiner“ wienert Beatrice. Aber beide haben Fehlings Brio und seine Herzhaftigkeit: Ebert ein bißchen summarisch, Frau Straub, die ihre verfehlte Minna wettmacht, fast zu wenig summarisch, nämlich geistreich bis an die Grenze der Geistreichelei und dafür dann manchmal drastisch bis über die Grenze zu den Clowns. Ihr Anführer: Florath, dessen erschütterndes Phlegma für Fehling zu der Regietugend wird, zwischen Teil Eins und Teil Drei das saftige Mittelstück einzuschieben. Und endlich ein besonders hohes Vergnügen, mitanzusehen, wie erstaunlich jugendfrisch der siebzigjährige Kraußneck die Sprünge aus dem alten Regime in das neue mitspringt.

Magdalena von Alfred Polgar

Die Bauerntochter ist in der Stadt eine Hahaha geworden. Der Gendarm bringt sie heim, zur gütigen Mutter und zum strengen Vater, aber die Gmoan duldet keine „solche“ in ihrer Mitte, verhängt über die Familie den dorfgesellschaftlichen Boykott und setzt ihr mit allen Gmoanheiten zu, deren biedere Landleute fähig sind. Infolgedessen kommt das räudige Schaf von dem Vorsatz, sich zu enträuden, ab und auf Fluchtgedanken. Der strenge Vater, treu dem Versprechen, das er der gütigen (zwischen erstem und zweitem Akt verstorbenen) Mutter gegeben hat, die Leni dazubehalten, sticht sie tot.

Dieses dörfische Drama, von Ludwig Thoma sachlich und ohne sentimentale Fälschungen vorgetragen, macht dem Zuhörer nicht warm und läßt ihn nicht kalt. Es macht ihm nicht warm, weil der Dichter selbst keinen Augenblick warm wird, und weil der Vorfall, den er darstellt, sein dramatisches Gewicht einzig und allein von dem Glauben erhält, daß solcher Vorfall wirklich vorfallen könne. Und es läßt ihn nicht kalt, weil das Verzappeln eines Menschen in Schicksalsschlingen immerhin sein Beklemmendes hat.

Herr Stahl-Nachbaur, auch Regisseur der wiener Renaissance-Bühne, spielt den strengen Vater. Dessen Fähigkeit, eine Tochter totzuschlagen, macht er vom Fleck weg mit starken Mitteln sinnfällig. Man sieht, obzwar oder weil er immer das Weiße der Augen zeigt, gleich, daß dieser Bauer eine gefährliche Neigung hat, rot zu sehen. Leni ist Fräulein Karsten. Vortrefflich glückt ihr die Darstellung der animalischen, von Zärtlichkeitsbedürfnissen gelockerten Dumpfheit eines primitiven Weibwesens. Sie hat manchmal ein liebes, kindisches Lächeln: dann ist es als ob ein Strahl aus lichterer Hurenwelt in die bäurische Finsternis fiele. Wie in ihrer Rede dörfscher Jargon und das bißchen angelernte Städtisch ineinanderfließen, das ist auch sehr reizvoll, obgleich sie da vielleicht nur eine Tugend aus der Not des Nicht-Dialekt-Könnens macht.

Frau Ilka Grüning ist die alte Mutter, die uns nach dem ersten Akt schon verläßt. Man kann Güte nicht gütiger spielen. Wie schön, wenn die Worte des Geistlichen: „Und so ist sie der Sünde verfallen“, in ihrem Mund, der das Vorgesprochene nur mechanisch wiederholt, sich zu den Worten: „Und so ist sie ins Unglück gekommen“ verwandeln. Das heißt aus der Moral die höhere Moral ziehen! Jede kleine Bewegung ihrer zittrigen Hände ist ein Extrakt von Streicheln, jeder Blick der armen Augen ein Träger von Liebe aus unerschöpflichem Vorrat an solcher, jeder Ton der scheppernden Stimme gefärbt mit einem Tröpfchen Herzsaft. Ecce mater.

Gleitende Währung von Morus

„Is dort Zentrum 10660? Na, endlich! Sarense mal, äh, hier Reichswehrministerium, Politische Abteilung — stimmt das, daß das Reich zur Zeit Inflation verschleiert?“

„Das ist vollkommen unmöglich, Herr Major. Der Herr Finanzminister hat am 15. November selbst die Notenpresse stillgelegt. Laut Verordnung . . .“

„Dacht ich mir gleich, daß das wieder so'n pazifistischer Schwindel sein wird. Na, den Brüdern woll‘n wir mal gehörig aufs Dach steigen!“

Der Herr der Heerscharen hat es für gut gefunden, eine Zeitung wie die ‚Welt am Montag’ zu verbieten, weil dort geschrieben stand: was gegenwärtig vom Reich getrieben werde, sei verschleierte Inflation, nichts weiter. Der General v. Seeckt, der zwar nicht das Pulver, aber immerhin das Trommelfeuer erfunden hat, ist selbstverständlich nicht verpflichtet, zu wissen, was Inflation ist. Aber bedenklicher stimmt, daß man auch im Reichsfinanzministerium immer noch den Mut hat, öffentlich zu behaupten, man schaffe keine zusätzliche Kaufkraft, während die Geldfabrikation der letzten Monate folgende Produktionsziffern aufweist: 1200 Millionen Rentenmark, gedeckt durch Rentenpfandbriefe, die es noch nicht gibt, weil bei einem Zinssatz für tägliches Geld von 100-200 Prozent Niemand fünfprozentige Obligationen kaufen will; 400 Millionen „Goldmark“ in Reichsbanknoten, von denen ein Teil durch Hinterlegung von Rentenmark gesichert ist; 300 Millionen in kleinen Goldanleihestücken, deren Sicherung in einer Vermögenssteuer besteht, die einstweilen wegen Ertragslosigkeit suspendiert ist; schließlich 500 Millionen Notgeld, das zum Teil gar nicht, zum Teil durch Goldanleihe gedeckt ist. Diese 2,4 Milliarden „Goldmark“ würden auch ohne Gold- oder Devisendeckung noch keine Inflation bedeuten, wenn durch sie andre, wirkliche Werte der Wirtschaft entzogen oder festgelegt wären. Aber tatsächlich sind sie der deutschen Wirtschaft entstiegen wie Athene dem Haupte des Zeus, und zu ihrer Schöpfung brauchte nicht einmal eine Rippe geopfert zu werden. Ein bißchen Papier — es ist nicht von der besten Sorte — und ein bißchen Treu und Glauben, und Alles geht wie am Schnürchen.

Die einzige kleine Frage, die man von Tag zu Tag öfter hört, ist nur die: wie lange es gehen wird. Die Antwort ist immer dieselbe: Das hängt davon ab, ob Ihr endlich anfangt, Steuern zu

zahlen. Was bisher darüber veröffentlicht worden ist, stimmt wenig hoffnungsvoll. Da wurden in der zweiten Dezember-Dekade — also schon, als die wertbeständige Rechnung und Zahlung in vollem Betrieb war — 72,9 Millionen Goldmark eingenommen und 165,7 Millionen ausgegeben. Bleibt innerhalb von zehn Tagen also nur ein niedliches kleines Defizitchen von 122,8 Goldmillionen. Daß es in diesem Stil keine vier Wochen mehr weitergehen kann, gibt auch an „zuständiger Stelle“ unter vier Augen jeder Mensch zu. Das Reich sucht sich einstweilen damit zu helfen, daß es die Ausgaben auf die Länder und Gemeinden abschiebt — aber damit ist im Endeffekt natürlich nichts geändert. Wenn die Länder künftig statt eines Reichszuschusses von 75 Prozent für die Beamtenbesoldung nur noch 35 Prozent bekommen, aber ihre Einnahmen nicht vermehren können, so bleibt ihnen nichts übrig, als selbst zu drucken. Das wird denn auch bereits fleißig getan. Preußen meldet Provinzialobligationen an, die „vorübergehend für den Zahlungsverkehr nutzbar gemacht“ werden sollen. Die andern Länder machen ähnliche Rettungsversuche, und die politische Perfidie liegt nur darin, daß von Reichs wegen das sächsische Notgeld in Mißkredit gebracht, aber für das übrige Notgeld die Reklametrommel gerührt wird.

Ebenso wie den Ländern ergeht es den Reichsbetrieben. Auch sie haben sich, seitdem das Reich sie offiziell nicht mehr unterstützt, ihre eigne Druckerei aufgemacht oder setzen auf Umwegen die Reichsdruckerei in Tätigkeit. Die Eisenbahn und die Post nehmen vorläufig die Rentenmarkkredite in Anspruch, die ursprünglich, allerdings vollkommen unnötig, für die „Wirtschaft“ bestimmt waren, und hatten bis Mitte Dezember davon bereits, mitsamt der Reichsgetreidestelle, 165 Millionen in Anspruch genommen.

Die fortgesetzte Notgeldausgabe und die andern Kanäle der Inflation bleiben dem Publikum auf die Dauer, mit und ohne Militärzensur, nicht unbekannt, und die Regierung darf sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß das Vertrauen zur Stabilität in den letzten Wochen merklich gesunken ist. Vollends zusammenbrechen aber würde es, wenn das Reich sich darauf einließe, die Ausgabe von Rentenmark zu erweitern. Der Plan dazu ist, trotz dem Fiasko, das Herr Luther mit seinem ersten Versuch bei der Rentenmark erlitten hat, noch keineswegs aufgegeben, sondern man spielt nach wie vor am Wilhelmplatz mit dem Gedanken, das Kapital und die Reserven der Rentenbank auf 4 Milliarden zu erhöhen und dann neue 800 Millionen Rentenmark auszugeben. Den Anlaß dazu soll die Zulassung der Rentenmark und der sogenannten Hypothekenbelastung im besetzten Gebiet zugunsten der Rentenbank geben. Dieser Anlaß ist nun durch die ablehnende Haltung der pariser Regierung einstweilen verschoben worden, aber umso größer ist die Gefahr, daß man jetzt wieder die andre „Begründung“ hervorholt und entdeckt, daß die vierprozentige Hypothezierung im unbesetzten Gebiet noch längst nicht voll ausgenutzt sei. Es ist ganz gleichgültig, ob man diesen Plan „legal“ durchführen kann oder nicht: er würde dem Vertrauen zur Rentenmark den Rest geben.

Daß es das Reichsfinanzministerium im übrigen nicht gar zu streng mit der Legalität nimmt, beweist ein andrer Vorgang. Nach der Verordnung über die Rentenbank und wiederholten öffentlichen

Ankündigungen sollten Anfang dieses Jahres die kleinen Goldanleihescheine in Rentenmark eingetauscht werden. Diese Zusage war nicht nur aus Gründen der Deflation von Wichtigkeit, sondern sie bedeutete zugleich eine feste Bindung des Goldanleihekurses an die Rentenmark. Wie steht es mit dieser Einlösung? Gedenkt Herr Luther sie stillschweigend zu übergehen? Das dürfte nicht ohne Einwirkung auf die Bewertung der Goldanleihe sein, denn die Goldanleihe ist, wenigstens formal, ohnehin die am leichtesten vermehrbare und daher am meisten gefährdete unsrer vortrefflichen Geldarten. Es dürfte an der Zeit sein, daß das Reichsfinanzministerium sich dazu äußert, ehe ihm von der Burgstraße aus klargemacht wird, daß etwas faul ist im Staat der Rentenmark.

Die Rentenbank, die, anfangs ihrem Aufbau nach als rein privatkapitalistische Interessentenorganisation mit dem entsprechenden Mißtrauen betrachtet wurde, hat in den sieben Wochen ihrer Tätigkeit zweifellos ihren Ruf verbessert. Es war unbedingt eine Tat, daß sie den ersten Versuch Dr. Luthers, den Rentenmarkumlauf zu erhöhen, widerstand.

Aber dieses Verdienst ändert noch nichts daran, daß sonst manches von Dem, was man von ihrem vierzehnköpfigen Verwaltungsrat befürchtete, eingetroffen ist. Das Autonomie-Bewußtsein des Vierzehnmännerkollegiums beschränkt sich nämlich durchaus nicht darauf, zu wachen, daß die Rentenbankverordnung auch streng innegehalten wird, sondern es geht so weit, daß es sich von keiner ihrer Nachbarinstanzen etwas „hineinreden“ läßt. Dieser schöne Männerstolz geht so weit, daß der Reichswährungskommissar und Reichsbankpräsident Dr. Schacht an den Sitzungen des Verwaltungsrats nicht teilnehmen darf. Es herrscht also in diesem wundersamen Lande der Zustand, daß zur Vereinheitlichung der Währungspolitik ein besonderer Kommissar ernannt wird, daß dieser Kommissar auch das Recht erhält, an den Kabinettssitzungen teilzunehmen, daß aber eine der wichtigsten Währungsinstanzen „aus eignem Recht“ dem Beauftragten des Reiches ihre Tür verschließen darf. Auch sonst beschränkt sich der Verkehr zwischen der Rentenbank und dem Reichswährungskommissar auf den denkbar besten Grüßfuß. Man geht so höflich an einander vorbei, wie es Menschen tun, deren Zuneigung im Quadrat der Entfernung wächst. Vermutlich will sich der Verwaltungsrat, in dem die Landwirtschaft dominiert und Herr Hilgers-Spiegelberg, der Vertreter des Reichslandbundes, das große Wort führt, sich nicht durch Umgang mit Demokraten bei seinen Organisationen verdächtig machen.

Dafür läßt er keine Gelegenheit aus, um in der Oeffentlichkeit ein bißchen gegen die Reichsbank zu sticheln. Gradezu grotesk mutet es nun schon an, daß die Rentenbank das Ausbleiben ihres Ausweises, der am 30. November fällig war, immer wieder mit der Schlampigkeit der Reichsbank entschuldigt, die ihr die Unterlagen nicht liefere. Die Verzögerung der Ausweise, bei der Reichsbank sowohl wie der Rentenbank, wächst sich nun allerdings allmählich zu einem Skandal aus. Es paßt in jenes System der Verheimlichungspolitik, die seit dem 15. November die bis dahin geübte Jammer- und Tränenpolitik unsrer Finanzinstanzen abgelöst hat. Es ist an der Zeit, daß Hjalmar Schacht die Fenster öffnet.

Bemerkungen

Zwei Sozialdemokraten

Man sieht, an Häuserwände angeklebt, jetzt oft einen Propagandazettel, auf dem zwei Photographien reproduziert sind. Oben: die von Fritz Ebert — der Reichspräsident im Sportdreß auf einem Morgenspazierritt durch den berliner Tiergarten; in respektvoller Entfernung folgt ihm ein Militär und dahinter ein dritter Reiter. Unten: die Photographie eines erschossenen Arbeiters, der, Hände und Füße von sich gestreckt, mit blutigem Antlitz bäuchlings auf dem Straßenpflaster liegt — ein bei den hamburger politischen Krawallen ums Leben gekommener Demonstrant. „Genosse“, fragt der Zettel, „was sagst du dazu?“

Wenn die Präzision in der Gestaltung einer Idee ein ausschlaggebender Faktor des Kunstwerks ist, dann ist der Entwerfer des Plakats ein Künstler. Es gibt Witze, die entwaffnen. Es gibt auch eine entwaffnende Kunst. Wie der gute Witz lenkt sie den der Materie nach zweifelhaften Fall auf das Gebiet der Formulierung ab. Und wie könnte der Widersinn der Möglichkeit, diesen und jenen Photographierten in dem Begriff: Sozialdemokrat zu verschmelzen, besser formuliert werden als durch die Diskrepanz der Situationen, in denen sie sich auf den Bildern befinden, wie die Hohlheit der Wortidentität, in der sie sich zusammenfinden, besser demonstriert werden als durch solche Erlebnisgegensätzlichkeit!

Nach der ersten Verblüffung über die unglaubliche Dehnbarkeit des Begriffes: Sozialdemokrat stellt sich freilich die Erwägung ein, daß in dem Propagandazettel eine Volte geschlagen worden ist. Er bezieht seine Wirkung daraus, daß er willkürlich gewählte Augenblicke im Leben zweier Menschen gegenüberstellt und sie ohne Recht zu typischen erhebt. Der Tod des Arbeiters war ebenso ein einmaliger Höhepunkt in seinem Dasein wie Eberts Morgenritte nur gelegentliche angenehme Begleiterscheinungen seiner Präsidentschaftsausübung sind.

Trotzdem: solch ein Plakat ist keine Demagogie mehr. Es führt nicht den juristischen Beweis, aber es konfrontiert zwei Zeugnisse, die am Tage des Urteilsspruches nicht übergangen werden sollten. *Hans Bauer*

Leonhard Haskel

Still und ohne Voranzeige, ohne Bulletin und mit ein paar anerkennenden Zeitungszeilen bedacht, ist der gute, alte Leonhard Haskel nun auch aus dieser Gegenwart gestrichen worden. Ich lese, daß er zweiundfünfzig Jahre alt geworden ist. Aber all die Jahre, da ich ihn kannte, habe ich ihn für den frischesten, liebenswertesten Siebziger gehalten, der je zwischen Theater und Filmatelier seine treuen Augen leuchten ließ. Unmöglich, daß er jemals jünger gewesen. Er war Einer, der sich nie verändern konnte, und was die Andern qualvoll „Entwicklung“ nennen, das brauchte Dieser nicht, der das Einfachste wie das Komplizierteste, unbewußt wohl, aber tief, als das unwiderruflich Gegebene ansah und, mit dem bestimmten Kopfnicken eines eisgrauen, ehrwürdigen Rabbi hinnahm: „Es ist, wie es ist . . .“

So wäre er noch zehn Jahre an diesem Theater ‚Folies’ geblieben, dessen ‚Caprice’ es war, die Anwohner der Linien-Straße zur Assimilation an den östlichen Sprachgebrauch zu zwingen. Von diesen ‚Folies Caprice’ haben den allmählich fünfundvierzig Jahre alt gewordenen Haskel die Herren Meinhard und Bernauer endlich ans Komödienhaus geholt — und es war einer der klugen Einfälle von Theaterdirektoren. Am Schiffbauerdamm haben wir den Ungekünstelten erst in seiner wahrhaften Kunst erblicken dürfen, in

vielen Rollen und doch immer in derselben: aus treuen Hunde-
augen in eine verdrehte Welt blickend, sich ängstlich festhal-
tend an der Strippe des gesunden Menschenverstandes, von Furcht
geschüttelt, daß der Bindfaden reißen und ihn in eine, Gott be-
hüte, neue Welt fallen lassen könnte. Die gab es ja für diese
ehrliche, verinnerlichte Natur nicht. Er fand in jeder Welt das
Alte, Zuverlässige wieder — sich selbst, sein so schlichtes Wissen
um Das, was gut, um Das, was schlecht ist. Um den echten und
den imitierten Gefühlston. Und wo es ihm die Dichter des Komö-
dienhauses nicht geben konnten, da gab er aus seinem Eignen —
und nicht Wenige zeigten sich erstaunt über die ungeahnte Wohl-
habenheit des alten Haskel aus der Linien-Straße.

Wer denkt nicht an den einen von Rößlers ‚Beiden Seehunden',
an den ‚Schrittmacher', der, tolpatschig und von einem Eiferan-
fall von seinem Subalternschreibtisch gehoben, ein ganzes Mini-
sterium erschüttert, oder an seinen Schiffer Wulkow, an . . . an . . .

Aber, um die Wahrheit zu sagen: ich glaube nicht, daß noch
Viele daran denken. Denn das war kein Schauspieler, der das
Gut seiner werdenden Popularität zu mehren wußte. Er hatte,
im befremdenden Gegensatz zu andern Schauspielern, die merk-
würdigsten Launen. So würde er seine geringe Habe hingegeben
haben, um eine Theaterprobe nicht durch Unpünktlichkeit zu
gefährden. Und hätte ein Theater untergehen lassen, wenn er
sich vorher zum Erscheinen im Filmatelier verpflichtet hatte. Den
Weg, den die Theaterleute störend suchen — Him- und

Bühnenarbeit der Schauspieler ohne Gefahr zu vereinigen — ,
den hatte Leonhard Haskel gefunden: seine Religion hieß Ver-
tragstreue. Und er konnte weinen, wirklich weinen, wenn der
Versuch gemacht wurde, ihn von einer Verpflichtung abzureden.
Dieses große Kind einer ihm an Größe weit überlegenen Zeit
wollte ohne Lärm leben, ohne Star-Launen, Kontraktbruch, En-
gagementsversteigerung. Und als der Ruhm sich aufmachte, bei
Leonhard Haskel einzukehren, da mußte er bis nach der Schönhau-
ser Allee hoch oben im Norden, in eine kleine, stille Wohnung
wandern, wo die Sabbathlichter brannten, wenn Ludwig XV. aus
der Vorstellung von ‚Madame Pompadour' heimkehrte. Denn
auch diese Lichter nicht getreulich anzuzünden, wäre für Haskel
Vertragsbruch gewesen — gegen die Ahnen, in deren Glauben und
Sitte, jeden Spott gütig belächelnd, er ruhte.

Und dieser Schauspieler sollte von lautem Ruhm umgeben sein?
Nein, dieser stille Mensch konnte nicht schreien wie die Andern.
Er konnte lobende Kritiken lesen und beseligt in sich hineinlächeln.
Aber plakatieren konnte er sie nicht. Nicht sich, aber diese Zeit
hielt er für unmodern. Er ist die Treppen seines Lebens hinaufge-
gangen, immer von der Angst ergriffen, daß eine Stufe einstürzen
und das ganze Haus mitreißen könnte. Das war nicht Feigheit.
Das war der Glaube eines Menschen an die Zartheit aller Dinge.
Keiner hat von Diesem je ein lautes, schroffes Wort gehört.

Das hat es noch gegeben? Jetzt? Im Jahre des Unheils
1923? Ja, das hat es gegeben, und wenn er, vorsichtig Schritt
vor Schritt setzend, oben, ganz oben ankommt, unser lieber, guter
Haskel, dann wird der Allmächtige des großen Welttheaters, an
den er so innig glaubte, sein gütigstes Lächeln aufsetzen und
sagen : „Ja, so etwas habe ich auch erschaffen." *Max Schach*

Die fromme Helene

Die Operette der Herren Sylvester und des Herrn Fried-
rich Hollaender wurde in der Silvesternacht von einem empörten

Publikum niedergezischt und ausgelacht. Man lachte nicht sich, sondern die Operette tot. So wird berichtet. Ich sah erst drei Tage später die Derniere. Es war im Gegensatz zu der schmerzhaften Geburt eine heiter und freundlich belächelte Leiche. In einer niedlichen Kinderstube hätte sich das Kind vielleicht ganz normal entwickelt. Das Große Schauspielhaus aber ist — wie man wissen sollte — eine auch für größere Geister als die Herren Sylvester tödliche Angelegenheit.

Was die Herren Sylvester betrifft, so ist behauptet worden, daß das eine zusammenfassende Bezeichnung für die Herren Arthur Kahane und Felix Hollaender sei. Diese Nachricht ist merkwürdigerweise nicht dementiert worden. Es kann nicht Aufgabe der Kritik sein, festzustellen, wer Sylvester ist. Aber da sie weiß, wer Hollaender und wer Kahane ist, so kommt sie nach gründticher Untersuchung, trotz fehlendem Dementi, zu dem Schluß, daß weder Hollaender noch Kahane auch nur im Entferntesten mit dem Textbuch der ‚Frommen Helene' etwas zu tun haben können.

Von Arthur Kahane wissen wir, daß er trotz harter Dramaturgenjahre im Hause Max Reinhardt die Existenz eines stillen, zarten, gütigen Dichters fortgesetzt hat. Man braucht nur die erste Seite des Textbuches aufzuschlagen:

> Heut wirds famos,
> sagt jede Nerve,
> ganz tadellos,
> ein Abend voll Verve!
> Wir sind in der Lage,
> die es möglich macht!
> Wir schieben bei Tage,
> wir lieben bei Nacht!

Nun wäre ja von vorn herein anzunehmen, daß bei der Arbeitsteilung Herrn Kahane, dem gewandten Lyriker, die Gesangstexte, Herrn Hollaender dem ausgezeichneten Theatertechniker, der dramatische Aufbau und der Dialog zugefallen wären. Daß aber Kahanes zartes Dichtertum jene Verse hervorgebracht hat, ist ausgeschlossen.

Ist indessen der dramatische Aufbau Felix Hollaender zuzutrauen? Felix ist eine umstrittene Persönlichkeit, von der eigentlich nur Eines feststeht: die grenzenlose Hingabe an Max Reinhardt. Für Max Reinhardt hatte er nötigenfalls auch dieses dramatische Gebäude gezimmert — für sich selbst, für seinen Neffen Friedrich nie; er ist dazu viel zu selbstlos. Man kann — weiterhin — über die Romane Hollaenders denken, wie man will: immer ist diesem gelenkigen Geist gelungen, ein fesselndes, Problem herauszufinden, es wirkungsvoll zu steigern und zu gestalten. Dieses Libretto ist weder gestaltet noch überhaupt herausgefunden. Es ist sinnlos gequatscht. Noch nie hat Felix Hollaender sinnlos gequatscht. Er hat sich immer was dabei gedacht, wenn er redete. Die über drei Akte gezerrte Unterhaltung dreier Personen, ob ein Hotelkaroffelmädchen einen alternden Lüstling oder dessen Neffen heiraten soll, stammt nicht von Felix Hollaender — umso weniger, als er, der genaue Kenner des Großen Schauspielhauses sicherlich gewußt hat, wie unmöglich es ist, in diesem Riesenraum ein so dürftiges Gefasel zu irgendwelcher Geltung zu bringen.

Bleibt die Möglichkeit, daß in diesem besondern Falle Felix Hollaender die Gesangstexte, Kahane das Szenarium entworfen hat. Dagegen aber spricht Eines: beide waren lange Jahre die bewährten Dramaturgen Reinhardts. Wie hätte Kahane diese Dichtungen, wie Hollaender diese Handlung zulassen können? Nie! Sie hätten einander die Augen ausgekratzt, sie hätten sich gegenseitig in so heftiger Weise die Unfähigkeit vorgeworfen, daß Keiner von Beiden noch lebte. Sie weilen aber noch unter den Lebenden. Folglich haben sie das Textbuch der ‚Frommen Helene' nicht geschrieben.

Es hat schon seinen Grund, weshalb ich mich so lange bei diesem Machwerk von Libretto auf-

halte. Die Librettisten, heißen wir sie fortan Sylvester, hatten nämlich eine besondere Verantwortung: gegen den Komponisten.

Friedrich Hollaender ist nicht nur, was man so nennt, begabt. Er hat eine besondere Befähigung. Seine Vertonungen von Walter Mehrings Couplets sind sehr eigentümliche Schöpfungen einer berliner Lyrik, die zwar den Rhythmus der Mode im Blut hat, darüber hinaus aber auf sonderbare Weise ans Herz greift. Er läßt von Haus aus die Menschen sich so amüsieren, wie man sich in Berlin amüsiert. Darüber aber gießt er seine eingeborene Skepsis, und er gibt — mit zartesten Mitteln — auch die ganze Trostlosigkeit. Man braucht gar nicht gleich an die „Reform“ der Operette zu denken — sowas richtig „geplant“ mißglückt immer. Man braucht ein Textbuch nur mit den Gestalten, Vorgängen, Situationen zu füllen, die einen Friedrich Hollaender — wie man ihn aus seinen bisherigen Leistungen kennt — interessieren, und die schönste Reform wäre von allein dagewesen. Daß er Shimmies Foxtrotts, Couplets schreiben kann, sieht man aus jeder Seite der Partitur. Selbst so, wie sie ist, entbehrt sie nicht des geistigen Schimmers, der sie über alle Machwerke der Kollo, Hirsch und Konsorten heraushebt. Ob Friedrich Hollaender die Durchschlagskraft eines Leo Fall erreichen wird, ist vielleicht fraglich. Aber an Grazie der Erfindung und instrumentalem Witz erreicht er ihn schon heute. Niemals wird er nur sentimental — er schreibt freilich die rührselige Nummer, aber er ist sentimental nie ohne Ironie.

Er hätte ein geschlossenes Werk schon jetzt geschaffen, wenn die beiden Herren Sylvester wenigstens imstande gewesen wären, das landesüblichste Libretto der allergewöhnlichsten Faktur auf Papier zu bringen. Wenn sie wenigstens den Geist zu einer banalen Clownerie, die Technik für das anspruchloseste Amüsierstück aufgeboten hätten. Nicht einmal dazu reichte es. Dennoch: in einem kleinern Hause, an einem andern Abend als vor der Neujahrsnacht wäre das Schicksal freundlicher gewesen.

Mußte es so sein? War die Vernichtungsclaque organisiert? Sie brauchte es nicht zu sein. Drei Leute mit ein bißchen Oppositionstalent genügten in einem solchen Falle, um drei Tausend fortzureißen, die schließlich nicht in die Operette gehen, um über die Möglichkeiten eines begabten Komponisten Betrachtungen anzustellen. Sie wollten sich amüsieren — ging es nicht mit, dann ging es über die Operette.

Bei der Derniere aber genoß man das große Glück des Abends: die Dorsch. Ein unverwechselbarer Mensch, auch auf der Operettenbühne, eine unverwechselbare, betörend freie, leichte, süße Stimme auch im Gesang. Wann bringt uns das Große Schauspielhaus die Madame Angot mit der Dorsch? Man spielt ja wieder Carmen. Im Falle Lecoq und Dorsch ist eine Fülle künstlerischer Argumente für die Beschwichtigung von nationalen Verängstigungen gegeben. *Paul Schlesinger*

Sylvester

Die Handlung in ‚Sylvester' umfaßt die Dauer einer Dreiviertelstunde. Ebenso lange läuft der Film. In dieser Zeit werden drei Leben zerstört: eines Mannes, einer Frau und einer Mutter. Zwei weibliche Besitzwillen brechen das Sein eines hilflos Liebenden und liefern ihn an die Gardinenschnur. Ein Jahr und eine Familie fallen mit dem gleichen Stundenschlag ins Nichts. Das Sinnlose und in seiner Sinnlosigkeit grausige Draußen donnert an der Einzeltragödie vorüber und dringt nur mit ein paar Besoffenen herein. Vulkan ist die Mutter. Sie speit Schmerz und Haß. An den Fäden der Leidenschaft zappelt das mörderisch verkoppelte Trio. Ein einziger Ausbruch gibt nach der Ouvertüre dem Idyll plötzlich Thema und Bewegung an. Nicht der Schauspieler führt die Handlung, sondern Es. In der Sichtbarmachung dieses Es, der unsichtbaren Seelenvorgänge, in der Verlegung des Geschehens aus einer raschen Erlebnisfolge in den Ablauf eines einzigen Gefühls, in der Hindrängung des Leinwandromans zur Filmdichtung liegt die wesentliche Bedeutung dieser Arbeit Carl Mayers und seines Inszenators Lupu Pick.
Sie ist in ihrer Lösung durchaus noch nicht endgültig. Die Unmittelbarkeit psychischer Vorgänge hat in der Rhythmik der konkreten Einzelgestaltung Transpositionen, die einfach zu lang sind. Die rasche Assoziation von Erinnerung und Haß und ihr Niederschlag in die Gegenwart wird durch die oft zu sehr betonte Kontinuität der Bewegung künstlich auf totem Gleis matt gesetzt.
Auch die Zwischenbilder: Meer, Straße, Kirchhof tragen zu oft den Charakter der Kontrasteinlage. Dann aber gelingen Szenen wie die zwischen der Schlafenden und ihrer Gegnerin, wie der haarscharf zwischen Erhaben-Dämonischem und Lächerlichem den Schritt währende Kampf der Weiber oder die Auffindung des toten Mannes durch die Bezechten, die in ihrer Komposition hoch zu werten sind. *Manfred Georg*

Worte

Ich bin nach und nach dahintergekommen: wenn man, ganz einfach, Mensch sein will, bloß so . . . darf mans Niemand sagen.

*

Der Krieg? Ich habe ihn immer als eine Art kubistischen Unfall angesehen.

*

In der Kunst haben die Theorien den nämlichen Haken wie die Rezepte in der Medizin: um dran zu glauben, muß man krank sein.

De Vlaminck
Deutsch von Fiete Fischer

Neckargemünd

Wolke wandert hoch im Blau
Heimatwärts.
In den Händen einer fremden Frau
Blüht mein Herz.
Grünes Tal blinkt träumerisch.
Vögel singt.
Auf Terrassen duftet Tisch an Tisch.
Kellner eilt beschwingt.
Schokolade, Eis und Tee
Werden Wirklichkeit.
Abendwolkchen glühen . . . rosa Klee.
Zärtlich winkt ein Kleid.
Ueber einer Tanne schon
Ist ein Stern erwacht.
Abendlich entblättern wir wie Mohn.
Selig ist die Nacht

Ossip Kalenter

Antworten

Wohltäter. Seht den Firmen, denen Ihr Aufträge gebt, auf die Finger! Schon wandern wieder verdorbene, gasgeblähte Konserven auf den charitativen Wegen. Ihr selbst seid eingedenk, daß Ihr nur die besten Waren schenken dürft. Sonst beleidigt Ihr und seid außerdem unoekonomisch.

Linzerischer Bua. Der brave alte Hermann Bahr, nicht grade auserwählt, aber von einem Redakteur berufen, sich über „die Leistung unsrer Zeit auf dem Gebiet der Literatur" zu äußern, braucht „nur nach ein paar Namen zu greifen, um das Urteil zu rechtfertigen, daß wir nach der klassischen Zeit in unsrer Literatur keinen Aufmarsch von Begabungen hatten, der sich an Kraftaufwand, an Willensdrang, an Wesenstrieb mit diesem hätte messen können". Die klassische Zeit in unsrer Literatur — das war ja wohl die Zeit der Lessing und Herder und Goethe und Schiller; und danach sind Leute gekommen wie Kleist, Hölderlin, Heine, Immermann, Hebbel, Keller und Nietzsche; und um 1890 herum war ein Aufmarsch, und 1900 war wieder einer, deren Hauptteilnehmer uns noch erfreulichster Besitz sind. Erklärlich also, daß man ein bißchen wißbegierig ist, wie denn nun Die heißen werden, dank denen es unsre neuste Epoche so herrlich weit gebracht hat wie keine zuvor. Und wahrhaftig: einer der strahlenden Repräsentanten ist der Sauhirt Kasimir Edschmid, der einen solchen „Kraftaufwand" und „Willensdrang" nötig hat, die deutsche Sprache in ein fremdes Idiom zu verwandeln, daß sein appetitlicher „Wesenstrieb", arglos vertrauende Liebespartnerinnen jeweils hinterher für die literarische Halbwelt ohne Schonung kenntlich zu machen, auf den polyglotten Hermann Bahr stoßen muß, um überhaupt gewürdigt, und auf einen so senilen Hysteriker, um bewundert zu werden. Als der, lang, lang ists her, ein hurtiger Historiker seiner jagenden Gegenwart war, da fühlte er sich verpflichtet, jedes Quartal seine Meinung zu wechseln. Jetzt, vor Toresschluß, jede Minute. Denn gleich nach der Feststellung, daß so was wie Edschmid seit Weimar nicht da war, will er „nicht leugnen, daß die literarische Leistung dieses Jahrfünfts seit der deutschen Revolution ergiebiger an Wert, Schöpferkraft und Verheißung von Zukunft ist als die letzten zwanzig Jahre wilhelminischen Geistes". Unmittelbar an die Chamade nach der Fanfare schließt sich: ‚Sport' von Staatssekretär z. D. Dr. Lewald. Wäre von diesem Artikel, in den der Beherrscher der Segelfläche des Tegernsees immerhin eher gehört als in ‚Literatur' noch ein Stück Raum zu Hermann Bahrs Untersuchung geschlagen worden, so hätte sie sicherlich damit geendet, daß man bei der Wahl zwischen Kasimir Edschmid und Artur Dinter recht daran tue, sich für Hans Reimann zu entscheiden. Aber auf die Weihnachtsbeilage einer Zeitung folgt bekanntlich die Osterbeilage ihrer Konkurrenz, und bis dahin wird sich der olympisch verfügende Musaget gewißlich zu dieser Einschätzung seines jungen Klassikers weiterentwickelt haben.

Monarchist. Hier für Sie das fällige Stück Zedlitz-Trützschler. „Aus der Dienstübersicht der 5 Hoffuriere, 8 Salonkammerdiener, 7 Leibjäger, 7 Hofjäger, 9 Kammerlakaien, 16 Hoflakaien geht hervor, wie unglaublich wenig die Livreedienerschaft, selbst an einem großen Hofe mit so viel Unruhe wie bei uns, zu beschäftigen ist. Da sind Hoflakaien, die, vorher nur vier bis sechs Jahre Unteroffizier, also jetzt im Alter von Mitte Zwanzig, im ganzen Jahr nur an 81 Tagen Dienst getan haben. An mehr als 139 Tagen im Jahr hat kein einziger Hoflakai Dienst getan. Dann haben sie, je nach Wunsch, bis zu 45 Tagen Urlaub erhalten, den Rest des Jahres aber, also unter Umständen etwa 280 Tage, wenn kein Urlaub erbeten war, sind sie

hier in Berlin sich völlig ohne Beschäftigung selbst überlassen gewesen. Von den Kammerlakaien war keiner weniger als 71, aber auch keiner mehr als 150 Tage dienstlich im Jahr beschäftigt. Die Hofjäger waren im Durchschnitt 120 Tage im Jahre dienstlich in Anspruch genommen, die Leibjäger ungefähr ebenso viel und nur die Salonkammerdiener erheblich geringer.“ Wie hieß der Text, den das Volk dem Hupensignal der kaiserlichen Automobile — tatü, tata — unterlegte? „Für unser Geld.“

Reichsbankbeamter. Die Grabinschrift für deinen Havenstein? „Das deutsche Volk hat viel an ihm verloren.“

Antipazifist. Wie hat Ihr Moltke an seinen Hötzendorf geschrieben? „Koppelt die Bulgaren gegen die Serben los und laßt dieses Gesindel sich unter einander erschlagen.“ Das ist nicht ganz nach Wunsch gelungen. Und so kann die ‚Zeitschrift des Bundes der bulgarischen Studenten-Vereine in Deutschland’ mitteilen: „Seit dem Putsch am 9. Juni 1923, der die Regierung von Professor Zankoff ans Ruder brachte, beträgt die Zahl der in Gefängnissen, ‚auf der Flucht’ und im Septembermassenaufstand umgebrachten Bulgaren über 5000. Bulgarien zählt eine Bevölkerung von rund 4 500 000.’ Also werden sich diese tüchtigen Heimarbeiter noch lange nicht über Mangel an Material zu beklagen haben.

Selbstmordaspirant. Was uns gefehlt hat? Du ahnst es nicht. „Die Polizeibehörden haben sich nunmehr entschlossen“ — also jetzt wird ja wohl kommen, was unsrer Misere ein Ende machen kann oder gar muß: . . . auf harthörige Steuerzahler einzuwirken? den Belagerungszustand durch Sabotage der Ausführungsbestimmungen zur Selbstaufhebung zu bringen? nach Bayern zu marschieren und Mühsam, Toller und Fechenbach zu befreien? im Ausland den Glauben zu erwecken, daß Deutschland ein hungernder Rechtsstaat ist und als solcher den Anteil der Welt verdient? Von alledem grade nichts. Sondern: „ . . . haben sich nunmehr entschlossen, auch noch einen vierten Tag als Tanztag freizugeben.“

Geschäftliche Mitteilungen

Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne‘

Amerika,China,Japan	1 Dollar	Jugoslawien	100 Dinar
Belgien	25 Francs	Oesterreich	70 000 Kronen
Bulgarien	60 Leva	Rumänien	200 Lei
England	5 Schilling	Schweiz	5 Franken
Frankreich und Polen	20 Francs	Spanien	6 Pesetas
Holland	2½ Gulden	Skandinavien	5 Kronen
Italien	30 Lire	Tschechoslowakei	35 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Verrechnungsscheck erbeten.

Die Jagd nach der Null von Ludwig Quessel

Wie gering die Zahl der deutschen Menschen sein wird, die wirklich wissen, was ihnen im letzten Jahre von ihren politischen Führern angetan wurde, läßt sich leicht ermessen, wenn man sich die Betrachtungen ansieht, mit denen die deutsche Presse Abschied vom Jahre 1923 genommen hat. Zu einer plastischen Herausarbeitung der Ereignisse, die uns in den großen Wirtschaftskrieg mit Frankreich führten, findet sich nirgendwo auch nur ein schwacher Versuch. Schattenhaft huschen in den deutschen Jahresrückblicken die Geschehnisse des großen Kriegsdramas an Rhein und Ruhr vorüber, ohne auch nur für einen Augenblick Leben und Farbe zu gewinnen und von der tragischen Rolle zu erzählen, die Deutschland darin als „Degen“ Englands spielte. Schemenhaft tauchen die Gestalten der Cuno, Becker, Hermes, Stresemann, Hilferding, Sollmann und Marx auf, die in diesem Jahr des Unheils berufen wurden, deutsche Zukunft zu formen. Nirgendwo ein Versuch, aus den Ereignissen zu lernen, Irrtümer zu berichtigen, neue Wege zu finden. Die Zeitungsschreiber von 1923 halten ihre Aufgabe für erfüllt, wenn sie Poincaré als den „bösen Geist Europas“ brandmarken, wobei in der Regel selbst das Eingeständnis fehlt, daß seine überlegene Politik Deutschland zum zweiten Mal eine schwere Niederlage bereitet hat. Vergebens sucht man nach Anerkennung der Tatsache, daß die Hilfe, die man brünstig zwölf Monate lang von den britischen Inseln ersehnte, auch diesmal wieder ausgeblieben ist; vergebens schaut man aus nach einem klaren, von patriotischem Phrasengewölk nicht verdunkelten Eingeständnis des ungeheuern Unglücks, das der Ruhrkampf über uns gebracht hat. Nirgendwo tritt uns Wahrheitseifer stark, stolz, leuchend entgegen. Ueberall merkt man, daß die Feder mit ängstlicher Vorsicht geführt wird von der leicht oder schwer erworbenen Erkenntnis, daß in Deutschland die Kunst der Politik darin besteht, dem Volke, wenn es hoch kommt, die halbe Wahrheit zu sagen, und im übrigen der Erfolg politischer Tagesschriftstellerei am gesichertsten ist, wenn man Ressentiment an die Stelle der Einsicht und Illusionen an die Stelle konstruktiver Ideen setzt.

Wie ahnungslos Bürger und Proletarier der „Staatskunst“ ihrer Führer gegenüberstehen, erfährt man am besten, wenn man sich mit ihnen in ein Gespräch über die Reparationsziffern einläßt. Schon die Mitteilung, daß Frankreich seit vier Jahren für den interalliierten Schuldenausgleich kämpft, durch den die deutsche Reparationsschuld von 132 auf 50 Milliarden herabgesetzt werden soll, ruft starkes Befremden hervor. Dieses steigert sich zum offenen Mißtrauen, wenn man die Ziffern der Denkschriften des Auswärtigen Amts über die Summen erwähnt, die wir nicht gezahlt haben, und die Stundungsgesuche anführt, die uns bewilligt worden sind. So gut wie nichts ist von diesen Dingen den Volksmassen bekannt. Die Unkenntnis

alles dessen, was das Ausland als „die systematische Sabotage der Erfüllungspolitik“ bezeichnet, hat im deutschen Volk den Glaubenssatz geboren, daß in dem Jahre, das dem Ruhrkrieg vorausging, die herrschenden Klassen Deutschlands treu und bieder Milliarden Goldmark gezahlt und ungeheure Sachgüter geliefert hätten. In Wirklichkeit war die deutsche Bourgeoisie von dem Gedanken, Reparationssteuern zu zahlen, sehr weit entfernt. Ja noch mehr: Obwohl im Vorjahr des Ruhrkriegs in Deutschland alle Fabrikschlote rauchten und reichlich „verdient“ wurde, bereiteten sie zielbewußt mit den Ausrufen: „Laßt sie nur kommen! . . . Die Ruhrbesetzung ist das Schlimmste noch nicht!“ die Tragödie an der Ruhr durch systematisches Nichtsteuerzahlen vor. Stellt man, um ja die deutsche Steuerleistung nicht zu gering einzusetzen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Kaufkraft, die der Goldmark und dem Schilling in ihren Zirkulationsgebieten 1922/23 noch innewohnten (1 Goldmark = 2 Schilling) die drei Besitzsteuern, die von den großen Einkommen und dem großen Kapitalbesitz Englands und Deutschlands in dem Steuerjahr 1922/23 gezahlt wurden, einander gegenüber, so ergibt sich, daß die englische Bourgeoisie 379, die deutsche Bourgeoisie 10 Millionen Pfund Einkommensteuer zahlten. Von den Erbschaften gab der Besitz in England an die Staatskasse 57, in Deutschland 0,5 Millionen Pfund ab. Die Körperschaften steuerten zum Unterhalt des Staates in England 19, in Deutschland 2,1 Millionen Pfund bei. (Betont sei, daß zu diesen Berechnungen die amtlichen Quellen beider Länder gedient haben und die Umrechnung der deutschen Papiermarkzahlen nach Monatsdurchschnitten erfolgt ist. Nach dem Vorbild M. H. Cassels sind die Steuerleistungen der deutschen Bourgeoisie und des deutschen Kapitalbesitzes außerdem noch mit 2 multipliziert worden, um die höhere Kaufkraft der Goldmark in Deutschland im Steuerjahr 1922/23 zum Ausdruck zu bringen.) Daß man mit 10 + 0,5 + 2,1 = 12,6 Millionen Pfund keine Reparationspolitik treiben kann, liegt auf der Hand. Es war daher keineswegs kalte Bosheit, daß Poincaré von unsern Parteiführern die Erhebung anständiger Besitzsteuern verlangte, wie sie in zivilisierten Staaten üblich sind. Das Mehr an Besitzbesteuerung, das England gegenüber Deutschland im Jahre 1922/23 aufbrachte, betrug 443 Millionen Pfund, wovon schon der vierte Teil zur Erfüllung, selbst nach dem harten londoner Zahlungsplan, ausgereicht hätte.

Da zwischen Steuern und Reparationen innige Beziehungen bestehen, so war mit den armseligen 12,6 Millionen Pfund, die die besitzenden Klassen in Deutschland 1922/23 an den Staat abführten, der Zusammenbruch der Reparationspolitik eigentlich schon besiegelt. Aber jede Aufklärung hierüber wurde dem Volke vorenthalten. Begünstigt wurde das dadurch, daß der Zusammenbruch der Reparationspolitik nach dem Rathenau-Mord zunächst noch keine unmittelbare Gefahr zeitigte, weil Deutschland in dem Jahr, das dem Ruhrkrieg vorausging, noch zwei mächtige Fürsprecher in der Reparationskommission hatte: England und Italien. Jedesmal, wenn Deutschland um Herab-

setzung seiner Leistungen bat, traten England und Italien auf seine Seite. So kam es, daß die Barleistungen 1922 zunächst im März von 2000 auf 720 Millionen Goldmark und später (im August) von 720 Millionen auf 0 Goldmark herabgesetzt wurden, allerdings gegen Sicherheitsleistung für spätere Zahlung. Bei den Sachleistungen war es Frankreich, das uns unerwartet großes Entgegenkommen zeigte; es forderte von den ihm zustehenden 950 Millionen Goldmark Sachleistungen nur 250 Millionen Goldmark an. Die uns keinen Nachlaß bei den Sachleistungen gegeben hatten (England, Italien, Jugoslawien), erhielten Alles: Frankreich blieben wir 100 Millionen schuldig.

In zwei jähen Abstürzen ist die Summe der Barleistungen im Jahre 1922 von 2000 Millionen Goldmark auf 720 und von 720 Millionen Goldmark auf 0 gefallen. Diese Null ward Deutschlands Verhängnis. Sie weckte die Begierde nach mehr Reparationsnullen. Die Null wurde der Leitstern, der Kompaß der deutschen Reparationspolitik. Aus Hamburg rief man den ehrbaren Seemann Cuno, der den Kurs des deutschen Reparationsbootes beharrlich auf Null einstellen sollte. Am 14. November begann Cunos abenteuerliche Jagd nach der Null. In dem Moratoriumsgesuch, das dieses Datum trägt, erbot sich Cuno, in den Jahren 1923 und 1924 0 Goldmark in bar und in Sachen so viel zu leisten, wie sich aus den Ueberschüssen des Reichshaushalts bestreiten lassen würde. Im Inland schmunzelten die Wissenden, im Ausland lachte man. Denn wie groß die Ueberschüsse eines Staatshaushalts sein können, zu dem die großen Einkommen und der Kapitalbesitz ganze 12,6 Millionen Pfund beisteuerten, war auch für das Ausland nicht schwer zu errechnen. Auch bei den Sachleistungen, zu denen sich Deutschland für die Jahre 1923 und 1924 erbot, ergab sich also bei näherer Prüfung eine Null.

So komisch die Jagd nach der Null sich anbahnte, so tragisch wurde sie. In welchen Abgrund sie uns gestürzt hat, läßt sich in groben Umrissen heute mit ausreichender Sicherheit bezeichnen. Außenpolitisch führte sie alsbald zur Isolierung Englands in der Reparationskommission. Cunos Erklärung vom 14. November 1922 (Moratoriumsgesuch), in den Jahren 1922 und 1923 überhaupt in bar nichts zu leisten und Sachen nur insoweit zu liefern, als sich hierfür Ueberschüsse des Reichshaushalts ergeben würden, brachte Italien auf die Seite Frankreichs und Belgiens. Die Isolierung Englands in der Reparationskommission offenbarte sich, als die Verfehlungen Deutschlands bei den Sachleistungen gegenüber Frankreich festgestellt wurden. 950 Millionen Goldmark in Sachen sollte Deutschland liefern, auf 700 Millionen Goldmark hatte Frankreich unter Rathenaus starkem Einfluß Verzicht geleistet, von den verbleibenden 250 Millionen Goldmark waren aber nur 150 durch Lieferungen abgegolten worden. Mit 100 Millionen Goldmark war Deutschland also seelenruhig in Verzug geblieben, ohne auch nur die Geste zu machen, Ersatz in Devisen dafür anzubieten. Bei Stimmenthaltung Englands konstatierten dieselben Mitglieder der Reparationskommission, die 1922 die Barleistungen

Deutschlands von 2000 Millionen Goldmark auf 0 Goldmark herabgesetzt hatten, die Böswilligkeit Deutschlands. Nur ein schnelles Abrücken von dem Nullenangebot vom 14. November konnte nun die Ruhr noch retten. Davon war aber keine Rede. Im Gegenteil. Eine Lawine entrüsteter Leitartikel wälzte sich gegen Frankreich, weil es die Sachlieferungen nur um 700 Millionen Goldmark und nicht gleich auf 0 Goldmark herabgesetzt hatte. Mochte ein Verzicht in Prozenten berechnet auch noch so gigantisch sein: wenn er sich nicht gleich durch Nullen ausdrücken ließ, fand er keine Gnade vor dem deutschen Bürger. Daß dies Gebaren der deutschen Presse die Isolierung Englands noch verschärfen mußte, lag auf der Hand. Als Poincaré sich anschickte, das Ruhrrevier zu besetzen und die rheinischen Bahnen zu pfänden, stand Italien auf seiner Seite. Aber auch die konservativen Kreise in England hatten für die deutsche Jagd nach der Null kein Verständnis. Bonar Law hielt Poincarés Pfändungsaktion zwar technisch für verfehlt, wünschte ihm dazu aber doch „viel Glück“. Von einer englischen Intervention zur Räumung des Ruhrreviers und zur Erjagung der Reparationsnull war im Verlauf des Ruhrkriegsjahrs zwar viel die Rede; aber Wirklichkeit konnte sie trotz der enormen Verschärfung des englisch-französischen Gegensatzes natürlich nicht werden, weil dem das Weltgewissen gegenüberstand, das in Deutschland den böswilligen Schuldner, den Schuldigen an der Ruhrtragödie sah.

Noch verhängnisvoller als in der Außenpolitik wirkte sich die Jagd nach der Null in Deutschlands Wirtschaft und Finanzen aus. Helfferich hat im Reichstag die Anklage gegen die Republik erhoben, daß sie im Jahre 1923 die gewaltige Summe von 18 Milliarden Goldmark, also mehr als dreimal so viel wie das Kaiserreich ausgegeben habe. Die Ziffer ist richtig. Aber von diesen 18 Milliarden Goldmark entfallen gut 12 Milliarden Goldmark auf die Jagd nach der Null, auf die Kosten des Ruhrkriegs. Auf den Kopf unsrer Bevölkerung berechnet, ergeben diese 12 Milliarden Goldmark Ruhrkriegskosten 200 Mark, eine Summe, die ausgereicht hätte, sechs Jahre zu erfüllen. Jede deutsche Haushaltung — zu fünf Köpfen gerechnet — ist 1923 durch die Jagd nach der Null mit 1000 Goldmark belastet worden. Da diese Summe von Menschen, deren Jahresverdienst sich zumeist zwischen 500 und 1000 Goldmark bewegte, natürlich allein durch Entbehrung und Hunger nicht aufzubringen war, mußte sie zu einem erheblichen Teil auf die Wirtschaft abgewälzt werden. Als das Hallali zur Jagd auf die Null von Reichstag und Presse geblasen wurde, war die deutsche Industrie bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit beschäftigt, obwohl sie längst gelernt hatte, Weltmarktpreise zu nehmen und in Gold zu fakturieren. Demgemäß belief sich die Zahl der Vollerwerbslosen auf 42 000. Als die Jäger nach erfolgloser Pirsch zurückkehrten, fanden sie 3 450 000 Vollerwerbslose vor. Gigantisch war auch der finanzielle Aderlaß, den unterdessen das deutsche Volk erleiden mußte. Wie die Mordmaschinen der Inflationsbesteuerung arbeiteten, zeigt das Emporschnellen des Dollarkurses während des Ruhrkriegs von 7200 auf 4,2 Billionen.

Sind wir heute am Ende der Jagd auf die Null? In gewissem Sinne: ja. Wer die Micum-Verträge kennt, der weiß, daß Diejenigen, die am eifrigsten zur Jagd auf die Reparationsnull bliesen, zurzeit monatlich 1 600 000 Tonnen Kohle liefern, 10 Millionen Goldmark in Devisen sowie 10 Francs Steuer für jede Tonne abgesetzter Kohle zahlen. Die deutsche Rhein- und Ruhr-Industrie zahlt und liefert, das übrige Deutschland aber verharrt auf der Jagd nach der Null. Stresemanns Rede in Hagen war ein offenes Bekenntnis zu Cunos Nullenpolitik. Ihr Sinn läßt sich nicht anders als mit den Worten wiedergeben: Wir zahlen nichts, und wir liefern nichts. In diplomatische Formen hat Stresemann sein Bekenntnis zu Cunos Angebot: 0 in bar und 0 Sachleistungen in der Note vom 3. November 1923 gebracht. Ein Widerruf von Stresemanns Nullenangebot ist bisher nicht erfolgt. Die Jagd nach der Null wird also in diesem Jahre wohl von neuem beginnen. Sie kann nur enden wie im vorigen Jahre: mit einem völligen Fiasko und zugleich mit der sichern Vernichtung des Reichs. Werden sich in Deutschland keine Männer finden, die sich diesem Wahnsinnstreiben entgegenstellen? Werden keine Retter erstehen unserm unglücklichen Volke?

Italien, Hakenkreuz, Tirol von Heinrich Eduard Jacob

I.

Wenn man aus Italien kehrt und die gesehenen politischen Züge zu einem Antlitz zusammenlegt, findet man manches merkwürdig:
Wie kam es, daß in der ersten Novemberwoche, da die deutsche Presse aller bürgerlichen Schattierungen versicherte, es werde nichts geschehen, die italienische Presse genau wußte, was geschehen würde, und zwar in den Einzelheiten? In jener Woche brachte jedes bessere Blatt zwischen Turin und Palermo ein Bild Ludendorffs — täglich, auf der ersten Seite — mit Schnurrbart, ohne Schnurrbart, mit Mütze, ohne, im Waffen-, im Bratenrock, und eine Photographie Hitlers, mit Spazierstock, ohne Spazierstock, in Habtachtstellung oder als Bitte-rechtfreundlich-Typ.

Das will etwas heißen. Eine Seite, die eigentlich nur dem Divus eingeräumt ist oder Mussolinis engern Freunden, diente diesmal dem Ruhm der Fremden. Dort erscheinen sonst nur der herrliche Graubart General Balbo, der alte Kämpe De Vecchi oder gar der abtrünnige Seiten- und Ueberfascist Padovani. Dort erscheinen die „fervidi adhesioni“, die brennenden Telegramme, die beispielsweise der Fascio eines Dorfes in der Basilicata an den Sindaco eines Dorfes in der Emilia schickt, weil nun auch dort eine patriotische Sektion gegründet wurde. Viel, stündlich wird in Italien telegraphiert — und die Absender der Depeschen dürfen verlangen, daß ihr Text in der Zeitung steht. Dort, auf der ersten Seite der Zeitung findet der Patriot die Bilder der täglichen Fahnenweihe, der allsonntäglichen „sportiven“ Beerdigungen, bei denen man einen seit sieben Jahren toten Offizier noch einmal ausgräbt, mit der Bahn weiterspediert und wieder eingräbt. (Die Regimentsmusik ist meist schlecht, aber schon der Effekt der roten, weißen und grünen Zettel, die die Bevölkerung von den Balkonen auf den Sarg wirft — und auch die sonndurchblitzten Zypres-

sen des Friedhofs kann man sich gefallen lassen.) Dort — noch immer rede ich von den Zeitungen — erscheinen als Politik auch tiefsinnige Betrachtungen darüber, ob bei dem Automobilunfall, der den Präsidenten des Fascio von Neapel tötete, die Hilfe nicht schneller hätte gebracht werden müssen, weil es — ein Präsident war.

Das Alles ist ganz in seiner Ordnung — aber Ludendorff, Hitler? Wir dürfen uns wundern. Schließlich stand Ludendorff an der Spitze eines Generalstabs, der 1917 den großen Durchbruch in die Provinz Venedig inszenierte — und der es vermochte, der italienischen Nation einen Schrecken einzujagen, wie sie ihn seit den Läuften der Cimbern und Teutonen nicht mehr erlebt hatte. Die Oesterreicher hatten wie 1859 und 66 so auch diesmal den Krieg nicht mit voller Wucht geführt — was aber jetzt an deutschem Material und deutschen Menschen aus den Alpen herunterstieg, war so überwältigend, daß die Isonzo-Armee der Italiener sich binnen Tagen in ein paar Corps am Tagliamento verwandelte, die für ihr Teil auch erst hinter dem Piave stillstanden. Und sechs Jahre später die Vorliebe der Zeitungen für Ludendorff und für die bayrische Politik?

Aber das Rätsel ist lösbar. Nicht die Zuneigung Jedermanns zu seinem Affen, von dem er bewundert und nachgeahmt wird — nicht diese Zuneigung allein erklärt die Bereitwilligkeit der Italiener, dem Zug der bayrischen Reaktion ins demokratisch-sozialistische Preußen eine Art Sympathie zu schenken. Gewiß, die Eitelkeit der Römer konnte nicht ungekitzelt bleiben, wenn ihren Journalisten von Hitler immer wieder versichert wurde, genau ein Jahr nach der Marcia su Roma werde durch die Fascisten des Nordens die Marcia su Berlino erfolgen: aber ein Volk wie die Italiener hätte auch an seine Eitelkeiten nicht dermaßen viel Zeit vergeudet, wenn es hier nicht an eine Politik der Realitäten geglaubt hätte.

Und das war der Fall. Von einem Siege der Reaktion erhoffte Italien eine Aktivierung des deutschen Widerstands gegen Frankreich: Schwierigkeiten, Nüsse für Frankreich. Vom letzten Hafenarbeiter bis zum Ministerpräsidenten hinauf wünscht Jeder sie — und daß er sie heimlich ersehnen muß, macht diesen Wunsch desto glühender: die Schwächung Frankreichs. La Francia ha bisogna una lezione, Frankreich muß eine Lehre erhalten: das ist zwar nicht das Ziel der heutigen italienischen Politik — das kann es als Ziel eines Ententestaates nicht geben — , doch ein geheimes Müssen der Galle macht diesen Satz vielleicht zu einem Kampfziel für morgen. Um dieses Zieles willen schuf Mussolini den Franzosen einen aktivern Nachbarn im Süden: Spanien, mit dem er soeben ein durchsichtiges Geschäft im Mittelmeer abgeschlossen hat; um dieses Zieles willen sähe er gerne die Rheingrenze von einer Armee aus deutschen Leibern forciert.

Und nun? Es hat nicht geklappt . . . Diejenigen aber, dank denen es nicht klappte, sind binnen kurzem die Clowns der öffentlichen Meinung geworden. In Italien. Besonders dort. Der Italiener — sehr anders hierin als der Deutsche — verzeiht das Lächerliche nie. Daß die Staatsaktion zu München in einem Bierkeller stattfand, brachte selbst Sizilianer ins Wiehern. Fumi di birra! Bierschaum das Ganze! Und dann: das Ausreißen, Hinwerfen, die Details — die Flucht der Maulmacher. Die Druckerpresse von Turin bis Palermo schlingerte vor Gelächter. Die Karikaturen spritzten nur so auf Erich den Großen

und Adolf den Kleinen. Als Ludendorff dann schließlich noch, in seiner naiven Ungeschicklichkeit, drei Tage nach dem „Erollo militare“, nach seinem zweiten großen Zusammenbruch in der Weltgeschichte, es fertig bekam, einem Neapolitaner eine Audienz zu gewähren, in der er alles erklären wollte — was der Journalist boshaft nach Hause telegraphierte — : da war das Beendete nochmals zu Ende und für Italien das Hakenkreuz eine geplatzte Blase. (Zur Ehre des Landes sei aber vermerkt, daß schon vorher sich Menschen mit der Erklärung gefunden hatten, eine Partei, die sich mit der „espulsione degli Ebrei“, der Austreibung der Juden, beschäftige, dürfe nicht als Fascisti, sondern müsse als Banditi bezeichnet werden.)

So ists einstweilen nichts mit der Rheinarmee — und Italien muß seinen Haß gegen Frankreich alleine kochen. Diesen Haß, an dem wir uns nicht zu freuen haben. Denn er ist kein oder kaum — es sei denn bei den linken Parteien — ein moralisches Phaenomen. Er ist, auf der regierenden Rechten, ein durchaus machtpolitischer Neid auf den Bruder, der mit reicherer Beute heimkam. Frankreich brachte aus dem Kriege den Rhein mit: und mit ihm Erz, Stahl, Kohle — ungeheures Wachstum seiner Industrien. Und was Italien? Das halbe Tirol. Also Dörfer, die zwei Drittel des Jahres im Schnee liegen, Viehweiden und viel Steine. Vier Fünftel ungangbares Gestein.

Das erklärt Manches. Wenn die Glücksfee dem einen Bruder den Ranzen mit purem Golde füllte, dem andern mit nassen, glitschigen Steinen, so kann das die Brüderlichkeit nicht fördern. Aber Triest, Triest — wird man fragen. Auch das gilt nicht als reine Freude; denn diese Stadt ist beinahe Grenzstadt. Als Italien darüber hinaus den rechten Ellbogen ausstrecken wollte, stieß es auf den Freistaat Fiume, stieß es auf serbische Geschütze, über deren Visier gebogen der französische Instruktor stand.

II.

Wer Italien verläßt und die zarte Aufmerksamkeit genoß, die von der kleinsten Schenkenbekanntschaft bis zum einsichtigen Eisenbahnfiskus heute grade dem Deutschen zuteil wird — dem möchte ich anraten, den teurern Rückweg über die Schweiz zu wählen. Denn was sich gleich nach Verona ereignet — von neun Uhr morgens bis sechs Uhr abends — das ist für Jeden, der deutsch schreibt, trübe. Zuerst allerdings kommt man durch den Trentino. Nun, das ist gerecht, das stimmt: Trient ist eine italienische Stadt. Trient, auf dessen Marktplatz unsre allzu langohrigen Freunde, die Oesterreicher, im Jahre 1916 den Abgeordneten Battisti aufknüpften. (Die Photographien dieser Hinrichtung, ich habe sie gesehen, gingen durch die ganze neutrale Welt. Nachdem man Battisti vom Galgen geschnitten hatte, postierte man ihn gegen ein Felsstück, Zigarette im Mund, zwei lustige Unteroffiziere daneben mit Gesten, als führten sie einen Betrunkenen. Die tschechischen Kulis der Monarchie haben nicht nur die Hinrichtung, sondern später auch die Propaganda besorgt.) Im gleichen Trient geschah auch — ich glaube 1907 — , daß die Organe der Polizei den Redakteur Mussolini ergriffen und diesen oesterreichischen Untertan für Jahre ins Gefängnis steckten.

Jetzt hat er bezahlt, von Herzen bezahlt.

Denn gleich nach diesem Trient läuft unser Gefühl sich selber entgegen — im Winkel von hundertundachtzig Grad. Denn gleich

nach diesem Trient steigen die „neuen Italiener“ ein, die Bauern, die Bürger, die kleinen Beamten, die kein Wort italienisch sprechen. Soldaten, Artilleristen, Pioniere, Alpenjäger, die kein Wort italienisch sprechen. Und immer wieder hält der Zug, entläßt sie, ladet neue ein, Tiroler in italienischen Uniformen. Italisch ist nur das Tuch, sind draußen nur die Potemkinschen Tafeln an Städten und Dörfern. Da ist aus Bozen Bolzano geworden, aus Brixen noch kenntlich Bressanone, aber aus Sterzing schon Vipiteno, aus Gossensaß schon Colle Isarco; ein kleines Blumau prunkt mit einem Prato al Isarco, und Franzensfeste heißt Fortezza wie irgendein Apenninennest — die Erinnerung an den Francesco hat man natürlich fallen lassen. Von den Menschen, die zwischen Salurn und dem Brenner wohnen, sprechen und schreiben aber nur drei Prozent italienisch. Siebenundneunzig Teile sind deutsch. Für wen also, für wen diese ungeheure Komödie? Für den Reisenden, für die Welt?

Aber leider ist es keine Komödie. Radial um diese gefälschten Ortsfirmentafeln bereitet sich ein Verbrechen vor, kalt, in Sektionen eingeteilt: ein hart bewußtes, klares Verbrechen.

Das Maß der Dummheit auf diesem Erdstern ist nicht zu messen. Das Schicksal der Italiener ist es (mit dem sie hadern müssen, nicht wir), daß ein so großes Teil davon heut grade ihnen aktiv zufiel. Sie haben nichts und alles gelernt von der unseligen Oesterreicherei. Lehrreich, wie die Etappe ging. Als beim Frieden von Saint Germain das ganze Süd- und Mitteltirol bis an den Brenner ihnen anheimfiel, da behauptete (auch in Italien) Niemand, daß in Tirol Italiener lebten. Im Gegenteil. Senator Tittoni, Vertreter auf der Konferenz, bestätigte das Recht der Deutschen auf deutsches Dasein laut und offen: „Die Völker andrer Nationalitäten, die mit uns vereinigt werden, sollen wissen: Uns liegt der Gedanke nationaler Unterdrückung vollkommen fern. Ihre Sprache, Einrichtungen, ihre Kultur, ihre Beamtenschaft soll geachtet werden, wie unsre eigne liberale und demokratische Tradition das verlangt.“

Die Annexion jedoch selbst, ihr Grund? Sie geschah auf rein strategischen Hinweis. Nie wieder sollten, wie seit vielen Jahrhunderten, die blonden Heere vertikal mit dem Fall der Etsch in die Lombardei hinunterfließen. Man wollte die Paßhöhe behaupten, das ist: ein Recht auf gleiches Spiel. Ein dunkles Heer sollte je nach Bedarf, auch mit dem Inn nach München marschieren können.

Strategische Gründe. Wer die Kriegsgeschichte der letzten zweitausend Jahre kennt und die der letzten zwanzig dazu, für den haben strategische Gründe etwas traurig Erheiterndes. Alle strategischen Gründe sind nämlich Scheingründe, sind Fiktionen; besonders, wenn die Waffen, mit denen und gegen die strategiert wird, alljährlich wechseln.

Der Grund, um dessentwillen die Italiener den Brenner besetzten, ist ältester Ladenhüter der Taktik. Es ist die ehrliche Lehre vom locus superior, der Glaube: Der Mann auf dem Berge ist stärker als der Mann im Tal, denn der eine hat die Schwerkraft für sich, der andre hat sie gegen sich. Gewiß, diese Lehre stimmte durchaus für Xenophon, Thukydides und für ihre römischen Schüler. Sogar noch für Napoleon: als er sie einmal scheinbar vergaß, erging es ihm — grade in Tirol — sehr schlecht. (Der Dichter Immermann hat das schaurig-erhaben beschrieben.) Aber heute: seit Erfindung des Steil-

feuers gilt kein locus superior mehr. Seitdem es eine Artillerie gibt, die ihr Feuer rund an den Himmel sprengt, an einen Himmel, der es viele Minuten später, jenseits von Baum- und Steinmassiven auf ein nie gesehenes Ziel fallen läßt — seitdem ist es irrelevant, ob dieses Ziel zweitausend Meter oder fünfhundert Meter hoch liegt. Es gibt keine Superiorität der vertikalen Stellungen. Beweis: dieser Krieg. Obwohl man das ganze Gebirge hatte, konnte man — mindestens zweieinhalb Jahre! — nicht in die lombardischen Städte hinunter. Das Festungsviereck Brescia, Verona, Mantua und Peschiera war stärker als das ganze Gebirge.

Es ist der Fluch jeder Unwirklichkeit, daß sie neue erzeugen soll. Mußte man aus strategischen Gründen bis zur Paßhöhe annektieren, so muß man heut aus strategischen Gründen zur sprachlichen Enteignung schreiten. Es geht nicht an, daß eine Provinz die Sprache ihres Grenznachbarn, also die Sprache des Feindes spricht. Wortbruch ist zwar unmoralisch — aber auch er ist ein Strategem.

Wortbruch, Bruch des Friedensvertrages, der die Minderheiten schützt. Man kann es milder kaum bezeichnen. Was diesen Menschen unter dem Brenner geschehen ist, ist vielleicht unerhört. Nicht die Verwelschung der Ortsnamen — das könnte „Verwaltung“ und Firnis sein — aber: die Oktober-Edikte!

Ein königliches Dekret vom 1. Oktober 1923 führt in allen Volksschulen Tirols die italienische Unterrichtssprache ein.

Ein zweites Edikt verbietet die deutsche Sprache bei allen auch nur halböffentlichen Amtierungen: so, beispielsweise, bei der Sitzung von Handelskammern, bei Abfassung kaufmännischer und notarieller Kontrakte, in Zirkularen des Fremdenverkehrs, kurz: überhaupt.

Ein drittes Edikt verbietet die Beifügung einer Uebersetzung bei staatlichen Bekanntmachungen.

Ein sehr viel älteres Gebot untersagt die Tötung lebender Wesen. Im Volksmund gibt es für Tötung ein Wort: stumm machen. Jene Südtiroler, die italienisch nicht sprechen können und deutsch nicht dürfen, sind stumm gemacht. Ist das nun Tötung? Ja oder nein?

Der Abgeordnete Luzatti hat damals — vor vier Jahren — gerufen: „Folgendes sagen wir den Deutschen, die die nationale Verteidigung uns zwingt unserm Reiche anzugliedern: Eine Ehrenpflicht ist es für Regierung und Parlament, ihre autonomen Einrichtungen zu bewilligen und zu belassen. Frei und unbehelligt sollen sie sein!“ Walther von der Vogelweide, der große Dichter Bozens und Deutschlands, hat es aber schon anders gewußt:

> uns sind gar böse briefe her von rôme komen,
> erloubt ist nur mer trauer, all vröud’ ist uns genomen;
> wie quält mich das zu herze, wir lebten einst so wol,
> daz ich für frohes lachen nun weinen kiesen sol.

III.

Mea causa? Mea res?

Gemach. Ich will mich nicht vordrängen. Einem Schriftsteller meiner Art schwillt bei Ausdrücken wie Verwelschung die Zunge leicht an. Es gibt so viele Sachwalter, lautere, lärmendere als mich; sollte es geben, müßte es geben.

Denn diese Angelegenheiten — nicht wahr? — rechtfertigen ja die Existenz einer nationalen Bewegung? Diese Versklavung unter dem

Brenner ist ja doch der heilige Kitt bei ‚Oberland' und bei ‚Reichsflagge'. Wie, nicht? Erstaunen! Warum denn nicht?

Den ‚Völkischen', den ‚Miesbacher' kann man wochenlang durchstöbern, ohne ein einziges Mal auf das Wort Italien zu stoßen. Stößt man schließlich einmal darauf, so steht nur ein Neidwort da: Mussolini. Die Faust. Der Einzige. Das Genie. Uno il duce — una la disciplina. Ja, wie der die Marxisten schlug! . . . Der Feind? Der Verwelscher Südtirols, der Knebler deutschen Sprachstamms? Durchaus nicht. Die Knebler sitzen in Berlin, Marxisten und Juden. Die Front geht nach Norden. Im Süden warten die Lorbeerkränze.

Aber im Süden von Kufstein fängt — sie vergessen das allzu leicht — nicht sogleich Italien an, sondern noch vorher das deutsche Tirol, mit dem mittlern Inntal, mit Innsbruck. Und die Menschen in Innsbruck wissen Bescheid! Sie wissen, was sie vom Hakenkreuz zu erwarten haben. Judenkrawalle — aber kein Bozen. Sie wissen, daß sie verraten sind. Schlimmer als 1809 — als das bayrisch-französische Bündnis den Andreas Hofer nach Mantua schleppte. „Von Tirol wird nicht gesprochen." Das ist die Losung des Hakenkreuzes.

Die Menschen in Bozen sind aber das Selbe, was die Menschen in München sind. Sie sind Bajuvaren — seit dem sechsten Jahrhundert ein Volk, ein Stamm, durch dynastischen Unfug zerschnitten, aber durch eine Sprache verbunden. Durch die rauschenden Zärtlichkeiten ihrer Ströme, Felstannen, Lieder, ihrer abkürzenden Kosenamen sind sie tausendjährig vereint. Eine große Kulturgemeinschaft. Bergiger Katholizismus, Bildschnitzer, Augenwinkel, Gesichtsschnitt, Kleidung: alles Das ist Eins. Von München bis Bozen. Stärker Eins als das Leben von München bis Bamberg.

Von welchen Empörungskundgebungen hat man nun in Bayern gehört seit den Edikten vom 1. Oktober? Welche Stürme der Entrüstung tobten aus den Versammlungen? Ja, allerdings, man hat protestiert: gegen die Loslösung der Pfalz. Gegen die Demokratisierung, die in dieser Loslösung liegt — gegen die Loslösung vom Diktator.

Doch Südtirol ist in guten Händen. Es ist ja schließlich bei dem Diktator, der die Macht zum Streikverbot hat. Es ist beim italienischen Kahr — und das ist für Nationalsozialisten heute schließlich beinahe so gut, als sei es beim bayrischen Mussolini. Deutschoesterreich ist viel zu marxistisch, als daß ihm Bozen gehören sollte. Deutschtum? Nein, auf die Staatsform kommts an. So sagte der völkische Patriot, als er im Frühherbst vor zwei Jahren sich nach Budapest begab und mit dem Revolver in der Hand den falschen Anspruch Ungarns schützte auf das deutsche Burgenland gegen den Zugriff des deutschen Wien!

Daß das Schweigen der Völkischen in Rom als moralische Stütze wirkt — brauche ich es hervorzuheben? Deutsch-Ungarn: das war, ein erster Fall nationalsozialer Enthüllung. Deutsch-Südtirol: das ist der zweite. Aber es ist ja der hundertste. Sie tun nur, was sie immer getan: sie verraten Natio und Sozialität — sie, die doch beide Namen im Schilde tragen. Ein Trost nur, daß ihr Tun und Lassen für Deutschland nicht gar so wichtig ist. Hineingerudert ins Lächerliche, werden sie keinen Hafen erreichen. Von ihrem allzu vergatterten Vorbild haben sie nämlich nicht die Maxime, sondern die Umkehrung geerbt: „Molti gli duci — molta la confusione!"

Brief an den Stabsoffizier von Hans Siemsen

Sehr geehrter Herr!

In Nummer 49 der ‚Weltbühne' von 1923 haben Sie ein Bild des Generals v. Seeckt gemalt, das ihn als Retter der Republik und des Reiches darstellt. Ob er selber Republikaner, oder ob er vielleicht „von früher her" noch Monarchist ist, das lassen Sie im Dunkeln; denn der General ist ja (wie Sie sagen: Gott sei Dank!) „schwer zu durchschauen".

Ich weiß nicht, was Herr General v. Seeckt an andern Orten des Reiches zur Rettung der Republik getan hat. Aber was er und seine Reichswehr in Thüringen zur Rettung der Republik getan haben und noch tun, das weiß ich. Denn ich habe es miterlebt. Und Sie erlauben vielleicht, daß ich, zur Ergänzung Ihres prächtigen Gemäldes, ein wenig davon erzähle.

Die Truppen der Reichswehr sind, wie Sie wissen, von der Reichsregierung nach Thüringen entsandt worden, um daselbst die Ruhe und Ordnung und die öffentliche Sicherheit wiederherzustellen oder aufrecht zu erhalten. Man durfte also annehmen, daß sie die rechtmäßige Thüringische Regierung und die Thüringische Politik in ihren Bemühungen um die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit unterstützen würden. Statt dessen muß man heute feststellen, daß sich die Reichswehr in Thüringen nicht für die rechtmäßige Regierung (die bekanntlich sozialistisch ist), sondern gegen sie eingesetzt hat. Daß sie das Treiben regierungsfeindlicher Parteien unterstützt und sogar immer wieder in die innere Verwaltung des Landes eingreift. Man muß annehmen, daß der Militärbevollmächtigte in allen diesen Fällen die öffentliche Sicherheit für gefährdet hielt. Denn sonst würde er doch nicht eingreifen?

Vor mir liegen zwei Hefte, die das Thüringische Staatsministerium Ende 1923 herausgegeben hat: ‚Der militärische Ausnahmezustand in Thüringen' (37 Seiten) und ‚Zweite Denkschrift über den militärischen Ausnahmezustand in Thüringen' (57 Seiten). Wer kann, sollte sie sich beschaffen: er wird erfahren, wie die Reichswehr die Republik schützt.

Der Studienrat Muth vom Realgymnasium in Weimar hatte die republikanische Flagge öffentlich beschimpft und seine Schüler zu Tätlichkeiten gegen einen sozialistischen Kollegen aufgehetzt. Er wurde deshalb im Disziplinarverfahren an eine andre Schule desselben Ortes versetzt. Darin sah der Militärbefehlshaber offenbar eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit. Denn er verlangte vom Kultusministerium die Rückgängigmachung dieser Versetzung. Ja, er ging noch weiter: er verlangte, daß ihm künftig alle Versetzungen, Anstellungen, Suspendierungen aller Beamten von Stufe Zehn an „zur Genehmigung" vorzulegen seien.

Ein Schüler des Realgymnasiums in Jena war heimlich Mitglied einer verbotenen Jungdo-Organisation. Er wurde deshalb vom Unterricht suspendiert „bis zur endgültigen Entscheidung", die sich das Kultusministerium vorbehielt. Dieser Schüler ging zum Generalleutnant Hasse. Und Herr Hasse sah auch in diesem Fall die öffentliche Sicherheit als so gefährdet an, daß er in das schwebende Verfahren eingreifen zu müssen glaubte. Er verlangte vom Kultusmini-

sterium die sofortige Wiederzulassung des Schülers, ohne erst die Entscheidung des Ministeriums abzuwarten.

Der Thüringer Landtag hat vor zwei Jahren den Buß- und Bettag als gesetzlichen Feiertag abgeschafft. Er besteht nur als kirchlicher Feiertag; Geschäfte, Büros, Schulen sind nicht geschlossen. Herr Generalleutnant Hasse sah darin eine solche Gefährdung der öffentlichen Sicherheit, daß er einzuschreiten beschloß. Er erließ eine Bekanntmachung, worin er gegen den Willen und über den Kopf des Thüringischen Kultusministeriums hinweg alle Schüler zum Gottesdienst beurlaubte.

Aber diese Eingriffe in die Verwaltung Thüringens genügen allein natürlich nicht, um die öffentliche Sicherheit zu garantieren. Sie, Herr Stabsoffizier, werden ja wissen, daß man ein Land in erster Linie durch Verhaftungen „beruhigt". Diese Verhaftungen unternimmt die Reichswehr in Thüringen auf Grund von — was meinen Sie? auf Grund von Denunziationen. Wie diese Verhaftungen vor sich gehen, nur ein Beispiel, ein Zitat. „Im Wachzimmer wurden mir Fragen gestellt: ‚Was bist Du?' Antwort: ‚Arbeiter'. Darauf wurde ich erst eine Weile geohrfeigt, darauf wurde mir die Antwort aufgezwungen: ‚Kommunist'. Auf die Wiederholung der Frage antwortete ich nunmehr: ‚Kommunist'. Darauf wurde ich unmenschlich geschlagen, erst nach einer Weile wurde mir gesagt: ‚Alle Kommunisten müssen geprügelt werden.' Dann wurde ich wieder geschlagen, bis ich sagte, ich sei Arbeiter. Darauf wieder, bis ich sagte: ‚Kommunist'. Und so noch ein paar Mal . . . Der Offizier fragte mich, warum ich im Gesicht blute. Auf meine mehrfach wiederholte Antwort, daß ich geschlagen worden sei, wurde ich von den Leuten, nicht von dem Offizier, wohl aber unter seinen Augen so lange geohrfeigt, bis ich den anbefohlenen Grund, ich sei beim Stühleheraustragen hingefallen, aussprach. Dann mußte ich das Kochgeschirr säubern, wobei mir gesagt wurde: ‚Nun bist Du hoffentlich gut deutsch geworden.' Und dann wurde ich entlassen." (Aus einem vom Thüringischen Ministerium des Innern veröffentlichten Polizei-Protokoll über die Mißhandlungen des zwanzigjährigen Arbeiters Walter Knote aus Berka.)

Daß in den Gefängnissen von Thüringen Dutzende von Frauen und Männern sitzen, darunter siebzehn- und achtzehnjährige Mädchen und Fortbildungsschüler, nur weil sie Mitglieder der K.P.D. waren, — das regt ja in Deutschland, diesem freisten Land der Erde, Keinen mehr auf. Das werden auch Sie, Herr Stabsoffizier, ganz in der Ordnung finden, nicht wahr? Finden Sie auch in der Ordnung, daß man diese immerhin lebendigen Menschen wochen-, monatelang im Gefängnis sitzen läßt, ohne sie überhaupt zu vernehmen, ohne ihnen überhaupt zu sagen, weshalb man sie verhaftet hat?

Lassen Sie sich vom Berliner Tageblatt erzählen, wie man diese politischen Gefangenen in Deutschland behandelt:

> In Erfurt wurden am 21. November vorigen Jahres die Mitglieder der kommunistischen Bezirksleitung für Groß-Thüringen verhaftet und in das Landgerichtsgefängnis Weimar überführt. Seit dieser Zeit befinden sie sich dort in Schutzhaft, ohne daß ihnen bis heute ein strafrechtliches Vergehen nachgewiesen, oder ein Strafverfahren gegen sie eröffnet worden ist. Alle Reklamationen der Inhaftierten blieben wirkungslos. Am Sonntag, den 30. Dezember,

sind sämtliche politische Schutzhäftlinge im Weimarer Landgerichts-
gefängnis, 26 an der Zahl, in den Hungerstreik getreten. Sie er-
hofften, auf diesem Wege ihre Freilassung oder mindestens die
Eröffnung eines gerichtlichen Strafverfahrens zu erzwingen. Der
Militärbefehlshaber für Thüringen, Generalleutnant Hasse, hat so-
fort nach Bekanntwerden des Hungerstreiks dem Oberstaatsanwalt
beim Landgericht Weimar folgendes Schreiben übermittelt:

III. A. 1409/23.

Weimar, 31. Dezember 1923.
Herrn Oberstaatsanwalt
Weimar.

Mit dem Ersuchen, den Schutzhaftgefangenen, die in einen
Hungerstreik getreten sind, zu eröffnen, daß die Gefangenen
ihre Haft durch Streik nicht nur nicht verkürzen, sondern wegen
des darin zum Ausdruck kommenden Trotzes wahrscheinlich
noch verlängern werden. Die Gefangenen sind für die Dauer
des Streiks in Einzelhaft zu nehmen. Die Raucherlaubnis ist
ihnen zu entziehen.

gez. Hasse.

Aus diesem Schreiben geht wohl ziemlich deutlich hervor, daß der
Reichswehrgeneral sich für befugt hält, Gefängnishaft über nicht ver-
urteilte, nicht einmal angeklagte Politiker zu verhängen oder ihre Ge-
fängnishaft zu verlängern — weswegen? Lesen Sie selbst: wegen
Trotzes.

Was sagen Sie dazu, Herr Stabsoffizier? Was sagt Herr General
v. Seeckt dazu? Er sagt gar nichts. Und auch die Reichsregierung
sagt nichts. Von zahllosen Stellen, von der Thüringer Regierung selbst
sind Beschwerden auf Beschwerden über die Tätigkeit der Reichswehr
nach Berlin gegangen.

Sie werden überhaupt nicht beantwortet. Wie sich das für eine
Republik gehört.

Und nun, Herr Stabsoffizier, die Frage, derentwegen ich die kleine
Aufstellung von Reichswehrtaten (die sich beliebig verlängern und,
ich will Ihnen anvertrauen: auch verschlimmern ließe) gemacht habe:
Was, meinen Sie wohl, was wird der Erfolg, was wird die Wirkung
dieser Aktion des Herrn v. Seeckt, seiner Generäle und seiner Reichs-
wehr sein? Ich will es Ihnen sagen: Die Wirkung ist die, daß es in
Thüringen nicht einen einzigen überzeugten Republikaner mehr gibt.
Daß in Thüringen, wie überall im Reich, die sicherste Stütze der
Republik die große Masse der Arbeiterschaft war, das wissen Sie so
gut wie ich. Heute denkt die Thüringer Arbeiterschaft (und da macht
es gar keinen Unterschied, ob Kommunist, ob Sozialist) — sie alle
denken nur mit Haß und Verachtung an die Republik, mit Abscheu
und Ekel an das Reich. Da helfen keine Verordnungen und Erlasse.
Alles, was in Thüringen an Liebe und Freundschaft für die Republik
da war, Alles, was die behördlichen Sonntagspredigten „den Reichs-
gedanken“ nennen — alles Das ist durch die Reichswehraktion in
Grund und Boden ruiniert.

Nicht ein Fünkchen Liebe oder auch nur Achtung, aber ein Meer
von Haß, Verachtung und Ekel vor Reich und Republik wird Herr
General v. Seeckt mit seiner Reichswehr in Thüringen (grade bei den
Republikanern!) hinterlassen, wenn er die „Ruhe und Ordnung“ wie-
derhergestellt hat.

Zur Physiologie des Stils von Hans Natonek

Ein Versuch

I.

Dieser Tage sah ich einen Hund, der am Portal eines Bankhauses auf seinen Herrn wartete. Es war ein Schäferhund, sein schmaler Kopf lag auf den Vorderpfoten und blickte mit tiefster Ruhe in den klaren Himmel. Es lag in dieser Ruhe etwas wie entrückte Heiterkeit und Humor, den man ungerechterweise dem Tiere abspricht („Tierischer Ernst“ ist eine durchaus menschliche Eigenschaft.) So menschlich, so durchseelt war dieser Kopf, daß ich, als ich emporblickte und die Menschen ansah, die durch den Eingang des Bankpalastes hasteten, erschrak. Wo war — Gott helfe mir — unter all den Leuten ein solch klares Ebenbild? Himmel, wenn dieser Hund reden und schreiben könnte: was wäre das für ein Stil, unverfälschter Abglanz des Göttlichen, da schon durch sein Schweigen das Ewige so beredt wird! Nun muß zur Verteidigung des Menschen gesagt werden, daß es das Tier ja unverhältnismäßig leichter hat, ein Geschöpf Gottes zu bleiben, da es mit Geld und Politik nichts zu schaffen hat. Wenn wir den Kopf in die Hände legten und darüber nachdächten, woher wir kommen und wohin wir gehen, dann träte zweifellos auch in unser Gesicht der gleiche, reine, zarte Ausdruck. Wir dürfen uns nicht beklagen, die Verteilung ist äußerst gerecht Das Tier hat seine Reinheit und Unschuld, kann sie aber nicht ausdrücken noch auf die Bank gehen und Geschäfte machen, und wir, wir gehen auf die Bank und benützen die Sprache, um mit ihrer Hilfe, trotz aller Entartung, immer wieder die Spur der Unschuld und Reinheit zu suchen, die in unserm Ursprung liegt.

II.

Nach unsrer Vorstellung wird das Denken von zwei Zentralstellen dirigiert: vom Kopf und von der Seele. Was den Kopf betrifft: er bietet gewiß einen Anhaltspunkt, von dem aus man auf das Denken schließen kann. Leider hat man aber nicht immer die Gelegenheit, den Kopf zu sehen, der uns etwas vorgedacht hat. Das ist ein schwerer Nachteil. Bei manchen Büchern und Artikeln hat man den lebhaften Wunsch, das Gesicht des Verfassers zu sehen. Denn es gibt Leute, die zwar ihr Denken und Schreiben, nicht aber das Gesicht verstellen können. Gewisse Artikel schreien gradezu nach der Bestätigung durch ein Ohrfeigengesicht. Und solange der Verfasser in effigie fehlt, ist das Geschriebene anonym, und mag auch der volle Name darunter stehen. Wie amüsant und belehrend wären beispielsweise der ‚Völkische Beobachter‘ oder die Organe der Schwerindustrie oder die von nackter Opportunität und vom Geschäft redigierten Joumale, wenn jeder Artikel mit dem wahren Bild des Verfassers illustriert wäre! Es ist leider unmöglich, ein Gesetz zu fordern, daß diese Anonymität gelüpft werde.

III.

Schwer ists, den Anteil des Kopfes, noch schwerer, den Anteil der Seele am Wort festzustellen. Man kann sich ja einen falschen Kopf ansetzen. Die Transplantation dieses Körperteils ist in der literarischen Chirurgie durchaus nichts Neues. Mancher Schriftsteller ist mit einem Kopf, der gar nicht ihm gehört, in die Literaturgeschichte eingegangen. Und auf die Seele ist erst recht kein Verlaß; hier bewegen wir uns auf einer terra incognita. Wenn wir „Baum“ sagen, wissen wir, welche Sache sich mit diesem Worte deckt (höchstens die kritische Philosophie kann uns daran irre machen). Wenn wir aber Seele sagen, wissen wir nichts. Das Wort greift in eine Leere. Man kann sie ahnen, aber nie erfüllen. Ob Einer mit Seele schreibt, bleibt pure Vermutung, und keine Literaturkritik kann hier Gewissenheit schaffen. Die Stummheit jenes Schäferhundes war bestimmt Seele. Die seelenvollste Schreibe aber kann Technik eines Machers sein. So, wie das Wort Seele selbst ungeheuer geschieden ist von dem, was es ausdrücken möchte, so ist die ganze Sprache höchst fragwürdiger Natur, eine Zauberei, die nicht nur den Hörer täuscht, sondern auch den Sprecher verwandelt.

IV.

Aber die Galle . . . unter allen Kräften und Säften, Drüsen und Organen ist sie die prägnanteste und erkennbarste. Denn sie hat Farbe, Geruch und Geschmack. Sie ist, wenn sie an unserm Stil Anteil hat, ganz unverkennbar. Sie wirkt sofort durch ihre Echtheit. Niemand wird sich diese unliebenswürdige Drüse, mit der man sich nur Feinde macht, einsetzen lassen. Der Kopf, das Herz, die Seele, das Gemüt — das Alles kann gefälscht sein und ist überdies so schwer nachweisbar. Hat das Herz einen Geruch? Ist das Gemüt grün? Schmeckt die Seele bitter? (wenn sich nämlich die Galle in sie ergießt). Eine Physiologie des Stils ließe sich auf Grund von galledurchsetzten Schriftproben sicherlich nachweisen. Hier wäre erkennbar, inwieweit ein physisches Organ stilbildend wirken kann. Hier tritt der ganz besondere Saft direkt in die Feder. Der Zusammenhang zwischen Organismus und Leib wurde bisher von der Literaturkritik übersehen. Die Körperkonstitution als das Primär-Menschliche ist von höchstem Belang für Fragen des Stils.

V.

Man könnte die Schreibenden in zwei Kardinalgruppen teilen: in solche, die nicht nur einen Buckel haben, sondern ihn auch schreiben, und in solche, die ihn schreibend überwinden. (Wobei zu bemerken ist, daß es auch unsichtbare Buckel gibt.) Beispiel für einen Buckel-Ueberwinder: Nietzsche. Er hätte sich geschämt, Körperlich-Organisches, Menschlich-Funktionelles durch den Stil zu bekennen. Diese Scham war es vielleicht, die ihn zur Antithese seiner Konstitution trieb und ihn, den einsamen Schwächling, die Machtmenschen verherrlichen ließ. Nietzsche war der Ueberwinder der eignen Dekadenz, daher sein Haß gegen die Müden und Schwachen. Beispiel für Einen, in dessen Werk die Galle — in wundervollster Filtration — erkennbar ist: Schopenhauer. Die Philosophie des chronischen Magen-

katarrhs kann anders auch Pessimismus und Misanthropie heißen; und Optimismus ist vielleicht nur die Denkfunktion einer vollendet funktionierenden Verdauung.

VI.

Manche Sätze von Oscar Wilde sind so sehr sprachgewordene Perversität, so voll frivoler Paradoxie, daß sie nur von einem Päderasten geschrieben sein können. Das Geschlecht, titanisch gegen den Himmel gebäumt, das ist Strindbergs Stil. Wedekind ironisiert seinen Exhibitionismus. Wie von ganz andrer Konstitution, wie kerngesund inmitten einer schlichten, engen, aber redlichen Welt, an Gottes Lippen hängend: Matthias Claudius. Die Stöße des Bluts, die Sekretion der Galle, der Stoffwechsel, der Rhythmus der Säfte, das Anschwellen und Abklingen der Triebe sind die bildenden, in die Tiefe unsres Organismus gebetteten Kräfte des Stils.

VII.

Eine Geschichte der Satire und polemischen Literatur muß unvollständig bleiben, solange nicht die satirischen Autoren auf Milz, Galle, Leber und Nieren geprüft sind . . . Dies will nicht besagen, daß die Satire ihren Sitz in der Galle hat, wohl aber, daß sie ohne diese Sekretion nicht die ihr eigentümliche Form und Schärfe besäße. Es genügt nicht, die Schmach und das Unrecht, die in der Welt sind, zu empfinden — man muß, um Satiriker zu sein, auch genügend Galle haben, „die bitter macht den Druck“ (wobei man hier den Druck ruhig im typographischen Doppelsinn gebrauchen mag). Die Reizbarkeit und der Zorn hängen sicherlich mit der physischen Sekretion der Galle zusammen, und ich glaube, daß man durch eine entsprechende Gallenoperation aus manchem Satiriker den sanftmütigsten Elegiker machen könnte.

VIII.

Man kann mit der Galle auch eine Art von l‘art pour l‘art treiben; sie aus sich selbst, emanzipiert vom Aergernis, in Wallung bringen. Ich kenne Schriftsteller, die nur schreiben können, wenn sie ihre Feder in Galle tauchen (sie ist ihr Material, ihre Tinte, der Stoff, durch den sie sich mitteilen). Es gibt Virtuosen der Bitterkeit, die das Bittere auf ihrer wie auf unsrer Zunge genießerisch zergehen lassen, und meisterliche Trübsalbläser, für die es ein Genuß ist, zu blasen, wie für uns, ihnen zuzuhören.

Unsre Eulenbergs von Fritz Th. Cohn

Mein Freund Eulenberg — er ist wirklich noch mein Freund, obgleich ich einmal sein Verleger war; das bin ich nicht mehr, denn Sie wissen ja, lieber Herr Jacobsohn: er fing mit einem heimlich an, bald kamen ihrer mehre dran, und der wievielte ihn jetzt hat, kann ich nicht errechnen — also Herbert Eulenberg ist trotz seiner, wie er betont, fast 50 Jahre immer noch der jünglinghafte Brausekopf, als den wir ihn einst liebgewannen. Statt daß er seinem jetzigen Verleger die Pistole auf die Brust setzt und ihm schreibt: Die in Amerika eingeheimsten Dollar gehn auf die Neige, schick‘ mir

Vorschuß, oder ich suche mir einen neuen Verleger! — statt dessen ruft er, in Nummer 2 der ‚Weltbühne', die deutsche literarische plebs auf zu einer secessio in montem sacrum gegen die gesamte deutsche Verlegerschaft. Ich bin nun zwar von dieser nicht beauftragt, als moderner Menenius Agrippa die Geschichte von dem Magen und den Gliedern zu erzählen; aber die Erinnerung an das alte Märchen sollte dem guten Herbert genügen, das Geständnis abzulegen: Si tacuissem!

Daß ein sonst so feiner Stilist mit Superlativen arbeitet, läßt um Eulenbergs künstlerisches Niveau bangen. Von allen Unternehmern Deutschlands sollen „die Verleger das Tollste an Ausbeutung geleistet" haben, und darin gibt es „unter sämtlichen Beteiligten keine Meinungsverschiedenheit". Das läßt ein deutscher Schriftsteller drucken — heute, angesichts des schlimmsten Wuchers, der wirklich „zum Himmel stinkt"!

Und was wirft er uns vor? Das Bücherausfuhrverbot, das wir in Leipzig dekretiert haben sollen — wir! Weiß Eulenberg nicht, daß es sich nur um eine Ausfuhrkontrolle gehandelt hat, und daß diese für Bücher — nicht von den Verlegern, sondern von der Regierung — erst viel später eingeführt wurde als für fast alle andern deutschen Fabrikate? Viel zu spät, denn damals waren schon unersetzliche Werte an Büchern und Kunstwerken ins Ausland verschleudert worden. Weiß Eulenberg nicht, daß das Ausland ohne diese Kontrolle unsre Bücher für einen minimalen Teil desjenigen Wertes hätte kaufen können, den das unbedruckte Papier und der Buchdeckel repräsentierten? Sollten wir Verleger länger mit ansehen, daß der Ausländer vielleicht 20 Bogen, mit den Emanationen der erlauchtesten deutschen Geister bedrucktes Papier in schönem Einband für einen Preis erhielt, für den er diese 20 Bogen, unbedruckt und ungebunden, weder in Deutschland noch in seiner Heimat hätte kaufen können? War das nicht ein „Irrsinn", dem so schnell wie möglich gesteuert werden mußte? Ueber die Notwendigkeit einer temporären Ausfuhrkontrolle, über die Notwendigkeit, für deutsche Bücher im Ausland einen höhern Preis anzusetzen — er war leider immer noch nicht den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend — , gibt es unter Verständigen überhaupt keine Meinungsverschiedenheit. Aber auch darüber sind sich Autoren und Verleger vollständig einig, daß die Belletristik in den ersten Jahren nach dem Krieg, ob mit, ob ohne Kontrolle, so gut wie gar keinen Absatz im Ausland gefunden hat. Eulenbergs Werke wären auch zu den deutschen Schleuderpreisen nicht über die Grenzen gegangen, und hätte er nicht durch seine mit Roda Roda veranstalteten humoristischen Vorträge in Amerika „moralische Eroberungen" gemacht und das Augenblicksinteresse des Yankees auf den deutschen Pazifisten gelenkt, so wäre auch der amerikanische Sortimenter nicht „gipsbleich" geworden über die hohen Preise von Eulenbergs Büchern. Die Maßregel war notwendig, um unsre wissenschaftlichen Bücher, deren Neudruck unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnete, dem deutschen Volke, das danach hungerte, zu erhalten. Und wenn die Verleger vermöge der Valutagewinne, die sie gewiß gemacht haben, und die sie immer zum Besten der deutschen Wissenschaft und der deutschen Autoren in ihrem Geschäft investierten, ihre Zeitschriften weiterführen, ihre Betriebe aufrecht erhalten konnten, so haben sie für die Weltgeltung deutschen Geistes und deutscher

Wissenschaft mehr getan, als durch die Ueberschwemmung des Auslands mit deutschen Dramen, Romanen, Gedichten und — Schattenbildern hätte geschehen können.

Aber wir sprechen ja glücklicherweise von Zeiten, die vergangen sind. Jetzt ist der Auslandspreis des deutschen Buches — leider — mitunter niedriger als der Inlandspreis, und es kommt schon vor, daß der ausländische Sortimenter seinen deutschen Kollegen unterbieten kann. Wir sinnen auf Abhilfe dieses untragbarerenVerhältnisses.

Eulenbergs Klage über seine geringen Einkünfte aus Honoraren ist so alt wie die Geschichte des Schrrifttums überhaupt. Wie wir aus Mauthners ‚Xanthippe' wissen, hat schon Aristophanes über die Tantieme-Abrechnungen des Athener Staatstheaters geschimpft, und Eulenbergs Jugendfreund Cicero hat sich bei seinem Freund und Verleger Atticus bitter über den schlechten Absatz und die geringen Honorare für seine philosophischen Schriften — die römisch-nationalen gingen natürlich bedeutend besser als der eklektische Aufguß griechischer Klassik — beklagt. Wenn das Publikum ein Stück auspfeift oder ein Buch nicht kaufen will, weil es ihm nicht gefällt, so muß der Autor das eben tragen. Daß der Verleger dabei doppelt und dreifach mitträgt, davon ist nie die Rede. Ein Autor, der seinem Verleger Gewinn bringt, wird sich über dessen Generosität gewiß nicht zu beklagen haben; ich kann versichern, daß es die stete Sorge aller anständigen Verleger gewesen ist und noch ist, ihren Autoren über die jetzigen schweren Zeiten hinwegzuhelfen. Aber mit politischen Schlagworten, mit Zusammenrottungen, Streikandrohungen und andern Zwangsmitteln werden die Autoren niemals etwas erreichen. Vertrauen zu ihrem Verleger müssen sie haben und diesem Vertrauen einflößen, ihm Freund sein, wie er ihnen Freund ist, dann helfen sie sich gegenseitig. Sieht aber ein Autor in seinem Verleger nur seinen gottgewollten Bankier, auf den er nach Belieben ziehen kann, der aber im übrigen das Maul zu halten hat — „Du sollst keine Kritik üben an den Werken Dessen, den du verlegst, denn dazu bist du nicht berufen", so lautet nämlich das zweite der zehn Gebote, die Eulenberg im Jahre 1920 „für Verleger" erlassen hat — , so wird er immer auf seinen Verleger schimpfen, ob er nun seine Erfahrungen bei fünfen, ob er sie bei zwanzig gemacht hat.

Der Lehrer von Klabund

Meist war er klein und kroch am Boden hin
Wie eine Küchenschabe braun und eklig.
Er stak in abgeschabten Loden drin
Und stank nach Fusel und nach Schweiß unsäglich.

Doch manchmal wuchs er riesig in das Licht,
Wuchs übern Kirchturm, schattete die Erde.
Am Himmel brannte groß sein Angesicht,
Damit die Schöpfung seines Glanzes werde.

Er schlug das Aug auf wie das Testament (mich graust,
Wenn ich dran denk), pfiff wie im Rohr die Dommeln,
Ließ donnern, blitzte, hob die Sonnenfaust
Und ließ sie furchtbar auf uns niedertrommeln.

Zur Reichspressepolitik von * * *

Dem Eimer Seifenwasser, den Fritz Wolter in Nummer 1 der ‚Weltbühne' als Einleitung zu einem Großreinemachen über unsre Reichspressepolitik ausgegossen hat, darf man wohl noch Einiges nachgießen, da die Mischung doch nicht ganz so war, daß sie richtig durchspült. Es wäre, zum Beispiel, recht interessant gewesen, im historischen Teil des Aufsatzes etwas über die Tätigkeit der verschiedenen Militärorganisationen zur Knebelung der Presse und zur Knebelung unsrer Außenpolitik während des Krieges zu hören. Man hätte da vielleicht erwähnen können, daß die Herren Offiziere, die mit der militärischen Ueberwachung der Zeitungen betraut waren, dies so eingehend taten, daß sie nicht nur Schädlichkeiten verhinderten, sondern auch sehr Nützliches schrieben, das heißt: Nützliches für sich selbst. Wenn Offiziere der Oberzensurstelle oder der sogenannten Ohla (Oberste Heeresleitung Auslandsabteilung) große Artikel schrieben und diese den Zeitungen freundlichst zur Verfügung stellten, selbstverständlich gegen Honorar, obwohl sie vom Reich ja recht ordentlich bezahlt waren, so haben sie das ohne Zweifel immer im Interesse der Sache getan. Es geschah auch im Interesse der Sache, wenn der Leiter der Oberzensurstelle in Berlin den Zeitungen nicht nur die Artikel zur Verfügung stellte, sondern das Honorar vorschrieb, Erscheinungstag und genau den Platz des Blattes, wo die wichtige Arbeit zu stehen hatte. Die außerdienstlichen Einkommen, die sich diese Herren damals auf solche Weise verschafften, erreichten Ziffern, für die uns heute nach der Inflation das Schätzungsvermögen fehlt. Die Zeitungen seufzten darunter. Aber keine wagte, wider den Stachel zu löcken.

Lassen wir aber das Vergangene vergangen sein und wenden wir uns einmal der Gegenwart zu: der von Fritz Wolter mit liebevoller Aufmerksamkeit behandelten Presseabteilung. Da ist etwas zu berichtigen. Die Zahl von 52 Beamten und Angestellten im Pressepalais am Wilhelmsplatz ist viel zu niedrig gegriffen: es sind noch weit über 100 da „tätig". Allerdings hat man seit Veröffentlichung der scharfen Verordnungen über den Abbau und seit dem energischen Zuklappen des Geldbeutels im Reichsfinanzministerium einige erhebliche Abbau-Manöver eingeleitet. Aber mehr als manövriert wurde nicht. Es fallen einige Stenotypistinnen und Archivgehilfen dem Rotstift des Personalgewaltigen zum Opfer. Im übrigen, besonders in den höhern Stellen, bleibt es bei dem guten alten System, das auch im Auswärtigen Amt munter angewendet wird: man benutzt die Verordnungen des Finanzministeriums und des Sparkommissars nicht zu einem organischen, planmäßigen Abbau, sondern zur Beseitigung unerwünschter Elemente, vor allem der sogenannten Eindringlinge, die die einzelnen Abteilungen erst seit November 1918 oder einem spätern Datum zieren. Schon unter der glorreichen Regierung Cuno wurden ja alle Juden aus den obern Stellen der Reichsregierung hinausbugsiert. Aus dem Auswärtigen Amt und der Presseabteilung sind sie überhaupt so gut wie ganz verschwunden. Hier und da sieht man noch eine Säule längst entschwundener Pracht, die gewissermaßen das Gegenstück zu dem Renommier-Goi darstellt.

Während ein solcher Reinigungsprozeß mit Sorgfalt und Eifer durchgeführt wird, hört man auf der andern Seite von Beförderungen und von Schaffung neuer Referate, also neuer Stellen. Das Völkerbundreferat im Auswärtigen Amt, das unter Geheimrat v. Bülow in der Tat ein Anti-Völkerbundreferat ist, wurde hier schon einmal erwähnt. Jetzt hat man — Ruhrkrieg und passiver Widerstand sind beendet — ein Rhein-Ruhr-Referat geschaffen. Zweck und Ziel dieses Referats ist nicht etwa die Neubelebung des passiven Widerstandes, auch nicht die Verwendung der seinerzeit von Cuno, Hamm, Rosenberg, Heilbron gesammelten Gelder, denn nach den Resten dieser Fonds laufen sich sehr viele Leiter wohl gemeinter, aber übel wirkender Organisationen — Zentrale für Heimatsdienst, Schutzbund, Rundfunk, Buch und Presse — die Hacken ab. Der Zweck der Gründung dieses Referats ist vielmehr, einem Schützling des Reichsaußenministers, Herrn Spieckernagel, Beschäftigung und Recht auf Titel und Zimmer im Leopold-Palais zu geben, weil er durch Veröffentlichung des Briefwechsels Bülow-Bassermann mit leichtem Stresemann-Einschlag Anspruch darauf erworben zu haben glaubt, und weil der Verein der deutschvolksparteilichen Presse nicht ruhig zusehen will, wie der ganze Reichspresseapparat schwarz angestrichen wird.

Dieser Färbungsprozeß und das große Interesse, das man daran nimmt, sind sehr natürlich und verständlich angesichts der Tatsache, daß im Leopold-Palais während der letzten Jahre fast ausschließlich innere Politik gemacht worden ist, nämlich daß die aus der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes entstandene Presseabteilung immer mehr zu einem Reklameapparat für das jeweils im Amt befindliche Kabinett gemacht worden ist. Von auswärtiger Politik hört man nur wenig. Kommt man zu den sogenannten Auslandsreferenten, um wichtige und interessante Informationen zu holen, so wissen sie fast nie etwas. Die Leiter der Abteilung, Direktor und Dirigent, können ihnen nicht viel sagen, weil sie selbst nichts wissen. Ein Zusammenhang mit dem Auswärtigen Amt besteht fast gar nicht, denn das Auswärtige Amt hält die Abteilung in dieser Form für zwecklos und bemüht sich nicht um ein intensives, organisches Zusammenarbeiten mit ihr. Es gilt seit Jahren schon im Auswärtigen Amt als ungeschriebenes Gesetz, daß die Versetzung in die Presseabteilung eine Strafversetzung ist und dem Ausscheiden aus der sogenannten Volldiplomatie gleichkommt.

Eine Ausnahme davon bilden nur die obersten und untersten Schichten. Der Dirigent, der aus dem Auswärtigen Amt entnommen wird, kann hoffen, einmal einen Gesandtenposten zu bekommen, und wohlgelittene Attachés mit guten Beziehungen kommen wohl gelegentlich ins Amt zurück oder gar in irgendeine Außenstelle. Sie sind auch immer nur vorübergehende Erscheinungen in der Presseabteilung. In Wirklichkeit wird die Reichspolitik von dem Referenten I und dem Finanzreferenten gemacht, die Hand in Hand arbeiten und die jeweiligen Direktoren in einer Weise beherrschen, daß ihnen fast nichts übrig bleibt, als Das zu sanktionieren, was ihnen von diesen Herren vorgelegt wird.

Dabei ereignen sich manchmal recht scherzhafte Sachen.
Aus den Zeiten des Ruhrkriegs sind Fälle erinnerlich, wo große Gelder ausgegeben wurden, ohne daß auch nur der geringste Nutzen für die Reichspressepolitik äußerlich kenntlich geworden wäre. Wenn

etwa der Rektor der Universität Kiel wenige Monate nach der Ernennung des Finanzreferenten in der Presseabteilung zum außerordentlichen Professor an dieser Universität auf Kosten der Presseabteilung — die viele tausend Dollar betrugen — eine Reise nach Amerika machte, so wäre es selbstverständlich ganz falsch, zwischen diesen beiden Momenten irgendeinen Causalzusammenhang zu suchen. Es war ein rein zufälliges Zusammentreffen. Immerhin wäre interessant, zu erfahren, welchen Nutzen das Reich von dieser Reise gehabt hat. Ist der Nutzen nicht groß oder etwa gar nicht vorhanden, so müßte man doch das Urteil Fritz Wolters, das auf politisch irrelevante Schönheitsfehler lautet, für etwas milde halten.

Was aber auch über all diese Dinge geschrieben werden mag, und es ist ja schon sehr viel darüber geschrieben worden, so muß man doch leider befürchten, daß alle Ströme von Tinte nutzlos vergossen sind, denn es bleibt immer Alles beim Alten. Jeder neue Herr, der in dieses Palais kommt, muß sich erst einarbeiten. Er kennt Weg und Steg nicht und ist zunächst einmal auf die Mitarbeit der bisherigen wirklichen Machthaber angewiesen, schon informationshalber. Sind diese aber einmal vier Wochen lang seine eignen Mitarbeiter gewesen, dann ist er so stark in ihre Fäden verstrickt, daß er selbst nicht mehr herausfindet. Er hält sie für unentbehrlich und sagt sich im übrigen: Bis ich durch diesen Sumpf hindurch gewatet bin, ist ja das Kabinett, das mich eingesetzt hat und schützt, auch schon wieder erledigt. Lassen wir also Alles beim Alten!

Zu dieser Republik vonAnatole France

Herr Abbé, ich werde Ihnen eine große Wahrheit sagen: solange der Staat sich mit den Mitteln begnügt, die ihm von den Armen geliefert werden, solange er genug Subsidien hat, die ihm mit mechanischer Regelmäßigkeit Diejenigen, die von ihrer Hände Arbeit leben, zufließen lassen — so lange lebt er glücklich, friedlich, geehrt. Die Oekonomisten und Finanzmänner erkennen gerne seine Rechtschaffenheit an. Aber sobald dieser unglückliche Staat notgedrungen Miene macht, von Denen, die Geld haben, etwas zu verlangen, und von den Reichen einige Steuern fordert: dann läßt man ihn fühlen, daß er einen frevelhaften Anschlag begeht, alle Rechte schändet, es der geheiligten Sache gegenüber an Respekt mangeln läßt, Handel und Gewerbe vernichtet und die Armen erdrückt, indem er die Reichen angreift. Man verbirgt ihm nicht, daß er sich entehrt. Und er verfällt der aufrichtigen Mißachtung der guten Bürger. Doch der Ruin kommt, langsam, aber sicher. Der Staat muß dann der Rente zu Leibe gehen. Sonst ist er verloren.

Unsre Minister machen sich über uns lustig, indem sie von der klerikalen oder von der sozialistischen Gefahr sprechen. Es gibt nur eine Gefahr: die finanzielle. Die Republik beginnt sie zu fühlen. Ich bedaure die Republik. Unter dem Kaiserreich wurde ich mit Liebe zu ihr genährt. „Sie ist die Gerechtigkeit“, sagte mein Vater, der Professor am Gymnasium von Saint-Omer war. Er kannte sie nicht. Sie ist nicht die Gerechtigkeit. Aber sie ist die Nachgiebigkeit.

Kaiser Jones

Nach ältester Dramaturgenweisheit muß die Handlung eines geglückten Dramas auf Einen Satz zu bringen sein. Ein Neger, der in New York gemordet hat, macht sich zum Kaiser einer kleinen westindischen Insel, tut mit den schwarzen „Untertanen“, wie die Weißen mit ihm getan haben, wird deshalb nach kurzer Zeit entthront und flüchtet vor den Rebellen unter die Bäume des Waldes, wo ihn in der Dunkelheit seine Verbrechen visionär heimsuchen und bei Tageslicht seine Verfolger erlegen. Dies der Eine Satz. Mehr geht in ‚Kaiser Jones‘ nicht vor. Ist deshalb dem Amerikaner Eugene O'Neill ein Drama geglückt?

Seine Regiebemerkungen sind leicht angeshawt, seine Menschen und ihre Erlebnisse dichtergleich angeschaut. Eine fremde Welt. Mit Tropenglut, Niggerschweißbrodem, Zauberern, Krokodilgöttern, Urgestrüpp, Aufseherpeitschen, Sklavenauktionen — und einem englischen Handelsagenten, vor dessen Schmierigkeit noch die verworfensten Schwarzhäuter ausrufen können: Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen! Sie verüben entwaffnend herzenseinfältig alle die Schlechtigkeiten, die sie im Umgang mit dem raffinierten Schiebertum seiner weißen Rasse gelernt haben. Auch das Christentum haben sie gelernt; und man wird halb gerührt, halb belustigt, wenn der Monarch von Gottes Gnaden diesen Gott mit Namen Jesus um Hilfe für seine Flucht anfleht.

Die Flucht ist das Schauspiel oder der Sketch oder der Fiebertraum oder der Totentanz oder die Höllenfahrt. Acht Bilder. Wovon Kaiser Jones im ersten mit vergnügtem Zynismus erzählt hat, das erscheint ihm schaurig würgend im zweiten bis siebenten. Der Abstieg beginnt um sieben Uhr abends und endet um sieben Uhr früh. Zwischen zwei Etappen liegen immer zwei Stunden. Aus Prahlerei wird nach einander Gefaßtheit, Zweifel, Angst, Betäubtheit, Verzweiflung, Resignation und Tod. Durch sechs Bilder redet, schreit, ächzt und winselt dieser Brutus gegen Gespenster, die mit zunehmender Ramponiertheit des gehetzten „Helden“ an Beklemmungsmacht, aber niemals Sprache gewinnen. Die Titelfigur hält ein Selbstgespräch in anderthalb Dutzend Tonarten, bis sie keinen Atem mehr und der Zuschauer ine Gänsehaut hat. Was dringt unter diese?

Wenig. Nach ältester Dramaturgenweisheit muß ein geglücktes Drama zu mir sagen: Das bist Du! Aber so viele künstliche Umkremplungen kann ich gar nicht in und mit mir bewerkstelligen, um dieses Schicksal oder ein ähnliches jemals als meines zu befürchten; entweder daß es mir dazu an Uebermut oder an Demut fehlt. Meine sogenannte Seele bleibt verhältnismäßig unbeteiligt. Ob der Gegenstand dieser Treibjagd unterliegt oder triumphiert, ist mir, der gegen kläffende Meuten gefeit ist, ziemlich gleichgültig. Ich blicke auf solch ein Werk mit ethnologischer Neugier. Darüber hinaus ist sein wüstes Tempo angetan, meine Nerven aufzustacheln, wenn . . .

Wenn die Aufführung danach ist. Der Text, der in Klammern fast überreichlich Anweisungen erteilt, ist ein Fressen für die Regiekunst von heute. Was will sie mehr als eine Phantasmagorie von furiosester Bewegung! Leider ist die ‚Truppe' die große Enttäuschung dieses Theaterwinters. Unverständlich die Fehlgriffe des gescheiten Berthold Viertel, den man nur ein Mal als Theaterkritiker vor Leistungen solchen Grades zu setzen brauchte, um die deckenden Bezeichnungen dafür zu hören. ‚Kaiser Jones' hat in einer Dreiviertelstunde mit äußerster Vehemenz heruntergewirbelt zu werden. Hauptaufgabe des Regisseurs: uns nicht zur Besinnung gelangen zu lassen. Keine Klinze darf zwischen den einzelnen Szenen klaffen. Mit welcher Tragödie oder Komödie der Theaterabend zu vervollständigen ist: eine spätere Sorge. Viertel entscheidet sich gegen ein zweites Stück. Aber er wagt auch nicht, das Publikum für fünfundvierzig Minuten in sein Theater zu laden, sondern . . . Man muß es gesehen haben, um es zu glauben. Nach Bild Eins eine lange Bierpause. Nach jedem der übrigen Bilder der schwere Vorhang. Am Anfang eines Bildes versagt die Beleuchtung: der Vorhang fällt, hebt sich wieder, und man beginnt von vorne — am dritten Abend! Oder die Statisterie hat zu schreien; schreit aber nicht; schreit erst, nachdem auf der Bühne Einer wütend geschrieen hat: Schreien! Da es nichts mit der sausenden Geschlossenheit ist, so kommt Alles auf den Wald an. Hier besteht er aus ein paar kreuz und quer und immer anders gespannten Tüchern und aus verschieden dicken Latten, die von den Soffitten herabhängen, und an denen man unten die Klötze sieht, womit sie in den Fußboden fassen sollen — aber nicht fassen. Um nicht zu übertreiben: Liebhabertheater. Die ganze Last ruht auf Oskar Homolka. Einer vom Schlage der Jannings, Wegener, George. Brustkasten und Biceps. Breites Maul und dröhnende Lache. Und was für Kaiser Jones ebenso wichtig ist: eine liebenswürdige Naivität. Der neue Mann war der Trost dieser trostlosen Aufführung.

Die Dampfmaschine von Alfred Polgar

Dieses Lustspiel des tschechischen, in seinem Vaterlande sehr beliebten Dichters F. X. Svoboda mutet an wie ein alter Kupfer aus einem humorigen Volksbuch. Es ist sehr enge in Idee und Führung, doch spürt man die Enge als ein Behagliches. Sein Witz und seine Weisheit sind bescheiden wie das Tannbäumchen im Walde, aber auch so immergrün. Und so gradwüchsig.

„Die Dampfmaschine", das ist der alte Herr Malik, der mit seiner rastlosen Geschäftigkeit, seiner Lust am Ordnen und Anordnen das Haus dauernd in Atem hält. Ein Tyrann in Westentaschenformat, drangsaliert er Frau und Kinder, bricht ihren Willen und nötigt sie zu Lüge und Heimlichkeit. Dabei glaubt er sich von ihnen geliebt, ahnt nicht, wie sie stöhnen unter seinem Diktat. Nun kommt der Liebhaber einer Malikschen Tochter, der den Jammer nicht länger mitansehen mag, ins Haus und öffnet

dem alten Quälgeist die Augen. Oder eigentlich: die Ohren. Er bringt ihn mit List dazu, sich als Puppe zu verkleiden — der lebendige Malik spielt einen ausgestopften Malik — , und dem vermeintlichen Strohmann sagt die Familie, wie sie denkt über ihn. Die Wände des Lustspiels weichen aus einander und machen Platz einer burlesken Vision.

In der Uebernaivität dieser Szene steckt was Volksliedhaft-Drastisches. Nur schöpferische Kraft riskiert solche Gewalttat am gemeinen Leben ihrer Schöpfung.

Svobodas Lustspiel gehört zu jenen Stücken, die, nicht so gut, um berühmt zu werden, nur berühmt zu werden brauchten, um gut zu sein.

Das Ensemble des Raimund-Theaters spielt sehr munter Gequältheit und Auflehnung der Malikischen und ihres Anhangs. Reizend Edthofer als entschlossener Liebhaber, der die Familie moralisch lüftet. Er bringt nicht nur Luft; sondern auch Sonne ins Haus. Es ist etwas ungemein Hübsches, Graziöses, Gewinnendes in seinem Spiel und Wesen, in den stillen Launen und dem lauten Uebermut seines Humors, dem sich der Hörer sofort rückhaltlos ergibt. Er ist, ohne Absicht, mit Blick und Lächeln, ein großer Schmeichler vor dem Herrn Zuschauer. Gnade der Liebenswürdigkeit ruht auf ihm, Liebenswürdigkeit von jener Art, die nicht ergrauen kann und abfallen und ihrem Träger Jünglingsreiz bis ins Alter sichert, besser, als die blondeste Locke es vermöchte.

Die „Dampfmaschine“ spielt Pallenberg, der Daumier unter den Komikern. Er macht aus dem zappligen Alten eine unvergeßliche Gestalt, eigenartig bis in die Haarspitzen und doch von typischer Geltung. Sofort, mit den ersten Worten und Gebärden schon, steht die Figur fertig da, in Ueberlebenstreue, der ganze Kerl wie er leibt und seelt. Und nun wird ausschattiert, ausgemalt. Miene und Bewegung, Tonhöhe und Tempo der Stimme, Sitzen und Gehen, alles trägt Farbe hinzu, und noch in jeder Unwillkürlichkeit des Spiels steckt ein Bröckchen Charaktersubstanz. Der äußere Mensch solcher Pallenberg-Figur stellt sich dar als eine Reihe von Reflexen des innern Menschen. In der Stärke und Heftigkeit, im Ueberszielgreifen dieser Reflexe — in der Maske sind sie symbolhaft fixiert — liegt ein Hauptteil von Pallenbergs Komik. Eine so unerbittliche wie rührende Komik, preisgebend etwas, das man: Lächerlichkeit des Herzens nennen konnte. Denn bis dorthin tasten die Wurzeln dieser Komik hinab. Man muß das sehen, wie der alte Malik-Pallenberg, als Puppe die Wahrheit hörend, seine innere Kraft verliert, der character indelebilis aber, obzwar schon fast totgeschlagen, noch ein paar letzte schwache Zuckungen von sich gibt. Herrlich. Solche Pallenberg-Figur hat, so echt sie ist, immer auch was Unwirkliches, Koboldhaftes. Sie ist zwiefacher Herkunft: aus dem lebendigsten Leben und aus dem närrischen Märchen. Und diesen mysteriösen Doppelursprung spiegelt Pallenbergs Kunst, in der Sinn und Unsinn, Exaktheit und Phantasie, Arithmetik und Hokuspokus, Trauer und aller Schwere ledige Heiterkeit zu einem rechten Zauberknoten sich verschlingen.

Deutsche Konzerngeschichte von Hermann Friedrich

Ein erfreuliches Zeichen in böser Zeit: Gewerkschaften besitzen den Mut, trotz allem umfangreiche Bücher herauszugeben. Vor dem Kriege haben sie neben ihrer Fachliteratur, was weniger bekannt sein dürfte, vorbildliche Verbands- und ganze Berufsgeschichten (zum Beispiel: Hué, Die Bergarbeiter; 2 Bände), ja sogar die technische Buch-Musterleistung und den bibliophilen Neudruck (Senefelders erstes illustriertes Handbuch der Lithographie!) gepflegt. Jetzt ist im Verlag des Deutschen Metallarbeiterverbandes zu Stuttgart auf 350 Seiten erfreulich guten Papieres eine schwungvolle und partienweise auch technisch reizvolle Kompilation über ‚Die Konzerne der Metallindustrie' erschienen.

Wir leben in einer Zeit der Konzern-Mode und der Konzern-Schwärmerei. Es gibt Raffke-Stinnesen, die nicht eher glücklich sind, als bis sie ihren eignen Konzern, oder was sie so nennen, beisammen haben. Und ebenso wie — es war einmal — den Kartellen die magische Kraft zugesprochen wurde, Ebbe und Flut der Konjunkturen regulieren zu können, so ist heute jeder Konzern in der sogenannten öffentlichen Meinung nicht nur eine sinnvolle Konstruktion in zweckmäßigster Architektur, sondern auch eine innere Weiterbildung und rationale Durchdringung der kapitalistischen Produktion. Der großen Gefahr dieser vulgären Auffassung ist bei dem neusten Beitrag zur deutschen Konzern-Geschichte im wesentlichen mit Ueberlegung und Geschicklichkeit ausgewichen worden. Nur in einem Punkte wird jene primitivere Einstellung gegenüber den Konzernen vielleicht gefördert: die graphischen — nicht die tabellarischen! — Darstellungen sind zu sehr aus der Systematik des Setzerkastens und dem Bedürfnis der ornamentalen Aufteilung der Fläche entstanden — es sind eindimensionale zeichnerische Konstruktionen. Damit wird bei den Konzernen eine organisch wohlausgeglichene Statik vorgetäuscht, im besondern dem weniger orientierten Leser, die in der Wirklichkeit sich kaum findet.

Die ‚Konzerne der Metallindustrie' sollen in erster Linie dem interessierten Arbeitnehmer eine Zeiterscheinung darstellend und beschreibend näherbringen. Diese Aufgabe erfüllt das Buch. Darüber hinaus gibt es dem seine Zeit Mit-Empfindenden jeder Gesellschaftsschicht recht viele Anregungen, aber es deckt auch Zusammenhänge auf. Das Register der erwähnten Unternehmungen macht das Buch zu einem Nachschlagewerk der Konzern-Beziehungen in der Deutschen Metallindustrie.

Die Konzernbildung ist durchaus kein hundertprozentig sinnvoller Rationalisierungsvorgang. Das wächst und wuchert nicht etwa systematisch in der Richtung des schwächsten Widerstandes der Wirtschaft, sondern auch nach den bizarren Zufällen des Lebens und der Leidenschaften. Unter den so sehr angestaunten deutschen Konzern-Männern gibt es genau so viel Bonzen wie in irgendeiner andern Bewegung unsrer Zeit! Es ist deswegen Uebertreibung, wenn eine Tendenz gleich zum Naturgesetz gemacht wird. (Man soll Worte und Begriffe nicht so gleichgültig behandeln wie Papiermark.)

Entschieden ist eigentlich doch noch nicht, ob beim Konzentrationsprozeß „ganz allgemein der Einfluß des Bankkapitals zurück-

gegangen ist; das Industriekapital hat wirtschaftlich die Führung".

Gegen diese hitzige Feststellung protestiert die Erfahrung. Auch in den jüngst vergangenen Jahren hat das Bankenkapital selbständig und kollegial, nicht unaktiv neben den täglich fettgedruckten Namen reichlich mitkonzentriert, nicht zuletzt auf seinem eignen Berufsgebiet.

Der Begriff des Konzerns verlangt noch einige Verfeinerungen. Der „Mann der Straße" sieht leicht auf der andern Seite der Wirtschaft nur Masse, die sich nach dem Befehl eines Herrn zusammenballt und auftürmt. Dabei könnte die Selbstbetrachtung ihn schon darüber aufklären, welch komplizierter Vorgang freiwilliger Unterordnung und kollegialen Zusammengehens die einfachste Massenaktion ist. In der Wirtschaft ist die Zeit der Monarchie viel früher abgelaufen als im politischen Staat. Der Trustmagnat, der Kapitalpolyp, das sind Bilder, Einbildungen. In Wirklichkeit regiert Stinnes nicht als Alleinherrscher in der Rhein-Elbe-Union. Richtig ist, daß sein Herrschaftskollege v. Siemens im Reichswirtschaftsrat sich mitunter von Stinnes hat leithammeln lassen. Dennoch gilt für ihn — noch mehr für den knorrigen Kirdorf — , daß er durchaus Kollegialmacht ist. Deswegen geht auch nicht an, jeden industriellen oder gar nur geschäftlichen Berührungspunkt zur Konzern-Brücke zu stempeln. Die Beziehungen zwischen den S.S.W. und der A. E.G. dürfen nicht einfach sämtlich als Verbindungsbänder, deren Enden Stinnes in der Hand hat, registriert werden. Ebenso wenig ist möglich, zum Beispiel, die Berliner Handelsgesellschaft leichthin in den Stinnes-Konzern einzufügen, auch bei tabellarischen und graphischen Darstellungen nicht. Dagegen sprechen neben der Persönlichkeit Fürstenbergs auch viele sachliche Gründe. Diese sind in dem Buch überdies eine ganze Seite lang aufgeführt; es sind leider nur Tagesargumente aus dem Handelsteil der berliner Tageszeitungen.

Wie gesagt: Beziehungen sind nicht immer sofort Konzern-Interessen. Es gibt da etwa eintausend unterschiedliche Grade und mindestens sechs Hauptgruppen, vom gelegentlichen Einzelgeschäft über die kalte Beteiligung bis zum plötzlichen Auffressen. Das deutsche Konzern-Studium muß weiter vertieft werden. Es hat sich bisher im Wesentlichen horizontal ausgedehnt, ohne vertikal allzusehr zu wachsen. Auch in graphischen bildmäßigen Darstellungen scheint uns das technisch darstellbar. Man denke an Linien- und Rasterwirkung und Typengröße als Ausdrucksmittel der Bindungsstärke im Konzern.

Ueber die Konzern-Entwicklung unsrer Tage ist eine Studie noch nicht geschrieben worden: Was ist an jenen Gestaltungen vorübergehende Augenblicks- und Zeiterscheinung, was ist Entwicklungstendenz? Nicht jeder Papiergeldturm von gestern wird morgen zum privatkapitalistischen Heldenmal der Inflationsherrlichkeit werden. Schon heute haben wir Konzerne, denen die unzähligen zusammengeschmiedeten Glieder zur Kette werden. Vieles ist doch nicht aus der Produktion, sondern durch Zwischenhandel, Differenzgewinn, Börsenhausse und Gründungsgeschäft entstanden. Das zerflattert leicht wieder, wenn es nicht in der Goldbasis gesunder Kalkulation „verankert" wird. Aber wer hat sie heute? Natürlich so Mancher in der gesamten Welt sicherer, als die hochwohllöblichen Finanzämter glauben. Aber Geltung hat nur Das, was arbeitet, was erzeugt, was Ware gebiert. Das gilt zuerst für und gegen die Konzerne.

Bemerkungen

Ein Schiedsspruch

„Im Wochendurchschnitt nicht länger als 62½ Stunden Arbeitszeit — jeder zweite Sonntag muß dienstfrei bleiben.“
So steht in dem Schiedsspruch über die Arbeitszeit im Kölner Braunkohlenrevier, den der Arbeitsminister der Republik jetzt für verbindlich erklärt hat. Einer von vielen Schiedssprüchen ! Jeden Tag kann man in den Zeitungen so etwas lesen. Auch die demokratischen Blätter halten sich nicht dabei auf. Ein Chefredakteur interessiert sich für so etwas nicht, und darum wissen auch die Unterredakteure, daß es dem Avancement nicht dienlich ist, wenn man solchen „Stoff“ bearbeitet. Der Schiedsspruch wird mitgeteilt und sodann die öffentliche Meinung darüber aufgeklärt, daß die Franzosen nunmehr ein ganzes Jahr im Ruhrgebiet stehen und Poincaré ein Schuft ist.
10 Stunden am Tag im Schacht? Nun, der Tag hat 24 Stunden. Bei 7 Stunden Schlaf bleiben immer noch 7 volle Stunden für Essen, Erholung, Familie und Kulturbedürfnisse. Außerdem ist jeder zweite Sonntag frei.
Welch Glück, daß der Mensch die Zahl hat! Damit kann er sich aus Allem herausrechnen. Sein Gewissen hat stets ein glattes Saldo. Die Zahl sagt, daß der Bergarbeiter 7 Stunden täglich für sich hat, ganz für sich. Da hat der Körper zu schweigen. Da hat der Geist zu schweigen. Da hat Alles zu schweigen. Schweigen: das ist der soziale Fortschritt nach fünf Jahren Republik, nach einer Revolution, über die längst das Schweigen gedeckt ist. Das kommt daher, daß kein Mensch in Deutschland mehr so kühn ist, nach Menschenrechten zu schreien. Die Revolutionäre sind Exzellenzen geworden. Man muß sie „Herr Staatsminister“ anreden, sonst ärgern sie sich.
Sie haben Stellungen angenommen und viel gelesen. Seitdem wissen sie, daß auch andre Weltanschauungen ihre Berechtigung haben, daß der Produktionsprozeß sehr kompliziert ist. Jahrzehntelang hat der Sozialismus sich nur mit diesem beschäftigt, darüber den Menschen vergessen, und deshalb muß der Mensch nun 62½ Stunden in der Woche arbeiten.
Was diese Woche anbetrifft, so gilt der alte Spruch nicht mehr, der von sechs Tagen spricht. Es muß heißen: „Dreizehn Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken. Aber der vierzehnte Tag ist der Tag des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk tun, noch dein Weib, noch dein Kind . . .“
So hat der Reichsarbeitsminister die Bibel verbessert.

Klaus Römer

Mahatma Gandhi

Ein ganz ausgezeichnetes kleines Buch über den großen Führer Indiens von Romain Rolland ist soeben erschienen (in der Librairie Stock zu Paris). Hier ist der Autor ganz in seinem Element: sein Ueberblick, die Unbestechlichkeit seines Urteils, das hohe, ja erhabene Niveau, von welchem aus er die Dinge dieser Welt in ihrem Zusammenhang durchschaut! Er wird eine Infamie eine Infamie nennen, ohne zu umschreiben oder Euphemismen für sie zu suchen. Man kann sich denken, wie die Politik überhaupt, in diesem Falle die Politik Englands bei ihm wegkommt. Dabei nie eine Anklage zu viel, immer die Gerechtigkeit im Hinterhalt. Man sieht keine andre Möglichkeit, die Politik ganz im Allgemeinen ihrer Verruchtheit zu entziehen, als indem man sie Männern von der Gesinnung eines Mahatma Gandhi zu betreiben überläßt. Nur dem Weisen, der keinen Machthunger spürt, gebührt die Macht. Und mittlerweile lest, lest schnell — und übersetzt Rollands wundervolles kleines,

aber so umfassendes Buch über Gandhi, diesen Stern des Morgenlandes und Künder einer bessern Welt. *Annette Kolb*

Die Finanzen des Großherzogs

Ich bin so anmaßend; vor einem Bühnen- oder Filmstück zu sagen: Wenn ich mich langweile, ist die Arbeit schlecht, und wo ich mich zu langweilen beginne, wird der Bruch in ihr sichtbar.
Vor dem neuen Film der Ufa: ‚Die Finanzen des Großherzogs' trat dieser Augenblick erst im sechsten, letzten Akt ein.
Thea von Harbou, die Bearbeiterin des Romans von Frank Heller, erweist sich als eine Frau, die eine leichte Hand und einen eleganten Humor hat. Das fängt bereits mit dem Personenverzeichnis an, das nicht auf ein Mal vorgesetzt und vom Zuschauer nie bewältigt wird: sie liefert es nach einander, mit kleinen karikaturistischen Zeichnungen der Köpfe.
Der erste Akt gewinnt sofort. Die Stimmung ist da, und mit ihr die Bereitschaft des Betrachters, zu folgen. Das ist im Film ebenso wichtig wie im Theater — es ist das Geheimnis der Stilisierung, die auch im Film nicht überflüssig ist.
Oder gebührt Harry Liedtke das Verdienst? Ihr und ihm.
Jedenfalls: er ist ein sympathischer junger, verarmter Großherzog über eine Mittelmeerinsel, Er trifft den richtigen Ton, den des Spielerischen im guten Sinne, Kunst ist immer Spiel gewesen.
Ein neuer Akt, der Clou und Charme des Abends tritt auf:
Alfred Abel, der, wie die Nielsen, für den Film geboren ist. Entzückend, wie er, fast hätte ich gesagt: beim Aufgehen des Vorhangs, als Turf-Dandy dasteht, halb von älterm Dickensschen Humor umwittert, halb der herzgewinnende Gentlemanspitzbube; was für ein gewinnendes Handwerk treibt er doch.
Er bleibt während des ganzen Abends auf seiner Höhe; schwer auszudrücken, aber ganz präzis die Nuance des Uneifers, diese Künstlernuance.
Frau von Harbou vermeidet, was neulich die ‚Tragödie der Liebe' so belastete: die motivierende Herbeiführung. In der Kunst ist Wenig viel und Viel zu viel. Ein Meisterstück, wie sie den Pelotard Abels mit der Großfürstin Mady Christians zusammenbringt, durch einen Sprung aus einem Auto auf eine Caféterrasse.
Fräulein Christians — ich weiß nichts Besonderes zu sagen. Aber vom großen ersten Rang ist Guido Herzfeld als Geldgeber.
Die Laune des Films wirft ihn auf die Yacht des Großfürsten und verhilft ihm zu einer Reihe von Szenen, deren Komik dem Gegensatz sozusagen der Herkünfte und der Machtinstinkte entspringt. Leider war der Großfürst sehr mäßig.
Wie gesagt: im sechsten Akt begann ich mich zu langweilen.
Könnte ich das Ende gut, Alles gut aussprechen, so hätte ich über den reizendsten und vollkommensten Film zu berichten, den ich gesehen hätte.
Wo liegt der Bruch? Im fünften Akt erobert der Großherzog durch persönlichen Mut sein Inselchen zurück, indem er die Verschwörer selbst überfällt und in verschnürte Bündel verwandelt.
Er erweist sich also als der sympathische, ganz ungeschraubte Bursche, der er von Anfang an war. Da griff die verfluchte Konzession an den Kitsch des Herzens ein, die Großfürstin muß sich doch auch noch als kühn und liebenswert erweisen: die Verschwörer befreien sich also, binden ihrerseits den Großherzog und hängen ihn, in der letzten Sekunde wird er gerettet, und das junge Paar sinkt sich in die Arme.
Ich sage nicht, daß es falsch war, der etwas magern Rolle der Großfürstin zu einer Szene zu verhelfen; ich sage nur, daß dieser Akt nicht mehr die leichte Hand verriet, die das Spiel so heiter lenkte. *Otto Flake*

Antworten

Monarchist. Hier dein allwöchiger Zedlitz-Trützschler: „Man kann sich ausmalen, wie allmählich unsre Diplomaten angelernt werden, das zu schreiben, was an Allerhöchster Stelle eine gute Zensur erhält, und das auszuschalten, was dort mißfällt. Und Bülow hat dies unzweifelhaft unterstützt, ja, er hat überhaupt nur Berichte vorlegen lassen, die ihm opportun erschienen. Von Herrn v. Flotow, der Botschaftsrat während der Marokko-Affäre in Paris gewesen, hörte ich neulich, daß er sich beklagte, er habe nie schreiben und berichten dürfen, wie die Marokko-Affäre eigentlich stünde, sondern wie das Auswärtige Amt von Berlin aus es haben wollte." Darin hat sich seit 1918 leider noch nicht viel geändert. Aber solcher diktatorischen Stellen gibts in Berlin mehrere. Manchmal kommen ausländische Korrespondenten großer berliner Tageszeitungen auf ihrem Urlaub zu mir, um sich, gleich vielen ihrer berliner Kollegen, an meinem mütterlichen Busen auszuweinen. Dann erzählen sie, daß ihre Berichte, darin das Publikum die wahre Stimmung des Auslands wiedergegeben zu sehen hofft und glaubt, genau so gehalten sein müssen, wie der meist falschen, dummen und schädlichen Auslandspolitik der Chefredaktion entspricht. Was dieser widerstreitet, fliegt, trotz den ungeheuern Telegrammspesen, in den Papierkorb. Und dann wundert der treue Leser sich immer wieder, daß am Ende des Jahres die Weltlage völlig anders ist, als sein weiser Mentor das ganze Jahr über angekündigt hat.

Berliner Journalist. Sie haben in Nummer 2 Arno Voigts Artikel über den Prozeß der D.A.Z. mit Vergnügen gelesen und wünschen, ihn aus eigner Anschauung zu ergänzen, da Sie vor etwa einem Jahr vier Wochen lang oder kurz Redakteur der D.A.Z. gewesen sind. Also: „Was die D.A.Z. für eine Unternehmung ist, und wer sie regiert — Niemand weiß es. Von manchen der Herren, die ich im Lauf meines Monats kennen lernte, erzählten sich meine Kollegen flüsternd, daß es Direktoren seien. Eines Tages entdeckte ich in einem Seitenflügel ganz hinten an einer Tür ein Schild, darauf stand: Schmidt-Dumont. Die Tür war stets verschlossen. Ein ander Mal hieß es, daß der Verlag Verhandlungen mit dem eigentlichen Direktor der Zeitung führe, und das sei Herr Minoux in Wannsee. Tatsächlich soll der sich auch einmal in den Räumen der D.AZ aufgehalten haben. Und sonst? Da ist Herr v. Gottberg. Der sieht aus wie ein Herrenreiter und beschränkt seine Tätigkeit innerhalb der Redaktion darauf, ihren Mitgliedern die Artikel durchzusehen, ihnen zu erzählen, daß sie kein Deutsch könnten, und anzuordnen, daß die Sache so und so jemacht werden müsse, vastanden. Wehe, wer nicht vastand! Und da Viele nicht vastehn, ähnelt die Redaktion einem Taubenschlag. Kaum hat man den neuen Kollegen begrüßt, ist er schon wieder fort. Solange man noch nicht fort ist, schwebt man unaufhörlich in Angst, ob man nicht etwa über Etwas schreibt, über eine Denkmalseinweihung, einen Fabrikbrand, ein Radrennen, einen Zusammenstoß mit Kommunisten, woran Stinnes nach der Meinung seiner Lakaien am Ende interessiert ist. Kaum denkbar, daß der große Stinnes wirklich diese Rücksichtnahme verlangt; aber nützt es nicht, so schadets doch niemals, päpstlicher zu sein als der Papst. Die politische Tendenz? Der Chefredakteur Paul Lerisch hält täglich eine Konferenz ab, deren Programm ist, daß die berliner Zeitungen vorgelesen werden, ohne daß über die politische Linie des Blattes ein Wörtlein verlautet. Die legt Lensch wohl mit Herrn von Gottberg fest oder lose, denn sie gehen Beide jeden Tag lunchen. Sozusagen Lunch-Politik; je nach dem, wie das Essen schmeckt. Es muß ein miserables Restaurant sein. Aber Lensch ist doch wenigstens ein Kerl: was er macht, macht er ganz.

Er hält auf peinliche Sauberkeit seiner Kleidung, ist immer wohlrasiert und trägt sehr hübsche Brillanten auf den Fingern. Nicht wiederzuerkennen ist er. Und schweigsam! Er verrät, zum Beispiel, nicht, daß die D.A.Z. einen direkten Telephonanschluß zum Berliner Lokal-Anzeiger hat, und daß man in engster Union mit der Telunion lebt. Die direkte Telephonleitung zu dem deutschnationalen Blatt hat sicherlich Herr v. Gottberg legen lassen, der vor dem Kriege bei Scherl war. Leider ist trotz alledem der Geschäftsgang schlecht, und darin haben wahrscheinlich die Angriffe der D.A.Z. auf die Vossische Zeitung ihren Ursprung. Stinnes hat das Prinzip, daß nach einer gewissen Zeit seine neuerworbenen Betriebe sich selber ernähren müssen. Diese gewisse Zeit will und will bei der D.A.Z. nicht kommen. Obwohl man schon ein paar hundert Redakteure engagiert und entlassen hat. Obwohl man schon fast demokratisch, fast volksparteilich, fast deutschnational und fast antisemitisch gewesen ist. Da haben sich die Unterdirektoren gedacht, daß es am besten sei, größenwahnsinnig zu werden und mit Ullstein den Konkurrenzkampf aufzunehmen. Und der gute Lensch träumte als Kind sich zurücke und schrieb Leitartikel auf Leitartikel, als ob er noch Sozialdemokrat in Leipzig wäre. Das Material suchten die Unterdirektoren zusammen. Aber sie tippten regelmäßig daneben, lasen falsch, verstanden falsch, kombinierten falsch, erinnerten sich falsch und lieferten dergestalt ein Material, wie es von Leuten an immerhin verantwortlicher Stelle toller kaum je geliefert worden sein dürfte. Und Lensch schrieb, daß die Funken stoben. Und die Redaktion? Die begriff gar nichts. Die nahm die Artikel mit aufgerissenen Augen zur Kenntnis und staunte baß, daß es so einen Lasterpfuhl wie die Ullstein-Presse überhaupt gäbe. Nein, da wars doch hier viel schöner, wo Gottberg über den Wolken thront, und zwar auf die Gehälter drückt, dafür aber die Artikel nach seinem Gutdünken ummodelt. Was dabei herauskommt . . . Wenn Stinnes neulich einem ausländischen Journalisten auf die Frage, wie er zur Literatur stehe, erwidert hat, daß er nur die D.A.Z. lese, so wundert mich, daß Stinnes bei dieser Beschäftigung immer noch Stinnes geblieben ist.“ Zum Schluß murmeln Sie was von einer Blamage der D.A.Z. Aber der Begriff der Blamage existiert in der Presse nicht. Papiers Natur ist Rauschen. Die Natur der Presse ist, durchaus ephemer zu sein und die Erinnerung der Leser selbst zu lenken.

Republikaner. Dir scheint zu hart, daß Peter Panter in Nummer 1 den Reichspräsidenten Louis Philippe Ebert nennt? Lies, was über ihn sein Konrad Haenisch, wahrhaftig die Sanftmut selber, in der ‚Glocke' vom 26. Dezember 1923 schreibt: „Ebert ist nicht ohne gewisse Mitschuld an der Berufung des Mannes mit der ‚diskontfähigen Unterschrift, jenes Herrn Cuno, des unglückseligsten Kanzlers, den — trotz Michaelis — Deutschland jemals gehabt hat; er ist nicht ohne Mitschuld an dem langen, an dem allzu langen Festhalten an diesem Kanzler des Unheils auch zu einer Zeit noch, als seine Unzulänglichkeit bereits offen zutage lag, und als ernst mahnende Stimmen bürgerlicher und parteigenössischer Warner mehr als einmal auch an Eberts Ohr gedrungen waren. Nicht ohne Mitschuld ist Ebert damit auch — ‚Das Erste steht uns frei, im Zweiten sind wir Knechte' — an den unausbleiblichen Folgeerscheinungen des Cuno-Kurses, an dem Erstarken der Reaktion in Bayern, an der Zuspitzung der Dinge in Sachsen, an der Proklamierung der Militärherrschaft, unter deren Zeichen Deutschland den Jahreswechsel begeht.“ Härtere Vorwürfe hat kein Kommunist jemals Fritzen Ebert gemacht. Gott bewahre mich vor meinen Freunden . . . Der gute Haenisch sollte einmal gegen Fechenbach schreiben. Das würde dem sicherlich nützen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

Kaunitz redivivus von Meridionalis

Es ist eine immerhin merkwürdige und für Zahlenmystagogen erbauliche Tatsache, daß in den letzten Jahren die kalendarischen Zaesuren fast regelmäßig mit den geschichtlichen zusammengefallen sind. Vor zwölf Monaten war es die Zusammenkunft zwischen Bonar Law und Poincaré und die aus ihr sich ergebende, besser: von ihr nicht mehr aufzuhaltende Ruhr-Besetzung, die die Jahreswende kennzeichnete; diesmal ist es der Wahlsieg der englischen Arbeiterpartei mit der daraus folgenden Regierungsübernahme und der davon zwar nicht hervorgerufene, aber beschleunigte Abschluß des französisch-tschechoslowakischen Bündnisses.

Daß dahinzielende Verhandlungen schon vor dem pariser Herbstbesuch Masaryks schwebten, war bekannt. Die persönliche Aussprache der beiden Staatspräsidenten aber hatte die Sache nicht vorwärtsgebracht. Im Gegenteil: die bei dem üblichen Bankett gefallenen Worte Masaryks, in guten wie in bösen Tagen werde Frankreich auf die Tschechoslowakei rechnen können, wurde von ruhigen Beobachtern, wohl mit Recht, so interpretiert, daß der Redner den nicht mißzuverstehenden Andeutungen seiner Gastgeber auf Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses in einer gesellschaftlich verbindlichen und sachlich unverbindlichen Form ausweichen wollte. Als ein zweiter Beweis dafür, daß damals zumindest von der Tschechoslowakei an den nahen Abschluß eines derartigen Bündnisses in naher Frist kaum gedacht wurde, darf der Umstand gelten, daß Masaryk dann seelenruhig sich auch von den Engländern hat feiern lassen und diesen versichert hat, die Gerüchte über Allianzverhandlungen mit den Leuten jenseits des Kanals seien ganz unbegründet. Weder die Persönlichkeit des greisen Tschechenbefreiers noch die Rücksicht, die er auf das wegen seiner Kapitalkraft von Prag vielumworbene London zu nehmen hatte, erlauben die Annahme, er habe den Engländern einfach ins Gesicht gelogen. Niemand war eben damals auf jenes Ereignis gefaßt, das die ganze internationale Politik bald darauf in neue Wege lenken und die Kabinette zwingen sollte, die Konstellationen, in denen sich ihre Gedankengänge bis dahin bewegt hatten, zu revidieren, ja, über den Haufen zu werfen: die englischen Wahlen.

Ihr Ausgang hat zwei unter sich wieder aufs engste zusammenhängende Tendenzen, auf deren nur recht langsame Entwicklung man sich allseitig gerüstet hatte, in beschleunigten Fluß gebracht: die Anerkennung Sowjet-Rußlands und eben jenen vertragsmäßigen Anschluß der Tschechoslowakei an Frankreich. Herr Benesch ist ein Mann von ausgreifenden Plänen, ein Weltpolitiker mit weiter Sicht in Zeit und Raum, von dem der Herr Reichspräsident wohl sagen könnte, was sein kaiserlicher Vorgänger von Eberts und Beneschs Parteigenossen Millerand — dessen Karriere ja auch ganz hübsch ist — einmal geäußert hat: „Ja, wenn ich den in Deutschland hätte!“ Benesch werden, wohl

kaum mit Unrecht, große Projekte neuslawischen, um nicht zu sagen: panslawistischen Gepräges zugeschrieben. Wieviel daran wahr sein, und wie sein Plan im Einzelnen aussehen mag, kann hier übergangen werden. Es genügt hervorzuheben, daß er sich liebend gern als Staffette für den französischen Champion im Wettlauf um Rußland hergegeben hat, und daß er damit drauf und dran ist, einem, sozusagen, ehemaligen k. u. k. Landsmann, auch einem böhmischen Wenzel, den um den Unfrieden der Welt wohlverdienten Lorbeer streitig zu machen.

Welche Nach- und Bedenklichkeit das Ergebnis der englischen Wahlen in Frankreich erregt hat, ist bekannt. Ein Horizont, an dem Ramsay Macdonald auftaucht, sieht sich von Paris aus nicht ganz so rosig an wie einer, an dem das schwachbeleuchtete Gestirn eines Baldwin seine langsame und leicht zu errechnende Bahn zieht. Wann immer der Arbeiterführer Chef der englischen Kabinettsküche werden, und wie lau auch immer er Das auftragen mochte, was er in der oppositionellen Garküche so heiß gekocht hatte: er war und ist der Mann, der die Revision der Friedensverträge verlangt, der dazu drei Viertel von England und vielleicht ein Viertel von Amerika hinter sich hat. Man mußte sich in Paris vorsehen und mußte vorbauen. Grade jener — zwar nicht oberste, aber wichtigste — Programmpunkt des Briten bot dazu das geeignetste Hilfs-, man darf wohl sogar sagen: Pressionsmittel auf Alle, denen an der Aufrechterhaltung der Stipulationen in den verschiedenen Aktenstücken von Versailles, Saint Germain, Trianon, Neuilly gelegen sein mußte. Die Gelegenheit war außerordentlich günstig: Herr Benesch befand sich zur Teilnahme an der Bereinigung der Jaworina-Frage und zur Besprechung der ungarischen Anleihe in der pariser Sitzung des Völkerbundes, und es ist nicht ausgeschlossen, daß die für die Tschechoslowakei vorteilhafte Entscheidung in jener Grenzangelegenheit gegen Polen und die merkwürdig verklausulierte Gestaltung der ungarischen Anleiheprotokolle — in die plötzlich wieder das angeblich a priori auszuschaltende Reparationsproblem hineineskamotiert war — den Heuerschilling für den Maat von der Moldau darstellten, dem ja die vor der Tür stehende Zusammenkunft mit seinen Genossen von der „Ententille“ in Belgrad die Gelegenheit gab, weitere Mannschaft für den „long cours“ der neuen Dreimastbark anzuwerben. Dies mit Kartaunen und Enterhaken wohlversehene, als harmloses Kauffahrteifahrzeug maskierte Schifflein sollte, wenn Witz und Pietät seine Erbauer beseelt, den Namen ‚Graf Kaunitz’ erhalten; schon, weil das erkennen ließe, aus welchen Wäldern seine drei Mastbäume stammen. Während der französische Bauherr sich nicht allzu sehr über das Echo grämte, das die letzten Hammerschläge auf der Werft im Ausland hervorriefen, hat der tschechische Baumeister sich beeilt, allerhand Beschwichtigungstöne in die Welt ergehen zu lassen. Geschickterweise hat er die für England bestimmten durch seine eignen deutschschreibenden Blätter, zum Teil auch durch reichsdeutsche, dagegen die auf Deutschland berechneten durch englische Organe lanciert. Besonders diese stützen sich auf ein neues und interessantes Moment: die Tschechoslowakei sei als

offizieller Verbündeter Frankreichs ganz anders in der Lage, mäßigend auf dieses einzuwirken, als ihr in der Eigenschaft eines guten, aber unverpflichteten Freundes möglich gewesen sei. Daran mag gewiß ein Körnchen Wahrheit sein; trotzdem werden faust- und sachkundige Thebaner geneigt sein, leise vor sich hinzumurmeln: „Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum.“ Denn es kann kaum zweifelhaft sein, daß der neue Vertrag nicht allein für den pariser, sondern auch für den prager Kontrahenten nur ein Meilenstein ist auf dem Wege, der zur Zusammenfassung von Frankreich, der Kleinen Entente und Rußland führen soll; eine Koalition, deren geographische und wirtschaftliche Gegebenheiten allein sie bereits zu einer antideutschen machen, und deren ungeheures militärisches Schwergewicht schon genügen würde, sie bei der ersten besten Gelegenheit gegen Deutschland in Bewegung zu setzen.

Man mag Frankreichs Anspruch auf Reparationen und Sicherheit als noch so berechtigt anerkennen: man kann darum nicht wegleugnen, daß ihm dieser Anspruch seit dem Waffenstillstand als ein Vehikel dient, seine jahrhundertalten Tendenzen zur Beherrschung allermindestens Mitteleuropas wiederaufzunehmen. Umso weniger verwunderlich ist, daß der Leiter seiner Außenpolitik jetzt, da die alte Entente am Zerfallen oder wenn man will: bereits zerfallen und er genötigt ist, nach andern Konstellationen Umschau zu halten, auf solche zurückkommt, die gewissen längst vermoderten seiner Vorgänger am Herzen lagen. Und so kam ihm der Kaunitz redivivus in der modernen Inkarnation eines böhmischen Sozialisten sehr zu gelegener Zeit an den Quai d’Orsay. Nicht grade die Tschechoslowakei allein, aber die Kleine Entente kann ja, was Gewicht und Stellung angeht, recht wohl als Erbe des theresianischen Oesterreich figurieren. Wenn dafür das annoch verbündete Polen, ohnehin ein unsicherer Kantonist, auf- und preisgegeben werden muß: tant pis pour elle. Denn Polen und Rußland, das ist selbst für so geübte Alchymisten der Allianzpolitik eine etwas schwierige und heikle Legierung. Oder vielleicht doch nicht? Nun, die Zukunft wird es ja lehren.

Die Zukunft wird auch lehren, was die übrigen Subjekte der weltpolitischen Gesetzgebung in Europa zu dieser funkelnagelneuen und doch so ehrwürdigen Konstellation sagen, und ob sie gewillt sind, das bisher nur als Opfer und Objekt dienende Deutschland in ihren Kreis aufzunehmen, natürlich nicht nur mit allen Kautelen, sondern auch mit allen Konsequenzen (Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht dürfen Morgenluft wittern). Der neue „Dreiweiberbund“, wie Friedrich der Große höhnisch die Kaunitzsche Koalition nach den drei Beherrscherinnen der ihr angehörigen Reiche genannt hat, wirft auf jeden Fall seinen Schatten voraus, und, wird auch nur ein plastischer Nasenzipfel von ihm sichtbar, so ist die Gegenkoalition, die Oesterreich Schlesien endgültig und Frankreich seine ganzen Kolonien abgenommen hat, unausbleiblich. Ob ihr diesmal ähnliche Chancen beschieden wären, braucht wohl kaum erörtert zu werden; aber zur Vervollständigung des ganzen lieblichen Zukunftsbildes darf ein Hinweis auf die zur Zeit des Siebenjährigen Krieges noch nicht vor-

handene Großmacht Italien nicht fehlen. Ihre Interessen auf antifranzösischer und antislawischer Seite wahrzunehmen, würde Herr Mussolini wohl kaum so lange zögern wie sein Vorgänger Sonnino, der sich fast ein Jahr lang überlegen mußte, wer Sieger bleiben werde, bevor er sich entschied, ob er seine Landsleute von deutschen und oesterreichischen oder von englischen und französiachen Granaten zerreißen lassen sollte.

Ob Herr Baldwin diese Folgen bedacht hat, als er das Unterhaus auflöste? Das ist fast noch unwahrscheinlicher, als daß Ramsay Macdonald an eine Revision der Friedensverträge in der Art denkt, wie sie sich hier wieder einmal blutrot am Horizont malt. Gebe Gott, er fände andre Mittel dazu; leicht werden es ihm die Menschen, mit denen der Neuling auf den Diplomatenparketten dabei zu tun haben wird, nicht machen. Mögen Wilsons Spuren ihn schrecken!

Die Schuldigen von Speyer von Jakob Altmaier

„An dem Blut, das gestern in Speyer vergossen wurde, gibt es nur Einen wahrhaft Schuldigen: die französische Regierung.“ Wenn das der ‚Vorwärts‘ schreibt, dann braucht man nicht zu fragen, was die bürgerliche Presse zu sagen hat. Wir sind die Letzten, die die Sünden der französischen Rheinlandpolitik und die Gewaltherrschaft der Separatisten beschönigen wollen. Wenn jedoch von Schuld geredet wird, so trifft sie in mindestens gleichem Maße die deutsche Regierung und den deutschen Reichstag. Und wer helfen will, die entsetzlich geplagte und geschundene rheinische Bevölkerung endlich freier atmen zu lassen, dessen erste Pflicht ist: die deutsche Politik zu ändern und den Lügenschleier zu zerreißen, der unserm Volk jede klare Aussicht auf den Rhein geraubt hat.

Der letzte „Meenzer Bittel“ würde einen ausgelacht haben, hätte man ihm vor dem Ruhrkrieg von einer Separatisten-Bewegung erzählt. Bittel bis Bankier: heute sind sie dort alle vertreten; die Kleinen offen, die Großen heimlich. Separatismus und Separatisten haben breite Wurzeln geschlagen. Wenn Herr Helfferich kein Mehrer des Reichs geworden ist und sein Ritter Cuno kein Sieger: die rheinische Frage haben sie uns wenigstens gebracht, und kein Revolverschuß wird sie lösen; nicht in Speyer, nicht in Mainz, nicht in Düsseldorf.

Woher der Umschwung in der Bevölkerung? Mit politischer Ueberlegung hat es kaum etwas zu tun, mit Rasse noch viel weniger. Die Gründe liegen tiefer: sind wirtschaftlicher und sozialer Art. Der Separatismus ist wirtschaftlich, die Separatisten sind sozial zu betrachten. Was es mit dem Separatismus auf sich hat, haben wir in Nummer 52 des vorigen Jahrgangs der ‚Weltbühne‘ von Wilhelm Michel so zutreffend für die Pfalz und so allgemeingültig für das gesamte Rheinland gehört, daß wir nur noch bestätigende Einzelheiten hinzufügen könnten. Vielleicht ist bei Michel eine Seite zu kurz gekommen: die religiöse. Wie in Oberschlesien beim Abstimmungskampf alte Wunden neu aufbrachen, so auch am Rhein. Der widerwärtige und gemeine Kulturkampf Bismarcks gegen die Katholiken und ihre Kirche, die preußische Beamtenpolitik und die Zurücksetzung der Katholiken,

selbst in diesen urkatholischen Gegenden: das und noch mehr wird in solchen Zeiten wieder lebendig und vor allem von der Gegenseite propagandistisch außerordentlich geschickt in die Debatte geworfen, genau so wie das Sozialistengesetz und die deutsche Militärherrschaft in Belgien. Ausweisungen! sagen die Deutschen — Deportationen! antworten die Franzosen. Zeitungsverbote und Zensur! sagen wir — Seht nach Deutschland! rufen die Andern. Foch — Seeckt! Militärjustiz — deutsche Gerechtigkeit! Rheinland — Guckt nach Sachsen, nach Thüringen, nach Bayern! Und was berichtet der Abgeordnete Heinrich Teubner aus Bochum in einem Zeitungsartikel vom 9. Januar

1924? „Die Weihnachts- und Neujahrstage brachten Schnee und Frost, wie überall, zum Entzücken der Jugend und der Kinderwelt, die von jedem Hügel herab Rodelfahrten arrangierte. Mitten im lustigen gleitenden und purzelnden Schwarm französische Soldaten. Nicht als Kinderschreck, sondern als gleichgestimmte Spielkameraden, die auf ihren selbstgezimmerten Schlitten, oftmals jauchzende Kinder im Arm, den friedlichen Jux mitmachten . . . Ohne Zweifel fühlt sich die Bevölkerung von der militärischen Besatzung nicht mehr bedrängt als unsre sächsischen und thüringischen Landsleute . . .“

Aus diesen seelischen und aus den wirtschaftlichen Tatsachen entstand der Separatismus, der einzig aus den sozialen Verhältnissen zu erklären ist. Selbst wenn man eine Regierung Cuno, den Reichstag und das deutsche Bürgertum von jeglicher Schuld am Ausbruch des Ruhrkrieges freisprechen wollte: von der Methode, wie man ihn geführt hat wäscht sie Niemand rein. Die Bevölkerung der Westprovinzen, ehedem geistig und moralisch die höchststehende Deutschlands, wurde in diesen zwölf Monaten durch einen Sumpf gezogen, der sie vollständig ruiniert hat. Eine solche Schlammflut von Korruption zog durch das Land, daß jeder Vergleich verblassen muß. Die Großen haben riesengroß genommen, die Mittleren klein, und die Kleinen waren mit wenig zufrieden. Wohin man roch: es stank, stank bis zum Himmel. Wie der Staat betrogen, belogen und beschwindelt wurde: Keiner vermags zu beschreiben. Und die moralische Korruption ging bis tief in die Arbeiterschaft. „Cuno hoch! Er ist der einzige Mann, der soziales Verständnis besitzt!“, „Man muß ihm jeden Tag eine Messe lesen lassen — Cuno hoch!“: so klang es stromauf, stromab. Wer nicht arbeitete, verdiente oft doppelt so viel wie Jene, die noch in den Betrieben bleiben mußten. Wozu Parteien, Gewerkschaften? Ueberflüssige Einrichtungen ! Aus den nichtigsten Gründen wurden die größten Postämter stillgelegt. Die Beamten wurden noch belohnt und belobigt dazu. Nirgends. eine produktive Erwerbslosenfürsorge. Wo sie später entstand, waren es zumeist die Arbeiter selbst, die für ihren Lohn etwas leisten wollten. Es mangelte jedoch an Material, an Organisation, an Allem, um die Millionen von Arbeitshänden an eine Arbeit zu bringen, wie etwa an den so notwendigen Bau von Häusern und Wohnungen. Und geistig? Abgeschnitten von jeglichem Eisenbahnbetrieb lebten die Bewohner monatelang ohne Verkehr mit der Umwelt, ohne Zeitungen, ohne Nachrichten. Nur an den Grenzen im unbesetzten Gebiet saßen zu Hauf die amtlichen Propagandisten und fabrizierten Lügenmeldungen, Schwindelnotizen und Flugblätter, die drüben jeden ihrer Verbreiter ins Zuchthaus bringen mußten. Von diesen, zum Teil von der Schwerindustrie ausgehaltenen, Pressebüros wurde jeder Geschäftsmann und

jeder arme Teufel öffentlich angeprangert und als Vaterlandsverräter durch die Presse geschleift, der etwa seinen Betrieb aufrecht halten wollte, indem er den von den Franzosen vorgeschriebenen Zoll entrichtete, oder sich gegen den heiligen Geist des alldeutschen Patriotismus in andrer Form verging. Aus diesen leichtfertig gebrandmarkten kleinen Sündern entstanden die ersten Separatisten. An die Großen, an die wirklichen Vaterlandsverräter wagte sich Niemand heran.

Immer härter wurde der Druck der Franzosen, immer größer das Heer der erzwungen passiven Resistenzler, immer reicher flossen die Gelder. Und immer größer wurde die Korruption, immer rasender die Geldentwertung, immer notwendiger mußten es die Arbeiter sofort hinausschmeißen. Die Mittleren nahmens den Kleinen, und von beiden floß es zu den Großen, die die Devisen in die Höhe trieben und die Mark stets tiefer drückten. Not und furchtbares Elend hielten ihren Einzug. Die Kehrseite tat sich auf. Der Mittelstand sah sich um und erkannte, daß er nichts mehr besaß. Er blickte Hilfe heischend zur Regierung und zu ihren Beamten: es gab keine. Sie hatten alle protestiert, Einer gegen die Ausweisung des Andern, bis Keiner mehr übrig geblieben war. Nirgends mehr eine Autorität. Jede Gemeinde ein selbständiger Staat, der sich verwaltete, wie ihn gut dünkte, der sein eignes Geld druckte, nachdem die Arbeitslosen oft wochenlang, ohne einen Pfennig in der Tasche, an den zerrissenen Schuhsohlen hatten knabbern können, Sie sahen sich um nach ihren Parteien, nach ihren Führern: es kam keiner. Höchstens, daß sie verlogene Durchhalte-Resolutionen schusterten, als angebliche Meinung der Bevölkerung. Die saß bis über den Ohren im Dreck und geriet stets tiefer hinein. Sie gab unerhörte Proben echter, heiliger Vaterlandsliebe, erduldete Unsägliches und wünschte nichts sehnlicher als die Befreiung von der militärischen Gewaltherrschaft der Franzosen. Umso schlimmer war das Erwachen und die Erkenntnis der sichern Niederlage im Kampfe gegen fremde und zuletzt auch noch gegen die eignen, die deutschen Bedrücker. Die Bauern gaben für Papiergeld kein Ei, keine Milch, kein Korn, Wucher und Ausbeutung feierten Triumphe. Aufstände gabs allerorten. Statt Abhilfe kamen oftmals blaue Bohnen durch die deutsche Polizei und richterliche Straf- und Haftbefehle in Menge. Wer zu den Separatisten ging, blieb ungeschoren. Das gab den zweiten großen Zustrom zu diesen Vereinigungen. Ich kenne Manchen, der sich dadurch der Strafe entzog und doch ein besserer Patriot gewesen ist und ein besserer Mensch als Hunderttausende von Jenen, die heute nicht genug über die Mordbrenner schimpfen können.

Gewiß: als die Not am größten, waren die Separatisten am nächsten. Ihre Zahl konnte jedoch so vergrößert nur werden durch die wirtschaftliche, geistige und sittliche Verlotterung, die der Ruhrkrieg brachte. Es ist der soziale Auflösungsprozeß einer Bevölkerung, der jeder Halt unter den Füßen fortgezogen wurde. „Was ich bei meinen öftern Besuchen“, sagte der stellvertretende Oberbürgermeister von Trier am 22. November 1923 in öffentlicher Stadtverordnetenversammlung, „in Berlin in den verschiedenen Ministerien des Landes und Reiches an Unkenntnis, Unverständnis, Teilnahmslosigkeit und Mangel an Verantwortungsgefühl bis hinab zu jämmerlicher persönlicher Drückebergerei in betreff der Angelegenheiten des besetzten Gebietes

gefunden habe, das will ich in keiner Weise weder der preußischen noch der deutschen Regierung zur Last legen, sondern nur den betreffenden Personen."

Was die Regierung während des Ruhrkriegs nicht fertig bekam: die Schwerindustrie hat es vollendet. Um einen Fritz Thyssen haben sich Tausende von Arbeitern den französischen Bajonetten in Essen, in Hamborn, in Mainz entgegengestellt. Der Dank: zwölfstündige Arbeitszeit über Tag und Massenaussperrungen. Ein Drittel der Ruhrarbeiter ist zuviel geworden. Die andern zwei Drittel sollen die Steuern und Lasten tragen, die die Schwerindustriellen den Franzosen gutwillig geben, nachdem sie sie Deutschland vorenthalten haben. Der passive Widerstand ist aus. Die Arbeiter liegen immer noch auf der Straße, hungern und frieren und werden nur eingestellt, wenn sie mit weniger Lohn länger arbeiten! Das zeugt Separatisten, das zeugt die Verbrecher. Deutsche Eisenbahner, die in Mainz in französischen Gefängnissen sitzen, haben als Lohn für ihren Patriotismus am Weihnachtsabend von der deutschen Eisenbahnverwaltung den Entlassungsschein erhalten. Das zeugt den Zorn und die Wut, die sich bei jeder Gelegenheit austoben. Es gibt Zehntausende im besetzten Gebiet, die samt ihren Familien seit Monaten kein Fleisch gesehen haben. Viele von ihnen, dazu jene aus den Reihen des ehemaligen Mittelstandes kommenden Lumpenproletarier — sie bilden den Heerhaufen der Separatisten, die den ersten besten Anlaß benutzen, sich einmal kostenlos satt zu essen. Im unbesetzten Deutschland sammeln sie sich unter der Flagge eines Hitler, eines Ehrhardt, eines Roßbach, und was sie in München, in Coburg und anderswo ungestraft an Verbrechen, Plünderungen und Gewalttaten verüben konnten, das begehen dieselben Haufen am Rhein, wo ihnen nur die Separatistenputsche als Ventil offen stehen, durch das sie gleichfalls ungestraft aus- und eingehen. Nur mit einem Unterschied: im Rheinland kann die Arbeiterschaft und können die Republikaner nach einiger Zeit die Banden vertreiben: in München und in Coburg fliegt jeder Sozialdemokrat, Kommunist oder Demokrat ins Gefängnis, der wagt, einen der Zeitfreiwilligen auch nur scheel anzusehen.

In Speyer haben die Revolver geknallt gegen jene politischen Abenteurer und „Führer", die der Bevölkerung ihren Willen aufzwingen wollen. Es wird nicht helfen, solange die Ursachen bestehen, der Sumpf und die sozialen Verhältnisse, die das Unheil gebären. Für die Parteien und für die Regierung gelten auch heute noch die Worte des Reichstagsabgeordneten Meerfeld-Köln vom 10. Dezember 1923:

„Geht es so wie bisher weiter, dann wächst die Gefahr ins Riesengroße, daß eines Tages, vielleicht schon in kürzester Frist, irgendwo im besetzten Gebiet Brände auflodern, die zu löschen wir nicht mehr fähig sein werden. Mit noch so tönenden Reden wird diese Gefahr nicht gebannt . . . Am besetzten Gebiet ist schwer gesündigt, und viel giftige Saat ist gesät worden. Wir Sozialdemokraten werden trotzdem in der Wacht am Rhein nicht erlahmen, doch unsre Wachsamkeit wird die drohende Katastrophe nicht verhüten, wenn nicht in der gesamten Bevölkerung das Gefühl neu geweckt und durch Taten gestärkt wird, daß ‚Berlin' nun wirklich das Gebot der Stunde erkannt hat und zu einer opfervollen Hilfe so wie zu einer Politik der Wahrheit und Klarheit schreitet."

XXXI. Hjalmar Schacht

Man weiß nicht recht, ob man den „Thronwechsel" bei der Deutschen Reichsbank mehr als eine Komödie oder als eine Tragödie bezeichnen soll. Die Komödie ist jetzt hoffentlich ausgespielt — ist auch die Tragödie zu Ende? Das hängt von dem neuen Reichsbankpräsidenten ab, gegen dessen Ernennung sich noch einmal der ganze alte abgelebte, aber noch immer nicht zum Abdanken bereite Reichsbankgeist auflehnte, von Dr. Hjalmar Schacht, dessen Werk nicht nur die Ueberwindung des alten Geistes, sondern die Schaffung eines neuen sein muß. Es hängt nicht allein von dem neuen Reichsbankpräsidenten ab, denn Währungs- und Finanzpolitik kann wohl der Wirtschaft Wege weisen und Wege ebnen, aber das Volk und seine Wirtschaft müssen auch gewillt sein, diese Wege zu beschreiten, selbst wenn es schwierige Wege sind und ein Ab- und Ausweichen auf andre Wege manchmal bequemer zu sein scheint. Und diese Wege dürfen nicht durch unübersteigbare Hindernisse versperrt werden, die ein fremdländischer Wille aufrichten kann, wenn er hindern und stören will.

Hjalmar Schacht ist kein unbeschriebenes Blatt mehr, aber ein Blatt, das nur wenig beschrieben ist, mit Schriftzügen freilich, die eine kluge und energische Hand verraten. Vielleicht keine geniale Hand, hoffentlich eine zuverlässige, eine grade Hand. Genie ist ein Glücksfall, den kein Volk verlangen, und auf den es nicht rechnen darf. Zuverlässigkeit und Gradheit des Geistes sind Notwendigkeiten, ohne die eine Lage wie die jetzige in Deutschland niemals zu überwinden ist.

Hjalmar Schacht ist ein nationaloekonomischer Akademiker, der durch die Schule des Privatbankwesens gegangen ist, sehr schnell, zielbewußt und erfolgreich. Der junge Holsteiner, dessen skandinavischer Vorname kein Zeichen dänischer Abstammung oder gar Staatsangehörigkeit ist, hat eine rasche Karriere gemacht, eine so rasche, daß die Großen des berliner Bankwesens, denen er noch als kleiner, bescheidener Anfänger vor Augen stehen mochte, ihn noch immer nicht ganz für voll nahmen, als er für den höchsten Führerposten der Bank- und Währungspolitik kandidierte. Bei der Dresdner Bank fing er an, vor etwa zwanzig Jahren, als Archivbeamter, der es bald zum Leiter des Archivs brachte. In jener Zeit, wo die groß werdenden, ins Weltwirtschaftliche hinausgreifenden deutschen Depositenbanken sich volkswirtschaftliche Bureaus und Pressebureaus zulegten. Schacht war schon damals kein Bankarchivar, wie die meisten seiner Kollegen sind, untergeordnete, außerhalb des Leitungszentrums stehende Beamte, die Material herbeischaffen und dem Verkehr mit der Presse ein bißchen routinierte Form geben sollen. Alfons Goldschmidt in seiner drastischen Art hat diese Preßdezernenten der Großbanken einmal Korruptionskulis genannt, nicht weil ihre Aufgabe ist, die Redakteure mit Geld zu be-

stechen — so plumpe Methoden gibt es in dem Deutschland, dessen Presse bekanntlich „die unbestechlichste der ganzen Welt“ ist, schon lange nicht mehr — , sondern sie mit Informationen oder oft auch nur mit geölten Redensarten den Banken freundlich zu stimmen. Diese Preßreferenten sind volkswirtschaftlich und geschäftlich nur selten informiert, und sie werden darum von den maßgebenden Redaktionen bei ihrem Informationsdienst meistens und zwar mit Recht umgangen. Schacht gehörte niemals zu dieser Schar der Schlechtinformierten, Subalternen, außerhalb der Geschäftsperipherie Stehenden. Er verstand, sich Geltung zu verschaffen, sowohl bei der Presse wie bei der eignen Direktion, er machte aus seiner Stellung mehr, als eigentlich in ihr lag, er machte Das aus ihr, was eigentlich in ihr liegen sollte. Er begnügte sich auch nicht mit dem volkswirtschaftlichen Außenposten des Archivleiters, sondern suchte schnell aus dem Vorhof in das Innere des Geschäftstempels einzudringen. In fast allen Abteilungen des großen Bankgeschäfts hat er sich, praktisch lernend und mit gereiftem Sinn erfassend, umgesehen, mit dem Erfolg, daß ihn seine Verwaltung nach einigen Jahren zum stellvertretenden Vorstandsmitglied der Bank ernannte. Auch über das Gros der typischen Vorstandsstellvertreter wuchs er bald hinaus, und er wäre zweifellos mit der Zeit zum Volldirektor der Dresdner Bank aufgerückt, wenn er es abgewartet hätte.

Aber vorher noch bot sich ihm eine Möglichkeit, schneller vorwärtszukommen. Die Nationalbank für Deutschland, damals keins der ganz großen Institute, sondern eine große Mittelbank, trug ihm den Posten eines Vorstandsmitglieds, wie die Verhältnisse damals bei ihr lagen: den Posten des leitenden Vorstandsmitgliedes an. Die Nationalbank hatte in den Jahren vor dem Kriege und in den ersten Kriegsjahren mit ihrer Leitung Pech gehabt, sie war nach dem Tode des ziemlich autokratischen, die Bank als seine persönliche Sache betrachtenden Julius Stern, der bei aller persönlichen Tüchtigkeit die Organisation und den Nachwuchs vernachlässigt hatte, rückwärts gegangen und konnte nicht so recht wieder aufkommen. Ein paar Versuche, neue Führer zu gewinnen, schlugen fehl, Richard Witting, der ein sehr tüchtiger Verwaltungsbeamter und Oberbürgermeister gewesen war, konnte sich im Bankgeschäft nicht recht durchsetzen und schwenkte bald in den Aufsichtsrat ab. Einige fähige Kräfte hatten die Bank verlassen. Einige Neuengagements erwiesen sich als Versager. Da holte man sich den jungen Schacht, von dessen Frische und Klarheit man eine Erneuerung erhoffte. Schacht leistete auch mancherlei und legte ein schärferes Tempo vor; aber er war für die zurückgebliebene Mittelbank, bei der es nicht so sehr auf großzügige Verwaltung und vornehme Bankdiplomatie als auf Geschäftsinstinkt und Witterung ankam, auf die Fähigkeit, sich in Lücken einzudrängen und geschickte Coups zu machen, vielleicht zu sehr volkswirtschaftlich gerichtet. Als dann der junge Jacob Goldschmidt, gleichfalls ein Mann der schnellen Karriere, der alle jene privatwirtschaftlichen Fähigkeiten in reichem Maße mitbrachte, von der Nationalbank gewonnen wurde, riß er schnell die Führung an sich. Ein paar ingeniöse Einfälle, ein paar ge-

schickte Kombinationen, die ihm glückten, die von ihm betriebene Fusion mit der führerlos gewordenen Darmstädter Bank schafften ihm ein Uebergewicht in der Geschäftsleitung. Schacht blieb der gute zweite Mann; aber er wurde doch etwas an die Seite gedrückt, und bei den mannigfachen Differenzen, die sich zwischen ihm und Goldschmidt ergaben — dieser stellte beim Ausscheiden des Kollegen fest, daß sie immer sachlicher Art gewesen seien — , blieb meistens nicht Schacht Sieger. Daß er unter diesen Umständen die Gelegenheit, ein andres Betätigungsfeld zu finden, zwar vielleicht nicht suchte, aber, als sie sich bot, nicht ausschlug, war verständlich.

Schacht, der sich von den meisten berliner Bankdirektoren nicht nur durch seine volkswirtschaftliche Einstellung, sondern auch dadurch vorteilhaft unterschied, daß er sich politisch entschieden zur Demokratie bekannte (in einer Zeit, wo die meisten „liberalen“ Bankleiter sich zum System der Regierung durch „Fachleute“, zur Stinnes-Partei und zur verschleierten Reaktion schlugen) — dieser Schacht sollte nach Hilferdings Ausscheiden Reichsfinanzminister werden. Er lehnte ab, weil er — nach einem vorübergehenden Ausbau der Goldanleihe als Zahlungsmittel — sofort zur Goldnotenbank wollte, während das Kabinett Stresemann ohne den großen Rentenbankkredit die Finanzen nicht in Ordnung bringen und besonders der energische Ernährungsminister Luther das Getreide von der Landwirtschaft nur durch die Rentenmark herausholen zu können glaubte. Als dann in der Umstellungszeit — bei dem Durcheinander der sterbenden Papiermark, der von der Spekulation gehamsterten Goldanleihe und der mangelhaft vorbereiteten Rentenmark — das Währungschaos auszubrechen drohte, als Havenstein, der eigentlich der überlegene technische Leiter dieser Währungsumstellung hätte sein sollen, dem bekannten Greise gleich auf dem Dache saß: da ernannte die Regierung Schacht zum Reichswährungskommissar mit beratender Stimme im Kabinett. Er ergriff mit fester Hand die Zügel der Währungstechnik, brachte System und Ordnung in das Umstellungsverfahren, ging besonders dem Notgeldunwesen im besetzten Gebiet mit seinen 2000 verschiedenen Notgeldarten energisch zu Leibe und führte mit großem operativen Geschick, ohne Nervosität und Ungeduld die vorläufig labile Stabilisierung des Markkurses an den Inlands- und Auslandsbörsen durch, dabei weniger auf schnelle Effekte als auf dauernde Wirkungen achtend. Auch seine Gegner erkannten diese Leistung an, und sogar die Männer der Rentenbank gaben zu, daß Schacht, trotzdem er ursprünglich kein Freund der Rentenmark gewesen sei, doch für ihre währungstechnische Durchführung Treffliches geleistet habe (grade diese gelungene technische Durchführung war aber das Wesentliche und Entscheidende bei der Stabilisierung durch eine an sich unvollkommene Zwischenlösung).

Dennoch regte sich in den Kreisen der „zünftigen“ Bank- und Wirtschaftswelt Widerspruch, als Schacht von der Regierung zum Nachfolger des — so hart es auch klingen mag — im richtigen Moment gestorbenen Havenstein vorgeschlagen wurde. Was sich jetzt ereignete, faßte in einem Intrigenspiel, das komisch ge-

wirkt hätte, wenn es nicht allzu widerwärtig gewesen wäre, noch einmal das ganze Bild der deutschen Währungstragik mit ihrem Untergrund dünkelhafter „Sachverständigendummheit" und politischer Unbelehrbarkeit zusammen. Das Reichsbankdirektorium, jene alte hilflose Havenstein-Garde, und der aus Privatwirtschaftskreisen, zum Teil aus „liberalen" Bankiers und „demokratischen" Genossenschafts- und Gewerkschaftsvertretern zusammengesetzte Zentralausschuß der Reichsbank, der Havensteins Kreditgeschenkpolitik freudig mitgemacht hatte, und dem Havensteins lächerlich milde Diskontpolitik noch zu scharf gewesen war: diese „Gremien der Mitschuldigen" schlugen keinen Andern als — Helfferich zum Reichsbankpräsidenten vor. Keinen Andern als Helfferich, den Vater der deutschen Inflation (der Großpapa war Havenstein gewesen), den finanzpolitischen Berater und Verführer Cunos im glorreichen Ruhrkrieg, den leidenschaftlichsten Feind der Republik, den die Republik nun als den „besten Fachmann" zum Präsidenten ihrer autonomen Reichsbank machen sollte. Der sollte im Ausland, das er Dutzende von Malen herausgefordert hatte, in dessen Augen kein andrer deutscher Finanzmann so schwer kompromittiert war, für den Aufbau des deutschen Kredits und der deutschen Währung werben, der wollte, wie es hieß, auf seine ganze politische Tätigkeit (sie war ja weiter nichts als Aerger über die Ausschiffung des zur Untätigkeit verurteilten Ehrgeizigen) verzichten. Er wollte sich wieder zum reinen Fachmann zurückmausern, wenn man ihn nur an die Spitze der Reichsbank stellte. Etwas Derartiges — nach solchen Erfahrungen, Leiden und Lehren — war nur in diesem Deutschland möglich. Ein System, das jedes andre Volk längst in den Orkus geworfen hätte, hatte bis auf Stumpf und Stil abgewirtschaftet, hatte sich jahrelang noch fortgeschleppt, nachdem es längst abgewirtschaftet hatte. Nun sollte, mußte und konnte endlich reformiert werden — , und die Träger dieses Systems erhoben ohne Scham den Anspruch, einen der Ihren, einen schlimmsten der Ihren als den besten Fachmann mit der Reform zu betrauen. Wäre es dahin gekommen, so würde die demokratische Republik — zwischen der Autonomie der agrarisch-schwerindustriellen Rentenbank, deren Machthaber sich in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit bereits eine finanzpolitische, ja politische Zensur über das Reich angemaßt haben, und der politisch-reaktionär geleiteten Reichsbank eingekeilt — finanziell völlig zerniert worden sein.

Und um Helfferich durchzubringen, griff man zu dem unsaubern, echt sachlich-„deutschen" Mittel, Schacht zu verdächtigen. Man denunzierte ihn, der zwar Demokrat, aber niemals prononzierter Politiker gewesen war, als „politischen Reichsbankpräsidenten" im Gegensatz zu Helfferich, der mit einem Mal aus dem politischen Hysteriker der „reine Fachmann" geworden war, nachdem ihn die „sachlichen" Gremien der Havenstein-Mitschuldigen als würdigen Havenstein-Ersatz vorgeschlagen hatten (als ob sichs darum gehandelt hätte, statt des einen Havenstein einen andern einzusetzen). Man warf dem armen Schacht vor, daß er als zweiter Aufsichtsratsvorsitzender (übrigens neben dem frühern Reichskanzler und jetzigen Außenminister Stresemann)

dem Aufsichtsrat einer Gesellschaft angehört hatte, deren erster Vorsitzender in den Verdacht des Verstoßes gegen die Devisenverordnung geraten, aber von diesem Verdacht rite gereinigt war. Man denunzierte den Hjalmar Schacht, der im 1864 auch politisch deutschgewordenen Schleswig-Holstein geboren war, als undeutschen Dänen (er war es weniger als der deutsche Feldmarschall Moltke, der als wirklicher dänischer Staatsuntertan in die deutsche Armee eingetreten war und doch für Deutschland noch größere Siege erfochten hat als der General Ludendorff). Man machte „Enthüllungen“ aus der Zeit, da Schacht dem finanziellen Departement des deutschen Generalgouverneurs in Brüssel angehört hatte, ja die Echt-Völkischen kolportierten sogar, daß der semmelblonde Holsteiner früher ein budapester Jude gewesen sei und eigentlich Hajum Schachtel geheißen habe. Das Amt eines Reichsbankpräsidenten soll in der Tat ein unpolitisches sein; aber die Presse, die mit so großem Erfolge gegen Erzberger und Rathenau gehetzt hat, macht es wirklich schwer, ihm diesen Charakter zu wahren.

Schacht, der ursprünglich kein Freund der Rentenbank gewesen ist und auch heute noch die Rentenwährung für eine Sache hält, die so schnell wie möglich überwunden werden muß, verficht die Meinung, daß Deutschland in kurzer Zeit zu einer Goldwährung, das heißt: der einzigen Währung kommen muß, die internationale Geltung gewähren und die thesaurierten Devisenbestände des deutschen Volkes in organischer Weise für Wirtschaft und Währung nutzbar machen kann. Sein Goldbankprojekt soll, so meinen einige seiner bankdirektorialen Kollegen, nicht ganz original sein. Nun, ein Projekt dieser Art ist sehr einfach und leicht aufzustellen: die große Kunst besteht darin, es durchzuführen, und grade in der Durchführung von währungstechnischen Umstellungen hat sich Schacht und eigentlich bisher nur er in Deutschland bewährt. Es wird Schacht ferner vorgeworfen, daß er nicht ganz auf dem Boden der Rentenwährung stehe: das ist kein Nachteil, sondern ein Vorteil für ihn, denn nicht zum Präsidenten der Rentenbank ist Schacht ausersehen, sondern zum Präsidenten der Reichsbank, und der muß nicht auf dem Boden der behelfsmäßigen Zwischenwährung der Gegenwart, sondern auf dem Boden der endgültigen Zukunftswährung stehen. Die Aufgabe, die dieser Schacht übernommen hat, ist ungeheuer schwer: auch wenn er nämlich mit seiner Bankpolitik durchdringt, muß er erst und jedesmal wieder die Widerstände niederringen, die von der alten Reichsbankbürokratie ausgehen werden. Die sitzt noch in allen Ecken und Winkeln, an allen Tischen und Kassen des ehrwürdigen Instituts, aus dem siebzehn Jahre Havenstein-Geist nur schwer auszuräuchern sind. (Und doch leuchtete darin einst die scharfe Geisteshelle Rudolf Kochs, hütete eines Ludwig Bamberger tapferes Schwert ihre Tore.) Der Havenstein-Geist sitzt darin hinter den Wällen eines Autonomiegesetzes, das bisher nur die Unfähigkeit, nie die Unabhängigkeit geschützt hat. Unter zwölf Reichsbankdirektoren hat der neue Präsident nur eine einzige Stimme, und von den lebenslänglich angestellten Herren, die nicht ihn, sondern Helfferich zu ihrem Haupt

küren wollten, hat nicht ein einziger die Konsequenzen aus der Ablehnung ihres Vorschlages gezogen, sondern alle (auch diejenigen, die die Papiermarkkredite an die Inflationsnutznießer und die Goldanleihe des Reiches an die Börse verschenkt hatten) haben wirklich erklärt, daß sie loyal unter dem neuen Mann arbeiten wollen. Hier stehen sie und können auch anders. (Aber sie werden es natürlich doch nicht können.)

Das neue Haupt der Reichsbank wird also bald und zwar sehr bald auch an den Gliedern reformieren müssen, sonst geht es ihm wie dem armen Hilferding, der von den trüben Ressortfluten des Reichsfinanzministeriums verschlungen wurde. Jeder Mißerfolg, auch der kleinste, auch derjenige, den nicht er, sondern „seine" Mitarbeiter verschuldet haben, wird dem neuen Reichsbankpräsidenten persönlich angekreidet werden, und nur Eins kann ihn retten: nicht die beste Absicht, nicht der klügste Plan, sondern der schnelle Erfolg.

Unsre Schriftsteller von Gustav Kiepenheuer

Antwort an Herbert Eulenberg

Herbert Eulenberg ist nicht der Erste, der seine Stimme gegen den Verleger erhebt. Stefan Zweig, Franz Blei und Andre haben zuvor das Wort ergriffen. Eins hat Herr Eulenberg voraus: die Häufung von Schmäh- und Schimpfworten, die Leichtfertigkeit, mit der von ihm Behauptungen aufgestellt und — verallgemeinert werden. Es sei mir gestattet, auf die beiden „Schandflecke" der „selbstsüchtigen Unternehmer", der „schamlosen Profitjäger", der „skrupellosen Herrschaften", womit die Verleger (die Verleger) gemeint sind, kurz einzugehen und — wie Herr Eulenberg von seinen Erfahrungen mit den eignen dreißig Büchern und dem einen newyorker Buchhändler — von meinen Erfahrungen mit etwa einhundert Autoren und ebensovielen ausländischen Sortimentern zu sprechen.

Die Bestimmung, wonach Bücher in das hochvalutarische Ausland nur mit einem Preisaufschlag verkauft werden durften, war nicht eine „aus rücksichtsloser Erwerbsgier der Verleger", sondern vom Reich getroffene Maßnahme, gegen die sich wohl alle namhaften Verleger schöngeistiger Literatur immer wieder gewendet haben, weil die Tätigkeit der Außenhandelsnebenstelle in der Nachkriegszeit für Autor und Verleger mehr als verhängnisvoll gewesen ist. Der Absatz des deutschen nichtwissenschaftlichen Buches ging infolge der festgesetzten Zuschläge und Bestimmungen etwa um 70-80 Prozent zurück. Die — übrigens infolge der Reichsabgabe und besondern Exportrabatte (zum Beispiel beim schweizer Sortiment) erzielten — „Valuta-Erlöse des Verlegers", von denen mancher Autor, wie ich nachweisen kann, nicht „ein paar Pfennige" erhielt, sondern an denen er prozentual recht beträchtlich, in der Währung der Zahlungsleistung, beteiligt war, machten, daß statt 100 nur noch 20 Exemplare verkauft werden konnten. Aber der Kampf der nichtwissenschaftlichen Verleger gegen die Außenhandelsnebenstelle blieb ebenso erfolglos wie alle Vorstellungen und Eingaben des ausländischen Sortiments — und bis in die letzte Zeit dieses die Existenz des deutschen Verlages gefährdenden Instituts, September 1923, ließen sich Dinge

von den unerträglichen Zumutungen berichten, die selbst Herrn Eulenberg davon überzeugen würden, daß die Verleger unter diesem Zwang ideell und materiell mehr gelitten als gewonnen haben. Die Verbitterung der Auslandsdeutschen ist auch mir bekannt; eine vergebliche Korrespondenz aus jüngster Zeit mit einer Außenhandelsnebenstelle in einem speziellen Falle zwecks Lieferung zum Inlandspreise liegt vor. Gegen diese Stellen, nicht gegen die Verleger, hätte Herr Eulenberg seine Vorwürfe richten sollen.

Warum aber den Mund so voll nehmen? Mir haben sehr viele ausländische Sortimenter immer wieder erzählt, daß sie von so und so vielen Verlagen, auf irgendwelchen Wegen, Bücher, gegen alle Verordnungen, zum Inlandspreise geliefert erhielten, und — so genau weiß man das ja nicht — es sollen, allmählich, ziemliche Mengen geworden sein. Dagegen ist mir bekannt — dies in Hinsicht auf den „tapfern Mann und Vorkämpfer für das deutsche Buch im Ausland“ des Herrn Eulenberg gesagt — , daß der eine oder andre ausländische Sortimenter die Bücher, obwohl er sie, auf irgendeine Weise, zum Inlandspreise bezog, zum offiziellen höhern Auslandspreise verkauft hat — und den Gewinn nicht an den Verlag abführte. (Im Gegenteil: mitunter in Reichsmark einige Zeit später die Faktur regulierte, ohne zu beachten, daß die Mark inzwischen an der ausländischen Börse schwächer notierte.) Es ist daher reichlich grotesk und peinlich — aber nicht für den Verleger — , es ist daher tief beschämend, wenn ein Vertreter deutschen Geistes öffentlich die Verleger schöngeistiger Literatur für Maßnahmen der Reichsregierung verantwortlich macht und auf Grund der theoretisch wie praktisch von Andern und mir stets bekämpften Auslandszuschläge den deutschen Verleger gemeinhin als „Dollarjäger“, als „tollsten Ausbeuter von allen Unternehmern in Deutschland“ bezeichnet.

Denn bisher ist der Verleger, um den als Typ es hier geht, und den Herr Eulenberg meint, immer noch der sich seiner Verantwortung wohl bewußte Mittler zwischen Geist, Kunst, Idee und einem Publikum gewesen. Bisher ist das Buch für den Verleger mehr als eine ‚Ware‘ gewesen, und ein Verlag stellt kein Geschäft wie irgendeine andre Industrie dar. Die Mehrzahl der Publikationen, und grade die der jungen, noch nicht arrivierten, Autoren, bringt kaum die investierten Beträge wieder, und sehr langsam entsteht ein — nicht großer — Nutzen, der im gleichen Augenblick aufgezehrt ist durch neue Verpflichtungen gegen neue Werke. Wer die kapitalistischen Geschäfte machen will, die die Phantasie des Herrn Eulenberg den deutschen Verlag — angeblich auf Kosten seiner Autoren — allgemein machen läßt, der (um Enttäuschungen zu ersparen) werde nur nicht Verleger. Eher — Schriftsteller.

Es muß einmal gesagt werden. Die Legende von dem kapitalistischen Verleger und dem ausgebeuteten Schriftsteller muß endlich einmal auch von der andern Seite berührt werden. Ueber die Zahlen, die Herr Eulenberg als Honorar für seine Bücher angibt, müssen seine Verleger sich äußern; sie berechtigen ihn aber keineswegs, ein so allgemeines und dadurch bewußt so vollkommen irreführendes Verdammungsurteil zu fällen. Während der letzten Jahre stammen, beispielsweise, von den bei mir erschienenen Werken etwa drei Viertel von jüngern lebenden Autoren, deren überwiegender Teil nicht un-

erhebliche Vorschüsse erhielt. Es werden, was sich nachweisen läßt, Renten gezahlt, von denen manche, auf Jahre hinaus, wahrscheinlich à fonds perdu sind. Warum? Aus Stumpfsinnigkeit! erklärt Herr Eulenberg. Oder: Seit sieben Jahren erscheint unsre Monatsschrift, ‚Das Kunstblatt'. In den besten Zeiten hat sich das Unternehmen getragen; seit drei Jahren — warum soll ich nicht offen sein? — ergibts jährlich ein in die tausende Goldmark wachsendes Defizit. (Unterlagen gern zur Hand!) Und warum tragen wir das? Aus Leidenschaft zur Kunst? Aus einem über den Tag hinausgehenden Idealismus? Aber nein! Herr Eulenberg weiß es besser: „aus rücksichtsloser Erwerbsgier". Ich glaube, daß viele andre Zeitschriften von ihren Verlegern auch nicht als milchende Kuh angesprochen werden können. Erinnert sich Herr Eulenberg vielleicht jener Verleger, die vor einen Gerichtshof geladen werden, um sich für die Verbreitung angeblich gotteslästernder oder unzüchtiger Schriften und Publikationen verurteilen zu lassen?

Herrn Eulenbergs Fazit: „Der deutsche Verlegerstand sieht seine Geister mit Kälte zugrunde gehen." Nein, im Gegenteil. Andre Verleger haben sicherlich mehr an Vorauszahlungen, Renten, Risiken geleistet, als ich es konnte. Eins aber weiß ich: daß ich in dieser Hinsicht immer bis an die äußerste Grenze des mir Möglichen gegangen bin, nicht um ein „Geschäft" zu machen, sondern um meinen Autoren die Möglichkeit zum Schaffen zu geben. Denn ich fasse einen Vertrag als ein Vertrauensverhältnis auf, wo der Verleger Freund des Autors und Wahrnehmer seiner Interessen ist. Freilich — man ist fast versucht, einmal die Korrespondenz mit seinen Autoren zu publizieren; ich will ja keinen kompromittieren; indessen macht man . . . seltsame Erfahrungen, die auch Herrn Eulenberg und „sämtliche Beteiligten" interessieren sollten.

Zum Beispiel gab es bei mir einige Autoren, und zwar — da man es herausfordert, sei es erwähnt — vorwiegend Autoren sozialistischer Weltauffassung, die bis in die letzte Zeit hinein eine durch Fallen des Papiermarkwertes (automatisch) bedingte Scheinerhöhung des Ladenpreises für eine wirkliche in Anspruch nahmen. Etwa so: Ein Buch erschien im Februar 1923. Grundpreis 2 Mark, Schlüsselzahl 2000, Ladenpreis also 4000 Mark, 15 Prozent Honorar gleich 600 Mark, bei einer Voraushonorierung von 3000 Exemplaren 1 800 000 Mark. Bald darauf „steigt" die Schlüsselzahl auf 6000. Da bis dahin nur 500 Exemplare verkauft sind, verlangt der Autor eine Nachzahlung für die 2500 Exemplare (der Ladenpreis sei doch höher!) von 1200 Mark für das Exemplar oder 3 000 000 Mark insgesamt — und ist nicht davon zu überzeugen, daß alle 3000 Exemplare mit einem Gelde höherer Kaufkraft abgegolten sind. Heute, wo die Goldmarkrechnung jedem geläufig ist, scheint Derartiges unglaublich. Es sind auch nicht alle Autoren, immerhin aber einige.

Gewiß mögen Härten vorkommen. Ich möchte aber aus der Praxis noch zwei Dinge anführen. Vielfach hat der Autor den Verlag für die Geldentwertung verantwortlich gemacht, die während der Ueberweisungsspanne eintrat. Nicht hier, aber in meinem Büro will ich gern von den Inflationsverlusten sprechen, die der Verleger durch Zahlungen der Sortimenter erlitten hat. Weil eben das Buch keine reine Ware ist, kann der Verleger nicht so rigorose Zahlungsbedin-

gungen stellen, wie seine Lieferanten sich meistens erlauben dürfen. Während der Uebergangszeit zur allgemeinen Goldrechnung mit dem Kurs von 1 Billion, während jener Zeit, wo wertbeständige Zahlungsmittel mit 1 Prozent repartiert wurden, hat sicherlich auch der Schriftsteller manchen Schaden gehabt — aber nicht zu Gunsten seines Verlegers! Auch übersieht der Autor häufig, daß, wie es bei mancher Statistikführung geschieht, ein Exemplar bereits als abgesetzt aufgeführt wird, während die Bezahlung durch den Abnehmer erst nach vier Wochen, bisweilen noch später erfolgt. Kurzum: Herr Eulenberg fragt, wo die faule Stelle sein mag, die so zum Himmel stinkt. Vielleicht lag sie in dem Währungsverfall der deutschen Papiermark und den damit verknüpften Maßnahmen. Eulenberg spricht selbst von „törichten Devisenverordnungen“. Nun ja: es ist wohl in Jedermanns Nase etwas an Geruch davon gestiegen. Wenn aber das Wort „Geldgier“ in die Diskussion geworfen wird, so ist zu sagen, daß, trotz den hier schon mitgeteilten Dingen, über manchen Schriftsteller das letzte Wort von mir als Verleger noch nicht gesprochen ist.

Ich will nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß zwei meiner Autoren (übrigens prozentual beteiligte Uebersetzer) sich im August 1923 über Abrechnungen beschwerten, mit Ausdrücken, die in einem Falle zurückgezogen, im andern Falle eine noch offene Beleidigungsklage gegen den Uebersetzer zur Folge hatten. Beide Fälle wurden von mir sofort dem Schutzverband deutscher Schriftsteller vorgelegt, wobei der Schutzverband erklärte, daß Verträge meines Verlages sehr loyal durchgeführt würden. In jenem Falle hatte das Beharren auf dem sogenannten „juristischen“ Standpunkt seine Gründe, die hier unerörtert bleiben sollen. Wenn man aber solche Dinge nur einseitig hört, wie auch in Herrn Eulenbergs Aufsatz, so scheint das moralische Recht auf jener Seite zu sein. Nicht lange. Dann werden nur noch die hysterischen Quengler und Nörgler es posaunen. Oder es liegt privater Anlaß vor, der allerdings zur Infamie wird, wenn er sich — öffentlich — mit dem Zauberschein von Objektivität umgibt. Oder Dummheit. Vielleicht, es wäre keine Schande, ändert Herr Eulenberg seine generelle Meinung vom deutschen Verlegerstand, obgleich schwer sein wird, die Wirkung seiner unvorsichtigen Aeußerungen, denen man nur mit Mühe lautere Motive zuerkennen kann, vergessen zu machen. Besser: es treten Autoren, die weniger kompromittiert sind, für ihre deutschen Verleger ein, indem sie sich besinnen, was trotz diesem oder jenem sie ihrem Verlage, immerhin, zu verdanken haben.

Aus den Tagebüchern von Hermann Stehr

Was ich bin, erkenne ich nicht. Denn mein Wesentlichstes kann ich von mir nicht scheiden, weil ich außer mir nichts sehen kann. Alles, worüber ich urteilen kann, liegt jenseits von mir, denn die Hand kann sich nicht selbst umfassen.

*

Ernst und dabei gütig zu sein, ist das Zeichen eines großen Menschen, wie überschäumende Fröhlichkeit ohne Gemeinheit nur bei den Reinen zu finden ist.

*

Von Manchen gesucht,
von Keinem gefunden,
von Vielen verflucht,
von Niemand gebunden,

geschlagen allein
durch meine Hände,
gehe ich ein
zu meinem Ende.

*

Der Weg, den du gehst, trägt sein Ziel in sich und verkündet es mit dem ersten Schritt, den du darauf tust, auf eine geheimnisvolle deutliche Weise, daß du nicht nötig hast, nach dem genauen Aussehen des Endglücks und der Art, es zu erreichen, dich zu bemühen. Im Gegenteil: jede kluge Ausnutzung der Verhältnisse, schneller und sicher dahin zu gelangen, lebt von dem Feuer der unerforschlichen Macht, die dich führt und es dir verheißt. So zwar, daß deine hartnäckige ungeduldige Besserwisserei deinen Rausch schwächt und dich endlich um das Höchste bringt, das du grade dadurch schneller erreichen willst.

*

Ich lebe ein mehrfaches Dasein, auch jene Form, die ich Tod nenne, mit wachen Augen.
Und sterbe ich, so ist es nur, als ob ein Schlafender sich auf die andre Seite kehrt, der Vogel seinen Flug ändert, die Welle ihren Weg.

*

Vom Leben und vom Tode: Zerstörst du die Welle, zerstörst du das Wasser? Hört der Wind auf, vergeht dann die Luft?

*

Lebe so, wie du bist, dann brauchst du nie zu sagen, wer du seist. Dazu gehört Mut und Festigkeit und Ausdauer.

*

Das Sichbewahren ist ein Selbstverbergen, führt zur Seelenarmut und Verzögerung. Das Hinströmen ist Selbsterscheinen, Glück, Bereicherung, die Sicherung dauernder Jugend.

*

Ich freue mich meiner Schwächen, denn sind sie nicht wie Blumen im Gebirge und wie der Gesang eines Kindes im Herbst. Mein Menschentum ist kostbarer als edles Gerät, und noch meine Torheit blüht aus Gott. Was soll ich also die Hand gegen die Schwächen meiner Brüder erheben? Ich schlage mich selbst, und den Speichel meines Mundes speie ich in mein eignes Gesicht. Die Wolken gehen über mich hin, und ich habe von ihnen nur ihren Schatten oder Glanz. Niemand besitzt die Sterne des Himmels anders als mit seinen Augen und den Reichtum seiner Blicke aus den Schätzen seiner Seele. Darum ist Niemand arm als nur der Unzufriedene, der blind ist bei sehendem Auge und taub bei hörendem Ohr. Er ißt seine Speise wie Unrat und empfindet sein Kleid als eine Schande. Ich segne mich alle Tage mit der Güte gegen mich, die gleich dem Licht ist, das keine Finsternis duldet und doch die Schatten der Dinge nicht vertreiben kann. Denn

jeder Tag, den ich lebe, kommt wie ein Gastmahl, das ich mir selbst nicht bereite. Nur der Hunger ist mein und die Freude. Wer sich nicht sättigt und traurig bleibt, der stirbt an sich selber, und sein Ende ist vor seinem Tode. Seine Seele zieht sich zurück in ihre Tiefe, und er steht noch lange wie ein verdorrter Baum, der nur noch da ist, daß er verfaule.

*

Ich lehre euch kein System, denn daraus entstehen Kirchen und Priester, Kriege, Mord und Totschlag. Auch aus einem andern Grunde nicht: Wer ein System macht, begnügt sich mit gemalten Blumen und ist wie Einer, der ein Flugzeug erfindet, um fliegen zu können. So Einer sitzt auf etwas Fliegendem, wird bewegt, aber bewegt sich nicht.

Ihr aber sollt friedevoll, tief, lebendig fliegen, immer bewegt sein im Geiste von eurer Seele her.

Käthe Kollwitz von Dora Wentscher

Käthe Kollwitz ist ein Name, den wir seit geraumer Zeit mit tiefer Achtung und mit Bewunderung zu nennen gewohnt sind.

Die große Kunst ihrer Graphik hat mit immer steigender Gewalt der zivilisierten Welt die Anklage der Menschen- und Seelenmörderei ins Gesicht geschleudert.

Den Darstellungen vom Elend des Proletariats, den erschütternden Blättern, die hungernde Mütter und sterbende Kinder mit grausamer Sachlichkeit zeigten, sahen wir Arbeiten folgen, die in einer großen Geste dieses Anklagematerial zusammenfaßten. Die Empörung des Hungers und des Elends wurde in naturgemäßer Entwicklung das Thema der Künstlerin. Die stumme Anklage der Leidensgestalten Unterdrückter verdichtete sich vor ihrem seherischen Auge zum Bild der empörten Masse, die im Elan der Verzweiflung mit Mistgabeln und Hacken aufsteht, um in Blutbädern ihr Elend zu rächen oder zu enden. ‚Der Tanz um die Guillotine' entstand, ‚Die Weber' und der ‚Bauernkrieg'. Da sprach ein empörtes Herz, es schrie laut auf, tönte in einem Furor der Anklage: eine dunkel wühlende Baßgeige, unter wechselnden Klanggefügen mit zwei oder drei Riesenstrichen immer wieder den einen Ton, auf dem Jammer verletzter Menschlichkeit aufsteigend, eine wilde und harte Melodie.

Grade die Kupferplatte, wie schon bei Rembrandt und Goya, mußte das Material sein, aus dem das Dunkel solcher aufgerührten Leidenschaft drohen konnte. Die Seele der großen Künstlerin rang um den Fortschritt der Menschheit. Dies Herz, das das Leiden des Menschheitsproletariats wild pochen ließ, durfte einer Hand gebieten, den wilden und festen Strich zu führen, der sagen konnte, was er wollte.

Mit diesen Werken hatte sich Käthe Kollwitz auf die Schultern ihres verehrten Meisters im Geiste: Klinger gestellt. An innerer Wahrheit, an fachlichem Können waren sie nicht zu überbieten. Was konnte noch folgen?

In einer größern Ausstellung des Lebenswerkes von Käthe Kollwitz tauchte eines Tages ein neues Selbstbildnis auf. Man begriff sofort: Hier war etwas geschehen! Eine neue Ausdrucksmöglichkeit, ein neuer Wille war in der Künstlerin aufgewachsen: der Wille zur

Plastik. Die zeichnerisch-malerische Art ihrer Radierungen war der Betonung des kubischen Forminhalts gewichen. Was sonst Strich, Licht und Schatten wesenhaft hatten sagen können, dafür stand auf ein Mal der plastisch erlebte Körper.

Welch ein dunkler Weg der Selbstverleugnung qualvollen Suchens war da zurückgelegt worden!

Was bleibt dem Wanderer, der auf einer Höhe angelangt ist? Soll er auf derselben Stelle herumtreten? Soll er den steinigen steilen Pfad zurück, einen neuen Gipfel zu suchen?

Es ist wahrlich nichts Geringes, eine Meisterschaft, die, wesensfremd allem leichtblühenden Schaffen, blutgenährte, qualgeborene Meisterschaft ist, eines Tages liegen zu lassen, um von unten zu beginnen.

Käthe Kollwitz hat das getan, und der Gott des Schaffens ist ihr gnädig gewesen. Sie griff zuerst zum Ton und dann zum Holzschnittmesser. Ihr neues, großes Bewußtsein vom Wesen der Dinge fand seine Form. Sie verschmolz die Vorzüge der Radierung mit den großen Möglichkeiten der Plastik und wurde zur Meisterin des Holzschnitts.

Ein Künstler, mit der Form ringend, bricht sich selbst den Weg; aber Gott kommt und richtet seinen Finger.

Die ungeheure Heimsuchung, die Hiobsplage des Krieges kam. Sie ließ diese Frau, die die Seele einer Mutter ist, wachsen zu einer Größe des Grams, der über der der Vergeltung heilig und unantastbar aufsteht wie Christus über dem Baal. Und wunderbar: die Anklage, auf die die große Frau in der neuen Epoche ihres Werks scheinbar verzichtet hatte — riesengroß wie niemals stand sie nun da, nicht zu übersehen, nicht zu umgehen: die todessteinerne Anklage gegen den Krieg; schweigend, wie ohne Mund und Antlitz, den starren Finger in die Wunde einer Menschheit legend, die Freudenbanner voraus-trägt, wenn sie ihre eignen Seelen und Leiber mordet.

*

In der Akademie der Künste waren jetzt neue Arbeiten von Käthe Kollwitz zu sehen. Wer es versteht, konnte in der kleinen Ausstellung den ganzen Umfang ihres bisherigen Lebenswerkes begreifen: den Weg, der aus Ergriffenheit zum Furor, aus dem Furor zum ungeheuern Hiobsschweigen, der aus malendem Helldunkel zu lapidarer Form sich steigerte, aus der der eingeschmolzene seelische Gehalt mit magnetisch wirkender, ja mit prophetischer Macht wie phosphoreszierendes Meerwasser durch dunkle Sandkruste bricht, Furcht und Hoffnung im Menschenherzen mächtig aufrührend, das ehrfurchtsvoll und scheu die Gewalt einer solchen Seele in seine greifen fühlt.

Die Formen, die dieses zarte und starke, dieses liebeglühende und strenge Herz seiner Wahrheit gefunden hat, sind zum Teil so einfach, daß ein Kind sie nachmalen könnte, so einfach, wie eben ganz große Kunst ist. Sie haften im Gedächtnis wie primitive Architektur.

Da ist die Witwe, um deren plumpe Hände ein Kohlschwarz steht, das Klage ruft. Und wieder ein Holzschnitt: die Witwe. Vom Gram zu Boden geschlagen liegt ihr harter Körper fühllos auf dem Weißen; nackt und fern ragen eisige Füße auf; über Brust und Gurgel geworfen, schläft gesund das müde geweinte Kind; aber über ihm, im Schlaf noch schützend, türmt sich ein Dach: die klamme Hand der Bewußtlosen, erstarrtes Glied, dem Verantwortung blieb.

Da ist der junge Frauenleib, in unerhörter Spannung, dennoch vergeblich gekrampft, das Kind, das er geboren hat, am Busen zu halten. Aus dem Ring der umfassenden Mutterliebe durch unbegreifliche Gewalten von außen vorzeitig ins Helle gerissen, eilt es ungelebt dem aufsaugenden Schwarz der Unendlichkeit zu.

Da sind die Freiwilligen, der Tod voraus mit der Trommel; aus dem Lichte junger, seliger Lebenserwartung von fremden Feuern aufgescheucht ins Schwarze taumelnd, selber wie Flammen, berauscht vor einer Gloriole der Freiheit hinstürmend, die Stacheldraht und Dornenkrone dem ruhig blickenden Auge des jammervollen Zuschauers wird.

Da ist, zusammengeschweißt von der Not, der Angstklumpen der Mütter, aus deren stieren Augen mit bohrendem Staunen der Hunger fragt.

Und dann, erhabene Form: die Kapelle der Trauer, aus den Leibern von Vater und Mutter gebaut, zusammengebrannt aus den Steinen des Jammers um die Frucht ihrer Liebe, die ungereift, vorzeitig unter der Erde modert. Im Umriß eine Moschee. Da sind keine todesbetrübten Augen mehr, nicht die Münder, die, wie frühverwelkte Blätter, aus ihren Gesichtern klagten; nur zwei knieend umschlungene Gestalten; zwei Häupter, an einander geborgen, und zwei Hände! Das ist der schwarze Altar des Eltern-Grames.

Dann sind da Zeichnungen: ein zu Gott fliehender, schreiender Christus und, ein Blatt von wildestem Temperament: die Mutter, die in letzter Angst dem hungerbrüllenden Kinde den Mund mit der Hand stopft. Da sieht man den Tod mit unentrinnbarer Gebärde die Kinder vom Boden zusammenscharren, sie an seine Brust zu raffen. Da ist das hilfreiche arme Weib und das schlaflose sorgenschwere.

Alles dies ist „das Volk“. Das Volk nämlich, das der Krieg schlug.

Aber zwei von den Holzschnitten heißen noch besonders: Das Volk. Der eine: das Antlitz einer Märtyrerin. Stirn und Mund von Gott zu starkem Leben einst gebildet, zu Tat und Glück, jetzt nur mehr fleischgewordener Wille, taub den Scheusalen Fronarbeit und Krieg, die sie umdrängen, eigner Freude abgestorben; herrisch entschlossen aber, Leben und Schönheit aus ihrem Schoß zu gebären und zu schützen.

Das andre Mal ist „das Volk“ eine Gruppe Verhungerter: schamlos gewordene Elende. Und wiederum eine Frau. Wie Mehltau liegen die Schleier erduldeten Wehs über der hohen Wölbung ihrer Stirn, über Augen und Mund. Es sind die gemordete Liebe und die gemordete Freude, die aus diesen Augenhöhlen klagen; es ist der Gram selbst, dessen Antlitz dich da nornenhaft anstarrt; und es ist auch — eine göttlich wärmende Hoffnung rührt dich an, da du es fühlst — : das eigentliche Antlitz der duldenden Seele dieser Meisterin selbst, ihr und uns das Angesicht der leidenden Menschheit geworden; und sein Name bleibt: Liebe.

Eine Menschheit, die Kräfte in sich birgt wie die Seele dieser Frau, diese Menschheit wird nicht untergehen, sich selbst zerfleischend. Die mütterliche Liebe, die der Anfang ist aller Dinge, sie ist in Käthe Kollwitz aufgestanden, zu rufen und zu warnen.

O, daß alle Erdteile sie hörten!

Strawinsky von Paul Schlesinger

‚Die Geschichte des Soldaten‘, das Werk des westschweizer Dichters Ramuz und des russischen Komponisten Strawinsky, ist ein sehr talentvoller und feuriger Protest gegen Gewesenes. Einer der seltenen Proteste von der positiven Sorte. Worauf es ankommt, zeigen zufällig die andern musikalischen Erlebnisse der Woche:

Zauberflöte. Blech gibt eine prachtvolle, urmusikalische, in sich geschlossene Gesamtdarstellung. Emanuel List als Sarastro ein Höhepunkt, aber bewundernswerter noch die Zusammenstellung der beiden Terzette, die himmlisch sangen. Auch Dworsky als Pamino und Heyer als Papageno sehr kultiviert. Die Dekorationen Schinkels edle Erzeugnisse des Meisters, für deren Wiederbelebung man dankbar sein kann.

Carmen. Die mäßigste Vorstellung der Großen Volksoper, die ich besuchte, um die Gutheil-Schoder zum ersten und letzten Male zu sehen. Offenbar eine sehr liebenswürdige und geistreiche Frau. Aber war sie wirklich je Carmen? Sonst erlebt man auch in verblichenen Leistungen wenigstens den Abglanz der Vergangenheit. In diesem Falle nur die Gegenwart — die wenig tröstlich. Aber im Zuschauerraum sah man die einzige Lola Artôt, bei deren Carmen ich wenigstens immer an ihre unvergeßliche Micaëla denke.

Mozart komponierte im sichersten Instinkt nur Das, was ihm komponierfähig erschien. Die Dialoge ließ er sprechen. Und noch heute genießt man diese Trockenheiten als wohltuende Inseln der Banalität in einem Meer von Schönheit. Und Bizet führte diese Tradition fort. Aber schon war die Wagner-Dampfwalze unterwegs, diese Walze, die Alles verkomponierte, die das letzte Stückchen Prosa unter Musik setzen mußte. Also machte man aus Carmens Dialogen Rezitative — aus denen die Sänger manchmal so plötzlich und so wirkungsvoll in das gesprochene Wort zurückfallen.

Ramuz-Strawinsky aber werfen die Wagner-Dampfwalze auf den Kehricht, mitsamt der ganzen Musikdramatik. Ramuz erzählt in Versen das Märchen vom Soldaten, den der Teufel holt. Und Strawinsky beschränkt sich darauf, an einigen Stellen, wo es ilhm einfällt, Musik zu machen. Seine Musik, die ihm einfällt. Beide aber erlauben, daß sich hie und da ein Vorhang hebt, und daß man die eine oder andre Episode der Geschichte szenisch angedeutet vor Augen sieht. Das ist sehr wohltuend, sehr unterhaltsam, namentlich deshalb, weil Strawinsky ein geistreicher Kopf, ein sensibler Künstler und dennoch ein echter Musikant ist. Der Künstler in ihm verbietet, das Ganze mit Musik zuzudecken oder auch nur die Musik von innen heraus zur Treiberin werden zu lassen. Aber er gibt auch nicht pure Illustration. Er schildert nicht Soldateska, Jahrmarkt, Liebe. Er hat den Klang der Dinge in sich und gestaltet sie in klanglichen Andeutungen, nicht Ausmalungen. Wir ahnen die ungeheure geistige Arbeit, die aufgebracht werden mußte, um mit Harmonie und Rhythmus so radikal zu wirtschaften, wie Strawinsky es tut. Aber in unsrer Wahrnehmung bleibt nur der Wurf, die souveräne Gestalt des Gewordenen. Seine Sparsamkeit ist eine andre als Mozarts, die mit den beschränktesten Mitteln weiteste Schönheit schafft. Strawinsky braucht nur noch sieben Musikanten: Violine, Klarinette, Oboë,

Piston, Posaune, Fagott, Schlagzeug. Die Schönheit ist nicht die unmittelbare, fast substanzielle der klassischen Kunst. Sie liegt mehr über als in der Musik. Wenigstens beim ersten Hören wird das scheinen. Um es begreiflich zu machen: da ist die Andeutung eines modernen Gassenhauers, in ein paar Noten das unverkennbare Zitat eines Stückes Musik, das nie schön war. Aber wie es hineingeworfen ist, ist es ein buntes, grell leuchtendes Stück, mit andern bunten Stücken zu einer neuen Schönheit geordnet. Der Witz, die Lust, der Taumel gelingt dem Russen, der auch hier in der Rhythmik von der Musik seiner Nation nicht los kam, am besten. Dann ist auch eine trostlose Stimmung sehr gelungen. In geringerm Maße ein Choral. Hier wirken Harmonik und Instrumentation als Witz — überklügelt. Wie immer, wenn die Neuerung sich nur auf Harmonik beschränkt, während es in Einfall und Rhythmus beim Alten bleibt. Ueberhaupt: man kann auch sonst Inkonsequenzen nachweisen. Aber es erscheint vernünftiger, Strawinskys Arbeit Strawinsky zu überlassen.

Die Aufführung war ebenso bewundernswert wie fragwürdig. Die sieben frankfurter Musikanten mit Rebner als Geiger und Scherchen als Dirigenten unübertrefflich. Die Darsteller in ihren knappen Rollen passabel. Carl Ebert als Vorleser — er kann natürlich vorlesen. Aber es scheint, als ob man den Anordnungen der Autoren zu viel und zu wenig Gehorsam zeigte. Es ist das äußerliche Bild einer Improvisation gedacht. Ebert sitzt in Hemdsärmeln, die Musikanten in Wolljacken da. Aber bei einem so schwierigen Werk bleibt der Anschein der Improvisation äußerlich, auch wenn gewollt oder notwendig ist, daß der Vorleser für Augenblicke zur handelnden Person wird. Herr Ebert ist es aber immerzu, er schwitzt Tragik am Vorlesetisch, und so ging das Alles nicht recht zusammen. Eine unbetonte äußere Korrektheit hätte tiefer gewirkt als die aufgedonnerte Improvisation. Das Ganze aber ein unvergeßlicher Sonntagvormittag in der Volksbühne.

Die Hose von Alfred Polgar

Diese lustige, bösartige Komödie stellt fest, daß die seelische Ausdünstung des deutschen Kleinbürgers eine schlechte ist. Carl Sternheims menschliche Anteilnahme an den Geschöpfen seines Spiels erreicht als Wärme-Maximum den Gefrierpunkt: absolute Gleichgültigkeit. Sein Humor ist rundherum ungut. Die mephistophelische Geste, sieh her, dies ist das Wappen, das er führt.

Maske, dem kleinen Beamten, der auf Zucht, Ordnung, körperliche Uebungen und gutes Essen hält und auch das Geschäft der Fortpflanzung nach budgetären Gesichtspunkten regelt, kommt, oder kam zumindest, typische Geltung zu. Dieser Maske hat das Zeug zur Unsterblichkeit in sich, und vielleicht wird er, als literarische Figur, obzwar zeit- und ortsgebunden, überdauern wie etwa der Tartuffe. Ein Kerl, stark, gesund und ekelhaft-bewußt seiner Stärke und Gesundheit, ein Stück haariger Materie, nur durch ein Erdbeben vom Fleck zu rühren. (Nun, das Erdbeben kam.) So gewölbte Brust war der Amboß, auf dem das deutsche Schwert geschmiedet und der deutsche Gedanke

platt geschlagen wurde. Wie er dasitzt, der vollbärtige Biedermann, mit der Selbstverständlichkeit eines Sklavenhalters seiner Frau befiehlt, wie er ißt, disputiert, Zeitung liest, seinen Standpunkt einnimmt, die Gelegenheits-Begattung der alten Jungfer Nachbarin nicht verschmäht, wie ihm Bizeps und Busen vom Gefühl einer Kraft schwellen, die der Spargroschen, die geregelte Verdauung, die Pensionsberechtigung und die Wacht am Rhein gewährleisten: strotzende Dreieinigkeit von Ungeist, Muskel, völkischem Bewußtsein! Liebe ist eine Geldfrage, Denken eine Art Hirn-Peristaltik, der Bauch das Gehäuse der unsterblichen Seele.

Eine Figur von beklemmender Komik. Sie hat Großformat. Die andern sind Figürchen, Erzeugnisse einer unterhaltsam karikierenden Kleinplastik. Zum Beispiel das Figürchen Scarron, aus der Gattung der Kultur-Insekten, wie sie in ältern Zivilisationsgebäuden sich einzunisten pflegen. Oder das Figürchen Mandelstam, der lungenkranke Friseurgehilfe, aus berliner Straßenerde geknetet. Oder die alte Jungfer, deren Liebesinstinkte sich, wie es das Naturgesetz will, in kupplerische verwandelt haben, aber, à l'occasion, sich wieder rückverwandeln. Und, ach, Frau Maske, die das Höschen verliert! Rührend, wie ihre erotische Sehnsucht, listig aufgeregt und schmählich geprellt, nach kurzem Traum von einer Weide auf üppigerer, bunterer Wiese wieder in Herrn Maskes Stall heimfindet. Der Ton, mit dem die Stalltüre erbarmungslos ins Schloß fällt, ist sozusagen der einzige Herzenston, den der, in dieser Hinsicht äußerst oekonomische, Dichter ausläßt.

Aktschluß III: Frau Maske vor dem Schlafengehen, in Höschen, seufzend vor Liebeshunger. Sie strählt ihr blondes Haar. Nebenan schnarcht der schwindsüchtige Friseurgehilfe und träumt von Richard Wagner. Im Wirtshaus unten streitet Herr Maske mit dem Aestheten über Weltanschauungen. Draußen scheint wohl der Mond. So ist das Stück: eine höhnische Synthese aller Putzigkeiten deutscher Seele. Es ist witzig ohne Witze, antipathetisch bis zur Hundeschnauzigkeit, von der sachlichen, in Farben gemeinen Lebens strotzenden Derbheit niederländischer Bilder. Sternheim ist nicht der deutsche Molière, der er sein will, aber man könnte ihn vielleicht einen deutschen Bürger-Breughel nennen.

*

Nach dem unvergleichlichen Tiedtke spielt jetzt, in der Neuen Wiener Bühne, Ralph Roberts den Maske. Anders, schärfer, in seiner Art auch meisterlich. Wo er hintritt, wird die Erde platt. Urväter Unrat stockt in dieses Bürgers Hirn. Sein Gesicht, seine Stimme, sein Hahnenschritt, mit vorgeschobenem Bauch und Kinn, die flachen Hände auf dem Hintern: ein Pamphlet wider die Menschheit. Roberts füllt seinen Theobald Maske mit allen unappetitlichen Lebenssäften, die den Typus bestimmen. Er spielt die leibhaftige radikale Verneinung alles Dessen, was Anmut heißt . . . aber wie er das macht, das hat doch auch wiederum eine Art Grazie. Er gibt der Figur einen humorigen Ueberglanz, nicht stark genug, ihre Widerlichkeit zu

decken, doch stark genug, so was wie ein Lächeln der Schöpfung ob ihres Geschöpfes widerzuspiegeln.

Frau Grüning ist die kupplerische Nachbarin. Ein ulkiges Vorstadtgewächs. Mehr als komisch ihr von Absicht überladenes Gezirpe und Getänzel, ihr Kichern und Augenfunkeln, in dem so viel nicht konsumierte Lüsternheit sich ein Ventilchen schafft.

Die Frau Maske spielt Frau Käthe Haack, superblond an Haupt und Seele, reizend dumm und primitiv. Und doch mit einem schicksalhaften Zug im enttäuschten lieben Gesicht. Da sich die Liebhaber, die Traumfiguren ihres armen Daseins, verziehen, sieht man fast, wie sie, im Augenblick, ein bißchen altert.

Um Herrn Rhombergs Scarron weht Burgtheaterluft. Das heißt: etwas Fades, Neutrales mischt sich in sein Spiel. Idealbesetzung dieser Rolle wäre: Moissi. Natürlich ein Moissi, der die Sache toternst nähme.

Paul Morgan macht den Friseurgehilfen, der um Wagner streitet. Er holt nicht alle Komik der Figur heraus, aber er steckt ihr dafür zum Ersatz ein bißchen was von seiner eignen, persönlichen Komik zu. Er gibt gewissermaßen diesem Mandelstam, der nur ein m hat (was ihn vor Herrn Maske als Arier erweist), das zweite m. Manchmal sogar ein drittes.

Das Darsteller-Quintett litt an ungleicher Stimmung (in musikalischem Sinn). Die zwei Wiener waren immer um gut einen halben Ton zu tief. Auch ihr Tempo ging nicht mit, auch ihre Humorfarbe war um ein paar merkbare Nuancen stumpfer als die der Berliner. So kam ein Bruch, ein Eck in die hübsche Aufführung. Zwischen Berlin und Wien lag ein kleines Vakuum.

Die Insel der verlorenen Schiffe von Frank Aschau

Paphnutius und Stechbein waren zwei Leute, die oft mit einander ins Kino gingen. Diesmal besichtigten sie den großen amerikanischen Film: Die Insel der verlorenen Schiffe. Hierüber sagte Stechbein Folgendes:

Die spezifische Aufgabe des Films, in Bildern zu erzählen, wird wunderbar von den Amerikanern gelöst. Sie haben den Sinn für die Magie des Bildes, und was sie einem zeigen, das ist fesselnd. Sehen Sie, zum Beispiel, dort das Bild einer Schiffskajüte. Es interessiert mich, und ich weiß nicht, warum. Diese Leute haben einen Hauch jener mystischen Empfindung für die Dinge, die den van Gogh zwang, einen einzelnen Stuhl zu malen, ihn als eine Welt zu malen. Man könnte dies Alles auch ganz anders zeigen, und der Mann, der da ins Wasser gefallen ist und an steilen Schiffswänden vergeblich hochzuklettern versucht, der könnte auch sehr langweilig sein. Aber diese Filmisten zwingen mich, zu erstaunen, über die Kommandobrücke, über den Speisesaal im Schiff, über das Meer im Sturm, über einen Rettungsring. Wenn ich morgens aus dem Fenster blicke, so erfreut mich manchmal der Anblick eines schmutzigen Fensterkreuzes oder das dumme Lächeln einer Karyiatide an dem häßlichen Haus auf der andern Seite; kein einziges von den gewöhnlichen Dingen ist gewöhnlich, das Urerstaunen schläft nur manchmal in mir, es muß nur geweckt werden . . .

Hier lachte Paphnutius herzlich über das gelehrte Aussehen des Stechbein. Jener ließ sich nicht stören und fuhr fort:

Trotzdem kann man diesen Film nicht eigentlich gut nennen. Da werden eine Anzahl Leute extra deswegen auf eine wüste Insel verschlagen, um dort eine Anzahl andrer Schiffbrüchiger zu treffen, die sich indes leider dort bereits so häuslich eingerichtet haben, als seien sie in New York oder Inowrazlaw, und nichts Besseres zu tun wissen, als mit den Neuankömmlingen einige wüste Boxkämpfe auszufechten. Von verlorener Insel keine Spur, dagegen gibt es Smokings und komfortable Eßzimmereinrichtungen.

Und die Schauspieler — hier begann Stechbeins graue Stimme vor Erregung melodiös zu vibrieren — sind, wie so oft in amerikanischen Filmen, nicht sehr bedeutend als Meister eines kunstvollen Spieles, aber dafür haben sie andre Vorzüge. Ich will den Mann da nicht kränken, der da den Verbrecher spielt, aber er hat offensichtlich von Natur eine verteufelte Aehnlichkeit mit solchen Kerlen. Und jener andre, der Detektiv, ist wahrscheinlich selbst einmal Detektiv gewesen, und wenn er etwas als Schauspieler gelernt hat, so ist es die wichtige Fähigkeit, seine Erinnerungen aus seinem frühern Dasein sehr suggestiv zu reproduzieren. Kurzum: hier stimmt etwas, und zwar genau, während, zum Beispiel in vielen deutschen Filmen hier etwas nicht stimmt. Im übrigen ist mir der Anblick eines wirklichen Detektivs oder eines alten Kapitäns oft bedeutend interessanter als die Mimik des Schauspielers X, die mir genau bekannt ist. Andern geht es ebenso, und mit dieser Tatsache muß der Film rechnen.

Da wir grade, fuhr Stechbein fort, auf der Reise zu wichtigen Erkenntnissen sind, so möchte ich Sie auch noch auf Folgendes hinweisen. Aus einer Begabung Kapital zu schlagen, ist schon nicht ganz einfach, bedeutend schwieriger aber ist es (übrigens auch viel interessanter), eine ausgewachsene Talentlosigkeit lukrativ zu gestalten. Ich sah einmal in einem amerikanischen Film eine Schauspielerin, die überhaupt nur drei Gesten konnte. Diese waren jedoch sehr ausdrucksvoll. Die Schauspielerin wiederholte nun ihre drei Gesten ganz regelmäßig und zwar genau an den richtigen Stellen, wie einen Refrain. Dadurch erzielte sie ganz ungewöhnliche Wirkungen . . .

In dieser Art redete Stechbein stundenlang weiter. Paphnutius war schon lange eingeschlafen und schnarchte laut. Er träumte von einem Käse.

Ein okkulter Ratsdiener verhört von Hans Reimann

Sie heißen? Donath? Vorname? Walter?
Reden Sie deutlich! Konfession?
Gynackologe? Eiei. Und das Alter?
Herzfehler? Studiert? Korporation?
Was von Beruf? Partei? Liberadikal?
Sieht Ihnen ähnlich, Pfui Deibel nochmal!
Verheiratet? Hm, Wie oft pro Monat?
Sperren Sie gefälligst den Mund auf, Herr Donath!
In letzer Zeit an Würmern gelitten?
Der Minna zuweilen den Podex beklopft?
Den goldenen Mittelweg überschritten?
— Betrachten Sie sich als ausgestopft!

Bemerkungen

Kahr vor dem Ende

München hat sich, seitdem ich zuletzt dort gewesen, erheblich verändert. Damals — es war ein paar Wochen vor dem Tag, der Deutschlands glorreiche Erneuerung bringen sollte — bot die Stadt das Bild eines bewaffneten Heerlagers. Sie ist jetzt stiller geworden und weniger romantisch. Die roten Fahnen mit dem Hakenkreuz fehlen und die nationalsozialistischen Uniformen; und die lebensgroßen Bilder von Hitler und Ludendorff sind aus den Auslagen verschwunden. In der Kaufinger Straße gabs wüstes Gejohle und Geschrei, sodaß ich — es war nach Mitternacht — schon wähnte, es sei wieder mal ein Putsch im Gange. Aber dann stellte sich gleich heraus, daß nur ein Dutzend Studenten, die ihren vaterländischen Schmerz in Bier ersäuft hatten, eine kleine politische Differenz auszutragen hatten. Sie schlugen mit den Stöcken auf einander ein, brüllten die Wacht am Rhein und ließen im übrigen ihren innern Gefühlen freien Lauf, was zur Verschönerung der Straße erheblich beitrug. Die Polizei hielt sich in respektvoller Entfernung und bewies so, wie taktvoll sie sich zu benehmen weiß.

*

Bayern ist das Paradies der Bettler. Die Münchner Neuesten Nachrichten, die es doch ganz genau wissen müssen, erzählen da merkwürdige Dinge: „Auf dem Lande leben die Bettler derartig im Ueberfluß, daß sie Brot, Wurst und Käse rucksackweise wegwerfen oder verschenken. Von dem Brot, das die Bettler oft wegwerfen, kann mancher Andre zwei Wochen leben oder das Geflügel füttern. Ein Bettler verkaufte fünf Pfund Mehl um billiges Geld und verschenkte außerdem noch einen Rucksack voll Brot und Käse. Zu allem Ueberfluß sind die Bettler noch unerhört frech, bestreuen die Straßen mit Milliardenscheinen und drohen verschiedentlich mit Hausanzünden."

Seitdem ich das gelesen, ist mein sehnlichster Wunsch, Bettler in Bayern zu sein. Und ich verstehe nur nicht, warum die unzähligen Bettler, die in München jetzt an allen Straßenecken in zerfetzten Kleidern und zerrissenen Schuhen, bebend vor Kälte, ihre blaugefrorenen Hände den Passanten entgegenstrecken — warum alle diese Menschengerippe nicht den Weg in dies Paradies antreten. Von München ist doch das flache Land nicht weit. Aber wahrscheinlich haben sie die packenden Schilderungen in den M. N. N. noch nicht gelesen.

*

Weil wir schon beim Kapitel Presse sind: Der ‚Miesbacher' hat mir eine arge Enttäuschung bereitet. Wie freute ich mich die ganze Zeit darauf, wieder einmal dies Witzblatt in die Hand zu bekommen, und nun ist er so seicht und zahm und — gesittet geworden.

Ja, es bereiten sich große Dinge in Bayern vor. Die Bayrische Volkspartei hat die entscheidende Offensive gegen die Hakenkreuzler eröffnet. Noch vor den Wahlen. Sie läßt jetzt schon alle Minen springen, um die Hitler-Leute endgültig zu erledigen. Aber nicht nur diese: der Kampf der bayrischen Katholiken gegen die Anhänger Hitlers spitzt sich immer deutlicher auch zu einem Kampf gegen Kahr zu. Im kommenden Prozeß soll dann beiden das Genick gebrochen werden. (Ueberflüssig zu sagen, daß das nur bildlich gemeint ist.)

Auf dem flachen Lande hat die Bayrische Volkspartei schon wieder dank der mächtigen Unterstützung der Kirche die Oberhand über die Kampfverbände errungen. Ihr Ziel ist, jene Lage zu schaffen, die sie vor dem Kriege in unerschütterlicher, herrschender Position gesehen hat: ein katholisches, monarchisches Bayern mit einer scheinparlamentarischen Regierung, in die sie übrigens sehr gern einen oder zwei Sozialdemokraten einbeziehen möchte, um so den

Monarchismus zu legalisieren und die Reaktion in ganz verfassungsmäßige, ruhige Bahnen zu lenken. Rupprecht selbst braucht ja vorläufig formell den Thron nicht zu besteigen — er ist ihm sicher. Herr Kahr aber ist den Katholischen zu geräuschvoll, zu selbstherrlich, zu draufgängerisch. Held, der Führer der katholischen Landtagsfraktion, dem der Kardinal von Faulhaber und der päpstliche Nuntius Paccelli eifrigst sekundieren, ist für die stillere Methode. Der Ausweisungsbefehl gegen die Juden — das war nicht nach dem Geschmack dieser Herren. In München wird erzählt, warum Herr Kardinal von Faulhaber so energisch die Aufhebung des Ausweisungsbefehls verlangt und auch durchgesetzt hat. Ein jüdischer Industrieller ist seit Jahren mit dem Vertrieb der Spitzen und andern weiblichen Handarbeiten, die in Bayerns Frauenklöstern hergestellt werden, betraut, und sein Protest hat gewirkt: Herr Kahr hat sofort nachgegeben.

Der fühlt sich nicht mehr allzu fest. Die Kampfverbände — auch die bis dahin seiner Führung unterstellten — haben gegen ihn Front gemacht, und sein Versuch, Ehrhardt gegen Hitler auszuspielen, ist mißglückt. Dem Consul wird ganz offen von den Völkischen vorgeworfen, er habe sich von Kahr bewußt mißbrauchen lassen, der ihn nur deshalb nach Koburg geschickt habe, um München der aktivsten Verbände zu berauben und so leichteres Spiel gegen Hitler zu haben. Ehrhardt hat die ihm von Kahr zugesagte Rolle übernommen, in der Hoffnung, dadurch die Nachfolge Hitlers und die Alleinführung über die völkischen Verbände zu erringen. Da schmissen ihn die münchner Studenten, denen er sich anbiedern wollte, ein wenig unzart hinaus. Mit Hitler aber ist auch kein Staat zu machen, und so ist der deutsche Fascismus in eine schwere, vielleicht tödliche Krise geraten.

Wie man sieht, hat die Bayrische Volkspartei einen recht günstigen Zeitpunkt für ihre Schlacht gegen die Radikalen gewählt, und sie zögert nur noch, ob sie den Prozeß gegen Hitler vor den Wahlen stattfinden lassen soll. Ob sie jetzt schon stark genug ist, aufs Ganze zu gehen? Vorläufig sucht sie, alle Trümpfe in die Hand zu bekommen. Der Staatsanwalt, der ursprünglich für den Prozeß ausersehen war, wurde plötzlich befördert, da er gewisser Sympathien für Kahr verdächtig schien. Und sein Nachfolger ist ein zuverlässiger Parteigänger der katholischen Kirche und des „bodenständigen Bauerntums“. *L. Lania*

Deutsche in der Schweiz

Bekanntlich hat der deutsche Bürger ja nie verstanden, sich im Ausland das Wohlwollen oder die Hochachtung seiner Mitmenschen zu erwerben. Anno dazumal lag es an übergroßer Servilität und zu deutlich zur Schau getragenem Assimilationsbestreben oder an seiner abstoßenden, die Andern vor den Kopf stoßenden Arroganz. In Frankreich sprach er gern englisch, um als Engländer zu gelten; und am liebsten war ihm, wenn man ihn für den „preußischen Leutnant“ hielt, „den ihm die ganze Welt, nicht nachmachte“ (wirklich nicht!). Heute fällt der Deutsche im Ausland durch eine neue, dritte Eigenschaft auf, die ihm auch so leicht Keiner nachmacht: er protzt.

Zürich ist die Durchgangsstation für den Deutschen, der die schweizer Wintersportplätze aufsucht, und da Zürich eine sehr schöne, für schweizer Verhältnisse auch großstädtische Stadt ist, so macht die Mehrzahl der Vergnügungsreisenden hier für mehrere Tage Halt. Wohin man kommt, trifft man sie in Rudeln. Wohlgenährt, rosig, in dicke Pelze vermummt, mit Juwelenschmuck, der die Grenze des Geschmacks weit überschreitet, so frequentieren sie die Straße, die teuern Lokale, die Vergnügungsstätten, die Geschäfte. Von allen Mauern, von allen Anschlagsäulen starren dich die Auf-

rufe an, die Deutschen vor dem Hungertode zu retten, für 50 centimes kannst du — laut Aufruf — einen Deutschen fünf Tage zu Mittag speisen (kein noch so armer Schulbub entzieht sich dieser ihn heilig drückenden Pflicht), Konzerte, Vorträge, Bälle spenden ihren Reinerlös für das hungernde und frierende Deutschland, Sammelaktionen größten Stils werden durchgeführt, geschenkte Kleider und Lebensmittel nach Deutschland waggonweise abgeführt — und dann siehst du diesen Vertreter des hungernden und frierenden Landes in natura vor dir, siehst ihn so vor dir, wiel ihn George Grosz dir gezeigt hat, im Vollgefühl seiner errafften Trillionen (oder Trilliarden?): Mir kann Keiner — oder Ihr könnt mir Alle . . . Von besondern Hilfsaktionen der vielen hier ansässigen Deutschen, von besondern Sammlungen in den mit reisenden Deutschen vollgestopften Hotels hört man kein Wort. Desto mehr hört man von den Trink- und Spielgelagen in Sankt Moritz, von denen die anwesenden Holländer und Engländer sich zurückhalten, nicht aber die Angehörigen des hungernden und frierenden Landes. Das Gesicht der herrschenden Klasse . . .
Was man zu ihrer Entschuldigung gern vorbrachte: es sei das Aufatmen im kriegsverschonten Lande, es sei die Befreiung von dem unerhörten Druck, der die letzten Monate auf ihnen gelastet habe — das Alles erklärt noch immer nicht ein Auftreten, das jedem denkenden Menschen die Frage aufzwingt: Warum muß das ganze Ausland tagtäglich um Hilfe angegangen werden (die, nebenbei, hier liebend gern geleistet wird), warum muß Deutschlands studierende Jugend auf die charitas seiner ausländischen Kommilitonen angewiesen sein, Freistellen im Ausland annehmen und sich daheim speisen lassen, warum müssen Tuberkulose und Rachitis so erschreckend zunehmen (fast täglich in deutschen Zeitungen zu lesen), warum muß die Hungerselbstmordstatistik Zahlen aufweisen wie noch nie zuvor — während eine Unzahl Bürger desselben Landes sich so zu sanieren gewußt haben, daß sie in einem Lande der Wohlfahrt und des Wohlstandes durch ihr Prunkleben aufs peinlichste auffallen? *H Schwabacher*

Reichswehr in Thüringen

Die Juristische Zentralstelle der Kommunistischen Reichstags- und Landtags-Fraktionen schreibt mir:

Als die Reichswehr in Jena, den thüringischen Justizminister zu verhaften suchte und um fünf Uhr früh bei der Haussuchung nur seine Frau antraf, drang man mit angelegtem Gewehr in ihr Schlafzimmer und verlangte, die Frau solle sich anziehen. Sie weigerte sich. Da wurde der Soldat an die Tür postiert. Aber noch durch die offene Tür hindurch mußte er auf die Frau das Gewehr in Anschlag halten. Der die Soldaten führende Oberleutnant hat dann in der Wohnung des Universitätsprofessors Korsch die Haussuchung vorgenommen, und als er Papiere fand, aus denen sich ergab, daß Korsch während des Krieges Offizier gewesen war, sagte er in Gegenwart der Frau: „Es ist ein Skandal, daß so ein Schwein dem Offiziercorps angehört hat." Der Oberleutnant hat dann wissenschaftliche Manuscripte des Professors zerrissen und so in Unordnung gebracht, daß sie kaum wieder geordnet werden können.

Vorsintflutliches

Im immerhin nicht ganz rückständigen derzeitigen Freistaat Sachsen gibt es einen sehr selbstbewußten Kulturfaktor namens: Buchhändlerverband für das Königreich Sachsen.

Welches Glück, in solch einer traditionellen königlich sächsischen Buchhandlung Lehrling zu sein! Mir ist dieses Glück beschieden.

Man kann da allerhand erleben, wobei man nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll.

Eine Dame verlangt von Carl Hauptmann ‚Des Kaisers Liebkosende‘. Nicht vorhanden, denn, erlaubt sich der im Buchhandel ergraute Verkäufer hinzuzusetzen: Carl Hauptmann wird nur gelesen, weil Gerhart Hauptmann sein Bruder ist.

Ein Lehrling ist einen Augenblick unbeschäftigt. Er benutzt die Gelegenheit, um sich ein Buch anzusehen. Wutentbrannt fährt der Prokurist hoch und brüllt: „Haben Sie denn nichts zu tun — Kohlen holen, Papier zusammenräumen? Sie haben keine Bücher zu lesen!“ Schüchterner Einwand: „Als Buchhändler muß ich doch über Bücher Bescheid wissen.“ „Quatsch, ich habe seit zwanzig Jahren in kein Buch hineingesehen.“ Leise murmelt Einer: Das merkt man.

Bert Brecht, Hermann Essig, Wedekind, Peter Baum, Else Lasker-Schüler und Alles, was sich nicht in den Bahnen bürgerlicher Gesinnungslosigkeit bewegt, ist verpönt.

Dinters Elaborate und die Entschuldigungsbücher der deutschen Generäle sind in Stapeln vorhanden — von René Schickele nichts.

Ein Herr verlangt von Kurt Heynicke: ‚Rings fallen Sterne’.
Ein eifriger Pikkolo saust ins — Romanlager, um das Verlangte zu suchen.

Ringelnatzens ‚Kuttel Daddeldu’ kommt an. Ein Blick hinein.
Dann: „Wieder so ein Verrückter!“

Eine Dame: „Bitte Rosa Luxemburgs Briefe.“ Stolz: „Führen wir nicht.“

Am deutschen Wesen wird . . . *Hans Herfeld*

Henri

Ich gehe in einen Tanzabend. „Henri“ steht auf dem Zettel. „Aus New York.“ Ich gehe ein wenig mißtrauisch hin. Henri tanzt nur moderne Musik. Und davon verstehe ich so gut wie nichts. Debussy und Ravel, die ich für einigermaßen modern gehalten habe, das sind für ihn ein paar liebe nette, lächerlich altmodische alte Knacker. Seine Liebe beginnt erst bei Strawinsky und Prokofieff, Darius Milhaud und Francis Poulenc. Und dann kommt noch eine ganze Reihe schöner und exotischer Namen, die ich alle überhaupt noch nicht gehört habe. Etwas neugierig und etwas mißtrauisch gehe ich hin. Ich fürchte, einen Theoretiker zu finden, keinen Tänzer. Ein Gehirn, keinen Menschen. Und dann stellt sich heraus, daß dieser hypermoderne Tanzabend eine ganz einfache, ganz allgemeingültige, ganz menschliche Angelegenheit ist.
„Drei kleine Trauermärsche von Lord Berners. Für einen Staatsmann. Für einen Kanarienvogel. Für eine Tante mit einer Erbschaft.“ Kann man das tanzen? Henri steht mitten auf der Bühne. Einen Fuß hier, einen Fuß da. Er rührt sich nicht vom Fleck. Er macht keinen Schritt, bewegt nur manchmal den Kopf ein wenig, den Körper, und tanzt mit den Händen. Sehr würdevoll, sehr prächtig ist der Marsch für den Staatsmann. Fast militärisch zersäbelt er mit Armen und Händen die Luft. Nach dem Ernst und der Energie zu urteilen, mit denen jede Figur der Musik zur Tanzfigur gehämmert wird, muß es sich da um einen sehr bedeutenden Staatsmann handeln. Auch die Tante wird sehr würdig bestattet. Nur zuweilen kommt der Gedanke an die Erbschaft dazwischen. Dann geht ein vergnügtes, zufriedenes Lachen, ein heimliches Kichern durch den ganzen Körper, unterbricht, überspielt den feierlichen Rhythmus. Wie ein schnelles Augenzwinkern während der Begräbnispredigt. Unsagbar komisch! Und wie macht er das? Man weiß gar nicht, wie. Ein paar ganz kleine, halb unterdrückte Bewegungen mit dem Arm, mit der Hand, mit dem Kinn — und du weißt genau, was los ist. Aber am schönsten ist die Trauer um den Kanarienvogel. Da ist Monsieur Henri plötzlich ein

kleiner Junge, der einen toten kleinen Vogel zu Grabe trägt. Vorsichtig trägt er ihn vor sich her, den leichten kleinen Federball. Er wärmt ihn, er stützt ihn mit beiden Händen, er schüttelt ihn ein wenig, er haucht ihn an. Vielleicht kann ihn das lebendig machen? Oder bleibt er tot? Der arme kleine Junge wiegt sich hin und her vor Kummer. Er hebt die Hände, als wollte er Gott anrufen, er breitet die Arme aus — und da? fliegt nicht die kleine Vogelseele fort? Der schöne Junge steht so ganz still da und sieht ihm nach. Er hat die Arme ausgebreitet und sieht ihm nach, sieht ihm nach, sieht ihm nach.

Und dann kommt noch eine ganze Reihe sonderbarer, seltsamer, neuer Tänze. Ein Marsch von Prokofieff sieht aus wie ein lebendig gewordenes kubistisches Bild. Den Cakewalk von Debussy tanzt er als Neger, ganz schwarz, blau-schwarz mit einer klaffenden, roten Wunde im Gesicht, das ist der Mund. Alles ist immer sehr interessant und neu und selbständig erdacht. Der Körper ist herrlich trainiert; er kann mit ihm machen, was er will.

Aber dann kommt Etwas, das ist mehr als interessant und neu und eigenartig. Eine Musik von Ravel. „Pavane für den Tod eines königlichen Kindes." Es ist dunkel. Und als es hell wird, steht ein ganz junger Knabe auf der Bühne. Er sieht selber aus wie ein „königliches Kind" , schlank und zart. Er hört die traurige Melodie und hebt den Kopf. Als ob er fragen wollte: „Wo bist du?" Aber Niemand antwortet. Er macht einen Schritt — und bleibt stehen — und horcht. Er sieht umher und hebt die Hände, als ob er seinen Spielgefährten rufen wollte — und einen Augenblick, dann läßt er sie mutlos sinken und wendet den Kopf ab. Weint er? Er weiß es. Aber er will es nicht wissen. Er reckt sich. Er macht ein paar hilflose, taumelnde Schritte, er öffnet den Mund, um zu rufen — er wirft die Arme hoch, er schlägt wild in die Luft: das kann, das soll, das darf nicht sein! Aber der Tod ist stärker als er. Niemand hilft ihm. Er bleibt allein. Mutlos läßt er die Arme sinken. Und auch die Stirn senkt sich zur Erde.

So steht er und läßt die Musik vorüberrauschen. Ohne Bewegung. Nur einmal noch hebt er den Kopf — und sieht uns an. Aber auch wir können ihm nicht helfen. Er wendet sich ab und weint. Und wir weinen mit ihm.

Hans Siemsen

Sanatorium

Für Klabund

Wir sitzen wie die Lemuren
Grau über Braten und Fisch.
Sputum und Temperaturen
Sind das Gespräch bei Tisch.

Der Sanitätsrat lächelt.
Stumm wird der Pudding gereicht.
Und eine Lunge röchelt,
Während ein Herz zerweicht.

Heute fehlt Einer, der gestern
Noch an der Tafel saß.
Morgen geben die Schwestern
Sanft einem Andern sein Glas.

Ossip Kalenter

Antworten

Verehrer der Presse. Eine Feuilletonkorrespondenz verbreitet eine Notiz des Titels: ‚Die Geburtstagskinder von 1924'. Darin wird aufgezählt, wer von den deutschen Notabeln und Pseudo-Notabeln des Geistes heuer 50 oder 60 oder 70 oder 80 oder gar 85 Jahre alt wird. Das jüngste dieser Geburtstagskinder ist Karl Kraus. Die Feuilletonkorrespondenz ist objektiv genug, ihn zu nennen. Aber welche deutsche Zeitung du aufschlägst: sein Name ist weggelassen. Seine Verdienste: wirklich einer der größten Schriftsteller seiner Zeit und der Hauptbekämpfer ihrer Presse zu sein. Zwei Gründe für diese, allen ihren Dienern immer von neuem einzuhämmern : Nicht gedacht soll seiner werden!

Monarchist. Nach dem Daily-Telegraph-Interview schreibt Zedlitz-Trützschler: „Da der Kaiser alle englischen Briefe vom Zivilkabinett vorgelegt zu sehen wünscht, während dies bei den andern nicht so geschieht, hat er jetzt auch einige sehr grobe und unflätige erhalten. Er hat aber dabei immerhin die Wahrheit hören können und gesehen, daß auch dort eine starke Mißstimmung gegen ihn vorhanden ist. So schrieb, zum Beispiel, neulich ein Engländer: er riete ihm, es aufzugeben, an der Spitze eines Volkes von 60 Millionen zu stehen, und statt dessen Präsident eines Fußball- oder Kricketklubs zu werden, dazu würde er besser passen. Das hat er tatsächlich lesen müssen." Und, zu unserm grenzenlosen Unheil, nicht davon profitiert.

Skeptiker. Sie halten die „Fälle", die Hans Siemsen in Nummer 3 aneinandergereiht hat, für „Ausnahmen"? Ach, sie lassen sich beliebig vermehren. Einem Volksschullehrer bringt kurz vor Weihnachten einer seiner Schüler die sozialistische Umdichtung von ‚Stille Nacht, heilige Nacht' in die Schule. Der Lehrer schreibt beide Fassungen an die Tafel und macht den Kindern klar, weshalb die ursprüngliche Fassung die schönere sei. Am nächsten Tag wird er von der Reichswehr verhaftet. Und ist es noch. Oder eine Lehrerin bespricht in ihrer Klasse ein Gedicht von Erich Mühsam. Es soll zum 9. November vorgetragen werden, wird aber nicht vorgetragen. Die Lehrerin wird verhaftet. Als man bittet, sie, die verheiratete Frau und Mutter, deren Kinder nun ohne Pflege sind, freizulassen, wird geantwortet, das sei nicht angängig: da sie Mühsams Gedicht in der Schule habe lernen lassen, gefährde ihre Freilassung die öffentliche Sicherheit. Noch mehr solcher Ausnahmen gefällig?

Bruno Cassirer. Auch Sie wünschen sich gegen Herbert Eulenbergs Angriff auf die Verleger zu wehren und schicken mir folgende Berichtigung: „Von den ‚30 Büchern' Eulenbergs sind in meinem Verlage 3 Bücher erschienen (ein viertes ist seit Jahren vergriffen). Eulenberg behauptet und erbietet sich, es eidesstattlich zu erhärten, daß er im Jahre 1923 für alle seine 30 Bücher zusammen an jedem Monatsersten nicht einmal 4 Goldmark erhalten habe. Ich stelle dagegen fest, daß er im Jahre 1923 für die in meinem Verlage erschienenen 3 Bücher allein 701.07 Goldmark (Siebenhundertundeine Goldmark) erhalten hat. Er hat erhalten am: 5. März 1923 243.60 Goldmark, am 5. Juni 1923 88.70 Goldmark, am 10. August 1923 38.77 Goldmark, am 19. Dezember 1923 330 Goldmark. Beweise und Belege stehen zur Verfügung. Zu bemerken ist, daß diese Summen mit Ausnahme der letzten vom 19. Dezember 1923 bei der Zahlung einen höhern Wert repräsentierten, als sie es heute tun. Nennenswerte Verluste durch die Ueberweisung können nicht entstanden sein, da in die Monate, als die Geldentwertung sprunghaft von Tag zu Tag fortschritt (Oktober und November), Zahlungen nicht fallen. Wenn Eulenberg in diesem leicht nachprüfbaren Fall so Falsches behauptet und mit eidesstattlichen Versicherungen leichtfertig umgeht, mag man sich vor-

stellen, was es mit Beschuldigungen auf sich hat, die als ein Stück Wirtschaftspolitik nicht exakt beweisbar und bestreitbar sind. (Siehe die Ausfuhrpolitik der Regierung, für die Eulenberg die Profitsucht der Verleger verantwortlich macht.) Daß Eulenberg, wie er sagt, ‚zum Kaufmann geboren, wie Hamlet zum Herkules', berechtigt ihn nicht, in geschäftlichen Dingen mit falschen eidesstattlichen Versicherungen demagogisch zu operieren."

Deutscher in Florenz. Sie kommen aus Berlin und sind wie verzaubert. „Welches Glück, in einem Lande zu leben, wo es keinerlei Antisemitismus gibt, weder einen religiösen noch einen sozialen — und das, obgleich dieses Land jetzt von einer Partei beherrscht wird, in der die Horden der Hitler und Hejjas Gesinnungsgenossen zu sehen glauben! Aber im Lichte Italiens verliert die Judenfrage alle Problematik und schrumpft zu der banalen Erkenntnis zusammen: Wo auch ‚die Andern' intelligent, geistig beweglich und geschäftlich tüchtig, also den Juden nicht unterlegen sind, dort ist für den Antisemitismus umso weniger Raum, als — eben infolge dieser Intelligenz — kein Mensch auf den Blödsinn der Arier-Theorie und des ganzen übrigen Rassenschwindels hineinfällt, der sich in Deutschland so großartig wissenschaftlich gebärdet." Wenn ich zwei Flüglein hätt' . . .

Zeitungsleser. Ein „eigner Drahtbericht unsres Spezialkorrespondenten" meldet dir: „Der deutsche Professor Müller ist in Petersburg eingetroffen, um hier als Vertreter der deutschen Gelehrten über die Möglichkeit der Uebersiedlung einer Reihe hervorragender deutscher Gelehrter nach Rußland zu verhandeln." Damit sie nicht verhungern. Und nun fragst du mich schrecklich aufgeregt, welcher Professor Müller von Millionen das sei, welches Vornamens, welches Wohnorts, welcher Branche und welcher Halsweite. Ich kann dir leider nicht helfen. Ich kann dir nur den teilnehmenden Rat geben, der freilich, wenn du ihn befolgst, auch eine Hilfe ist: Entzieh dich solchen Qualen der Neugier, indem du niemals mehr Zeitungen liest.

Bayer. Nein: dem unschuldigen Fechenbach scheint vorläufig kein Hoffnungslicht in die Zuchthauszelle. Auch Mühsam hat noch zehn Jahre abzusitzen. Nur Toller kommt im Juli frei, wird aber, wenn der Belagerungszustand bis dahin nicht aufgehoben ist, gewiß Niederschönenfeld mit der Schutzhaft vertauschen müssen. Die Festungshaft bringt in diesem eigentümlichen Rechtsstaat mit jedem neuen Monat neue Verschärfungen. Bücher, Kritiken, Briefe und Manuscripte werden willkürlich und rechtswidrig beschlagnahmt Eine Beschwerde darüber, die am 19. September 1923 an den Rechtsausschuß des Reichstags ergangen ist, hat bisher keine Besserung zur Folge gehabt. Jetzt werde ich gebeten, den Schutzverband Deutscher Schriftsteller über die schändlichen Zustände zu unterrichten. Was ich hiermit tue.

Wahrheitsfreund. Sie entbehren meinen Morus? Ich auch. Er ist in Paris. Wird aber bald wieder in Berlin sein.

Mitteilung

Da viele Auslandsabonnenten sich immer wieder beschweren, daß der Angehörige eines andern Auslands ein paar Groschen weniger bezahlte als sie, und da bei den Schwankungen der Auslandskurse hier unmöglich jede Woche eine neue Tabelle veröffentlicht werden kann, so setzen wir den

Auslandspreis für ein Vierteljahrsabonnement auf 1¼ Dollar

fest und ersuchen, diesen Betrag in die Landeswährung umzurechnen und uns eingeschrieben zu überweisen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Straße 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Mittelmeer und Mitteleuropa von Meridionalis

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume auch der böhmischen Wälder nicht in den Himmel wachsen. Bürger Benesch hat aus Belgrad einen Korb nach Prag heimgebracht, der des Lorbeers muntre Zweige — nach Schiller dazu bestimmt, der Sieger festlich Haupt zu bekränzen — nicht enthielt. Keiner der südöstlichen Kontrahenten jener gegen das unruhige Ungarn gerichteten Interessengemeinschaft aus schlechtem Gewissen, der eine geschickt arbeitende Propaganda den viel zu großen Namen der Kleinen Entente verschafft hat, weder Herr Duca noch, vorläufig, Herr Paschitsch hat sich geneigt gezeigt, auf den Köder des neugebackenen Kaunitz zu beißen. Ganz davon abgesehen, daß sie den direkten Weg nach Paris aus langjähriger Erfahrung kennen und nicht den Umweg über Prag brauchen, wenn sie dort etwas zu suchen haben oder zu finden hoffen — außer diesem Prestigemoment gab es noch greifbarere Gründe der Ablehnung für sie.

Für Rumänien ist das allslawische Schlagwort schon immer eher ein Schreck- als ein Lockmittel gewesen. Zwar an der Legende von der lateinischen Affinität der Leute an der untern Donau ist vermutlich nur so viel wahr, daß die einst dort ausgehobenen Legionen mehr Dakerblut nach Italien gebracht haben als die Söld- und Sträflinge Roms Italikerblut nach Dakien; aber grade das Blut, das man nicht hat, pflegt dicker zu sein als Wasser. Außerdem weiß man in Bukarest viel zu gut, daß ein Bund mit jedem Rußland, einem sowjetistischen wie einem zaristischen, nur in und für Kischinew zu haben ist: Rumänien will Bessarabien behalten und seinen Goldschatz wiederkriegen, und der noch so fein geschneiderte pariser Rock, der sich sehr leicht als eine recht unbequeme Zwangsjacke militärischen Zuschnitts erweisen kann, ist ihm naturgemäß sehr viel weniger nahe als jene beiden im Haus gesponnenen Hemden.

Der Altserbe Paschitsch hat ja wohl immer noch eine pietätvolle Schwäche für Mütterchen Rußland, auch wenn es in rotem Gewand daherkommt; aber sowohl ein Teil der ihn umgebenden jüngern jugoslawischen Politikergeneration wie der Teil, der ihn befehdet, ist sicherlich sehr viel weniger sentimental veranlagt. Der Rubel rollt ja wohl auch heute noch, da er Tscherwonjetz heißt, zwischen Donau und Aegaeis; wenngleich gewiß nicht mehr in so ausgiebigen Mengen wie zu Hartwigs Zeiten. Die Rassenphrase kann ja aber stärker politisch wirksam nur in solchen Gegenden werden, wo der unterernährte Magen oder die überfütterte Galle oder beide in anmutiger Wechselwirkung an die Stelle eines an sich nicht reibungslos funktionierenden und lückenlos rationierenden Gehirns treten: siehe Deutschland und Ungarn. In sogenannten Siegerländern bleibt sie bedeutungslos oder lebt sich in verhältnismäßig harmlosen Zentralisierungstendenzen aus: siehe Italien, Rumänien, Jugoslawien. Was man

sonst noch in Belgrad auf dem Herzen hatte, kann hier unerörtert bleiben, denn diese Argumente verschwinden gegen die Bedeutung derjenigen, mit denen man von London aus, vor allem via Rom, gegen die französisch-tschechischen Projekte arbeitete.

Es war nicht anzunehmen, und es wurde hier auch nicht angenommen, daß Lord Curzon und Mussolini sich mit der Rolle stummer Zuschauer begnügen würden, wenn Poincaré daran ging, das Europa östlich von Deutschland zu verteilen oder richtiger: zusammenzufassen. Schon die englische Anfrage an Rumänien und Jugoslawien über die aus der Liquidation der Habsburger-Monarchie entspringenden Pfandrechte der großen Entente — zu der Großbritannien ja schließlich immer noch gehört — hat gewiß nicht weniger warnend und einschüchternd gewirkt als das virgilische „Quos ego!“ jenes mythologischen Vorgängers des meerbeherrschenden Albion. Am Quai d’Orsay hat man natürlich sofort gemerkt, um welcher schönen Glutaugen willen in der Hauptsache diese Geste gemacht wurde, und ließ Herrn Herbette Jedem, der lesen konnte und wollte, mitteilen, man solle nicht vergessen, daß Niemand anders als Italien zu 40 Prozent an der möglichenfalls in Reparationen greifbar werdenden k. u. k. Erbmasse beteiligt sei. Immerhin war man in Paris wohl kaum darauf gefaßt, daß Englands italienischer Degen gleich darauf eine so energische Parade gegen den Ausfall des Herrn Benesch schlagen werde, wie sie der italienisch-jugoslawische Vertrag dann darstellte. Oder liegt hier vielleicht eine Verwechslung von Angriff und Abwehr vor, liegen Ursache und Wirkung vielleicht grade umgekehrt?

Tatsache ist, daß der kroatische Irredentist, oder wenn man lieber will: Partikularist Raditsch in London seit einigen Monaten für seine Bestrebungen wirken und werben konnte und dort auch von recht maßgebenden Leuten empfangen wurde, die ihn zumindest freundlich angehört haben; was Alles sich schwerlich ereignet hätte, wenn nicht schon diese Geste als ein Druck in der Richtung Belgrad damals verwendbar gewesen wäre. Tatsache ist auch, daß in der britischen Presse seit einiger Zeit über Mazedonien auffällig wohlwollende Berichte zu lesen waren, worin der Komitatschi-Hauptmann Alexandroff als eine Art Mitteldinge zwischen Napoleon und Andreas Hofer dastand. Die Fäden, die sich von Rom nach Sofia ziehen, sind bekannt. Herr Zankoff wäre ohne italienische benevolentia, die er sich als Widersacher des — eines Ausgleichs mit Serbien dringend verdächtigen — Stambulijski kaptiert hat, heute kaum Ministerpräsident; und daß der Sturm, der sich in Belgrad über seine mazedonische Irredenta-Rede erhob, auf das Wasserglas beschränkt blieb, darf man sich jetzt wohl mit dem Umstand erklären, daß damals die Verhandlungen Mussolinis mit dem jugoslawischen Gesandten beim Quirinal bereits im Gange waren. Sie sind es eingestandenermaßen seit etwa einem Vierteljahr. So lange etwa ist es auch her, daß Mussolini seine berühmte Senatsrede über die italienische Außenpolitik hielt, worin er seinen Landsleuten das große, das westliche Mittelmeer als das den Italie-

nern von der Natur gegebene Feld ihres weltpolitischen Ehrgeizes wies und die Blicke endlich von dem nur sekundär wichtigen Flaschenhals der Adria abzuwenden riet. Aber selbstverständlich darf Italien in seinem Rücken keinen Feind oder auch nur unsichern Freund haben, will es sich mit seinem Gesicht westlichen Zielen zukehren. Darum meinte Herr Mussolini — der Fascist und früher so ungestüme Förderer eines unversehrten Fiume, ja sogar eines „up ewig ungedeelten“ Dalmatien — : man müsse endlich die Frage des Quarnero bereinigen. Bald nach dieser Expektoration erschien denn auch der madrider Kollege des Herrn Mussolini mit seinem König auf der römischen Bildfläche, und die beiden Diktatoren-Dioskuren einigten sich auf eine gemeinsame Mittelmeer-Politik. Daß diese Verbrüderung auf der Linie Neapel-Valencia über Sardinien und die Balearen — eine hübsche Operationsbasis für Tauchboote, die den Weg von Marseille und Toulon nach Algier und Biserta schneidet, wie gewisse Autofallen die Landstraße — unter englischer Patronanz vor sich ging, ist wohl kaum zweifelhaft. Man darf sich also jetzt fragen, ob nicht vielleicht etwas wie ein Mittelmeer-Block mit dem Zentrum in Rom dem Mitteleuropa-Block mit dem Zentrum in Prag entgegengebaut werden sollte, ja, ob der überstürzte Abschluß zwischen Benesch und Poincaré — auf den ja im Frühherbst Herr Masaryk noch nicht eingehen wollte — und das darauf folgende hektische Hasten auf Kaunitzens Spuren nicht erst von den britisch-italienischen Zündeleien und Bündeleien veranlaßt war.

Die Serben nennen den greisen Gründer des S.H.S.-Reichs gern den „Bismarck des Balkan“. Dieser Vergleich ist heute annehmbarer als je, nachdem Herr Paschitsch nunmehr auch jenes differenzierte und diffizile Spiel begonnen hat, das man beim Baccarat „à cheval setzen“ nennt, und für das der Original-Bismarck die harmlose Bezeichnung der Rückversicherung eingeführt hat. Denn mag Jugoslawiens Abkommen mit Italien nur einen Neutralitätsvertrag darstellen oder sogar eine Militärkonvention enthalten: für Jugoslawien bedeutet es gewiß nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine Rückversicherung. Wie sollte es sonst seinen Verpflichtungen gegen das Frankreich gerecht werden, das seine Rüstungen finanziert? Es ist daher gar nicht unmöglich, daß Herr Paschitsch doch noch, wie bereits gemunkelt wird, dem Duumvirat Poincaré-Benesch beitritt, ebenso wie nicht unmöglich ist, daß Herr Benesch sich wieder in London rückversichert, zumal wenn ihm die City eine anständige Anleihe auflegt. Vergessen darf auch nicht werden, daß bei solchen Gelegenheiten nicht selten der außenpolitische Sack geklopft wird, wenn der innenpolitische Esel gemeint ist. Die moralische Unterstützung des Kroatenführers durch England wird — wie dieser selbst schon bitter er- und bekannt hat — ein jähes Ende nehmen und die wahrscheinlich mehr als nur moralische Unterstützung, die Italien bisher dem als eine Art Puffer zwischen sein und das altserbische Gebiet gelagerten kroatisch-slowenischen Partikularismus angedeihen ließ, wird kein längeres Leben haben. Auch Herr Mussolini kann seinem ebenso leicht vergeßlichen wie

realpolitisch denkenden Volk einen bedeutenden Erfolg, errungen auch noch gegen die beneidete und gefürchtete lateinische Schwester, vorweisen und nunmehr ruhigen Herzens seine Wahlen ansagen.

So lohnt sich schon aus diesem innenpolitischen Grunde ein Vertrag, dessen außenpolitische Friedenswirkung aufhören wird, sobald einer der beiden Kontrahenten eine Synthese aus Konstellation und Interesse auftauchen sieht, die seinen „sacro egoismo“ mehr befriedigt. Nicht umsonst hat Herr Mussolini die Verhandlungen mit dem jugoslawischen Gesandten durch die Worte eingeleitet, die beiden Völker müßten entweder in Feindschaft oder in Bündnis mit einander stehen. Nicht viel anders drückte bekanntlich Bismarck seine Beweggründe zur Aufnahme Italiens in den Dreibund aus. Für Italien ist Serbien der echtbürtige Machtnachfolger Oesterreichs, nur mit dem Unterschied, daß es diesen wegen seiner Jugend und relativen Geschlossenheit mehr fürchtet als die alte, zerklüftete Monarchie. Mag so selbst aus dem Vertrag ein Bündnis werden: ein jugoslawischer Conrad, der den Präventivkrieg gegen Italien predigt, und ein italienischer Sonnino, der den Vertrag vom andern Partner gebrochen erklärt, um ihn selbst brechen zu können, wird sich immer finden, wenn er gebraucht wird.

Man sieht auf jeden Fall: Die europäische Konstellation birgt auch jetzt so viele Permutationsmöglichkeiten, daß dem ritterlichen Turnier um die Hegemonie immer neue Seiten abgewonnen werden können. Nur sind sie, anders als beim Lanzenstechen früherer Jahrhunderte, weniger reizvoll für die Zuschauer als für die Matadoren. Denn die Zuschauer sind ja jene Achiver, deren Blut fließt, wenn die Helden sich streiten. Welche erfreulichen Aussichten jedoch eröffnen sich für den Augenblick, da die annoch waidwunden Kämpen Rußland und Deutschland wieder in die Stechbahn reiten! Nun, einstweilen geht es noch ohne sie, und der Verwalter des berliner Auswärtigen Amts hat Muße, seine schwungvollen Reden zu feilen, wofern ihn der Ehrgeiz nicht treibt, seinem Kanzler die Verhandlungen mit Bayern abzunehmen, die ja eigentlich längst in sein Ressort gehören.

Abbau der Republik? von Waldemar Keller

Die sechzehnten und siebzehnten Stockwerke des Reichsverwaltungswolkenkratzers schüttelt ein kleines Erdbeben: der Beamtenabbau ist in vollem Gange. Bis Ende des Monats Januar werden etwa zehn Prozent der zur Zeit Tätigen die Fahrt ins Blaue angetreten haben. Man müßte Großkapitalist oder notleidender Landwirt sein, um nicht Herz zu bezeugen für die Elendsfolgen dieser Haupt- und Staatsaktion; hinwiederum ist die Zusammenlegung der Aufgabengebiete einzelner Reichsbehörden, mithin die Verringerung des Beamtenheeres eine Notwendigkeit, die zu beweisen gewiß eine Eulenspiegelei wäre. Lebhafter Widerspruch aber muß sich erheben gegen die Art: wie von oben herab „Maßnahmen ergriffen“ werden, wie man den Plan zum Faktum gestaltet. Sollte der gutherzige, vom Schnickschnack

der Parteien noch nicht verrückt gewordene Bürger etwa der Meinung sein, daß die Siebung der Verwaltungsorgane durchaus paritätisch, will sagen: ohne politische Rücksichtnahme geschehe, so befindet er sich auf dem Holzwege. Die vornehmen Hände jener Herren, die als Ausführende fungieren, sind mit Glacéhandschuhen bedeckt, sobald rechts gerichtete abbaufähige Aktenhüter in ihrem Griffbereich auftauchen; bisher jedenfalls wurden hauptsächlich solche Beamten und Angestellten an die Luft gesetzt, die unbedingt auf dem Boden der republikanischen Verfassung stehen — immerhin ein Moment, das registriert zu werden verdient, besonders in diesen Tagen, da Kanzler und Minister und Alles, was berufsmäßig politische Reden rundfunkt, mit schmetternden Bekenntnissen zur bestehenden Staatsform Wintersport treibt.

Wo wird, fragt man natürlich, das Messer geschliffen, mit dem der narkotisierten Republik unauffällig die Glieder amputiert werden? Die Antwort lautet: im Finanzministerium. Dieses Institut zeigt ein so eigenartiges Mosaik politischer Geister, daß die Versuchung, seine innere Konstruktion mit jenen Mißständen in Causalzusammenhang zu bringen, auf dem richtigen Instinkt zurückzuführen sein dürfte. Kein Demokrat, erst recht kein Sozialdemokrat erfreut sich dort eines Postens. Außer rechts stehenden Beamten oder solchen, die sich politisch der Rechten nähern, sind in dem grauen Hause am Wilhelmsplatz nur etliche passive Zentrumsleute tätig, gerechnet von der ersten bis zur letzten Garnitur. Das Finanzministerium aber gibt die Direktiven in allen Abbaufragen, und wenn Herr Dr. Luther auch spornstreichs zehn Dementierthesen an eine weithin sichtbare Litfaßsäule kleben läßt: hier, in dem Irrgarten seiner Büroräume, wird gar merkwürdig an der Gesundung der deutschen Zustände gearbeitet.

Der sogenannte „Sparausschuß" wirkt mit. Zwar beschäftigt er sich nicht mit dem Beamtenabbau, jedoch mit der Beschränkung und Kombinierung der Aufgabengebiete, ein Bemühen, das — sonderlich dann, wenn man sich „bemüht" — die heitersten Abbaufolgen zu zeitigen vermag. Irgendein Geheimnis wird übrigens damit nicht enthüllt: in allen Ministerien pfeifen es die Tippfräuleins an der Maschine, daß die vier Männer des Sparausschusses in republikanischem Sinne nicht grade mit den besten Zeugnissen ausgestattet sind. Wie auch könnten sich sonst Zahlenverhältnisse ergeben, die rechterhand, linkerhand Alles vertauscht erscheinen lassen? Von 800 abgebauten Beamten und Angestellten einer Reichsbehörde in Spandau waren nicht weniger als 780 Republikaner; nur der verschwindende Rest bestand aus Bekennern andrer politischer Konfessionen.

Die Beispiele könnte man vermehren. Sehr bedenkliche Konsequenzen hat der Vorsatz nach sich gezogen, in erster Linie unter den Angestellten aufzuräumen. Grade sie, fast alle im Afa-Bund oder im G.d.A. organisiert, fußen auf republikanischem Boden. Der schematisch im Vorrang betriebene Abbau dieser Leute bedeutet also ohne weiteres eine Schwächung des republikanischen Elements innerhalb des Verwaltungsapparates der Reichsregierung. Daß ein Berühren der mit hohen und höhern Aemtern beehrten Figüren so gut wie gar nicht in Frage kommen würde, war vorauszusehen. Ist wirklich schon ein Ministerialdirektor stellungslos geworden? Dabei könnte es, weiß Gott, nicht schaden, wenn eine Handvoll auch dieser Kategorie den ängstlich gehüteten, mit allem Comfort der Neu-

zeit versehenen Schützengraben verlassen müßte. Nicht selten wird es so sein, daß eine Stenotypistin mehr, geleitet und befeuert von der Arbeitsamkeit eines kleinen Regierungsrates, einen ausgewachsenen Ministerialdirektor zu ersetzen imstande ist.

Alles in Allem: die Durchführung der „Pav", der Personal-Abbau-Verordnung, wie sie zurzeit gehandhabt wird, läuft hinaus auf eine verhängnisvolle Politisierung der Beamtenschaft. Die Erregung, ausgehend von der ungeschminkten Verordnung, kocht logischerweise hoch; noch unterzuheizen, politisch zu färben, ist — milde gesagt — eine Skrupellosigkeit, eine Unverfrorenheit, die wohl nur in dem tüchtigen Deutschland von heute so freie Bahn findet. Man lasse sich nicht irritieren durch den Schrei rechts gerichteter Zeitungen nach paritätischem Abbau. Der soll den Eindruck erwecken, als fühle sich das Völkchen auf jener Seite benachteiligt, während es in Wahrheit mit Befriedigung den Lauf der Dinge beäugt. Der hat keine andre Bedeutung als diese: Ablenkungsmanöver. Wissen möchte man nur, wo eigentlich die Augen und Ohren Dessen sind, dem zukommt, über Wohl und Wehe der Republik zu wachen. Hat der Reichspräsident keine Kenntnis von den Vorgängen? Wenn nicht: sie ist ihm hiermit vermittelt worden.

Justizkladderadatsch von Ferdinand Nübell

Es hat gebumst. Herr Emminger hat — endlich — der „Not von Volk und Reich" gesteuert. Reich und Volk ächzten schon zu lange unter der Zentnerlast, die ihnen die Zahlung von Gebühren für Schöffen und Geschworene und gar erst die horrenden Entschädigungen für Zeugenfahrgelder auferlegten. Die Inflationsgewinne dieser Leute stanken längst zum Himmel; auf Kosten der Allgemeinheit füllten sich diese Ruchlosen ihre Taschen. Gewiß, auch die vielen Zentralbehörden, die mehr als zwanzig Landesbehörden und Parlamentchen, die Ein- und Ausfuhr-, Devisenerfassungs-, Wohnungs-, Miets-, Wiederaufbau- und Wiederabbau-Behörden, Si-, Schu-, A- und Wupo kosteten einen Batzen Geld; bei der Justiz aber herrschte von je eine so maßlose Verschwendung, daß dem endlich energisch und mit einem Ruck Abhilfe geschaffen werden mußte. War denn nicht ein Skandal, daß so'n Kerl, dem man als erfahrener Kriminaliste ohne weiteres den typischen Verbrecher ansah, noch große Fisematenten machen, Entlastungszeugen laden, seine „Unschuld" beweisen und, wenn ihm das in Erster Instanz nicht gelungen, sogar noch Berufung und Revision einlegen wollte, nur um seine an sich schon teure Untersuchungshaft um etliche Monate zu verlängern und dem schwerbedrängten Reich Kosten über Kosten zu verursachen! Und mußten denn wirklich wegen eines Mannes, dem Gott schon einen Lombroso-Schädel aufgesetzt hatte, zwölf ordentliche Bürger ihrem Beruf und dem Wiederaufbau Deutschlands auf Tage oder gar Wochen entzogen werden? Hinwiederum: War wirklich nötig, daß der Staatsanwalt allen Quark nachprüfte, etwa wenn ein Böswilliger von einem im Ruhrkrieg bestens bewährten Großindustriellen behauptet hatte, er habe „in Devisen gescho . . .", wo doch jeder

Staatsanwalt sofort sah, daß „die Schuld des Täters gering und die Folgen der Tat unbedeutend“ seien, weil bekanntlich „letzten Endes“ doch die Finanz- und alle übrige Kraft des Staates auf der Großindustrie beruht! Solche Sachen verstimmten nur und machten den so Steuerlustigen immerhin etwas steuerunlustig. So hatte das arme Reich doppelten Schaden: mit der einen Hand mußte es für zwecklose Arbeit Geld ausgeben, in die andre bekam es weniger reichliche Spenden.

Das konnte, das durfte so nicht weitergehen. Das sah ein Blinder — also auch Herr Emminger. Frisch griff er zu wie weiland Doktor Eisenbart und packte das Uebel da, wo man es immer packen soll: bei der Wurzel. Er jätete das dem Volke teure Schwurgericht aus und pflanzte an seine Stelle das weniger teure große Schöffengericht, nannte es aber „Schwurgericht“ und so, meinte er, würde es dem Volke teuer bleiben, trotzdem es billiger wäre. Dann beschränkte er im Interesse noch größerer Billigkeit die Zuständigkeit des neuen Schwurgerichts auf ganz wenige Delikte, die ohnehin nur selten vorkommen. Die so verbliebene theoretische Zuständigkeit des „Schwurgerichts“ merzte er praktisch vollständig aus, indem er verfügte, daß „vorübergehend“ weder Schwur- noch Schöffengericht einberufen werde, und daß „für die Zeit des bestehenden Ausnahmezustandes“ — lang soll er leben! — die Strafkammern ohne Rechtsmittel, ohne Voruntersuchung, ohne schriftliche Anklage und die andern überlebten Rechtsgarantien über alle Kapitalverbrechen zu entscheiden hätten.

So ergibt sich etwa folgender neckischer Fall. Einer sieht aus wie ein Mörder, Räuber, Erpresser oder Brandstifter. Die Verdachtsmomente und Indizien, welche die Polizei aufspürt, „verdichten“ sich. Ohne gerichtliche Voruntersuchung erhebt die Staatsanwaltschaft Anklage. Darin steht nur, daß der Delinquent beschuldigt wird, gemördert, geraubt, erpreßt oder brandgestiftet zu haben. Worauf sich diese Anklage stützt, braucht nicht drin zu stehen, nicht einmal die „wesentlichen“ Ergebnisse der Ermittlungen. Auf die so zusammengehauene Anklage mag sich der Angeklagte äußern. Dazu hat er volle vierundzwanzig Stunden Zeit, gerechnet von der Stunde an, wo ihn die Mitteilung des Termins der Hauptverhandlung erreicht. Sollte ihm in dieser geräumigen Frist gelingen, Aeußerungen von sich zu geben oder gar Zeugen oder andre Beweise zu beantragen, so schadet das dem schnellen Walten des Armes der Gerechtigkeit nichts, denn das Gericht braucht die Beweise nicht zu erheben, wenn das nach seinem „Ermessen“ nicht nötig ist. Das Urteil des Gerichts saust nieder und ist auch schon rechtskräftig, der Delinquent kann sich sofort den Mauern des Hauses der Zucht, für lange oder immer, oder gar dem sanften Streich des Henkers anvertrauen. Sein letztes Wort wird sein: „Recht muß doch Recht bleiben. Es lebe die Republik!“

In dieser Republik gibt es nun Leute, die das Gute, das so nahe liegt, nicht sehen wollen! Ihrer fünf bis sechs, Journalisten und Juristen, entfachen in ebensoviel Tageszeitungsartikeln den bekannten „Sturm der Entrüstung“, eine ganze Reihe von

Zeitungsabonnenten lesen das beim Frühstück oder in der Stadtbahn und schüren dann wohl gar den Sturm noch durch ein halblautes: „Unerhört! Ha sowas! Was sagen Sie dazu?“ Dieses nennt man dann: die kochende Volksseele. Aber auf der Rückfahrt vom Geschäft nach Hause ist sie schon so gut wie ausgekocht; „soweit das Feuer der Empörung noch glimmt, wird es in Anspruch genommen von der Abendzeitung, die am Nachmittag erscheint und einen feierlichen Protest der Regierung gegen die Schandjustiz im besetzten Gebiet enthält — einen Protest, dessen größtmögliche Verbreitung durch Radiorundfunk von dem Reklamebüro Großmaul in dicken Lettern angekündigt wird.

Inzwischen geht es in Moabit heissa, juchhei, dideldumdei nach dem Grundsatz: Sprich schnell Recht und scheue Niemand.

Ziemt es, sich darüber zu entrüsten? Ehrlich gesagt: Nein. Man könnte wohl vielleicht etwa eventuell doch einige Bedenken haben, daß, streng genommen, die Justizverordnungen nicht ganz mit dem Wortlaut oder dem Geist der sogenannten Verfassung haarscharf übereinstimmen — aaaber Gott, ich meine . . . Verfassung . . . gewiß . . . na ja . . . So könnte am Ende ein Dichter und Denker opponieren. Aber wir sind Gottlob nicht mehr nur ein Volk der Dichter und Denker. Wir stellen uns auf den Boden der gegebenen Tatsachen, streng nach den Grundsätzen einer echten und ehrlichen Demokratie. (Mit erhobener Stimme:) Das Eine jedoch wird Niemand mit Fug behaupten wollen, daß jene Verordnungen jenes Herrn Emminger etwa nicht auf dem Boden der Demokratie gewachsen wären. Denn was heißt Demokratie? Herrschaft des Volkes! Das Volk übt diese Herrschaft aus, indem es aus seiner Mitte die Besten und Klügsten in große Häuser der Reichs- oder Landeshauptstadt entsendet, die sogenannten Parlamente, auch Volksvertretungen genannt. Diese Besten und Klügsten, getragen vom Vertrauen des Volkes, sind nichts als die Vollstrecker des wahren, wirklichen Volkswillens. Was sie tun, ist der Volkswille, was sie nicht tun, ist auch der Volkswille. Sie sind also durchaus legitimiert und befugt, der Regierung in Zeiten der Not und in den Nöten der Zeit die Ermächtigung zu erteilen: selbst Vollstrecker des Volkswillens zu sein. Tun sie das, so „ist“ der Reichskanzler der Vollziehungsbeamte des Volkes. Ruft der Reichskanzler: „Emminger, komm mal mits Beil!“, so ist das Volkeswille, Volkesstimme — Gottesstimme! Es ist die Ausübung der Herrschaft des Volkes, griechisch: Demokratie!

Adieu, liebe Weltbühne! Ich spiele nicht mehr mit. Ich werde Anhänger des absoluten Absolutismus, griechisch: Tyrannis. Denn: erstens ist ein Tyrann nicht so mächtig, meist auch nicht so dumm, sogenannte Volksrechte mit solchen Plattfüßen zu treten; zweitens ist ehrlicher, zu sagen: „L'état c'est moi — mein Wille ist Gesetz!“ als: „Der Staat seid Ihr — ich kann machen, was ich will; denn was ich tue, ist Euer Wille!“; und drittens: das Volk will es so haben, und ein rechter Demokrat muß sich dem Willen der Mehrheit des Volkes beugen. Ich beuge mich — ich rufe: Heil!

Brief an Eulenberg von Kurt Wolff

Lieber Herbert Eulenberg!

Sie machen Ihrem Aerger über die deutschen Verleger in Nummer 2 der ‚Weltbühne' ein wenig Luft in Ausführungen, die von Ihrem ungebrochenen starken Temperament, das für mein Gefühl immer einen heimatlich rheinischen Einschlag gehabt hat, zeugen; aber ich finde nicht — seien Sie mir nicht böse, wenn ich das ausspreche — , daß Sie sehr tief auf das Wesentliche der immer und in vielfacher Hinsicht problematischen Wechselbeziehungen zwischen Autor und Verleger eingehen. Ich habe Lust, Ihnen mit einigen, auch nur oberflächlich den berührten Fragenkomplex streifenden Anmerkungen zu antworten. Dabei will ich versuchen, nicht müßige allgemein nationaloekonomische Betrachtungen anzustellen; trotzdem ich den Kernpunkt Ihrer Ausführungen darin sehe, daß Sie Ihrerseits die wirtschaftliche Schweinerei des Jahres 1923 als Gesamterscheinung ignorieren und ein weltfremder Leser nach der Lektüre Ihres kleinen Aufsatzes meinen müßte, hier spiele sich etwas Verabscheuungswürdiges und Verbrecherisches zwischen Verlegern und Autoren ab, in einer Zeit, die im übrigen sich in sittlich geordneten, normalen wirtschaftlichen Bahnen bewegt.

Wir wollen uns doch erst einmal darauf besinnen, daß das Jahr 1923 ein Jahr war, in dem sich in ständig zunehmender Rücksichtslosigkeit und Erbitterung ein Kampf Aller gegen Alle abspielte: ein Kampf, in dem Jeder den sich oft von Stunde zu Stunde erneuernden Bankerott der deutschen Währung auf den Rücken des Andern abzuwälzen versuchte. Den Letzten bissen die Hunde, aber zum Schluß waren wir Alle doch die Letzten und nicht der deutsche Dichter und Schriftsteller allein.

Wenn beispielsweise die ‚Weltbühne' das Geld für ein Vierteljahrs-Abonnement, die Abrechnung von den Kiosken oder die Einnahmen aus dem Inseratenteil erhielt, dann entsprach der Geldwert der Einnahme vermutlich im allgemeinen nicht mehr dem Papierwert des Heftes oder dem Porto, das für das Quartal aufgewandt wurde. Das war überall, auf allen Gebieten, das Gleiche. Diesen Prozeß haben Sie doch monatelang Tag für Tag selbst miterlebt, in allen Formen, und Sie müssen ihn verstanden haben, auch wenn Sie so wenig zum Kaufmann geboren sind wie Hamlet zum Herkules. Und wenn sie ihn nicht im Jahre 1923 während des Flusses der Dinge begriffen haben, so muß Ihnen das heute rückblickend ohne weiteres möglich sein.

Im übrigen wird Ihnen diese wirtschaftlichen Dinge Ihr Sohn Tyll, der Kaufmann, viel besser auseinandersetzen können als ich, und er wird Ihnen auch bestätigen, daß in diesem traurigen Prozeß, in dem der Gläubiger lange Zeit hindurch schlechtes und entwertetes Geld erhielt, der Schuldner noch keineswegs immer Nutznießer dieses Entwertungsprozesses war, daß vielmehr durch die Usance der Banken, Schecks nach zehn bis vierzehn Tagen gutzuschreiben, sie aber zum Ausstellungstag zu belasten, durch die Langsamkeit der Postschecküberweisungen und dergleichen in zahllosen Fällen sich das Geld auf dem Wege vom Zahler zum Empfänger entwertete.

Aber ich will lieber auf alle weitern Anmerkungen zum Allgemeinen der Situation verzichten und ein paar spezielle Dinge sagen,

die sich auf Angelegenheiten des Buchhandels beziehen, insbesondere auf diejenigen Fragen, die Sie zu interessieren scheinen.

Die Außenhandelsnebenstelle, die die Ausfuhr des deutschen Buches unsinnig erschwerte und das deutsche Buch im Ausland lange Zeit konkurrenzunfähig machte, hat nie meine Sympathie gehabt, und diese ganze Institution ist vielen und vielleicht den besten deutschen Verlegern unerwünscht und unerfreulich gewesen. Daß diese Verlegergruppe, die von Anfang an die Forderung nach Aufhebung dieser Ausfuhrbeschränkung gestellt hat, in der Minorität blieb, ist traurig. Aber Sie dürfen die Dinge nicht so darstellen, als ob diese Außenhandelsnebenstelle eine chinesische Mauer gewesen wäre, vom deutschen Buchhandel selbst errichtet. Es war eine Reichsbehörde, die sich durch den Widerspruch Einzelner, ja auch durch den Widerspruch Vieler nicht abschaffen ließ. Uebrigens wäre es ungerecht, zu behaupten, daß sie nur Unheil angerichtet hat. Und wenn Ihnen ein Buchhändler in New York, „gipsbleich vor Wut", die Institution der Außenhandelsnebenstelle als die organisierte Dollarjagd schamloser Profitjäger geschildert hat, so hat dieser von Ihnen zitierte tapfere Mann und Vorkämpfer für das deutsche Buch keine Ahnung von der tatsächlichen Lage der Dinge; wenn ihm die Dollarguthaben der deutschen Verlegerwelt in ihrer Gesamtheit bekannt würden, so käme er wahrscheinlich zu einer andern Meinung. Die Außenhandelsnebenstelle hat immerhin die Wirkung gehabt, daß nicht die gesamte Substanz der deutschen Bücherlager ins Ausland verschleudert worden ist; sie hat allerdings auch bewirkt, daß der reguläre Absatz, das heißt: der Absatz, der sich in den von der Außenhandelsnebenstelle vorgeschriebenen Formen und Normen vollzog, auf ein Minimum zusammenschrumpfte und daneben ein blühendes Schiebergeschäft entstand, das durch das bekannte, in der Nähe Ihres Wohnsitzes beheimatete Loch im Westen, über Wien, über Grenznester wie Lörrach in Baden und andre einen Buchschleuderexport organisierte, der, alles in allem, doch nur sehr wenig zur Verbreitung des deutschen Buches im Ausland, sehr viel zur Schädigung der Autoren wie der Verleger beitrug und schließlich den regulären Absatz zu Auslandspreisen fast völlig unterband. Auf diesen irregulären Wegen sind sehr bedeutende Bestände deutscher Büchervorräte aller Gebiete, insbesondere aber des belletristischen Verlages, manchmal mit stillschweigender Duldung, meist aber durchaus gegen Wunsch und Willen der Verleger ins Ausland abgewandert zu Preisen, die unter dem Auslands-Makulaturwert lagen. Diese Bestände sind zum großen Teil bis heute unverkauft in Holland, der Schweiz, den oesterreichischen Nachfolgestaaten und andernorts aufgestapelt. Und grade in diesem Augenblick, wo wir endlich auf stabile Goldmarkpreise zurückgekommen sind, strömen in großen Massen diese Bücher aus den Auslandslagern ins Inland zurück und schädigen den ohnehin nicht aufnahmefähigen geschwächten einheimischen Markt durch Unterbietung. Daß diese Schädigung wiederum den Autor ebenso trifft wie den Verleger, ist selbstverständlich, denn es wird dadurch der reguläre Absatz, der dem Autor seine Honorartantiemen einträgt, aufs empfindlichste beeinträchtigt.

In jedem Fall ist es mit der Dollarbereicherung der deutschen Verleger in der Inflationszeit nicht weit her. Wenn nicht die Kollegen ungern vor einander die Karten aufdeckten, vielmehr ihre Aus-

landsabsätze der letzten Jahre der Oeffentlichkeit mitteilen wollten (wobei unter Auslandsabsatz sinngemäß natürlich nur Verkauf gegen Edelvaluta zu verstehen ist): die Autoren würden erstaunt sein über die Geringfügigkeit dieser Umsätze, und der kleinste Fabrikant von Rasierapparaten oder Grammophonplatten würde den ganzen deutschen Buchhandel auslachen.

Ihr Hauptvorwurf gegen die deutschen Verleger aber ist die schamlose Ausbeutung der Autoren, der Vorwurf, daß die Autoren im letzten Jahr oder in den letzten Jahren mit Pfennigen abgespeist wurden. Lieber Autor: diese Behauptung mag in vielen Fällen zutreffen; in sehr vielen mir bekannten Fällen ist sie unzutreffend, zumindest, wenn man die Einnahmen der Autoren so betrachtet, wie sie allein betrachtet werden dürfen, nämlich im Zusammenhang mit der ganzen Wirtschaftslage, der Kaufkraft der Papiermark, die — das dürfen wir heute, unter schon völlig veränderten Verhältnissen, nicht vergessen — zeitweise erstaunlich hoch war, und vor allen Dingen im Zusammenhang mit den Einnahmen der Verleger selbst.

Tatsache ist, daß der deutsche Verlagsbuchhandel bis in das zweite Halbjahr 1923 hinein langfristige Kredite an das Sortiment gegeben hat und infolgedessen selbst durchweg Zahlungseingänge hatte, die ihm oft nur winzige Prozentsätze der Herstellungskosten der gelieferten Bücher einbrachten. Zur Verschärfung der Zahlumgsbedingungen ging der Buchhandel wohl als letzter Faktor der ganzen Wirtschaft über. Ich gebe zu, daß man darüber diskutieren kann, ob dieses Verfahren vernünftig oder unvernünftig war. Wenn Sie es als unvernünftig bezeichnen wollen, wofür hinreichend Gründe anzuführen sind, so wollen wir uns aber darüber klar sein, daß angesichts der Auffassung, Bücher seien ein Luxusgegenstand und nicht Gegenstand des täglichen Bedarfs, eine Verschärfung der Zahlungsbedingungen den Buchabsatz enorm reduziert hätte. Außerdem wären zweifellos von vielen Verlegern die rigorosern Zahlungsbedingungen einzelner Firmen zum Anlaß gemommen worden, ihrerseits günstigere Konditionen und längere Kredite einzuräumen; und Sie wissen selbst, daß dem Buchhändler nicht schwerfällt, dem Käufer, der ein Konfirmations- oder Weihnachtsgeschenk erstehen will, anstatt Ihrer ‚Schattenbilder', die er wegen ihm nicht konvenierender Zahlungsbedingungen des Verlegers vielleicht nicht mehr auf Lager hat, einen Roman von Carry Brachvogel anzuhängen.

Ich möchte zusammenfassend die Behauptung aufstellen, daß sich das rechnerische Bild zwischen Verleger und Autor, von Ausnahmefällen abgesehen, so darstellt, daß im allgemeinen der Autor als Honoraranteil ein Geld erhalten hat, das dem Geld entsprach, das der Verleger wiederum von seinen Schuldnern enthielt — daß dieses Geld allerdings im allgemeinen schlecht war.

Vergessen Sie aber nicht, daß viele Autoren, meines Wissens sogar die meisten der arriviertern, mit ihren Verlegern Abmachungen hatten, auf Grund deren sie ihre Honorare für jeweils tausend oder mehr Exemplare des einzelnen Buches im voraus erhielten. In diesen vielen Fällen schaltet doch die Frage der Schädigung des Autors durch Geldentwertung überhaupt aus.

Ich darf Sie auch an die Ihnen nicht unbekannte Tatsache erinnern, daß die Mehrzahl der deutschen Autoren bei ihren Verlegern

geringere oder größere Vorschüsse gehabt haben. Diese Vorschüsse haben sich zum Teil aus der Vorkriegszeit bis in die allerletzten Jahre hinübergeschleppt. Mir ist nicht ein einziger Fall bekannt geworden, daß ein Verleger einem Autor Goldvorschüsse anders verrechnet hätte als durch Gleichsetzung mit Papiermark, das heißt: nach dem Grundsatz Mark = Mark. Daß die deutschen belletristischen Verleger an diesen Vorschüssen, gleichviel, ob es sich um reine Goldmark handelte oder um bessere Mark, die gegen schlechtere Mark verrechnet wurde, Millionen Goldmark zugesetzt haben, steht fest. Das ist nicht weiter tragisch zu nehmen, darf aber immerhin erwähnt werden, wenn der Schriftsteller nur die Schädigung sieht, die er in der Zeit der Geldentwertung in denjenigen Fällen gehabt hat, wo er vom Absatz postnumerando seine Honorartantiemen empfing.

Es liegt mir fern, zu verkennen, daß im Endeffekt selbstverständlich im allgemeinen der Autor am Sarge der Papiermark geschwächter dasteht als ein wirtschaftliches Unternehmen, wie es ein Verlag ist; denn die Verleger haben die Möglichkeit gehabt, durch gewisse kaufmännische Maßnahmen Aequivalente zu schaffen, die nicht die Schädigung der Markentwertung zu kompensieren vermochten, aber doch immerhin die völlige Zerrüttung des Betriebes verhinderten; ich denke an die Inflationsgewinne, die durch die Möglichkeit erzielt wurden, gelegentlich die für Neuherstellung erforderlichen Papiermengen, Druckerei- oder Buchbinderrechnungen mit Akzepten zu bezahlen, aber mit einem Geld einzulösen, das weit schlechter war als am Tage der Begebung des Akzeptes. Ohne solche Krücken hätte der deutsche Verlag die Produktion überhaupt längst einstellen müssen. Am Verkauf seiner Verlagsvorräte hat der Verleger in den letzten Jahren zweifellos ebensowenig verdient wie der Autor. Und für die Mehrzahl der deutschen Verleger besteht heute das große und schwierige Problem: mit reduzierten Mitteln Neuauflagen herzustellen und die Lagerbestände wieder aufzufüllen, die in der Inflation zu einem Geld verkauft wurden, das heute so gut wie keinen Wert mehr hat.

Wenn ich hoffe, daß der deutsche Verlag die gegenwärtige und die nächste Zeit, als die kritischste, die es vielleicht in Jahrzehnten für ihn gegeben hat, gut übersteht, so habe ich diese Hoffnung nicht zuletzt um des deutschen Dichters und Schriftstellers willen.

Aus langen Jahren kennen Sie, lieber Herbert Eulenberg, uns deutsche Verleger ja fast alle ganz gut. Sie kennen unsre rücksichtslose Erwerbsgier und wissen dennoch, daß wir nicht nur um ihretwillen das Buch einer andern „Branche“, bei der immerhin mehr zu verdienen war und ist, vorgezogen haben. Sie glauben auch, daß wir in den Schriftstellern mehr oder weniger ekelhafte Hysteriker sehen, und wissen doch, daß wir trotzdem merkwürdigerweise mehr Freude daran haben, das Drama, die Prosa, das Gedichtbuch eines solchen lebenden Dichters, an den wir glauben, zu drucken und zu verbreiten, als aus Verlegenheit immer wieder, illustriert und unillustriert, in großem oder kleinem Format, auf dünnem oder dickem Papier, Goethe, Schiller, Heine, Balzac, Dostojewski in Fraktur oder Antiqua neu zu drucken.

Ich will meine flüchtigen Anmerkungen, die auch nur die Peripherie des von Ihnen berührten Fragenkomplexes streifen, hier abschließen, trotzdem es lockend wäre, nicht nur die äußern rein

oekonomischen Fragen zu erörtern, sondern auf wesentlichere geistige einzugehen: anzudeuten (was sich doch nicht verschleiern läßt), daß weite Schichten deutscher Leser, und nicht die schlechtesten, die vor ein paar Jahren noch mit ehrlichem Enthusiasmus Neues und Werdendes aufnahmen, achteten, beachteten, sich von der gegenwärtigen Literatur enttäuscht zurückziehen ; zu untersuchen, warum das geschieht . . .

Aber das ist wohl nicht mehr meines Amtes.

Ich grüße Sie herzlich, hoffend, daß trotz allem die allgemeinen Zustände uns bald erlauben, Das zu tun, was uns am meisten am Herzen liegt: der deutschen Dichtung der Gegenwart zu dienen.

Peter Brindeiseners Erlebnis von Hermann Stehr

Die Schule war aus. Alles polterte über die Bänke, durch die Gänge, über die Holzstiege hinunter. Ich räumte geistesabwesend an meinem Tornister herum und kam damit doch nicht zu Ende. Drunten lärmten die Kinder und wurden dann plötzlich still; Ich wußte, der Lehrer war zu ihnen getreten, sie in Paaren zu ordnen. Jetzt sagte er mit knarrend unwirscher Stimme sein „Geht!“ Mit vielstimmigem „Gelobt sei Jesus Christus!“ setzte sich Alles schweigend in Bewegung. Dann begann wieder ein undeutliches Durcheinandersprechen, das sich in entgegengesetzten Richtungen vom Schulhaus entfernte und bald ganz in dem Schweigen der stehenden Herbstluft unterging. Mir klopfte das Herz, daß ich glaubte, das ganze ausgestorbene Schulhaus halle wider von seinen furchtbaren Schlägen. Ich blickte erschrocken auf, und mein Auge traf das Bild des alten Kaisers Wilhelm über der Tür. Es sah gleichgültiggütig auf mich nieder. Da schnallte ich entschlossen den Deckel auf meinem Tornister fest, warf den Bücherranzen auf den Rücken und stand auf. In diesem Moment hörte ich den Kantor Pfeiffer über die Treppe heraufkommen und zögerte, hinauszutreten. Allein, er kam nicht ins Schulzimmer, sondern stand, auf dem obern Flur angekommen, ein Weilchen still und schlurfte dann in seine Wohnung. Als die Tür hinter ihm eingeschnappt hatte, schlich ich mich auf den Zehen lautlos die Treppe hinunter. Was mein Herz mit seinem stürmischen Rumoren geahnt hatte, traf ein. Sowie ich aus der Schulhaustür trat, sah ich das Mathinklein neben einer Weide auf dem Wiesensteige ganz allein stehen, während die andern Querhovener Kinder, schon weit in das flache Tälchen hineingewandert, von silbrigem Herbstlicht umzittert, weiterzogen. Sie winkte mir nicht, sondern richtete sich nur wie frohlockend auf und begann dann, säumig Fuß vor Fuß, den Steig weiterzugehen. Mit erlahmenden Beinen, mit schluchzend beklemmter Brust, einem Wirbel, wie Trunkenheit, im Kopf ging ich ihr nach. Nach einigem Zögern aber fiel ein Sturm über mich, ich schrie inbrünstig ihren Namen „Mathinka!“ und begann dann zu jagen, daß mein Atem flog. Sie kam mir rasend Betörtem mit glücklichflimmerndem Gesicht zwei Schritte entgegen, packte meine Hand mit festem Griff und sagte nichts als: „Peter, du!“ Sie sagte es fast stimmlos, aber so leidenschaftlich, so verzehrend, daß ich vollkommen in ihrem Bann war.

Ziemlich in der Mitte von Querhoven liegt die einzige Wassermühle des kleinen Dorfes an dem Hornwasser, das, durch ein Holzwehr teichbreit gestaut, dort fast still steht. Der Steig von Hemsterhus her geht nahe an dem strauchlosen Ufer hin. Ueber dem Wasser drüben lag auf einem Hügelstoß der Meixnerhof, aus dem Mathinka stammte. Ob es heute noch so ist, weiß ich nicht. Die Meisten, die damals an der Querhovener Teufe vorübergingen, blieben stehen und beschauten den Hof in der Höhe und sein Spiegelbild in dem ruhigen Wasser.

Wir beiden verstrickten Kinder, das Mathinklein und ich, waren, ohne ein Wort zu sprechen, ja ohne uns anzusehen, die Hände ineinandergeflochten, bis hierher gegangen und taten nun das Selbe. Die dortige Uferstrecke ist ganz hauslos. Ein Stück unterhalb liegt die Mühle. Eine ganze Strecke wasserauf führt ein Steg über den Bach, und erst dort war wieder ein Anwesen, ein kleines Haus, das übrigens der verwitweten Schwester von Mathinkas Vater gehörte.

Dort traten wir an das stille Wasser heran, wir jungen Kindermenschen, beide gewitterschwül, und schauten erst auf den unbeweglichen Spiegel und dann nach dem Gesträuch des gegenüberliegenden Ufers. Ich tat es wenigstens, denn ich fürchtete mich vor meinem Gesicht im Wasser und schämte mich vor Mathinka. Des wilden Mädchens Hand aber umklammerte glühheiß die meine und zog mich immer näher ans Wasser. Jetzt wagte ich unter mich zu sehen. Mein Gesicht war weiß und starr, die Augen übergroß und dunkel, wie das Gesicht eines Menschen, der mit offenen Augen gestorben ist. Das Mathinklein blühte mir fieberrot und lachend aus dem Wasser herauf.

„Fürchtest du dich vor dem Wasser, Peter“ fragte sie und lachte mit weißen Zähnen aus dem Wasser.

Ich schüttelte nur den Kopf.

„Aber du hast kalte Hände“, sagte sie wieder.

„Ja“, hauchte ich erst.

„Ja, Mathinklein!“ brach es jetzt stürmisch aus mir.

„Ja, du!“

Darauf schleuderte sie übermütig ihre Haare in den Nacken und lachte so, daß sich mir vor wollüstigem Schauer der Atem im Halse abwürgte, warf den Tornister vom Rücken, riß sich die Schuhe von den Füßen und streifte die Strümpfe von den weißen, wunderschönen Beinen.

„Mathinklein, was tust du?“ fragte ich fassunglos, und mein Kopf donnerte.

„Peter, ich fürchte mich nicht . . . ich nicht . . . ich . . . hänge die Füße ins Wasser . . . die Beine . . . Alles . . .“

So redete das Mädchen fliegend, ekstatisch, dämonisch und riß und zerrte an Schuhen und Strümpfen.

Jetzt war sie damit fertig und ließ sich hart am Ufer nieder.

„Sieh“, sagte sie, beugte, auf den linken Arm gestützt, den Oberkörper zurück, schloß die Augen, und, langsam mit der rechten Hand das Kleid immer höher über die Beine streifend, lechzte sie lockend immerfort das Eine: „Sieh . . . sieh . . . sieh . . .“

Dabei schob sie sich immer weiter gegen den Uferrand und hing die Beine tiefer ins Wasser. Als das Kleid von dem schon verdunkelten Schoß weggezogen wurde, schrie ich voll Entsetzen auf: „Mathinka!“, stürzte mich auf sie und riß sie vom Wasser weg. Sie umklammerte meinen Hals, und unsre brennenden Gesichter gruben sich in einander.

Niemand hat das gesehen. Denn es war hoher Mittag. Es ist auch nichts geschehen. Wir Beide sind nur in die Nacht der Wollust gestürzt. Aber getrunken habe ich dazumal noch nicht von den heißen Wassern. Nein, wahrhaftig nicht! Aber besinnungslos war ich und wachte erst auf, als ich auf der Querhovener Lehne angekommen war und durch den Fichtenstreifen schritt, der vom dürren Berge herunterlief.

Die ganze Welt wogte in einem grauen Dampf um mich, hinter dem gleichwohl alle Gegenstände in nie gesehenen, lockenden Farben aufleuchteten. Das Merkwürdigste widerfuhr mir aber in der Tatsache, daß alles Dieses, das hinter dem grauen Schleier gespenstisch und geheimnisvoll hervortrat, die Züge meines Gesichtes trug, wie es mich als Spiegelbild aus dem Wasser angeschaut hatte, da ich mit Mathinka an der Hornwasserteufe gestanden hatte. Weiß und starr, die Augen übergroß und dunkel, wie das Gesicht eines Menschen, der mit offenen Augen gestorben ist, so formte sich mein Gesicht aus Allem, was ich eine Weile anschaute. Aus dem herbstblassen Baum tauchte es traumhaft und doch scharf auf, auf jeder weißen Hauswand zeichnete es sich ab, selbst, wenn ich mich losriß und in den blaßblau rauchigen Himmel des Herbstes flüchtete, sah ich es nach kurzer Zeit in der Höhe nach den Schlägen meines Herzens aufzucken und weiterrücken, aufgesogen werden und sich wieder bilden. Und doch, während diese blasse Maske von überall her auf mich eindrang, fühlte ich immerfort das heiße Gesicht des Mathinkleins auf dem meinen; spürte ihre weißen Beine mich umschlingen und faßte in das weiche, brennende Fleisch ihrer Schenkel, wenn ich nur meine Hände schloß. So kam ich nach Hause, gestorben und fiebernd in einem, starr und zugleich wie von einem glühenden Karussell gedreht. Die Gesichter von Vater und Mutter, von Knechten und Mägden, von Bruder und Schwester kamen mir fremd vor, ich schwätzte törichtes, wirres Zeug und konnte mich nicht bezwingen. Bei Tisch verschlang ich die Speisen, ohne zu wissen, was ich hinunterwürgte, lachte immer wieder laut und schreiend heraus und fühlte bei allen Wirbeln, die in mir rasten, mein Gesicht starr, blaß, eingefallen und meine Augen groß, stier, wie gestorben.

Ich komm in die Hölle, sann es in mir, mein Vater kommt in die Hölle, denn er hat auf der Mutter gelegen, mein Bruder kommt in die Hölle, weil er die Mägde auf dem Heuboden stumm macht. Dann mußte ich wieder hell auflachen. Nur aus dem leidenden, abgezehrten Gesicht meiner Schwester Amalie wehte mich eine reine, heilige Furcht an, daß ich hätte weinen und gepeinigt aufschreien mögen.

Endlich war dem Vater meine „Verrücktheit“ zuviel, und um mir die Motten auszutreiben, gab er mir auf, mit Amalie den Nachmittag über bis zum Abend die Aepfel von den Bäumen zu pflücken und sie in der Fremdenstube und einer Kammer auf Stroh zu schütten.

Als wir die Leiter in dem Garten hinauftrugen, mußten wir öfter stehen bleiben. Die Arme meiner Schwester zitterten vor Schwäche, sie wurde von der Last ganz krumm gebogen, und ich, der das hintere schwere Ende trug, hörte ihren Atem in kurzen, reißenden Stößen gehen. In knabenhaftem Uebermut hätte ich höhnisch auflachen mögen über diese weibliche Zimperlichkeit und Ohnmacht. Denn da Amalie immer krank war, erschien sie mir nicht krank. Aber kurz vor unserm Ziel, einem Apfelbaum, der am Ende des nicht eingezäunten, den Hügel hinaufgelehnten Gartens stand, da sie die Leiterbäume wieder aus den schlotternden Armen sinken lassen mußte, kehrte sie ihr kalkweißes Märtyrerinnengesicht nach mir um, wischte sich die dicken Schweißperlen mit bebender Hand von der Stirn und sagte atemlos mit gütigster Stimme: „Ja, ja, mein lieber Peter!“ Dabei sah sie mich aus ihren schuldlos reinen Augen so durch und durch an, daß ich mich beschämt abwenden mußte. Trotzdem, kaum, daß die Leiter in den Baum gelehnt war, fing der Wirbel mit meinem verwandelten Gesicht aus allen Gegenständen, der Spuk von weißen, wundervollen Beinen, die Berückung durch weiches, brennendes Fleisch, das ich zwischen den Fingern fühlte, wenn ich zum Beispiel einen Apfel erfaßte, wieder an, daß ich mich aus dem Baume stahl und über die Wiese und einige Feldbreiten ging, um im Schatten der ersten Waldbäume ungestört dem Tanze der wollüstigen Bilder nachzuhängen. Wohl rief Amalie einige Mal, und das immer dringender, endlich gar bittend und in furchtsames Weinen umschlagend, nach mir. Anstatt aber der machtlos Gepeinigten zu helfen, aufzuspringen und hinunterzueilen, warf ich mich, mit dem Gesicht nach unten, lang auf den Waldboden, griff in dem weichen Haarmoos herum und bildete mir ein, es sei der Schoß Mathinkleins, der mir wohl während der sinnlosen Verschlingung unsrer Leiber in die Hand geraten war.

In der Nacht gestaltete sich der Zustand meiner Schwester sehr schlimm. Sie stöhnte, ächzte und wurde zum Brustzerspringen von trockenem, nicht endenwollendem Husten geschüttelt, sodaß sie in Angst einige Male nach mir rief, sie aufrichten oder umdrehen zu helfen. Aber ich, den die Gier im Bett noch betäubender überfallen hatte, ich, der die Arme auf das Deckbett legen mußte, weil ich es nicht wagen durfte, mit den Händen das eigne Fleisch zu berühren, ich wagte nicht, aus dem Bett zu steigen, weil ich mich fürchtete, den entblößten Körper meiner Schwester an irgendeiner Stelle zu berühren. Dabei litt ich, daß mir die Kinnladen bebten.

Und dann war wieder einmal der schreckliche Hustenanfall vorüber, und Amalie lag atemlos, so still im Bett, als sei sie gar nicht mehr da, nicht in der Kammer; nicht in der Nacht, gar

nicht mehr auf der Erde. Ich setzte mich erschreckt im Bett auf. Und während ich beklommen lauschte, kam eine Stimme traumhaft in der Finsternis auf, die war so kindhaft-dünn, so hoch, so ganz fremd und entrückt, daß ich mich mühte, mit den Augen die Nacht zu durchdringen, um das Wesen zu sehen, das so geisterhaft redete. Denn die Stimme meiner Schwester klang doch ganz anders. Es hatte ausgesetzt, und ich wollte mich schon wieder umlegen. Da fing es von neuem an, schwebend und leise zu sprechen: „ . . . ich sah ein Weißes in mir, ein ganz Helles . . . ein Strahlendes . . . einen Engel . . . oder ein Kind. Ach, das hat blonde Haare wie Gold und geht vor mir her in ein hohes Tor von Licht . . . Heiligenlenlein! — Heiligenlenlein, du!! — nimm mich mit zu Gott und vergiß auch meinen armen Peter nicht . . . Heiligenlenlein . . . du . . .“

Dann erstarb die Stimme im Schlaf.

Mir war, als hätte Jemand einen Pfahl durch meinen Körper getrieben.

So war es doch Amalie, die gesprochen hatte!

Ich sprang aus dem Bett zu ihr hin und rief sie mit allen Kosenamen, indes mir die Tränen über die Wangen liefen, griff mit der einen Hand nach ihrem Gesicht und mit der andern nach ihrer Hand, die aus dem Bett hing. Ihr Körper war feucht von Schweiß und welk.

„Was soll ich dir tun, Amalie?“ fragte ich und bettete ihren herabhängenden Arm unter die Decke. Sie schüttelte leise den Kopf, schloß dankend die Finger um meine Hand und sagte glücklich und fast unhörbar, ich solle ruhig wieder ins Bett gehen. Nun sei der Anfall ja vorüber, und sie wolle schlafen.

Vorsichtig, um sie nicht wieder zu wecken, lautlos kroch ich in mein Bett zurück. Ich war erschüttert, daß meine Schwester eben mit einer andern, mit der Stimme des Sintlingerlenleins gesprochen hatte, und wurde doch bald wieder gedrängt, sie durch irgendeine Frage noch einmal zum Sprechen zu bringen, um zu erkunden, ob das zauberhafte Mädchen des feindlichen Nachbarhofes noch immer in ihr stecke, unterließ es aber dann, weil ich fürchtete, Amalie könne nicht nur wieder zu sich, sondern in eine neue Folter des Hustenkrampfes gerufen werden.

Ich lag ganz, ganz still und lauschte in mir dem Singen der Traumstimme des blinden Mädchens nach, die aus meiner Schwester geklungen hatte. Sie tönte immer leiser, immer ferner, und wie ich mit meinem Lauschen ihrem Davonschweben folgte, verließen mich die wüsten Bilder meiner Knabenbrust, die mich den Tag über so umdrängt hatten, und ich geriet, wie über mein Leben und die Erde hinaus, ganz nahe an eine glückvolle, lichte Unendlichkeit mit buntem, schimmerndem Gewölk, auf dem ein weißes, unwirkliches Engelswesen saß, das mit lockenden Gebärden mich zu sich heraufwinkte. Doch wie ich im Traume auch rang, zu ihr hinzugelangen, es glückte mir nicht, weil von meinem Gesicht die Starre und Blässe und aus meinen Augen die Dunkelheit und Kühle des Todes nicht wich, die mich am Nachmittage neben Mathinka Meixner an der Querhovener Teufe

überfallen hatte. Die ganze Nacht kämpfte ich so, und als mich im dunkeln Morgen die Stimme meiner Mutter zur Schule rief, fiel dieses Bild mit dem Schlafe nicht ganz von mir ab. Ja, da ich nach beendetem Frühstück mit dem Schultornister auf dem Rücken aus dem Hofe in das Feld hinaustrat, schien die ganze Welt von dem Traum meiner Nacht verwandelt zu sein. Der erste Reif war gefallen, und über dem schneebehauchten Grase wogten weiße, wollige Nebel, auf denen das Licht der aufgehenden Sonne zitterte. Während ich neben unserm Baumgarten den Hügel hinunterging, um auf den Grenzweg zu kommen, schielte ich mit einem halben Blick auf den Sintlingerhof hinüber, dessen weiße Gebäudemassen, von der milchweißen Novembersonne getroffen, meinen traumverwirrten Sinnen wie die höchste überlichtete Wolke vorkamen, von der das engelhafte Wesen mir im Schlaf gewinkt hatte.

Wie ich auf dem Grenzwege weiter nach Hemsterhus zu komme und die Schule mit ihrem hohen, altersroten Ziegeldach über die Baumkronen nach mir hersieht, erschrak ich, denn was sollte geschehen, wenn mich beim Eintritt ins Klassenzimmer Mathinka Meixner mit ihren strahlend-schwarzen Augen ansah? Ich mußte auf der Straße stehen bleiben und vertiefte mich über die wellige Ebene hin in den Anblick ferner Hügel. Aber ob ich in meine Augen noch so sehr die schuldlose Neugier rein kindlichen Schauens legte, ja, wie ich über einen Pflug erstaunte, einen einsamen Baum, einen verlaufenen Hasen, Alles, um nur der Entscheidung zu entgehen, die beim Eintritt ins Schulzimmer über mich herfallen mußte, spürte ich die alte Maskenstarre über mein Gesicht kriechen, sah das Mathinklein halbentblößt vor mir im Straßengraben liegen und fühlte die Haare ihres Schoßes zwischen meinen Fingern, als ich mit der Hand ratlos an meiner Tuchjacke hinstrich. Da fing ich an zu singen, nicht ein Lied, das ich kannte, und nicht mit meiner Stimme, sondern mit der fremden Stimme, unwirklich hoch, mädchenhaft, mit der in der Nacht meine fiebernde Schwester von dem Sintlingerlenlein gesprochen hatte, ich sang schreiend zum Schutze gegen das Andringen der wollüstigen Bilder und lief dabei wie ein Gehetzter. Die Leute, die mir begegneten, lachten über mich. An den ersten Häusern von Hemsterhus verstummte ich, verdoppelte dafür aber mein rasendes Laufen, überquerte so den Schulhof, polterte die Treppe hinauf und stürzte abgewandten Gesichtes durch die Klassenzimmertür auf meinen Platz. Ich weiß, daß zugleich eine wilde, zornige Wut in mir war, und während ich tiefgebückt meinen Tornister unter der Bank verstaute, lauerte ich förmlich darauf, einer meiner Mitschüler möge mich hänseln. Denn dann hätte ich mich auf ihn gestürzt und wahnsinnig zugehauen, wahnsinnig! Aber es kam nicht dazu. Der Kantor Pfeiffer trat ein. Die Erregung fiel in mir zusammen. Ich fühlte mich ganz erschöpft und saß teilnahmslos, vor mich hinblickend, da. Dennoch verstand ich den Unterricht, beantwortete alle an mich gerichteten Fragen, versank aber immer mehr in eine Art gramvoller Verschollenheit. Als der

Lehrer am Ende der Stunde wie gewohnt die Anwesenheitsliste aus dem Schube nahm und die Namen der Schüler zu verlesen begann, fing mir das Herz stürmisch zu hämmern an. Ich fürchtete mich vor Mathinka Meixners „Hier“, vor dieser hellen, triumphierenden Stimme, weil ich nicht wußte, was mit mir geschehen würde, wenn sie aufklänge. Mit angehaltenem Atem, gesenktem Kopf, an meinen Lippen beißend, saß ich da und wurde von Namen zu Namen gerückt, richtig wie ein Verurteilter.

Nun sprach der Kantor den Namen aus. Ich packte vor Verlegenheit den Schulranzen mit beiden Händen.

Aber das „Hier“ blieb aus. Pfeiffer hob prüfend den Kopf, wartete einen Augenblick und sagte dann lächelnd zu sich: „Ach so, die ist ja nach Wesel ins Pensionat.“

Da fiel die Angst von mir. Ein kaum erträgliches Glücksgefühl kam über mich, daß ich am liebsten über die Bank gefallen wäre und mein Gesicht in den Armen verborgen hätte.

In der dritten Stunde stürzten mir plötzlich die Tränen aus den Augen. Ich grub mir die Nägel in meine Hand. Es half nichts. Die Tränen flossen, und ich hatte alle Mühe, das Schluchzen zu unterdrücken.

Dabei sah ich, wie der Kantor mich musterte. Ja, er fing schon an, mich zu fragen: „Sage mal, Peter, was ist dir denn?“ Da wurde an die Tür geklopft. Ehe ich zu antworten brauchte, war der Lehrer zur Tür hinausgewirbelt.

Als er bald darauf die Klasse wieder halb betrat, sah er mich über die Brille weg erst eine Weile mit erblaßtem, mitleidsvollem Gesicht an, nickte mir wie bestätigend zu und sagte dann leise über die vollkommen verstummte Klasse hin: Ja, ja, Peter, es ist so. Nimm dir die Sachen und geh nach Hause.“ Dann verschwand er wieder auf den Flur.

Die Stube drehte sich um mich, da ich zu ihm hinaustrat, und während ich taumelnd von meinem Platz der Tür zuschritt überfiel mich die schreckenvolle Vermutung, irgend Jemand könne vom Meixnerhofe herunter den Vorgang beobachtet haben, der sich gestern nachmittag mit dem Mathinklein und mir an der Querhofener Teufe abgespielt hatte, und die Meixnerbäuerin sei gekommen, um von dem Kantor meine Bestrafung zu verlangen. Meine Angst war umsonst. Als ich zaghaft auf den Flur hinaustrat, traf ich Niemand als den Kantor Pfeiffer, der eben über das Geländer gebeugt, Jemand nachrief, der sich mit eiligen, schweren Schritten über die Holztreppe entfernte: „Ich lasse Herrn Brindeisener und seiner Frau mein Beileid ausdrücken. Es wird Alles besorgt werden, und heute nachmittag um Fünf soll nur der Herr oder die Frau kommen, da können wir Alles wegen dem Begräbnis bereden“, rief er hinunter. Dann kehrte er sich herum, trat an mich heran, nickte mir blassen, angegriffenen Gesichtes zu und streichelte gütig meine Wange, indem er sagte: „Ja, ja, armer Peter: Rasch tritt der Tod den Menschen an. Ich habe dirs angesehn, den ganzen Vormittag schon. Du hasts wohl in deinem weichen Herzen geahnt. Faß dich, Peter: Deine Schwester ist vor einer Stunde gestorben.“

Der Vera-Konzern von Fritz Wolter

Die Korrumpierung der Presse durch die Schwerindustrie hat, seitdem hier in Nummer 21 des XIX. Jahrgangs Einiges darüber erzählt worden ist, die Oeffentlichkeit wiederholt beschäftigt. Ein paar Tageszeitungen haben Alarm geschlagen, und die schwerindustrielle Presse und ihr agrarisches Geschwister hat sich darob ungewöhnlich entrüstet. Stolz wie ein Spanier und vertrauend auf die Güte ihrer Geheimorganisationen riefen sie im Chore, man möge ihnen beweisen, daß ein Drittel oder sogar mehr als die Hälfte der deutschen Presse in den Händen der Schwerindustrie ist.

Nun ist dieser Beweis, wenn man die Behauptung nicht wort-, sondern sinngemäß nimmt, durchaus nicht schwer zu führen. Man sehe sich nur das Gros der Provinzpresse an, die nicht imstande ist, sich eigne Berichterstatter zu halten, und kontrolliere, woher sie ihr politisches und wirtschaftliches Nachrichtenmaterial bezieht: mit Ausnahme der offiziösen W.T.B.-Telegramme stammen neun Zehntel aller Meldungen von schwerindustriellen Korrespondenzen, und die Mehrzahl ihrer Provinzredakteure wäre, selbst wenn sie wollte, nicht in der Lage, diese Meldungen zu überprüfen, sondern gibt sie frisch vom Faß, wie die Telegraphen-Union und ihre Verbündeten sie liefern, in Satz. Damit aber wäre eigentlich schon der Beweis erbracht. Denn für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung kommt es ja nicht darauf an, wer die Abonnementsquittungen ausstellt und die Inseratengebühren erhält, sondern woher der Inhalt der Zeitung stammt.

Aber auch wenn man von dieser probaten Methode absieht, gibt es doch noch Mittel und Wege, um zu zeigen, wie weit die Korruption der Presse bereits vorgeschritten ist. Sind es keine direkten Beweise, so sind es Indizienbeweise, gegen die kein Leugnen hilft. Gewiß muß man der Schwerindustrie zugestehen, daß sie meisterhaft verstanden hat, den wahren Tatbestand zu verhüllen. Die langjährigen Erfahrungen, die sie, namentlich im Kampf gegen die Steuerbehörde, auf dem Gebiet der Verdunklungstechnik gesammelt hat, sind beim Aufkauf der Zeitungen mit unvergleichlicher Geschicklichkeit verwertet worden. Keine einzige der großen Zeitungen, deren sich die Schwerindustrie in den letzten Jahren bemächtigt hat, trägt am Kopf oder auch nur im Handelsregister das Zeichen ihrer wirklichen Besitzer. Da „gehören" die Münchener Neuesten Nachrichten einer Treuhandgesellschaft, der Fränkische Kurier einem biedern Gutsbesitzer aus Kitzingen, die Deutsche Allgemeine Zeitung einem sagenhaften Herrn Schmidt-Dumont und der Berliner Lokal-Anzeiger dem Düsseldorfer Verlagsverein. Und aus reiner Barmherzigkeit wird dann einmal in der D.A.Z. verraten: „Hugo Stinnes hat durch Ankauf der Frankfurter Nachrichten seinen beiden Blättern, der Deutschen Allgemeinen Zeitung und der Industrie- und Handelszeitung, ein drittes hinzugefügt."

Da ist nur merkwürdig, weshalb die Schwerindustrie bei dieser gradezu puritanischen Genügsamkeit jene umfangreiche Organisation unterhält, die nach eignem Eingeständnis einzig dazu dient, Zeitungsunternehmungen zu finanzieren und für sie einzukaufen, Nachrichten zu liefern und zu verbreiten und die wirtschaftlichen Interessen der Presse wahrzunehmen. Wozu die Finanzierungsgesellschaften, wozu

dieser ganze Schachtelapparat von G.m.b.H. und A.-G., wenn man wirklich nichts weiter will, als ein paar große Zeitungen verlegen?

Die größte deutsche Zeitungsorganisation der Schwerindustrie ist der Vera-Konzern. Die Vera-Verlags-G.m.b.H. ist gewissermaßen das Stammhaus aller jener Gesellschaften, die zum Bereich der Hugenberg-Presse gehören. Sie wurde während des Krieges, im Oktober 1917, von einer Reihe sehr prominenter Herren vom Zivil und von der Marine gegründet, ohne daß in der Gesellschafterliste schon ihr schwerindustrieller Charakter deutlich zum Ausdruck kam. Da figurierte unter andern Geheimräten und Hofräten, Generaldirektoren und Admirälen der Legationsrat von Schwerin, der sich später beim Aufkauf des Dammert-Dienstes durch die Hugenberg-Gruppe besonders verdient gemacht hat. Als eigentlicher Vertreter der Schwerindustrie fungierte nur der Bevollmächtigte der Riebeck-Montan-Werke, Dr. Carlsson. Aber einige Jahre später übernahm der Geheime Finanzrat Dr. Alfred Hugenberg, der inzwischen seinen Generaldirektorposten bei Krupp niedergelegt hatte, den Vorsitz des Aufsichtsrats. Um ihn bildete sich ein Kreis der hervorragendsten adligen und bürgerlichen Stützen der Gesellschaft: der Fürst von Pleß, der Graf von der Schulenburg, der Baron von Guillaume, der Generallandschaftsdirektor von Klitzingen und, nicht zu vergessen, die Exzellenzen Hergt und Becker.

Diese Vera G.m.b.H. übernahm zusammen mit dem mysteriösen Düsseldorfer Verlags-Verein die Scherl G.m.b.H. Auch unter den Kommanditisten des Hannoverschen Kuriers findet sich mit bemerkenswerter Offenheit der Name Vera. Freilich besitzt die Vera nur einen kleinen Teil der Kommandit-Anteile, während der Hauptanteil einem Regierungsrat Ewald Hecker gehört, der das Glück, Eigentümer oder Strohmann einer der größten Provinzzeitungen zu sein, so still genießt, daß selbst unter den Verlegern Hannovers Niemand ihn kennt.

Da aber die Vera und die auch noch aus der Kriegszeit stammende Anzeigenzentrale der schwerindustriellen Presse, die Ala, deren Aufsichtsrat ebenfalls Hugenberg regiert, anscheinend allein nicht mehr ausreichten, um die deutsche Leserschaft geistig zu befruchten, ging man daran, noch einige andre Gründungsgesellschaften zu gründen. So wurde die Neuland A.-G. geschaffen, die sich angeblich mit Siedlungsunternehmungen, besonders im Osten, beschäftigt, aber daneben recht fleißig Siedlungspolitik in der deutschen Presse treibt. Eine andre Gesellschaft der Hugenberg-Gruppe, die sich auch auf dem Gebiet der Presse betätigt, ist die Ostdeutsche Privatbank, die hauptberuflich die Interessen und die Geschäftsabwicklung der frühern Posenschen Landesgenossenschaftsbank wahrnimmt. Diese beiden harmlosen Institute sind mitbeteiligt an der Gründung zweier andrer Finanzierungsgesellschaften, die im Herbst 1922 das Licht der Hugenberg-Welt erblickten und auf die geheimnisvollen Namen Alterum und Mutuum getauft wurden. Als Gründer der Alterum-Kredit-A.-G. treten offiziell die August Scherl G.m.b.H. und die Neuland-A.-G. auf, sowie zwei Direktoren des ebenfalls zum Vera-Konzern gehörigen Ausland-Verlages. Im Vorstand sitzen Scherl- Angestellte; aber den Aufsichtsrat bewacht der Stinnessche Generaldirektor der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten A.-G. Dr. Voegler. An der Gründung der Mutuum Darlehns A.-G. sind außer der Scherl G.m.b.H. und ein paar Scherl- Angestellten die Neuland A. G. und die

Ostdeutsche Privatbank G.m.b.H. beteiligt, während den Vorsitz im Aufsichtsrat Hugenberg selbst führt. Die Alterum- und die Mutuum-Gesellschaft haben zusammen von der ebenfalls zur Stinnes-Hugenberg-Gruppe gehörigen Mitteldeutschen Verlags-A.-G., die über die Mitteldeutsche Zeitung in Erfurt und die Allgemeine Zeitung für Mitteldeutschland in Halle verfügt, die Graphische Kunstanstalt Gaillard in Berlin erworben.

Die Neuland A.-G. ist ferner die Gründerin der Einkaufs-Gesellschaft der Vera, der Deutschen Handels G.m.b.H. (De-Ha-Ge), zu deren Gründern und Geschäftsführern ein Bruder des berliner Universitätsprofessors Ludwig Bernhard zählt. Sie führte ursprünglich den Namen Europäische Zentral-Handels G.m.b.H. Eine Gründung der Ostdeutschen Privatbank (vertreten durch den Bankdirektor Dr. Paul Hörnecke) ist die Wipro, die Wirtschaftsstelle der Provinz-Presse G.m.b.H. Aufgabe der Wipro ist nach dem Handelsregister: Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen der deutschen Provinzpresse, insbesondere durch Vermittlung von Verlagsgesellschaften aller Art, sowie aller sonstigen Geschäfte, die zur erfolgreichen Durchführung und Unterstützung der Gesellschaftszwecke geeignet sind. Damit diese Wahrnehmung der Interessen auch im Sinne Hugenbergs ausfällt, ist durch Personalunion ein besonders inniger Konnex zwischen der Wipro und der Vera geschaffen.

Zu diesen mehr verlegerischen und finanzpolitischen Gesellschaften kommen dann die Nachrichten-Agenturen der Stinnes-Hugenberg-Presse, die sich zum Teil um die Telegraphen-Union gruppieren, zum Teil an die Auslands-Verlag G.m.b.H. angeschlossen sind. Auch sie gehen bis auf die Kriegszeit zurück, wo im Jahre 1916 von dem Hamburger Henry P. Newman, dem Geheimrat Böttinger vom Anilin-Konzern und dem Assessor Kersten unter dem Protektorat der größten deutschen Industriellen, unter denen sich selbstverständlich auch Hugenberg und Hugo Stinnes befanden, die Deutsche Ueberseedienst G.m.b.H. gegründet wurde. Von dem Deutschen Ueberseedienst und dem Auskunfts-Eildienst wurde im Frühjahr 1922 die Deutsche Wirtschaftsdienst G.m.b.H. gegründet zur Entgegennahme und Beschaffung von Handelsnachrichten und wirtschaftlichen Mitteilungen und ihrer Bearbeitung und Uebermittlung an die deutschen Wirtschaftskreise. Die Gesellschaft bezeichnet ihre Tätigkeit selbst als „gemeinnützig und unparteiisch“.

Nur böswillige Menschen werden dieser und allen andern Gesellschaften des Vera-Konzerns dieses Prädikat absprechen. Sie sind so unparteiisch wie der deutschnationale Abgeordnete Hugenberg und so gemeinnützig wie der Inflationspolitiker Hugo Stinnes. Und wer das noch nicht glaubt, dem muß es eben durch die weitere Korrumpierung der Presse klargemacht werden.

Zu diesem Preußen von Theodor Fontane

Am Mittwoch will ich mit Frau und Tochter nach „Nijen Bramborg“ abdampfen, um Preußen zu vergessen, wozu Fritz Reuters Heimat — als eine Art Gegensatz — die beste Gelegenheit bietet. Ich stelle Rotspon und Onkel Bräsig höher als den ganzen Borussismus, die niedrigsie Kulturform, die je da war. Nur der Puritanismus (weil total verlogen) ist noch schlimmer.

Der Film ‚Schatten‘ von Frank Aschau

Paphnutius und Stechbein gingen wiederum mit einander
in ein Lichtspielhaus und besahen sich (etwas spät) den Film
‚Schatten‘.

Paphnutius war des Lobes voll, er meinte:
Ha, welches sehr ergötzliche Spiel von Schatten und Lichtern,
ulkig die schwarze Hand, welche die Figuren erschafft und fortwischt;
im übrigen ein wirklich netter Ausflug ins Unheimliche.
Diese nächtlichen Zimmer sind seltsam, in keiner Zeit und keinem Lande,
Alles ist langsam und gelähmt, ein deutlicher Albdruck.
Betrachten Sie die Dame, lieber Stechbein, welche angenehmen Arme,
die Sache mit dem Liebhaber dürfte vorschriftsmäßig schief gehn,
schon lauert in der Ecke Herr Kortner, dieser fürchterliche Othello,
schon treten ihm die malerischen Augen ingrimmig aus der Mohrenvisage!

Stechbein saß ziemlich böswillig in der Ecke und knurrte: Rascher, rascher,
die Leute haben leider bedeutend zuviel Zeit, schon vierzehn Kilometer im voraus
weiß ich haarscharf, wie die ganze Sache ausgeht,
für Zwei Mark fünfzig habe ich aber das Recht auf eine erstklassige Ueberraschung,
meine Pulse wünschen zu fliegen, bitte, und ich liebe es sehr,
wenn die Schauer der Erregung den glatten Zuschauerraum
zu diesen netten und anmutigen kleinen Wellen kräuseln!

Paphnutius ließ sich nicht stören und erfreute sich weiterhin
an seltsamen Treppenfluren, an drei verhexten Dienern,
an einer feinen Hure und einem dicken Leuchter,
welcher, ein untersetztes Geschöpf, dem Kortner fabelhaft ähnlich sah.
Paph erhob sich befriedigt und sprach von einem gelungenen Versuch,
von der Morgenröte des deutschen Films, hervorragenden Künstlern, etc. pp.
Stechbein hingegen grinste, sagte etwas von verzögertem Sonnenaufgang,
der deutsche Film liege immer noch in den Windeln, dieser dicke und große Mann!,
und ähnliche Unhöflichkeiten, welche wir lieber verschweigen.
Paph haute ihm eine herunter. So schieden sie ohne Freundlichkeit.

Pallenberg als Liliom von Alfred Polgar

‚Liliom‘ ist Franz Molnars „gutes Werk“, das für den armen
literarischen Sünder zeugen wird vor dem Richter, der über
Leben oder Tod nach dem Tode bestimmt.

Liliom, der Strolch, versucht einen Raubmord. Weil er für
sein noch ungeborenes Kind Geld schaffen will. Er gehorcht der
Liebe. Aber nicht der Liebe als sanftem Zauber, sondern der
Liebe als unentrinnbarem Naturgesetz. Es ist das Schöne an
dieser gefühlvollen Dichtung, . . . daß sie Gefühl entpathetisiert.
Gut und Böse sind hier nicht sittliche Kategorien, sondern:
Kräfte. Unablenkbar wie die ewigen Sterne, bestimmen sie,
formen dem Menschen Schicksal und bauen seine innere Welt.

Liebe ist ein Gegebenes, gleich etwa der Schwere oder der Zentrifugalkraft. Von der Gewalt ihres Befehlens spricht Molnars Vorstadtlegende . . . das Rührende des ihr-Gehorchens ist nur (weit wertloseres) dichterisches Nebenprodukt.

Die Gefühls-Ebene des Werkes ist durch eine Linie gelegt, in der Brutalität und Zartheit einander schneiden. Dort kann es geschehen, daß Prügel nicht schmerzen, und daß eine Welle von Güte einen Mordplan hochschwemmt. Dieses Irrationelle des Herzens — an einem einfachsten Menschentyp in einem einfachsten Beispiel aufgezeigt — gibt dem Spiel seine höhere Ratio.

Die berliner Kritik hat das Stück hochnäsig behandelt, weil es nicht so langweilig, humorlos und verschwitzt ist wie die ihr attachierte Dramatik, deren pathetischer Bockmist längst zu üblem Staub zerfallen sein wird, wenn überYlilioms Erden- und Himmelswandel Menschen noch lachen und weinen werden. Ich bin an der Formulierung des deutschen ‚Liliom'-Textes beteiligt, liebe das Stück trotzdem, fühle mich befangen, und bin, hat die berliner Kritik Recht, mit ganzem Herzen auf Seite des Unrechts. In ‚Liliom' ist dichterischer Same, in schwarze, fruchtbare Theatererde gesenkt, zu farbiger Blüte aufgegangen. Ihren feinen Duft kann das bißchen budapester Kraut, das aus jener mit heraufgedieh — c'est la nature! — , nicht verdecken. Luft und Licht ist in diesem schwerlosen Spiel, seine mit witzigster Akribie geformten Figürchen haben Gesicht und Atem, seine kleine Welt kreist nach ihrem Gesetz und lobt den Schöpfer.

Ein schöpferisches Geheimnis Pallenbergs: er glaubt an die Figur, die er spielt. Dieser Glaube wirkt Leben, verwandelt Text und Schweigen in Leib und Blut. Man hat bei Pallenberg die Empfindung, daß er die Quintessenz des Menschen, den er darstellt, geschluckt hat. Nun durchdringt ihn ganz dessen besondere Art. Blick, Ton und Gebärde schließen sich so selbstverständlich auf wie Stamm, Blatt, Blüte aus dem Keim, in dem sie vorbestimmt ruhten. Pallenbergs Liliom gibt ein Rohmaterial höhern Menschentums. Eines, das der Schöpfer nach ersten Form-Versuchen unfertig stehen gelassen hat. In der Seele dieses Strolches sind Spuren von Ritter-, Helden-, Edelmanns-Substanz. Pallenbergs Darstellung macht sie durch leuchten. Meisterlich spielt er das Helle wie das Dumpfe solch niedern Lebens an der Peripherie der Ordnung, die Not der Unartikuliertheit, die sich leichter in Tat als in Wort erlöst. Meisterlich auch den Lumpenstolz, die relative Ehre, die Sonder-Moral solches großstädtischen Naturwesens. Liliom kann mit drei Beinkugeln jonglieren, kennt Kartenzauberstücke und viele Lieder. Er nennt sich einen „Künstler". Pallenberg gibt ihm auch etwas Verträumtes, Spielerisches, der Freiheit rettungslos Verfallenes. Und vor allem einen verführerischen Zug elementarer Kindlichkeit. Was für ein liebes Jungenlächeln blüht auf in dieser Strizzi-Visage, wenn er hört, daß das Ringelspiel frisch lackierte Automobile und eine neue Drehorgel erworben hat. In der letzten Szene gibt Pallenberg sein Feinstes. Wie er da, vom Himmel für einen Tag beurlaubt, bei Frau und Kind erscheint, hat er wirklich was Jenseitiges in Blick und Haltung, den Tonfall einer

andern Welt. Es ist der alte Liliom, aber im sublimierten Zustand. Er steht wie in einer Wolke von Geheimnis — die Kunst des Spielers webt den Schleiervorhang, der nicht da ist — , und, soweit man das glaubhaft machen kann, macht Pallenberg es glaubhaft, daß ihm Geschmack der Ewigkeit auf der Lippe brennt.

Berlin-Paris von Morus

Maier und Hoesch

Der Deutsche, den in Paris vor Poincarés Politik Heimweh überfällt, kann sich schnell unter die Fittiche der deutschen Mission bergen. Vom Quai d'Orsay bis zur Rue de Lille sind keine hundert Schritt. Allerdings muß man noch ein Stück durch die enge, schmucklose Straße gehen, bis man die heilige Pforte findet. Aber dann sieht man eine weißgetünchte Mauer mit Stacheldraht und zwei Kasernenhofadlern zu jeder Seite, in der Mitte aber die wilden Männer Preußens, darüber eine unförmig große Krone — und man weiß: das ist die Botschaft der deutschen Republik.

Seit länger als einem Jahr fehlt diesem unschönen Hause der rechte Hausherr. Ich will nicht sagen, daß der bayrische Volksparteiler Maier-Kaufbeuren grade der rechte war; aber er verstand wenigstens die eine Hälfte seines Amtes: bei den Franzosen ein bißchen Sympathie zu wecken. Die andre, nicht minder wichtige Aufgabe: die Zentrale über Paris sachgemäß zu informieren und dadurch eine Atmosphäre der Verständigung zu schaffen, hat er nicht erfüllt. Welchen Einfluß seine Berichte auf die Reparationspolitik des Kabinetts Cuno-Rosenberg gehabt haben, liegt noch im Dunkel. Gewiß ist, daß er bei dem Vorspiel zur Ruhrtragödie eine recht verhängnisvolle Rolle gespielt hat, und daß er mit die Schuld daran trägt, wenn man sich in Berlin in den Wahnsinn des Kohlenkriegs hat hineintreiben lassen.

Seitdem der Botschafter Maier zur Strafe für Frankreich abberufen worden ist, versieht der Botschaftsrat Hoesch die Geschäfte. Leute, die in Paris täglich mit ihm zu tun haben, streiten sich darüber, ob er das Mittelmaß des Auswärtigen Amts erreicht oder noch etwas darunter bleibt. Nur darüber ist man einig, daß er jeder politischen Liliputanertruppe zur Ehre gereichen würde. Dieser vorzügliche diplomatische Briefträger wird, wenn nicht noch im letzten Augenblick Stresemann sich eines bessern besinnt, demnächst zum deutschen Botschafter in Paris ernannt werden. Legitimation? Poincaré hat ihn ein paar Mal nicht ungnädig empfangen. Was braucht man da noch einen Befähigungsnachweis für den schwierigsten und wichtigsten Außenposten der deutschen Politik? Oder gar einen Kenner Frankreichs. Aber, Pardon, das ist ja Herr Hoesch. Nach seinem eignen Bekenntnis hatte er, schon bevor er in sein hohes Amt einrückte, die besten Beziehungen zu einem französischen Deputierten. Leider war das derselbe, der vor einigen Monaten wegen Betrügereien ins Gefängnis wanderte.

Seitdem werden in der Rue de Lille die Kenntnisse der politischen Vorgänge in Frankreich wohl vornehmlich durch den Pressechef Wertheimer übermittelt, und dieser emsige Herr, der zugleich noch pariser Korrespondent des W.T.B., der Kölnischen Zeitung und

des Hamburger Fremdenblatts ist, bevorzugt als Lektüre die linksstehende, deutschlandfreundliche, aber vollkommen einflußlose Presse. Herr Hoesch hält auf diesen seinen Spezialisten für die öffentliche Meinung große Stücke und hat den deutschen Journalisten in Paris in aller Form seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß die Verleger sie noch immer unterhalten, wo es doch in der deutschen Botschaft und beim W.T.B. einen so vorzüglichen Berichterstatter gebe wie Herrn Wertheimer. Herr Hoesch soll demnächst Deutschlands Botschafter werden.

Nicht viel besser steht es auf der zweiten deutschen Vertretung in Paris: der Kriegslastenkommission. Dirigiert wird sie von dem Staatssekretär Fischer, einem Mann, über dessen Fähigkeiten nicht ganz so viel Zweifel bestehen wie über die des Herrn Hoesch. Sein Adjunktus ist der noch sehr jugendliche Regierungsrat Meyer, der schon in Genf während der oberschlesischen Verhandlungen eine reichlich problematische Rolle gespielt hat. Für den pariser Posten ist er besonders durch seine englisch-amerikanische Einstellung praedisponiert, die er von seinem Onkel Warburg und seinem Protektor Melchior geerbt hat.

Der Deutsche, der am Quai d'Orsay Heimweh bekommt, mag sich getrost zu den deutschen Vertretungen begeben. Da findet er sein Vaterland wieder, wie es leibt und lebt.

Rechbergs Schicksal

Die Reise, die Herr Arnold Rechberg um die Neujahrszeit nach Paris unternommen, hat in Frankreich sehr viel mehr Staub aufgewirbelt als in Deutschland. Das lag gewiß nicht daran, daß man hier Herrn Rechberg besser kannte als drüben, denn es ist ja für Berlin noch eine sehr neue Entdeckung, daß Arnold Rechberg gar nicht der „bekannte Kali-Industrielle", sondern daß dieser den weitesten Kreisen unbekannte Großindustrielle nur der Bruder des Paris-Fahrers ist. In Paris hat man Arnold Rechberg allerdings wohl für den Exponenten einer wichtigen deutschen Industriellengruppe gehalten, und aus der Preßcampagne, die Rechberg in den letzten Monaten gegen Hugo Stinnes geführt, hat man hie und da den Schluß gezogen, Rechberg bedeute in der deutschen Industrie so etwas wie den leibhaftigen „Anti"-Stinnes.

Aber das allein hätte ihm gewiß noch nicht die Türen zu Poincaré und Foch geöffnet und ebensowenig seine freundschaftlichen Beziehungen zu Paul Reynaud.

Herr Rechberg brachte jedoch aus Berlin die gewichtigen Empfehlungen des Botschafters de Margerie mit, der ihn zwar nicht als Großindustriellen, aber anscheinend als einen großen Bildhauer verehrt. Er kann sich rühmen, die meisten und die besten Büsten dieses Michelangelo zu haben, dessen Talente man in Berlin fast nur auf schriftstellerischem Gebiete und auch da nur um 12 Uhr mittags und 8 Uhr abends bewundern konnte. Die Pariser haben es besser. Sie waren bereits vor dem Krieg in der glücklichen Lage, in dem berühmtesten Greuelmuseum der Welt, dem Luxembourg, einen echten Rechberg in Gestalt eines ‚Schicksals' ihr eigen zu nennen. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, Rechbergs Schicksal aus der Nähe zu betrachten: aber das Unglück wollte, daß sich die fremden Meister

des Luxembourg grade auf dem Umzug befanden, und so wird man sich noch gedulden müssen, bis man unsern Reparationskünstler zwischen Uhde und Knaus im Tuileriengarten findet. Draußen im Luxembourg genoß er sogar den Vorzug, dicht neben den vorzüglichsten Rodins zu stehen, und dieser Ehrenplatz war wohlverdient, denn Herr Rechberg war nicht nur Ordonnanzoffizier des Schmieds von Wieringen, sondern er besitzt auch eine Photographie, die Auguste Rodin eigenhändig „au grand sculpteur Rechberg" dediziert hat.

Manche der heutigen pariser Honorationen werden sich vielleicht weniger des großen Bildhauers Rechberg erinnert haben als der üppigen Atelierfeste, die er vor dem Krieg in Paris veranstaltet hat. Das Alles wirkte zusammen, um ihn jetzt für eine Woche zum Star der pariser Salons zu machen. Die größten Blätter interviewten ihn, Herr Loucheur gab ihm ein Frühstück, die leitenden Männer des Comité des Forges, Pinot und Laurent, baten ihn zu sich und, nicht zu vergessen, die Herzogin von Rohan, die Patronesse der hohen Politik. Aber dann erkannte man allgemach, daß Herr Rechberg vielleicht ein großer Bildhauer, aber bestimmt kein einflußreicher Wirtschaftspolitiker ist, und sein Stern begann sacht zu verblassen. Der Erste, der ihn fallen ließ, war sein „Vorkämpfer" Paul Reynaud, und dann folgten die Andern secundum ordinem.

Arnold Rechbergs pariser Schicksal besagt noch nichts über die Güte seines Reparationsplans. Oder doch. Denn wenn dieser Plan auch nur halbwegs annehmbar wäre, so müßte man ihn natürlich aufgreifen, wo sein Verfertiger oder wenigstens sein Impresario so leicht den Weg zum Gegenpart findet. Aber leider ist das nicht der Fall. Es würde praktisch auf die Ueberfremdung eines ganz großen Teiles der deutschen Wirtschaft hinauslaufen, wenn die Reparationsgläubiger einfach ein Viertel aller Industrieaktien erhielten. Und dem Plan muß nicht weniger deshalb widersprochen werden, weil er notwendig den Industriellen die völlige Herrschaft über den Staat ausliefern würde: denn wenn man sie zu den unmittelbaren Trägern der Reparationspolitik macht, so macht man sie damit, wie die Dinge wenigstens in Deutschland heute liegen, zugleich zu den Leitern der gesamten Innen- und Außenpolitik. Ich weiß nicht, ob Rechberg, der innenpolitisch sehr weit rechts steht und, wie seine Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegslaufbahn zeigt, ein sehr wandlungsfähiger Herr ist, im Stillen Nebenabsichten dieser Art hegt. Aber wenn das auch nicht der Fall ist: solange er nicht etwas Besseres zur Rettung des Vaterlandes weiß, sollte er sich lieber der Bildhauerkunst ergeben, bei der er so viele schöne Erfolge erzielt hat.

Die Franc-Baisse

An dem Tage, wo im Hotel Astoria die Experten der Alliierten zusammentraten, um über die deutsche Währung und die deutschen Finanzen zu beraten, gab es an der pariser Börse einen eklatanten Sturz. An ein sanftes Ansteigen der Devisenkurse war man schon seit einigen Wochen gewöhnt. Aber der Sprung von 90 auf 98 für das Pfund fuhr doch den Wirtschaftskreisen in die Glieder. Es ist lächerlich, die Vorgänge, die sich an dem „schwarzen Montag" in Paris abgespielt haben, mit dem zu vergleichen, was in den letzten

Jahren bei uns an besonders schweren Baissetagen üblich war. Von einer Panik war keine Spur zu merken. Im Gegenteil: das Publikum kümmert sich kaum noch um den Stand des Franc. Es muß erst langsam darüber aufgeklärt werden, was Geldentwertung eigentlich zu bedeuten hat.

Aber das lernt sich bald, wenn die Entwertung weitere Fortschrifte macht, und genau so schnell, wie vor vier Jahren plötzlich die silbernen Francstücke aus dem Verkehr verschwanden, würden dann die Nickel- und Kupfermünzen von der Bildfläche verschwinden, die heute noch, weit unter ihrem wirklichen Sachwert, zum alten Nennwert kursieren. Noch hat das Publikum volles Vertrauen zum Franc. Man kann noch, wenigstens im Kleinverkehr, beliebig Francs pumpen. Die Goldklausel und überhaupt die Goldrechnung ist noch ein unbekannter Begriff. An und für sich wäre also Frankreich zur Zeit das Dorado der Baissejobber, und es fehlt auch nicht an Zuzug wohlerfahrener Inflationspiraten.

Aber es scheint, daß sie zum Teil schon wieder im Abmarsch begriffen sind. Man hat doch offenbar nicht die rechte Zuversicht, daß Poincaré die Luderwirtschaft wird einreißen lassen, wie sie unter Hermes möglich war. Schon die ersten Maßnahmen der französischen Regierung zeigen, daß man entschlossen ist, nicht nur mit Redensarten, sondern mit Taten die Währung zu verteidigen. Das Entscheidende ist, daß man sofort an eine gründliche Finanzreform und eine Ausgleichung des Etats geht. Daneben werden freilich, grade wie bei uns, sehr viel Mätzchen und sehr viel Dummheiten gemacht. Von der künstlichen Niedrighaltung des amtlichen Kurses bis zum Ausfuhrverbot für Butter fehlt kaum eine der schönen Maßnahmen, mit denen bei uns Regierung und Reichsbank das Publikum getäuscht haben. Aber der Unterschied ist doch, daß hinter diesen Attrappen in Frankreich etwas Wesentliches getan wird.

Daß neben der Finanzpolitik eine technische Devisenpolitik notwendig ist, versteht sich. Die Franzosen scheinen dabei einen andern und glücklichern Weg einzuschlagen, als wir ihn gegangen sind. Statt des Prinzips: möglichst viel Devisen ins Land hereinzubekommen, wendet man dort, nach oesterreichischem Vorbild, die entgegengesetzte Methode an: man vermeidet nach Kräften, Francs aus dem Lande herauszulassen. Das geht so weit, daß man heute bei der Ausreise aus Frankreich zwar beliebig viel fremdes Geld mitnehmen kann, wie auch Jedem freisteht, in Paris Devisen aller Art zu kaufen; aber man wird genau darauf visitiert, ob man nicht Francs über die Grenze bringen will. Auf diese Weise will man das Angebot von Francs im Ausland verringern und die Nachfrage erhöhen. Wirksam ist diese Maßnahme natürlich nur, solange der Franc im Außenhandel noch Verwendung findet. Denn die ausländischen Baissespekulanten wissen schon Schleichwege, um sich die nötige Francsmunition zu verschaffen.

Der Deutsche, glücklicher Besitzer der Rentenmark (die weder in Frankreich noch in England angenommen wird), sieht mit der mitleidigen Miene des Edelvalutariers auf die Sorgen der Franzosen herab. Und denkt nur ganz im Stillen, daß der Franc doch eine ganz schöne Währung ist.

Bemerkungen

Lenin

Und also war,
der eine Welt geschreckt,
des neuen Willens Architekt,
der rote Zar.
Hoch über ihm
die Cherubim und Seraphim,
die weisen Bilder der Gestirne —
so stand die Menschheit ihm im Hirne.
Ach, Dichter träumten,
Denker dachten
den Frieden hinter allen Schlachten:
Er sprang zur Tat, daß sie sich bäumten.
Denn also war,
der dunkle Wünsche zornbeglückte,
zu Flammenaufruhr sie verzückte
und ach! sich selber zum Kristall gebar.
Ein Moses mit empörtem Meißel,
schrieb er vom Himmel die Gesetze
und zwang mit fürchterlicher Geißel
den Menschenwust ins Eis der Netze.
Und sah sie nicht —
auch dort des Krieges Raserei,
des Chaos grauses Angstgeschrei
hinter der Sterne Glanzgesicht.
Denn also stand,
der, rot umrudelt von Hyänen,
in einem Sintflutsturz von Tränen
hob unbefleckt die Hand.
Seht, wie sein Haupt nun thront —
über dem grauen Arbeitshemd
lächelnd und fremd:
ein asiatisch gelber Mond.
Und also war,
den Sisyphus zum Gipfel trug,
der Fels, der eine Welt erschlug
— und keine bessere gebar.
Und die ihn liebten, fluchend ihm gebebt,
Millionen schaudern, daß der Wolf nun schweigt,
daß ihn die Erde ausgelebt,
o Erde, sei ihm leicht. *Carl Albert Lange*

Politische Skandaljustiz

Die Juristische Zentralstelle der Kommunistischen Reichstags- und Landtags-Fraktionen schreibt mir:
Vor der Strafkammer in Elberfeld erhielt Genosse Faubel wegen der Vorgänge bei den Erwerbslosen - Unruhen in Velbert, in deren Verlauf ein Geschäft geplündert worden war, 6 Monate Gefängnis wegen Landfriedensbruchs. Sogar der Staatsanwalt hatte auf Grund der Zeugenaussagen selbst der Polizei, wonach Faubel Alles getan hatte, um Plünderungen zu verhüten, Freisprechung beantragt.

Lachen links

Dies ist der Titel eines seit drei Wochen erscheinenden Witzblattes, das sich „republikanisch" nennt. Das könnte, denkt man, eine lustige Sache werden. Es gibt ja in der deutschen Republik vom ‚Miesbacher Anzeiger' bis zu den Leitartikeln des ‚Vorwärts' allerhand Geisteserzeugnisse, die erst in einem Witzblatt zu voller Geltung kämen. Auch, sollte man denken, würde wohl grade ein Republikaner in der freisten aller Republiken Anlaß genug zum Witz, zum Spott, zur Satire finden. Vielleicht gar mehr, als einem Republikaner lieb sein kann. Wir hatten gehofft, in diesem „republikanischen Witzblatt" etwas über die republikanische Schutzhaft zu hören. Ueber die republikanische Justiz. Ueber die republikanischen Parteien von der Sozialdemokratie bis zu den Deutschnationalen. Ueber die Reichswehr. Ueber die großen republikanischen Heldentaten der republikanischen Reichswehr in Sachsen und Thüringen! Das allein könnte ganze Jahrgänge eines republikanischen Witzblattes ausfüllen — von den republikanischen Ministern Emminger, Luther, Kahr, Knitting, Geßler und Stresemann ganz zu schweigen!
Aber dieses republikanische Witzblatt hat andre Sorgen. Es weiß gefährlichere Feinde der Republik.

Am 21. Januar ist Lenin gestorben. Am 25. Januar bringt dieses — dieses Witzblatt eine Karikatur. Darüber steht: „Lenin und das internationale KapitaL“ Darunter: „Uns trennt eine Welt! Aber gewisse Interessen verbinden uns doch!“ Auf dem Bilde sieht man Lenin, der einem bezylinderten Börsenjobber um den Hals fällt. Die Beiden, die sich ähnlich sehen, benutzen die Umarmung, um sich gegenseitig heimlich die Taschen zu leeren.

Und nun braucht man nur noch den Herausgeber dieses Blättchens festzustellen, Es ist Herr Erich Kuttner.

Ausgerechnet Herr Kuttner wacht über die politische Moral Lenins! Ausgerechnet ein deutscher Sozialdemokrat erteilt den Russen politische Lehren! Ausgerechnet er wacht über die reine Idee des Klassenkampfes! Ausgerechnet am Ende des Ruhrkriegs!

Die deutsche Republik hat so ungefähr Alles, was sie verdient, von der Reichswehr bis zum Präsidenten. Dieses Witzblatt fehlte ihr noch.

Hans Siemsen

Antworten

Dr. Erwin Reiche. Sie schreiben mir: „Als Rechtsvertreter wirtschaftlicher Interessen eines Schriftstellers fühle ich mich selbstverständlich nicht ohne weiteres berechtigt, in eine öffentliche Erörterung, die diesen Autor betrifft, als Partei einzutreten: so versage ich mir, heute aus den Darlegungen der Herren Gustav Kiepenheuer und Bruno Cassirer (in Nummer 4 der ‚Weltbühne‘), die sich gegen meinen Mandanten Herbert Eulenberg richten sollen, Folgerungen irgendwelcher Art für den konkreten Fall zu ziehen. Da in öffentlichen Dingen jedoch überaus schnell und emsig der, wenn verallgemeinert, schlechte alte Rechtssatz: „Qui tacet, consentire videtur“ angewendet wird, stelle ich der Klarheit wegen fest, daß Eulenberg zur Zeit auf längere Dauer herumreist, sodaß ihm wohl vorerst die Nummern der ‚Weltbühne‘, die sich mit seinem (in Nummer 2 erschienenen) Artikel über ‚Unsre Verleger‘ beschäftigen, nicht in die Hände kommen dürften. Zu den Bemerkungen Bruno Cassirers aber möchte ich, ohne den eingangs angedeuteten Standpunkt damit zu verlassen, die sofortige Erwägung folgender Fragen empfehlen, die vielleicht zur Aufhellung auch des besondern Falles beitragen kann. Bruno Cassirer scheint selbst nicht behaupten zu wollen, daß er die ersten drei (von ihm angeführten) Zahlungen wertbeständig geleistet habe. Sonach scheint die Umrechnung in Goldmark von ihm intern vorgenommen zu sein. Um diese Berechnung nachprüfen und würdigen zu können, muß man wissen, ob die Zahlungen in bar oder durch Postanweisung oder auf die in Zeiten heftiger Währungsschwankungen freilich unzweckmäßige Art der Uebersendung von Verrechnungsschecks geleistet worden sind. Sollte der letzte Modus gewählt worden sein, so wäre insbesondere weiter zu fragen, ob der Goldmarkrechnung der Kurs des Absendungstages oder, wie wohl nötig wäre, des Tages zugrunde gelegt worden ist, an dem der Schriftsteller über das Geld verfügen konnte, wobei auf den bekannten Umstand hingewiesen werden muß, daß zwischen diesen beiden Terminen in heutiger Zeit oft eine Spanne von zehn bis vierzehn Tagen liegt. Schließlich ist zu der allgemeinen statistischen Bemerkung Bruno Cassirers über die Markentwertung festzustellen, daß nach den amtlichen berliner Notierungen sich der Wert der Goldmark, zum Beispiel, im Juni (zwischen dem 5. und 25.) annähernd verdoppelt, im August (zwischen dem 10. und 30.) annähernd verdreifacht hat.“ Da die Diskussion ohnehin noch wochenlang weitergehen wird, steht nichts im Wege, daß Bruno Cassirer auch Ihnen antwortet.

Rotapfel-Verlag zu München. In Nummer 3 hat Annette Kolb sich eine deutsche Ausgabe von Romain Rollands ‚Mahatma Gandhi' gewünscht. Aber die hast du, wie du mir mitteilst, schon vor der französischen Ausgabe herausgebracht.

Monarchist. Diesmal nicht Zedlitz-Trützschler, sondern den ungarischen Oberstuhlrichter a. D. Eugen Baar, der Ihren Kaiser in Doorn besucht hat und davon im ‚Budapesti Hirlap' berichtet. „Im Laufe des Gesprächs bemerkte der Kaiser beiläufig, man wisse gar nicht, wie hoch er die ungarischen Stuhlrichter schätze. Und erzählte zur Illustrierung, wie er einst, vor dem Krieg, als Jagdgast des Erzherzogs Friedrich befragt worden sei, ob er etwas dagegen hätte, wenn auch der Mohácser Oberstuhlrichter dem Mahle beigezogen würde. Der Mann sei für die Dauer der Jagden mit der Aufrechterhaltung der Ordnung betraut gewesen, habe sich viel Mühe genommen und unter anderm auch 30 Personen aus dem Bezirk einstecken lassen. ‚Nach dem Diner', erzählte der Kaiser weiter, ‚nahm ich Gelegenheit, den betreffenden Oberstuhlrichter in ein Gespräch zu ziehen. Ich fragte ihn, ob er in der Tat 30 Leute für die Jagddauer habe einsperren lassen. ‚Genauer: 32' erwiderte er. Und auf meine Frage nach der Ursache solcher Maßregel erhielt ich die Antwort: ‚Die in Gewahrsam genommenen Leute haben sich im letzten Jahr verschiedentlich Uebertretungen zuschulden kommen lassen, die meisten sind auch des Wilderns oder Forstfrevels schuldig, haben auch Feuerwaffen, und damit sie die Lust nicht anwandle, grade zu einer Zeit auf die Jagd zu gehen, zu der Ew. Majestät pirschen, oder damit sie nicht sonstige Verwirrung anrichten, habe ich für angezeigt gehalten, sie in sichern Gewahrsam zu bringen.' ‚Und bieten Ihre Gesetze eine Handhabe, daß während der kaiserlichen Jagd 32 Leute ins Loch gesteckt werden können?' fragte ich. Da tut mein Oberstuhlrichter einen Schritt zurück, mißt mich von oben bis unten und erwidert: ‚Majestät, wollten wir immer nur tun, was unsre Gesetze gestatten, und was deren Buchstabe besagt, wir würden wahrhaftig so manchen dummen Streich begehen.' ‚Na, wissen Sie', fuhr der Kaiser fort, ‚ich war außer mir! Ich sagte zu dem Mann: ‚Seit sieben Jahren suche ich in ganz Deutschland einen Mann von solcher Denkart, der sich, wenn es geboten erscheint, nicht an den Buchstaben hält, sondern an den Sinn des Gesetzes, und so vorgeht, wie die Situation es gebietet. Und habe keinen solchen Menschen gefunden. Wären Sie deutscher Staatsbürger, ich würde Sie auf der Stelle zum Kanzler ernennen.' Seit dieser Zeit bin ich ein großer Verehrer des ungarischen Stuhlrichtercorps." Wenn Sie Ihren Kaiser, den Sie wiederhaben wollen, endlich wiederhaben werden, dann wird er in seinem Deutschland wenigstens die Veränderung wahrnehmen, daß „solche Menschen" legionenweise zu finden sind. Aber keiner, der Fechenbach befreit.

Freiheitsfreund. Du bist zur rechten Zeit nach Deutschland zurückgekehrt. Die kommunistische Wahlpropaganda in Thüringen ist für legal erklärt worden. Also konnte eine kommunistische Wahlzeitung vorbereitet werden. Am 11. Januar wurden in einer berliner Druckerei sämtliche Manuscripte und sechs Bilder für diese Wahlzeitung beschlagnahmt. Am 13. Januar wollte die ‚Freie Aktivistische Jugend' im Großen Schauspielhaus eine ‚Morgenfeier proletarischer Jugend' veranstalten. Sie wurde verboten. John Heartfield hatte in seinem satirischen Kampfblatt ‚Die Pleite' einen Artikel: ‚Rettet die Republik!' veröffentlicht. Er wurde am 15. Januar vom Landgericht I wegen Verächtlichmachung der Republik und Aufreizung zum Klassenkampf angeklagt. Am 19. Januar veranstaltete die Künstlerhilfe der Internationalen Arbeiter-Hilfe im Feurich-Saal einen Dichterabend für die berliner Speisungsaktion. Er wurde unterbrochen von sechs Schupo-Beamten eines Staates, der zwar nicht die Mittel hat, die Arbeitslosen zu speisen, aber immerhin, eine Veranstaltung zu deren Gunsten zu stören. Am 21. Januar wurde dem Intendanten des meininger Theaters, den das thüringische Gesamtministerium einstimmig zum Generalintendanten des weimarer Theaters ernannt hatte, von dem Generalleutnant Hasse mitgeteilt, daß er sich gegen „die plötzliche Erledigung" der Angelegenheit erkläre. Am 23. Januar wurde in einem berliner Gymnasium ein Oberprimaner von „dem" links stehenden Lehrer der Anstalt gefragt, ob er noch im ‚Republikanischen Jugendbund' sei. „Ja." „Das Lehrerkollegium hat sich in den letzten Wochen darüber aufgehalten. Ich gebe Innen im Vertrauen den guten Rat, wenigstens für zwei Monate auszuscheiden, da Sie sich sonst unweigerlich das Abiturium verscherzen würden." So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage.

Theaterfreund. Der du vertrauensselig genug bist, deinen Theaterbesuch durch meine Kritiken bestimmen zu lassen: von fünf Abenden, ist jetzt kaum einer meine Erwähnung und deinen Weg wert. Aber ohne Reue wirst du im Renaissance-Theater ‚Die kindischen Verliebten' von Ferdinand Crommelynk sehen. Frühlingserwachen, Sommerglut, Herbstdämmerung und Winterschlaf: alle Gezeiten des Lebens und der Liebe tönen hier leise wieder. Und der Klang wird von einer geschmackvollen Darstellung, voran Twardowski, musikalisch weitergeleitet.

Carl Sternheim. Sie fragen mich: „Wie können Sie solche Erwiderungen der Verleger abdrucken? Der Eingeweihte weiß doch, daß die Behauptungen Eulenbergs maßlos untertrieben und fast zärtlich gegenüber der aller Worte und Kritik spottenden Haltung der Verleger sind. Schnürte mir der Ekel nicht den Hals zu, hätte ich längst meine Erfahrungen, die der Oeffentlichkeit trotz alledem die Haare sträuben würden, von mir gegeben." Schade, daß Sie das nicht tun. Eulenbergs Artikel habe ich angenommen, weil er ihn, aus begreiflichen Gründen, nirgends sonst unterbringen konnte. Aber meine eignen Erfahrungen sprechen gegen ihn. Ich habe seit 1904, wo mein erstes Buch erschien, vier Verleger gehabt. Zwei davon sind Monstrositäten an Unfähigkeit. Aber keines einzigen Finanzgebarung war anfechtbar. Ist unrecht, daraus Schlüsse auf andre Verleger zu ziehen? Ist mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit zu vergessen, was viele, Mitarbeiter mir über die erfreulichen Erlebnisse mit ihren Verlegern berichtet haben? Soll ich als Redakteur zwanzig Jahre nach dem Grundsatz verfahren sein, der angegriffenen Partei, wenn sie nicht unwürdig ist, genau so das Wort zu verstatten wie der angreifenden — und plötzlich „solche Erwiderungen der Verleger" zurückweisen? Aber sobald sich der letzte von diesen geäußert hat, kommen wieder die Schriftsteller an die Reihe, samt ihren Anwälten und Berufsvertretern. Und vielleicht hat sich Ihnen bis dahin die Schnur um den Hals gelöst, und Sie entschließen sich doch, Ihren Ekel auf mein Druckpapier abzuladen.

Englands Arbeiterregierung von Joseph Friedfeld

London, Ende Januar 1924

Das neue sozialistische Ministerium in England bedeutet viel mehr durch die Tatsache seines Regierungsantritts, als es wahrscheinlich durch seine Leistung selbst bedeuten wird. Daß grade in dem konservativen und von Traditionen so sehr beherrschten England zu einer Zeit, wo der Sozialismus überall auf der ganzen Linie geschlagen ist, und wo insbesondere die deutsche Revolution wie die mitteleuropäische durch die Unfähigkeit und den Verrat der Sozialdemokratie zum Hort der schrankenlosesten kapitalistischen Reaktion in Europa geworden ist — daß grade da in England eine sozialistische Regierung zur Herrschaft gelangt und, gestützt auf die Macht des britischen Reiches, ihren Einfluß geltend machen wird: das hat eine schwer zu überschätzende Bedeutung für die Zukunft Europas und die Auswirkungen des britischen Reichs in den andern Weltteilen. Möglich, daß dieser Regierungsauftritt ein Wendepunkt ist, der Beginn des Kampfes gegen die Welt-Reaktion. Eine sozialistische Regierung in London und in Moskau könnte bei entsprechender Zusammenarbeit wohl auch den andern Völkern neuen Mut einflößen und die Regierungen zwingen, in ihren Entschließungen auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen.

Dieser Regierungsantritt der Sozialisten in England hat sich in Formen vollzogen, die wiederum zeigen, daß unter allen Staaten doch England der ist, wo politische Anständigkeit und Sinn für demokratische Ueberlieferung in einer für den Ausländer unvorstellbaren Weise lebendig sind. Man soll nicht vergessen, daß die Sozialisten des englischen Parlaments in der Minderheit sind, daß ihre Wählerzahl nur etwa ein Drittel beträgt. Unter diesen Umständen wäre heute in jedem europäischen Lande eine Koalition der bürgerlichen Parteien zustande gekommen und dies ohne jede Verletzung der demokratischen Prinzipien. In England aber überwog auch in den konservativen Kreisen das Gefühl, man dürfe auf keinen Fall von dem Prinzip des fair play abgehen. Was wäre geschehen, wenn unter den drei Parteien die liberale die zweitstärkste gewesen wäre? Unzweifelhaft hätten in diesem Falle sowohl Konservative wie Liberale sich dahin geeinigt, daß die liberale Partei die Regierung zu übernehmen habe. Nun dürfe man, argumentierten auch jetzt die führenden konservativen Kreise, da die sozialistische Partei die zweitstärkste ist, kein andres Prinzip anwenden. Die epochale Debatte, in der das konservative Ministerium, also das Ministerium der stärksten Partei gestürzt und an ihre Stelle mit Hilfe der Liberalen zum ersten Mal in der englischen Geschichte eine sozialistische Regierung gesetzt wurde — diese Debatte hatte eine Würde, die dem Besucher kontinentaler Parlamente Bewunderung abnötigen mußte. Der tief eingewurzelte Hang zur Beachtung herkömmlicher Formen, die manchem Ausländer überflüssig und unnötig verschleppend, ja lächerlich und störend

vorkommen, erwies sich wiederum nicht nur als fruchtbar, sondern auch für Erneuerungen des Inhalts förderlich. Sehr charakteristisch in dieser Beziehung war allgemein die Presse-Diskussion der Frage, ob der König das Recht habe, eine vom Ministerpräsidenten geforderte Auflösung des Parlaments zu verweigern oder nicht. Grade dank dieser Eigentümlichkeit ist das englische staatliche Leben bei allem anscheinenden Konservativismus revolutionären Umgestaltungen am leichtesten und mit den geringsten Erschütterungen zugänglich. Auch der Ton der konservativen und liberalen Presse war, bis auf die Boulevardblätter, die ganze Zeit über bei aller Gegnerschaft außerordentlich maßvoll.

Das Ereignis behält seine historische Bedeutung selbst dann, wenn die erste sozialistische Regierung in England den Erwartungen nicht entsprechen sollte. An der Spitze des Ministeriums steht Ramsay MacDonald. Er ist Schotte. Es ist bezeichnend, daß alle große Gestalten des englischen Sozialismus Schotten oder Welsche waren, William Morris, Keir Hardie, Bruce Glasier, also keltischen Ursprungs, während das von den später eingedrungenen germanischen Stämmen besiedelte eigentliche England der Sitz des Konservativismus ist. Bezeichnend für den englischen Sozialismus ist auch, daß alle seine Führer die Schriften von Marx kaum je wirklich studiert haben: daß ihr Sozialismus vielmehr einem allgemein ethischen oder aesthetischen Freiheits- und Beglückungsdrange entspringt oder christlich-religiöser Herkunft ist. Man kann heute noch an Diskussionsabenden selbst der Independent Labour Party Ansichten über Kapitalismus und Arbeiterschaft hören, die nicht nur beweisen, daß Marx unbekannt ist, sondern auch, daß seine terminologischen Aufstellungen, die bereits in der gesamten nicht-sozialistischen kontinentalen Sprache akzeptiert sind, nicht einmal in ihren Auswirkungen große Schichten des englischen Sozialismus erreicht haben.

Ramsay MacDonald selbst hat sich während seiner Führung der Labour Party im Parlament seit November 1922 als eine gewinnende Persönlichkeit, als ein Mann von unleugbaren Führergaben und großer Belesenheit erwiesen. Er hat im Kriege die kleine Schar der Parlamentsmitglieder geführt, die mit aller Schärfe gegen den Krieg und gegen Englands Beteiligung am Kriege Stellung nahmen. Während dieser Zeit war er natürlich allen Angriffen der „patriotischen“ Presse ausgesetzt und neben E. D. Morell vielleicht der meistgehaßte und -verleumdete Mann Englands. Als er sich 1918 bei den ersten Wahlen sofort nach dem Waffenstillstand in seinem alten Wahlkreis Leicester wiederum als Kandidat aufstellte, unterlag er mit mehr als 14 000 Stimmen Minderheit. Erst bei den nächsten Wahlen, als der allgemeine Umschwung des englischen Bewußtseins sich auch in vielen andern Tatsachen, zum Beispiel in dem Siege E. D. Morells über Churchill in Dundee zeigte, gelang es Ramsay MacDonald, ins Parlament zu kommen, wo er sofort, wenn auch nur mit einer Stimme Mehrheit, zum Führer der Arbeiterpartei gewählt wurde. Er ist weit gereist, und es gibt keinen Teil des britischen Reiches und wenige Länder Europas, die er nicht kennen gelernt hat.

In der Wahl seiner Mitarbeiter ist er vorsichtig, vielleicht zu vorsichtig gewesen. Die Aufgabe einer sozialistischen Regierung in einem Parlament, dessen Minderheit sie bildet, ist nicht leicht, und deshalb wird das Tempo der sozialistischen Regierung in England voraussichtlich sehr langsam sein. Aber es ist zu hoffen, daß der Sachkenntnis und der Arbeitsfrische dieser Männer gelingen wird — soweit es mehr durch die Beherrschung des administrativen Apparats als durch die Gesetzgebung möglich ist — : die Leiden und Entbehrungen der, wenn auch nicht rechtlich, so doch wirtschaftlich und administrativ entrechteten niedern Volksschichten zu lindern. Es ist das erste Mal in England, daß an der Spitze der Ministerien nicht Männer des Hochadels oder der Großbourgeoisie stehen, sondern Männer, die selbst als Bergarbeiter, als Heizer und in allen erdenklichen Berufen die Lage des Volkes kennen gelernt haben. Vermutlich werden einige von ihnen dies auch in ihrer neuen Stellung nicht vergessen. Doch wird erst die Zukunft lehren, wie weit die englischen Sozialisten als eine parlamentarische Minorität vermocht haben, in ihrer Art dasselbe Ziel zu erreichen, das Lenin und die sozialistische Regierung in Moskau erreicht haben — nämlich: das Bewußtsein der großen Massen als Träger des politischen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Lebens zu wecken.

Militärdiktatur von Georg Hörmann

Im heutigen Deutschland herrschen Militärdiktatur und Rentenbankdirektorium — zwei Mächte also von eher reaktionärer Färbung. Es ereignen sich bereits Dinge, die an die erhebendsten Kriegserfahrungen erinnern.

Beispiel: Der Konflikt zwischen dem Chef der Heeresleitung und dem Friedenskartell.

Tatbestand: Das Friedenskartell richtet eine Eingabe an den Reichskanzler wegen der sogenannten Schwarzen Reichswehr, das heißt: der angeblichen vertrags- und gesetzwidrigen heimlichen Vermehrung der Reichswehr. Diese Vermehrung ist in der Oeffentlichkeit mehrfach behauptet worden; ausländische maßgebende Stellen haben die Behauptung wiederholt; junge Leute haben an den verschiedensten Stellen des Reiches von ihrer rekrutenmäßigen Ausbildung erzählt; bewaffnete Verbände von nicht geringem Umfang und deutlicher reaktionärer Richtung stehen mit der Reichswehr in einem undurchsichtigen Zusammenhang. Die Putschversuche in Spandau, Küstrin und München sind ja schließlich nur wenige Monate her — sie sind also wohl noch nicht allgemein vergessen.

Für einen europäischen Krieg haben alle diese improvisierten Rüstungen — und wenn sie sich selbst auf viele Zehntausende von Mannschaften bezögen — keine Bedeutung. Zu einem ernsthaften Krieg brauchte Deutschland ausreichende Großkampfwaffen — es besitzt sie nicht und kann sie auch nicht unter der Hand beschaffen. Selbst ein Patriot, der einen Revanchekrieg wünscht, müßte sagen: Keine Kindereien, kein Soldatenspiel! Dreißig Jahre Ruhe und Arbeit! Bis dahin, wenn es sein muß,

erheuchelte Friedenspolitik — und dann . . . ! Wir andern Patrioten, die wir keinen Revanchekrieg wünschen, sprechen ähnlich und glauben nur, daß nach einer Friedenszeit von dreißig Jahren ein kontinentaleuropäischer Krieg für eben solche Knabenhaftigkeit gehalten werden wird wie heute ein Krieg zwischen Steglitz und Großlichterfelde.

Die heimlichen Rüstungen also, wenn sie wirklich stattfinden, wird kein vernünftiger Politiker tragisch nehmen. Demnach hat der Chef der Heeresleitung dem Friedenskartell doch wohl geantwortet: Besten Dank! Da und dort haben nachgeordnete Stellen ihre Befugnisse überschritten. Was wirklich vorliegt, ist durchaus unbedeutend — schätzungsweise die und die kleinen Ziffern. Die Heeresleitung hat pflichtgemäß Alles unterdrückt und wird weiter unterdrücken, was innenpolitisch schädlich, außenpolitisch gefährlich daran werden könnte. Hochachtungsvoll . . .

Nein! Der Chef der Heeresleitung hat einen andern Bescheid gegeben:

Nr. 393/124 T. 1. III. Berlin, den 9. Januar 1924.

An das Deutsche Friedenskartell, zu Händen von
Herrn Professor Quidde, Berlin

Auf das Schreiben vom 3. 1. 1924, sachlich einzugehen, muß ich mir versagen.
Die Gedankengänge des internationalen Pazifismus sind für ein international derart mißhandeltes Volk wie das Deutsche schon an sich schwer begreiflich. Wenn es aber Deutsche gibt, die sich nach den Erfahrungen des Ruhreinfalls und in einer Zeit, in der Frankreich den Vertrag von Versailles täglich mit Füßen tritt, für die Durchführung dieses Vertrages im Interesse der Franzosen einsetzen, so kann ich das nur als den Gipfel nationaler Würdelosigkeit bezeichnen. Im übrigen möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich bei einer Erörterung der in Ihrem Schreiben berührten Fragen in der Oeffentlichkeit sofort mit den Mitteln des Ausnahmezustandes gegen Sie einschreiten werde; ganz unabhängig von einem etwaigen Verfahren wegen Landesverrats.

gez. von Seeckt.

Wir sind in der Zange unsrer Feinde; die heutige Regierung hat sich von neuem feierlich auf die Erfüllungspolitik verpflichtet; Reparationsverhandlungen sind angeknüpft und gehen nur mühsälig weiter; fremde Kontrollkommissionen nehmen deutsche Behörden und Einrichtungen unter die Lupe — Alles steht so ernst und furchtbar, wie nur etwas stehen kann: in diesem Augenblick wird die sorgenvolle Frage bewährter Vaterlandsfreunde, die über wirkliche Kenntnis der internationalen Lage und der Stimmungen gegenüber Deutschland verfügen, vom Chef der Heeresleitung mit einem groben Faustschlag beantwortet, der nur zweierlei bedeuten kann: Entweder das Reichswehrministerium hat wirklich etwas zu verbergen (das ist doch ganz unwahrscheinlich?) — oder . . . wie hieß das früher? „Die ganze Richtung paßt uns nicht!“ Es ist Grobheit aus purer Antipathie. Das muß sich freilich kein Deutscher gefallen lassen.

Wladimir Iljitsch Lenin von Henri Guilbeaux

In memoriam

Zur Terminologie der Nekrologe greifen, um von dem Lebendigsten zu reden, den ich je gekannt — bitterster Hohn!
Wenn ich vor und während der Revolution Lenin sah, im Besitz seiner herrlichen, federnden und widerstandsfähigen Gesundheit — da kam mir wahrlich nicht in den Sinn, daß jene ergreifende Hymne: „Ihr fielet als Opfer“, die bei jeder großen Demonstration von der ganzen Versammlung stehend gesungen wurde, so bald ihm geweiht werden würde.

Ach, es bedurfte seines Todes, um allen Skeptikern, wie Allen, die täglich die Presse mit ihren falschen und verleumderischen Nachrichten vergiften, die ungeheure Popularität zu beweisen, die Wladimir Iljitsch Lenin in den Städten wie in den kleinsten und abgelegensten Marktflecken des großen Territoriums der S.S.S.R. genießt. Eine aufrichtige, ausgedehnte und ganz tief greifende Popularität, die sich jetzt auch außerhalb Rußlands mehr und mehr ausbreiten wird.

Seltsam: dieser Mann, der so verhöhnt, verleumdet, verachtet und beschimpft worden ist, dessen wenige Freunde man an den Fingern herzählen konnte — nachdem der Bolschewismus zur Herrschaft gelangt war, habe ich Keinen in Rußland gehört, der ihm nicht Bewunderung, zum mindesten vollkommenste Billigung bezeugt hätte. Nur einige ins Ausland geflüchtete offene oder verkappte monarchistische Agenten der ‚Nowoje Wremja‘, des ‚Rul‘ und der ‚Dni‘ gaben ihm und geben ihm noch heute die gemeinsten Schmähworte. Wie viele Elemente hat sein unvergleichliches Ansehen dem Bolschewismus zugeführt! Er hat tatsächlich, national und international, Rußland zu befreien gewußt, dieser konsequente internationalistische Marxist, er, den die Bourgeoisie und die russischen Sozialpatrioten voll Verachtung einen Defaitisten, einen Agenten Deutschlands und noch ganz anders schalten.

„Einzig die Bolschewisten werden Rußland retten“, sagte ein großer russischer „Bourgeois“nach der ersten Revolution, angewidert von den oratorischen Hanswurstiaden Kerenskijs und Miljukows, bekümmert durch den tiefen Zerfall des Landes.

Und in der Tat: Lenin durch seinen unbesiegbaren Mut, durch seine wilde Energie, durch das Vertrauen der Massen, durch seinen wunderbaren Sinn für die Realitäten, der mit einer seltenen Fähigkeit verknüpft war, aus verworrenen und einander widersprechenden Tatsachen die richtigen Schlüsse zu ziehen — Lenin hat das russische Volk vom Zwang des Zarismus, des Kapitalismus und des Imperialismus der Alliierten befreit, für die das Zarenreich nichts weiter als eine Kolonie, ein Indien oder ein Madagascar sein sollte. Er hat die Sowjet-Republik von den Söldnerheeren erlöst; die mit den konterrevolutionären Truppen vereint waren. Er hat endlich durch seine Parole: „Die Elektrifizierung Rußlands“ seinen Willen bekundet, aus diesem rückständigen, einst den Fremden tributpflichtigen Lande einen industriell autonomen und modernen Staat zu machen.

„Die Internationale ist tot!“ riefen Pessimisten während des Krieges — jene wenigen Internationalisten, die sich selber treu geblieben waren. So riefen sie trotzdem oder eben deshalb, angeekelt von dem vollkommenen und schmählichen Verrat der Zweiten Internationale.

Durch die Parole der bolschewistischen Partei, die auf Lenins Antrieb bei Kriegsbeginn ausgegeben wurde; durch die unermüdliche Propaganda, die er von 1914 bis 1917 zu Gunsten einer neuen Internationale entfaltete; durch seine persönliche und tatkräftige Teilnahme an den historischen Konferenzen von Zimmerwald und Kienthal; durch die Oktoberrevolution und endlich 1919 durch die Märzversammlung im Kreml — durch all Das errichtete Lenin eine neue, kraftvolle, auf ein Bollwerk von Eisen gestützte Internationale mit einem weitumfassenden und klaren Programm, eine Internationale, die allein mit der Sowjet-Republik, als freilich nur einer ihrer Realisationen, die Demokratie der Arbeiter und Bauern gegen die weltbeherrschende und katastrophale Oligarchie der Kapitalisten verteidigt.

Theoretiker von Haus aus, begnügte er sich doch nicht damit, Karl Marx weiter zu führen, sondern: er vollendete ihn. Er revidierte den Marxismus nicht, noch formte er ihn um, aber: er erneuerte ihn, machte ihn geschmeidiger, verwirklichte ihn, indem er ihm, im Gegensatz zu so vielen Pedanten und Schulfüchsen, seine ganze starke, lebendige und unmittelbare Bedeutung gab. Lenin war nicht einer jener opportunistischen oder buchgelehrten Reformisten, die im Marxismus einen Vorwand zu kritischen Glossen oder trügerischen Vorspiegelungen suchen: er war ein Reformator — „der“ Reformator. Ohne Irrtum, ohne Schwäche wußte er die Wünsche, die Hoffnungen und den Willen der arbeitenden und leidenden Massen darzutun. Er lieh der Masse Fleisch und Blut und verstand, mit ihr in eins zu verschmelzen. Er hat die neue Aera eröffnet, die Karl Marx geahnt und vorausgesehen, und die Geschichte wird seinem Namen, seinem Werk und seinem Wirken einen immer unvergänglichern, immer weltumfassendern Wert verleihen.

In jungen Jahren schon drang er, unter das Arbeitervolk gemischt, in dessen Wesen, in seine Psychologie ein, und die Zeit der Muße, die Zuchthaus, Gefängnis, Verbannung und Exil ihm ließen, widmete er dem Studium und der Forschung. So gerüstet wußte er eine Politik der Weltrevolution aufzubauen, die er unter den schwierigsten Verhältnissen zur Anwendung brachte.

Die Bewunderer und auch die Verächter Lenins haben ihn unterschiedslos mit Recht Peter dem Großen verglichen. Der große russische Gelehrte Timiriasew, zweifellos ein Vertreter aller maßgebenden Intellektuellen, ein Freund des Volkes und ein Feind der Reaktion, hat vor seinem Tode dieses Zeugnis abgelegt: „Ich bin glücklich, der Zeitgenosse Lenins gewesen zu sein.“ Der große französische Sozialtheoretiker Georges Sorel hat im Vorwort zu einer neuen Ausgabe seines berühmten Buches: ‚Betrachtungen über die Gewalt‘ einem ähnlichen Gedanken Ausdruck gegeben.

Für Alle, denen die Umstände vergönnten, an Lenins Seite zu leben, ist jetzt eine unendliche Freude, sich die allzu seltenen und immer zu kurzen Augenblicke zurückzurufen, wo Wladimir Iljitsch seinen durchdringend scharfen Verstand leuchten ließ, seine unverwüstliche und zupackende Kühnheit, seinen gesunden und ansteckenden Enthusiasmus — und immer diese Kameradschaft, diese wahre und schlichte Kameradschaft, die ihm so viel glühende Liebe eintrug.

Im vertraulichen Verkehr war er ungezwungen, zu Scherzen aufgelegt, heiter, boshaft, ein Flunkerer. In der lustigsten Gesellschaft war er es, der die fröhlichste Laune, die beste Stimmung an den Tag legte. Er lachte wie ein Kind (wie die Kinder, die er über Alles liebte, und die ihm bis zu seinem letzten Atemzug Gesellschaft leisteten); weit, breit und gesund teilte sein Lachen sich Allen mit.

Dieser selbe Mann, klein und gedrungen, von faunischem Aussehen, mit einem Gesicht, das Sommersprossen gesprenkelt hatten, mit einer breitgewölbten Stirn, einer hervorspringenden Spürnase, einem Kinn, das durch ein spitzes Bärtchen verlängert wurde — der offenbarte sich, sowie er nur auf der Tribüne irgendeines Kongresses oder einer Konferenz erschien, als eine gewaltige Kraft, als eine beherrschte, klare Kraft, als ein Wille vom reinsten Stahl. Ohne Prunk, ohne Rhetorik, ohne Floskeln und Flausen, ganz seinen Gedanken hingegeben, nicht einmal darauf bedacht, seine Sätze zu Ende zu führen — so nahm Lenin oft zu einem trivialen, ja gemeinen Wort seine Zuflucht, um sich selbst den Ungebildetsten, den „Analphabeten“ verständlich zu machen, und überzeugte durch seine Vernunft, seine einfache und unwiderstehliche Argumentation und hauptsächlich durch seine unvergleichliche Macht der Ueberredung.

Wenn man bedenkt, daß er den „unglücklichen Frieden“ von Brest-Litowsk zu verteidigen vermochte — und später den strategischen wirtschaftlichen Rückzug, der unter dem Namen „Nep“ bekannt ist! Am Anfang fast allein, sah er die ferne Zukunft und befragte den Horizont mit einem gewissermaßen prophetischen Blick. Sein Geist traf die Entscheidungen, dann sprach er seinen Gedanken aus, wiederholte ihn wieder und wieder, machte seine unentrinnbare Notwendigkeit eindringlich klar und scheute sich nicht, Anstoß bei seinen Kameraden und Genossen zu erregen. Es gelang ihm, seine Entschlüsse durchzusetzen. Seine kühnen Ideen wurden bald durch die Ereignisse bestätigt, und die Vertreter der Opposition gestanden unweigerlich: „Wladimir Iljitsch hat Recht gehabt!“

In einer Zeit, wo die Staatsmänner Europas, nachdem sie die Welt in Krieg und Verderben geführt haben, ihre Unfähigkeit erweisen, wieder aufzubauen, und sich zu neuen und entsetzlichen Blutbädern rüsten — in dieser Zeit hat Lenin, überall als ein Verneiner und Zerstörer verschrieen, ganz allein positive Arbeit versucht und geleistet. Lenin hat eine neue Periode des Aufbaus und des wahrhaft schöpferischen Schaffens eröffnet. Später einmal wird man in der ganzen Welt die Größe seines ungeheuern Werkes erkennen.

Reisende, meidet Bayern! von Ignaz Wrobel

> In politisch unselbständigen Ländern, wie in Persien, genügt es, den Häuptlingen unzuverlässiger Stämme einige Aktien zu schenken, um sie durch Geldinteressen von der Zerstörung industrieller Anlagen abzuhalten.
> *Sidney Jessen: ‚Die Weltinteressen der englischen Petroleumindustrie'*

Die Bayern, diese schlampigen Preußen, sind erstaunt, daß keine Fremden mehr zu ihnen kommen. Ihre Winterhotels stehen leer, die Verpflegungspreise sind weit heruntergesetzt worden, aber das gute Publikum ist in diesem Jahr nach der Schweiz gegangen, weil sie billiger, schöner, nahrhafter und gastfreier ist. Und das ist rechtens geschehen: denn man reist selbst in Afrika bequemer und gefahrloser als in Bayern — ganz abgesehen von der dort herrschenden Zivilisation.

Die Fremdenverkehrsvereine Bayerns haben gewaltige Eingaben an ihre Regierung gemacht: so weit dürfe man mit der vaterländischen Ueberzeugung nun doch nicht gehen, daß man etwa den Berlinern, den Sachsen, den Preußen, den Juden und den Bolschewisten nicht mehr gestatte, ihr Geld im Lande zu lassen. Nach unzähligen Beflegelungen aller „nichtbayrischen Deutschen" (ein verfassungswidriger Begriff) ist eine Bevölkerung, die von den Fremden lebt, erstaunt, daß ihre Ware ausbleibt. Das gebärdet sich ganz als Eigentümer, Verwalter und Nutznießer der bayrischen Berge, für deren Schönheit die Bewohner wirklich nichts können. So wenig wie Mancher für sein Ehrenwort. Und weil sie nun die anständigen Reisenden hinausgeekelt haben, treiben sie Propaganda.

Zum Beispiel so:

Palast-Hotel Sonnenbichl, Garmisch

Euer Hochwohlgeboren!
Die politischen Ereignisse in Bayern vom 8. und 9. November sind in einem Teil der auswärtigen Presse wahnsinnig aufgebauscht worden, sodaß mancher früherer Gast unsres Werdenfelser-Landes vielleicht Bedenken hat, in diesem Winter nach Bayern, bezw. Garmisch-Partenkirchen zum Winteraufenthalt zu reisen.

Demgegenüber möchten wir feststellen, daß der unselige Putsch innerhalb wenigen Stunden in sich selbst zusammenbrach, und Ruhe und Ordnung in jeder Weise gewährleistet ist.

Ebenfalls sind die Gerüchte über die antisemitische Hetze kolosal übertrieben und wird besonders im hiesigen Gebiet von allen Teilen der Bevölkerung jegliche Garantie übernommen, daß die Besucher unsres Wintersportplatzes, sowohl auf Straßen und Plätzen, wie in den Hotels unbehelligt bleiben.

Wir würden uns daher erlauben unsre lieben alten Gäste zum Besuche für den kommenden Winter einzuladen, und würden wir wie immer für tadellosen Aufenthalt und erstklassige Verpflegung und Beheizung besorgt sein.

Bezüglich der Preise haben wir uns vereinbart, unser Aeußerstes zu tun und trotz der enormen Unkosten die Pensionspreise incl. Heizung unter die Friedenspreise (11-16 Goldmark) herabzusetzen, um unsern Gästen den Aufenthalt zu ermöglichen und mit dem Ausland konkurrenzfähig zu sein.

> Wir bitten Sie uns in dieser schweren Zeit Ihre Geneigtheit nicht zu entziehen und uns wieder zu beehren.
>
> Falls Sie selbst nicht beabsichtigen in diesem Winter zu reisen, würden wir bitten, uns in Ihrem Bekanntenkreise empfehlen zu wollen, und gestatten wir uns zu diesem Zwecke einen kleinen Prospect beizulegen.
>
> Auch seitens der Kurverwaltung sind alle Schritte unternommen, und auch bezüglich Unterhaltung und Sport, den Aufenthalt möglichst angenehm zu gestalten.
>
> In der angenehmen Hoffnung, daß diese Zeilen Sie und Ihre geschätzte Familie gesund antreffen, sehe ich geneigten Nachrichten mit Vergnügen entgegen, und zeichne mit ergebenster Hochachtung.

Für die Meisten, die es wirklich anging, hatte es solches Schreibens gar nicht bedurft. In einem Sommer der tiefsten bayrischen Schande saßen einundfünfzig sozialistische und kommunistische Reichstagsabgeordnete während ihres Sommerurlaubs in den bayrischen Bergen, weil man ja Politik und Privatleben nicht vermengen darf. Eisner war ermordet, Landauer zertreten und gefleddert, Toller eingesperrt, Mühsam gequält, Fechenbach ruiniert — diese einundfünfzig und Tausende von deutschen Juden, Republikanern und Oppositionellen aller Schattierungen gaben den Bayern Geld zu verdienen.

Bis die so dumm waren, durch immer gröbere Schikanen jeden Fremdenverkehr zu unterbinden. Sie verlangen von den eignen deutschen Landsleuten einen Paß, welches Verlangen abzulehnen ist. Sie kontrollieren in aller Herrgottsfrühe die Hotels, die Polizisten sind unhöflich und grob; einen mir bekannten Herrn, der mit seiner Frau reiste und seine Heiratspapiere nicht ans Chemisett angehängt hat, rettete nur die Tatsache, daß sein Ehering nicht vom Finger zu ziehen war (denn in den Schwänken, die sich die Beamten angesehen haben, geht das so zu). Diese amtlichen Lümmeleien in Pensionen und Hotels sprechen sich herum, erfreulicherweise am meisten unter den valutastarken Ausländern, die Zug-, Grenz- und Paß-Schikanen mehren sich — es hilft Alles nichts: die Fremden bleiben aus.

Das Propagandaschreiben ist so weit ganz gut. Der Putsch, den man vorher zweimal am Tage als einen Vorschuß auf die Seligkeit gepriesen hatte, heißt jetzt „unselig“, weil er das Geschäft verdirbt, und was das freundliche Versprechen anbetrifft, zahlende Sportsleute vom Eis nicht ins Haberfeld zu treiben, so dürften die befehdetsten unter ihnen mit dem Ausruf: „Bedankt sollen sie sein!“ reagieren. Ja, und wie will die Kurverwaltung ihr Versprechen wahr machen, Unterhaltung und Sport zu bieten, wenn die bodenständigen Abarten dieser Beschäftigung: Judenhetze und Abgeordnetenmorde nicht steigen sollen? Man hats gar nicht leicht.

Aber der Reklamewisch hatte doch eine kleine Wirkung, von der sich der Absender nichts hätte träumen lassen. Einer der berliner Empfänger setzte sich nämlich hin und schrieb eine Antwort. Einen Brief, wie man ihn hier gar nicht gewohnt ist. Nämlich diesen:

Für Ihre Zuschrift und Einladung, den Winter in Garmisch zu verbringen, danke ich Ihnen bestens, muß Ihnen aber mitteilen, daß weder ich noch Jemand aus meinem Bekanntenkreis die Absicht hat, vorläufig nach Oberbayern zu reisen. Wir alle lieben zwar das Land wegen seiner Schönheiten ungemein, können aber unmöglich eine Bevölkerung unterstützen, die in ihrer Mehrheit Bestrebungen fördert, die den Interessen des deutschen Reiches zuwiderlaufen. Insbesondere können preußische Staatsbürger jüdischen Glaubens nicht in eine Gegend reisen, in der der Hitler zur Zeit sich aufhält, wo also dauernd die Gefahr besteht, daß man des Landes verwiesen wird oder sogar körperlichen Schaden erleidet. Ich betone wiederholt, daß wir Alle die gegenwärtigen Zustände in Bayern, als Freunde dieses herrlichen Landes, sehr bedauern, daß wir aber dort nicht Gäste sein können, wo man uns als Menschen zweiten Ranges betrachtet. Wenn die Zeiten sich ändern sollten, werden wir mit großer Freude im Sommer und im Winter die oberbayrische Bevölkerung durch unsre Besuche wieder unterstützen.

Und bekam postwendend diese Antwort:

Erhielt eben Ihren Brief vom 13. und möchte nicht verfehlen darauf zurückzukommen.

Wenn heute in Sachsen beispielsweise ein Ministerpräsident sitzt, der sich als Lump entpuppt so kann man doch dafür nicht die ganze Bevölkerung von Sachsen verantwortlich machen.

Was ist in der ganzen Hitlerbewegung in Bayern, einem Juden passiert? Mir ist ein einziger, bedauerlicher Vorfall erinnerlich, von Herrn Kommerzienrat Fränkl. Eine solche Anrempelung könnte aber genau so in Berlin auch vorkommen.

Der Hitler-Putsch ist in kürzester Zeit niedergeschlagen worden wäre überhaupt nicht zum Anfang gekommen, wenn nicht durch einen großen Schwindel in die Kreise der Bevölkerung die Meinung getragen worden wäre, die rechtmäßige Regierung sei mit Hitler einig in dem Bestreben das deutsche Volk zu nationalem Selbstbewußtsein aufzurütteln. Die Kämpfe zwischen der Bayrischen Regierung und Berlin haben doch sicher auch in Berlin Anhänger zu gunsten von Bayern. Bayern will doch keine Trennung von Berlin sondern nur Herstellung geordneter Zustände. Noch vor ganz kurzer Zeit sagten Berliner, sie gehen gerne nach Bayern, weil dort Ordnung herrscht.

Wieviele Zusammenstöße sind seit der Revolution in Berlin vorgekommen. Ich kann mich nicht erinnern, daß die Leute deswegen nicht doch wieder nach Berlin gegangen sind. In München war außer der kurzen Räte-Republik noch der mehrstündige Hitlerputsch, dann war es wieder Schluß, und Ruhe und Ordnung kehrten zurück.

Bevor wir uns überhaupt schlüssig wurden ob wir unsern Betrieb im Winter aufmachen, waren wir schon in einer Kommission (ich war auch dabei) bei allen zuständigen Regierungsstellen um uns der Ruhe und Sicherheit für unsre Gäste zu versichern, was uns in jeder Weise und in jeder Instanz genehmigt wurde.

Ich kann ja begreifen, daß momentan mancher Berliner besonders wenn er noch israelitisch ist, nicht gut auf Bayern zu sprechen ist. Bei ruhiger Ueberlegung müssen Sie sich aber sagen, daß unser schönes Hochgebirge und ganz besonders Garmisch-Partenkirchen nichts dafür kann, und daß in Wirklichkeit hier die

> beste Gewähr besteht einen Winteraufenthalt ohne Sorge für Unruhe oder Belästigung, und würden wir Einwohner von Garmisch-Partenkirchen, jederzeit imstande sein, den Schutz unsrer Gäste bis aufs Aeußerste zu übernehmen.
>
> Vielleicht haben Sie die Güte in Ihren Bekanntenkreisen doch noch ein gutes Wörtchen für uns einzulegen, und entschließen sich vielleicht schon früher unser herrliches Werdenfelser-Land mit Ihrem Besuche zu beehren.

Auf den bayrischen Brief ist zu antworten:

Weder Zeigner noch irgendein Sachse hat die Fremden schikaniert. Bayrlsche Ordnung ist keine deutsche Ordnung. Der „bedauerlichen Vorfälle“ sind nicht nur viele — sondern sie bleiben alle ungesühnt. Wie soll das auch anders sein, wenn die gesamte Verwaltung und die Justiz sich in Händen von Männern befindet, die als zuverlässig nicht angesehen werden können?

Berliner, die auch noch irsraelitisch sind, Fremde, die eine Erholungsreise und keinen Guerillakrieg unternehmen wollen, Ausländer, die ihre Ruhe wünschen — sie alle werden sich hüten, von Bayern, die auch noch Verwaltungsbeamte sind, sich die Reise verderben zu lassen. Der Herr von Kahr hat ja erst neulich einer kleinen Gesellschaft, die mit Tänzerinnen Sekt trank, klar gemacht, daß außereheliche Abendvergnügungen dem Deutschen nur dann zustehen, wenn er ein Gut in Mecklenburg oder ein Schloß in Oberbayern hat, daß dagegen das nächtliche Bei- und Zutrinken sowie -Schlafen in öffentlichen Gasthäusern mit Frauenspersonen zu unterbleiben hat. Er ließ die Auto-Insassen wegen „Prasserei“, oder wie dieser Papierausdruck sonst heißt, verhaften, die Tänzerin ins Arbeitshaus bringen und ähnlichen Unfug verüben.

Das haben die Fremden satt.

Es kann Deutschen und vor allem ausländischen Gästen von einem Besuch Bayerns nicht genug abgeraten werden. Der Fremde ist in Bayern eine Art bedingt Begnadigter. Es war einmal eine Pflicht anständig Gesinnter, der oberbayrischen Bevölkerung durch Gebirgsreisen zu helfen, die man ebenso gut hätte ins Ausland unternehmen können. Davon kann heute keine Rede mehr sein. Heute hat man die Pflicht, den Sinn dieser Bevölkerung auf die Hebung ihrer heimischen Viehzucht und auf die bessere Belieferung der deutschen Kinder mit Milch zu lenken. Denn die Zustände haben sich noch nicht gebessert: der Fremde ist in Bayern rechtlos und unterliegt nach wie vor zahllosen Beschränkungen und Plackereien.

Ein Herz scheinen die deutschen Brüder da unten nicht zu haben. Aber ein Portemonnaie haben sie in den treudeutschen Hosen. Hier ist die Stelle, wo sie sterblich sind. Wenn in aller Stille heute schon daran gearbeitet wird, die Bayern wieder zur Vernunft zu bringen: für die Fremden ist von dieser segensreichen Arbeit vorläufig noch nichts zu merken.

Und so ist denn noch immer zu rufen: Reisende, meidet Bayern!

Unsre Fritz Th. Cohns von Erwin Reiche

Weil ich als Anwalt Herbert Eulenbergs Autorinteressen vertrete und im übrigen unheilbar in die Poesien desselben Eulenberg verliebt bin, las ich auch die freundlichen Zeilen seines Freundes Fritz Th. Cohn in Nummer 3 der ‚Weltbühne'. Nicht als Bevollmächtigter des abwesenden Eulenberg, nicht in der Absicht törichter Verallgemeinerung oder höchstpersönlicher Spezialisierung auf bestimmte Subjekte oder Fälle trällere ich dies vor mich hin:

1. Wenn so ein Kunstgeschäftsmann (business is business: ob es nun in Velvet, Grundstücken, Ehen oder Kunst gemacht wird) zu dem Künstler, mit dem er einen Vertrag schließen will, sagt: Habe doch Vertrauen!, so sage ich dem Künstler: Habe doch ja Acht!! Oder ich würde zu dem traulichen Verlegersmann sagen: Wir haben doch alle so viel Vertrauen zu einander — wozu wollen wir überhaupt einen Vertrag schließen, in dem so viel drinstehen wird, was im Gesetz gar nicht oder anders bestimmt ist! Wir sind ja alle so generös — das heißt, nein: generös ist ja, wie Fritz Th. Cohn wohl zugibt, nur der Verleger, dem sein Autor Gewinn bringt. Was aber wird aus den andern Autoren, mit deren Werken ohne Zweifel die unbefangenen Verleger überrumpelt wurden, oder die sie aus gutem Herzen oder heiligem Kunsttrieb verlegten? Diese Autoren müssen, schlage ich vor, der großen und ernsten Zeit die bekannte Rechnung tragen und . . . Wie aber wäre es, wenn die Verleger, das Maß ihres Altruismus bis über den Rand füllend und der ernsten und großen Zeit ihrerseits ein Uebriges darbringend, die für Verfasser und Verleger gleich wertlosen Werke etwa unentgeltlich unter das geistige Volk würfen!? „Wenn schon, denn schon" oder: „Die Kunst dem Volke."

2. Die Fritz Th. Cohn bekannten Verleger haben Valutagewinne gewiß gemacht und immer zum Besten der deutschen . . . investiert. Recht so! Da dies aber doch sicherlich nur mit dem Teil der Gewinne geschah, der den Verlegern zustand, darf ich um kurze Bestätigung bitten, daß in allen Fritz Th. Cohn bekannten Fällen die Tantiemenabrechnung sich auch auf die Deviseneingänge erstreckte und den Autoren die Tantiemen aus diesen Umsätzen effektiv in den gleichen Devisen, in denen sie erfolgten, oder zumindest zum Gegenwerte, berechnet nach dem jeweiligen amtlichen Kurse des Tages, wo die Autoren über die Beträge verfügen konnten, gezahlt wurden.

3. Zugleich wäre ich Herrn Fritz Th. Cohn für eine Bestätigung dankbar, daß in den Tagen irrsinniger, stündlicher Markentwertung die Tantiemen regelmäßig an die Autoren jeweils in kürzesten Zwischenräumen bar (nicht etwa durch Verrechnungschecks) abgeführt worden sind, und zwar ohne Abwälzung des Entwertungsrisikos für die Zeit vom Eingange der tantiemepflichtigen Beträge bei dem Verleger bis zu dem Moment, da der Autor über die Beträge verfügen konnte.

Eine objektive Beantwortung dieser und 999 andrer Fragen wäre für Verfasser, Verleger und die interessierte Außenwelt gewiß in gleicher Weise belehrend.

* * *

Bei dieser Gelegenheit kann ich mich gleich des Auftrags erledigen, der ‚Weltbühne' zum Abdruck die folgende Erklärung zu übermitteln:

Auf die Anregung der Herren Dr. Herbert Eulenberg und Carl Sternheim ist unter hervorragenden Vertretern des heutigen deutschen Schrifttums eine Bewegung in Fluß gekommen, die den Zusammenschluß dieser Autoren bezweckt. Rückhaltlose Klarlegung allgemeiner und besonderer Tatbestände wird der Oeffentlichkeit Gelegenheit geben, sich ein freies, sachliches Urteil über die Grundlagen und den gegenwärtigen Zustand der zwischen Verlegern und Autoren herrschenden Beziehungen zu bilden. Dies erscheint als Notwendigkeit, da nach Ansicht der Schriftsteller ein Fortbestehen der heute obwaltenden Zustände zwangsläufig zu einer Abtötung des deutschen Schrifttums führen muß.

Eine Blume auf ein Grab von Moritz Heimann

Gräber liegen viele an jedem Lebensweg. Die wandernden Menschen wissen es; die Dichter unter ihnen — das sind alle Mütter und einige Dichter — wissen es öfter, stärker, leidvoller, gefaßter; und zuweilen gibt es auch unter den Dichtern einen, der es am wissendsten weiß. Stehr ist solch einer, Sein festlicher Tag würde unvollkommen sein, wenn seiner Gräber nicht gedacht würde. Von allen eines, für alle eines wähle ich mir heraus und lege eine Blume liebender Erinnerung auf seinen Sand.

Als ich das erste Mal Stehrs Haus besuchte, es war noch in Pohldorf in der Grafschaft Glatz, trippelte schon in die ungestümen Schritte des Vaters und die eilenden der Mutter der Fuß des dreijährigen Söhnchens Willy. Alles an dem Kinde war hell, Haar und Auge, Farbe und Stimme; und doch mahnte aus dieser Helligkeit, Zartheit und lieblichen Kinderverwehtheit das Bild des kampftrotzigen Vaters her. Seltsam war es, daß sein eines Augenlid schwer und schattend lag, als ob auch hierin das ungleiche Augenpaar des Dichters mit seinem ungleichen Schicksal aufklänge und befriedet, doch leise resigniert abklänge.

Ich war mit ihm bald angefreundet und habe eine der entwaffnend logischen Kinderanekdoten mit ihm erlebt, eine der reizendsten, die es wohl überhaupt gibt. Wenn der Vater seine Schulkinder in angestrengter, klassenschichtiger Arbeit betreute und die Mutter das geräumige Haus und die Wirtschaft versah, spielte ich öfters mit ihm, sodaß er es bald liebte, mir zu folgen und mit mir zu spielen. Ein Mal hatte ich Unaufschiebbares zu schreiben und ging in mein Zimmer, das eigentlich Stehrs Arbeitszimmer war; es lag auf dem Boden und dehnte sich weitläuftig genug, um selbst von einem höchst eigenwilligen Flügel nicht eingeengt zu werden. Als ich mich an den Schreibtisch setzte, war ich gezwungen, den kleinen Quälgeist folgendermaßen zu bedeuten: „Also, Willy, ich muß jetzt arbeiten, und du darfst mich nicht stören. Wenn du bei mir im Zimmer bleiben willst, mußt du hier auf diesem Stuhle stillesitzen, bis ich fertig bin.“ Und damit hob ich ihn in einen Strohsessel und begab mich an mein Geschäft. Kaum hatte ich nur die Feder geprobt, so war er mir schon am Tisch, aufgeregt von Frage und Wunsch: „Ja, Willy, du solltest ja stillesitzen!“ „Ich hab’ ja schon stille gesessen.“ „So ist das nicht gemeint. Du mußt sitzen, bis ich

fertig bin und dich rufe, sonst störst du mich." Wieder saß er, und wieder war ich nur grade eine Zeile weiter, als er neben mir stand und überlebhaft, mit bedeutsam erhobener Stimme fabulierte: „Als wir einmal nach Lomnitz gingen, da war ein Hund, ein so großer Hund", und er reckte die Hand bis zur Höhe eines tüchtigen Kalbes. Ich schlug leicht mit der flachen Hand auf den Tisch: „Ih, Junge, du sollst mich ja nicht unterbrechen!" „Es war nur so ein kleines Hundel", erwiderte er nachgiebig, mit leisester, nur eben hauchender Stimme, und zeigte mit seinem Händchen tief hinunter bis zum Schuh.

Er war es nicht zuletzt, der jenen Tagen einen Schimmer von Märchenverschollenheit gab, und etwas vom Märchen hat er immer für mich behalten. Er wuchs in die Schule hinein, streckte sich in die Knabenderbheit, er kam vom Elternhaus in die Fremde als Gymnasiast mit bunter Mütze; er war ein Wanderer durch Felder und Wälder, kannte die Pflanzen von Angesicht und Art, die Vögel von Nest und Flug, aquarellierte mit mehr als pflichtmäßiger, mit liebevoller Sauberkeit Blumen und Vogelfedern, und immer widersprach die ungleiche Lidbedeckung seiner Augen dem Tun und Treiben eines unbekümmert diesseitigen Wissens. Am Tag nach dem fünfzigsten Geburtstag seines Vaters, den er voll begeisterten, eifersüchtigen Stolzes mitgefeiert hatte, begleitete ich ihn zur Bahn; er war zuversichtlich und fröhlich, schickte sich in die unvermeidliche Trennung vom Hause der Eltern weg wieder in die fremde Schule und Ferne und war unter dem Allen trauervoll, als sei er nicht nur in die ferne Schule exiliert.

Er schoß auf, gertengrade in die Jünglingsjahre; der Krieg brach auf; und eines Tages kam ein straffer, fein, fest und präzise schreitender und greifender, lachender junger Krieger zu uns zu Besuch; Milch und Blut sein Gesicht, unzerstörbare Unschuld in seinen ungleich bedeckten Augen. Oft hörte ich dann in den Monaten, als er zum Fähnrich ausgebildet wurde, diesen Schritt des Knaben, diese lustige Stimme.

Und eines Tages war er weg; und eines Tages kam die Nachricht von seinem Tode: gefallen an der Lorettohöhe am zwanzigsten Juni 1915.

Das war eine schwere Nacht, als ich zu den Eltern fuhr. Untröstliche soll man nicht trösten, sondern mit ihnen weinen. Vom Klingelziehen bis zum Oeffnen der Tür, nur Augenblicke — aber es sind Augenblicke, in denen es kein Oben und kein Unten in der Welt gibt, keinen Raum, nur Raum. Wie fand ich Stehr, wie Hedwig Stehr? Auch Hauptmann und Frau Hauptmann kamen an jenem Tage; und wir Trauernden und Teilnehmenden ermaßen damals wohl all das Oben und Unten, das es nicht gibt. Einmal aber sagte Stehr Folgendes: „Auch wenn er jetzt hier im Leibe neben mir ginge, neben meinem Leibe, so könnte ich nicht anders mit ihm verkehren als geistig. Und das kann ich auch jetzt, und ich tue es, und keine Macht des Himmels und der Hölle kann es mir verwehren."

So stolz, so grausam gegen sich selbst, so tief, so — oberflächlich ist der Geist, ist der Mann. Wenn sie ihm Alles glaubte,

dieses glaubte ihm die Mutter nicht. Niemals wird ihr Stolz diesen Stolz annehmen; in ihrem verschwiegenen Herzen wird sie ihn kümmerlich finden, zum Kummer kümmerlich. Nie wird Frau Alwing ihrem irren Sohn das heilende, tötende Gift reichen; immer wird sie es nur wollen.

Aber der Dichter ist weiser als der Geist, als der Mann. Er trägt den Geist, den Mann in sich, wie im ‚Letzten Kind' der noch nicht vollendete Engel einen Schatten von irdischer Körperlichkeit in sich trägt. Stehr weiß vom Weibe und von der Mutter, was er als Mann nicht wußte. Er hat mir einmal von der Geburt eines seiner Kinder eirzählt, da war er die Mutter und war das Neugeborene, beides leiblich, und war dazu noch der einsame, wilde, entschlossene Mann. Legt ihm ein Tuch um Stirn und Schultern, und dieses Gesicht von unverwüstlicher Männlichkeit gleicht dem eines sibyllenhaft alten Weibes; denn die ältesten Weiber haben die jüngsten Augen. Gleicht nicht auch Dante der Sibylle von Cumae? Vielleicht die tiefsten, die erstmaligen Stellen im Werke Stehrs sind es, wenn er vom nichtwissenden Wissen, vom Keimen und Mahnen, von Kindern und Weibern Kunde gibt, er, der Mann. Wie quält — wie beseligt einen Solchen seine Doppeltheit! Von dem ewig grausamen Grab weiß Stehr und von der ewigen Auferstehung im Geiste Dessen, der lebt.

Händel-Renaissance von Paul Schlesinger

Die Große Volksoper setzt die im vorigen Jahre mit ‚Julius Caesar' glücklich begonnene Erweckung des Opernkomponisten Händel fort. Nun gab sie ‚Rodelinde'. Das Publikum folgt jubelnd und staunend, der Dank des Betrachters ist nicht weniger herzlich — nur mischt sich in seine Freude eine leise Besorgnis: das Wiedergewonnene könne abermals verloren gehen. Gewiß: auch die Matthäus-Passion war für Generationen verschollen, bis Felix Mendelssohn sie wieder ans Licht brachte. Aber es hat sich bisher praktisch als fast unmöglich erwiesen, auf den Spielplänen der deutschen Opernhäuser Gluck wirklich lebendig zu halten, einen Meister, der uns geistig und stilistisch näher steht. Kann das Wunder Händel uns erhalten bleiben oder muß es im Kampf gegen ‚Tosca' und ‚Tiefland' unterliegen?

Man möchte es dem noch abwartenden Teil des Publikums in die Schädel hämmern: Wollt Ihr innere und äußere Bewegung, Fülle der herrlichsten melodischen Einfälle, schmelzenden Wohlklang, bezaubernde Natürlichkeit, Größe, Innigkeit, Trauer, Freude — geht zu Händel! Ja, wollt Ihr eine bewegte und erregende Handlung — sucht sie mal ausnahmsweise nicht im Kino. Händels Textdichter versteht sich auf sein Fach, ja, es ist in ihm eine sonderbare Vorahnung moderner Psychologie. Ist er nicht eigentümlich, dieser schwankende, unsichere, lyrische Tyrann Grimmwald, der zwar des vertriebenen und totgeglaubten Königs Gattin Rodelinde mit Gewalt an sich reißen will, der aber dennoch vor der schwersten Schuld zurückschreckt, als ihm Rodelinde zuruft: Töte meinen Knaben zuvor, dann werde ich die Deine! Hier habt Ihr Rührung, wenn der wiedererschienene König von Rodelinde Abschied nehmen muß, in der Ge-

wißheit, dem Tode zu verfallen — hier Kerkerängste, Gewissensnot. Aber auch seliges Aufgehen in der Natur, glücklichste Versöhnung. Dazu Bühnenbilder von Kraft und Schönheit in den gegliederten Räumen, von Schwung und Weite in der sich dehnenden Landschaft. Rüstungen, Kronen — und den kostbaren Purpurmantel der Königin.

Es ist richtig: Ihr hört keine Trompeten, von der Zaubermischung des modernen Orchesters zeigt sich nicht eine Andeutung. Dafür erlebt Ihr die beseligendere Zaubermischung der Streicher, die auch keine Charakteristik schuldig bleibt, aber im Gefühlsausdruck von einer ergreifenden, des sprachlichen Ausdrucks spottenden Schönheit ist. Fürchtet euch nicht vor langatmigen Arien, nicht endenwollenden Fugen. Der Händel ist ein Theaterpfiffikus, der ganz genau weiß, was man von der Bühne herab dem Publikum bieten darf. Immer bleibt er knapp und treffsicher. Wird ihm mal weich ums Herz: gleich haut er einen Allegro-Satz hin, so frisch, so mitreißend in seiner behenden Jugend, daß man überhaupt nicht begreift, wie sich Staub darauf legen konnte! Und im übrigen: in der Ouvertüre befindet sich ein Sätzchen, so einmalig, wirklich unerhört, uns erhebend über alle Erdenschwere, alle Lebenslast — daß Ihr ein Verbrechen an euch selbst begeht, wenn Ihr die Gelegenheit versäumt.

Unter uns gesagt: so ganz einfach ist die Sache mit Händel natürlich doch nicht. Weder ‚Rodelinde' noch ‚Julius Caesar' sind schön schlechthin — als absolute Kunstwerke. Sie sind stilistisch gebunden. Das ist, wenn man will, ein Reiz mehr, aber darin steckt auch ihre Problematik und vielleicht das Verhängnis für die Beziehung zu unserm Publikum. Wir vertragen stilistische Gebundenheit im Konzertsaal leichter als in der Oper. Ein Concerto grosso von Händel, ein Cembalo-Spiel der Landowska, Klavier-Sonaten Mozarts, ein Chopin-Abend — wir genießen solche Köstlichkeiten mit gespitzten Lippen, während wir vor Mozarts Quartetten, vor Bach und Beethoven als zeitlosen Erscheinungen das Knie beugen.

Stilistisch gebundene Werke tragen in sich eine untrügliche Sicherheit: Händel weiß in jedem Augenblick den Weg, den er zu gehen hat — da gibt es kein Wanken, keinen Ausbruch. So vielfältig seine Eingebungen sind: immer ballt er sie in die bestimmte Form, die auch den glühendsten Ueberschwang faßt. Das ergibt eine weltmännische Vornehmheit ohnegleichen. Was bleibt der arme Richard Wagner in seiner Qual, mit seinen Betäubungen für ein Prolet und Parvenu gegen diesen Händel, der bis in die letzte Nagelspitze nobel, nobel, nobel ist, dem nicht einfällt, sich das Fleisch aus der Brust, geschweige denn die Allongeperücke vom majestätischen Haupt zu reißen.

Wohlgemerkt: das erhabene Auge des Meisters ist das eines Menschen, eines fürstlichen Menschen, dem wahrlich kein menschliches Leid verborgen geblieben ist. Aber er ist ohne Perücke unvorstellbar, und der Weg Rembrandts vom geputzten Jüngling bis zum erschütternden Greis wird nicht sichtbar. Händel ist so sehr Glanz- und Endpunkt einer bestimmten musikalischen Kultur, daß wir die Grenze gegen Bach kaum weniger deutlich zu spüren wähnen als die gegen uns. Händel ist — unbeschadet seiner Menschlichkeit — der Gott einer Mode, und unsre Mode ist eine andre. Wir haben andre Ohren und Augen, andre Kleider und Liebhabereien. Und

daraus erwachsen die Schwierigkeiten der Darstellung. Shakespeare ist durch keine darstellerische Mode, durch keinen Wechsel dramaturgisch-künstlerischer Anschauung zu Fall zu bringen. Jede Zeit leiht ihm neues Licht. Wir weinen — solange wir lebendige Darsteller haben — denen vergangener Epochen keine Träne nach. Ist uns das Glück hold, so haben wir einen bessern Hamlet oder Falstaff, als Shakespeare ihn je erlebt. Aber Händel ist eigentlich undarstellbar ohne Händelsche Sänger, und man kann hinzufügen: ohne sein Theater, sein Orchester, sein Publikum. Die Aufführung muß einer gewissen spielerischen Altertümelei verfallen, wenn sie dem Stilbruch entgehen will. Das unentbehrliche Cembalo hat keinen Klang in unsern Opernräumen: ersetzt man es, wie es hier geschah, durch einen Steinway, so werden die Valeurs gefälscht, auch wenn ein so ausgezeichneter Künstler wie Viktor E. Wolff ihn meistert. Händels stimmliche Anforderungen sind nur in den seltensten Fällen zu erfüllen. Gunnar Graarud, Heinrich Blasel, Ida Harth zur Nieden gaben mit den besten Intentionen und nicht unbeträchtlichem Einsatz von Kräften doch nur Ungefähres, während zum Glück Melanie Kurt und Wilhelm Guttmann, beide reif und stark im gesanglichen und darstellerischen Ausdruck, zum Absoluten vordrangen — in ihrer kraftvollen Künstlerschaft verschmolz zeitliche Gebundenheit und lebendiges Gefühl zu einer höhern, allgültigen Stileinheit. Ein ähnliches Lob kann man Hans Strohbach aussprechen, der diesmal nicht nur die Dekorationen stellte — er führte auch die Regie. Mit Glück war er Poussin und Claude Lorrain in die heroische Landschaft gefolgt. Aber welche Bedenken man im Einzelnen gegen die Aufführung haben mag — das Orchester unter Fritz Zweigs Leitung schlug sie nieder. Merkwürdig: so schön wie im Theater des Westens klingen die Streicher in keinem der Opernhäuser Berlins, Es war ein Ehrenabend der Großen Volksoper — man möchte sie immer auf dieser Höhe sehen!

Die Katakomben von Alfred Polgar

Ein altes, sehr altes Lustspiel (von Gustav Davis). Edelmenschen, Originale, Typen bevölkern es. Hier waltet ein Humor, der Zeit hat und keine andern Sorgen. Jeder bekommt die Braut, die er wünscht, so hoffnungslos die Sache auch anfangs aussehen mag. Ein kapriziöses Mädchen aus dem wilden Rußland wird durch die Liebe gezähmt. Wohlgeartete Jünglinge kommen vorwärts im Leben, das der Dichter für sie erfand, Huld des Fürsten lächelt dem kleinen Beamten, der Tarock spielen und nicht schmeicheln kann, es wird avanciert wie in der ‚Großherzogin von Gerolstein‘, der gute Onkel Autor hat für alle braven Kinder des Spiels Glück, Segen, Stellung, Hochzeit in der Tasche, teilt sie aus nach Verdienst und Bedarf.

In weichgefederter Kutsche, die ihre Passagiere nur wenig durcheinanderrüttelt, wird die Lustspielreise zurückgelegt. Endstation: allgemeine Zufriedenheit. Als gutmütiger Schwager Postillon sitzt das Schicksal auf dem Bock, lenkt das Gefährt zum Besten.

Das Burgtheater hat zuviel Sorgen, um sich der antiquarischen Frohlaune dieser vier Akte mit Unbefangenheit hinzugeben.

Doch fällt es ihm auch nicht allzu schwer, zum herzigen Spiel die nötige kindische Miene zu machen. Die Senioren, Devrient und Reimers, atmen leicht in solcher Lustspielluft aus den Achtzigerjahren; gefrorene Burgtheatertöne tauen in ihrer Kehle. Und dann haben sie auch die Erscheinung, die Statur, das Zeug. Die Jugend hingegen, Reimers der Sohn, der junge Zeska, Herr Pranger, Fräulein Franker, irrt ein bißchen hilflos zwischen den gewesenen Munterkeiten. Fräulein Aknay macht jenes ungebärdige russische Mädchen. Sie ist recht ungebärdig, würzt ihre Rede mit russischem Gewürz, das einen ganz ähnlichen Geschmack oder eigentlich eine ganz ähnliche Akustik hat wie Paprika.

Thaller — ihm zuliebe wurde der alte Vierräder wohl aus dem Schuppen gezogen und frisch lackiert — spielt einen knurrigen Beamten, um den es nur so raschelt von Blättern, die er sich nicht vor den Mund nimmt. Die Rolle kommt Thallers Wesen sehr entgegen, seiner kauzigen, schrullenhaften, justamentigen Art. Er gibt die humorigsten Funken, wenn das Schicksal ihn wider den Strich bürstet, hat wirklich was von einem Kater, wie er sich so zusammenrollt, spinnt und schnurrt, trotz allem gelegentlichen Fauchen ein Symbol friedevoller Enge und Wärme. Seine Bosheit tut sich selbst und Andern wohl, seine Galle schmeckt nicht bitter. Er ist der liebenswürdigste Giftnickel, sein Zweifeln grob gewordene Frömmigkeit, sein stachliges Mißtrauen Schutzhülle um ein weiches Herz, das seine Menschenliebe geizig-ängstlich ins Innerste verbirgt. Die besten herben Säfte wienerischer Erde kreisen im Blut dieses alten Komödianten, dessen Spiel alle Naturfarben der geistigen Landschaft spielt, in der er zu Hause.

Mayrhofer, aus gleicher Zone, ist ein Komiker andrer Art. Urbehaglich, dumm-pfiffig, langsam, gesegnet von Humoren der Kleinwüchsigkeit und Genügsamkeit. Das Erbe glorreichen wienerischen Thaddädltums ist bei ihm in guten, breiten Händen. Sein Witz ist pflanzlich, unbewußt, erdgegeben. Thallers Komik scheint ein reifes Produkt heimischen Bodens, Mayrhofers Komik gewissermaßen dieser Boden selbst, ein Stück von ihm. Und zwar ein volles, saftiges Stück, auf dem Spaß gedeiht und Behagen.

Griffith-Film von Frank Aschau

Ueber den Griffith-Film ‚Mädchenlos‘ sagten Paphnutius und Stechbein folgendes:

Stechbein: Wie kommt es, daß dieser Film uns angeht, uns etwas betroffen hat? Versuchen wir, es zu benennen.

Paphnutius: Anmutig ist das Mädchen Lilian Gish, welche die Hautptrolle spielt. Wir sahen sie schon in den ‚Zwei Waisen‘, sie gefiel uns damals weniger. Sie hat ein Aprilgesicht, mit Regenschauern und plötzlichen flüchtigen Erheiterungen, welche wir lieben müssen. Die Wolken fliegen über ihr Gesicht. Ein dünner, feiner Ton, manchmal etwas zu zirpend, aber angenehm. Es kommt nicht darauf an, daß sie zuweilen etwas zu niedlich ist; aber sie schafft aus Zartheit, Torheit und Entschiedenheit einen Typ, der den Amerikanern allerdings nicht neu sein dürfte —

Stechbein: — ihnen aber dennoch oder vielleicht grade deswegen sehr gefällt. In Amerika hatte dieser Film einen ungeheuern Erfolg, vor vier Jahren, als er erschien. Er sah allerdings damals ganz anders aus, man hat hier sehr viel weggeschnitten. Der Amerikaner Griffith stellt so einen Film kühn und frei als Das hin, was er ist: eine rührselige, tendenziöse, komische, interessante und larmoyante Ballade vom Schurken und vom guten Mann. Steht da vor seiner Schaubude und erklärt, mit dem langen Stock in der Hand, worum es sich handelt.

Also schickt er zunächst einmal eine lange Einleitung voraus, in der er auseinandersetzt, daß er die doppelte Moral bekämpfen will. Hier würde man sehen, wie abscheulich die Heuchelei der Menschen sei, die ein armes Mädchen für die Schurkerei eines Mannes —

Hier lachte Paphnutius und sagte:

Und das glauben Sie? Den Sudermann schicken Sie mit seinen Stücken recht weit weg, am liebsten an den Nordpol, aber wenigstens nach Amerika — und wenn er dann zurückkehrt in etwas veränderter Gestalt, dann begrüßen Sie ihn mit einem Hofknix? Oder wollen Sie im Ernst die Lichtbühne als moralische Anstalt betrachten?

Stechbein: Bitte, ich berichte nur, was mir erzählt wurde. Griffith macht also erst eine lange Einleitung, spart auch keineswegs mit Zwischentexten, flicht hier und da einen Bibelvers hinein, kurz: er macht nicht den geringsten Hehl daraus, daß er früher — Prediger war.

Paphnutius: Welch entsetzliche Verwirrung! Der Prediger als Schaubudenbesitzer, der Schaubudenbesitzer als Kinoregisseur, der Kinoregisseur als Multimilliardär — man könnte das Spielchen noch eine ganze Weile fortsetzen.

Bitte, sagte Stechbein höflich, tun Sie das nur. Aber wir verirren uns auf unbebautes Gebiet, wo wir möglicherweise von Straßenräubern überfallen und völlig ausgeplündert werden. Also kehren wir zurück zu unserm Leisten.

Ich glaube, dieser Griffith versteht, auf dem Instrument zu spielen, das er sich gewählt hat, und das ihn gewählt hat. Deswegen bringt er nicht ein einförmiges Stretto oder ein unendliches Largo, sondern beginnt mit einem Allegro lacrimoso, dann kommt ein wunderhübsches Andante pastorale oder bucolico, instrumentiert mit Häusern, Ochsen und Wiesen amerikanischer Farmer, folgt ein Scherzo und am Schluß ein presto furioso mit dunkelnden Winterlandschaften, wild treibenden Eisschollen und Lebensrettung.

Schöner, lachte Paphnutius höhnisch, schöner kann man es sich also überhaupt nicht wünschen. Umso mehr, als hier nach Ihrer Darstellung die altbewährte Sonatenform zu hohen Ehren gelangt. Sehen Sie aber das Selbe in einem deutschen Film, so schlafen Sie nach den ersten fünf Minuten ein, fahren bei Beginn des zweiten Aktes mit einem Schrei in die Höhe, und verlassen dann mit gesträubtem Haar in raschestem Tempo das Lokal.

Vielleicht, entgegnete Stechbein ohne Schärfe, habe ich aber meine Gründe dafür.

Hier gerieten sich die Beiden in die Haare und schlugen sich braun und blau. So endete auch dieser schöne Abend mit einem Mißklang.

Androklus und der Löwe

Ein Märchenspiel, das zwar so wenig Talent zum Schlager hat wie ‚Caesar und Cleopatra‘ , aber von Shaws zweitem Meisterwerk den allerkräftigsten Hauch verspürt hat. ‚Androklus und der Löwe‘ zieht einen Teil seiner Lustigkeit aus der Ueberzeugung, daß sich seit der Zeit der Christenverfolgungen nichts in der Welt geändert habe. Der Historiker Shaw ist nicht der Meinung, daß ein Gladiator unmöglich einem Kino-Portier geglichen habe. Für ihn besteht kein Unterschied. Er behauptet, die Menschheit nur nachahmen, nachahnen zu können, wie er sie kennt, und sieht deshalb Römer der Vergangenheit im Bild seiner Zeitgenossen und Landsleute. Als ob nicht auch Goethes Griechen Weimaraner des achtzehnten Jahrhunderts wären! Shaw hätte nichts Aparts für sich, würde seine unpathetische Geschichtsauffassung nicht aus einem negativen Element — Mangel an Ehrfurcht vor überkommenen Wahrheiten — durch Witz ein positives Element seiner Kunst, und umso positiver, selbstverständlich, je größer die geistige Freiheit dieses Witzes. Wenn in andern Fällen eine Glasur von Ironie um tödlich ernst betriebene Dinge ist, so schwingt hier unter spöttischem Klingling ein Ton von tödlichem Ernst.

Androklus, der bei dem griechischen Märchendichter Aelian ein entlaufener römischer Sklave ist, wird bei Shaw Christ und damit Anlaß eines dramatischen Kampfs, der sich zwischen Heiden- und Christentum abspielt. Es geht um der Menschheit wesentliche Gegenstände, die Shaw nicht verkleinert, weil er sie kritisiert, weil er sie von verschiedenen Standpunkten betrachtet, weil er ihre Vertreter nicht nur ‚Vertreter‘, sondern nebenbei Menschen sein läßt. Tut der ‚Würde‘ der christlichen Märtyrer wirklich Abbruch, daß eine gesunde und begehrenswerte Lavinia unter ihnen zwar zu sterben bereit, aber, solange sie lebt, für den Mannesreiz eines hübschen römischen Hauptmanns nicht unempfindlich ist? Was man Shaw übel nimmt, und nicht ihm allein, ist seine unbestechliche Aufrichtigkeit. Ein Athlet wird Christ, hätte also seine Nächsten zu lieben wie oder als sich selbst. Dagegen ist in der Theorie nichts zu sagen. Aber halte einmal einem römischen Lausejungen auch noch die linke Wange hin, wenn du ihn mit einem Hauch deines Mundes umblasen, laß dich einmal vom jämmerlichen Sklaven peitschen, wenn du sechs mit einem Schlag niederwerfen kannst! Der Athlet, zum Donnerwetter, haut um sich.

Ohne viel Gerede zu machen, zeigt Shaw, was er für praktisches Christentum hält: die Auswirkung angeborener Gaben. Diese Gaben irgendwelchen Sittengesetzen zuliebe auszuhungern: das ist Schwindel, Finsternis, Heidentum. Der gute, ehrliche, hilfreiche Androklus soll jederzeit auf sein Herze hören: dann werden sich ihm die Bestien zu Füßen schmiegen. Das stimmt mit den Lehren des Evangeliums überein. Aber der Athlet Ferrovius soll nicht Gebete gen Himmel flennen, sondern, zum Donnerwetter, seine Muskeln gebrau-

chen: dann wird sich ihm der machtwahnwitzigste Caesar beugen. Das ist Shaws Evangelium, das so amüsant wie er noch Keiner gepredigt hat. Sei dir selbst getreu: über diesen letzten Schluß aller Lebensweisheit hat Ibsen seinen ‚Peer Gynt' gedichtet, mit dem Shaws hurtige Schnurre es für mein Gefühl an ideeller Spannweite ebenso erfolgreich aufnimmt wie an artistischer Unzulänglichkeit. ‚Caesar und Cleopatra' war gewiß eine formlose, nicht nur aus geistreicher Absicht, sondern auch aus Gestaltungsschwäche schwankende und schillernde Komödie. Aber man begriff sie und ihre Herrlichkeit, weil Caesar und Cleopatra unverrückbar fest im Mittelpunkt standen und die Strahlen, die sie nach allen Seiten aussandten, schließlich doch von allen Seiten wieder auffingen. Dieses Märchenspiel ist voll von Licht, das nicht immer weiß, worauf sichs ergießen soll. Abwechselnd werden Androklus, der Löwe, Lavinia, Ferrovius und der Caesar Hauptperson. Darum wirds eben keiner. Das Interesse kann sich nicht recht vor Anker legen. ‚Androklus und der Löwe' ist Shaws großartigste Eingebung. Sie auszuführen hat seine Geduld oder seine Kraft nicht gereicht. Ach, daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird!

Nicht einmal die Aufführung des Residenz-Theaters ist vollkommen in dessen bewährter Art, absichtliche Komik durch unfreiwillige zu ersetzen. Wie gerät Shaw unter die Gebrüder Rotter? Wenn schon sein Gott, von dem er hier handelt, ihn nicht davor schützt: welchen Namen trägt der irdische Bühnenvertrieb, der die Interessen seiner literaturehrlichen Autoren und gar eines so erlauchten, das heißt nicht etwa: pathetischen Autors an die Schlagerbühne der Blumen-Straße verhökert? Das vernehmlich kundgegebene Urteil des Ostens lautete: „Reiner Blödsinn!" Dabei waren die tiefsten Nachdenklichkeiten des Dichters getilgt. Aber hier läßt man sich nicht lumpen: für jeden gestrichenen Satz war ein neuer verfaßt worden. Beispiele: „Lavinia, sosst ma ruffkommen; Mach keen Kaleika; Det wär' jelacht; Det is ja ne scheene Pleite; Nischt wie Schiebung; Der Junge is jut!" Die Jungens sind wirklich gut. „Was is das für ein Benimm!" schreit der Centurio; und auf das Kommando: „Werft sie den Löwen vor!" echot er: „Löwenbräu!" Vermutlich hat Shaw aus Geistesarmut auf den Anachronismus verzichtet, daß Christen und Heiden einander siezen: die reichen Rotters spendieren ihm den. Sie spendieren ihm auch Kostüme und Dekorationen von George Grosz, sind aber allzu zurückhaltend, um das Wiedersehen zwischen Androklus und dem Löwen in der Arena, an das Shaw eine Seite Regieanweisung wendet, uns vorzuführen. Es entsteht überhaupt keine Stileinheit: die vierzehn Darsteller gehören nicht sämtlich in diese Sphäre. Biensfelds ergebene Sanftmut, Raul Langes Ueberdimensionen und die klangvolle Stimme des Fräuleins Franziska Kinz wünscht man ohne Nebengeräusche zu genießen. Aber trachtete ich denn an diesem Abend nach Glück? Ich trachtete nach Belehrung. Ich wollte erfahren, wie unser Theaterleben sich im nächsten Jahr ausnehmen wird, wo die Gebrüder Rotter über die Mehrzahl der berliner Bühnen verfügen sollen. Nun weiß ichs.

Großreinemachen von Morus

Der Empfang der Sachverständigen

Die beiden Sachverständigenausschüsse zur Untersuchung der deutschen Finanzen und der deutschen Kapitalflucht haben in Berlin ihre Arbeit mit derselben Geräuschlosigkeit fortgesetzt, mit der sie sie in Paris begonnen haben. Sie haben sich von den Deutschen die Akten geben lassen, die sie brauchten, haben mit ein paar Dienststellen persönlich Fühlung genommen, aber im übrigen sind sie nach Möglichkeit unter sich geblieben. Das ist gut so, für beide Teile. Denn man kann nicht annehmen, daß es der deutschen Sache besonders förderlich gewesen wäre, wenn die ausländischen Gutachter, die überwiegend theoretisch geschulte Bankdirektoren und Industrielle sind, allzu enge Bekanntschaft mit der deutschen Bürokratie gemacht hätten.

Aber auch so war die Kontrolle für die deutsche Regierung ein folgenschweres Examen. Man hat nicht nur in Deutschland noch in frischer Erinnerung, wie schlecht die berliner Finanz- und Wirtschaftsbehörden bei dem letzten Ausländerbesuch abgeschnitten haben. Obwohl die Einladung damals im November 1922 von Berlin ausgegangen war und man nur solche Experten eingeladen hatte, die als Deutschenfreunde galten, lautete das Urteil der Herren Keynes und Cassel über die deutsche Finanzgebarung ungefähr: Verlogen und liederlich. Die deutsche Regierung hat diesmal Zeit genug gehabt, ihr Material sorgfältig vorzubereiten. Hoffentlich hat man die Zeit und die Sorgfalt nicht dazu benutzt, schöne Dekorationen aufzubauen, sondern wirklich klarzulegen, was ist. Immerhin hat sich der Herr Reichsfinanzminister nicht nehmen lassen, den ausländischen Gästen ein Sonderpräsent zu machen. In der Denkschrift, die die Regierung für die Sachverständigen ausgearbeitet hat, findet sich zum ersten Mal eine Aufstellung über den Goldetat des nächsten Etatjahres. Wer die bekanntgegebenen Ziffern liest, den beschleichen die wohligsten Gefühle, eine Mischung etwa aus Freude und Heiterkeit. 5124 Millionen Einnahmen, 4942 Millionen Ausgaben; fast 200 Millionen Mark Ueberschuß: schau, schau, der Doktor Luther ist doch ein Teufelskerl. Unter den Einnahmen figuriert zwar eine Milliarde aus dem Rhein- und Ruhrgebiet, die vorläufig noch im Monde steht, und die Besatzungs- und Reparationslasten sind ganz außer Acht gelassen. Aber wenn man diese kleinen Schönheitsfehler unberücksichtigt läßt, bleibt das Gefühl uneingeschränkter Bewunderung.

Wie der Wunderdoktor Luther das gemacht hat, verrät er uns vorläufig noch nicht. Wir erfahren nur — und unsre stille Freude artet in laute Heiterkeit aus — , daß die Besitz- und Verkehrssteuern das Vierfache von dem bringen oder bringen werden oder bringen sollen oder bringen müssen, was man von den Zöllen und Verbrauchssteuern erwartet. Wieviel davon die Besitzsteuern liefern und wieviel die Verkehrssteuern — zu denen nicht nur die Kapitalverkehrssteuer, sondern auch die Umsatzsteuer gehört, die im Vulgärlatein zu den Verbrauchssteuern gezählt wird — : das bleibt einstweilen süßes Geheimnis. Denn unter dem Belagerungszustand darf man bekanntlich nicht Zündstoff in die Bevölkerung tragen.

Die deutsche Regierung hat aber auch noch ein Uebriges getan. Um zu zeigen, wie streng und wie sparsam es in Deutschland zugeht,

hat die Regierung den Beamten, die sich in diesem Jahr ohnehin keine Sommerreise werden leisten können, sieben Tage von ihrem Urlaub gekürzt. Falls die Sachverständigen dadurch noch immer nicht von der Güte der deutschen Finanzwirtschaft überzeugt worden sind, so müssen sie es werden, ob sie wollen oder nicht, durch die Tatsache, daß Frau Stresemann den Wohltätigkeitsball im Esplanade nicht nur angesagt, sondern auch wieder abgesagt hat.

Wir hoffen, daß diese einschneidende Maßnahme das glückliche Familienleben unsres Reichsaußemninisters ebenso unberührt lassen wird wie die ausländischen Sachverständigen.

Die Erneuerung der Micum-Verträge

„Vielfach hört man die Meinung, daß sich die Sicherstellung der Eisenerzversorgung in Gestalt von Verträgen erreichen lasse, welche Deutschland mit Frankreich abschließen könnte, derart, daß wir uns verpflichten, Kohlen und Koks zu liefern, um im Austausch dafür Erz zu erhalten. Dieser Gedanke ist vollkommen abwegig, und zwar aus folgenden Gründen: Jeder Vertrag ist in seiner wirtschaftlichen Wirkung vollkommen abhängig davon, daß einerseits die Vertragsgegner den Vertrag erfüllen will und kann, und daß andrerseits die Erfüllung erzwungen werden kann, mag es sich um Käufe und Verkäufe, um Tauschgeschäfte, um Werkverträge, um Beteiligungen an fremden Unternehmungen oder sonstigen Rechtsformen handeln. Immer ist die Frage der Eisenerzlieferung aus Frankreich davon abhängig, daß der Lieferant in der Erfüllung des Vertrages weder von der französischen Regierung, noch von den französischen Gerichten, noch insbesondere durch seine Abneigung gegen alles Deutsche behindert wird, denn jeder erfahrene Mensch rechnet damit, daß die seit Jahrhunderten bestehende Abneigung . . . in Haß und Feindschaft . . . weiterleben wird.“

Das Schicksal hat gewollt, daß derselbe Mann, der als Vorsitzender des Vereins Deutscher Hüttenleute in seiner Denkschrift: ‚Zur Einverleibung der französisch-lothringischen Eisenerzbecken in das deutsche Kriegsgebiet‘ im Dezember 1917 diese markigen Worte schrieb, sechs Jahre später im Namen des Bergbaulichen Vereins den Vertrag mit der französisch-belgischen Ingenieurkommission abschließen mußte. Der Micum-Vertrag mit dem Ruhrbergbau, dem eine Reihe von Lieferverträgen mit andern Industrien gefolgt ist, läuft am 15. April ab, aber schon im Februar werden die Verhandlungen zur Erneuerung der Verträge beginnen. Es ist sicher, daß die Industrie im besetzten Gebiet sich zu einer Verlängerung der Verträge, vielleicht unter etwas andern Bedingungen, wird entschließen müssen. Obwohl sie allein die Montan-Industrie angeblich etwa 50 bis 55 Millionen Goldmark im Monat kosten — ein Sümmchen, das, rechtzeitig als Reparationssteuer an das Reich gezahlt, wahrscheinlich die ganze Ruhrbesetzung vermeidbar gemacht hätte.

Was aber gedenkt das Reich zu tun? Bisher glaubt die Regierung ihre Aufgabe damit zu erfüllen, daß sie sich tot stellt. Sie hat die Micum-Verträge bisher nicht anerkannt, weil sie nach Ansicht der Stresemannschen Kronjuristen weder durch den Versailler Vertrag noch durch das Völkerrecht zu begründen seien. Sie hat freilich auch keinen Einspruch dagegen erhoben, daß deutsche Staatsangehörige — und das sind die Bergwerksbesitzer im Ruhrgebiet doch noch —

an eine fremde Macht Steuern bezahlen. Aber die Vogelstraußpolitik ist immer eine schlechte Politik und besonders dann, wenn auf der andern Seite deutsche Schwerindustrielle am Werke sind. Denn die Herren Stinnes und Klöckner werden nicht vergessen, zu einem Zeitpunkt, der dem Reich vielleicht recht wenig gelegen kommt, ihre Rechnung zu präsentieren.

Inzwischen müssen sie sich dadurch schadlos halten, daß sie die Abgaben, die sie an die Besatzungsbehörden abzuführen haben, in ihre Preise einkalkulieren. Da nun die Franzosen die Lieferungen nicht nach dem bemessen, was für die deutschen Lieferanten am zweckmäßigsten ist, sondern nach dem, was sie selbst am nötigsten brauchen, so wird bei dem jetzigen Lieferungssystem die Industrie des besetzten Gebiets sehr ungleichmäßig belastet. Um diese Wirkung auszugleichen, ist von französischer Seite vorgeschlagen worden, eine Kasse zu gründen, in die von den einzelnen Ruhrindustrien zwei Prozent vom Umsatz eingezahlt werden sollen. Gegen diesen sehr plausiblen Vorschlag werden von Deutschland, von der Industrie sowohl wie von den zuständigen offiziösen Stellen, die obligaten Einwände erhoben; weil er von Frankreich kommt. Aber mit Protesten allein läßt sich nun einmal die Ruhrfrage nicht lösen. Die direkten Abmachungen der Industrie mit Frankreich sind in jeder Form für Deutschland gefährlich. Eine gleichmäßige Verteilung der Lasten auf die ganze Industrie ist aber noch immer dem jetzigen Zustand vorzuziehen, dessen Konsequenzen entweder eine Uebervorteilung des Reichs oder eine langsame, aber sichere Loslösung der Ruhrindustrie vom Reiche sind.

Die Zusammenlegung der Aktien

Die Verordnung über die Goldbilanzen, die in den letzten Tagen des vorigen Jahres erlassen wurde, sollte dem guten Zweck dienen, das durch die Kapitalverwässerungen gefälschte Bild der Aktiengesellschaften wieder zu korrigieren und den Grundstein zu einer gesunden und ehrlichen Wirtschaft zu legen. Hinter diesem guten Zweck mußten alle Bedenken, die sich gegen die Verordnung geltend machen ließen, vor allem: der unzureichende Schutz der Kleinaktionäre, zurücktreten. Aber der Abschied von den Methoden der Inflationszeit fällt unsern Gesellschaften zu schwer. Wo man bisher mit der „Bereinigung“ begonnen hat, ist sie meistens danach. Typisch dafür sind die Transaktionen zweier Schiffahrtsgesellschaften. Die Flensburger Dampfercompagnie und die ‚Ozean‘-Dampfer A.G. in Flensburg, deren Vermögenswerte offensichtlich in die Millionen gehen, kündigen eine Reduzierung ihres Kapitals auf den zehnten Teil unter Zusammenlegung der Aktien im Verhältnis 10:1 an. Gleichzeitig aber nahmen sie eine Verdopplung des reduzierten Kapitals vor.

Effekt: die Bezugsrechte werden von einem großen Teil der Aktionäre nicht ausgeübt werden können. Die Verwaltung kann sich nach Belieben eindecken und ihre Macht stärken, und obendrein hat man — das Bedenklichste — sich für alle Steuerfälle angenehm verkleinert. Man darf annehmen, daß die famose Methode Nachahmung finden wird — oder vielleicht auch nicht. Denn die Möglichkeiten für die Verwaltungen der Aktiengesellschaften, sich praktisch zu arrangieren, sind nach der Goldbilanzverordnung fast unbegrenzt, und unsre inflationsgebräunten Direktoren und Aufsichtsräte werden sie ausnutzen.

Bemerkungen

Außenpolitik

Verantwortliche Männer erwarten das große Wunder von Ramsay MacDonald. Er und seine Mitarbeiter werden keine deutsche Politik, sondern vielleicht etwas bessere englische machen als die Vorgänger. Es gibt freilich ein Großes, was Labour Party heute tun könnte: die englische Reparationsforderung zinslos auf dreißig Jahre stunden (dann kämen Männer, die den vollen Mut hätten, sie zu streichen!). Wird das die City erlauben? Und die Opposition? Es sollte keine französisch-deutsche Reparationskorrespondenz entstehen, ohne in Abschrift nach London geschickt zu werden. Sieht man denn nicht, daß es in dieser Frage keine Lösung zu Zweien, sondern nur zu Dreien gibt? Internationale Konferenz — sehr schön! Nur werden zu Viele darin sitzen, und sehr viele innenpolitische Gegner von Labour Party darunter. Innen- und Außenpolitik sind innerlich ja viel mehr mit einander verquickt, als die Laien auf beiden Gebieten im Interesse ihres Anscheins von Sachverständigkeit gelten lassen wollen. Man kann nicht den Sozialismus moralisch an den Galgen hängen, aber mit der Labour Party und den Sowjet-Leuten sich in einen Eisenbahnwagen setzen. Man kann auch nicht den Rechtsstaat kreuzigen und gleichzeitig tief gekränkt sein, wenn für Treu und Glauben im internationalen Verkehr reale Garantien verlangt werden. Man kann auch nicht erwarten, daß die Andern immer grade die Dummheiten machen, die man am besten gebrauchen kann. Eine solche Dummheit wäre es, wenn Frankreich es heut oder morgen zu einem Kriege mit England kommen ließe. Eine solche Dummheit wäre es endlich, wenn man glaubte, Rußland sehne sich nach einem Revolutionskrieg gegen das reaktionäre Frankreich auf deutschem Boden, wo es doch viel großartigere und leichtere Aufgaben in Asien hat, während es mit Frankreich durch viele Interessen verbunden ist.

Alle Schlagworte der Bierbank sind verlegene und verlogene Banalitäten: verlegen aus Unkenntnis, verlogen aus Unfähigkeit, selbst bescheidene Denkoperationen vorzunehmen.

Mit Deutschland wird schon heute wieder gerechnet; es wird eines Tages wieder begehrt werden. Diese Entwicklung kann es verzögern oder beschleunigen. Wir haben im Innern die Militärdiktatur nun lange genug gehabt, um wieder zu verstehen, daß eine parlamentarische Demokratie doch ein sehr inhaltvolles Programm hätte. Und wir haben nach unsern Erlebnissen in der Ruhrpolitik das Recht, als rettende Parole zu empfehlen: die Offenheit.

Walter Schmidt

Als Deutscher in der Schweiz

Der Kohl von den „prassenden Deutschen“ in der Schweiz
wird dadurch nicht genießbar, daß Herr Stresemann ihn von
Lugano aufgewärmt mit nach Hause genommen und damit jene
schon aus Kriegszeiten genügend bekannte „deutsche Propaganda“
getrieben hat: immer aufs falsche Pferd zu setzen. Ich las in einer
französischen Zeitung, Herr Stresemann habe behauptet, 70
Prozent der Winterkurgäste in der Schweiz seien Deutsche, die
sich gradezu schamlos aufführten. (Man muß von ihnen ab-
rücken, um das schweizerische Hilfswerk nicht zu sabotieren: so
ungefähr war wohl der Gedankengang des Herrn Stresemann.)

Woher hat Herr Stresemann die Weisheit von 70 Prozent und den
Prassern? Aus eigner Anschauung? Dann ist er zahlenblind.
Ein einfacher Blick in die Kurlisten und die offizielle Fremden-
statistik hätte ihn belehrt, daß selbst in den von Deutschen be-
vorzugten Plätzen, wie Davos und Sankt Moritz, der Prozentsatz
Deutscher kaum mehr als 20 Prozent beträgt. Ein ganz ge-
ringer Prozentsatz dieser Deutschen wiederum wohnt in den
Luxushotels, die meisten frequentieren die einfachern Hotels und
Pensionen, die — und das ist doch der Hauptgrund, weshalb
viele Deutsche ihre Erholung in der Schweiz suchen — erheblich
billiger und in jeder Hinsicht besser geführt sind als die gleich-
artigen Häuser in Garmisch oder Oberhof. Bin ich darum ein ,
„Schlemmer“, weil ich lieber in Davos 10 Franken als in Parten-
kirchen 20 Goldmark zahle? Kann man es einem Deutschen
übelnehmen, wenn er aufatmet, einmal aus der Kaserne Deutsch-
land heraus und dem Befehlsbereich der Herren Seeckt, Hasse
und Lossow für eine (ach, so kurze) Zeit entrückt zu sein ?
Auch um die Justizreformen des Herrn Emminger schlägt man gern
einen Bogen. Ich möchte weder als Schwer- noch als Leichtver-
brecher in die Klauen dieses bayrischen Löwen geraten. Der deut-
sche Michel hat den Klotz am Bein (den Belagerungszustand).
Herr Emminger hat ihm noch den Ring durch die Nase gezogen.
Jetzt wird er sich trefflich leiten lassen.

Es mag einige deutsche Raffkes geben, die sich in der Schweiz
übel aufführen: es gibt sie unter den andern Nationen auch. Im
übrigen ist auch nicht Jeder, der deutsch spricht, ein Reichsdeut-
scher. Und was Herr Schwabacher, wie er in Nummer 4 der
‚Weltbühne‘ mitteilt, auf der Bahnhofstraße von Zürich gesehen hat,
das kann auch aus Wien, Riga oder Prag stammen. Was er da
von den Saufgelagen „gehört“ hat, das rechnet in jene Kategorie
Klatsch, der auch Herr Strese-

mann allzu leichtgläubig zum Opfer gefallen ist.

Als Deutscher in der Schweiz verwahre ich mich ganz energisch gegen die generelle Verunglimpfung Deutscher im Ausland.

Klabund

Brief an Kiepenheuer

Lieber Herr Kiepenheuer!

Wir haben uns vor einigen Tagen in Wien gesprochen. Wir haben uns auch über Herbert Eulenbergs Angriff auf die Verleger (in Nummer 2 der ‚Weltbühne') und über Ihre Antwort darauf (in Nummer 4) unterhalten. Sie haben Recht: In einer sachlichen Auseinandersetzung darf nicht verallgemeinert werden. Wohin sollte es führen, wenn jeder einzelne Autor Differenzen mit seinem Verleger dadurch öffentlich auszutragen versuchte, daß er seine Sache zu der aller Autoren und seine Vorwürfe gegen seinen Verleger zu Vorwürfen gegen alle Verleger machte! Ich behaupte, daß die Differenzen zwischen Verlegern und Autoren — abgesehen von der schon immer bestehenden „Feindschaft" — hauptsächlich durch die Probleme der gleitenden Währung entstanden sind. Ich habe in Nummer 19 der ‚Weltbühne' von 1923 die Forderung aufgestellt, daß man, in Erwartung einer stabilen Währung, sich auf einen kaufmännisch einwandfreien Index einigen sollte. Das ist zunächst abgetan. Aber Rückstände aus jener Zeit führen zu einem erbitterten Federkrieg, und auch alte Gegensätze platzen wieder auf einander.

Es handelt sich nicht um einen „Angriff" gegen die Verleger. Ich bin überzeugt, daß auf beiden Seiten Irrtümer vorgekommen sind. Gehen wir lieber zur Tat über. Ich schlage vor, daß ohne Vereinsmeierei die führenden belletristischen Verleger Deutschlands sich zu einem Kartell zusammenschließen, dem sich ein Kartell der in einer Spitzenvereinigung zusammengeschlossnen Autoren zu Verhandlungen über Festsetzung grundlegender Richtlinien gegenüberstellen wird. Es wird sich weniger darum handeln, Rechnungen zu kontrollieren, als dafür zu sorgen, daß das deutsche Urheberrecht eine Revision erfährt. Und noch Eines: die unsachlichen Argumente auf beiden Seiten müssen fallen gelassen werden — statt dessen muß eine klare kaufmännische Einigung erzielt werden. Ich denke an einen Normalvertrag, an eine Mindestbeteiligung, an eine Norm für Zahlung und Abrechnung. Die Verleger werden dafür sorgen müssen, daß keiner aus ihren Reihen sich absondert, und auch wir — und ich gebe zu, daß das viel schwerer ist — werden dafür sorgen müssen, daß es keine „Sonderlinge" gibt.

Lassen wir die Erörterungen aller Differenzen und überlegen wir uns einen fruchtbaren Ausweg für beide Teile, nicht durch das Wort, sondern durch die Tat.

Sie, lieber Herr Kiepenheuer, haben ein ungefähr zehn Bände umfassendes Uebersetzungswerk von mir verlegt, auch wir haben uns manchmal gestritten, aber ich bin überzeugt, daß Sie — und auch hier lege ich Wert darauf, nicht zu verallgemeinern — bereit sein werden, durch die Tat zu beweisen, daß Sie kein „Verleger", sondern Verleger sind.

Ich grüße Sie herzlich, als Ihr alter Feind und Freund, also als Ihr Autor *Hans Jacob*

Toller in Dresden

Man versuchte, im dresdner Schauspielhaus Ernst Tollers ‚Hinkemann' zu spielen. In den Gängen sah man ungewöhnlich viel grüne Polizei, während die hintern Parkettreihen und die Ränge fast durchweg von farbentragenden Studenten mit bunten Kokarden und Hakenkreuzen im Knopfloch besetzt waren. Bereits wenige Minuten nach Spielbeginn war ihnen gelungen, durch anhaltendes Johlen und Pfeifen die Vorstellung zu unterbrechen. Paul Wiecke, Direktor und Spielleiter, trat vor den Vorhang und bat, zunächst doch den Dichter ruhig anzuhören. Decarli, der Darsteller des Hinkemann, bat um Achtung vor der Arbeit des Schauspielers. Die Folge davon war, daß unter tosendem Beifall die Nationalhymne und die Wacht am Rhein gesungen wurden, daß nationalistische Hetzreden mit wüsten antisemitischen Beschimpfungen und plumpen Ausfällen gegen Republik und Polizei abwechselten.
Wie ist möglich, daß im Staatstheater eines demokratischen Freistaates — unter den Augen staatlicher Polizeibeamten — von Studenten einer staatlichen Hochschule dieser Staat verhöhnt und beleidigt wird? Die Polizei ist zwar stellenweise eingeschritten; einige Ruhestörer wurden herausgeholt, durften aber nach Feststellung ihrer Personalien mit polizeilicher Erlaubnis in den Saal zurückkehren, um dort unbehindert ihre Lausbübereien fortzusetzen. Warum wurden diese Leute nicht vom Fleck weg verhaftet?
Sollte nicht möglich sein, in einem Staat wie Sachsen, an dessen Spitze ein sozialdemokratischer Ministerpräsident mit einer großen Regierungskoalition steht, die entscheidenden Stellen an den Hochschulen mit zuverlässigen Republikanern zu besetzen, die gegen nationalistische Hetzer rücksichtslos mit Relegation vorgehen?
Aber eine Frage auch an die Theaterdirektionen : Warum erhalten Studenten, die offenbar zu keinem andern Zweck ins Theater gehen, als um Raufgelüste zu beriedigen und ihre Bierlaune auszutoben, gute Plätze nahezu umsonst, während selbst der bestbezahlte Arbeiter nicht in der Lage ist, sich auch nur den billigsten Platz zu kaufen?
Obwohl man von einer Studentenschaft, die Albert Einstein und Georg Fr. Nicolai gezwungen hat, Deutschland zu verlassen, endlich nichts mehr erwarten sollte, ist man doch immer wieder entsetzt von ihrer kindischen Unreife, die diesmal besonders klar zutage trat, da Tollers Stück eine rein menschliche Tragödie gibt, die der politischen Opposition gar keine Angriffsflächen bietet.

Erich Weiser

Der zweite Löffel

Es war schon nach Mitternacht, als sie einen kräftigen Appetit verspürten und aus dem kleinen Weinrestaurant, das zum Glück im gleichen Hause lag, ein spätes Souper heraufkommen ließen. Beim Kompott bemerkte er, daß er ihren Löffel, den sie soeben benutzt, zum Munde führte (denn der Zofe war es entgangen, daß der Kellner nachlässig serviert hatte).
Er errötete und flüsterte ein formelles Pardon; die kleine ungewollte Intimität war ihm offenbar sehr peinlich. Und auch sie quittierte in aller Form die Entschuldigung.
Aber plötzlich mußte sie lachen; nicht sie lachte, sondern die ganze Charme ihrer freiern, größern Natur lachte aus ihr, weil ihr Blick auf das Himmelbett gefallen war, dem sie soeben entstiegen.
Wie doch ein Mann die schrankenlose Gemeinsamkeit so rasch verwandelt in das Zeremoniell der Form, die äußerste Hingabe in gemessene Zurückhaltung, die Entzündung so jäh in die Entfremdung . . .! Süßer, unfaßbarer Wandel und Rhythmus . . .
Sie rief die Zofe und verlangte einen zweiten Löffel.

Hans Natonek

Antworten

Globetrotter. Ich kann wirklich nur den allerkleinsten Teil der Fälle verzeichnen, aus denen hervorgeht, daß Deutschland die freiste Republik der Welt ist. Selbst Oesterreich, von dem wir, hochmütig genug, früher annahmen, daß es am Anfang von Asien liege, hat jetzt das Recht, über uns entweder zu lachen oder zu weinen. Lesen Sie, was in der Januar-Nummer der ‚Fackel' (zu beziehen vom Verlag, Wien III/2, Hintere Zollamts-Straße 3) Karl Kraus schreibt: „Dieses arme Volk hat nicht mehr die Kraft, sich seiner geistigen Führer zu erwehren, und fügt sich masochistisch in sein Schicksal, zwischen einem als Balletteuse verkleideten Chef des Militärkabinetts particulier und den Geheimnissen von Darmstadt jeglichen Unfug vom groben bis zum feinsten über sich ergehen zu lassen. Von einem imperialen Pfuscher um Gut und Blut betrogen, gibt Deutschland den Sattel, in den es Bismarck gesetzt hat, einem Mann in Obhut, der grade darin seine fachmännische Vergangenheit verleugnet und lieber dartut, daß er schon selbst reiten kann, er holt sich Rats bei Wunderdoktoren, Tapezierergehilfen und Spenglern, und der Untergang des Abendlands vollzieht sich so, daß es auf ihn hereinfällt." Worüber wir Schadenfreude empfinden könnten, wenn nicht wir allein es wären, denen davon die Glieder schmerzen.

Schlesier. Hermann Stehrs Gesammelte Werke werden ein paar Monate nach dem sechzigsten Geburtstag deines großen Landsmanns in neun Bänden erscheinen. Verlag: Friedr. Lintz in Trier. Band 8 umfaßt den Roman ‚Peter Brindeisener', aus dem hier in Nummer 5 ein Stück erschienen ist, Band 9 enthält die ‚Aufzeichnungen aus den Tagebüchern', von denen Nummer 4 ein paar Proben gebracht hat.

Erich Kuttner. In Nummer 5 hat Hans Siemsen über ‚Lachen links' geschrieben : „Am 21. Januar ist Lenin gestorben. Am 25. Januar bringt dieses Witzblatt eine Karikatur. Darüber steht: ‚Lenin und das internationale Kapital' . . ." Darauf erwidern Sie: „Durch diese Zusammenstellung wird der Eindruck erweckt, als hätten wir die Geschmacklosigkeit besessen, noch auf den toten Lenin eine Karikatur zu bringen. Tatsächlich verhalten sich die Dinge so: Der Tod Lenins wurde in Berlin durch die Morgenpresse am 23. Januar gemeldet. Unsre auf den 25. Januar datierte Nummer 3 befand sich an diesem Tage bereits fix und fertig hergestellt in Versendung. Wer auch nur oberflächlich die Zeiträume kennt, die eine farbige illustrierte Zeitschrift für Anfertigung der Clichés, Einrichtung, Druck und Buchbinderarbeit benötigt, für den ist ohne weiteres klar, daß die Nummer 3, um am 22. versandfertig zu sein, redaktionell bereits zu einem Zeitpunkt abgeschlossen sein mußte, zu dem das plötzliche Ableben Lenins weder erfolgt noch von irgendwem in Deutschland voraus-

zusehen war. Wenn Ihr Mitarbeiter, durch diese Zeichnung hypnotisiert, weder das unmittelbar darüber stehende Spottgedicht auf die: sächsische Besatzungsaktion noch die direkt danebenstehende eine Seite füllende Persiflage auf die Emmingerschen Justizerlasse noch die zahlreichen Ausfälle unsrer ersten Nummern gegen Kahr, Luther, Geßler — er vermißt das Alles bei uns — hat sehen können, so trifft uns hierfür keine Verantwortung.“ Aber wie ich Hans Siemsen kenne, war für seine Kritik an euerm Blatte und bestimmt war für meinen Abdruck seiner Kritik die Tatsache, daß Lenin sich grade sterben gelegt hatte, durchaus sekundär. Die deutsche Sozialdemokratie ist nicht mehr Subjekt, sondern längst Objekt der Satire. Und auch die Verhöhnung eines Giganten wie Lenin bei seinen Lebzeiten hätte Lachen noch weiter links, als ‚Lachen links‘ steht, mit Recht herausgefordert.

Otto Lehmann-Rußbüldt. Sie glauben entdeckt zu haben, wie dem Belagerungszustand ein Ende zu machen ist. Die Reichsverfassung sagt in Artikel 63: „Ein Volksentscheid ist herbeizuführen, wenn ein Zehntel der Stimmberechtigten das Begehren nach Vorlegung eines Gesetzentwurfes stellt. Dem Volksentscheid muß ein ausgearbeiteter Gesetzentwurf zu Grunde liegen. Er ist von der Regierung unter Darlegung ihrer Stellungnahme dem Reichstag zu unterbreiten.“ So brauchte also nur erstens ein Gesetzentwurf vorgelegt zu werden, der aus dem einen Satze besteht: „Die am 26. September 1923 durch Verfügung des Reichspräsidenten auf Grund des Artikels 48 verhängten Maßnahmen mit allen ihren Konsequenzen, insbesondere der Uebertragung der vollziehenden Gewalt an den Chef der Heeresleitung ist aufgehoben.“ Nichts leichter, als sowas aufzuschreiben — das Papier ist geduldig. Aber zweitens müßte „ein Zehntel der Stimmberechtigten“ begehren, daß solch ein Gesetzentwurf vorgelegt wird. Und daß dies geschieht, daß plötzlich aus Eunuchen wieder Mannsbilder werden: das wird bezweifeln dürfen, wer sich bewußt ist, wie von 1918 bis 1924 die Revolution ruhmlos und feige eine Stellung nach der andern der Reaktion eingeräumt hat. Ce n'est que le premier pas qui coûte. Der letzte Schritt kostet nichts mehr. Und es wird kaum noch lange dauern, bis man ihn tut.

Monarchist. Sooft Sie mit unserm Staatstheater unzufrieden sind, sollten Sie Zedlitz-Trützschler lesen. „Wer gewöhnt ist, gute Stücke im Lessing-, im Neuen oder im Kleinen Theater zu sehen, findet es unglaublich, wieviel besser dort gespielt wird als im Hoftheater. Dabei hat man hier die größern Geldmittel, die Pensionsberechtigung, die Orden und Auszeichnungen Allerhöchster und Höchster Fürstlichkeiten. Man muß sich gradezu fragen: Wie ist es nur möglich? Ein Hauptübelstand liegt wohl darin, daß Herr v. Hülsen das Grundprinzip hat: Wie gefällt es meinem Allerhöchsten Herrn? Wie schmeichle ich seinen Liebhabereien, und was ist überhaupt am meisten opportun und für mich selbst nutzbringend? Wie diene ich der Kunst, welche Pflichten und Aufgaben habe ich hier, auch gegenüber der Gesamtheit des Publikums — das sind Gedanken, die ihm leider fern liegen.“ Im Lessing-Theater saß damals allerdings Brahm, im Neuen und im Kleinen Theater Reinhardt. Jeßner hats also leichter als Hülsen, der Konkurrenz obzusiegen. Aber seine Leistungen sind ja doch auch absolut betrachtet der Art, daß Sie sich für das Haus am Gendarmenmarkt die gute alte Zeit ohne Erfolg zurückwünschen werden. Wenn für Ihre Gesundheit unbedingt nötig ist, daß Ihnen die Vergangenheit als Zukunft erscheint, so ersetzen Sie solche, obendrein kostspieligen, Abendunterhaltungen zweckmäßig durch die Lektüre des Voranschlags der deutschen Regierung für den neuen Goldmark-Etat. Da finden Sie an Ausgaben für kulturelle Zwecke 28, für das Heer 450 Millionen. Was ist also von dem bißchen Theatergespiel für euereins zu befürchten?!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

Lenin und MacDonald von Meridionalis

Das Datum des 21. Januar 1924 wäre von August Strindberg gewiß für würdig erachtet worden, in seinen Blaubüchern Erwähnung zu finden. Umfaßt doch dieser Tag zugleich die Todesstunde Lenins und die Geburtsstunde der Macht MacDonalds. In unsern Tagen erleidet die Entwicklung der Verwirklichung jener Ideologie, die dem Zeitalter das Gepräge gibt, einen tiefen Einschnitt, und der konnte nicht schärfer markiert werden. Die radikalste Ausformung der kollektivistischen Idee: der Kommunismus, der schon durch Lenin selbst den Todesstoß erhalten hatte, ist mit ihm ins Grab gelegt worden. Welche Gestalt das kollektivistische Ideal nunmehr, da seine Gläubigen an die Spitze eines andern Riesenreichs getreten sind, annehmen wird, das läßt sich kaum ahnen. Es läßt sich höchstens sagen, daß diese zweite große staatsbildnerische oder besser: staatsumbildnerische Versuchsphase mit kollektivistischer Teleologie fürs Erste kaum aus einem potentiellen Stadium heraustreten dürfte.

Lenin mußte die individualistische Wirtschaftsform, nachdem er sie zerschlagen hatte, auf Schleich- und Umwegen wieder einführen, um überhaupt das Substrat jeder Wirtschaft: den Menschen am Leben zu erhalten. Ramsay MacDonald muß mit dem Kapitalismus, der der Exponent der individualistischen Wirtschaft ist, von vorn herein paktieren, um überhaupt die Macht ergreifen zu können. Die eigentlichen Programmpunkte der englischen Arbeiterpartei: Vermögensabgabe und Verstaatlichung von Bahnen und Bergwerken — jenes eine Vorstufe zur Abschaffung des Privateigentums, dieses ein erster Schritt zur Ueberführung der Produktionsmittel aus dem Besitz und Betrieb des Einzelnen in den der Gesamtheit — hat er bereits untern Tisch fallen lassen. Gewiß mit der reservatio mentalis, sie von dort wieder hervorzuholen, sobald ihm, etwa durch einen neuen Wahlgang, die absolute Macht über Großbritannien zufallen sollte. Denn leicht dürfte der Verzicht darauf einem Mann nicht gefallen sein, der der tatsächliche Gründer und bedeutendste Theoretiker der Independent Labour Party gewesen ist, jenes radikalen linken Flügels der englischen Arbeiterbewegung, die die revolutionäre Tendenz der Gewerkschaften verwarf und die bourgeoise „Respectability“ der Trade-Union-Führer verachtete. Immerhin ist MacDonald in den letzten Jahren der Vorkämpfer gegen die Klassenkampfparole gewesen, und von einer Diktatur des Proletariats hat er sicherlich noch nie etwas wissen wollen. Sein schottisches Blut neigt zum Radikalismus; aber es ist genügend kühles Britentum in ihm, das dieses Blut davon zurückhält, sich für reine Theorien zu erregen. Wer die Geschichte Englands kennt, weiß, daß der Brite, und zumal der des Insel-Nordens, in seinem Charakter mit dem Russen mehr gemein hat als der Deutsche. Briten zuerst von den Völkern des neuen Abendlandes haben sich gegen ihre Dynastie erhoben und sind so weit gegangen, die geheiligte Person des Herrschers der

öffentlichen Hinrichtung auszuliefern. Russisch und britisch zugleich ist die Fähigkeit und die Neigung, mit verbissenem Trotz bis zum bittern Ende zu gehen. Der Unterschied ist der: daß dem Briten nicht wie dem Russen die ideale Forderung des Jahrtausends den Blick benebelt für die Forderung des Tages. Darum hat es für MacDonald nicht erst der Erfahrungen bedurft, die Lenin machen mußte, um, unter Absage an jede revolutionäre Gebärde, den Hebel der bürgerlichen Staats- und Wirtschaftsmaschine in die Hand zu nehmen, selbst bevor ihr gesamtes Räderwerk mit sozialistischem Oel geschmiert war. Für einen MacDonald hätte es kaum erst der Zerrüttung des ganzen nationalen Wirtschaftsapparats und eines Hungersterbens Hunderttausender bedurft, um zu der Einsicht zu gelangen, die wohl der tiefste Grund dafür war, daß das mächtige Herz des nach Marx gewaltigsten Künders der kollektivistischen Idee vorzeitig zu schlagen aufgehört hat.

Die kollektivistische Idee, in Rußland zuerst in Fleisch und Blut — allzu viel Blut und allzu wenig Fleisch — umgesetzt, religiös-radikal überspannt und dadurch in Mißkredit gebracht, wird wieder aufgenommen und auf realster Grundlage zu entwickeln gesucht in dem nüchternen und ruhigen England; demselben England, dem die Welt die Verwirklichung des Parlamentarismus, des Liberalismus und des freien Handels — dieser drei magnae chartae des modernen Menschen als Zoon politikon kai oikonomikon — verdankt. Die Hoffnung ist demnach berechtigt, es werde von dort aus gelingen, was von dem in ständiger seelischer Zerklüftung und zeitlicher staatlicher Zerrüttung sich hinschleppenden Deutschland aus unmöglich war: die zukunftsträchtigen Keime des Sozialismus in das gesellschaftliche Leben der Menschheit einzufügen, ohne jene individualistischen Formen zu zerstören, deren sie zur Entwicklung der Persönlichkeit nicht entraten kann. Wenn nicht Alles trügt, so bezeichnet der Tag, da Wladimir Iljitsch Uljanow für immer von der Weltbühne ab- und James Ramsay MacDonald auf ihren vordersten Plan trat, die wichtigste Wendung in der Entwicklung der Bewegung, die auf die Zusammenfassung der Gattung gerichtet ist und damit die wichtigste Wendung vielleicht der modernen Geschichte überhaupt: die Verwandlung des Kollektivismus aus einer chiliastischen Ideologie in eine säkulare Realität.

Sächsische Köpfe von Hans Bauer

Das „rote Königreich“ von ehedem, der republikanische Prellbock von gestern, hat sich heute zur artig-braven Großen Koalition durchgemausert. Das kommunistisch-sozialistische Bündnis ist preisgegeben. Wir haben „normale Zustände“ in Sachsen bekommen.

Das neue Haupt des neuen Zustandes ist der Sozialdemokrat Heldt. Wie nichtssagend die Tatsache der Zugehörigkeit zu einer Partei und wie wenig sie ein Charakteristikum für den Menschen ist, lehrt ein Vergleich Heldts mit seinem Amtsvorgänger.

Heldt und Zeigner sind beide Sozialdemokraten, aber sie haben kaum Berührungspunkte. Heldt: der Typ des sozialdemokratischen

Spießbürgers; Zeigner: der wilde, revolutionäre Draufgänger. Heldt: der korrekte Beamte mit dem allzu nüchternen Tatsachensinn; Zeigner: der menschlich Unzuverlässige mit dem aufs Große gerichteten Geist. Heldt: die Parteiinstanz, die mit dem sächsischen Ministerpräsidentenposten sich zufrieden gibt, aber wohl auch einmal nicht ganz ohne Amt und Würde ihre Tage beschließen möchte; Zeigner: der brausende Kopf, der seinen Posten nur als Durchgangsstadium betrachtete — aber nun bis in die Untersuchungszelle gesunken ist.

Zeigner darf nicht blindlings glorifiziert werden. Es steht schon heute fest, daß sein Bild, nicht nur vom Standpunkt kleinbürgerlicher Sittigkeit betrachtet, einige Flecke aufweist. Die Bestechungsaffäre selbst dürfte noch nicht einmal zu diesen gehören. Aber die Art, wie Zeigner sich gegenüber einer Deputation seiner Partei acht Tage lang von seiner Frau verleugnen ließ; wie er alle Vorbereitungen für eine Reise nach der Schweiz traf und dann doch diese wieder nicht ausführte; wie er sich im Untersuchungsgefängnis vorstellte, daß sein Ministergenosse Neu ihm die brieflich erbetene Hilfe bringen könnte: das Alles zeugt von Unsicherheit des Wesens, von Ueberreiztheit der Nerven, von Krummlinigkeit der Seelenhaltung. Nicht aber deswegen auch von Schlechtigkeit und Verwerflichkeit. Der Politiker Zeigner hat es ehrlich gemeint, wie wohl nur wenige Politiker in Deutschland. Wo andre Minister die Details ihrer Amtsführung den Geheimräten überlassen, hat er selbst sich mit all diesen Details herumgequält; wo andre bei vorgesetzten Reichs- oder Parteiinstanzen oder gar bei den ausschlaggebenden Herrschern Deutschlands, den großen Finanzinstanzen, lieb Kind zu werden suchen, war er mutig dabei, aus Sachsen eine radikal-republikanische Zelle zu schaffen — wobei sich nur fragt, ob die strategischen Pläne der Schaffung eines mitteldeutschen republikanischen Gefüges, die er seinen Freunden an einer großen Wandkarte in seiner Wohnung auf dem Weißen Hirsch bei Dresden mit Hilfe von Fähnchen illustrierte, nicht vielleicht doch zu phantasievoll waren.

Heldt hat wahrscheinlich nicht die kleinen menschlichen Schwächen Zeigners: aber er hat auch nicht seine politische Energie. Eigentlich ist der chemnitzer Metallarbeiterführer sogar eine leibhaftige Exzellenz, denn er war schon in der letzten Regierungsperiode unsres Königs Friedrich August Mitglied des Kabinetts Heinze, wo die Minister als Kompensation für die Mühsäligkeit ihres Dienstes noch glitzernde Titel bekamen — was neben der Eigentümlichkeit des Herrn Heldt, in ministerfreien Perioden im dresdner Stadtcafé einen Nachmittagsskat zu spielen, für eine gewisse Geneigtheit sprechen möge, die politischen Dinge nicht übers Knie zu brechen.

Auch in den Ministern Müller und Elsner hat die sächsische Sozialdemokratie eher gewissenhafte Leute als fähige Köpfe in das Koalitions-Kabinett geschickt. Müller gilt als ausgesprochener Kommunistenfresser und ist guter Durchschnitt des Proletariers, der es zu etwas gebracht hat, während Elsner ein „netter Herr" ist, der in seiner Freude über die Botschaft, daß man beschlossen habe, ihn zum Minister zu ernennen, sogleich die Hälfte seines Gehaltes der Parteikasse zur Verfügung stellte.

Der klügste Kopf des neuen Ministeriums ist zweifellos der Demokrat Peter Reinhold. Im Landtag wird er nicht ganz ernst ge-

nommen, und als er sich in seiner neuen Eigenschaft als Finanzminister vorstellte, wurden ihm von links ironische Kußhändchen und behagliche Fragen zugeworfen, ob er, das Peterle, wieder mal oben druff sei. Herr Peter Reinhold hat nämlich nicht ganz das Exterieur eines Ministers. Er hat ein gradezu knabenhaft jugendliches Gesicht — und ist doch ein Fuchs. Noch einmal sei ein Vergleich mit Zeigner vergönnt. Die Beiden berühren sich vielleicht in ihrer hohen Intelligenz. Aber in ihrem Wesenskern sind sie gradezu Schulbeispiele von Gegensätzlichkeit. Zeigner ist ein fanatischer Geist, der in den kleinen Schweinereien des Lebens, wie sie nur die Allerwenigsten nicht auf dem Kerbholz haben, mit unglaublicher Tolpatschigkeit gehandelt hat. Reinhold — nun, Reinhold ist der sächsische Paasche. Niemals wird er überführt werden können, Unkorrektheiten begangen zu haben: denn er begeht keine. Er hat es eben nur zu etwas gebracht, der sächsische Finanzminister. Teils durch ganz private Handlungen, teils durch vorteilhaften Verkauf des ‚Leipziger Tageblatts', teils durch Papiergeschäfte, die er als Großaktionär der Thodeschen Papierfabrik zu tätigen ein erweisliches Recht hatte. Reinhold ist die typisch demokratische Kompromißnatur, die grade in Sachsen den „ehrlichen Demokraten", als dessen Vertreler etwa der kaltgestellte Brodauf anzusehen ist, völlig in den Hintergrund gedrängt hat. Wenn es nach der Geistigkeit ginge, mußte er zweifellos der heimliche Führer des neuen Kabinetts sein; es fehlen ihm dazu aber wohl die Ellenbogen und die Robustheit.

Jene heimliche Führerschaft übt in Sachsen gegenwärtig der volksparteiliche Ministerialdirektor Schulze aus, der „sächsische Talleyrand". Schulze war zu Zeigners Zeit von dessen Innenminister Liebmann zwangsmäßig abgebaut worden, weil er einen von der stuttgarter Polizei eingereichten Fluchtplan Ehrhardts, der dieser zu Händen gekommen war, stillschweigend zu den Akten gelegt hatte, ohne dem Ministerium davon Kenntnis zu geben. Mit dem Einzug der Reichswehr in Sachsen und der Interimsregierung des Reichskommissars Heinze tauchte Schulze wieder auf und leitet nun — er, der ehemals Zwangsbeurlaubte! — seinerseits den Beamtenabbau, über dessen politische Tendenz kaum mehr viele Worte zu verlieren sein dürften.

Es ist verständlich, daß in vielen sozialdemokratischen Kreisen Sachsens ein solches neues Kabinett Ablehnung erfährt. Dittmann hat objektiv durchaus unrecht, wenn er im ‚Vorwärts' die führenden Gegner der Koalition als junge unerfahrene Leute, Schulmeister und Redakteure bezeichnet. Im Gegenteil ist es in der Hauptsache eher die alte Elite der sächsischen Sozialdemokratie, die eine klare Oppositionsstellung einem Lavieren und Koalieren glaubt vorziehen zu müssen, weil dieses bis jetzt nur Mißerfolg über Mißerfolg gebracht habe. Außer den frühern (gewiß nicht jungen) Ministern Fellisch, Liebmann und Lipinski steht, zum Beispiel, so alte Tradition wie Schulze-Cossebaude, der schon zu Wilhelm Liebknechts Zeit im sächsischen Landtag saß, und Arzt und Edel, die Vorsitzenden des Landesarbeitsausschusses auf diesem Standpunkt.

Wahrscheinlich wird die Meinungsverschiedenheit innerhalb der sächsischen Sozialdemokratie über die Zweckmäßigkeit der Großen Koalition zu einer Parteispaltung führen. Innerlich ist sie eigentlich schon eingetreten, denn wenn die ‚Leipziger Volkszeitung' den ‚Vor-

wärts‘ dummdreist und verlogen nennt und das chemnitzer und zwickauer Organ, die die eigentlichen Hochburgen der Opposition sind, mit noch härtern Worten den rechten Flügel belegen, so erkennt man darin keinen Willen mehr, Weggemeinschaft zu üben.

Letzten Endes geht der ewig wühlende Zwist in der Sozialdemokratie auf ein einziges Grundproblem zurück, von dem alle andern Fragen nur die Symptome sind. Und dieses Grundproblem heißt: Staatspartei oder Klassenpartei.

So berechtigt der Wunsch des Republikaners ist, der Reaktion einen festen Sturmbock in Gestalt der Einheitlichkeit der Sozialdemokratie entgegenzusetzen, so sehr fragt sich doch, ob für diese Einheitlichkeit die Verwischung ihres Sinnes und Endziels in Kauf genommen werden soll.

Gustav Landauers Ende von E. J. Gumbel

Das Reichsjustizministerium hat dem Reichstag im Dezember 1923 ein dickes Aktenstück vorgelegt: die Antworten des preußischen, des bayrischen und des mecklenburgischen Justizministers auf die vom Reichsjustizminister veranstaltete Umfrage über die politischen Morde.

Formale Bedenken und Spartrieb überwogen im Reichstag: die Denkschrift wurde nicht gedruckt. Sie wurde mir jedoch zur Verfügung gestellt (und wird als Buch im Malik-Verlag erscheinen).

Der Abschnitt über die bayrischen Morde ist von dem bayrischen Justizminister Gürtner gezeichnet. Er enthält 160 bayrische Morde, vollkommen sachlich dargestellt. In 136 Fällen wird ausdrücklich zugegeben, daß die Erschießung zu Unrecht erfolgt ist. Eine Bestrafung hat nur im Falle der 21 katholischen Gesellen stattgefunden. Von den vielen bayrischen Morden wird wohl der Fall Landauer die Oeffentlichkeit am stärksten interessieren. Hierüber heißt es in der Denkschrift:

> Eine größere Anzahl von Erschießungen wurden in den ersten Maitagen 1919 in dem Strafvollstreckungsgefängnis Stadelheim vorgenommen, das vielen der gegen München eingesetzten Regierungstruppen als Gefangenensammelstelle diente. Von den hier einschlägigen Fällen konnte am besten die Erschießung des Schriftstellers Gustav Landauer geklärt werden, der während der ersten Räterepublik Volksbeauftragter für Volksaufklärung gewesen war.
>
> Am Morgen des 2. Mai 1919 erhielt der Vizewachtmeister Ernst Steppe des Freicorps Weilheim den Befehl, mit den Kanonieren Heilbronner, Meichelböck, Insam und Marchand den Landauer nebst drei starnberger Arbeiterräten in einem Lastkraftwagen nach Stadelheim zu verbringen. In Stadelheim befanden sich damals außer einer neutralen, vom Infanterieleibregiment gestellten Wache die Regimentsbefehlsstelle des 1. bayrischen Schützenregiments, eine Wache von Regierungstruppen unter dem Befehl des zugleich mit dem Nachschub des ersten Schützenregiments betrauten Leutnants Christian Heuser, ferner sonstige Mannschaften vom Freicorps Epp, eine württembergische Kavalleriepatrouille unter Leutnant Freiherr v. Cotta, Leute vom Corps Lützow und

Detachement Liftl, sowie Kraftfahrer und Nachrichtenpersonal. Als Landauer bei seiner Ankunft in Stadelheim von Angehörigen dieser Truppenteile, die in größerer Anzahl vor dem Gefängniseingang standen, erkannt wurde, entstand unter den Soldaten Unruhe, und es fielen Rufe, man solle Landauer erschlagen oder erschießen. Zu Tätlichkeiten kam es aber zunächst nicht. Der Zug mit den Gefangenen traf im rechten Seiteneingang auf Leutnant Heuser, der auf die Meldung Steppes hin anordnete, daß die Gefangenen in den Neubau verbracht werden sollten. Auf dem Wege dahin, der unter der Führung eines Oberaufsehers angetreten wurde, wurden die drei Arbeiterräte von Insam, Meichelböck und Marchand geführt. Ihnen folgte Landauer, von Steppe und Heilbronner begleitet. Obwohl Leutnant Heuser bei der Entgegennahme der Meldung Steppes auf den die Gefangenen umdrängenden Soldatenhaufen beruhigend eingesprochen hatte, wurden noch im rechten Seitengang erneut Vorwürfe und Verwünschungen gegen Landauer laut. Als Landauer sich dagegen zu rechtfertigen suchte und dabei von dem „schweinischen Militarismus“ sprach, erhielt er, ohne daß er ausreden konnte, einen Schlag ins Gesicht. Ob der Schlag von einem Offizier oder einem Mann geführt wurde, ist zweifelhaft. Leutnant Heuser kommt jedenfalls als Täter nicht in Betracht. Ohne daß es zu weitern Tätlichkeiten der ständig nachdrängenden Soldaten kam, war der Transport schon nahezu an die in den sogenannten Kirchenhof führende Tür gelangt, als plötzlich, wie die Begleitmannschaften übereinstimmend bekunden, ein Offizier von rückwärts nachkam und dem Zuge zurief: „Halt! der Landauer wird sofort erschossen.“ Um die gleiche Zeit erschien der durch seine Kleidung (Sportanzug) auffallende Gutsbesitzer und Major a. D. Freiherr v. Gagern, der sich als Führer einer freiwilligen Patrouille an dem Unternehmen gegen München beteiligt hatte. Er fragte Landauer, wer er sei, und schlug ihm, als dieser seinen Namen nannte, mit der Reitpeitsche unter gleichzeitigen Beschimpfungen ins Gesicht. Dies war das Zeichen für eine allgemeine Mißhandlung, in deren Verlauf auch der zur Patrouille des Freiherrn v. Cotta gehörige Ulan Eugen Digele, der schon vom Gefängniseingang her Landauer gefolgt war und ihm schon im vordern Gang bei der Begegnung mit Leutnant Heuser den Hut heruntergenommen hatte, dem Festgenommenen einige Peitschenschläge versetzte. Die Bemühungen Steppes und Heilbronners, Landauer zu schützen, waren angesichts der Uebermacht vergeblich. Während dieser Mißhandlungen gab ein Mann, der plötzlich mit angeschlagenem Gewehr aufgetaucht war, unter dem Ruf: „Jetzt erschieße ich ihn!“ auf nächste Entfernung einen Schuß in die linke Schläfe Landauers ab. Weil Landauer aber noch Lebenszeichen von sich gab, feuerte Digele mit seiner Armeepistole einen weitern Schuß in die rechte Schläfe ab. Ein zum Wachtkommando des Infanterie-Leibregiments gehöriger Sergeant zog nunmehr Landauer den Mantel aus. Dabei kam Landauer auf das Gesicht zu liegen, und, weil man glaubte, er habe nochmals ein Lebenszeichen von sich gegeben, wurde ihm noch ein dritter Schuß mit einem Gewehr oder Karabiner in den Rücken versetzt. Jeder der drei Schüsse war für sich allein tödlich. Nachdem der Tod Landauers einge-

treten war, nahm ein unerkannt gebliebener Soldat Uhr und Kette weg, gab aber auf Verlangen des Digele diesem die Uhr. Ein weiterer Mann versuchte, Landauer den Ring vom Finger zu streifen, wurde daran aber durch das Eingreifen weiterer Soldaten gehindert. Der Mantel und nach der Ermittlung Digeles auch die Uhr wurden an die Angehörigen Landauers zurückgegeben. Die Persönlichkeit des Offiziers, der die Erschießung angeordnet hatte, konnte, obwohl nahezu hundert Personen im Ermittlungsverfahren vernommen waren, ebensowenig wie die Soldaten, die den ersten und dritten Schuß abgegeben haben, ermittelt werden. Digele hatte sich am 19. März 1920 vor dem Gericht des Auflösungsstabes 56 (29. Division) in Freiburg im Breisgau wegen der Anklage eines Verbrechens des Totschlags, eines Vergehens der Körperverletzung und der Hehlerei zu verantworten. Das Gericht hielt für erwiesen, daß ein Offizier die sofortige Erschießung Landauers angeordnet hatte und Digele daher annehmen durfte, daß der erste Schütze in Ausübung eines rechtmäßigen Befehls gehandelt und die Tötung im Sinne dieses Befehls gelegen habe. Es sprach ihn daher von der Anklage des Totschlags frei, verurteilte ihn aber wegen eines Vergehens der gefährlichen Körperverletzung und eines Vergehens der Hehlerei zur Gesamtgefängnisstrafe von fünf Wochen. Gegen Freiherrn v. Gagern wurde durch Strafbefehl des Amtsgerichts München vom 13. September 1919 wegen der an Landauer begangenen Mißhandlung eine Geldstrafe von 500 Mark (damals gleich 80 Goldmark) festgesetzt. Daß er an der Erschießung irgendwie beteiligt gewesen wäre, hat sich nicht nachweisen lassen.

Man sieht: bei dieser Ordnungstruppe, den Befreiern Münchens vom roten Terror, müssen merkwürdige militärische Subordinationsbegriffe geherrscht haben. Leutnant Heuser erteilt nicht etwa den Soldaten Befehle, sordern spricht beruhigend auf sie ein. Auch gibt es offenbar kein Mittel, nachdrängende Soldaten aufzuhalten. Der Vizewachtmeister, dem Landauer anvertraut war, hatte keine Möglichkeit, den Gefangenen vor den Soldaten zu schützen. Dagegen werden vollkommen gesetzwidrige Befehle eines zufällig vorbeikommenden Offiziers sofort ausgeführt. Der Ausgang des Verfahrens? Der Untergebene, Digele, hat geglaubt, einen rechtmäßigen Befehl durchzuführen. Der Offizier aber, der den Befehl gegeben hat, ist nicht zu ermitteln.

Der Fall Landauer konnte von all diesen Fällen am besten aufgeklärt werden: weder die Persönlichkeit des Offiziers, der die Erschießung angeordnet hat, noch die der erschießenden Soldaten konnte ermittelt werden. Und doch war dies ein verhältnismäßig erfolgreiches Verfahren. Hier sind wenigstens an untergeordneten Vorfällen Beteiligte ermittelt und, wie man sieht, dem strengen Arm der Gerechtigkeit überliefert worden. In 125 andern bayrischen Fällen war nämlich überhaupt nichts zu ermitteln.

„In den übrigen Fällen sind die vom Staatsanwalt bei dem Landgericht München I teilweise im Anschlusse an vorherige militärgerichtliche Ermittlungen gepflogenen Erhebungen bis jetzt ergebnislos geblieben. Vielfach konnte nicht einmal zuverlässig der Tag der Erschießung ermittelt werden.“ So sagt melancholisch die Denkschrift.

XXXII. Wirtschaftsmittler

Neben den beiden Haupttypen der wirtschaftlichen Betätigung: den industriellen Organisatoren und den Händlern gibt es noch eine dritte Spezies, die man am besten als die der Mittler bezeichnen kann. Nicht an die gewiß recht nützliche Schicht der Agenten oder Makler ist dabei gedacht, die zwischen Angebot und Nachfrage, wenn sie nicht selbst zu einander finden können, die Fühlung herstellen. Sondern an Mittler großen Stils, die zwischen den Konzernen stehen, Brücken schlagen oder Brücken bilden, Transaktionen anregen oder durchführen, die Verbindung zwischen Industrie und Bank, zwischen Industrie und Industrie knüpfen oder aufrecht halten. Neben und zwischen den Führern der wirtschaftlichen Armeecorps, den Kommandeuren auf ganz bestimmten Posten, stehen sie sozusagen als Verbindungsoffiziere deren Tätigkeit dort einsetzt, wo aus persönlichen oder sachlichen Gründen die direkte Verständigung schwierig ist oder doch einer Vorbereitung durch neutrale Vermittlung bedarf. Der Schwerpunkt der Tätigkeit dieser Mittler liegt nicht in einem eignen Unternehmen. Sie haben wohl manchmal eigne Bank- und Handelsgeschäfte — aber so bedeutend diese auch sein mögen, und so großer Nutzen auch aus der Mittlertätigkeit ihrer Inhaber auf sie zurückstrahlen mag: diese Mittlertätigkeit greift über den Umfang jener Eigenbetriebe hinaus, denn sonst würde ja ihre Arbeit im Ausbau des Eignen statt in der Verbindung des Fremden kulminieren. Sie ähneln weder den Männern, die als Inhaber oder Generaldirektoren fest im Mittelpunkt ihrer Unternehmungen verwurzelt sind, noch haben sie das Entscheidende mit den Konzern- und Trustführern gemein, die um sich ein ganzes, mit einander verbundenes System von Unternehmungen gruppieren. Ihre Tätigkeit spielt sich nicht in den Generaldirektionen und den Konzernbüros ab, sondern sie sitzen in den Aufsichtsräten, und zwar meist in den Aufsichtsräten ganz verschiedenartiger Unternehmungen und Unternehmungskomplexe. Es gibt in Deutschland eine große Zahl solcher Mittlernaturen von verschiedener Art und Bedeutung. Hier sollen drei herausgegriffen werden.

1.

Eugen Landau

Eugen Landau, das ist der Vermittler älterer Schule, auf berliner Boden erwachsen, in der alten berliner Finanztradition groß geworden, mit einer sozusagen gemütlichen Gerissenheit und mit dem Instinkt für gute Gelegenheiten begabt in jener Art, wie die Individualisten um die Jahrhundertwende es waren. Die modernen Finanz- und Industriemethoden mit ihrer durchgebildeten Systematik und gewissermaßen systematischen Gerissenheit, mit ihren juristischen Finessen und Kniffen, die sich vor dem Kriege herauszubilden begonnen und seither eine so „großartige“ Entwicklung genommen haben, waren seinem einfachen, etwas naturburschenhaften Wesen wenig zugänglich. Dieser Eugen

Landau war zweifellos ein Kerl für sich. Aber auf das Organisieren verstand er sich nicht sonderlich. Was er nicht selbst machen konnte, und zwar von Anfang bis zu Ende, das gelang ihm nicht. Dabei verstand er sehr wohl, fremde Leute zu benutzen, sich bei allen großen und kleinen Geschäften ihrer zu bedienen, aber nicht in der objektiv-sachlichen Weise, wie es eine Organisation verlangt, sondern in der höchst persönlichen Art, die Figuren wie in einem Gesellschaftsspiel oder in einer leichtgeschürzten Komödie geschickt hin- und herzuschieben versteht. Ein Clubmensch, der in Beziehungen und von Beziehungen lebte, der aber wiederum auch Das, was ihm Menschen auf diese Weise gegeben hatten, in durchaus anständiger Weise zurückgab, der dieses Gegenseitigkeitsgeschäft auch pflegte, wenn er der vorwiegend Gebende oder der zuerst Gebende sein sollte. Ein Rechner mit menschlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, aber kein kleinlich Berechnender, dessen Kalküle in Pfennigfuchserei, Streberei oder kalte Raffiniertheit ausarteten. Ein Mensch, der nie sonderlich kompakte Reichtümer oder große industrielle Sachwerte anhäufen konnte, aber meist viel verdiente, auch viel verbrauchte, stets große Bedürfnisse, aber auch stets eine offene Hand für andre Menschen, für Wohltätigkeit und öffentliche Zwecke, besonders für jüdische Zwecke hatte (trotz dem Rittmeister der Landwehr, den er in liberalen Zeiten erworben hatte, der ihn aber nie zum Assimilantentum verführte, namentlich auch dann nicht, als den noch strammen Sechziger die „Kriegstätigkeit“ in der berliner Ersatzkommission zum Major erhoben hatte). Solcher Art war dieser Landau, der zwar zweimal verheiratet war, aber trotzdem bis in sein hohes Alter hinein wie ein Garçon lebte, der treueste Besucher der Ressource von 1794, der ältesten Clubstätte Berlins, die er erneuert und am Leben gehalten hatte.

Hätte Eugen Landau zu organisieren statt nur zu kombinieren verstanden, so wäre er wahrscheinlich einer der ersten Bankiers Deutschlands geworden. Er hätte dann mit seinem Bruder Hugo, der etwas distanzierter, aber dafür auch weit weniger originell wirkte als Eugen, das väterliche Bankhaus Jacob Landau in der großen Aera der Wirtschafts- und Bankenexpansion der neudeutschen Zeit zu einer ersten Potenz im deutschen Bankwesen machen können. Dieses Bankhaus stand in den siebziger und achtziger Jahren mit an erster Stelle im hauptstädtischen Finanzleben, war die Bankverbindung der Stadt Berlin, deren Anleihen es herausbrachte, und betätigte sich in einer für die damalige Zeit recht lebendigen Weise im industriellen Gründungs- und Konsortialgeschäft (Emil Rathenaus Deutsche Edison-Gesellschaft, aus der später die A.E.G. hervorging, und die von demselben Industriellen gegründeten Berliner Elektrizitäts-Werke traten unter Landaus Patronanz ins Leben.) Wären Eugen und Hugo Landau Organisatoren und Methodiker großen Formats gewesen, so würde die Firma Jacob Landau von den Wellen der deutschen Wirtschaftsemanzipation an einen Platz neben S. Bleichröder getragen worden sein, oder sie hätte sogar die Keimzelle für die Bildung einer großen Aktienbank abgeben können. Statt dessen ist sie eines Tages — in den Schwierigkeiten

irgendeiner Börsenkrisis — sang- und klanglos in den Falten einer Aktienbank untergetaucht.

Eugen Landau selbst aber tauchte nicht mit unter, sondern schwamm allezeit in guten und weniger guten Tagen oben. Er kannte seine Stärken und seine Schwächen, und so wurde er Mitgründer vieler Unternehmen, die er geschickt zu lancieren und gut zu placieren verstand, denen er durch seine guten Beziehungen und gewandten Vermittlungen gute Dienste leistete, die er fusionierte und konzentrierte, wobei er selber auch dann, wenn diese Unternehmungen von größern Konzernen aufgesogen wurden, fast stets in den Aufsichtsrat der aufnehmenden Gesellschaften mit hinüberschwamm. Manchmal mußten die Gesellschaften, denen er nahestand, sich freilich auch Sanierungen unterziehen, denn die leichte Struktur, die seine auf soliden Unterbau nicht allzu peinlich achtende „Griffigkeit" den von ihm ins Leben gerufenen Unternehmungen gab, war starken Stürmen nicht immer gewachsen. Aber ebenso geschickt, wie er gründete, sanierte er auch, und endgültige Zusammenbrüche haben seine Gesellschaften kaum jemals erlebt. Ein von ihm gegründetes Unternehmen war das Hotel Kaiserhof, das er später auf irgendeine komplizierte Weise mit dem Aktienbauverein Passage verband, und wenn auch diese Verbindung sich später wieder lockerte, so wurde und blieb doch Eugen Landau Aufsichtsratsvorsitzender der beiden Gesellschaften. Eine ähnliche Rolle spielte er bei der Brauerei Patzenhofer, der zweitgrößten Berlins, zu deren Generaldirekior er seinen Stiefsohn Walter Sobernheim machte. Als diese Brauerei vor ein paar Jahren in die größte berliner Brauerei (Schultheiß) aufging, wurde Sobernheim Generaldirektor des kombinierten Unternehmens und Eugen Landau sein stellvertretender Vorsitzender. Der Abschluß der Interessengemeinschaftt Schultheiß-Patzenhofer mit dem Spritkonzern Ostwerke-Kahlbaum lancierte ihn, der geholfen hatte, auch in diesen Konzern hinein. Sein respektabelster Posten ist der Aufsichtsratsvorsitz bei der Oberschlesischen Eisenbahnbedarfs-Gesellschaft, dem großen oberschlesischen Montan-Unternehmen, dessen Werke mehr als die der übrigen oberschlesischen Hüttenwerke bei der Teilung Oberschlesiens deutsch geblieben sind. Aber noch in einer großen Zahl bedeutender und weniger bedeutender Gesellschaften sitzt Eugen Landau, vor allem gehört er den Aufsichtsräten der A.E.G. und der Commerz- und Privatbank an, in der sein andrer Stiefsohn Curt Sobernheim, gleichfalls eine tüchtige Vermittlernatur, Vorstandsmitglied ist. Daneben bekleidet er das Amt eines spanischen Generalkonsuls, das ihm nicht viel Last, aber manche Ehre gebracht hat und ihm einmal zu dem hübschen Ausspruch Anlaß gab: „Was wollen Sie? Napoleon war zuerst General, dann Konsul — ich aber bin zu gleicher Zeit Generalkonsul." Seine mehr persönliche und individuelle Art brachte es auch mit sich, daß er für den Mittel- und Kleinaktionär mehr Verständnis und Rücksicht zeigte als die sachlich-nüchternen Großorganisatoren, die sich immer mehr daran gewöhnten, Alles, was nicht Großaktionär war, als quantité négligeable zu betrachten.

Oscar Bie von Arthur Eloesser

Zum 60. Geburtstag

In unsrer guten Stube, die ich wohl auch Salon nennen darf, hängt ein kleines Pastellbild, Birken am Weg mit grau-violetten Stämmchen und mit gelben Laubkronen im Sonnen-untergang, die wie blonde Wuschelköpfe aussehen. Die Birken haben das Mädchenhafte ihres Baumgeschlechts, den Knicks und die Neigung im Winde, der dieser regelmäßigen Schnur noch ihren Rhythmus gibt. Die Leute sagen dazu: „O, ganz reizend!“, und die Kenner fragen nicht ohne Unrecht: „Ah, ein Lesser Ury?“, worauf ich nicht ohne Stolz erkläre: „Nein, ein echter Oscar Bie!“ — so mit einer leise herausfordernden Betonung, wenn unter den An-erkennenden gar ein Künstler ist. Ich selbst habe nie zu malen gewagt, zeichnen kann ich erst, seitdem es der Expressionismus bedeutend erleichtert hat, aber ich werfe den Namen Oscar Bie so mit der Andeutung hin: Es lag ja nur an uns, ob wir lieber Künstler oder Kritiker werden wollten.

Ich entsinne mich noch mit Vergnügen, wie mein Freund Oscar zu malen begann. Das geschah vor einigen zwanzig Jahren zu Binz auf Rügen. Wir wohnten in einer der banalsten aller Hotelpensionen, zusammen mit vielen Sachsen, die ihr „Teppchen Bier“ nie voll genug eingeschenkt bekamen. Aber es war ein besonders schöner Sommer, ein gleichmäßig trockenes warmes Luftbad, und zwischen den Mahlzeiten fanden wir schon unsre einsamen, von den geselligern Sachsen noch gemiedenen Wege. Eines Morgens ging Freund Oscar mit einem schönen neuen Pastellkasten aus, und eines Mittags kam er mit einem richtigen Bilde zurück, nicht eitel auf sein erstes Malwerk, das übrigens gar nicht wie ein Versuch aussah, aber augenschein-lich tief befriedigt von den Morgenstunden, die er irgendwo im Walde tätig genießend verbracht hatte. Ein Mann ist ein Kind; das Kind muß spielen, wichtig, zweckvoll, wie zwecklos das Ganze hinterher sein mag. Ich glaube, daß nicht nur das Malen unsern Freund entzückt hat, sondern vor allem die Einbildung, Maler zu sein, der unternehmende Abmarsch mit dem Pastell-kasten, die Einstellung auf ein fröhlich Handwerk, von dem man sich immer noch einbilden mag, daß Gott es besonders gern grüßt.

Zu Kleists 100. Todestag mußte ich vor der berliner Stu-dentenschaft im Deutschen Theater die offizielle Rede halten. Der festliche Actus wurde mit einem Vorspiel auf dem Harmonium eingeleitet. „Wer spielt da so schön?“ fragte mich ein Bekann-ter. „Das ist wohl Herr . . .?“ — er nannte den Namen eines Virtuosen, der dieses oft greuliche Instrument nicht ohne Ge-schmack zu handhaben verstand. „Nein,“ sagte ich, „das ist unser Kollege Oscar Bie“, und ich ließ das so fallen, als ob das gar nichts Merkwürdiges sei. Ebenso gut hätte er den Vor-trag halten und ich Harmonium spielen können. Und dann sagte ich noch: „Sie müßten ihn aber mal Klavier spielen hören.“ O, wie lange habe ich ihn nicht gehört! Schlechte Zeiten, diese Zeiten! Wenn Oscar sich an den Flügel setzte, sah er wie d'Albert aus, nur noch nickender Kopf mit dem hängenden

Nietzsche-Schnurrbart, ohne Körperlichkeit, ohne Knochenwiderstand, ganz auf die Tasten heruntergedrückt. Aber er spielte wohl mehr wie Moritz Rosenthal, sinnlich, aufregend, elektrisch bis zur Grenze des Anständigen. Ein Don Juan des Klaviers, ein produktiver Genußmensch. Ein Schlürfender von unstillbarem Appetit; ein ganzes Jahr befriedigte er sich an Tristan, ein andres an Hoffmanns Erzählungen oder der Fledermaus, dann wohl an Mozart, dem er vielleicht bis heute Treue hält. Aber mindestens seit dem Kriege hab' ich ihn nicht mehr spielen hören.

Das mit dem Harmonium war ungefähr wie mit dem Pastellkasten. Eines Tages war so ein Ding gekauft, die liebenswürdige, immer so selbstverständlich sorgende Hausfrau versah uns mit Schnäpsen — es war, glaube ich, die Aera Knickebein — , und Oscar setzte sich an das Harmonium, drückte auf die Tasten, trat aufs Pedal, zupfte am Register, ließ uns ein paar geheimnisvolle Inschriften als Vox humana oder Vox celestis lesen und begann zu spielen, wie wenn er als Organist schon ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum auf dem Rücken und das Ehrenzeichen auf der Brust hätte. Don Juan auch des Harmoniums. Das Fauchende und Stöhnende aus hohler Lunge hatte er ihm bald abgewöhnt, das Kirchlich-Sakrale auf häusliche Intimität gestimmt, und nun begann er mit dem frech profanierten Instrument zu phantasieren. Reden wir nicht von seinen Transkriptionen oder von seinen selbständigen Kompositionen — wir Kritiker können ja das Alles auch — ; aber er erfand sich, man denke: auf der Hausorgel, einen Walzer, den wir den Walzer an sich oder auch den Sündenwalzer nannten. Da wurde uns immer ganz anders oder mindestens etwas schwummerig; wenn es eine Musica proibita geben kann, so wäre es dieser Walzer gewesen, den man nicht tanzen konnte, den man sich mit Likör und Zigarette als feines Erotikon einflößen mußte. Die Frauen fanden das wohl auch. Eine, die eine Künstlerin und darum noch ein Kind war, sagte einmal: „Was muß der Oscar sehen, wenn er so spielt!“ Hoffentlich hat er es ihr nicht gesagt.

Oscar Bie schreibt, wie er musiziert. Er hat viele tausende Artikel hinter sich über alle Künste und Kulturangelegenheiten — über Literatur macht er nicht gern Literatur — , einige kleine Essay-Sammlungen und ein paar ganz dicke Bücher, Werke auch der Geduld, die ihre Wertbeständigkeit haben. Das Klavierbuch, das Tanzbuch, das Opernbuch. Sein erstes aber hieß: ‚Zwischen den Künsten‘, und so könnten sie alle heißen; denn dieser Genußmensch wohnt genau im Zentrum, läßt sich von allen Schönheiten kosen, von allen Reizen streicheln, die er sich bewußt macht, und die er uns bewußt macht. Mit einer, um seinen Lieblingsausdruck zu brauchen, unerhörten Kunst des Wortes. Ist Oscar Bie ein Kritiker? Eigentlich nicht. Dazu bejaht er zu gern, und er möchte keine Anregung verleugnen, die er zwischen den Künsten weiterspinnt, die er variiert und transponiert, indem alle Nerven zugleich spielen, alle Sinne zugleich empfangen und weiterzeugen. Es kommt ihm nicht darauf an, daß er recht hat, sondern daß der Augenblick recht hat, den er noch einmal zu einem schöpferischen macht. Auf den Wortorganen phanta-

sieren nannten das die Romantiker. Es gibt Keinen außer ihm, es gab Keinen seit E. T. A. Hoffmann, der das fast Unmögliche fertig brachte, musikalische Eindrücke in sprachliche Ausdrücke umzusetzen. Oscar Bie ist beneidenswert talentvoll, er findet das Wort immer bereitwillig, das unter seiner weichen Hand nie die Spuren eines Druckes trägt. Wenn er — nicht einen Wasserhahn, sondern den eines Fasses mit süßem Wein aufmacht, dann fließt es, solange er will. Sein Faß ist immer voll.

Weil er so voll von sich ist, immer müßig und immer tätig, hat man ihn auch einen Träumer genannt. Sehr hübsche junge Frauen beklagen sich schon, daß er sie ganz übersehen habe, wenn er sich mit kurzen weichen Schritten die Tauentzien-Straße entlang wiegt, und wenn er dann, den Schirm auf dem Rücken, über den gefährlichen Platz an der Gedächtniskirche traumwandelt, daß sie beinahe Angst für ihn bekommen. Ich habe sie beruhigt: Oscar wird nicht überfahren werden; er hat den schützenden Instinkt des Träumers, er versteht sich auf das Ausweichen. Und Niemand kann behaupten, daß er die Welt nicht versteht, die immer zu ihm singt in viel mehr Sprachen als zu andern Leuten, und die ihm noch mit der andern stummen Sprache durch die Poren geht und in die Adern dringt. Keinem Willenlosen, sondern einem Ordnenden, einem Verzauberten und einem Zauberer, dem alle Elemente der Natur und der Kultur zu einem Reigen antreten müssen mit schönem Beugen und Neigen. Johann Strauß konnte nicht tanzen; hätte er es gekonnt, wären seine Walzer nicht so absolut geworden. Unser Freund Oscar ist auch so ein innerlicher Tänzer, von dem größten Wunder — ich möchte sagen — heilig bewegt, das er für sich gefunden hat, von dem Wunder des Rhythmus.

> „Ich trete auf den Balkon, der das plötzliche tiefgelegene Bild einer hauptstädtischen Straße enthüllt. Wie in einer hellsichtigen Stunde sehe ich nicht die einzelne Person und den einzelnen Wagen, ich sehe das rollende Band, das sich früh am Morgen anspinnt, das Band dieser tausend Freuden und Sorgen, das seinen grandiosen Rhythmus und seine wunderbare dynamische Kurve findet, bis es am Abend sich müde auf die Erde legt, ich sehe die Reime, die die Sonne und die Trachten bilden, der Regen und die Gangart der Passanten, und ein weites blinkendes Spiel von Kostümen, die auf und ab, ab und auf getragen werden, unermüdlich ihre Reize mit dem bewegten Körper neu erprobend, ein tägliches Wandeln von Kulturen, ein ewiges leises Niedersinken neuer Moden aus den obern Schichten in die niedern. Was ist es, das in der Schönheit dieser zeitlichen Harmonie mich so kost? Der Rausch eines innern Rhythmus kommt über mich, wie man ihn von jenen seltenen rhythmischen Tagen kennt, die mit ihrer geordneten Folge von Erlebnissen, ihrem wohligen Gleichgewicht der Gespräche und Bekanntschaften dem Lebenskünstler in uns schmeicheln, der so gern sie alle in seiner Gewalt hätte. Die Ahnung ist mir aufgegangen, daß die Zeit auf uns nicht lastet, sondern daß wir sie leicht gemacht haben, indem wir, soweit es in unsrer Kraft stand, sie zu unsrer künstlerischen Erhebung nutzten. Wir Menschen haben die Zeit, alle Zeit in allen beweglichen Dingen, rhythmisiert.“

Dieser Balkon, von dem der Lebenskünstler heruntersah, lag vier oder gar fünf Treppen hoch in der Potsdamer Straße, wo sie am wildesten lärmt. Ich könnte nun erzählen, was wir da für Abende verbracht haben, wie wir mit Flaschenbier in der ernsten Ibsen-Zeit anfingen, dann mit Knickebein zur Neuromantik übergingen und schließlich mit Porter und Sekt in die noch höhere Sphäre des Symbolismus gelangten. Aber das nachzugenießen, scheint mir heute nicht schicklich; ich müßte sonst auch von unsern Verlusten sprechen, von der immer noch undenkbaren Tatsache, daß unser Felix Poppenberg, Vorsitzender des Symposions, sich selbst aus einer Welt entfernt hat, in der es für ihn, wenn er einmal aufgestanden war, so viel zu tun gab, solange die Menschen sich weder zu benehmen noch gar zu kleiden verstanden. Hat er nicht unsre Aermel untersucht, ob wir immer noch die verbotenen Röllchen trugen? Wie haben wir damals die Welt — ein aesthetisches Schauspiel — so erfolgreich weiter gebracht, bis dahin, wo sie heute steht oder liegt ! Aber es war eine schöne Zeit, Oscar zwischen den Künsten, zwischen allen Künsten, Felix mit dem Kunstgewerbe bis zu den suggestiven Kravatten und Sportmützen, und ich mit etwas sozialpolitischer Verwahrung und etwas ergänzender berliner Derbheit. Differenzen gab es kaum, besonders seitdem die Röllchen endlich abgelegt waren; sie hätten auch nicht bestehen können, erstens weil wir sehr viel sprachen, zweitens doch fanden, daß das viele Sprechen keinen Zweck hätte, und weil letztens Oscar sich ans Klavier setzte, um uns wieder in Stummheit zu verzaubern. Was wir zu Likören und Zigaretten geredet haben, war trotz unsrer Skepsis vermutlich gar nicht so dumm, war vermutlich noch besser als Das, was wir schrieben. Aber der Jubilar, den Gott erhalte, hat mir, da ich mich als Kritiker schüchtern niederließ, einen Rat gegeben, den einzigen guten Rat, für den ich mich im Leben zu bedanken habe: Vor allem, nie vollständig sein!

Der trällernde Rechtsanwalt von Fritz Th. Cohn

Schade, daß Eulenberg jetzt abwesend ist. Leider war er aber auch abwesend, als er (in Nummer 2 der ‚Weltbühne‘) gegen die Verleger eine Polemik eröffnete, die solche Lieder zeitigt, wie sie sein Rechtsanwalt den Lesern der ‚Weltbühne‘ (in Nummer 6) vorzuträllern für gut befindet.

Thomas Mann hat einmal einen tanzenden Rechtsanwalt tragisch enden lassen; der trällernde Rechtsanwalt ist nicht tragisch zu nehmen, aber abgetan soll er auch werden. In seinem Lied gibt er die Weisheit zum besten, daß bei meinen Grundsätzen ein Verlagsvertrag ja überhaupt nicht nötig wäre. Sehr richtig, Herr Rechtsanwalt! Mangels eines Vertrages treten die Bestimmungen des Verlagsrechts in Kraft. Der Vertrag soll diese nur ergänzen, präzisieren, modifizieren oder aufheben. Alle in den Verlagsvertrag aufzunehmenden Bestimmungen, soweit sie vom Verlagsrecht, das ein dispositives und kein zwingendes Recht ist, abweichen, müssen vom Autor ebenso reiflich überlegt sein wie vom Verleger. Ihre Festsetzung ist nur möglich bei gegenseitigem

Vertrauen, Ich habe niemals mit einem Autor kontrahiert, der dieses Vertrauen zu mir nicht gehabt oder zu haben wenigstens behauptet hat. Schwand es etwa im Laufe der Zeit, so habe ich ihn ziehen lassen. Eheleute, die kein Vertrauen zu einander haben, sollen sich scheiden lassen. Autor und Verleger gehen eine Ehe ein — der Vergleich stimmt in jeder Beziehung. An den Kindern dieser Ehe, in der Autor der Vater und der Verleger die Mutter ist, haben beide dasselbe Interesse, und wenn die Liebe des Vaters für manches Kind heißer und unberechtigter ist als die der Mutter, so kommt auch das in vielen Ehen vor, ohne daß sie deshalb unglücklich werden. Manche Kinder mißraten auch, und die Schuld trägt vielleicht manchmal mehr die Mutter als der Vater, manchmal ist es aber auch umgekehrt. Ich will den Vergleich nicht tothetzen, obgleich er sehr interessante Perspektiven eröffnet; nur das möchte ich noch sagen, daß leider sehr oft die Kinder ihre Eltern nicht ernähren können. Ein Buch, das nicht geht, macht weder dem Verleger noch dem Autor Freude. Kinder zu zeugen, ist ebensowenig ein Beruf wie dichten. Wer von seinen Kindern nicht ernährt wird, muß selbst etwas zu verdienen suchen; wer vom Ertrag seiner Bücher nicht leben kann, muß einen Nebenberuf, lieber noch einen Hauptberuf ergreifen. Das mag schwer für Viele sein; den größten unter unsern Großen war es nicht nur möglich, sondern sogar Bedürfnis.

Von Valuta-Gewinnen ist nur relativ zu sprechen. Absolut waren es keine Gewinne, sondern Erlöse. Schon vor zwei Jahren habe ich als Vorsitzender der Vereinigung schönwissenschaftlicher Verleger mich dahin ausgesprochen, daß den Autoren von den Valuta-Erlösen der vertraglich vereinbarte Honorarsatz in derselben Währung oder umgerechnet zum Tageskurs zu zahlen sei. Soweit mir bekannt, ist von allen großen Verlegern so gehandelt worden. Mit Verrechnungsschecks haben wir schon seit langem nicht mehr gezahlt, sondern immer in effektivem Gelde. Diese Zahlungen sind, soviel ich weiß, in den Zeiten der irrsinnigen Markentwertung alle acht Tage geleistet worden, und erst seit der Stabilisierung sind wieder Quartals- oder Monatszahlungen an deren Stelle getreten. Uebrigens sind alle Zahlungen natürlich vertraglich in viel größern Zwischenräumen zu leisten, und durch die beschleunigte Zahlung trugen wir freiwillig den Zeitumständen Rechnung.

Ich hoffe, der trällernde Rechtsanwalt wird für seine Klienten, die das Unglück hatten, Hypothekengläubiger zu sein, bei deren Schuldnern ebenso viel freiwilliges Entgegenkommen, ebenso viel Verständnis für die Notlage der armen Rentiers gefunden haben, wie er sie bei den Verlegern seiner Autorenklientel gefunden hat und immer finden wird.

Von der Gründung der Firma Eulenberg & Sternheim habe ich mit Interesse Kenntnis genommen. Ich hoffe nur, daß Eulenberg nicht der Nebbich in dieser offenen Handelsgesellschaft wird, zu der er wohl das Leitmotiv: Alles um Geld und Sternheim die Kassette liefern dürfte.

Nichts dauert. Was ist aus dem Spanien Karls des Fünften geworden! Und schließlich ist doch Alles gerecht. *Theodor Fontane*

Bluth, Sternheim, Synge

‚Die Empörung des Lucius' — da mir diese Tragödie schon deshalb nichts gesagt hat, weil ich sie nicht verstand, nach zehn Minuten von dem dunkeln Redeschwall weghörte und erst in den letzten fünf Minuten wieder aufhorchte: warum soll ich da über sie mehr sagen, als daß zum Schluß verdienstvoll gegen den Monarchismus vorgegangen wird? Wenn Karl Theodor Bluth noch keiner von den Dramatikern ist, die wir gebrauchen könnten: jedenfalls ist er einer von den Republikanern, die wir mindestens ebenso nötig gebrauchen. Und hat Jeßner das Rohmaterial für eine Augen- und Ohrenweide von Inszenierung geliefert. Gruppen, die, erstarrt wie gelöst, zwar Dichters Absichten auch nicht vermitteln, aber immerhin besser andeuten als seine Worte. Gedröhn teils von Menschenstimmen, teils von Klaus Pringsheims aufrüttelnder und beklemmender instrumentaler Begleitung. Treppauf, treppab ein graues und buntes Gewimmel: hinab in den Acheron der Heloten und hinauf zu der steilen Höh, wo — gegen einen gewitterträchtigen Abendhimmel zwischen Säulen, Fahnen und Lanzen — Fürsten so lange stehen, bis sich der Acheron in Bewegung setzt. Die diabolische Gerda Müller, die engelhafte Lossen, der gellende Granach, der wuchtende Dieterle, der brennende Walter Franck: wie leicht müßte sein, für solche Schauspieler in der Weltdramatik lohnende Aufgaben zu entdecken, und wie schwer macht das Staatstheater sich seine Arbeit!

*

‚Der Nebbich' enthält ein paar nicht grade kostbare, aber lustige Wahrheiten. „Die Demokraten sind heute, was einst die Konservativen waren." „Die Quintessenz des Journalismus: in keinem Satz ein Wort, auf das man den Schreiber festlegen könnte." Oder Falstaffstiche in die Wade des seligen Noske. Peinlich nur, daß Carl Sternheim, der in eignen Randbemerkungen, nicht in organischen Aeußerungen einer Figur dem Bürger seine Lieblinge zu verekeln wünscht, zugleich für diesen Bürger eine marktgängige Mischung von aktueller Komödie und zeitlosem Volksstück herzustellen versucht — dies aber gar nicht weiß, trotz scharfem und bösem Blick seine Entwicklung zu einer Kreuzung von Wedekind und Skowronnek gar nicht wahrnimmt, sondern in Ton und Haltung des alten Goethe über sich spricht. „Man will in Deutschland mindestens einen Gyges, Hamlet, Clavigo schauen . . . muß auf das schmissige Couplet, den schmetternden Foxtrott schweren Herzens verzichten." Schade, daß Sternheim, ehedem so verwegen, sich solchem Landesbrauch fügt. Wie bekömmlich wärs, in den Kammerspielen den Nebbich Paul Graetz, den eine Diva abgenutzt hat, von einem frischen Nachfolger beiseite geschoben zu sehen und diesen zu der neuen deutschen Nationalhymne ausholen zu hören: „Wenn du nicht kannst, laß mich mal!" So gabs leider nicht allzu viel zu lachen. Denn auch Frau Maria Fein, deren Pathos so komisch ist, war, da sie dieses Pathos parodierte, durchaus ernst zu nehmen.

*

‚Der Held des Westerlands‘ ist das zweite Werk, mit dem der Ire I. M. Synge auf die deutsche Bühne gelangt. Mit dem ersten war er, vor achtzehn Jahren, in Reinhardts junges Deutsche Theater gelangt: mit dem ‚Heiligen Brunnen‘, einer undramatischen Mischung von kindergläubiger Einfalt und humoriger Genrehaftigkeit. Ein altes blindes Bettlerpaar wird da aus dem Dunkel ins Licht, aus dem Licht zurück ins Dunkel geführt. Als sie sich nicht sahen, hielten sie einander für schön, wie ihnen die schlechten Menschen eingeredet hatten. Als sie sich sehen, sind sie entsetzt und kriegen sich in die Haare. Als sie von neuem erblindet sind, finden sie sich wieder zusammen, genießen das Glück ihrer Blindheit und werden sich nie mehr um dieses Glück bringen lassen. Denn das ist die alte Parabelweisheit, die aus der irischen Legende herausspringt: Nur die Blindheit ist das Leben, und das Sehen ist der Tod. Was hat Martin Doul gesehen, wie er die Augen aufmachte? Die blutenden Füße des gütigen Heiligen, die sich an den Steinen geschnitten hatten; die erschreckende Häßlichkeit seiner Frau; die Schlechtigkeit eines hübschen Mädchens, das seinen Zärtlichkeiten entwichen ist. Vor derlei ist der Blinde sicher. Der sitzt ganz still und friedlich in der Sonne und riecht all Das, was aus der Erde wächst und knospt. Der hört die Goldamsel zwitschern, den Wind wehen, das Wasser glucksen. Der sieht mit seinen Gedanken in einen herrlichen Himmel hinauf und sieht Weiher und große Flüsse und grüne Hügel und die Pflugschar über den Acker hin. Er hat nämlich von seinem Erdichter die feinen Nerven und den weichen Wohllaut der Sprache, und damit läßt sich leicht ein beschauliches Dasein führen. Die Bühne ist nicht damit zu erobern. Es ist ein zartes kleines Gemälde, das rührend menschliche Gebundenheit, lächelnd menschliche Anspruchslosigkeit darstellt. Ein Schleier muß die gemeine Deutlichkeit der Dinge verhüllen, um sie beglückend zu machen. Nichts kann dem Wesen des Dramas feindlicher sein als eine so quietistische Weltanschauung.

‚Der Held des Westerlands‘ geht ganz anders drauflos. Wer behauptet, daß er seinen Vater erschlagen hat, vor dessen Blutrünstigkeit erschauern die Weiber masochistisch und lieben ihn. Sooft also dieser tapsige, aber verdammt schlaue Bengel spürt, daß sein Nimbus leidet, weil Zweifel entstehen, ob der Vater nicht doch noch lebt: so oft beginnt er von vorn zu erzählen, wie er ihn abgemurckst hat. Es ist Synges Kunst, daß wir keinen Augenblick an die Wahrheit dieses Kriegsberichts glauben. Wir sind von Anfang an in der Sphäre der Komödie; einer wunderbar verschwiemelten Waterkantlerkomödie, und ohne Gänsehaut fest überzeugt, daß sich die Sache schon aufklären wird. Vielleicht nimmt deshalb in den drei Akten weniger die Spannung zu als die Einförmigkeit. Das gilt fürs Theaterstück. Künstlerisch ist Abwechslung einfach deshalb da, weil irisch immer auch lyrisch sein heißt, nicht nur gewalttätig, nebelschwer, trinkfreudig, abergläubisch, bramarbasierend. Der Held des Westerlands erweist sich seiner geographischen Herkunft insofern würdig, als er plötzlich beschwingt und beredsam gesteigerter Empfindungen und wohlklingender Worte fähig

wird. Das geht vorüber; und soll vorübergehen. Aber es war nicht gut, daß es in der ‚Truppe' zu unbemerkt vorüberging. Der Regisseur Hilpert hatte mehr den Lärm der drei Akte als die Stille der paar besinnlichen Momente herausgearbeitet. Schwieriger wäre, deutschen Schauspielern irisches Landschaftskolorit abzuzwingen. Am meisten gelungen wars bei Herrn Steckel, der wirklich umwittert von untragisch brauendem Strand- und Heidedunst über seine berlinischen Bretter wankte.

Der Teufelsschüler von Alfred Polgar

Der Teufelsschüler ist ein frei denkender und nach seinem persönlichsten Sittengesetz handelnder junger Mann, abhold den Lügen, Muffigkeiten und Moralitäten bürgerlicher Ordnung. Er hat deshalb nicht nur bei seiner Familie, sondern auch in der breiten Oeffentlichkeit einen schlechten Ruf, dessen er sich herzlich freut, und den er nach Kräften zu vertiefen trachtet. Im rechten Augenblick jedoch erweist er sich — Blitzjunge, der! — als wahrer Prachtkerl, schneidig, tapfer, edelmütig und, in des Wortes reinstem Sinn: als Christ. Ohne mit der Wimper zu flattern, steckt er seinen Kopf in die Schlinge, die für den Pastor geknüpft ist. Das ist hier wörtlich zu verstehen. Es handelt sich um eine ganz reale Schlinge, eine aus Hanf; und erst in allerallerletzter Sekunde, eben als dem Teufelsschüler, dem Zuhörer und dem Stück der Atem ausgehen will, löst der Dichter den dramatischen Knoten, den er da um die Gurgel seines Helden geschürzt hat. Auch der Pastor ist ein Prachtkerl. Wie den devils disciple als echten Christen, demaskiert der schicksalsschwere Augenblick den Gottesmann als rauflustigen Teufelskerl. Er wandelt sich — fahr hin, lammselige Gelassenheit! — in einen wilden Krieger, hilft die englischen Zwingherren (das Stück spielt in Amerika zur Zeit der Befreiungskriege) bezwingen und erscheint, seinen heroischen Stellvertreter zu retten, so höchst apropos unterm Galgen, wie Damon in der drittletzten Strophe der ‚Bürgschaft'. In den Armen liegen sich beide. Und zwischen ihnen steht des Priesters junge Frau, verlegen, weil sie nicht genau weiß, in wessen Armen sie eigentlich am liebsten liegen wollte, und einigermaßen pikiert darüber, daß all der Aufwand von Tat und Wort mit „Liebe" gar nichts zu tun haben soll.

Wie immer bei Shaw, siegt auch hier die Tugend, wenn es gleich eine Tugend höherer Ordnung und ein Sieg auf nicht landläufigen Umwegen ist. Die drei Akte haben den wohligen, süßsauern Geschmack, der die diffizile Küche des Ironikers auszeichnet. Sie nennen sich ‚Melodram' und sind es trotzdem. Mit Entsetzen wird zwar Scherz getrieben, aber es ist ein operettenhaftes, im Innersten fideles Entsetzen. Der Teufel wedelt äußerst liebenswürdig mit dem geringelten Schwänzchen, der Galgen ist Attrappe, und der Tod hat eine Hippe aus Papiermaché. (Im Burgtheater komplettiert ein rothaariger Henker das heitre Schreckenskabinett.) Die Menschen der Komödie wirken puppenhaft, aber in allen steckt ein lebendig Teil vom Herzen ihres Erdichters, und manchmal schlägt es ihnen zum Munde heraus.

Shaws Liebe zur Kreatur setzt sich in den Geschöpfen seiner Laune in Wärme um, sein Geist widerspiegelt als Blick aus ihren künstlichen Augen.

Die witzigen Bemerkungen in der Komödie hat der General Bourgoyne zu sprechen. Das ist ein vollendeter, eisgekühlter Gentleman, der auch in den schwierigsten Situationen der Andern den Humor nicht verliert. Er hat ein Herz, aber sein oekonomischer Verstand gestattet ihm nicht den Luxus, eines zu haben. Seine gemütlose Manierlichkeit ist bezaubernd, und aus seiner trockenen, höflichen Medisance spricht eine fast revolutionäre Weltanschauung: eine, die die Ordnung der Dinge verneint, aber aus Stilempfinden zu ihr hält. Eine herrliche Rolle, purer Zucker für den Schauspieler. Herr Devrient (und mit ihm die Zuhörer) kam nicht auf den Geschmack der Süßigkeit. Er hat die Würde des Generals, nicht die geistige Ueberlegenheit und Grazie, und seinen Worten fehlt der Schliff, der ihnen die rechte spöttische Leuchtkraft gäbe. In dieser Szene mit dem General — sie schwankte und stockte und zerfiel — zeigte sich überhaupt deutlichst, was das Burgtheater nicht kann. Das Minus auf der Intelligenzseite trat in Erscheinung, und dieses ist, scheint mir, bedenklicher als jedes Minus im Budget. Dem Pastor gibt Herrn Sieberts neutrale Kunst Figur und laute Stimme. Herz- und andre Muskeln sitzen am rechten Fleck und schwellen im rechten Augenblick. Des Teufelsschülers Mutter ist Frau Mayer. Ihre Darstellung militanter, kleinstbürgerlicher, tugendspeichelnder Ekelhaftigkeit kann einen das Gruseln lehren. Sehr nett Frau Wohlgemuth als hübsche Pastorin. Sie sah aus wie eine große Teepuppe, und das ist sie ja auch (die Pastorin). Eine Dame ohne Unterleib, die die häusliche Kanne warm hält. Das Provinzlerische, ein bißchen Gänschenhafte der Figur kam ganz reizend heraus, ebenso ihr liebes, sentimentales Bedürfnis und die Enttäuschung, mit ihm zwischen zwei romantischen Gelegenheiten durchzufallen. Hingegen blieb der Augenblick, da sie den Teufelsschüler küßt, übermächtig hinangezogen vom Ewig-Männlichen, leer und kühl. Frau Wohlgemuth ist zu kräftig, um solchem Gefühlschoc zu unterliegen. Den Teufelsschüler, der so gelassen für einen Andern in den Tod geht, einem kategorischen Imperativ, den er selbst nicht versteht, gehorchend, und noch unterm Galgen Haltung und gute Laune wahrt (Shaws Helden finden wunderlicherweise grade in ihrer schweren Stunde ihre leichteste Zunge), spielt Treßler. Er lacht viel und herzlich, was nicht hindert, daß sein Humor oft einen gequälten und sein Antipathos schnoddrigen Eindruck macht. Er produziert Launen, keinen Charakter. Gewissermaßen: lustig weht die Fahne vor seinem Bau, der nicht da ist. Nun wüßte ich allerdings nicht zu sagen, wie solcher Edel-Lump, solch unheldischer Held Bittersüß, der kein Held ist und doch einer ist, obzwar er wirklich keiner ist, aber immerhin letzten Endes einer ist, eigentlich gespielt werden müßte. Es gehörte wohl eine Art seelische Drehbühne dazu, um ihn darzustellen. Grade so aber, so vielfarbig und vielflächig ist eben überhaupt der Mensch! sagt der Weise. Und wer wollte ihm widersprechen?

Es kriselt von Morus

Die Goldnotenbank

Die Nachrichten der Auslandspresse über eine leichte Verschnupftheit der Sachverständigen waren den Tatsachen ein wenig vorausgeeilt. Bis Anfang voriger Woche ging Alles recht gut. Aber grade an dem Dienstag, wo der Zweite Ausschuß so freundlich war, öffentlich zu bescheinigen, daß er „sowohl seitens der deutschen Regierung als auch seitens der Banken jede nur mögliche Unterstützung gefunden hat", kam es zu einem sanften Krach. Den Anlaß dazu gab weniger die Frage der Kapitalflucht als die Verhandlungen im ersten Ausschuß über die Goldnotenbank. Dem deutschen Projekt Schachts, die Bank mit Beteiligung ausländischen Kapitals, aber mit deutscher Majorität, unter deutscher Leitung und mit dem Sitz in Berlin zu gründen, steht ein Gegenplan des Sachverständigenausschusses gegenüber, der von dem französischen Experten Parmentier herrührt. Parmentier ist der Benjamin unter den Sachverständigen. Schon mit Anfang Dreißig wurde er Direktor im französischen Finanzministerium und erhielt die Führung der Kommission, die Frankreich im Sommer 1922 zur Konsolidierung der Kriegsschulden nach Amerika schickte. Dieser ungewöhnlich tüchtige Finanzverwalter hat für Deutschland eine Notenbank im Sinn, deren Anteile und Verwaltung im Ausland und vorwiegend in der Hand von Ausländern bleiben sollen. Dafür, daß es zweckmäßiger ist, Kapital und Sitz der Bank im Ausland zu lassen, kann sich Parmentier auf sehr gewichtige Neutrale, wie den Amsterdamer Bankpräsidenten Vissering, berufen. Und sogar auf deutsche Größen. Denn niemand anders als Hjalmar Schacht hat im Herbst vorigen Jahres, als er mit der Propagierung seiner Goldnotenbank begann, den Vorschlag gemacht, den Sitz der Bank ins neutrale Ausland, etwa nach Holland zu verlegen, um sie von vornherein dem Dunstkreis des Mißtrauens zu entziehen, der Deutschland, nicht ohne eigne Schuld, noch immer umgibt.

An und für sich wäre es gewiß für uns erfreulicher, wenn wir eine tadellos funktionierende hundertprozentige deutsche Notenbank hätten. Aber dennoch sollte man sich nicht darauf verbeißen, daß der Präsident der Goldnotenbank unbedingt in der Jägerstraße oder in der Oranienstraße residiert. Die eigentliche Verwaltungszentrale einer deutschen Notenbank wird immer in Berlin sein, auch wenn man den „Sitz" der Bank formell nach Amsterdam oder nach Zürich oder selbst nach London verlegt. Wichtiger ist natürlich die Frage, in wessen Händen die Leitung der Bank liegt. Auch hier braucht man nicht gleich ohne weiteres in jedem Ausländer einen Spion oder einen heimtückischen Teufel zu wittern, der Deutschland um jeden Preis betrügen will. Und man soll sich auch daran erinnern, daß vor noch nicht vier Monaten sogar weit rechts stehende Politiker bei uns öffentlich erklärten, eine ausländische Finanzkontrolle sei das Beste. Ich gebe ohne weiteres zu, daß wir Grund haben, diese Frage heute anders zu beurteilen, nachdem sich herausgestellt hat — was man uns Jahre hindurch bestritt — , daß es bei einigem guten Willen auch ohne fremde Hilfe geht und sogar schnell geht. Aber die Tatsache bleibt bestehen: wollen wir fremde Hilfe in Anspruch nehmen, dann müssen wir uns gefallen lassen, daß die Gläubiger uns beaufsichtigen und kontrollieren

und auch gelegentlich hineinreden. Hjalmar Schacht ist denn auch klug genug gewesen, nicht, wie das sonst bei uns üblich ist, die Protestiermaschine in Gang zu setzen und gegen den französischen Plan Lärm zu schlagen. Er hat vorgezogen, sich öffentlich mit dem Projekt der Sachverständigen einverstanden zu erklären und die Differenzen, die noch bestehen, durch künftige Besprechungen in Paris aus dem Wege zu räumen. Denn wichtiger als die Einzelheiten des Goldbankstatus ist, daß wir ein gesichertes Goldgeld erhalten — und zwar auf schnellstem Wege.

Die Steuernotverordnung

Das also ist das Ende des Ermächtigungsgesetzes: daß sämtliche Parteien von links bis rechts, dazu der Reichswirtschaftsrat, die großen Verbände, die Länder und der Städtetag, und was es sonst noch an Resolutionsorganismen in Deutschland gibt, einstimmig gegen die Vorlage der Reichsregierung sind. Diese Einheitsfront hat Herr Doktor Luther doch nicht erwartet. Selbst seine Freunde von der Deutschen Volkspartei und den Deutschnationalen und selbst seine besten Freunde, die Herren von Ar und Halm, verlassen ihn. So ist er jetzt vor die peinliche Frage gestellt, entweder den starken Mann zu spielen und gegen den Willen aller Instanzen die Verordnung zu erlassen oder mit der ihm eignen Liebenswürdigkeit zusammenzuknicken und öffentlich zu bekennen: „Ich kann auch anders!"

Daß es so weit kommen mußte, ist eine Folge der Kompromißlerei, die schon innerhalb des Finanzministeriums und innerhalb des Kabinetts bei der dritten Steuernotverordnung geübt wurde. Gewiß mag nicht leicht gewesen sein, sich des Interessentenheeres zu erwehren, das die entlegensten Hausbesitzervereine und die fernsten Kommunalverbände nach Berlin entsandt hatten. Das größte Hemmnis aber war von Anfang an, daß man in dieser Verordnung zwei Dinge zusammengekoppelt hatte, die eigentlich nichts mit einander zu tun haben, nämlich die Aufwertung der Vorkriegsschulden mitsamt der Mietenfrage und den Finanzausgleich. Die Verbindung wurde erst nachträglich hergestellt, als das Reich sich breitschlagen ließ und den Ländern und Gemeinden als Haupt- und Paradestück des Finanzausgleichs die Mietzinssteuer zuwies. Dadurch wurde die ohnehin recht verzwickte Angelegenheit noch verwickelter, und nun begann ein Kampf Aller gegen Alle: die Hypothekengläubiger in Dingskirchen verschworen sich gegen den Dingskirchner Gemeinderat, der eigentlich gegen die Aufwertung und für eine möglichst hohe Mietzinssteuer wäre, wenn nicht der stellvertretende Bürgermeister für zweitausend Mark Dingskirchner Schuldverschreibungen besäße — und so fort. Das Resultat war, daß man im Chor verlangte, Schluß mit dem Ermächtigungsunsinn und dem Verordnungswirrwarr zu machen.

In dieser völlig verfahrenen Situation haben — man glaubt es kaum — die Demokraten einen sehr vernünftigen Vorschlag gemacht: unter Beseitigung der Mietzinssteuer sollte, wenigstens als Provisorium, von den Ländern und Gemeinden ein zweihundertprozentiger Zuschlag zur Vermögenssteuer erhoben werden, der bei Vermögen, die sich infolge der Inflation verringert haben, staffelweise ermäßigt wird, also tatsächlich die Wirkung einer allgemeinen Inflationssteuer haben würde. Aber hiervor „warnte" der Vertreter des Reichsfinanzministers

eindringlichst. Denn man dürfe die Sätze der Vermögenssteuer, die einem fünffachen Goldmillionär die ungeheure Kontribution von 35 000 Mark auferlegen, nicht überspannen. Das darf man nämlich höchstens bei Steuern, die den Massenkonsum belasten, und die, während der heutigen Krise, vom Arbeiter und vom Angestellten getragen werden müssen. Und im übrigen scheint „der Stand der Verhandlungen mit den Sachverständigen“ die Regierung davon überzeugt zu haben, daß sie nicht auf eine Verlängerung des Ermächtigungsgesetzes und selbstverständlich des Ausnahmezustandes verzichten kann. Wie ich aus wohlunterrichteter Quelle höre, soll MacKenna noch auf dem Bahnhof den Wunsch ausgesprochen haben, daß die verfassungsmäßige Diktatur des Generals Hasse nicht vor Ablauf des Reparationsbons Serie B aufgehoben werden möge. Seine letzten Worte, die sich mit der Verankerung des Ermächtigungsgesetzes im Herzen der englischen Liberalen beschäftigten, gingen unter den Beifallskundgebungen der anwesenden Regierungsvertreter verloren.

Heilio!

Devisenkrise

Noch feiert die deutschnationale Presse Orgien über den Francsturz, da streicht auch schon ein unfreundlicher Wind über das Devisenzimmer der Burgstraße. Man weiß noch nicht recht, wohinnen er geht. Aber daß er von Westen kommt, darüber besteht kein Zweifel. Das Rheinland ist wieder einmal dabei, sich einzudecken. Selbstverständlich nur Bedarfskäufe: man muß doch die Wirtschaft wieder in Schwung bringen. Die Mittel dazu scheinen, wie in den Blütetagen der Dollarhausse, wieder aus der Reichsbank zu stammen. Nach dem letzten Reichsbankausweis vom 15. Januar — weshalb man noch immer zur Zusammenstellung dieser Ausweise drei Wochen braucht, die in allen Ländern und früher auch bei uns in ein paar Tagen hergestellt werden konnten, ist unverständlich — hat die Reichsbank in der zweiten Januarwoche für 114 Millionen neue Rentenmarkkredite ausgegeben und dazu noch für 10,6 Trillionen Wechselkredite in Papiermark. Wenn auch nur der vierte Teil davon benutzt wird, um sich Devisen zu verschaffen — im Auslande kann man ja mit der Rentenmark nichts anfangen — , so genügt das schon, um eine sehr hübsche Strömung am Devisenmarkt hervorzurufen.

Wie weit bei den Anforderungen politische Momente mitgespielt haben, bleibt dahingestellt. Aber möglich ist schon, daß die Kreise um Louis d'or Hagen, der neulich so feierlich seiner Rheingoldbank entsagt hat, nach den Differenzen über die Goldnotenbank wieder Morgenluft wittern und wieder auf Kosten des Reiches ihre Devisenbestände etwas auffüllen.

Die Reichsbank hat bisher die neue Attacke mit den alten Mitteln abzuwehren gesucht: sie hat sehr strenge Repartierungen vorgenommen, deren natürliche Folge ist, daß sich wieder Konzertanmeldungen einstellen. Daß man damit nicht weiter kommt, weiß Dr. Schacht so gut wie irgendeiner. Aber dann sollte er, zwischen seinen vielen Inlands- und Auslandsreisen, nicht vergessen, die Rentenmarkkredite an die Wirtschaft genau zu überwachen, damit nicht eines Tages, während er sich in Paris oder Königsberg betätigt, in Berlin ein Malheur passiert.

Bemerkungen

Ausnahmezustand und I.A.H.

Für Sonntag, den 27. Januar 1924, hatte die deutsche Abteilung der Internationalen Arbeiter-Hilfe ins berliner Rathaus eine öffentliche Versammlung einberufen. Es sollte dort in voller Oeffentlichkeit über die Tätigkeit der I.A.H. Bericht erstattet werden. Der Anmeldungen zur Teilnahme waren sehr viele. Auch andre Wohlfahrtsorganisationen waren eingeladen. Aber: die Militärbehörde verbot auf Grund des Ausnahmezustandes die öffentliche Tagung im Rathaus und erlaubte nur eine nichtöffentliche Besprechung zwischen „dem Hauptkomitee und den Delegierten“ in den Räumen der I.A.H., Unter den Linden 11.

Die I.A.H.hat sich die Aufgabe gestellt, die ungeheure wirtschaftliche Not der deutschen Arbeiterschaft nach Möglichkeit zu lindern. Sie hat in fast allen Ländern besondere Abteilungen (Landeskomitees). Sie wirbt in diesen Ländern, um überall Mittel zu gewinnen, und hat damit erhebliche Erfolge erzielt, so in Rußland, in Amerika, in derTschechoslowakei, besonders aber in England und in Holland. Es ist der I.A.H. gelungen, in Deutschland an vielen Orten für die Hungernden Massenspeisungen zu veranstalten. So werden in Berlin von der I.A.H. in 58 Speisestellen jetzt täglich etwa 7000 Personen gespeist.

Weshalb nun das Verbot der Versammlung die Gelegenheit nehmen sollte, der Oeffentlichkeit Mitteilungen über die Tätigkeit der I.A.H. zu machen und noch weitere Kreise als bisher schon für tatkräftige Hilfe zu gewinnen? Ja, weshalb? Wahrscheinlich deshalb, weil verborgene unterirdische Quellen der Militärbehörde die Meinung beigebracht haben, daß die I.A.H. in Wahrheit nicht wirtschaftliche Liebestätigkeit für die Arbeiterschaft ausübe, sondern nichts sei als eine Maske für die Kommunistische Partei. Nach Allem, was die I.A.H. leistet; nach dem Inhalt ihrer Veröffentlichungen ; nach ihrem Auftreten gegenüber Privatpersonen und Behörden; nach den mündlichen Aufklärungen der leitenden Personen — nach alle Dem ist dies nicht richtig, ist die I.A.H. in der Tat eine wirtschaftliche Einrichtung, eine, wie sie selbst sagt, „proletarische Wirtschaftshilfe“. Hungernde zu speisen, wird ja wohl selbst dann nicht eine verbotene politische Tätigkeit sein, wenn ein Teil (der Hungernden politisch zur Kommunistischen Partei gehört. Es wird darauf hingewiesen, daß der Generalsekretär der I.A.H. Willi Münzenberg ein Mann ist, der der kommunistischen Bewegung angehört. Das ist richtig. Aber das beweist natürlich nicht, daß die I.A.H. nur eine Maske für die Kommunistische Partei ist,

und Münzenberg selbst bestreitet es auf das Entschiedenste.

Dazu kommt Folgendes: Vorsitzende des Deutschen Komitees der I.A.H. ist die bekannte, der V.S.P.D. angehörende Reichstagsabgeordnete Frau Mathilde Wurm. Sie hat auch die von der Militärbehörde zugelassene nichtöffentliche Versammlung der I.A.H. vom 27. Januar geleitet.

Nun ist doch bei dem Verhältnis der V.S.P.D. zu der K.P.D. gänzlich ausgeschlossen, daß Frau Wurm sich an die Spitze des Deutschen Komitees der I.A.H. stellen würde, wenn sie wüßte, daß die I.A.H. in Wahrheit eine Maske der K.P.D. ist; aber ebenso ausgeschlossen ist doch wohl, daß sie in ihrer Stellung als Vorsitzende des Deutschen Komitees der I.A.H. etwa selbst über die wahren Ziele und die Tätigkeit der I.A.H. getäuscht sein könnte.

Das ganze Verbot bestätigt in voller Schärfe die Verderblichkeit des Ausnahmezustandes. Einer Organisation, die allem Anschein nach und nach ihrer eignen Behauptung die sehr wichtige und dringende Aufgabe erfüllen will, der furchtbaren Not zu steuern — der wird durch militärisches Verbot die Möglichkeit genommen der weitesten Oeffentlichkeit Mitteilungen zu machen und Rechenschaft abzulegen. Und gegen dieses Verbot gibt es kein Rechtsmittel, keinen Weg, um im geordneten Verfahren nachzuweisen, daß es ungerechtfertigt ergangen ist, keine unabhängige Behörde, vor der die anordnende militärische Behörde ihre Anordnung zu vertreten und zu rechtfertigen brauchte. Das ist ja so empörend an dem Ausnahmezustand, daß er den einzelnen Staatsbürger und ganze Vereinigungen und Verbände völlig entrechtet. Das Schicksal der I.A.H. ist zu vielen andern Vorgängen ein neuer besonders bemerkenswerter Beleg dafür, daß immer wieder die ganze Oeffentlichkeit mit dem Ruf erfüllt werden muß: Fort mit dem Ausnahmezustand ! *A. Freymuth*

Beamtenabbau und kein Ende?

Noch nicht ein Prozent des Reichsbudgets wird erspart, wenn der geplante Abbau voll durchgeführt wird. Es ist also viel Lärm um Nichts. Bestehen aber nicht Pläne, die viel weiter gehen ? Die paar wirklichen Machthaber, die es heute bei uns gibt, können sicherlich Eines: rechnen. Wäre das Reich ein Viertel seiner Beamten wirklich ganz und gar los — ja, dann wäre man einen guten Schritt weiter, dann wären die Verhältnisse geordnet. Wenn sich die paar wirklichen Machthaber treffen, dann sprechen sie etwa so:

Laßt zwei, drei Jahre hingehen — dann sagt man: Wozu diese unproduktiven Ausgaben an Wartegeldern und Ruhegehältern für Leute, die noch produktive Arbeit leisten können und offenbar nur deshalb nicht leisten, weil sie lieber als Staatsrentner leben? Die Finanzlage ist noch lange schwer krank — man kann

solche „Drohnen“ nicht immer weiter durchschleppen. Wer Vermögen hat, erheblicheres, wird ja sowieso gekürzt, wer es nicht hat, kann sich ja noch betätigen: in Likören reisen oder schippen — also streichen wir Wartegelder und dergleichen „in Anbetracht der Not von Volk und Reich“.

Welche Maßnahme wäre so nicht durchzudrücken? Ist ein Schiff leck, werden die Schwächsten über Bord geworfen, zur Ballasterleichterung. Glücklich, wer stark genug ist, die Andern zu werfen.

Was ist das? Anwendung der Kriegsmethoden auf das innere Leben des Staates, der den Krieg verloren hat. Also gar nichts Neues bei uns. Die Beamten jammern heute über die Nichtachtung ihrer „wohlerworbenen Rechte“ — Besitzer von Staatspapieren, Hypothekengläubiger, Rentenempfänger jammern schon lange. Einige Wenige haben bereits zu jammern aufgehört, wahrscheinlich, weil sie ein hoffentlich natürlicher Tod vom Benagen des öffentlich- oder privatrechtlichen Hungertuches befreit hat. Durchaus nichts Neues: wer nichts hat, der braucht nichts; wer wenig hat, wird darum gebracht; wer viel hat, vermehrt den Besitz und wälzt die Lasten auf die demütigen Buckel der Nichts-Besitzenden.

Schwer begreiflich, warum es noch so wenig Kommunisten in Deutschland gibt. Wessen Eigentum ist denn noch heilig? Außer dem der Goldmarkmillionäre, natürlich. Welche Ansprüche werden noch befriedigt? Außer denen der Großgrundbesitzer, gewiß doch. Welche Rechte werden noch beachtet? Außer dem Recht auf die Ausnutzung der Arbeitskraft und der Leichtgläubigkeit der Massen, selbstverständlich. *Georg Hörmann*

Empfang bei Stresemanns

Am letzten Tag des Januar fand in der „Villa“, die man einst auf dem Grundstück Budapester Straße 17 für den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, den Grafen Herbert Bismarck, erbaut hat, ein großer Empfang statt. Der Reichsaußenminister Dr. Gustav Stresemann, der dort heute mit Gattin und Söhnen residiert, versammelte die Getreuen seines Ministeriums zum ersten Mal um sich. Und sie kamen fast alle, jene Koryphäen und Matadore, die vom Reich bezahlt werden, „in Außenpolitik zu machen“. Es war ein heiterer und auch ein trauriger Genuß, diese illustre Gesellschaft in der Nähe zu betrachten.

An der Spitze erschien der Staatssekretär, Ago Freiherr v. Maltzan. In diesem Kreise eklatanter Mittelmäßigkeiten sicherlich ein überragender Kopf: schweigsam, schlau, wendig, maßlos ehrgeizig, nachgiebig — auch bis zum Aeußersten — , wann und wo ihn dies für seine Person nützlich dünkt, sonst aber rücksichtslos im selben Grade.

Auf Maltzan folgten zuerst seine Corpsbrüder Borussiae-Bonn. Herr Dr. v. Schubert, einer der Erben des Stummschen Riesenvermögens, Gatte der Gräfin Harrach, dessen Aufgabe ist, sich mit allen politischen Problemen des Angelsachsentums zu befassen. Neben ihm stand unser neuer Botschafter in Paris, Dr. Leopold v. Hoesch, Sohn des Stahlmagnaten in Dresden, verbindlich und glatt und hoffentlich in der Tat auf so gutem Fuß mit Poincaré, wie man ihm nachgesagt hat, um seine Ernennung zu begründen.

Neben den Ministerialdirektoren Koepke und Knipping war auch der allgewaltige Personalreferent Gneist zu sehen. Trocken, traurig, menschenfremd — tauglich wie Keiner zur Auslese diplo-

matischer Funktionäre, Chef eines Stabes von Männern, die ihm homogen sind. Herr v. Gülich wird sozusagen von der Fülle der Arbeit erdrückt: das Feld seiner Tätigkeit umfaßt alle Etikette-, Zeremonial- und Adelssachen, Titel und Ordensverleihungen, Probleme, die für unser zerbrochenes Land nicht schnell, nicht glatt und nicht geschickt genug gelöst werden können. Herr Bosenick dagegen hat sich allen Attaché-Angelegenheiten, das heißt: der Zulassung und Abstoßung der Anwärter zum höhern diplomatischen Dienst zu widmen. Im Nebenamt ist Bosenick Privatdozent der Nationaloekonomie an der Universität Berlin. Er ist der Verfasser einer höchst mäßigen Abhandlung über das ‚Gesetz des abnehmenden Ertrages' — ein Titel, der rechtens über sein gesamtes Wirken zu setzen ist. Nicht eben klug, dabei hochmütig und selbstverständlich genau so weltfremd wie sein Herr und Meister Gneist — man kann sich gar keinen bessern „Erzieher", „Lenker" und „Lehrer" vorstellen.

Ueber alledem thront jetzt der Meisterredner und Parteiführer Gustav Stresemann. Wenn man von seinen Verwaltungskünsten im Auswärtigen Amt berichten darf, so gleicht er einer aegyptischen Mumie. Eingewickelt und einbalsamiert von der großen Zehe bis zum kahlen Schädel, kann er den Herren, die ihn so zugerichtet haben, nur durch leichtes Augenzwinkern danken.

Tee und Gebäck waren gut. Man sagte sich unter einander einen Haufen gesellschaftlicher Liebenswürdigkeiten, der Untergebene versuchte dem Vorgesetzten unentwegt zu schmeicheln, von wegen der Entlassung, und man ging schließlich auseinander im Bewußtsein erneuter Solidarität.

*

Draußen auf der nassen Budapester Straße stürzten die republikanischen Untertanen ihrem Frondienst nach und erschauerten wohl bis in die Fußsohlen beim Anblick des Lichterglanzes der „Villa". Wenn sie wüßten, von welchen Händen in diesem „Schimmer" die Schicksalsfäden unsres Volkes gesponnen werden!

Kuno Tiemann

Warum ich nicht mehr . . .

Lieber S. J.,

Sie und ich werden manchmal gefragt, warum ich denn gar nicht mehr . . . Die Frage ist freundlich gemeint, und die Antwort steht in Morgensterns Nachlaß. Setzen Sie in dem Poem von dem ‚Löwenreh' für dieses Tier die Republik und — aber Sie werden gleich selbstsehen.

Das Löwenreh

Das Löwenreh durcheilt den Wald
und sucht den Förster Theobald.

Der Förster Theobald desgleichen
sucht es durch Pürschen zu erreichen,

und zwar mit Kugeln, deren Gift
zu Rauch verwandelt, wen es trifft.

Als sie sich endlich haben, schießt
er es, worauf es ihn genießt.

Allein die Kugel wirkt alsbald:
Zu Rauch wird Reh nebst Theobald .

Seitdem sind beide ohne Frage
ein dankbares Objekt der Sage.

Ich sicherlich. Und die Republik — aber das ist Sache Ihrer politischen Mitarbeiter.

Theobald Tiger

Unsre Verleger

Zum Thema: Unsre Verleger ein paar Randbemerkungen. Eulenberg schoß in seiner Attacke wohl über das Ziel hinaus. Es gibt sone und solche. Aber die gloriose Verteidigung des Verlegers überhaupt durch Herrn Fritz Th. Cohn (in Nummer 3 der ‚Weltbühne‘) bedarf doch einer energischen Richtigstellung. Herr Cohn tut so, als könne man sich mit seinen Verlegern in diesen unsichern Zeiten weiß Gott wie leicht einigen. Diese Einigung ist meistens die Einigung des Wolfes mit dem Lamm. Der Kernpunkt der ganzen Frage ist die Frage der Abrechnung in Zeiten der Inflation. Das heißt: Ist die Gleichung Mark = Mark moralisch zu verteidigen? Nun: sie ist es nie und nimmer. Sie ist die frechste und verlogenste Lug- und Trugrechnung, die je da war. Und daß deutsche Gerichte sie bis heute verteidigen, wird ihre ewige Schande sein. Der Staat selber ist es leider gewesen, der als Nutznießer der Inflation, als größter Gauner alle Gaunerstreiche der Kleinen gedeckt hat. Und die „Einigung“, die manche unsrer Verleger mit uns gesucht haben, sieht so aus (ich rede aus meiner Erfahrung) :

Ich bekomme, zum Beispiel, jetzt, vor einigen Wochen, schon zur Zeit des stabilisierten Dollarkurses, eine Abrechnung über 2040 (zweitausendundvierzig) verkaufte Exemplare. Es ist immer, seit Januar 1923, Mark = Mark gerechnet ; es ergibt sich als Schlußsumme für mich das Honorar von 0,7 Goldpfennigen, das vom Verlag großmütig auf 70 Goldpfennige „aufgewertet“ wird! Der Verlag hat immer, zu allen Zeiten, eine der Geldentwertung einigermaßen angepaßte Summe eingenommen. Die einzig anständige Honorierung wäre also die Honorierung aller verkauften Exemplare nach dem am Tage der Zahlung gültigen Verkaufspreis. Es sei zur Ehre des Verlegerstandes gesagt daß es solche Verleger gibt. Aber es gibt auch sone (ich rede wieder aus eigner Erfahrung), die einem eine Abrechnung schicken über einige tausend verkaufte Exemplare — und es ergibt sich ein Honorar, niedriger als der Wert der Briefmarke, die benutzt wurde, einem dies mitzuteilen.

Welcher Verleger zahlt seinen Drucker heute mit den Preisen von vor einem Jahr? Oder gibt seinen Angestellten heute das Monatsgehalt von Januar 1923 in Papiermark? Dem Schriftsteller aber bietet man seelenruhig solche Entlohnung an, denn er ist schlecht organisiert, kann sich nicht wehren, und die „Recht“-sprechung ist, die Inflationsfrage betreffend, sehr ungewiß, sodaß Prozesse riskant zu führen sind.

Daß der Dichter seit alten Zeiten kein Gold scheffelt, wissen wir, und wir beanspruchen es auch nicht. Aber unser Recht verlangen wir, unser Recht, mit dem gleichen Maß gemessen zu werden wie alle andern an der Herstellung des Buches beteiligten Berufskreise. Wir wollen nicht besser, aber auch nicht schlechter behandelt werden als Setzer, Drucker, Binder. *Klabund*

Der Verdienst

Die besten Witze sind die, die von der Deutschen Demokratischen Partei im Hause angefertigt werden. So hat der Professor M. I. Bonn neulich in einem Vortrag gesagt: „Es ist das Verdienst der Deutschen Demokratischen Partei, verhindert zu haben, daß nach der November-Revolution die Arbeitnehmer die herrschende Klasse wurden."

Antworten

Freiheitsfreund. Was bildest du dir ein? Du habest als junger Mensch ein Recht, Tatsachen und Ansichten zu erfahren, die für die wissenschaftlichen Zentren des deutschen Geisteslebens nicht grade ohne Bedeutung sind? Am 25. Januar sollte in Berlin ein Vortrag über „die wirtschaftlichen Lehren von Karl Marx" gehalten werden — vor Studenten, die ihn mit Spannung erwarteten. Er wurde im letzten Augenblick verboten. Die nächste Etappe wird sein, daß Hilferdings ‚Finanzkapital' von der Staatsbibliothek nicht mehr verliehen werden darf. Flieh, auf, hinaus ins weite Ausland!

H. K. Morus hat in Nummer 5 geschrieben: „Hoeschs Adjunktus ist der noch sehr jugendliche Regierungsrat Meyer, der schon in Genf während der oberschlesischen Verhandlungen eine reichlich problematische Rolle gespielt hat." Das stimmt nicht, wie Sie mir mitteilen. „Dieser Meyer hat sich überhaupt nicht in Genf aufgehalten, sondern der Genfer Meyer ist der jetzige Botschaftsrat an der Deutschen Botschaft beim Päpstlichen Stuhl in Rom." Wir dementieren uns. Und rechnen auf mildernde Umstände. Denn die Haupteigenschaft der Leute namens Meyer ist bekanntlich die: mit einander verwechselt zu werden.

Curt N., Schauspieler am Landestheater in Gotha. In Nummer 5 war von dem Einspruch des Generalleutnants Hasse gegen die Ernennung des meininger Intendanten Ulbrich zum Generalintendanten von Weimar und damit zum Generalintendanten der thüringischen Landestheater überhaupt die Rede. Dazu und dagegen schreiben Sie mir: „Herr Intendant Dr. Ulbrich ist der Vater einer Denkschrift über die Planwirtschaft und den Personalabbau an den thüringischen Landestheatern. Der Inhalt spottet jeder Beschreibung! In Gotha, Altenburg und Sondershausen wird das Schauspiel ganz aufgelöst, dafür aber in Meiningen entsprechend verstärkt. Meiningen wird wiederum vier Monate des Jahres in Gotha Schauspiel geben, und Gothas Opernmitglieder werden dieselbe Zeit in Meiningen beschäftigt. Engagements mit verheirateten Mitgliedenn werden so wenig wie nur möglich getätigt werden! Die Orchestermitglieder werden zum Teil entlassen und der Rest der gothaer und meininger Musiker zu einem gothaer Orchester zusammengeschmolzen. Dieser Herr Ulbrich will Sondershausen gänzlich auflösen, ein Theater, das nachweislich bereits seit drei Monaten ohne jede Unterstützung von seiten des Staates aus eignen Einnahmen wirtschaftet! Nach dieser Denkschrift, die allerdings sehr bedacht zu werden verdient, sollten an den thüringischen Landestheatern insgesamt etwa 150 Angestellte erspart werden. Ich sage: ‚sollte', da ein Anschlag in unserm Theater den Durchfall dieser Planwirtschaft verkündet. Mir ist eine politische Einstellung des Herrn Ulbrich nicht bekannt. Aber unbegreiflich

ist es allen Mitgliedern der thüringischen Landesbühnen, die geschlossen einen flammenden Protest gegen die Ernennung des Herrn Dr. Ulbrich zum Generalintendanten an die Regierung nach Weimar geschickt haben, daß eben diese Regierung, die doch Anspruch darauf macht, als sozialdemokratisch angesprochen zu werden, den Mut hat, einem solchen Manne das wichtigste Amt oder zumindest eins der wichtigsten Kulturämter des Staates einzuräumen. Und es ist traurig genug, daß erst der militärische Einspruch des Generalleutnants Hasse (den ich ebenso gut wie Sie ‚hasse') nötig gewesen ist, Herrn Ulbrich samt seiner Denkschrift in der Versenkung verschwinden zu lassen, aus der sie beide hoffentlich nie wieder hervorkommen." Ob man recht damit tut, das zu hoffen, wird sich erst sagen lassen, wenn feststeht, wie sich der Künstler Ulbrich zu dem Sozialpolitiker verhält, dem vielleicht klar gemacht worden ist, daß der Etat der thüringischen Theater unter allen Umständen auf die und die Summe gebracht werden muß. Denn es ist ja doch ziemlich unglaubhaft, daß der Intendant seine Denkschrift aus eignem Antrieb verfaßt hat.

Junger Schriftsteller. Sie empfinden als Ungerechtigkeit, daß hier wochenlang von den Nöten der „arrivierten", nicht aber der unbekannten, unfertigen, ringenden Schriftsteller die Rede ist. Nun, wenn schon jene so unzufrieden mit ihrem Schicksal sind, dann kann man sich eigentlich auch ohne Phantasie vorstellen, in wie viel höherm Maße diese es sind. Der Zweck der langen Diskussion ist, die Lage der Schriftsteller zu verbessern. Damit der Zweck erreicht wird, muß der Anteil der Oeffentlichkeit aufgerufen werden. Die Oeffentlichkeit ist ziemlich stumpf. Von den Klagen unbewährter Anfänger wird sie gelangweilt weghören. Allenfalls wird sie den Berühmtheiten zuhören. Deshalb scheint mir taktisch richtiger, diese sprechen zu lassen, als von Ihnen die Elegie zu drucken, daß sie fünf Bücher verfaßt haben, und weshalb Ihrer Meinung nach die Verleger A, B, C, D und E sie entweder nicht annehmen oder nicht herausbringen.

Bayer. Wieder spricht, in einem Leitartikel des Berliner Tageblatts, Friedrich Thimme von dem „gradezu unmenschlichen, dabei völlig unlogischen Fechenbach-Urteil", das er als Sachverständiger hat leider entstehen sehen. Aber in Deutschland schreit man nur auf, wenn „der Feind" unmenschliche und unlogische Justiz an Deutschland übt. Und wundert sich dann, daß die Welt so gänzlich ungerührt Deutschland schreien läßt wie Deutschland dem armen; Fechenbach und seine Verteidiger.

Provinzler. Manchmal passieren bei euch doch herzerquickende Dinge. In Stuttgart haben deutschvölkische Radaubrüder einen Höllenlärm veranstaltet, weil in ‚Dantons Tod' von Georg Büchner vorschriftsgemäß die Marseillaise angestimmt wurde. Die Kritiker des

demokratischen Neuen Tagblatts und der volksparteilichen Württemberger Zeitung haben sich beide begeistert auf die Seite der Skandalmacher geschlagen. Aber, siehe da, während die Redaktion der demokratischen Zeitung das ganz selbstverständlich findet, schickt die volksparteiliche Zeitung dem finstern Referat die folgende erleuchtete Kundgebung hinterher: „ ‚Dantons Tod‘ ist kein französisches, sondern ein deutsches Stück, ein literarisch hervorragendes sogar, und wir wüßten wirklich nicht, was daran das deutsche Nationalgefühl verletzen könnte. Es hat nun einmal 1789 eine französische Revolution gegeben, und sie hat für die ganze Welt Bedeutung gehabt und behalten. In dieser Revolution ist, wie man weiß, die Marseillaise entstanden, und sie hat darin etwas Besonderes bedeutet. Wenn also ein paar Töne davon in einem Drama dieser Revolution zu hören sind, so gehört es gewissermaßen dazu. Nur Unbildung und Ungeistigkeit kann sich daran stoßen. Was wir gegen die Franzosen haben, wollen wir doch auf andre Weise ausmachen als durch derartige Kindereien und Albernheiten.“ Hübsch, sich als Kritiker einer Zeitung von dieser und in dieser selbst ungebildet, ungeistig, kindisch und albern nennen lassen zu müssen. Aber am hübschesten, daß sich daraufhin weder der Kritiker eine andre Zeitung noch die Zeitung einen andern Kritiker sucht. Doch ich will nicht vorgreifen : vielleicht sind solche Umwälzungen schon im Gange.

Sprachkritiker. „Schieber sind Pest Europas, darum gehen sie uns, wesenwärts betrachtet, nicht mehr an wie die übrigen Nationen alle.“ Sie meinen, daß Das, wesenwärts betrachtet, wohl von Kasimir Edschmid sein werde? Nein, so wird jetzt in dem Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt geschrieben. Wenn das nur nicht selbst denen allmählich zu bunt wird!

Waldemar Keller. Sie wünschen, sich zu einem bestimmten Zweck über die Art zu unterrichten, wie unsre Deutschnationalen Außenpolitik treiben? Hören Sie den berliner Vertreter des ‚Corriere Italiano‘. Die italienische Kolonie in Berlin gibt dem trienter Schriftsteller Suster, der Mussolini persönlich nahe steht, ein kleines Abschiedsfest. Man ist lustig. Man trinkt Wein und läßt das Grammophon spielen. Schon ist es morgens zwei Uhr. Da plötzlich erscheint ungeladen, der Chefredakteur des ‚Tag‘, Herr Erich Schwarzer, zieht eine Reitpeitsche hervor und hält an die Italiener eine Ansprache. Er vergleicht „welsche“ mit „deutscher“ Moral, wobei natürlich die heimische Ware eine Eins mit Stern bekommt, und tut im übrigen so, als sei Italien Versuchsgebiet der Zukunft für allteutonischen Kultivierungsdrang. Daß der Herr Chefredakteur Schwarzer, der auch heute noch in seinem Blatt verantwortlich zeichnet, mit einem blauen Auge davonkam, hat er nur der Besonnenheit und Ueberlegenheit einiger von diesen beschimpften Italienern zu danken . . . So der Tatbestand nach Herrn Benedettis Bericht, den selbstverständlich zahllose italienische Blätter entweder empört oder schadenfroh nachgedruckt haben, und der in Berlin bestätigt wird. Auch unsrer Linkspresse war der Vorfall bekannt. Aber sie hat ihn keineswegs der Oeffentlichkeit preisgegeben als Musterbeispiel deutschnationaler „aktiver“ Außenpolitik. Sie hat auch nicht für nötig befunden, im Interesse des deutschen Journalismus einen Trennungsstrich zwischen der Gattung Schwarzer und der weißen zu ziehen. Nun, vielleicht sagt sie sich, daß die Presse eines Landes nicht besser sein muß oder sein kann als dessen Diplomatie, daß schließlich in Hugenbergs Diensten nicht geschmackvollere und fähigere Leute zu stehen brauchen als in Eberts Diensten, und daß eines deutschen Botschafters in Washington, der bei Wilsons Tode nicht halbmast flaggt, dieser deutsche Zeitungsschreiber in Berlin ganz und gar würdig ist.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

XX. Jahrgang 21. Februar 1924 Nummer 8

Der nächste Krieg von Upton Sinclair

Ich unterhielt mich unlängst mit einem Freunde, der in der Umgebung von New Orleans aufgewachsen war. Zu den häufigsten Vorkommnissen jener alten Zeiten hatten die Epidemien vom gelben Fieber gehört. Ein furchtbarer Tod stürzte sich anscheinend aus dem Himmel auf die ganze Bevölkerung nieder, und die Opfer der Krankheit suchten durch die seltsamsten Mittel der Seuche zu entgehen. Allgemein wurde angenommen, daß der Rauch das gelbe Fieber fernhalte; deshalb konnte man in allen Städten die „Fieber-Feuer" lodern sehen. Etliche wiederum glaubten, der Geruch des Essigs sei ein Schutz gegen die Krankheit; deshalb gingen sie mit einem essigdurchtränkten Schwamm vor der Nase einher. Andre waren der Ansicht, die Ansteckung werde durch Gegenstände vermittelt, die mit den Fieberkranken in Berührung gekommen waren; deshalb trugen sie immer Handschuhe und rührten aus Angst vor der Ansteckung keine Münze an.

Allmählich gelang der Wissenschaft, mit ihren Mikroskopen und Retorten den Bazillus des gelben Fiebers zu isolieren und nachzuweisen, daß der Träger der Krankheit eine bestimmte Art Moskito sei. Also hatten die „Fieber-Feuer" doch einen gewissen Nutzen gehabt. Die Wasserleitungen zu bedecken und die Sümpfe mit Oel zu begießen, erwies sich als richtige Maßnahme, und heute können wir im Süden reisen, ohne mit Gewehren in eine Quarantäne gezwungen zu werden. Das menschliche Gehirn ist über die Seuche Herr geworden.

Aber in unsern Tagen bedroht eine noch weit gefährlichere Seuche die Erde und raubt dort, wo das Fieber Ein Leben nahm, tausende von Leben. Und diese Krankheit ist keineswegs auf die tropischen oder halbtropischen Länder beschränkt: sie verwüstet die ganze Erde, und vierzig Nationen fallen ihr auf ein Mal zum Opfer. Diese Seuche ist der Krieg, und die Männer der Wissenschaft beschäftigen sich eingehend mit dem Problem. Wer wird die Bazillen des Kriegs isolieren, wer uns verkünden, wie er von der Erde verbannt werden kann?

Ein Kriegsbazillus muß existieren — die Menschen feiern nicht zum Vergnügen und auch nicht aus Haß derartig scheußliche Orgien der Zerstörung. Freilich gibt es eine große Anzahl von Vorurteilen der Nationen und Rassen gegen einander; aber sie sind so künstlich, daß sie immer wieder von den Politikern und der reaktionären Presse neu entfacht werden müssen. Die Völker selbst wissen wenig davon und sind froh, wenn sie es ganz vergessen dürfen. Ich denke an die vielen Orte, von den Universitäten bis zu den Betrieben, wo ich die Angehörigen vierzig verschiedener Nationen friedlich neben einander arbeiten sah; wenn Streit und Mißverständnisse vorkamen, so entsprangen sie keineswegs nationalen Ursachen. Kurz vor Ausbruch des großen Krieges besichtigte ich eine „eurhythmische" Schule in Deutschland; sie wurde von einem Welschschweizer geleitet und von Franzosen, Engländern, Italienern, Russen, Oesterreichern und

Deutschen besucht — von Leuten, die kurze Zeit darauf einander zu ermorden trachteten.

Der Kriegsbazillus ist isoliert worden. Ich las unlängst ein kleines Buch, das darüber berichtet. Es führt den Titel: ‚Das Petroleum und der Kriegsbazillus'. Sein Verfasser ist Scott Nearing, ein Nationaloekonom, der vor zehn Jahren die Universität Pennsylvania verlassen mußte, weil die ineinandergreifenden Direktorien des Kuratoriums die Wahrheiten fürchteten, die der Professor den Studenten vortrug. Nearing behauptet keineswegs, in seinem Buch die Wahrheit über den Krieg entdeckt zu haben: er stellt nur die Tatsachen in einer leicht verständlichen Form zusammen und belegt sie aus einer Anzahl gelehrter Studien in englischer, französischer und deutscher Sprache. Der Inhalt des Werkes?

Das britische Reich baute sich auf Schiffen auf, die aus Eichenholz verfertigt waren; England besaß selbst das Material und die Seeleute dazu, die prahlten, daß ihre Herzen aus Eichenholz seien. Dann aber kam die Entdeckung der Dampfkraft, und das britische Reich entwickelte sich auf einer Basis von unbeschränkten Kohlenvorräten. Vor etwa dreißig Jahren wurde die Selbstzündermaschine erfunden; es stellte sich heraus, daß die Verwertung von Petroleum als Heizmaterial den Steuerradius der Schiffe um fünfzig Prozent vergrößere und den Raum für Heizmaterial um dreißig Prozent zu verkleinern ermögliche. Dies bedeutete, daß Schiffe, die als Heizmaterial Petroleum benutzten, doppelt so viel wert waren wie Schiffe, die mit Kohle betrieben wurden; mit andern Worten: daß ein auf Kohle basiertes Reich dem Untergang geweiht sei. Die englischen Kapitalisten, wohl wissend, daß ihr Leben von den Schiffen abhing, suchten daher sich alles Petroleums zu bemächtigen. Zu dem Zweck organisierten sie Gesellschaften wie etwa die ‚Royal Dutch' oder die ‚Shell'. Heute kontrollieren sie fast das ganze Petroleum von Mexiko, Zentral- und Südamerika sowie Holländisch-Indien und noch vielen andern Weltteilen.

Deutschland verlangte „einen Platz an der Sonne"das heißt: Deutschland wollte ebenfalls eine mit Petroleum betriebene Flotte besitzen; deshalb planten die Deutschen die Bagdadbahn, um sich in den Besitz der Petroleumquellen Mesopotamiens, Persiens und des Kaukasus zu setzen. Die Engländer, Franzosen, Russen und Italiener verbündeten sich, um diesen Plan zu vereiteln, und der ums Petroleum geführte Weltkrieg brach aus.

Uns Amerikanern wurde eingeredet, dieser „Krieg werde geführt, um für immer den Krieg aus der Welt zu schaffen"; aber der Mann, der dies verkündete, hatte Theologie studiert, war Politiker und Rechtsanwalt — nicht Geograph oder Nationaloekonom oder Spezialist für Selbstzünder und Petroleumfinanz. Er bedachte gar nicht, daß die Engländer, Franzosen und Italiener nach der Vernichtung der Petroleum-Industrie Deutschlands die Beute unter einander würden teilen müssen — und nicht würden teilen können, weil jeder von ihnen Alles verlangen würde. Auch zog er nicht in Betracht, daß der Petroleumvorrat der Vereinigten Staaten äußerst beschränkt ist, und daß die Standard Oil

Company oder vielmehr die zweiunddreißig vom Höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten gegründeten Standard Oil Companies seit etwa zwanzig Jahren genügend Macht besitzen, um einen Präsidenten oder eine politische Partei fortzujagen, falls diese sich in ihre Pläne einmischen und sie daran hindern wollen, der Kontrolle der britischen Royal Dutch Company oder Shell Groups über die Petroleumquellen in Mexico, Guatemala, Nicaragua, Colombia, Venezuela — abgesehen von Mesopotamien und dem Kaukasus — einen Riegel vorzuschieben.

Heute versucht Frankreich, sich des ganzen Petroleums im nahen Osten zu bemächtigen, während sich England mit Italien verbündet, um Frankreich an der Erreichung dieser Ziele zu hindern. Die Vereinigten Staaten aber haben sich in Mexico, Zentral- und Südamerika, sowie in Mesopotamien und andern fernen Ländern festgesetzt.

Studiert die Briefe von Walter A. Page und lest, wie dieser amerikanische Botschafter in London die Pläne Lord Cowdrays, des britischen Rockefeller in Mexico, vereitelte: dann werdet Ihr begreifen, wozu Diplomaten da sind — selbst gottesfürchtige amerikanische Diplomaten! Und Ihr werdet auch sehen, wie sich die Kriegsbazillen in den Leibern ihrer Opfer eingenistet haben.

Der nächste Krieg naht mit Riesenschritten, und er wird ein Petroleumkrieg zwischen England und Frankreich sein. Italien wird hineingezogen werden, ebenso Rußland, Deutschland, Polen und alle Länder Zentraleuropas. Die Vereinigten Staaten aber werden auf dem Zaun sitzen und so lange zuschauen, bis die Standard-Oil-Kapitalisten festgestellt haben, welche der kriegführenden Gruppen ihnen den höchsten Preis bietet: dann werden die Propagandabüros der Petroleum-Industrie ans Werk gehen, und in ein bis zwei Monaten wird jeder biedere patriotische Amerikaner überzeugt sein, daß es sich hier um einen Krieg für Kultur und Demokratie handelt.

Ich lebe in der Nähe einer der neuen Petroleumquellen. Einige meiner Freunde sind in der letzten Zeit reich geworden, andre auch, aber schnell wieder verarmt. Wie ein Gelehrter mit seinem Mikroskop verfolgte ich die Lebensgeschichte einzelner Bazillen. Ich sah den jähen vom Petroleum verursachten Aufschwung einer kalifornischen Stadt, die ganz in Baugründe eingeteilt war. Ich sah, wie die Besitzer dieser Baugründe sich veruneinigten, wieder vereinigten, einander bekämpften. Ich sah in einem einzigen kleinen Stadtblock kleine Weltkriege wüten. Die Kriegsbazillen scheiden in den Körpern ihrer Opfer das Gift des Neides, der Habgier und des Hasses aus, und die Unseligen schicken sich an, das Glück ihrer Nachbarn und dadurch das eigne zu zerstören.

Für die Petroleumgewinnung in Süd-Kalifornien ist eine Riesensumme ausgeworfen. Dreiviertel davon wird verschwendet, indem man einfach falsch bohrt. Ein Dutzend Brunnen wird auf einem einzigen Block gegraben, weil man sich beeilen muß, damit der Besitzer des nächsten Blocks nicht das Petroleum fortpumpt. So kommt es, daß Dreiviertel des Nutzens, den die Menschheit haben könnte, in die Erde sickert oder für sinnlos aufgebaute Holzgerüste vergeudet wird. Das wiederholt sich im

nationalen Maßstab, weil sich die Kapitalisten nicht zu einer gerechten Verteilung entschließen können: sie gehen bei dem Versuch, das Petroleum des Nachbarn zu rauben, selbst bankrott.

Der Statistik nach hat die amerikanische Regierung im Jahre 1920 — also in einem Friedensjahr — für gewesene und zukünftige Kriege dreiundneunzig Prozent des gesamten Nationaleinkommens ausgegeben. Mit andern Worten: wir wenden ein Vierzehntel unsrer Energien an den Aufbau des menschlichen Lebens und dreizehn Vierzehntel an dessen Zerstörung — und dann wundern wir uns, daß Gott die Welt mit so viel Unglück heimsucht.

Vor fünfundzwanzig Jahren las ich Robert Blatchfords Buch: ‚Merrie England'. Von diesem Werk wurden drei Millionen Exemplare verkauft; es ist also anzunehmen, daß in England wie in Amerika eine Menge Leute das Buch gelesen haben. Das Buch bewies, weshalb England nicht so „fröhlich" ist, wie es sein könnte. Ich entsinne mich eines treffenden Beispiels daraus: wenn sechs Männer aufs Feld gehen, um ein Pferd einzufangen, so ist ein Unterschied, ob sie alle sechs gemeinsam vorgehen, oder ob jeder den andern hindert, das Pferd einzufangen.

Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Amerikanischen von Hermynia Zur Mühlen

---

The Red Ribbon von Meridionalis

Erst kommende Zeiten werden den ganzen Humor aufbringen für das Wettrennen der europäischen Großmächte um Das, was man, nach dem Beispiel des berühmten „blue ribbon of the ocean", das rote Band des Kontinents zu nennen versucht ist. Immerhin: zum Lachen ist auch für den Zeitgenossen vor allen Dingen der Biereifer, oder wenn man, dem genius loci zuliebe, will, der Asti-Spumante-Eifer, mit dem Herr Mussolini um die Gunst der früher von ihm so perhorreszierten Sowjet-Russen buhlt. Herr Tschitscherin hat darüber gewiß Einiges in sein Fäustchen und sein Spitzbärtchen geschmunzelt ; und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn er, der sich schon mancherlei Scherze mit der abgestempelten und abgeklärten Diplomatie des Westens — bis weit hin übers große Wasser — geleistet hat, aus purem gaminhaften Uebermut die Komödie der Unterschriftsverweigerung auf achtundvierzig Stunden inszeniert hätte, um den großmächtigen Praeceptor Italiae ein bißchen zappeln zu lassen. Denn die Gründe, die er dafür angab, hat ihm ja nicht einmal die offiziöse römische Presse geglaubt, die doch dafür da ist, daß sie über Alles, was der „Duce" tut, in Begeisterungsdelirien verfällt. Der witzige Russe hatte sich nicht verrechnet: Herr Mussolini fühlte sich so lange „sehr verstimmt in seinem Gemüt und seiner Publizität", wie der manchmal an Nestroy grenzende frankfurter Dialektdichter Stoltze das nannte, bis endlich Herr Jordanski sich bequemte, seinen Namenszug unter das Dokument zu setzen. Ob dies durch die echt mussolinische Geste erreicht worden ist (die nur bei Hebbels Holofernes eine Parallele findet): die Anerkennung der Sowjet-Regierung durch Italien einfach als am 31. Januar vollzogen zu dekretieren, darf bezweifelt werden. Wahrscheinlich war es den Russen von vorn herein mit dem Aufschub der Unterfertigung genau so ernst wie mit dem ganzen Vertrag überhaupt — nämlich so gut wie gar nicht.

Man braucht ihn sich ja nur anzusehen, diesen Vertrag, um aus jeder Zeile zu fühlen, wie die Sowjet-Auguren Jordanski, Tschitscherin und Krassin sich während seiner Unterhandlung telegraphisch zugeblinzelt haben. Petroleumkonzessionen? Bitte. Getreidezufuhr? Bitte. Schiffahrtsmonopol im Schwarzen Meer? Bitte. Noch etwas gefällig? Und als Gegengabe? Außer der Anerkennung: Mitarbeit an der Erschließung des Landes und dem Aufbau seiner Verkehrswege. Basta. Als ob nicht grade Sache des russischen Partners wäre, das zu erlauben, statt des italienischen, es großmütig zu versprechen. Die Russen sind es doch, denen die Angebote dazu nur so ins Haus regnen; aber wer rennt den Römern die Tür ein, sie möchten ihm doch ja etwas vom „ingenio tecnico della razza latina“ überlassen, dessen außerordentliche Fähigkeit und Zuverlässigkeit der furchtbare Dammbruch im Bergamaskischen grade erst wieder bewiesen hat? Wenn man die Ausführbarkeit all dieser Stipulationem prüft, hält es wirklich schwer, nicht in ein kraftbajuvarisches: „Daß i net lach!“ auszubrechen. Aber die Anerkennung? Nun, die durch Italien wäre den hohen Herren von Moskau wie eine reife Pflaume in den Schoß gefallen, wenn erst England damit vorangegangen war; jenes England, das, neben Frankreich allein, zu bieten hat, was man nicht nur zur Führung kapitalistischer Kriege, sondern auch zu einer antikapitalistischen Friedenswirtschaft immer noch allzu sehr benötigt: Geld, Geld und wiederum Geld. Und die Anerkennung durch England war ja in guten Händen bei MacDonald, der, von seinen schottischen „Diehards“ gedrängt, irgendeinen Punkt des Parteiprogramms so rasch wie möglich zur Ausführung bringen und dazu den außenpolitisch unschädlichsten wählen mußte, weil ihm jede sozialistische Maßnahme im Innern sofort die Stimmen der Liberalen und damit den kurulischen Sessel gekostet haben würde, bevor dessen Polster noch warm geworden war. Immerhin konnte so ein kleiner Druck in der Richtung London, der ja auch nach Paris wirkte, nicht schaden. Dazu war der römische Dritte im Verband grade gut genug. Meister Mussolini ist sicherlich viel zu klug, um dies Alles nicht zu durchschauen. Selbst wenn die Gerüchte vom Rücktritt des Marchese della Torretta sich nicht bewahrheiten sollten, ist bezeichnend, daß die Meinung aufkommen konnte, der im Palazzo Chigi tobende Zorn über das „Guck-Guck“-Spiel der Russen werde sich an Italiens Botschafter in . . . London auslassen.

Am 1. Februar erging das Sendschreiben MacDonalds an Mister Hodgson nach Moskau. (Der designierte Botschafter O'Grady ist wohlweislich noch nicht abgereist, noch nicht einmal offiziell ernannt.) Mussolini datiert also das Anerkennungsdekret einfach zurück auf den 31. Januar. Und damit ist es erreicht: er, der die sozialistische Parteiorganisation Italien hat zerschlagen, der ihre Gewerkschaftshäuser und Redaktionsgebäude hat verbrennen und verwüsten lassen, der so die einzige westliche Etappe der Dritten Internationale und damit der proletarischen Weltrevolution vernichtet und den an sich in drei Lager gespaltenen italienischem Sozialismus aus der mächtigsten Landespartei zu einer Art Geheimsekte gemacht hat — Benito Mussolini, der abtrünnige Marxist, der Galvanisator des Königtums und der Kirche, geht mit einer knappen Länge durchs Ziel im Kampf um das rote Band des Kontinents und als Derjenige in die

Geschichte ein, der, den Bismarck über den Macchiavell stülpend, als Erster, um der Größe seines geliebten Vaterlandes willen, sich mit dem bolschewistischen Beelzebub verbrüdert hat. Die außenpolitischen Berge kreißten, um das innenpolitische Mäuslein eines vorzüglich redigierten Punkts auf dem fascistischen Wahlmanifest zu gebären. Wie außerfe sich doch bei solcher Gelegenheit ein ebenfalls nicht weniger realistisch als idealistisch veranlagter Landsmann des Herrn Mussolini ? Difficile est, satiram non scribere . . .

Die deutsch-dänische Frage von Friedrich Sieburg

Daß in Deutschland Niemand von der deutsch-dänischen Frage Notiz nimmt, schafft sie durchaus nicht aus der Welt. Und wenn die Oeffentlichkeit taktvoll darüber zu wichtigern Dingen, etwa zum Ergebnis des Sechstage-Rennens oder den Problemen der Filmstatisterie, hinweggeht, so ist das eben nur ein Zeichen dafür, daß es Niemand gewesen sein will, wenn einmal Unheil entsteht. Zur Unterrichtung der anderswie in Anspruch genommenen Politiker sei also noch einmal daran erinnert, daß im Landtag der preußische Ministerpräsident auf eine nationalistische Anfrage wegen des Grenzabkommens zwischen der deutschen und dänischen Sozialdemokratie allerlei unklare Antworten erteilte, die den Zweck hatten, es mit Keinem zu verderben. Um das Bild seiner Persönlichkeit abzurunden, fügte er noch seine moralische Ansicht über den Fall hinzu — die Niemand wissen wollte — und betonte, daß er die Regelung der Grenzfrage in Schleswig für ein großes Unrecht halte, daß sie uns aufgezwungen sei, und daß man sich damit nicht abfinden könnte, wenn man nicht eben müßte. Auch den taubsten Ohren klang durch diese gewundenen Sätze die Hoffnung auf eine bessere Zeit der Art etwa, wie sie der großen vorausging.

Nun sind unsre Minister aber nicht dazu da, moralische Ansichten zu äußern, sondern richtige. Daß sich beide nicht decken können und vorläufig auch nicht decken werden, ist ja in erster Linie dem Wirken von Brauns Sozialdemokraten zu danken, welche die Moral ihrer bürgerlichen Koalitionskollegen in jedem Falle schneller angenommen haben, als diese selbst zu hoffen gewagt hätten. Und die richtige Ansicht wäre ja wohl die gewesen, daß die Festsetzung der schleswigschen Grenze nach Wilsons Nationalitätenprinzip erfolgte, dessen Anwendung die deutschen Regierungen in den Novembertagen nicht nur forderten, sondern auch den Dänen durch den Mund von Solf und David — noch besonders zusicherten.

Wenn nun heute eine Partei diese Grenzfrage wieder aktuell macht und die Regierung nicht den Mut findet, diese Frage für endgültig erledigt zu erklären, so muß man für diese überflüssige Erschütterung eines mühsam gewahrten Gleichgewichts als mildestes Motiv vollständige Ahnungslosigkeit in Bezug auf die Tatsachen annehmen. Die vielen Drucksachen „streng geheim“, die damals bei den entsprechenden Debatten verteilt wurden, haben offenbar zur Aufklärung eines Tatbestandes nicht genügt, der sich in wenigen Worten klarlegen läßt.

Beim Zusammenbruch des Kaiserreiches forderte neben den Vertretern der andern fremdsprachlichen Minoritäten auch der damals deutsche Abgeordnete H. P. Hansen die Revision der Grenzen. Er forderte die Anwendung des Paragraphen 5 des Prager Friedens — der eine Volksabstimmung versprach, und den Bismarck nach dem Kriege von 64 kurzer Hand gestrichen hatte. Diese Revision wurde ihm unter feierlicher Anerkennung des Wilsonschen Nationalitätenprinzips von der deutschen Regierung versprochen. In den Vorverhandlungen zum Versailler Frieden nun forderte Frankreich die Dänen auf, ihre Forderungen zu stellen. Die Dänen bezeichneten zwei Zonen — die dritte wurde nur von privater, nationalistischer Seite genannt — , in der eine Abstimmung stattfinden sollte. Man weiß, daß die erste Zone ihnen ohne jede Einschränkung zufiel. Mit der Erlangung der zweiten hatten sie nie gerechnet. Unklar war die Lage eigentlich nur in dem Städtchen Tondern, das aber so von dänischen Gemeinden umzingelt, außerdem verkehrstechnisch so eng mit dem übrigen Nordschleswig verknüpft war, daß der Gedanke an eine Herauslösung dieses Gebiets absurd gewesen wäre. Außerdem ist es ungefähr doppelt so stark bevölkert wie das vollbesetzte Große Schauspielhaus. Die Dänen nahmen also nicht einmal ihre alte Grenze von 64 wieder ein, sondern sie erkannten an, daß der südlichste Streifen mit Flensburg durch die Okkupation von über fünfzig Jahren so verpreußt sei, daß eine Zurücknahme nur Schwierigkeiten machen würde.

So geräuschlos wie möglich wurde nun jenes kleine Gebiet, das unter preußischer Herrschaft wie eine Art Negerplantage behandelt worden war, dem Mutterlande wieder einverleibt, die kleinen deutschsprechenden Reste erhielten jede Freiheit in der Ausübung ihrer kulturellen Eigenart — die mit Ausnahme der Sprache nicht vorhanden ist — und stellten für den dänischen Reichstag einen deutschen Abgeordneten, den Pastor Schmidt, der dort seitdem ein friedliches und lautloses Dasein führt.

Schmerzloser, taktvoller und sachlicher ist kaum je eine Grenzfrage gelöst worden. Schließlich gibt es doch eine Logik. Wenn man die polnische und die norditalienische Grenze anfechten will — wozu die Möglichkeit vorliegt — , so muß man wohl die Festsetzung der dänischen Grenze als ein Meisterstück der Bewährung internationaler Gerechtigkeit preisen. Man sieht also: Herr Braun hat sich in seinem sentimentalen Protest gegen den Versailler Vertrag grade einen von dessen wenigen Punkten herausgesucht, die dem Anschein von Gerechtigkeitsgefühl Recht geben. Kein Mensch wird behaupten, daß dieser Vertrag ein moralisches Dokument sei; aber dieser Punkt ist gerecht und klingt gradezu wie eine verschollene Melodie des alten, ehrlichen Wilson. Wenn der Ministerpräsident zu seiner Entschuldigung anführen läßt, daß er eben im Sinne der Koalition gesprochen habe, der er angehöre, so bleibt auffallend, daß noch nie ein rechtsstehendes Koalitionsmitglied auf die subtilen Regungen seiner sozialistischen Kollegen Rücksicht genommen hat. Diesen allein scheint vorbehalten, von ihrer Ueberzeugung so lange die besten Stücke nach rechts abzugeben, bis nichts mehr da ist.

Wenn also Herr Braun als schlechter Sozialist gehandelt hat, so darf er daraus nicht den volkstümlichen Schluß ziehen, als guter Patriot gehandelt zu haben. Denn seine Aeußerungen, die er zum mindesten in der Hoffnung, mißverstanden zu werden und dadurch in allen Fällen die Seele zu retten, getan hat, haben in Skandinavien, vornehmlich in Dänemark, ein Aufsehen gemacht, das peinlich ist. Poincarés ganzer Phrasenschatz ist mit einem Mal in den sonst so loyalen dänischen Blättern aufgetaucht. Dänemark hat nun einmal kein größeres außenpolitisches Problem als Nordschleswig, und wir brauchen nicht für ein Verdienst zu halten, daß wir größere haben, zumal wir sie sicherlich schlechter lösen werden. Ich erachte die Dänen, mit uns verglichen, zwar für die Inhaber besserer Manieren und eines reinern demokratischen Gefühls, aber keineswegs für höherstehend oder gar fleckenlos. Trotzdem ist bedauerlich, daß die geringen Sympathien, die wir hier genießen, nun vollständig zu verschwinden im Begriff sind. Vielleicht sogar gefährlich. Denn die neutralen Länder haben ja doch seit dem Kriege — ob mit Recht oder Unrecht — die Position der Gerechtigkeit inne, und es ist heute wahrscheinlich gefährlicher, in, sagen wir, in Holland einzurücken als in Rußland. Die französische Propaganda hat hier einen enormen Umfang angenommen und arbeitet mit Methoden, die zwar lächerlich, aber wirksam sind. Aus Kochkunstausstellungen können heilige Allianzen entstehen, während aus preußischen Ministerreden nur Verschließungen von Märkten entstehen können. Unsre Propaganda besteht darin, daß den dänischen Minoritäten ihre harmlosen Zeitungen zugesperrt werden, und daß sie in Schulangelegenheiten auf eine Weise schikaniert werden, die lohnend macht, sich den dort amtierenden Landrat einmal näher anzusehen.

Herr Braun würde erstaunt sein, wenn er einmal an Ort und Stelle die Stimmung auf sich wirken ließe, die er mit seiner treuherzigen Aeußerung hervorgerufen hat. Der Genuß des Mißverhältnisses zwischen seiner kleinen Bemerkung und deren großer Wirkung würde ihn in schmeichelhafter Weise an Wilhelms Marginalien zu den Akten des Auswärtigen Amts erinnern. Nicht daß hier ein Konsistorialrat oder ein General bei dieser Gelegenheit gegen die Unterstützung deutscher Kinder protestierte — dieses Symptom politischer Gehirnerweichung würde auch in Deutschland in Ehren bestehen, und außerdem ist das Geschäft des Priesters die christliche Nächstenliebe — : aber daß selbst schwedische Zeitungen den dänischen in ihren Angriffen gegen Deutschland aufs schärfste sekundieren; daß die skandinavische Presse mit einem Stimmenaufwand, den Sensationslust und Wichtigmacherei noch erhöhen, auf Deutschland als den Verächter internationaler Verträge hinweist; daß die gesamte Oeffentlichkeit, wie die Jungfrau, die den Einbrecher unter dem Bett findet, „Na endlich!“ ruft; daß man sich schaudernd ausmalt, was Deutschland erst tun wird, wenn es einmal wieder zu Kräften gekommen — das sind die ersten Folgen von Brauns sozialistischer Selbstverleugnung. Und es ist für Deutschland kein Spaß, in die Mördergrube zu geraten, die der Minister aus seinem Herzen gemacht hat.

Fahrt durch Frankreich von Anette Kolb

> La patrie c'est la terre, c'est l'Univers, ce sont les étoiles,
> c'est l'air, c'est la pensée elle-même. *Flaubert*

I.

Ich habe aus der Vogelperspektive keine schönere Stadt gesehen als Marseille. Die sehr nennenswerte Kälte und ein strömender Regen beeinträchtigten den Eindruck nicht. Freilich, das Meer war tonlos bis in alle Fernen. Doch umso berückender leuchteten inmitten des Dunstes die zarten Rötungen der Dächer und die schmalen Fronten der Häuser. Eines stand ganz allein für sich in seiner Feinheit, von einem rührenden Garten umzogen, der ein flaches Viereck bildete. Sonst nirgends ein grüner Fleck. Aber durch geheimnisvolle Vorgänge der Sonne und der Luft war hier im Laufe der Zeiten ein Werk von Menschenhänden selber zur Natur geworden. Diese Dächer, diese Steine überboten die Natur.

Als wir zu Tale fuhren, dem alten Hafen zu, blieben wir in dessen handbreiten Gassen natürlich hängen. Es dunkelte. Schon brannten die Lichter überall. Ich sprang aus dem Wagen hinter einem grauen Kater her und erhaschte ihn. Doch ich war der französischen Katzensprache nicht mehr mächtig, und er riß mir aus. Trotz des Regens setzte ich mich zum Chauffeur. Wir blieben lange festgefahren. Ein wunderhübsches junges Mädchen schlug im Vorübergehen leise auf seine Hand, sah sich dann um und lächelte. Auf der andern Seite schwang sich ein kleiner Junge herauf, starrte mich an und wartete, daß ich lachte über seinen Spaß. Dann erst sprang er wieder ab. Diese schwarzäugigen, grauäugigen Gesichter unter dem nächtlichen Haar waren alle auf der Lauer. Auf ein Lächeln, ein lustiges Wort des Nächsten lauerten diese dunkeln und verspielten Gesichter. Im Restaurant, in dem wir aßen, servierte nicht, es zelebrierte der Kellner.

Ich fuhr am nächsten Morgen wieder auf den Berg, um die Stadt noch einmal von der Höhe aus zu sehen. Aber die Dächer lagen wie entkräftet im Sonnenlicht. Dafür schlug das Meer tiefblaue Pulse zu ihm auf. In den Gassen des alten Hafens baumelten bis zu den obersten Mansarden hinauf farbenfrohe Kleider über einander, und wehten bunte Schürzen hin und her.

Fasse dich, Leser — Geduld. Ich komme bald zu dem, was ich sagen will. Sieh, schon verlasse ich Marseille.

Paris— Lyon— Méditerrannée hieß mein Zug. Im Mittagglanze dampfte er los.

Wie viel Inspiration niedrigen Bergen innewohnen kann, ahnte ich nicht, bevor das weiße, lebhafte Arles vor mir aufblitzte, bevor ich die niedrigen Berge um Arles, ja die einfachen Terrainwellen der schaukelnden Erde um Tarascon, die unaufdringliche und wunderbare Schönheit der Provence gewahrte.

Freunde, eure Hände. Wie oft schwur ich mir, keine Betrachtungen mehr über Frankreich anzustellen. Denn es ist mir

nicht gegeben, sie anders als auf Deutschland zu beziehen. Aber heute ist man verwachsen mit seinem Kreuz. Und die Unkenntnis wahrzunehmen, die ein Stockwerk um das andre dem Turm Babel anreiht, zwingt uns immer wieder, unsre nie vernommenen Stimmen zu erheben.

II.

Nicht wie eine Dichterin, wie eine Schwerkapitalistin, in einem Coupé I. Klasse durchfuhr ich Frankreich der ganzen Länge nach. So etwas will ausgekostet werden. Allein ich war noch zu krank. Und welche Not, Arles mit seinen ekstatischen kleinen Bergen vor sich zu sehen, ohne auszusteigen. Denn die mir zuerteilte Jungfer kam aus ihrem Abteil hervor und parlamentierte so eindringlich dagegen, daß ich im Zuge blieb. Aber in Avignon sprang ich doch heraus und ließ meine Suite vorausreisen.

Ich fuhr — denn sobald ich zu Fuße ging, neigten sich die Häuser höflich vornüber, und der Boden beschrieb unsichere Kurven — ich fuhr also die lange Straße, die zum Palast der Päpste führt. Er war geschlossen. Was blieb mir da, als die Zeit mit einer Rundfahrt auszufüllen in dieser gewesenen Stadt mit ihrem Vorgeschmack des Nordens, ihrer herbstlichen Sonne, ihrer kältern Luft und ihrer Schwermut! Wie eine Orgel mit vollgezogenen Registern nach allen Richtungen braust, so erfüllte der Palast der Päpste überallhin den Raum. Als ich mit dem nächsten Zuge weiterfuhr, glühte er feenhaft im Abendschein noch einmal auf, in seiner Weitläufigkeit wie zum Tanze geschlossen gebot er über die Rhone, die breiten Laufes sich dem Meer entgegenwand. Der Gang, von dem aus ich zu ihm hinüberschaute, war leer. Auch kein Schaffner zeigte sich, und die Bangigkeit des Abends umspann mich ganz. Mein einziger Reisegefährte war ein Herr, der sehr viel Zeitungen mit sich führte. Aber die Dämmerung kam schnell, das Licht war zu trübe, um dabei zu lesen, und so gerieten wir in ein Gespräch. Langsam und beschaulich war manch ein Wort gefallen, als in Valence eine fremdsprachige Familie mit starken Nüstern hereinbrach. Ein ungebärdiges, der hintersten kleinen Entente entstammendes Französisch um sich werfend, zog sie gleich darauf wieder ab, größere Ausbreitungsmöglichkeiten zu suchen.

Dieser Tag, bisher so stumm verbracht, hatte mich in seine Falten eingeschlagen, bis ich, voll eines sanften Uebermutes, heimisch in ihm wurde, geborgen und betäubt. Nun war er zu Ende. Es war Nacht. Der Fluß zog im Dunkeln hart an uns vorbei. Das Rauschen des Zuges glich einem Monolog, wir aber waren eines Sinnes. Mit sepulchraler Melancholie und als Landsleute unterhielten wir uns über Frankreich. Beide, weit zurückgelehnt, sahen wir einander nicht. Ich sehnte Lyon herbei, denn eine grauenvolle Erschöpfung kam jetzt zu ihrem Recht. Der Wagen schien mir hin und her gestoßen wie ein Schiff, das im Sturm auf Grund gerät. Wir sprachen von der Notwendigkeit, sich zu vertragen, und daß wir Alle nur eine einzige Aufgabe hätten: einen neuen Krieg zu verhindern. Alles Andre sei unwichtig. Wann aber kam Lyon? Wenn ich bewußtlos wurde, bevor wir

es erreichten, was dann? Als Erstes würde man suchen, mich zu identifizieren. Gleich zu oberst in meinem Täschchen aber lag mein Paß. So so; ei ei. Da sieht mans wieder! Ich rieb mir die Schläfen mit kölnischem Wasser, saß jetzt mit gefalteten Händen und schwieg. Wann kam Lyon? Hinter meiner Lehne verschanzt, sprach ich mir Mut zu. Endlich gab ich es auf und bat ihn, das Fenster zu öffnen. Nebel und Kälte strömten herein. Nous voilà, sagte er und kramte seine Zeitungen zusammen. Wir waren in Lyon.

III

Auch in England, daß ich es nur gestehe, habe ich mich vor dem Kriege manchmal heimisch gefühlt. Wer jedoch die Geschichte dieses Kontinentes mit starker Anteilnahme verfolgt, der konnte kein Herz fassen zu England. Auch durchschauten die Besten dort wohl und wiesen die Heuchelei eines Axioms zurück, das sich als eine „Parteinahme des Schwächern“ formulierte, in Wirklichkeit aber nur den Hader auf diesem Erdteil zu perpetuieren beabsichtigte. Der falsche Bruder hatte vor dem rabiaten Gegner ohne weiteres den Vorzug für die leichtgläubigen Deutschen. Der Politik Frankreichs zuzusehen, ist ja ein Albdruck für sich, aber Englands Rolle vor MacDonald war viel finsterer. Die Besten dort erkannten wohl, daß es sich in seiner Rechenkunst überschlug, denn der Rest wäre zu trübe gewesen, um darin fischen zu können; sodaß letzten Endes es nicht mehr in Englands eigenstem Interesse lag, seinen säkularen, aber nicht ehrwürdigen Kurs in Europa beizubehalten. Die Besten dort wußten es wohl.

IV.

Der Schnellzug nach Straßburg verließ Lyon frühmorgens. Auf dem andern Geleise lief einer, auf den ich hätte verzichten müssen, um die gleiche Stunde nach Paris. Lyon trug sich in Nebeln, vielfach noch in Lichtern. Es gab viele Reisende, und bei mir zog gleich eine ganze Gesellschaft ein: zwei ältere Herren, der eine sehr schön gewesen, der andre sehr lustig geblieben, ein Herr von vierzig Jahren und eine noch wunderhübsche Dame, mit einem schon siebzehnjährigen Söhnchen, das in einem großen weiten Eisbärpelz schier zerging. Sie waren guter Dinge, und kurzweilig kündete sich meine Fahrt. Der lustig Gebliebene lachte über eine Komödie aus der ‚Illustration‘, und die Weise, mit welcher der schöne Nestor der Dame aus ihrer Jacke half, sprach Bände für seine Vergangenheit. Als sie das erste Mittagessen wählten, wählte ich auch das erste Mittagessen, und im Speisewagen behielt ich sie erst recht im Auge. Die Dame trug eine Bluse aus weißer Chinaseide zu einem grauen Rock. Ihre schlanken Füße in den hellen Strümpfen und den offenen Schuhen hatten eine feste Art, aufzutreten. Munter speiste sie, trank munter Wein, derweil sie munter sprach; und blieb zart und blaß dabei wie eine Narzisse. Das Reizendste vielleicht war doch ihr Mund, der, ein bißchen schief gezogen, ein bißchen schmerzlich, eben diese Schmerzlichkeit jener leisen Verzogenheit verdankte.

Es war ein schwärmerischer, bitterer, glückseliger Mund, man wußte nicht recht, wie er sich zu ihrem lebhaften und sichern Wesen verhielt. Aber sie war sich bewußt, glücklich zu sein.

Vor den breiten Scheiben floh eine Landschaft dahin, die mich nicht fesselte. Hin und wieder Hügel von Schnee gestreift: der Winter, mir von jeher verhaßt, der von der Erde Besitz ergriff, und ein toter, mißgelaunter Himmel. Lieber sah ich zu jenem Tische hin. Als sie dort Kaffee nahmen, nahm ich auch Kaffee, denn ich wollte erst aufbrechen, wann sie aufbrächen. Mein Eckplatz befand sich an der Seite des Ganges. Dort pflanzten sie sich bei ihrer Rückkehr auf; sie setzten sich nicht gleich herein, aber sie blieben bei mir, und ich hörte Alles, was sie sagten. In aufgeregtester Debatte standen sie beisammen: denn das Essen hatte nichts getaugt. Dieses Fricandeau, was das wohl hatte bedeuten sollen? Gab es Worte für so unzulängliche Kartoffeln und eine so nichtssagende Omelette? Cependant les petits pois, sagte der Mann von vierzig Jahren . . . Les petits pois etaient bons, sagte die hochstielige Narzisse. C'était ma foi d'excellents petits pois, sagte Nestor. Ils étaient même étonnants, sagte mit großem Ernst der lustig Gebliebene. Das Söhnchen hatte im Speisewagen sein Cigarettenetui vergessen, kam jetzt herzu und sagte lebhaft: Il n'y avait que les petits pois de bon. Und nun wurde noch eine ganze Weile intensiv wie in den Wandelgängen der Kammer über die, wie mir dabei kund wurde, keineswegs leichte Kunst der Erbsenzubereitung verhandelt. Von den Erbsen kam man auf die Wicken, von den Wicken auf die Gewinnung des Lavendels. Der echte ist sehr schwer vom wilden zu unterscheiden. Nestor, müde vom Stehen, nahm als Erster wieder Platz. Er fragte mich, ob mich der Rauch nicht störe, und mein „oh non“, die einzigen Worte, die ich an diesem Tage sprach, wollte sagen: Kommt Alle herein, setzt euch. Ich bin entzückt.

V.

Das Geheimnis der Franzosen — was ist es, wenn nicht, daß sie bei so starker Animalität so wenig materiell sind. Hier ist der Schlüssel zu ihrem Wesen wie zu ihrer Kunst. Es ist der Augenblick, der, wenn auch nicht verweilen, sich voll auslösen darf, weil er nie vorgreift, auch wo er überfließt, und weil sein Rhythmus sich genügt. Unüberlegtes Volk, tragisch in seiner Kindlichkeit. Wem würde einfallen, die Deutschen Kinder zu nennen? Frankreich mit seinem rar gewordenen Blut ist unser Wein. Sein Leben ist der Welt notwendig. Deutschlands geistige Existenz ist eine Großmacht geblieben, intangibel und der Welt notwendig. Es wäre Aller Brot, wenn es doch endlich die Dinge treiben ließe. Sein Weizen wär' es, der dann blühen würde. Ich kann freilich nicht verlangen, daß ein Militarist von dem, was hier gemeint ist, auch nur ein Wort versteht. Denn Militaristen sind Geschöpfe ohne Hirn, an sich also nur grotesk. Allein solche Wesen ohne Kopf durften sich zu Herren der Welt erheben und streben vollen Ernstes, es noch einmal zu werden. Auf die Weise zwingen sie denkende Kreaturen, im Harnisch zu bleiben und weiterhin zu buchstabieren.

XXXII. Wirtschaftsmittler

2.

Louis Hagen

Louis Hagen ist, im Gegensatz zu Eugen Landau, der typische Großaktionär und Vertreter von Großaktionärinteressen.
Die Gesellschaften, deren Aufsichtsratsvorsitzender er ist — besonders die großen Fabriken des Pulver- und Sprengstoff-Konzerns (Köln-Rottweil), die sich nach dem Kriege auf zivilere Produktionszweige umstellen mußten, gingen allen andern voran im Punkte der undurchsichtigen Bilanzierung, der mangelhaften Publizität, der dunkeln Transaktionen. Und dieser Dunkelheitsgürtel, der ihr Inneres den profanen Aktionärsblicken versperrte, war allzeit ein dicker Wall, hinter dem die „eingeweihten" Groß- und Aufsichtsratsaktionäre ihre frühere und bessere Kenntnis der innern Vorgänge zu vorteilhaften Spekulationen ausnutzen konnten. Louis Hagen ist Aufsichtsratsvorsitzender in 13 Gesellschaften, stellvertretender Vorsitzender in 11 andern Gesellschaften und dazu gewöhnliches Aufsichtsratsmitglied in 39 Aktienunternehmungen. Mit 63 Mandaten, die der Vielgeschäftige im Ganzen auf sein Haupt vereinigt, hält er noch immer den Rekord unter den deutschen „Großaufsichtsräten". Er gehört also zu den „eingeweihtesten" Persönlichkeiten der deutschen Wirtschaft, denn auch dort, wo er nicht zu den maßgebenden Persönlichkeiten einer Gesellschaft rechnet, ist er nicht nur Dekarationsfigur und Staffage, sondern überall versteht er mindestens, zu hören und zu sehen. Dabei finden sich für einen anschlägigen Kopf wie ihn reiche Gelegenheiten, um sein Wissen auszunutzen, sei es in guten Börsengeschäften — Louis Hagen gehörte besonders in frühern Jahren zu den tonangebenden Protagonisten der Börse, deren Spuren das gemeine Kriegsvolk der Nachläufer blindlings folgte — , sei es durch geschickte Fusionsvermittelungen, die er in reicher Zahl zu Wege brachte. So hat er die Disconto-Gesellschaft mit dem A. Schaaffhausenschen Bankverein, die Nordstern-Zechen mit dem Phönix verheiratet, und die Verbindung des Felten-Guillaume-Lahmeyer-Konzerns mit der A.E.G. ist gleichfalls nicht ohne die Mithilfe dieses großkapitalistischen Heiratsvermittlers entstanden. Ueberall wurde er zum Dank in den Aufsichtsrat gewählt, und so kam zu dem einmaligen stattlichen Vermittlergewinn jedesmal noch eine einträgliche Dauerrente. Einmal wäre Herrn Hagen allerdings ein derartiger Vermittlungsversuch beinah übel bekommen. Als er die Orenstein & Koppel-Gesellschaft in nähere Beziehungen zum Konzern des Herrn Otto Wolff bringen wollte, überlegte es sich der alte durchtriebene Kommerzienrat Orenstein kurz vor Toresschluß anders, nachdem er gemerkt hatte, daß ihm bei dieser Sache ein erheblicher Teil seiner ängstlich gehüteten Selbständigkeit und seiner Orenstein-Aktien aus der Hand gespielt werden sollte. Er schlug Lärm, flüchtete in

die Oeffentlichkeit, und Herr Hagen wäre fast sein Aufsichtsratsmandat bei Orenstein & Koppel unter höchst unerfreulichen Umständen losgeworden. Schließlich, nach ausgiebiger Schlägerei, vertrug man sich aber wieder, wenigstens äußerlich. Innerlich hat Aufsichtsratsgemeinschaft ja mit Seelengemeinschaft nicht immer etwas zu tun.

Louis Hagen, der Inhaber des Bankhauses A. Levy in Köln, führte ursprünglich, bevor er zum Katholizismus übertrat, den Namen dieses nicht wie sein Inhaber getauften und umgetauften Bankhauses. (Sein Bruder Carl Hagen in Berlin, der Inhaber der Firma Wiener, Levy & Co., schlug sich mit dem großen Louis gleichfalls auf den dunkeln Flügel der Nibelungenschaft.) Auch Louis Hagen hat, ebenso wie Eugen Landau, viel für die Kirche getan, aber nicht für die jüdische, sondern für die katholische, wofür ihn der Papst durch den Erzbischof von Köln mit dem „Großkomthur des Silvesterordens“ auszeichnen ließ. Der große weltliche Einfluß Louis Hagens im heiligen Köln findet seinen Ausdruck in dem Präsidium der Kölner Handelskammer, das er seit einer Reihe von Jahren innehat, und in das er vor kurzem — trotz gewissen Anfeindungen wegen angeblich nicht ganz einwandfreier Nibelungentreue — einstimmig wiedergewählt wurde. Man verabscheut in den kölner Großwirtschaftskreisen natürlich jeden Separatismus, besonders den von unten her; aber die Geschäfte verlangen eine nüchterne, realpolitische Einstellung auch gegenüber den patriotischen Tendenzen, die mehr für Ansprachen und Adressen da sind. Darum ist Louis Hagen für die kölner Kaufmannschaft der richtige Mann, denn er ist Realpolitiker und geht nur ganz selten weiter, als zu gehen im jeweiligen Augenblick klug und vorteilhaft ist. Einmal allerdings erregte er den Zorn der Regierenden in Berlin, als er auf eine devisenpolitische Verordnung des Reichskabinetts Cuno — ich glaube, es war diejenige, die den freien Devisenverkehr verbot — mit einem scharfen Handelskammer-Telegramm reagierte, worin mit dürren Worten gesagt war, daß das Rheinland sich dieser Verordnung nicht fügen könne und fügen werde. Als daraufhin die berliner Regierung aufbegehrte, korrigierte er sich dahin, daß das Rheinland die Verordnung „natürlich respektieren“ werde, obgleich sie im Rheinland ohne schwere Beeinträchtigung der Lebensinteressen nicht durchführbar sei. Die Verordnung wurde dann tatsächlich im Rheinland nicht respektiert, aber die Kölner Handelskammer sprach auch diesmal ihrem Präsidenten das Vertrauen aus.

Während des Ruhrkriegs erregten die großen Devisenkaufaufträge, die das Bankhaus A. Levy an dem amtlichen berliner Devisenmarkt — und wahrscheinlich auch an den nichtamtlichen — legte, ein paar Mal unliebsames Aufsehen, und einmal raffte sich sogar die Reichsbank dazu auf, einen besonders großen Auftrag dieser Art zu sistieren. Louis Hagen aber kam, wie stets in solchen Fällen, voll heiliger kölner Entrüstung nach Berlin gereist, gab als Führer einer rheinischen Deputation der Reichsregierung Versicherungen seiner unbedingten Reichstreue (vergleiche Das, was oben über Adressen und Ansprachen gesagt ist!)

und brachte Beweise dafür bei, daß die von ihm angemeldeten Aufträge durchaus legale Hintergründe hatten. Was ließ sich auch dagegen machen, daß bei der so bedeutenden Firma A. Levy die größten Devisenaufträge der Industrie zusammenliefen? Nichts ließ sich dagegen machen, und die tapsige Reichsbank mußte sich schließlich bei dem gekränkten, aber geschickten Louis in aller Form entschuldigen.

Nach der Liquidation des Ruhr-Unternehmens führte Louis Hagen die Bewegung, die für die Schaffung einer Rheinischen Goldnotenbank unter französisch-belgischer Auslandsbeteiligung agitierte. Hagen und seine Nibelungengenossen waren an sich zweifellos zum währungspolitischen Separatismus entschlossen, wobei sie wirksam auf die Tatsache verweisen konnten, daß die Franzosen sich der Einführung der Rentenmark in das besetzte Gebiet widersetzten und Rheinland-Westfalen auf diese Weise ohne wertbeständiges Geld war. Nicht nur an den Bedingungen, die die deutsche Reichsregierung stellte, und die nach der Richtung gingen, daß die rheinische Währungsautonomie eine Autonomie innerhalb der deutschen Währungshoheit sein mußte, ist der Plan gescheitert, sondern auch daran, daß die Rhein-Ruhr-Wirtschaft, wie sich bald herausstellte, ihrer auf das Reich angewiesenen Absatzinteressen wegen keine selbständige Währung vertrug, die gegenüber dem unbesetzten Deutschland wie eine ausländische Devise wirkte. Und als dann der französische Franc, auf den ja schließlich die rheinische Goldwährung gestützt werden mußte, seinen sensationellen Absturz erlebte (während die deutsche Rentenmark stabil blieb), erfuhr die Situation eine Aenderung, die auch den Währungsmacher Hagen etwas nachdenklich gestimmt haben dürfte. Denn er hat der Reichsregierung die Mitteilung gemacht, daß er infolge der großen Schwierigkeiten für die rheinische Goldnotenbank und der günstigen Aussichten für die baldige Errichtung einer allgemeindeutschen Goldnotenbank von seinen Plänen Abstand nehme. In Wirklichkeit haben sie von ihm Abstand genommen.

Meine Erfahrungen mit Verlegern und Redakteuren von Julius Levin

Herr Herbert Eulenberg hat mit seinem Angriff gegen seine Verleger vier von ihnen zu Antworten veranlaßt. Das ist ein Resultat, wie man zu sagen pflegt, obwohl es scheint, als ob er in seinen Behauptungen nicht ganz exakt gewesen sei. Die Angelegenheit, zu der Herr Eulenberg das Wort genommen hat, erscheint mir so wichtig, daß ich mir gestattete, Ihnen, lieber Herr Jacobsohn, die Veranstaltung einer Rundfrage nahezulegen. Sie haben meine Bitte abgeschlagen mit der Begründung, die Sache würde uferlos werden. Ich würde Ihre Befürchtung teilen, wenn an die Rundfrage: Welche Erfahrungen haben Sie mit Verlegern und Redakteuren gemacht? sich etwa die schlösse, auf welche Weise die Mißbräuche im Verkehr zwischen Schriftstellern einer- und Verlegern und Redakteuren andrerseits beseitigt werden könnten. Nur diese letzte würde ins Uferlose führen. Zwischen dem Rat, alle Verleger und Redakteure totzuschlagen, und

dem, alle Schriftsteller, sofort nach Ergreifung der Feder, zu Rentiers und so von ihren Verlegern und Redakteuren unabhängig zu machen, würden sich in den Antworten alle Abstufungen finden.

Wenn ich Ihrer freundlichen Aufforderung, mich für mein Teil jedenfalls zu der Angelegenheit zu äußern, nachkomme, lieber Herr Jacobsohn, halte ich mich streng an die erste und einzige Frage. Ich werde nicht einmal so weit abschweifen, feststellen zu wollen, auf welche Ursachen oder Beweggründe die Dinge, von denen ich berichte, zurückzuführen sind. Darauf eingehen hieße schon: den versteckten Versuch zur Angabe von Abhilfsmitteln machen und einen Riß in das Ufer zu legen, das ein Uebertreten vom Berichten zum Diskutieren verhindern soll.

Da ich angestellter Journalist war und nachher freier Schriftsteller geworden bin, habe ich doppelte Erfahrungen, ja, sogar dreifache, da ich ja doch, wenigstens zeitweise, noch als freier Journalist tätig bin.

Als angestellter Journalist habe ich achtzehn Jahre demselben Blatte treu gedient. Ich brauche es Ihnen, lieber Herr Jacobsohn, nicht zu nennen; Sie kennen mich ja grade infolge meiner pariser Tätigkeit für jenes Organ. Es hat mich auf die Straße gesetzt, mir, nachdem ich achtzehn Jahre, davon vierzehn im Auslande, fast ausschließlich ihm meine Kräfte gewidmet hatte, aufgegeben, mir in Deutschland, zu dem ich fast alle Beziehungen verloren hatte, eine neue Lebensmöglichkeit zu schaffen. Das Blatt, das sonst für human galt, hat niemals versucht, sein Unrecht gutzumachen. Andre Blätter, denen ich dann und wann empfohlen wurde — wie gering die Zahl derjenigen ist, für welche ein jüdisches Redaktionsmitglied überhaupt in Betracht kommt, brauche ich nicht zu betonen — , haben mich teils nicht beachtet, teils abgewiesen; bei einem bestand, wie mir ein Redakteur sagte, eine „Idiosynkrasie“ gegen mich. Während der Kriegszeit nahm diese Zeitung doch dann und wann einen Aufsatz von mir, honorierte ihn auch, brachte ihn aber fast nie. Angeblich wurde der Letternsatz, auf Anordnung des Herrn Verlagsdirektors, anderweitig verwendet. Den mit Tageszeitungen gemachten Erfahrungen entsprechen die mit Zeitschriften gemachten ganz und gar. Sie sind im wesentlichen entmutigend. Da ich ein bescheidener Mann bin, messe ich mir die Schuld daran bei. Da es mir aber an Selbstbewußtsein nicht fehlt, kann ich mir keinen rechten Begriff vom Wert einer Publizistik machen, die Köpfe wie mich fast geflissentlich ausschließt. Es geht ja aber auch so fabelhaft glänzend; auf allen Gebieten.

Als Schriftsteller habe ich für sechs Erzählungen vier Verleger nötig gehabt.

Ehe ich meinen ersten Roman veröffentlichte, tröstete mich der Verleger, der ihn angenommen hatte, mit den Worten: „Sie haben zwar viele Sorgen — aber warten Sie nur ab, bis ich Ihren Roman bringe und Sie zum berühmten Manne mache!“ (Wörtlich!) Er druckte dann tausend Exemplare, die schnell verkauft wurden, brachte aber das Buch nur in einer verkürzten Ausgabe wieder. Trotz diesem Erfolg ließ er mich in der unverantwortlichsten Weise mit drei Erzählungen hängen, ohne sie anzunehmen oder abzulehnen, und da ich drängte, hieß er mich brutalerweise (er kannte mich damals seit sechsundzwanzig Jahren!) warten oder mir (in der Kriegsmitte!) einen andern Verleger suchen. Erst vier Jahre nach meinem ersten Roman

brachte er meinen zweiten. Die Erzählungen, deren Erscheinen er durch seine doppelt verdammenswerte Handlungsweise verzögert hatte, sind in einem andern Verlag erschienen. Dieser hat mich mit einem Roman an einen dritten gehen lassen, an den ich mit weitern umfangreichern Arbeiten gebunden bin. Ein vierter hat eine Erzählung von mir gedruckt, für deren Erscheinenlassen der zweite, wie für den Roman, nicht den nötigen Mut aufbrachte.

Fasse ich als Schriftsteller alle Erfahrungen zusammen, so sind sie nur in einem Falle wahrhaft erschrecklich. Doppelt erschrecklich, weil sie gemacht sind mit einem Manne von notorisch großem Reichtum, zugleich einem Manne, der sich seit mehr als zwanzig Jahren als Freund zu gelten krampfhaft bermüht hatte. Sein Verlag hat sich, wie ich selbst feststellen konnte, zum Kirchhof für junge Talente ausgebildet und wird von nicht ausgesprochenen „Kanonen" fluchtartig verlassen. Zwei berühmte Schriftsteller, die noch den Ausgang gefunden haben, ehe sie zum Hungertode verurteilt waren, könnte ich sofort nennen. Die Zahl der sich für berühmt haltenden — ich gehöre nicht zu ihnen — , die sich aber auch dazu entschlossen haben, dem Moloch des berühmten (Verleger-) Namens kein Opfer mehr zu bringen, ist Legion. Amüsanterweise ist dieser Verleger stets getäuscht worden, wenn er einmal sich zu Opfern für junge Talente entschloß.

Von den andern Verlegern ist wenig zu sagen, außer daß sie an gewissen menschlichen und beruflichen Unzulänglichkeiten leiden, Mangel an Ausdauer vor allem, aber nicht mehr als Vertreter andrer Berufe, wie ich glaube.

Eines direkten materiellen Betruges, wie er vorläge, falls Herr Eulenberg Recht behielte, würde ich keinen meiner Verleger für fähig halten. Daß die Verleger ihr Wort manchmal nicht halten, haben sie mit andern Menschen gemein. Sache der Schriftsteller ist es, ihre Interessen zu wahren und — auch selbst ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Daß dies nicht immer der Fall ist, weiß ich ebenfalls aus Erfahrungen mit Verlegern, die mir nachweisen konnten, von ihren Autoren im Stiche gelassen zu sein. Daß Verleger ihren Autoren Opfer bringen, mag vorkommen. Mir hat noch keiner eins gebracht, aber mehr als einer hat sich hinter Zweideutigkeiten zurückgezogen, wenn er ein Risiko für mich hätte tragen sollen. Die Herren waren eben wie andre Menschen auch. Daß gewisse Praktiken bestanden, die, wie, zum Beispiel, die Zugrundelegung des (gar nicht existierenden) „broschierten Exemplars" bei der Prozentberechnung, nur den einen Zweck hatten, den Autor um einen Teil seiner berechtigten Ansprüche zu betrügen, wurde mir von einem ehemaligen offenherzigen Verleger zugegeben. Da ich das nun weiß, werde ich Verträge, die vom „broschierten Exemplar" auch nur andeutungsweise sprechen, nicht mehr unterzeichnen. Das „broschierte Exemplar" ist denn auch eins der Dinge, die der Schutzverband Deutscher Schriftsteller durch seinen nicht genug zu lobenden Geschäftsführer, Arthur Eloesser, aufs heftigste bekämpft. Da aber ein Betrug, der sich zum Brauch umgewandelt hat, kein wahrer Betrug ist, will ich von dem nun für ewig eingesargten „broschierten Exemplar" (dessen Zusendung die Kritiker sich ausdrücklich verbitten sollten!) kein Aufhebens machen.

Sie werden mir zugeben, lieber Herr Jacobsohn, daß ich jede Diskussion vermieden habe.

Snob und Antisnob von Adolf Behne

George Grosz

Ein wohlgelungener Abend. George Grosz, triefend noch vom Blute des graphisch hingerichteten Bürgers, erzählt launig seinen Schlachtopfern und Modellen von seinem Werdegang, von seinen innern Wandlungen, kurz: von seiner Seele, die er offiziell — Ehrensache! — strikte und witzig leugnet. Aber hier, bei den ‚Freunden zeitgenössischer Kunst‘ ist er inoffiziell; er zeigt, daß er mit dem verhaßten Feinde, dem er im Atelier die spitze Feder durch den dicken Leib rennt, auch jovial zu verkehren weiß, und das den besten Ständen zugehörige Publikum ist künstlerisch fein empfindend genug, um frohen Beifall zu klatschen, wenn der allbeliebte Künstler seiner festen Ueberzeugung vom Siege der Arbeiterklasse leidenschaftlichen Ausdruck gibt. Man verbeugt sich vor einander — ein reichlich verbogener Abend. Aber die Stellung des Komplimentierens ist für die Betrachtung von Bildern nicht die günstigste. Man sieht besser, wenn man aufrecht steht . . . und sieht dann vielleicht bei George Grosz eine leichte Diskrepanz zwischen dem faktisch Vorhandenen und dem Riesenruhm der Inserate, der Zeitschriften-Hymnen, der um die Wette einem Arrivierten herzlich zujauchzenden Kritiken, deren unüberbietbare Höhe kühn Paul Ferdinand Schmidt erklimmt: „. . . der bedeutendste Zeichner nicht nur Deutschlands, sondern Europas!“ Vielleicht auch aller Zeiten? Nur nicht zu spät kommen mit der Posaune! Und Willi Wolfradt: „Seit die Welt steht, hat es solche Hiebe nicht gesetzt.“ Daumier starb offenbar schon vor Beginn der Wolfradtschen Zeitrechnung. Und die von diesen Hieben Betroffenen? Sie kaufen, sie sammeln, sie zahlen, sie suchen diese unmenschlichen Hiebe und können in Luxusdrucken und Vorzugsausgaben nicht genug von ihnen bekommen. Sie heften Orden neben Orden, die höchsten Auszeichnungen ihrer Machtstellung an die Brust dieses prachtvollen George Grosz . . . dieses George Grosz, den gleichzeitig die K.P.D. zu ihrem Hoflieferanten, zu ihrem Heros, zu einer Art legendärer Persönlichkeit macht, sie, die bekanntlich gegen jede Legendenbildung ist. Wem kann die Grosz-Legende angenehmer sein als dem Malik? Er sammelt alle Dithyramben dieser verdammten, dieser elenden, dieser schmutzigen Bürgerpackpresse für seine Reklame. Und warum nicht? „Abrechnung folgt“! Was aber erklärt die fabelhafte Wirkung dieser einzig schönen Hiebe, die dem Snob so wohl gefallen? Sie sind eine ziemlich dünne aesthetische Angelegenheit geworden, und eine solche hat immer den Erlolg bei Rechts und Links, bei Groß und Klein.

Franz Marc

Ich entsinne mich an einen gewissen Franz Marc und an die reine Wirkung seiner Bilder im kahlen nackten Raume des ‚Sturm‘ — des ‚Sturm‘ von 1912. Heute sind die Zeiten offenbar der Kunst günstiger. Ich zitiere aus einem Verlagsprospekt Kiepenheuers, der das inzwischen erschienene Skizzenbuch Franz Marcs in Facsimile-Drucken anzeigt. „In jener Ehrfurcht, die sich schweigend“ (mit nur 43 Zeilen à 12 Silben), „aber wirkend beweist“ (Nr. 51-500 in Halbleinen, sonst wie A), „wagen wir einen Griff“ (durch Vorbestel-

lung belegt) „nach der innersten Mitte der Produktion“ (der Preis kann erst nach Erscheinen festgesetzt werden). „Von seiner bald mythischen Persönlichkeit“ (unter Abzug von 20 Prozent bei Bestellung bis zum 15. Dezember) „losgelöst, hängen die großen Bilder“ (eine ausschließlich für das Ausland bestimmte Ausgabe) „im Museum, das auf sich hält.“

Was für eine ergreifend dicke Pietät! Es wird bald eine Hausse in frommen Rehen geben. Kosmos in unserm Verleger-Chaos. Oh, Franz Marc.

Ja, das Museum, das auf sich hält, sammelt Franz Marc. Als Franz Marc kämpfte, sammelte das Museum, das auf sich hält, Spiro, Lepsius, Fritz Rhein und Arthur Kampf . . . „Bewunderung, bisweilen schon etwas erstarrte, umgibt sie.“

Oskar Schlemmer

Das Deutsche Opernhaus hat Ehrgeiz, aber sein Spielleiter kein Talent, und Leo Blechs optisches Gefühl scheint weniger kritisch zu sein als sein musikalisches. Die Idee, die ‚Zauberflöte’ mit Schinkels Dekorationen zu spielen, ist etwas kunstgeschichtlich. Jeder Mann von Geschimack wird natürlich Schinkels Bühnenbilder Kainers Plakaten in der Staatsoper vorziehen — aber was bleibt von Schinkel, wenn Figurinen und Beleuchtung ein Kostümfest in der Philharmonie markieren! Schlimmer noch ist die beleidigend amusische Schlampigkeit, mit der die Darsteller, die Chöre, die Gruppen sich bewegen. Diese Tenöre, Bässe und Soprane sind wundervoll präzise, aber ganz unmusikalische Singmaschinen, reproduzieren höchst genau und schön die Noten ihres Parts, wissen aber nicht, was ihr Part im Ganzen bedeutet. Sie singen und machen dazu „opernhaft“-komische Reflexbewegungen nach Art schlechter Automaten. Jeder ihrer Schritte ist körperlich gehemmt und geht quer durch die Musik, und jede Figur, die der nicht schreitende, sondern wie ein Trauergefolge von Museumsdienern schlurfende Chor ausführt, ist nicht Mozart, sondern höchstens Aegir, Herr der Fluten. Es fehlt die Arbeit, die eine Einheit aus Musik, Licht und Bewegung schüfe. Erst aber eine solche Einheit wird diese Musik zur letzten Wahrheit werden lassen.

Kann Einer das in Deutschland machen? Wer Oskar Schlemmers ‚Triadisches Ballett‘ gesehen hat, weiß, daß dieser Mensch in seiner seltenen Verbindung von feinster Sensibilität, ingeniöser Technik und strengster Disziplin, der aus jeder Bewegung noch des einzelnen Fingers, aus minimalen Hebungen und Senkungen, Drehungen und Wendungen räumliche Geschehnisse voller Prägnanz werden läßt, der Mann wäre, zusammen mit einem Musiker wie Leo Blech, die ‚Zauberflöte’ zu gestalten. Es ist schade, daß Schlemmers große Begabung nicht für die Bühne genutzt wird. Aber hier muß man Snob sein, um künstlerisch zu gelten.

Moholy Nagy

Zu den Elementen des Snobismus gehört der Begriff des heiligen „Originals“. Rembrandts ‚Nachtwache‘ existiert nur ein Mal. Darum wird das Bild im Rijksmuseum in einer eignen Kapelle aufgestellt, gesichert und geschützt — denn es ist unersetzlich. Hat aber seine Einmaligkeit etwas mit der Einzigkeit seiner künstlerischen Idee zu

tun? Hätte Rembrandt die Möglichkeit gehabt, sein Bild wie seine Radierungen in hundert Exemplaren herzustellen, so hätte er ganz bestimmt diese Möglichkeit genutzt. Daß sein Bild nur ein Mal existiert, ist Folge technischer Gebundenheiten des 17. Jahrhunderts, nicht Konsequenz des künstlerischen Gedankens. Wenn also der Snobismus und das ihm verwandte Sammlertum Wert darauf legen, „einzige Exemplare" zu besitzen, so nehmen sie die Unvollkommenheit der Herstellungsweise für ein Wesentliches — so, als ob das Wesentliche für die Ueberwindung der Entfernung wäre, von Potsdam nach Berlin zu Fuß zu kommen. Genau so unwesentlich wie dies ist es, daß die ‚Nachtwache' mit der Hand gemalt werden mußte. Von einem „Gebetswert der Arbeit der Hand" zu sprechen, wie unser Reichskunstwart tut, ist frommer Selbstbetrug. Was der Handarbeit gegenüber der Maschine recht ist, müßte der Fußarbeit gegenüber dem Auto oder Flugzeug billig sein! Auch sie wäre Gebet — der Mensch ein Bethaus! Moderne Künstler beschäftigt es, bestimmte technisch-maschinelle Errungenschaften zu nutzen — und hier wendet sich der Snob mit Grausen! — : für die fabrikmäßige Herstellung von Bildern. Der Dadaist Partens: „Man erkennt den guten Maler daran, daß er seine Bilder nach telephonischen Angaben beim Tischler bestellt." Moholy Nagy zeigt jetzt im ‚Sturm' in Emaille ausgeführte Farb-Kompositionen, die einen ersten praktischen Schritt auf diesem Wege bedeuten. Unter Zugrundelegung etwa der Ostwaldschen Farbbezeichnungen und eines einfachen Coordinaten-Systems kann die Bestimmung jeder gewünschten Komposition tatsächlich durchs Telephon in der Fabrik erfolgen, und mit Hilfe von Schablonen und anderm Gerät kann die Komposition beliebig oft in dauerhaftester Technik geliefert werden. Es gibt kein Original mehr, der Preis des Bildes sinkt auf ein Zehntel, ein Hundertstel . . . das Bild wird Allgemeingut, der Snob muß falsche Rembrandts sammeln. Freilich: die ‚Kaiserproklamation in Versailles' oder die ‚Hunnenschlacht' wird man nicht telephonisch in Emaille bestellen können. Die neue Methode setzt eine starke Vereinfachung des Bildes voraus und kommt eben damit zu seinem Wesen: die Gestaltung einer Fläche durch Farbe zu sein.

„Eines der letzten Probleme der Revolution beschäftigt sich damit, den Unterschied zwischen geistiger und körperlicher Arbeit niederzureißen. Das Ergebnis wird eine Kunst sein, die sich von allen, die ihr vorausgingen, dadurch unterscheidet, daß sie von einer Gesellschaft ausgeht, die keine Rivalität der Klassen kennt." „Buch auf Buch kommt aus der Presse und protzt mit dem ihm innewohnenden revolutionären Geist. Wir blicken vorwärts, nicht auf erfolgreich dargestellte Szenen der Revolution — vielmehr auf eine Kunst, die sich nicht darum kümmert, ob der Gegenstand der Darstellung neu ist, sondern daß sie in dem Sinne Neues bringt, als Menschen neuer Art ihre Träger sind, die sein können, was immer sie wollen, wenn sie nur in revolutionärem Geiste wurzeln und in der Art, das Leben als ein Allgemeines zu betrachten, von der Revolution beeinflußt sind." „Die Kunst braucht einen neuen Ausblick. Sie wird unversöhnlicher Feind sein aller Mystik, aller zu Schau getragenen oder vermummten Romantik; denn die Revolution geht von dem Hauptgedanken aus, daß

der alleinige Herr ein innerlich gesammelter Mensch sein muß, und daß die Grenzen seiner Macht nur durch Kenntnis der natürlichen Kräfte und Fähigkeiten festgelegt werden können, um ihm nutzbringend zu sein. Sie wird unversöhnlich dem Pessimismus und dem Skeptizismus und jeder Art von spiritueller Unterwürfigkeit gegenüberstehen. Sie wird real und tätig sein, erfüllt von wirkender Sammlung und grenzenlos schaffendem Glauben an die Zukunft.“ So Leo Trotzki in einigen Aufsätzen über russische Literatur, geschrieben nach der Rückkehr von seinem Sommerurlaub.

Mein Vetter Eduard von Alfred Polgar

‚Mein Vetter Eduard‘ ist eine Posse von Ralph A. Roberts, in der Ralph A. Roberts die Hauptfigur verkörpert. Da hat sich also der Geist eine Rolle auf den Leib geschrieben. Eine sozusagen dankbare Rolle, die zu mancherlei Verkleidungen und Mundarten, komischen Frechheiten und Verlegenheiten übergenug Anlaß gibt und ihren Träger zum wirkenden Mittelpunkt eines Wirbels toller Erlebnisse macht. Es ist interessant, die Idee der grotesken Verrenkung, der der Schauspieler Roberts so gerne opfert, auch in Bau und Bewegung seiner Posse sich manifestieren zu sehen. Als Komiker nützt R. A. R. die Gelegenheit, die er sich geschaffen, gut und gründlich aus, belebt die Manege aufs Spaßigste durch eine Fülle gesprochener und gemimter Clownerien. Allerdings wirkt so dieser Vetter Eduard mehr als Cousin denn als Vetter, und heißt nicht Eduard, sondern Aujust. Die Beredsamkeit seiner Gliedmaßen — sie sprechen ein flüssiges Kauderwelsch — ist außerordentlich. Er kann Knoten in seine Beine machen, die Ellenbogen hinten zusammentun und den Popo so kräftig hinausstrecken, daß der Rücken zur tiefen Höhlung wird, in die sich die Rockfalten ergießen. Man muß herzlich lachen über seine Kapriolen und Grimassen und die Satiren auf den menschlichen Körperbau, die er in waghalsigsten Verkrümmungen zum Besten gibt. Dennoch ist es ein nicht unpeinliches Vergnügen. Erstens, weil die Posse — bei aller Freiheit von logischer Bindung und allem Recht auf Narretei, die der Gattung zukommen — doch um eine entscheidende Nuance zu albern ist, und zweitens, weil es weh tut, Herrn Roberts als Gefangenen seiner komischen Techniken erkennen zu müssen. Anfangs, da er als hübscher junger Mann kommt, seine natürliche Sprache spricht, jede Extremität dort eingehängt ist, wo sie hingehört, freut man sich sehr des charmanten, leicht und witzig pointierenden Schauspielers. Aber in der nächsten Szene schon erscheint er in den obligatorischen übergroßen Schuh-Kähnen, ohne die er nicht er ist, in denen ein Kraftquell seiner Komik zu stecken scheint, eine geheimnisvolle Batterie, die sie mit Strom speist, und dann hat er auch schon (oder besser: hat ihn) das heftigste Possenreißen in allen Gliedern, und wir, die ihn gerne haben, leiden darunter. Zum Glück ist die Erinnerung da an seinen Theobald Maske, ein zu volles und saftiges Stück schauspielerischer Kunst, als daß man in ihm nur einen singulären Fall oder Glücksfall der Ralph A. Robertsschen Möglichkeiten erblicken könnte.

Revolutionshochzeit

Der Däne Sophus Michaëlis hat sein Schauspiel weniger dramatisch und poetisch gestaltet als betitelt. ‚Revolutionshochzeit' — Klang und Inhalt des Wortes wecken vierzig Jahre nach Ernest Renan die Erinnerung an einen seiner geschichtsphilosophischen Einfälle. „Von allen Seiten müßte die Liebe hervorbrechen, wenn die Menschheit die Gewißheit hätte, daß die Welt in zwei, drei Tagen aufhören wird. Denn was sonst die Liebe in Schranken hält — die unerläßlichen Bedingungen des moralischen Bestandes unsrer Gesellschaft — das fiele angesichts eines raschen, sichern Todes hinweg. Ein Jubelruf aller Kreatur würde laut werden. Die Menschheit würde in vollen Zügen einen berauschenden Liebestrank leeren und dann an diesem Taumelkelch zugrunde gehen." Renan hat seinen Einfall auch als Dichter auszusprechen versucht. Aber er hat der Abbesse de Jouarre keinen Jubelruf entlockt, sondern nur kühle Spitzfindigkeiten und verschlungene Sophismen, die freilich das Problem in seiner Weite und Tiefe ausschreiten. Schnitzler, im ‚Schleier der Beatrice', war ebenso klug und, trotz einer vorgeschrittenen Kompliziertheit aller Motive, ein Schöpfer.

Von diesen Namen wird Michaëlis weggeblasen. Er gibt nicht einmal den kahlen Einfall in vollem Umfang. Er muß ihn sich, um seiner Herr zu werden, erst noch verkleinern und isolieren; und glaubt dabei, durch historische Ueber- und Untermalung den umgekehrten Eindruck großer Perspektiven hervorrufen zu können. Er glaubt das ganz naiv, ohne die Absicht der Täuschung — aber auch ohne ihren Effekt. Kratzt man dem Schauspiel das aufgetünchte Revolutionsmilieu herunter, so bleibt ein Ereignis ohne jede Allgemeingiltigkeit, eine einzelne Verwicklung mit letalem Ausgang. Stammte jenes Zeitkolorit von einem Franzosen und nicht von einem unbeteiligten Dänen, es ließe sich wahrscheinlich nicht so leicht herunterkratzen. Käme die Verwicklung an ein reines Theaterblut, sie würde für ein Schauspiel ausreichen, an dem mehr als der pure Stoff fesseln müßte.

Im Jahr 1793 rettet ein Oflizier der Republik einem eben getrauten Emigranten dadurch das Leben, daß er die Kleider mit ihm tauscht, und wird dafür aus der Welt durch den Himmel einer primae noctis in die Hölle befördert. Wie Michaëlis diesen Vorfall behandelt, ist Alles an ihm mir gleichgültig. Er hat nicht das wilde Totentanztempo, das uns in seinen Wirbel schlänge. Er schleicht schneckenhaft durch die Wüste gutgemeinter Betrachtungen, deren geistiger Ertrag ganz unerheblich, und deren dramatisches Verdienst negativer Natur ist. Diese Tiraden fressen immerhin so viel Raum, daß keiner für die Sorte von Wirkungen übrig ist, welche die Dichter des ‚Katzenstegs' und der Tragödie ‚Endlich allein' aus der möglichen, zu erwartenden, unmittelbar bevorstehenden, im letzten Augenblick verhinderten, langsam wieder angebahnten, nochmals aufgehaltenen, schließlich

aber doch Gott sei Lob und Dank unwiderruflich vollzogenen Vereinigung zweier Menschen verschiedenen Geschlechts herauszuschlagen die gesegnete Fähigkeit bewiesen haben.

Sophus Michaëlis ist lange nicht so begabt wie Donat Herrnfeld, aber durchaus sauber. Er lüstelt nicht, und er kitzelt nicht, und er tut wer weiß was sonst noch nicht. Wär' er getrost ein bißchen weniger musterhaft und dafür nicht so erschreckend reizlos! Er sieht sein Ziel und hält korrekt darauf zu, ohne einen Finger breit in die Gefilde artistischer Besonderheiten abzuweichen, von holdem Dichterwahnsinn gar nicht zu reden. Alles kommt, wie es — nicht etwa nach dem Spruch von Sibyllen und Propheten, sondern nach der Berechnung primitivster Menschenkenntnis kommen muß. Man braucht von jeder der handelnden und leidenden Personen nur einen Satz zu hören, um Inhalt und Zweck der folgenden zu kennen, ohne freilich deshalb ihre schier unendliche Anzahl zu ahnen. Ueberraschungen der Psychologie bleiben ausgeschlossen. Davon sind die Figuren so nüchtern, farblos und dünn. Der aristokratische Bräutigam liebt sein Leben mehr als die simple Braut und das Renommee der Tapferkeit und hat weiter keine Eigenschaft; und der Republikaner ist in seinen anderthalb Charakterzügen und seinen scheinbaren Schwankungen aus der aufgestörten und aufstörenden, beruhigten und beruhigenden Sexualität der andersrassigen Braut erklärt. Schlichter kann kein Dramatiker sein.

Das Renaissance-Theater hat sein Verdienst um Crommelynk schnell wieder verwirkt. Der Direktor ist Schriftsteller und erträgt eine Uebersetzung — ja, da erschrickt man auch vor Schauspielern nicht mehr, die auf einer Anzahl von Proben solch ein Kauderwelsch über die Lippen bringen, ohne daß die es automatisch verdeutschen. Der Direktor ist außerdem Regisseur. Daß eine fortwährend benutzte Tür einen Akt lang bockt, kommt schließlich in den feinsten Familien vor: aber hier ist es charakteristisch. Die Lage des Fensters entspricht nicht der Wichtigkeit seiner Funktionen; der Leuchter steht so, daß von seinem Licht auf die Gesichter statt der Helligkeit grade die Schatten fallen; das Revolutionsgericht, am gedeckten Hochzeitstisch improvisiert, ist um jeden seiner Effekte gebracht; kurz: die Schwächen des Schauspiels sind nicht verhüllt, sondern bloßgelegt. Es fehlt ihm an Blut und Glut, mit einem Wort: an Revolution; und um da auszugleichen, hätte man anfeuern und nicht zügeln müssen. Der beste Schauspieler ist der unbekannteste: Walter Fried — knapp, markig, gesammelt, gestensparsam und pathosfeindlich, ein Bruder und Waffengefährte, wie er im Lederstrumpf steht. Mady Christians: ein süßes Geschöpf, das als Dilettantin begonnen und sich von diesem Stadium allmählich um dasselbe Stück weg entwickelt hat, das ihr bis zur Schauspielerin noch bleibt. Twardowski macht dem Namen Tressailles alle Ehre. Es ist die Rolle Ernst Deutschs, der in Ermanglung eines Marc-Arron an diesen mehr mätzchenlose Mühe wandte, als eines dürstigen Theatralikers Sache je zu belohnen imstande sein wird.

Wien von Hans Reimann

Welche Stadt ist die schönste Stadt der Welt? Cassel, Bautzen, Iglau, Lemberg, Magdeburg, Valladolid, Krojanke, Putbus, Abbazia?

Welche Stadt ist die schönste Stadt der Welt, und von welcher Stadt wird im Lied ausgesagt, daß sie die schönste sei? Welche Lieder singen wovon?

O Straßburg, o Straßburg — Alt-Heidelberg, du feine — Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent — Zu Mantua in Banden — Zillertal, du bist mei Freid — An der Saale hellem Strande . . .

Der Neckar wird besungen und der Rhein und die Mosel. Von der Wupper oder vom Mississippi ist mir nichts dergleichen kund. Doch das sind ja keine Städte. Diejenigen Städte, die besungen werden, zeichnen sich von Natur durch singbare Namen aus. Sevilla klingt gut. Ein prachtvolles Wort ist Rom. Mit Rom ließe sich zur Not etwas unternehmen. Sorrent freilich ist voll poetischer Möglichkeiten. Berlin weniger. Und Oevelgönne in Westfalen — nein. Münster? Nicht übel, aber für Gesangvereine ungeeignet. Worte mit eingeborener Fermate schießen den Vogel ab. Wie stehts mit Gotha? Gotha ist famos. Bloß schwer zu reimen. Der Burengeneral Trotha allenfalls, die quittierte Nota und die durch Felix Dahn populär gewordenen Recken Tejila und Tota. Oder Rothenburg ob der Tauber — mit seinem romantischen Zauber? Ich kann mir kein Rothenburgisch Lied denken. Oder Bielefeld? Wie Rothenburg seine Romantik, so hat Bielefeld sein Linnen, Kiel seine Sprotten. Schneeberg seinen Schnupftabak, Gabelsberger seine Stenographie (auf deutschvölkisch: Kurzschrift) und Carl Rößler seine ca. 5 Frankfurter.

Doch Wien, Wien, nur Wien allein hat Alles, was das Herz begehrt: den Stefansdom, die blaue Donau, den Hamur, den Wein, den Kaiser Franzl in Schönbrunn, die Neue Freie Presse, die kleinen Hotels in verschwiegenen Gäßchen, die Mehlspeisen, den Hofmannsthal. Und eine Selbstbeweihräucherungsanstalt.

Und, was Wien garantiert vor sämtlichen Städten des Erdballs voraus hat: den Namen „Wien“, einen süßen Namen, einen köstlichen Namen; einen Namen, der nach dem Komponiert- und Gesungenwerden lechzt; der selbst in unkomponiertem Zustand reine Musik ist.

Warum wird München, das tausendmal schöner ist als Wien — warum wird München nicht besungen? Weil dort Ludendorff Trumpf ist. Einen Rechtsputsch in Ehren darf Niemand verwehren. Gut. Aber abgesehen davon: weil man mit dem Worte „München“ nicht das Mindeste anfangen kann. Weiß Jemand zufällig einen brauchbaren Reim auf München? Bitte? Lynchen? Lynchen ist das Gegenteil von Poesie.

Dahingegen die Wiener Waschermadeln und der Heurige mit seinem Dulieh und der liebe Herrgott und I hab amal a Räuscherl ghabt und das Lörcherl von Hernals.

Bei uns heißen die Dinger ganz ordinär: Käse. In Wien heißen sie: Quargel.

Bei uns heißts: Topfkuchen oder Napfkuchen. In Wien heißts: Gugelhupf.

Bei uns heißts: Tomatentunke. In Wien heißts: Paradeis-Sauce.

Bei uns heißts: Blumenkohl. In Wien heißts: Karfiol.

In Wien haben sie sogar für Schlamperei einen neckischen Ausdruck: das goldne Gmüet.

Jede Stadt besitzt ihre Spezialität. Königsberg den Klops, Danzig sein Goldwasser, Köln sein Eau de Cologne, Nürnberg den Lebkuchen. Es gibt Prager Schinken, den Bremer Ratskeller, Tilsiter Käse und den Kottbuser Postkutschkasten.

Wien verfügt einfach über Alles. Infolge seines lyrischen Namens. „Wien, Wien, nur du allein . . .“ Das Wort singt sich von selber. Von Robert Stolz bis Ralph Benatzky. Ununterbrochen behymnen sich die Wiener. „Wien, sterbende Märchenstadt . . .“, „Du mein Schönbrunn, mein geliebtes Schönbrunn . . .“, „Ich weiß auf der Wieden . . .“

Dabei ist die Wieden weiter nichts als ein Trumm Häuser. In Leipzig hat man Stadtteile wie Eutritzsch, Leutzsch, Stünz, Schleußig und Stötteritz. In Wien betiteln sich einzelne Bezirke Alsergrund, Simmering, Brigittenau, Ottakring, Favoriten. In Leipzig hab ich in Connewitz gewohnt. In Wien hab ich in Mariahilf gewohnt. Man vergleiche. Hie Connewitz — hie Mariahilf. „Ich weiß in Großzschocher ein kleines Hotel . . .“ — ausgeschlossen!

Wien ist deshalb die schönste Stadt, weil es die schönste Stadt zu sein vortäuscht. Weil es tatsächlich den schönsten Namen hat und ihn unermüdlich in der melodischsten Weise plakatiert. Wien besingt sich Tag und Nacht; jahraus, jahrein. Und das hat sich herumgesprochen und -gesungen.

Dresden ist unendlich viel schöner als Wien. Von Frankfurt und Hamburg, meinen Lieblingen, ganz zu schweigen. Leider lassen sich Frankfurt, Dresden und Hamburg nicht besingen. Sie müßten Wien heißen, um chansonfähig zu werden.

Allen Ernstes: es liegt am Namen. Stellen Sie sich vor: Darmstadt, eine an sich entzückende Stadt, leider mit einem Darm behaftet, wäre Wien. Stellen Sie sich das vor. Die Folge wäre eine Textrevision. „Darmstadt, Darmstadt, nur du allein sollst stets die Stadt meiner Träume sein!“

Oder: „Corbetha, Corbetha, nur du allein . . .“

Oder: „Schweinfurt, Schweinfurt, nur du allein . . .“

Oder Pforzheim.

Es liegt wahrlich am Wort. Auf Wien reimt sich ein Achtel der deutschen Sprache. Die Sonne schien, hat einen Spleen, heimwärts ziehn, am knisternden Kamin, rot wie Karmin, bist mein Ruin, voll Terpentin, wie Saccharin, Strychnin, Aspirin, Lanolin, unterm Baldachin, ein weißer Rabe rasiert sich mit Palmin, ein Segen für werdende Mütter ist Laxin, Richard Wagners mehrfach patentierter Lohengrin, gegen Kopfjucken hilft Yohimbin.

In New York eröffnete einst ein Bäcker seinen Laden. Ueber den Laden hängte er ein großes Schild: Bester Bäcker New Yorks.

Zwanzig Häuser weiter unten wohnte ein zweiter Bäcker.
Der las das Schild des Konkurrenten, entfernte daraufhin das
seine und hängte dafür ein andres auf: Bester Bäcker Amerikas.

Der dritte Bäcker, abermals ein paar Häuser weiter unten,
änderte sofort die Aufschrift über seinem Laden: Bester Bäcker
in dieser Straße.

Ja, und Wien ist die schönste Stadt der Welt.

Was ist Apolda dagegen?

Abbau von Morus

Das deutsche Weißbuch

Nachdem die ausländischen Experten Berlin verlassen haben, übergibt die deutsche Regierung der Oeffentlichkeit das Weißbuch, das sie den Sachverständigen vorgelegt hat. Es ist, wie zu erwarten war, ein Werk deutscher Gründlichkeit: 112 große Folioseiten, von denen reichlich die Hälfte mit Tabellen ausgefüllt, dazu Diagramme, bildliche Darstellungen und ein leicht pathetischer, aber fast immer lesbar geschriebener Text. Der Inhalt gliedert sich in zwei Abschnitte: einen über die Wirtschaft und einen über die Währung. Der Wirtschaftsteil ist offenbar in der Wirtschaftsabteilung des Statistischen Reichsamts angefertigt worden. Er enthält fast durchweg Dinge, die schon in der vom Statistischen Reichsamt herausgegebenen Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik" veröffentlicht sind, und man hat nicht einmal für nötig befunden, auf den Propagandabilderchen, die man während des passiven Widerstandes in Umlauf setzte, das hübsche Wort „Einbruchsgebiet" durch ein neutraleres zu ersetzen. Aber dafür hat man eine andre, sehr erfreuliche Korrektur vorgenommen. Statt der verlogenen Außenhandelsstatistiken, mit denen man bisher die Oeffentlichkeit traktierte, und die nicht wenig dazu beigetragen haben, die Währungsreform zu verschleppen, findet man jetzt endlich Ziffern, die einen gewissen Wahrscheinlichkeitswert haben. Die Passivität der Handelsbilanz im Jahre 1922 — im letzten Jahre ist sie infolge der Ruhrbesetzung wohl wirklich größer — hat sich plötzlich von 2,2 Milliarden auf 112 Millionen Goldmark verringert. So wundersam sind die Wege der Statistik.

Aber der Wirtschaftsteil der Denkschrift ist noch Gold. Schlimm wird es erst in dem Finanzteil, der anscheinend aus den Beständen des Reichsfinanzministeriums stammt. Da fühlt man förmlich aus jeder Zeile, wie die Zentnerlast der Lutherschen Steuerreform die Besitzenden bedrückt, und wie daneben federleicht und unbeschwert die Arbeitnehmer in der Sonne wandeln. Da wird errechnet, daß ein Arbeitnehmer mit zwei minderjährigen Kindern bei einem Jahreslohn von 2400 Mark nur 5¼ Prozent und ein Arbeitnehmer mit vier Kindern sogar nur 3¾ Prozent von seinem Einkommen abgeben muß, während ein Landwirt mit 2400 Mark Einkommen über 50 Prozent und ein Gewerbetreibender ebensoviel an den Fiskus abliefern muß. Und während man sich leise fragt, weshalb denn noch nicht eine kommunistische Revolution der Landwirte und Gewerbetreibenden ausgebrochen ist, entdeckt man, daß, beispielsweise, den Landwirten eine Belastung zugunsten der Rentenmark angekreidet wird, die es in Wirklichkeit nicht gibt, weil die Grundbesitzer nur für die Verzinsung

der Rentenbriefe aufzukommen haben, die Rentenbriefe aber noch nicht abgesetzt sind. Und wenn die Zinsen wirklich zu zahlen wären, so wäre das nur eine Scheinbelastung, da nach dem famosen Rentenbankstatut die Anteils-Eigner der Bank Das, was sie eventuell zur Verzinsung der Rentenbriefe zu entrichten haben, als Dividende wieder herausbekommen. Die grauenvolle Belastung der Landwirtschaft muß sich übrigens bis zur Unerträglichkeit steigern, wenn ihr erst, wie die dritte Steuernotverordnung vorschreibt, zwei Prozemt ihrer Inflationsgewinne vom Reich konfisziert werden. Der Fürst Bülow äußerte einmal den Wunsch, man möge auf seinen Leichenstein die Worte setzen: „Das war ein agrarischer Kanzler." Herrn Luther, dem Essener Oberbürgermeister, wird man eine entsprechende Grabschrift gewiß nicht verweigern. Und wenn man die unter seiner Aegide verfaßte Denkschrift gelesen hat, so wünscht man nur, daß die Auflage nicht allzu groß ist. Denn als Einwicklungspapier ist sie leider nicht zu verwenden. Dazu ist sie zu grob.

Die ausländischen Sachverständigen scheinen denn auch nicht viel geistige Nahrung aus dieser Denkschrift bezogen zu haben, sondern haben ihre eignen Erwägungen angestellt. Dabei haben sie gefunden, daß die Engländer bei einem Durchschnittseinkommen von 1300 Mark 200 Goldmark, die Franzosen von ihren 600 Mark 100 Mark und die Deutschen von ihren 450 Mark 80 Mark jährlich an Steuern aufzubringen haben. Die ausländischen Experten wissen wahrscheinlich so gut wie die Deutschen, daß man mit Vergleichen dieser Art nicht viel anfangen kann, und daß vor allem Jemand, der nur 450 Mark Jahreseinkommen hat, nicht ebensoviel Steuern zahlen kann wie Jemand mit dreimal so hohem Einkommen. Was an der deutschen Besteurung im Ausland beanstandet wird, ist nicht die durchschnittliche Steuerbelastung, sondern die ungenügende Heranziehung der großen Vermögen und der Inflationsgewinne. Es ist das unvergleichliche Verdienst Dr. Luthers, ein Steuersystem eingeführt zu haben, das fast ohne Progressionen auskommt und eine Vermögenssteuer geschaffen zu haben, bei der die höchsten Vermögen nur zwei- bis dreimal so hohe Promillesätze zu zahlen haben wie die kleinen. Und solange dieses Mißverhältnis nicht abgestellt ist, wird man, mit Recht, im Ausland über das deutsche Steuersystem den Kopf schütteln und sich durch kein Weißbuch davon überzeugen lassen, daß hier Alles in Ordnung ist.

Die französische Finanzreform

Herr Poincaré hat den drohenden Sturz, der ihm morgens und abends in der deutschen Presse angesagt wird, bisher gut überstanden und hat trotz allen Bedenken der Kammer sein Ermächtigungsgesetz durchgebracht. Etwas schwerer als Marx und Luther hat er es allerdings schon gehabt, denn die Deputierten lassen sich nicht so leicht politisch entrechten wie die Mitglieder des Reichstags. Die Vollmachten, die er und de Lasteyrie bekommen haben, halten sich denn auch in recht bescheidenen Grenzen, und die Marschroute namentlich für den Verwaltungsabbau steht ziemlich fest.

Man spricht zwar auch in Frankreich viel von Sparmaßnahmen. Aber man hat dort richtig erkannt, daß eilige Finanzreformen, wie sie zur Stabilisierung der Währung notwendig sind, nicht durch eine Drosselung der Ausgaben zu erreichen sind, sondern nur durch starke Steigerung der Einnahmen. Dementsprechend werden durch das neue

Finanzgesetz nicht weniger als 5,2 Milliarden Francs an neuen Steuern erhoben, also rund eine Milliarde Goldmark, während man 829 Millionen durch Einschränkung der Ausgaben sparen will. Ob auf diese Weise gelingt, das Loch im außerordentlichen Etat, das über 6 Milliarden beträgt, zu stopfen, läßt sich schwer voraussagen. Voraussetzung wäre jedenfalls, daß die Deckung des Defizits sofort auf die Währung rückwirkt. Andernfalls wird es Frankreich — wenn auch in andern Dimensionen — ähnlich ergehen wie Deutschland. Denn man macht dort denselben Fehler, daß man sich scheut, den Etat sofort auf Goldrechnung umzustellen. Dadurch aber entsteht die Gefahr, daß die neuen Steuern in entwertetem Gelde einkommen und die Ausgaben stets ein Stück vor den Einnahmen voraus sind. Vor zwei Jahren, als für Frankreich leicht war, seine Währung zu stabilisieren, beging es den Fehler, statt einer soliden Devalvation eine dekorative Deflationspolitik zu treiben und seinen Ehrgeiz darin zu sehen, daß der Franc wieder auf die Vorkriegsparität komme. Wenn es sich aus Prestigegründen jetzt wieder vor einem offenen Eingeständnis dessen, was ist, scheut, wird ihm alle Opferwilligkeit seiner Steuerzahler und seiner Anleihezeichner nichts nützen.

Beamtenabbau

Es ist das Unglück der deutschen Republik, daß man auch sehr vernünftige Maßnahmen durch die Art ihrer Durchführung in ihr Gegenteil verdreht. Daß ein gründlicher Personalabbau bei allen öffentlichen Dienststellen notwendig war, darüber besteht kein Zweifel. Aber der deutschen Organisierungswut ist gelungen, auch aus dem Beamtenabbau wieder eine Groteske zu machen. Denn nichts andres ist es, wenn der Reichssparkommissar Herr Sämisch bereits einen Beamtenstab von mehr als zweihundert Personen um sich versammelt hat, deren ausschließlicher Zweck ist, dem Reich Kosten zu ersparen. Und noch grotesker ist es, wenn sich jetzt das Sparkommissariat ein eignes Haus in der Potsdamer Straße gesichert hat.

Aber man weiß ja, daß die „Generalreinigung“, wie schon vor mehreren Monaten ein Geheimrat öffentlich ankündigte, nicht nur der Geldersparnis dienen soll, sondern daß man sich vor allem den Aerger ersparen will, künftig mit diesen verfluchten Republikanern zusammenzuarbeiten. Dazu gab es gar kein bessres Mittel, als die Leitung des Personalabbaus in die Hände dreier kaltgestellter Staatssekretäre zu legen. Zwei von ihnen gehören jener merkwürdigen Reihe preußisch-deutscher Oberbürokraten an, die durch besonders reaktionäre Haltung glauben wiedergutmachen zu müssen, daß sie ihre Erdenlaufbahn als Staatsbürger jüdischen Glaubens begonnen haben. Bei Herrn Lewald ist, obgleich in seinem Stammbaum die Fanny Lewald einen Platz hat, die Reparation so gut gelungen, daß man kaum noch etwas merkt, und auch bei dem Staatssekretär Busch muß man schon ganz genau hinsehen, um zu erkennen, daß er früher Friedländer hieß und eine Mendelsohn zur Frau hat. Uebrigens ist, falls einer dieser Herren einmal unpäßlich sein sollte, für vollwertige Stellvertreter gesorgt. Die Herren Staatssekretäre Weismann und Freund würden das Abbauamt wahrscheinlich ebenso vorzüglich versehen, obwohl auch sie zur Taufe nicht in Windeln erschienen sind. Aber es lernt sich Alles. Sogar die schwarz-weiß-rote Gesinnung.

Eskimo-Film von Frank Aschau

Ueber ‚Nanuk der Eskimo‘ schrieb Paphnutius Folgendes in sein Notizbuch:

Ein wundervoll interessanter Film. Aufgenommen in Nord-Kanada, in einem Land der Eskimos. Wir sehen, wie Nanuk lebt, ein Pelzjäger. Zum ersten Mal ein Film, der einfache Geschehnisse einfach und genau wiedergibt. Ohne Akteure, ohne Jupiterlampen. Das Leben der Eskimos, nicht unvollkommen nachgezeichnet, sondern aufgefangen in Bildern. Und hunderttausende von Zuschauern sind gebannt. Wie kommt das?

Erstens daher, daß der Film sehr geschickt aufgenommen und zusammengestellt ist. Mit dem Blick eines anonymen Dichters, dem aufmerksamen Ernst eines Forschungsreisenden und dazu mit jenem ahnungsvollen und geschäftstüchtigen Sinn für die Nerven und die Spannkraft der Zuschauer in aller Welt, der die Amerikaner auszeichnet. Eine wichtige Mischung von Eigenschaften und Fähigkeiten. Da bilden sich vielleicht neue Typen von Menschen, die poetisch sind, dabei so präzis wie Ingenieure und so weltklug wie Verleger. Das Wichtigste ist: sie sind ganz unbefangen und haben Mut. Sehen Sie, wie der Eskimo sich eine Hütte aus Schnee baut? Und oben ein Fenster einsetzt aus durchsichtigem Eis? Das nehmen wir auf, mit allen Einzelheiten. Es interessiert uns, und wir werden alle Menschen zwingen, mit uns zu erstaunen. Sehen Sie, wie der Eskimo langsam, ganz langsam auf das Schneeloch zukriecht, in dem sich der Polarfuchs gefangen hat? Jede seiner Bewegungen ist merkwürdig, also lassen wir keine fort, Hunderttausende werden das mit uns beobachten, sie müssen es.

Zweitens: hier werden die Zuschauer nicht unterschätzt. Man bringt ihnen aufmerksame Hochachtung entgegen, wie in einem feinen Restaurant. Dafür bedanken sie sich durch ihren Beifall. Es ist nämlich ein Schwindel, daß sie alle nur die groben Sensationen lieben: sie lieben auch die feinen. Sie wollen sich nur nicht langweilen, und damit haben sie recht. Dabei sind sie im Kino viel aufmerksamer und feinfühliger als sonst. Wie viele von ihnen freuen sich zu Hause oder auf der Straße über ein Kind, das so komisch fetten Kuchen frißt? Ueber das Gesicht eines Kindes, dem man ein sanftes Getränk für den verdorbenen Magen eintrichtert, und es grinst durch sieben Tonarten?

Der Film, könnte man mit nur leicht poetischer Uebertreibung sagen, appelliert an die feinern, an die feinsten Instinkte der Menschen. Er kann es wenigstens, er darf es, er muß es —

Wieviel, fragte Stechbein in scharfem Ton, als er diesen Passus las, wieviel bekommen Sie für diese Bemerkung von den vereinigten Filmindustrien der Welt?

Jener schwieg eine Weile. Dann nannte er eine lächerlich geringe Summe.

Bemerkungen

Deutsche Seeleute streiken in England

In England sind seit einigen Wochen deutsche Dampfer von einer Massenabwanderung der Seeleute betroffen. Ein volles Schock soll in englischen Häfen unfreiwilliger Muße pflegen. Die Seeleute, Fatalisten, lassen Seeausrüstung, Garderobe, verdienten Lohn zurück, um sich einer Botmäßigkeit zu entziehen, die ihnen, hieraus zu schließen, ziemlich unerträglich geworden sein muß.

Aus dem kleinen Teil der deutschen Presse, die — allerdings in auffällig unauffälliger Weise — Nachrichten über diesen Streik bringt, und den man, wie das Hamburger Fremdenblatt, dem Interessenkreis der deutschen Reederei zurechnen darf, gewinnt man den bestimmten Eindruck, daß man es in den deutschen Seeleuten mit Verbrechern zu tun hat. Wer zögert, sich diese Auffassung anzueignen, dagegen an die Möglichkeit eines Trugschlusses umsomehr glaubt, als den Seeleuten jede öffentliche Stellungnahme, jede Einwirkung auf die öffentliche Meinung unmöglich gemacht ist, der vergesse nicht, daß er sich in die Gefahr eines Konflikts mit den Inhabern der öffentlichen Gewalt begibt, wenn er seine Ansicht allzu rückhaltlos äußert. Der Deutsche Schiffahrtsbund, die Gewerkschaft der deutschen Seeleute, wurde am 22. Januar 1924 in aller Stille ausgehoben, wie man ein gefährliches Verschwörernest aushebt, das gewerkschaftliche Eigentum wurde konfisziert, die Büroräume wurden behördlich geschlossen, als — die nächste Nummer der ‚Schifffahrtswarte' eine Stellungnahme zu den Dingen erwarten ließ.

Welche Matrosenheuer wird gezahlt ? Von England 165, von Rußland 90, von Deutschland 56 Mark. Die Heuern andrer seefahrender Länder kommen den englischen näher als den russischen, die Amerikaner zahlen noch mehr als die Engländer.

Da die Frachten, die von den Reedern auf dem internationalen Markt verdient werden, keine nationalen Unterschiede aufweisen, die Einkommen vielmehr die gleichen sind, so ist die Folge der angedeuteten Unterschiede in der Lohnhöhe inzwischen ein Dumping der Frachten durch die deutschen Reeder geworden. Nicht nur die englischen Seeleute sprechen von den deutschen Heuern als von geschweißten Heuern — die englischen Reeder tuns auch.

Auf die Frage, warum die Seeleute ihren Streik nicht auf dem Boden der Heimat durchführen, antworten die Vertreter, daß die Organisation eines Seemannsstreiks seit Jahr und Tag unmöglich sei. Die Arbeitsgemeinschaft des Zentralvereins Deutscher Reeder mit den seemännischen Berufsvereinen habe diese vollständig korrumpiert. Qui mange du

pape, en meurt. Wenn Streiks heute, wo die Seemannsvereine zur Bedeutungslosigkeit gesunken sind, auch sporadisch möglich seien, so doch nicht in Deutschland, wo jedem Streiker und jeder Agitation die härteste Strafe droht. Mit Bitterkeit sprechen sie von uniformierten Proletariern, deren mehr in den deutschen Häfen auftreten als Arbeiter, und die unter dem Kommando ihrer (früher kaiserlichen) Offiziere jede Auflehnung gegen brutalste Unterdrückung im Keim ersticken.

Des Streiks hat sich die englische Seemannsorganisation angenommen. Da schon über tausend Seeleute zu erhalten sind, so werden die täglichen Ausgaben auch schon über tausend Pfund Sterling betragen. Eine gewiß anständige Summe; aber die englische Gewerkschaft ist reich. Sie ist in der Tat ebenso mächtig, wie deutsche Gewerkschaften ohnmächtig sind.

Die Frage, ob englische Reedereien eine Zubuße zu diesen Ausgaben leisten, ist müßig. Täten sie's: es wäre zu verstehen. Immerhin würde nur Ein heiteres Auge auf die Vorgänge blicken: das andre müßte weinen. Böses Beispiel verdirbt gute Sitten und kann sich übermorgen gegen die Freunde von heute richten.

Ist der Kampf ein Entwicklungssymptom? Ja, wenn man auch hier im Stärkern, das heißt: im deutschen Reedertum den eigentlichen Angreifer erblickt. Der Wurm kann sich nur krümmen, und die deutschen Seeleute spielen die Rolle des getretenen Wurms. Wieviel die Solidarität ihrer englischen Kameraden ihnen nutzen wird, ist noch nicht zu beurteilen. Würdigt man aber die Rolle der deutschen Reeder als Teilhaber der zwischenstaatlichen Politik der deutschen Groß- und Schwerindustrie, deren Spitze sich als Werkzeug französischer Hegemoniepolitik immer mehr gegen England kehrt, so wird der Fall immerhin interessant.

Interessant ist auch ein Seitenblick auf die Personalpolitik des Zentralvereins Deutscher Reeder. Der Vorsitzende dieses — durch die Arbeitsgemeinschaft mit den Berufsvereinen der Seeleute — mächtig gewordenen Vereins ist seit einigen Monaten Graf von Roedern, Exzellenz, ehedem kaiserlicher Statthalter von Elsaß-Lothringen, der sich um die Französierung dieser unter jahrhundertelanger Frankenherrschaft deutsch gebliebenen Provinzen ein bleibendes Verdienst erworben hat. Druck erzeugt Gegendruck.

Aber wir leben im Zeitalter des Glaubens an die Gewalt. Dieser Vorsitzende repräsentiert diesen Glauben der deutschen Reeder. Er ist zur Zeit damit beschäftigt, die Gerechtigkeit des Vernichtungskrieges, mit dessen Führung er beauftragt ist, juristisch zu formulieren. Vielleicht überschätzt er die Kampfkraftreste des Gegners. Eins aber unterschätzt er ebenso sicher: die Auferstehungsmöglichkeiten aus den Gebeinen gemordeter Krieger. Schule wird machen das Bestreiken der Schiffe vom Ausland her. Internationale proletarische Solidarität erfährt eine unverhoffte Verstärkung durch eine geschichtliche Entwicklung, welche die natürlichen Gegensätze innerhalb des Kapitalismus zu Aktivposten dieses Kampfes der Seeleute werden läßt, und findet damit ein Feld lebendiger Schulung.

Ernst Gebhardt

Wozu der Lärm?

Lieber Herr Jacobsohn,
wir haben mit demselben Interesse wie wahrscheinlich alle Kollegen den interessanten Streit zwischen Verleger und Autor in der ‚Weltbühne' verfolgt und stellenweise den Erinnerungsreflex an die Aula von Toledo nicht ganz zurückdrängen können. Wir wilden Tillgner-Leute scheinen demnach bessere Menschen zu sein, denn bis jetzt, in dreijähriger, wie Sie wissen, recht intensiver Tätigkeit haben wir weder je mit einem Autor noch mit einem Maler irgendeine Differenz gehabt, und wenn je einer der Herren reklamierte, legten wir ihm unsre Bücher hin und baten ihn, sich von der Rechtmäßigkeit unsrer Abrechnung zu überzeugen, was dann auch immer geschah. Selbstverständlich haben wir nie eine Minute gezögert, die Honorare der Herren in Gold zu valorisieren, und ob es nun Arnold Zweig oder Julius Bab, Arthur Holitscher oder Magnus Zeller, Hugo Bieber oder Ernst Oppler waren: die Herren sind alle zufrieden fortgegangen und stehen mit uns in ununterbrochener Verbindung. Ich bin der Meinung: was verloren, kehrt nicht wieder. Wer im Ernst an der Inflation gewonnen hat, ist ein Gauner gewesen ; die ehrlichen Menschen haben, bei Licht besehen, alle daran verloren. Mit einem bißchen mehr guten Willen und weniger Eitelkeit der Herren Autoren, mit ein wenig weniger Zurückhaltung und mehr menschlicher Einsicht der Herren Verleger läßt sich ohne weiteres ein Zusammenarbeiten der beiden nun mal auf einander angewiesenen Faktoren schaffen, das, wenn auch nicht ideal, so doch zumindest erträglich ist. *Victor Goldschmidt*

Die Akten des Vogelsangs

Zwei Seelen, die in Gottes Schoß beisammen geruht haben und nun, mit dem Fluch der Individuation behaftet, in diese Endlichkeit gebannt sind. Ahnung, daß Schicksalswille sie gepaart, blitzt auf. Der Drang, die Individualität zu behaupten, sprengt sie immer wieder aus einander.

Schon in das Idyll unbewußter Jugend schattet diese Tragik. Dann kommt der Tag, da Helene Trotzendorff die Frau eines seelisch belanglosen amerikanischen Herrn Mungs wird. Glaubt

sie, metaphysischen Notwendigkeiten entfliehen zu können? Oder genügt, ihr Tun zu erklären, des Velten Andres deterministisches Wort: „Was kann die Lerche gegen den Spiegelblitz, der sie aus der blauen Luft in die Versandschachtel und die Bratpfanne holt? Mit ihrem tückischen Glanz haben sie unser liebes Singvögelchen aus dem Vogelsang hernieder in ihr Netz stürzen machen, und ihr nicht nur das arme, dumme kleine Schädelchen und Gehirnchen, sondern auch das schöne weite Herz eingedrückt!"?

Jedenfalls: der Schritt war umsonst getan, das Ausbiegen — nun, eben nur ein Ausbiegen gewesen. In einer Stunde, da die Seele mit sich zu Gericht geht, bekennt die verwitwete Mrs. Mungs: „Wie wir uns sträuben mochten, wir mußten einander suchen — bis in den Tod, bis auf dieses harte Bett, in allem Sturm und Sonnenschein des Daseins bis hinein in diesen Novemberabend. Vor zwei Jahren war ich, ich, die Witwe Mungs, mit meiner Yacht von Brindisi nach Alexandrien gekommen und er als Dolmetscher auf einem Pilgerschiff durch den Suezkanal von Dscheddah; da haben wir uns getroffen im Hotel an der Wirtstafel. Damals hat auch er mich seine alte Nilschlange genannt: sie waren auch in unserm Alter, der Marc Anton und seine aegyptische Königin. Sie waren auch alte Leute, er über die Fünfzig hinaus, sie vierzig Jahre alt, und haben doch ihren Kampf um sich kämpfen müssen bis zum Tode."

Vor jenem Bette hatte sich wenig zuvor die Szene abgespielt, die Keinen, der noch fühlen kann, unerschüttert läßt. Sie hielt den Freund mit den Armen umschlossen und wartete auf seine letzten Worte: „Da strich er mir mit seiner Hand noch einmal über die Stirn und lächelte: ‚Du bist doch mein gutes Mädchen'."

Ich sage nichts über Karl Krumhardt, den Protokollführer des Falls Velten Andres contra Helene Trotzendorff, nichts über das still und tapfer getragene Leid der Leonie des Beaux, nichts von der Mutter Veltens und der gloriosen Frau Fechtmeisterin Feucht. Lesen wir Wilhelm Raabes Buch! Es macht uns liebes- und leidensfähiger.

Philipp Spoo

Georg Kaiser in Paris

Lugné-Poe, konsequenter Verfechter aller Werte in moderner Dramatik, brachte ‚Brand im Opernhaus' in seinem kleinen Theater ‚L'Oeuvre' zur Aufführung. Und es war ein Mißerfolg vor einem literarischen, durchaus nicht chauvinistischen Publikum. Lag es am Stück? Es hatte zwei Nachteile: den einen, daß man es als ersten Georg Kaiser auftischte, statt gleich ein krasses Stück von ihm, eins, das gleich umwirft, zu versetzen; den andern, daß man Paris vor Parisern spielte. Lag es an der Uebersetzung? Iwan Golls treffliche Wiedergabe, adaptation im wirklichen Sinne, hatte die französische Sprache, soweit es möglich war, soweit sich ihr nicht die Worte sträubten, in Kaisers Eigenart gehärtet. Lag

es an Spiel und Regie? Die Inszenierung war mit Liebe, mit einem — ich möchte fast sagen: ethnographischen Interesse für den deutschen Dichter durchgeführt. Aber sie stockte fortwährend im Tempo, die Schauspieler ziselierten noch den Dialog, wenn Kaisers dramatisches Geschehen ihnen um hundert Takte voraus war. Also das liegt den Parisern nicht! („Terrible, terrible! C'est de la choucroute!" sagte einer neben mir.) Genau so, wie man in Berlin Vildracs stilles Drama ‚Paketboot Tenacity' nicht begriff, aber die ältesten Boulevardtheaterschmarren bejubelte. Während man wiederum in Paris deutsche Filme, die den „Expressionismus fürs Volk" in kubistischem Zuckerguß bringen, vor ausverkauften Häusern wochenlang wiederholt. Während man Maurice Renard, Fabrikant von Schauergeschichten, bei uns verschlingt und von Marcel Proust keine Ahnung hat.

Man kann daraus ersehen, daß das Kunstgewerbe, das heißt: jenes Gewerbe, das die Kunst für den kranken Magen der Bourgeoisie versuppt, verwässert, und das in Montparnasse-Kreisen in Ermangelung unsres deutschen Wortes mit Recht: Caligari genannt wird — daß also dieses Kunstgewerbe einzig international ist. Man kann auch daraus schließen, daß die Entfremdung zweier Kulturen — durch 24 Stunden Bahnfahrt getrennt — sich nach der langen Abmauerung durch den Krieg verschärft hat. Man schließe aber keineswegs daraus, daß es infolge dieser kulturellen Gegensätze oder Verschiedenheiten unbedingt nötig sei, sich nochmals die Schädel einzuschlagen.

Ein Mißerfolg Georg Kaisers im L'Oeuvre bringt uns den Franzosen näher als alle Erfolge deutscher Unteroffiziere in einem Feldzug.

Walter Mehring

Zu dieser Papiermark

Die Münzverschlechterung beim Denarius und Antoninianus argenteus, die unter Caracalla einsetzte, hatte seit den Jahren, die unmittelbar auf den Tod des Alexander Severus folgten, immer mehr zugenommen. Aber unter dem Kaiser Claudius Gothicus war es so weit gekommen, daß der Antoninianus nur noch 4 oder 5 vom Hundert Silbergehalt besaß! Die Folge ist dann wiederum eine ganz ungesunde Steigerung und unsinnige Schwankung in den Preisen, wodurch die unglückliche Bevölkerung zur Verzweiflung getrieben wird, ohne daß die Kaiser mit ihren Verordnungen über das Unheil Herr zu werden vermögen. Weiterhin eine unaufhörliche Verarmung der zahlreichsten und am wenigsten mit Glücksgütern gesegneten Volksklassen, wobei mehrere Kaiser das Elend der Steuerzahler noch vermehren, indem sie die Steuern in Gold erheben lassen. Der Staat weigerte sich also, die schlechte Münze, mit der er das Reich überschwemmte, an Zahlungsstatt anzunehmen! *Guglielmo Ferrero*

Halbmast !

Denk' ich so an Doktor Wiedtfeld,
der mir mächtig aufs Gemüt fällt,
soll mich da die Wut nicht packen?
Herrgott! Halbmast möcht' ich flaggen.
Manchesmal und heut'gen Falles
haben wir 'nen geistigen Dalles,
und oft ist, kommt in Konflikt er,
ein Gesandter kein Geschickter.

Icasterich

Liebe Weltbühne!

Adele Sandrock, die in Italien gefilmt hat, trifft Albert Steinrück. „Adele, Du warst in Venedig?" „Schweig mir von Rom!" „Wieso?" „Denk Dir: ich komme mit Mama in Venedig an, steige in eine Gondel — da springt mir ein Hase entgegen . . . so groß! Es war eine Ratte."

Freiburger. Selbstverständlich hatte die Hauptstadt Deines Breisgau nicht auf ihre Reichsgründungsfeier verzichtet. Ein Sänger sang zwischen den fulminanten Reden einige patriotische Lieder, und ein blutiger Dilettant wackelte sich auf seinem Cello die schmalzige Berceuse von Godard herunter. Welch einen Mißton hätt' es gegeben, wenn dieses französische Produkt auf dem Festprogramm gestanden hätte! Also stand dort: Romanze von Gotthart. Und so blieb die Reichseinheit auch hier gewahrt.

Verlag „Die Fackel". Du schreibst mir: „Sie zitieren in Nummer 6 unter ‚Antworten' eine Stelle aus dem letzten Heft der ‚Fackel', an deren Schluß es angeblich heißt: ‚Von einem imperialen Pfuscher um Gut und Blut betrogen, gibt Deutschland den Sattel, in den es Bismarck gesetzt hat, einem Mann in Obhut, der grade darin seine fachmännische Vergangenheit verleugnet und lieber dartut, daß er schon selbst reiten kann, er holt sich Rats bei Wunderdoktoren, Tapezierergehilfen und Spenglern, und der Untergang des Abendlands vollzieht sich so, daß es auf ihn hereinfällt." Stil und Sinn dieses Satzes sind zerstört, denn im Original heißt es: ‚erholt sich Rats', nämlich Deutschland und nicht Herr Ebert, dem solches ganz und gar fern liegt. Da man sich ebensogut Rats ‚holen' wie ‚erholen' kann, so muß der Leser den falschen Sinn empfangen und kann den richtigen gar nicht einmal erraten. Eine weitere grammatische Folge ist noch, daß nunmehr das Abendland nicht auf den Untergang, sondern auf Herrn Ebert hereinfällt, was ja immerhin seine Richtigkeit haben mag, aber doch vom ursprünglichen Gedanken abweicht." Ich bringe diese Berichtigung gern, bin aber überzeugt, daß ich vor ihrem Abdruck nur hätte eine Umfrage zu veranstalten brauchen, um festzustellen, daß bei der Gebräuchlichkeit der Wendung: „sich Rats erholen" die meisten meiner Leser den Druckfehler selbst ausgebessert haben — schon weil keiner von ihnen Karl Kraus das Stilmonstrum zutraut, das eben durch diesen Druckfehler entstanden ist.

Zweifler. Ob Herr Edschmid wirklich so schreibe, wie ich in Nummer 7 für möglich erklärt habe? Ach, daß Wort für Wort wahr ist, was hier oftermalen, aber besonders ausführlich in Nummer 42 des XVI. Jahrgangs über den „sublimen Kasimir" ausgesagt worden ist, hat dieser jetzt noch nachdrücklicher als durch die Bloßstellung von Frauen und durch seine Photographien in Modeblättern bestätigen zu müssen geglaubt. In bedauerlicher Verkennung seiner Begabung für Pferde- und Wassersport unternimmt er „eine Zehn-Nächte-Tour durch die europäische Gesellschaft und Literatur" dergestalt: er stopft ein (statt: einen) „Bücher-Dekameron" mit apodiktischen Urteilen voll, die kaum anders als schief sein können, weil der Beurteiler nicht

dreißig, sondern dreihundert Lebensjahre nötig hätte, um einen kleinen Teil all dieser — von ihm entweder durch Tadel geehrten oder durch Lob befleckten — Werke wirklich zu lesen. 748 Autoren werden genannt. Wer darunter ist, befindet sich in Gesellschaft eines Schriftstellers Wenzig, der gewiß einmal die ‚Achatenen Kugeln‘ oder sonst eine Offenbarung des Meisters irgendwo ausgeschrien hat; wer nicht darunter ist, in der Gesellschaft von, beispielsweise: Moritz Heimann, Wilhelm Lehmann, Oskar Loerke, Fritz Mauthner, Alfred Polgar, Jakob Schaffner, Emil Strauß, Ludwig Thoma, Arnold Zweig. Der Schmöker, der aus orthographischen Schnitzern und unrichtigen Interpunktionen besteht und auch über die einfachsten Tatsachen der „europäischen Gesellschaft und Literatur“ mit vollendeter Treffsicherheit eine falsche Auskunft gibt, soll hier nicht etwa durch eine Kritik ausgezeichnet werden. Auf Seite 84 heißt es: „Sprache war nie ein Vorwand, sondern ist man selbst“. Laßt euch Nummer 8 des XIX. Jahrgangs schicken, stellt darin fest, wie Kasimir Edschmid spricht, und Ihr werdet erfahren, wer er ist.

Europäer. Es tut gut, auch einmal asiatische Zeitungen zu lesen, und seiens selbst ungarische. „Im Verlaufe der Debatte über das Budgetprovisorium drang die sozialdemokratische Fraktion immer wieder darauf, daß der Reichsverweser den wegen kommunistischer Verbrechen verurteilten Personen im Wege der verantwortlichen Regierung allgemeine Amnestie erteile . . . Schon damals eröffnete der Justizminister, daß er sich stets eingehend mit der Frage der Begnadigung . . . befassen wolle . . . Auf dieser Grundlage hat der Justizminister auch neuestens dem Reichsverweser 38 Kommunisten zur Begnadigung vorgeschlagen. Darunter befinden sich 16 Personen, die zum überwiegenden Teil zu einer Zuchthausstrafe von über fünf Jahren verurteilt sind. Diese wurden bereits begnadigt und werden aus dem Zuchthaus entlassen.“ In welchem unser Land der Dichter und Denker, das mit solchem Land der Richter und Henker nichts gemein zu haben wünscht, sämtliche Kommunisten von Mühsam bis Fechenbach sitzen lassen wird, bis daß sie verreckt sind.

Verfolgter. Sie schreiben mir: „Wissen Sie vielleicht, welche Partei die Abschaffung der Wohnungsämter auf ihre Fahne geschrieben hat? Ich plädiere für sie, und sollte sie sonst die Monarchie wollen.“ Wie undeutsch Sie sind! Als Deutscher gründet man in solchem Fall selber eine Partei. Nach dem Vorbild des alten Ledebour etwa. Als sich dem der zweite und dritte Mann zum Skat gesellt hatten, schlossen sie ihn bei einer Meinungsverschiedenheit einfach aus der Partei aus. Deshalb werden Sie gut tun, in Ihre Partei zur Abschaffung der Wohnungsämter erst gar kein Mitglied hineinzunehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, von der Heydt-Str. 7
Verlag der Weltbühne.Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Die italienischen Wahlen von Hans-Erich Kaminski

Genua, Ende Februar 1924

Nach den beiden fatalen Jahren 1922 und 23, die den Sieg der Reaktion in Italien, Spanien und Bulgarien brachten, scheint das Jahr 1924 mit bessern Aussichten zu beginnen. In England ist ein sozialistisches Ministerium ans Ruder gelangt, in Frankreich ist der Block der Linken so gut wie komplett, die Reparationsfrage kommt ihrer Lösung näher, und auch der Fascismus hat seinen Höhepunkt bereits überschritten.

Wenn man freilich den Wahlkampf in Italien nur oberflächlich betrachtet, steht der Fascismus da wie aus Erz gegossen, unbeweglich und unerschütterlich. Er wird auch am 6. April als Sieger aus der Urne steigen, die diesmal nur durchaus nicht mit der Büchse der Pandora verglichen werden darf. Denn Alles ist schon vorher gesetzlich festgelegt, und Mussolini wird seine Zweidrittelmehrheit haben. Die Lage der übrigen Parteien wird durch einen Artikel klargestellt, den der Führer des rechten Flügels der Popolari, Meda, jüngst veröffentlicht hat. Er erklärt darin, daß seine Partei sich nicht an den Wahlen beteilige, um den Fascisten die Majorität streitig zu machen, sondern einzig, um das der Opposition reservierte Drittel der Mandate kämpfen wolle. Der Artikel hat in den oppositionellen Kreisen der Popolari viel böses Blut gemacht, und man versucht dort sogar, einen Druck auf Don Sturzo auszuüben — er regiert immer noch die Partei, obgleich er den Posten ihres Sekretärs niedergelegt hat — , damit er Medas Ausschluß herbeiführe. Aber im Grunde spricht er nur eine Tatsache aus. Die Fascisten werden die Wahlen machen: sie haben allein eine lückenlose Organisation, sie haben die Verwaltung, und sie haben vor allen Dingen die nationale Miliz.

Die Oppositionsparteien hätten am würdigsten und auch am wirksamsten gehandelt, wenn sie die allgemeine Wahlenthaltung proklamiert hätten. Der Gedanke ist eine Zeitlang ziemlich lebhaft diskutiert worden; aber es scheint, daß in einem Lande, wo der politische Ehrgeiz so groß, die politische Diszinlin so gering ist wie in Italien, die Entsagung, die in der Stimmenthaltung liegt, nicht aufgebracht werden kann. Nicht einmal die proletarischen Parteien haben sich einigen können. Sie werden alle vier getrennt in die Schlacht marschieren, obgleich sie kaum die Möglichkeiten der einfachsten Propaganda besitzen. Nach der Sprengung der unitarischen Versammlung in Genua ist acht Tage später eine zweite, die in Neapel stattfinden sollte, vom Präfekten verboten worden. Tragische Ironie der Geschichte: die beiden Redner, die für diese Versammlungen vorgesehen waren, sind grade die beiden mailänder Advokaten, die während des libyschen Krieges den Genossen Mussolini verteidigten. Mussolini, der heute nicht nur Soldaten, sondern auch Mitglieder der nationalen Miliz gegen die „Rebellen“ nach demselben Libyen schickt, war damals angeklagt, er habe die Frauen

der Romagna aufgehetzt, mit allen Mitteln ihre Männer von der Teilnahme am Kriege abzuhalten. Obgleich er nicht freigesprochen wurde, umarmte und küßte er am Ende des Prozesses seine Verteidiger und versicherte sie im offenen Gerichtssaal seiner ewigen Dankbarkeit. Tempora mutantur. Ein andrer Beweis für die Ohnmacht der Opposition ist die Tatsache, daß die Gewerkschaften sich als vollständig apolitisch erklärt haben und ihren Mitgliedern nicht erlauben, sich am Wahlkampf zu beteiligen. Ein Mann wie Arragona, seit Jahrzehnten einer der bekanntesten Abgeordneten der Sozialisten, wird daher in der neuen Kammer fehlen.

Die Fascisten sind also die im Voraus mit allen Garantien ausgestatteten „Sieger“. Sie haben alle Macht, und sie haben sogar das Gesetz für sich, sodaß sie nun die „neue politische Ethik“ und die „Erneuerung der altersschwachen Politiker“ ohne weiteres durchführen können. Diese Erneuerung und diese Ethik sehen folgendermaßen aus:

Im Ministerium des Innern hat sich ein Fünferausschuß der fascistischen Partei niedergelassen, um „die große Liste“ aufzustellen. Vor diesem Parteiausschuß erscheinen der Reihe nach sämtliche Präfekten und viele andre Beamte, es erscheinen die Vertrauensleute aus den einzelnen Bezirken, es erscheinen die pezzi grossi der Provinzstädte, es erscheint last not least eine unendliche Kette von Bürgern, die für fünfzehntausend Lire im Jahr das italienische Volk vertreten möchten. Der Ministerpräsident hat die Wahlen für eine belanglose Angelegenheit erklärt, mit der sich die Regierung kaum beschäftigen würde; indessen berichten die Zeitungen, daß der Unterstaatssekretär Acerbo sein Bett im Palazzo Viminale hat aufstellen lassen, ein General, der das Feld der Ehre nicht verlassen will, auf dem um die neue Ethik geschachert wird.

Schlimmer noch als um die neue Wahlethik steht es um die Erneuerung der Personen. Was an Fascisten zur Verfügung steht, ist nicht sehr repräsentativ. Die bisher bekannten Namen sind meist recht unbekannte Provinzgrößen oder Dekorationsstücke, wie die Inhaber der goldenen Medaille, die die Regierungsliste enthalten wird. Jedoch der Fascismus, der mehr Knüppel als Köpfe zur Verfügung hat, weiß sich zu helfen. Die Mitarbeit andrer Parteien lehnt er allerdings strikt ab, aber die Mitarbeit von Personen nimmt er gern an. So kommt es, daß auf der Regierungsliste all die alten Routiniers stehen, die doch eigentlich erneuert werden sollten. Ja, als Orlando, de Nicola, Fera, de Nava und die ganzen Demokratisch-Sozialen die Formel Mussolinis — keine Parteien, nur Personen — nicht anerkennen und teils eigne Listen aufstellen, teils sich gänzlich aus dem politischen Leben zurückziehen wollten, wurde der mächtige Fascismus sehr klein. Er setzte alle Hebel in Bewegung, schickte Vermittler über Vermittler, ließ sogar den König seinen Einfluß geltend machen — Alles, um diese Männer von ihrem Vorhaben abzubringen. Denn um diese Persönlichkeiten gruppiert sich das ganze Leben Süditaliens, besonders Siziliens, und die Stellung des Fascismus ist hier immer nur sehr schwach

gewesen. In der Tat ist gelungen, Orlando doch noch in die Regierungsliste zu bekommen, und auch mit den andern Demosozialen wird allem Anschein nach noch ein Vergleich zustande kommen. Nur der bisherige Kammerpräsident De Nicola ist offenbar ernsthaft entschlossen, sich aus dem politischen Leben zurückzuziehen.

Dieses ganze Hin und Her mit seinen stündlich wechselnden Entschlüssen hat den süditalienischen Politikern ebenso wenig genutzt wie dem Fascismus. Das große Publikum sieht dabei nur, daß auch ein schwarzes Hemd noch keine gewölbte Brust ist, daß die Sessel im Montecitorio immer noch ihren Reiz haben, und daß auch in angeblich entscheidenden Augenblicken die Prinzipien nur rhetorische Figuren sind. Die Orlando und Genossen haben sicherlich nicht sehr männlich gehandelt, als sie in vierzehn Tagen zweimal ihre Stellung änderten; aber im Grunde hat Jeder gewußt, daß ihre Politik zu drei Vierteln Personalpolitik ist. Der Fascismus dagegen, der längst Alles aufgegeben hat, was er als Partei wollte, hat nun auch als Regierung in voller Oeffentlichkeit einen Schritt rückwärts gemacht.

Thüringen und Mecklenburg von Emil Rabold

Das Jahr 1924 steht im Zeichen der allgemeinen Wahlbewegung. Zwei Einzelländer haben den Anfang gemacht: Thüringen und Mecklenburg. Der Ausgang der Wahlen in diesen beiden Ländern charakterisiert den politischen Zustand in Deutschland. In Bayern und Braunschweig, die in den nächsten Wochen folgen, wird aller Voraussicht nach die gleiche politische Linie eingehalten werden, und die Reichstagswahlen, die nunmehr, so Gott will, im Juni stattfinden sollen, werden kaum davon abweichen: Abwanderung der Wähler nach rechts und nach links — und Zerreibung der Mitte. Zustrom zu den extremen Flügeln, die Willen zur Aktivität, zur politischen Handlung bekunden (ob sie ihn in die Tat umsetzen können, ist eine andre Frage) — Abkehr von den Parteien der Mitte, die untätig und unfähig sind, den drängenden Problemen des Tages beizukommen.

Am meisten ist bei den Wahlen in Thüringen und Mecklenburg die S.P.D. mitgenommen worden. Sie steht wie ein alter Gänserich, gerupft und zerzaust, auf dem Blachfeld des Wahlkampfs. Sie hat in Thüringen nahezu ein Drittel ihrer Wähler an die Kommunisten abtreten müssen und in Mecklenburg sogar mehr als die Hälfte ihrer Gefolgschaff verloren. Kommunisten und Deutschvölkische teilen sich hier in den Raub.

Dabei ist zu beachten, daß der Wahlausgang in Thüringen für die sozialistischen Parteien im Ganzen nicht einmal ungünstig ist. Wenigstens nicht absolut genommen. Denn gemessen an der Stimmenzahl von 1921 hat die sozialistisch-kommunistische Linke etwa 30 000 Stimmen gewonnen und ihre Mandatziffer um 2 vermehrt. In der Relation zu dem Gewinn der bürgerlichen Parteien ist für die Linke freilich ein ungeheurer Verlust eingetreten. Der Wahlkampf, der von bürgerlicher Seite, vom Ordnungsbund, mit einer riesigen Kraftentfaltung, mit viel Geld und großer Demagogie geführt wurde, hat das Heer der Nichtwähler mobil gemacht, die Wahlbeteiligung ist von 70

auf über 90 Prozent gestiegen, und dieses Plus an Mehrwählern — es sind ungefähr 200 000 — ist fast ausschließlich den bürgerlichen Parteien zugute gekommen. Deren Mandatziffer ist von 26 auf 42 gestiegen, darunter zum ersten Mal vertreten die Deutschvölkischen mit 80 000 Stimmen und 7 Mandaten, an deren Spitze Arthur Dinter, der Sünder wider den Geist, steht.

Auch in Mecklenburg haben neben den Deutschnationalen die Deutschvölkischen einen riesigen Erfolg erzielt. Sie rücken, der Herr von Graefe-Goldebee an der Spitze, mit 12 Mandaten und 61 000 Stimmen zum ersten Mal in das mecklenburgische Parlament ein, stehen also den Sozialdemokraten, die 70 000 Stimmen und 15 Mandate erzielt haben, nur um wenige Stimmen nach. Auch die Deutsche Volkspartei, die Demokraten und die kleinern Lokalparteichen haben große Verluste erlitten, von denen den Vorteil die Deutschvölkischen und die Deutschnationalen haben. Dabei ist zu beachten, daß der Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen um mehr als die Hälfte hier nicht, wie in Thüringen, den Kommunisten zugute gekommen ist. Diese haben vielmehr in Mecklenburg nur einen Teil der abwandernden Wähler auffangen können: der andre Teil ist nach rechs marschiert und bei den Deutschvölkischen gelandet.

Der Bewegungsprozeß der Wähler, unter Zugrundelegung der Wahlergebnisse in Thüringen und Mecklenburg auf die Reichstagswahlen und die Reichspolitik übertragen, eröffnet uns für die nächsten Jahre deutscher Innen- und Außenpolitik recht hübsche Perspektiven. Das Zentralorgan der S.P.D., die von dem Verlust am härtesten betroffen wird, der ‚Vorwärts', hat den Stimmenrückgang der Sozialdemokratie in Thüringen und das Wachstum der bürgerlichen Stimmen darauf zurückzuführen versucht, daß sich die Partei dort zu spät von den Kommunisten losgelöst und zu wenig staatsmännische Politik getrieben habe. Tatsächlich hat die Sozialdemokratie in Thüringen mit offener, aber stillschweigender Unterstützung der Kommunisten regiert und regieren können. Sie hat sich außerdem bemüht, einen ausgesprochenen Linkskurs zu steuern. In Mecklenburg war das nicht der Fall. Hier gab es keine Linksopposition innerhalb der Partei und keinerlei Zusammengehen mit den Kommunisten. Unter Führung des sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Stelling wurde da eine rein staatsmännische Politik gemacht: die Linie neigte immer mehr nach rechts — bald ging es in Gemeinschaft mit den Demokraten, bald mit den Demokraten und der Deutschen Volkspartei. Der Erfolg? In Mecklenburg hat die Partei mehr als die Hälfte der Stimmen verloren, in Thüringen hingegen nur ein Drittel. Auch schlimm genug — aber doch ein Beweis dafür, daß die Massen auf die Dauer einer Politik des Klasseninstinkts immer noch lieber Gefolgschaft leisten als einer Politik der staatsmännischen Klugscheißerei, in deren Bahnen sich die Politik der Gesamtpartei seit Kriegsende fast ausschließlich bewegt hat. Der Erfolg liegt jetzt zutage. Er wird sich bei den Reichstagswahlen noch durchschlagender zeigen.

Nichts wäre verkehrter, als die Wahlergebnisse in Mecklenburg und Thüringen auf lokal begrenzte Ursachen zurückzuführen. Grade im Hinblick auf den Ausgang der Wahl in Thüringen, dessen Politik unter links gerichteter sozialistischer Führung auch der Kritik jedes

anständigen bürgerlichen Politikers (soweit einer noch hervorzutreten wagt) standhalten konnte, zeigt sich, daß die Urheber des Rückgangs nicht in Weimar, sondern in Berlin sitzen. Sie saßen und sitzen in der Wilhelm-Straße, die den Ausnahmezustand gebracht hat, und sie saßen und sitzen in der Linden-Straße, die nicht nur den Ausnahmezustand geduldet, sondern auch das Ermächtigungsgesetz geschluckt hat. Grade in Thüringen haben diese Gewaltmethoden verheerend gewirkt. Die Arbeiter sprachen: „Gewiß, die Politik der thüringischen sozialistischen Regierung läßt sich rechtfertigen. Aber was nützt sie uns, wenn Ebert uns den General Hasse auf den Hals schicken kann und die berliner Parteileitung samt Reichstagsfraktion jeder klaren Entscheidung ausweicht und auf jedes Kompromiß eingeht, nur um in der Regierung zu bleiben oder sich den Weg für einen spätern Wiedereintritt nicht zu versperren!“ Der Zwischenruf: Ausnahmezustand! oder: Ermächtigungsgesetz! brachte jeden sozialdemokratischen Redner aus dem Konzept. Wäre die Politik der thüringischen Regierung nicht so vollständig zu rechtfertigen gewesen, hätte die thüringische Partei nicht in deutlich sichtbarer Opposition zur Reichspolitik gestanden: der Verlust wäre für sie noch größer, die Gewinne der Kommunisten wären noch umfassender geworden. Wie denn überhaupt zu sagen ist, daß in Thüringen wie in Mecklenburg die Erfolge der Kommunisten beträchtlich geschmälert wurden durch die Fesseln des Belagerungszustandes, die bei ihnen ganz straff gezogen waren, während sie die Sozialdemokraten in der Wahlagitation nur leise spürten, die bürgerlichen Parteien und die Deutschvölkischen hingegen überhaupt nicht.

Man kann in der Politik Parteien betrügen — eine Klasse läßt sich auf die Dauer nicht betrügen. Das ist das Menetekel der Wahlen in Thüringen und Mecklenburg für die S.P.D. Die Wähler wenden sich von ihr ab, entweder nach links oder nach rechts. Beide extremen Flügel, die Kommunisten und die Deutschvölkischen, sind letzten Endes die Frucht derjenigen sozialdemokratischen Politik, die sich staatsmännisch nennt und staatserhaltend gebärdet, in Wirklichkeit aber, durch die Erzeugung jener Extreme, staatszerstörend wirkt, weil sie unpositiv, kurzsichtig, instinktlos und langweilig ist. Die proletarischen Schichten, die trotz Kriegswirren und Nachkriegsversprechungen den Willen zum Leben und zur aktiven Gestaltung ihres Schicksals nicht verloren haben, sind der theoretischen Raisonnements müde geworden. Sie wollen nichts mehr davon hören und wollen erst recht sich durch keinen Kurswechsel mehr vertrösten lassen und sind überdrüssig geworden des Liedes, daß „die Verhältnisse“ dies und jenes nicht erlauben, und daß man eben warten müsse auf die Reife einer bessern Zeit. Sie leben in der Gegenwart, die sie geändert wissen wollen, bereit, daran selber mitzuschaffen. Wer den Willen zu positiver Tat bekundet, dem werden sie folgen.

Zu diesem deutschen Wesen von Theodor Fontane

Nichts schrecklicher und lächerlicher zugleich als die ewigen Einbildungen von unsrer deutschen Herrlichkeit und Ueberlegenheit. Die Leute lernen woanders auch lesen, schreiben, rechnen, und Polizei gibt es auch überall.

XXXII. Wirtschaftsmittler

3.

Maximilian Kempner

Während Louis Hagen von der Finanz in die Industrie kam, ist Maximilian Kempner von der Jurisprudenz gekommen. Er war der erste aus der Klasse jener Finanzjuristen, die in Deutschland während der letzten Jahrzehnte so sehr in Mode gekommen sind, als Aktien-, Kartell- und Steuer-Advokaten sich von der reinen Prozeßpraxis immer mehr entfernt und der „positiven“, dazu pekuniär viel ergiebigern Arbeit auf wirtschaftlichem Gebiete zugewandt haben. Aber Kempner, der erste, war auch der weitaus erfolgreichste dieser Finanzjuristen, denn er beging nicht die Dummheit, der manche seiner Kollegen wenigstens im Anfang ihrer Laufbahn verfielen, mit den Oppositionsaktionären gegen die Verwaltungen anzurennen, sondern er ging von vorn herein mit den Verwaltungen und mit den Majoritäten. Er begann als Aktienjurist und Generalversammlungsnotar; aber, seine ausgesprochene Begabung nicht nur für die juristische Einkleidung komplizierter Geschäfte, sondern auch für die Geschäfte selbst führte ihn bald als Berater und schließlich als Leiter in die Aufsichtsratsgremien. Dabei konzentrierte er sich nicht, wie der als Aktien- und Bilanzjurist ebenso bedeutende Julius Flechtheim (Louis Hagens juristischer Adlatus), auf die Arbeit für einen einzigen großen Gesellschaftskonzern, sondern er besaß die Gabe, viele Zügel auf ein Mal in der Hand zu halten und doch jeden Wagen so sorgfältig und klug zu lenken, als ob es der einzige wäre, den er zu führen hätte. Heute ist dieser Maximilian Kempner Aufsichtsratsvorsitzender von 15 Gesellschaften, stellvertretender Vorsitzender von 3 Unternehmungen und Aufsichtsratsmitglied von 40 Gesellschaften, daneben Grubenvorstand einer Anzahl Gewerkschaften, also ebenso wie Louis Hagen ein „Großaufsichtsrat“ erster Ordnung. Ueberall, aber besonders dort, wo Kempner Aufsichtsratsvorsitzender ist, weiß er auf das Genaueste in allen Details der Geschäftsführung Bescheid, und für seine Direktoren ist er ein Kontrolleur, wie sich ihn das — im Allgemeinen auf die heutigen Konzern- und Konzentrationsverhältnisse nicht mehr zugeschnittene — Aktiengesetz nur wünschen kann. Die ungeheure Ueberlegenheit und Differenzierungsfähigkeit dieses beweglichen Geistes, seine stupende Gedächtniskraft und das Talent, über der Materie, ja über vielen Materien gleichzeitig zu stehen, setzen ihn instand, eine Aufgabe zu erfüllen, die sonst innerhalb des neuern Aktienwesens eigentlich unerfüllbar geworden ist. Nicht nur innerhalb eines bestimmten Konzerns oder einer bestimmten Industrie beherrscht Kempner in so vielfältiger Weise die Geschäfte — das tun auch Andre — , sondern „seine“ Unternehmungen liegen auf den verschiedensten und verschiedenartigsten Gebieten. Er ist gleich

orientiert und routiniert in der Kali-Industrie, in der Chemischen Industrie, in der Fettextraktions-Industrie, in der Zement-Industrie und in Dutzenden andrer Gewerbe. Er ist ein Fachmann auch auf Gebieten, zu denen er nur in losen Beziehungen zu stehen scheint, darum ein Kombinator, Vermittler und Verhandler, wie es ihn in der deutschen Wirtschaft nicht zum zweiten Mal gibt. Die formale Juristik aber, die ihm im Handgelenk sitzt, verleiht ihm die Möglichkeit, für seine Operationen nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch gleichzeitig den absolut sichern juristischen „Dreh“ zu finden. Wenn alle Andern in einer besonders schwierigen Sache versagen: Kempner macht es, findet neuartige Auswege und überwindet die hartnäckigsten Hindernisse. Die Versammlung, die er leitet, ist vor Ueberraschungen gesichert: er hat die Führung, auch wenn Dutzende von Opponenten auf ihn einstürmen, fest in der Hand und läßt sich nie verblüffen, ablenken, außer Takt bringen. Aber er wendet die neuesten komplizierten Methoden der Finanz- und Aktientechnik nicht nur meisterlich an, sondern er schafft auch neue. Die Gesellschaften, denen er dient, sind in sicherer Hut, und sein einziger Fehler in den Augen der Direktionen ist vielleicht nur der, daß ihnen seine wertvolle „Hilfe“ manchmal auch recht unbequem werden kann.

In einigen großen Unternehmungen, so bei der Chemischen Fabrik Scheidemandel, beim Kalisyndikat, bei der Kaligesellschaft Heldburg hat sich die aufsichtsratsleitende Tätigkeit Kempners fast zur geschäftsleitenden vertieft. Trotzdem ist dieser Kempner keine materiell wirtschaftsschöpferische Kraft, kein bauender Industrieller, kein wegweisender Kaufmann: er ist ein Formalist so finderischer, kombinatorischer, ideenreicher und fast equilibristisch geschickter Art, daß die Sache, die er „aufmacht“, im Guten, manchmal allerdings auch im Schlechten in der denkbar stärksten Weise gefördert wird. Dabei nicht ein Kämpfer, der notwendig werdende Auseinandersetzungen mit offener Kampfleidenschaft führt, sondern ein dialektischer Fechter, der den Gegner umkreist, umschmeichelt, umlauert und mit seiner unendlichen Suada derart umgarnt, daß es sich schließlich um den Gegner wie ein engmaschiges Wort- und Gedankennetz legt, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. Kein Tiger, keine Katze (denn von einer diabolischen Falschheit hat Kempners Dialektik nichts), sondern eine Spinne ist diese Dialektik, die, wie sein ganzes Denken und Tun, frei von jeder moralischen Zielsetzung und jeder wirtschaftlichen Weltanschauung, ganz voraussetzungslos geschäftstechnisch ist und darum der echten konstruktiven Größe entbehrt. Seine Geistesschärfe — und er besitzt eine außerordentliche Geistesschärfe — drückt sich nicht wie die seines vollständigen Widerparts Flechtheim in einer äußersten, knappsten Wort- und Bildprägnanz aus, sondern sie bedient sich eines fast nie versiegenden Wortreichtums, um manchmal viel zu sagen, um manchmal noch mehr zu verschweigen. Stundenlang plätschert manchmal Kempners monotoner Wortregen aus dem nun schon ergrauten Barbarossabart auf die Zuhörer nieder: sie bekommen so viel und so vielerlei, mul-

tum et multa, zu hören, daß sie oft gar nicht merken, wie sie von dem Wesentlichen fortgelenkt werden.

Kempner hat sich auch politisch betätigt: er ist einmal — nach dem Tode Kaempfs — als demokratischer Bewerber um den ersten Berliner Wahlkreis, die letzte Burg des Freisinns in Berlin, aufgetreten und hat ihn trotz nicht geringen Widerständen (auch im eignen Lager) erobert. Allerdings nur für ein paarTage. Dann kam die Revolution und fegte ihn mit dem letzten Reichstag des kaiserlichen Deutschland fort. Ein Volksmann ist der Aktienmann natürlich nicht, und niemals ist seine Dialektik so taub, als wenn sie sich des Pathos bedient. Es ist kein echtes, kein gefühltes Pathos, und das kann nicht anders sein bei einem Manne, der sich höchstens zu den Forderungen der politischen, formalen Demokratie bekennt, der in allem Wirtschaftlichen aber wie die meisten industriellen Demokraten sich in nichts von den Männern der Deutschen Volkspartei unterscheidet.

Verlagsschmerzen von Georg Hermann

In dem Briefwechsel der ‚Weltbühne‘ zwischen Herbert Eulenberg auf der einen und einer Schar von Verlegern — wohlgemerkt: Großverlegern, die die Vorwürfe nicht auf sich sitzen lassen wollten, den kleinen sind sie gleichgültig! — auf der andern Seite, vermisse ich eigentlich das Wichtigste. Es wird da nur immer davon gesprochen, wie die Dinge waren, wem Unrecht geschah, und durch wessen Schuld sie so wurden. Das kommt mir so vor, als ob ein ärztliches Consilium einberufen würde am Krankenbett und die Aerzte sich nur darüber unterhielten: Wie ist der Mann dazu gekommen, krank zu werden? Ist er überhaupt krank? Redet er es sich ein? Simuliert er? Und während sie so in der besten Kontroverse sind, stirbt der Patient. Und die Aerzte — nehmen wir an, es waren Militär-Aerzte — sagen: Der Kerl hat Glück — morgen sollte er wegen Simulierens eingesperrt werden!

Ja, eigentlich wäre es doch viel wichtiger, wenn sie sich überlegt und gemeinsam etwas herausgefunden hätten, um den Kranken gesund zu machen oder wenigstens langsam wieder zu kräftigen. Alles Andre geht uns doch gar nichts mehr an. Was war, war — davon beißt keine Maus den Faden ab.

Unterstellen wir also als den Tatsachen entsprechend, daß der Schriftsteller durch die Inflation vielfach um seinen Anteil an dem Buchverkauf gebracht wurde . . . was ich aus meiner eignen Erfahrung nicht bedingungslos zugeben möchte. (Ich hatte frühzeitig ein Abkommen, das heißt: es war nicht von mir ausgegangen, sondern vom Verleger, das nach Möglichkeit versuchte, mich vor der Geldentwertung zu schützen und mich zu meinem Anteil kommen zu lassen. Aber da der Buchverkauf sehr zurückging, so waren trotzdem die Einnahmen recht unbedeutend geworden, und ich wäre wohl ebenso gut ohne diesen Schutz wie mit ihm allein über die schweren Jahre nicht hinweggekommen, wenn mich nicht eine ausländische Zeitung zu einer Mitarbeit herangezogen hätte, die mich grade so durch-

kommen ließ, aber für nichtjournalistische Arbeit tot legte. Und das kam mir nicht ungelegen. Nicht wegen der ungenügenden und völlig fehlenden materiellen Entlohnung, die schriftstellerische Arbeit in Deutschland in den letzten Jahren fand — ich habe mit meinen ersten vier Büchern 1896 bis 1900 nicht einen roten Heller verdient und mit Freuden gehungert. Aber damals, da wußte man, warum man es tat: es war trotzdem ein Publikum, ein Vibrieren, eine Resonanz da, es wurde trotzdem aufgenommen, weitergetragen, man ereiferte sich dafür oder dagegen — in diesen Jahren jetzt hatte man das Gefühl, als ob man Steine in einen Burgbrunnen würfe, schwarz und so tief, daß man es nicht mal aufklatschen hörte, als ob man allein einen Schneesturm überbrüllen solle. Fast alles Gute aus diesen Jahren ist verloren — auch Eulenberg hat es an seinem Roman ‚Auf halbem Wege' erfahren. Nicht nur materiell verloren — das würde nicht zählen — : sondern ideell, seelisch verloren, als Volksgewinn, Kunstgewinn.) Also unterstellen wir trotzdem als richtig: Der Schriftsteller ist — mit wenigen Ausnahmen, die man der Gerechtigkeit wegen zugeben muß — durch die fortgesetzte und sprunghafte Geldentwertung geschädigt worden. Es würde ihm jedoch kaum merklich besser gegangen sein, wenn das nicht geschehen wäre; und es würde ihm in diesem Augenblick genau so schlecht gehen, wie es ihm grade geht. Also dreschen wir leeres Stroh, wenn wir uns jetzt darüber unterhalten mit den Herren Verlegern, da es viel wichtigere Dinge mit ihnen zu bereden gibt.

Die Ausfuhrstelle? Friede ihrer Asche! Ich brachte mal das Gespräch auf die Erlebnisse des Krieges. „Wollen nicht darüber sprechen", sagte mir Jemand, der viel mitgemacht hatte — „ich bin darin wie eine alte Hure, die nicht gern an ihre Vergangenheit erinnert wird." Ueber die Unglückseligkeit und geistige Kurzsichtigkeit dieser Maßnahme, um nicht Borniertheit zu sagen, die eingeführt wurde zu einer Zeit, da kein Hund einen Brocken von Deutschland nehmen wollte und die einzige Möglichkeit noch bestand, daß man geistig und künstlerisch durch die Vermittlung des Buches wieder für Deutschland warb, braucht nicht mehr gesprochen zu werden. Ebenso wenig darüber, daß sie den Schleichhandel und das Schieben mit Büchern indirekt begünstigte und durch Preisverwirrung zu dem völligen Ruin des deutschen Buches im Ausland führte — während zur gleichen Zeit das französische Buch durch eine geschickte, vom Staat geleitete und mit reichen Mitteln wohl auch subventionierte Propaganda mit eignen Buchhandlungen im neutralen Ausland an seine Stelle trat. Ich fand viel und fast überall in Holland die gleichen Zustände wie Eulenberg in Amerika und habe meine Erfahrungen dem Auswärtigen Amt mitgeteilt, ihm meine Vorschläge zu einer Remedur unterbreitet, mit dem vorauszusehenden Erfolg, daß man höflich mit „Interesse" davon Kenntnis nahm, ja, sie als Grundlage für „Besprechungen" benützte, und mit dem gleichfalls vorauszusehenden Erfolg, daß jetzt, nach endlicher Aufhebung der Ausfuhrerschwerung, die Karre nicht mehr bis über die Speichen im Dreck steckt, sondern völlig drin versunken ist (ich stütze mich hier auf die Angaben eines Großverlegers vom 30. Januar 1924).

Also auch diese Sache mit der Dummheit der Ausfuhr-Ober-, Unter- und Nebenstelle unterstellen wir als wahr . . . aber was ist

damit gebessert, wenn wir uns im Augenblick darüber unterhalten, ob und wieweit sie berechtigt war — nutzlose Zeitverschwendung! Den Erlolg haben wir gesehen. Ebenso wie der Notstand des Schriftstellers — und zwar fast ausnahmslos bis zu den allerersten Namen Deutschlands! — ganz und gar unbestritten ist und bleiben muß.

Reden wir doch nicht mehr darüber, wie die Dinge gekommen sind, wer Schuld trägt, sondern sprechen wir doch darüber: Was ist zu machen, daß sie anders werden?

Ich persönlich bin gegen Verleger. Ich bin zwar mein Lebtag vorzüglich mit ihnen ausgekommen, und die, mit denen ich nicht auskam, habe ich bald links liegen lassen. Ich habe auch menschlich Freunde unter den Verlegern und habe mich weder jetzt noch früher durch sie besonders geschädigt gefühlt. Ich bin stets mit ihnen so gut gefahren, wie man nach Maßgabe der Usancen überhaupt wohl mit ihnen fahren kann. Ich rede hier überhaupt nicht pro domo.
Und doch bin ich gegen Verleger. Als Institution. Und das kommt daher: ich kann mir nämlich eine Schriftsteller-Republik vorstellen, die aus sich selbst heraus verlegt, zugleich geistiger Produzent der Ware und materieller Hersteller und Zwischenhändler ist, und in der die Verleger von heute als geschäftliche Leiter fungieren (oder welche Plätze sie sonst nach ihren Leistungen beanspruchen können) und dabei als solche ihr anständiges Auskommen haben, während die Schriftsteller — nach Maßgabe ihres Umsatzes! — Teilhaber oder Gesellschafter sind. Es liegt gar keine Notwendigkeit vor, daß das auf einer anders geformten sozialen oder staatlichen Grundlage geschieht. So ähnlich, sagen wir, wie eine große Gewerkschaft ihre Konsum-Geschäfte hat, ließe sich das auch machen. Zumindest steht dem theoretisch nichts im Wege. Und wenn die Versuche, die bisher in dieser Richtung gemacht wurden, mißlangen, so beweist das nur, daß sie schlecht gemacht wurden, oder daß sie innen und außen starke Widerstände hatten, daß die Gewerkschaft als wirkliche Macht fehlte, die hinter ihnen stand . . . aber keineswegs, daß sie undurchführbar sind. Was würde es, zum Beispiel, im großen Ganzen ändern, wenn die einzelnen Universitäten oder Fakultäten den wissenschaftlichen Verlag übernähmen — der ein Kapitel für sich ist, und zwar ein vielfach besonders düsteres.

Da diese Umwandlungen aber sicherlich in den nächsten zwanzig, dreißig Jahren noch unausgeführt sein werden, so bleibt uns nichts andres übrig, uns Schriftstellern und euch Verlegern, als daß wir versuchen, mit einander so gut auszukommen, wie irgend angeht. Weil wir nämlich beide auf einander angewiesen sind. Und zu dem Zweck sollten wir uns einmal gemeinsam überlegen: Was ist zu tun,

I. daß wir das geistige Niveau in Deutschland wieder heben;
II. daß wir den Absatz des Buches steigern;
III. daß wir dem deutschen Buch im Ausland wieder Boden gewinnen;
IV. daß wir von Deutschland aus die Uebersetzung des deutschen Buches in fremden Ländern und in fremde Sprachen regeln (wenn ich Hosenträger fabriziere, kann ich sie in der ganzen Welt verkaufen, so weit die Menschen Hosen tragen, und sofern ich weltgängige Muster fabriziere, die der ausländischen Konkurrenz standhalten. Wenn ich aber als Schriftsteller weltgängige Gedanken fabriziere, werden sie

mir sofort, jenseits der deutschen Grenze meist für ein Butterbrot
ohne Butter, für ewig und alle Zeiten aus der Hand gewunden . . .
und weder ich noch mein Verleger noch mein Land hat irgendwelche
Möglichkeit, dahin zu wirken, daß das für das deutsche Schrifttum in
Wahrheit Bezeichnende an jene Stelle dringt, wo es Deutschland und
deutsche Kultur repräsentativ und wirksam vertreten kann);
V. daß wir den Schriftstellerstand vor dem Eingehen durch Entkräftung schützen;
VI. daß wir die Möglichkeit fester und bestimmter prozentualer
Anteile am Buch für seinen Schöpfer festlegen;
VII. daß der Schriftstellerstand als Gewerkschaft, nicht der Einzelne, sondern die Organisation, das unpersönliche Etwas, in Verbindung mit Vertretern des Verlegerstandes das Recht einer Kontrolle des Absatzes bekommt. Das ist kein Mißtrauensvotum (bei
neunundneunzig Verlegern wird es unnötig sein, beim hundertsten
nötig), sondern bedeutet eine Kontrolle, wie sie kaufmännisch jedem
mitbeteiligten und gleichberechtigten Vertragskontrahenten zukommt,
und wie sie die Organisation in Frankreich längst ausübt, wenigstens für das Theater;
VIII. daß tantiemenfreie Bücher wie Theaterstücke wie Musikwerke einen geringern Prozentsatz, meinethalben 5 Prozent, meinethalben 2½ Prozent des Ladenpreises, oder selbst der Verlagseinnahme
an einen Fonds zur Subvention von Schriftstellern abzugeben haben
(endlich gehören doch die alten Bücher nicht als Wollschafe den Verlegern allein, sondern auch dem Schriftsteller als dem heutigen Vertreter Dessen, der sie einst schrieb. Und wenn man an jene alten
Herren, die so vornehm und glücklich sind, schon dreißig Jahre und
mehr tot zu sein, die Frage richtete: ob sie etwas dagegen haben,
daß ein Bettelpfennig von ihren jetzigen Umsätzen, für die sie ja
doch keine eigne Verwendung mehr haben, ihren notleidenden Kollegen von heute zugute kommen soll — selbst der hochnäsigste Klassiker im Olymp würde beistimmend und mitleidig mit dem Kopf
nicken);
IX. daß man außerdem die Schutzfrist von 30 auf 50 Jahre erhöhen soll, spricht nicht dagegen. Man kann ja das Buch oder Werk
nach 30 Jahren für die Vervielfältigung frei geben, aber nicht für die
Tantiemen. Die Aufhebung der Schutzfrist nach 30 Jahren sollte ein
Geschenk sein, das der Künstler — warum sozialisiert man grade
den Künstler, warum zwingt man nicht auch die Erben eines Bankiers,
30 Jahre nach dessen Ableben auf Vermögen nebst Zinsgenuß zu
verzichten?! — also der Künstler seiner Nation macht. Und als solches
wäre es vielleicht ethisch verständlich, wenn sich nicht grade in letzter
Zeit allzu oft seine tiefe Ungerechtigkeit ergeben hätte. In Wahrheit
ist es nichts andres als ein Geschenk, das der Schriftsteller und seine
Erben dem Verlegerstand machen, das heißt: der wirtschaftlich
Schwächere dem wirtschaftlich Starken. Soll also nach 30 Jahren
das ausschließliche Verlagsrecht einer Firma, das auch Beschränkung
der Verbreitung mit sich bringen mag, aufgehoben werden — was
strittig ist — , so haben dafür als Entgegenkommen — in der Zeit
vom 30. bis zum 50. Jahr nach dem Tode des Verfassers — die Verlagsanstalten und Theater nur die Hälfte oder zwei Drittel der Tantiemen zu zahlen, von denen schon wieder ein Drittel oder ein Viertel

dem allgemeinen Fonds zugeführt werden soll. Man kann mir wahrlich nicht vorwerfen, daß ich hiermit Unbescheidenes für die Erben des Schriftstellers fordere. Aber es ist eine Schande, daß noch vorgestern Leute mit dem Namen Beethoven, ganz gleich, wer sie waren, verhungern konnten;
X. daß sämtliche Verlagsverträge, die nicht auf der Grundlage einer prozentualen Beteiligung am Verkauf bestehen, für ungültig erklärt und vor einem Schiedshof von Verlegern und Schriftstellern in einen Normalvertrag überführt werden;

und so weiter und so weiter bis Punkt CXXVIII.

Ich glaube ja ohne Eid, daß es den Herren Verlegern auch nicht gut in den ganzen Jahren gegangen ist, und daß die klotzigen Devisengewinne eine Fabel sind, jedenfalls sich längst in Nichts gelöst haben. Ich persönlich war als Autor durch Entgegenkommen des Verlages auch hieran direkt beteiligt, und ich kann bezeugen, daß, auf die Gesamttkosten einer durchschnittlichen Lebenshaltung projiziert, wahrlich nicht allzu viel dabei herauskam. Also gut ist es dem Verleger mit und ohne Devisengewinn sicherlich nicht gegangen. Aber jetzt scheint es sich doch wieder langsam zu bessern. Man hofft in Verlegerkreisen, bei anhaltender Besserung anno 1924 auf etwa ein Drittel des Friedensumsatzes zu kommen. Wir sind ja so bescheiden geworden: das würde uns vorerst genügen. Aber grade jetzt muß, wenn wir weiter mit einander arbeiten, und wenn das alte Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis, das vielfach zwischen Autor und Verleger bestand, das Vorkämpfertum des Einen für den Andern und des Andern für den Einen, je wiederkehren soll — jetzt muß die Möglichkeit gegeben sein, daß man sich über all die strittigen Punkte ausspricht und ins Reine kommt und vor allem muß dem materiell schwer entkräfteten Schriftsteller — auch dem von Namen und dem Arrivierten von einst! — über diese Uebergangszeit hinweggeholfen werden, sodaß er wieder wenigstens vor der dicksten Not geschützt ist und mittun kann, Deutschland seine geistige Atemluft wiederzugeben und es von den erstickenden Giftgasen zu reinigen.

Aber der Verleger ruft: Alles schön und gut — doch wie soll das ich tun? Ich würde zugrunde gehen an Vorschüssen, von denen ich nicht mal weiß, ob sie sich je bezahlt machen werden.

Wie weit das wahr ist, weiß ich nicht, ich habe den Verlegern nicht in den Arnheim geguckt. Aber hätte nicht auch der Staat Interesse daran, daß der Schriftsteller nicht an der Misere kaputt geht?! Ich habe zwar das allergrößte Mißtrauen gegen den Staat, aber da wir nun einmal zusammengeschmiedet sind, indem Sie, Herr Staat, mich als Bürger in Einwohner- und Steuerlisten aufführen und ich sofort Schwierigkeiten habe, sowie ich Ihre Grenzen verlassen will, und auch sonst oft genug an Ihre Anwesenheit erinnert werde, so wollen wir uns mal Beide über diesen Punkt unterhalten. Kleinere Länder, wie Dänemark, zum Beispiel, haben immer an ihre Schriftsteller Ehrensolde gegeben, weil sie solche, nämlich die Schriftsteller, aus ihren paar Millionen Menschen nicht erhalten konnten, und weil sie, nämlich die Länder, einsahen, daß diese Schriftsteller, vielleicht unnütz und gefährlich, trotzdem für die geistige Physiognomie, ja für das Ansehen des Landes nicht ganz bedeutungslos waren, ja, daß das Land sie — horribile dictu — sogar benötigte. Und das wird wohl

für Deutschland auch nicht anders sein. Ja, da Deutschland einen verlorenen Krieg und eine verlorene Reputation in der Welt hat, wird es in noch stärkerm Maße für Deutschland heute gelten. Ich weiß mit den deutschen Finanzen nicht gut Bescheid, aber so viel habe ich doch schon aus mancherlei Ausführungen Solcher, die vorgeben, es zu wissen, gelernt, daß für eine Menge Dinge Geld verläppert wird, für die wir besser keines ausgeben sollten. Ich will gar nicht von der Besetzung Sachsens oder Thüringens reden oder von allerhand Pressebüros, Meinungsfabriken, Plakaten, Propagandabroschüren, Kanzlerreden und Rundfunks . . .will auch nicht davon reden, daß es eigentlich eine Affenschande ist, wie in der ganzen Welt für Deutschlands Intellektuelle geschnorrt wird, ich will nur fragen: Würde die hohe Reparationskommission den Posten beanstanden und streichen, wenn vom Deutschen Reich eine Million Goldmark — es dürfte auch etwas mehr sein, aber sagen wir ruhig: eine Million Goldmark — zur Unterstützung von Schriftstellern, Malern, Musikern bereitgestellt wird? Woher nehmen? Setzen wir sie vorerst ruhig vom Heeresbudget ab. Er hat immer noch genug. Oder verkloppen wir dafür ein paar Kanonen an irgendeine südamerikanische Republik. Soviel ich mich informiert habe, sind im neuen Budget — die Zahlen mögen ungenau sein, ihr Verhältnis zueinander ist es nicht — 450 Millionen Goldmark für das Heer ausgeworfen, 810 für ähnliche produktive Ausgaben wie Generalspensionen und 28 Millionen für kulturelle Zwecke, ohne daß man genau erfährt, was nun mit diesen kulturellen Zwecken wirklich gemeint ist. Immerhin ist das Vierzigfache für Heeresausgaben etwas zu viel. Es dürfte bei einem Kulturvolk, wie die Deutschen es sind, nicht mehr als das Neununddreißigfache dafür angesetzt werden. Man kann ja nachher ruhig das Fünfzigfache dafür ausgeben, aber wenigstens des Prestiges als Kulturvolk wegen sollte man das Neununddreißigfache im Vorentwurf nicht überschreiten. Also wie ist das : können wir die 1 oder 2 Millionen beim Heer abstreichen?

Oder wirtschaften wir sie so heraus. Lieber Doktor Schacht: wir haben doch zusammen im Akademisch-Literarischen Verein in der Lützow-Straße begeistert bei herabgeschraubten Gasflammen Hans Brennerts ‚Asphaltblume' gesungen und den ersten schönen Verlaine-Uebersetzungen von Paul Wiegler gelauscht — damals, 1896, hatten Sie doch eine ganze Menge für die Literatur und so übrig. Als ich Sie voriges Jahr in Heidelberg, im Europäischen Hof, traf, da waren Sie schon mehr für Aufsichtsratssitzungen. Es ist auch gesünder. Aber so viel Sympathie werden Sie doch für Ihre ehemaligen Freunde von der Literatur noch haben, daß Sie ihnen mal 1 oder 2 lumpige Millionen — darüber redet man doch gar nicht — mehr rauswirtschaften werden. Und für 1 Million können 111 Schriftsteller, 111 Maler, 111 Komponisten je 3000 Mark im Jahr bekommen . . . Leute von Namen so gut wie vom Verdienst wie solche, auf die man hofft — einfach Träger des deutschen Worts, der deutschen Kunst und ihres Rufes in der Welt. Sehen Sie, ich rede ja gar nicht pro domo. Ich persönlich will gar nichts davon haben, aber ich weiß ganz genau: Sehr Viele werden diesen Ehrensold nicht ablehnen und ablehnen können, kaum die Bekanntesten von heute — auch wenn es ihnen frei steht, zugunsten eines Andern zu verzichten. Aufsichtsrats-Diners

kann der Künstler bei 3000 Mark im Jahre nicht essen. Es wird für Die, die Familie haben, kaum mehr als ein Zuschuß sein. Aber der Schriftsteller und der Künstler wird nicht, wie heute, vielfach direkte Not leiden, und er wird, was wichtiger ist, wissen, daß er sie nicht in acht oder zwölf Wochen zu leiden braucht, und das wird ihm, bis sich die geistigen Verhältnisse wieder in Deutschland konsolidiert haben, bis sich das Buch, das Kunstwerk wieder seine alte Stellung im Leben der Menge zurückerobert hat, ermöglichen, an dem Aufbau der zerstörten geistigen Gebiete in Deutschland, zu dem er ja zuerst berufen ist, freier, unbehinderter und nicht niedergedrückt von dem Packen direktester persönlicher Sorgen und Nöte sich zu beteiligen. Und die Auswahl dieser Leute? Ja, da dürfte natürlich der Staat nicht hineinreden. Denn sonst gingen, das ist mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen, grade Die leer aus, die es am ehesten brauchen, und die wir am ehesten brauchen.

Ja, aber warum der arme belastete, halbbankerotte, zahlungsunfähige Staat? Das könnte ja ohne weiteres die Industrie machen. Sie gibt so viel mit der linken Hand, was die rechte nicht weiß, oder besser: so viel mit der rechten Hand, was die linke nicht weiß, daß ein lumpiges Milliönchen (zwanzig Konzerne und Großunternehmungen je 50 000 Goldmark) da kaum eine Rolle spielen würde. Gewiß könnte es die Industrie machen. Sie läßt sich ja auch wissenschaftliche Stiftungen, wenn sie sich Vorteil davon verspricht oder der Reputation wegen, Geld kosten. Aber es wäre doch zu beschämend, wenn die gesamte deutsche Künstlerwelt nach den Brocken schnappen sollte, die da von der Industrie mit lässiger Gebärde vom Tisch gekehrt werden. Beim Staat hat man das Gefühl: er ist von sich aus dazu verpflichtet.

Diese Million oder diese zwei Milliomen, wenn nötig, sollten vorerst gar nicht zu einer ständigen Institution werden, sondern nur für so lange ausgeworfen werden, bis wieder das Publikum den Künstler materiell trägt. Später könnten sie dann, vielleicht — falls man sie weiter ausgeben kann (jetzt muß man es!) — nur für die Subvention des Nachwuchses verwandt werden.

Und wenn alle Stränge reißen, so wäre immer noch die letzte Möglichkeit, daß man sich an das Publikum direkt wendet und beim freigewordenen Buch 5 Prozent im Ladenpreis für einen Autorenfonds aufschlüge. Ebenso beim Theaterbillett. Wer 30 Mark für eine Goethe-Ausgabe zahlt, zahlt auch anstandslos 31,50 Mark; und er zahlt sie sicherlich lieber, als er die blödsinnigen und ungerechtfertigten Sortimenterzuschläge zahlte. Also bei einigem guten Willen ließe sich für die Uebergangszeit die materielle Frage des Schriftstellers, ganz ohne Schwierigkeiten und ohne daß irgendwer nennenswert belastet wird, lösen.

Ueber solche Dinge sollten wir uns jetzt mal ruhig und ohne Animosität unterhalten, wir Schriftsteller und Ihr Verleger. Wir Schriftsteller und Sie, Herr Staat. Aber uns nicht über Gewesenes streiten. „Wenn schon wir uns beißen,“ sagte Strindberg zu Dehmel, „was sollen da erst die Hunde tun!“ Ich nehme an, die etwas persönlich gefärbte Kontroverse: Hie Herbert Eulenberg — hie Verleger! war nur der Auftakt zu bessern und notwendigern Worten.

Der entgötterte Beischlaf von Friedrich Sieburg

Niemals kann einem richtigen Menschen in Kopf, Herz und Magen so schlecht werden, wie es die Urteile preußischer Richter sind. Diese durchbohren mit dem Gefühl ihres Nichts den Angeklagten, um sich dadurch am Außergewöhnlichen für die Mittelmäßigkeit des eignen Lebens zu rächen. Denn schon der Verdacht, eine strafbare Handlung begangen zu haben, mutet ja wie ein Versuch an, aus dem Leben ein Kunstwerk zu machen, im Vergleich zur aalglatten und Gott in keiner Weise auffälligen Existenz eines Normaluntertans, wie er dem richterlichen Rechtsbegriff zu Grunde liegt. Das Verhältnis des Rechts zur Person ist ja schon lange nicht mehr das des Schutzes, sondern der Rache. In einer Welt, wo jeder Bankdieb gradezu napoleonische Dimensionen annimmt, wenn man sein Tun vergleichend gegen die staatliche Ordnung hält, ist auch selbstverständlich, daß jedes Verfahren wie ein Versuch der Privatvergeltung wirkt. Die Anmaßung, daß der Staat im Besitz der rechtlichen Norm sei, ist dem weitaus schlimmern Grundsatz gewichen, daß jede Persönlichkeit als ein Feind der Ordnung zu betrachten sei, der Ordnung also, wo die Diebe nur in handelsrechtlich zugelassenen Formen und die Pornographen nur bei gelöschten Lichtern geduldet werden dürfen.

Auf diese Weise ist es so weit gekommen, daß ein Verbrecherschädel mit seinen ausschweifenden Buckeln und kühnen Auswüchsen schon als ein heroisches Ereignis angesehen werden kann, wenn man gleichzeitig an die regierenden und regierten Plattköpfe denkt. Der Dreck, den einst beim Weltgericht die irdischen Urteilssprüche Gott angehen werden, stinkt heute schon zum ewig verriegelten Himmel. So ein Staatsanwalt macht sich keinen Begriff davon, was er anrichtet, wenn er nur den Mund öffnet. Und man könnte direkt fromm werden beim Anblick der irdischen Gerechtigkeit, in der Hoffnung, den Jüngsten Tag noch mitmachen zu können.

Diese hier mit Schmerzen festgehaltene Gebärde der herrschenden Welt gegen Jene, die durchaus nicht beherrscht werden wollen, und sei es auch nur von Dummköpfen und andern Autoritäten, bricht wiederum erschreckend in der Verurteilung von George Grosz hervor. Dieser Künstler hat das Verdienst, den bürgerlichen Beischlaf entgöttert zu haben, er hat den tiefsten Zustand, den wir heute erreicht haben, die Liebe nämlich, enthüllt, wenn auch nur für die Blitzesdauer von Sekunden, da der furchtbare Gestank dieser Niederung eine längere Beschäftigung mit ihr selbst einem so abgehärteten Taucher wie Grosz nicht gestattete. Ich denke mir, daß in Grosz, ehe er zur Abfassung der nunmehr verdammten ‚Ecce homo'-Blätter schritt, eine leise, heimwehe Melodie erklungen haben mag, welche voll war vom reinen Inselglück nackter Menschen, von den Nachtküssen, seliger als Lächeln, von dem Lächeln, seliger als Tränen, von den tiefen Augen, die sich nach schönen Nächten anblicken, vom Hand-in-Hand-träumen an Abenden, von den festen Händedrücken der Trennung, von den stummen Lauten des Wieder-
267

sehens, von den reinen Wonnen, welche die Schlafzimmer noch nicht in pornographische Lachkabinette verwandelten, von den Hoffnungen, die uns erlauben, an die zierlichen Schwangerschaften unsrer Ahnen noch ohne Brechreiz zu denken.

Aber wie solche Moralisten nun schon einmal sind: sie lassen die einsame Träne, die ihnen ja nur den Blick trüben dürfte, erst gar nicht aufkommen, sondern führen rüstig, wenn auch mit von Ekel gekrauster Nase, ihre Pinzetten und Messer in die opalisierende Wunde. Dieser Grosz — das Ergebnis seiner Operation war gradezu entsetzlich. Die bürgerliche, vor allem die eheliche Liebe präsentiert sich nun mehr als ein Gemisch von Amüsement, das nichts kostet, und von Zeugungspathos, das sich der Verantwortung „voll und ganz“ bewußt ist. Wir blicken in eine Welt, wo der Beischlaf meist unter dem Einfluß der Wärme und des Alkohols ausgeführt wird, wo nachher sie aufdringlich und er müde ist, wo es oft mit einem neckischen „Kiecks!“ in die Seite anfängt, sich zu einem jovialen Klaps aufs Gesäß steigert und mit einer Drehung zur Wand und dem Streit um die Bettdecke endet. Der Ausdruck „tierisch“ wäre hier wohl noch mehr als in den übrigen Fällen seiner Anwendung eine Beleidigung der wehrlosen Kreatur, denn das Tier grinst weder, noch hat es ethische Absichten; und die Erotik des Affen ist ja nur deswegen so widerlich, weil sie der des Menschen so ähnlich sieht. Erst der Begriff „Pappi und Mammi“ unterscheidet den Menschen vom Tier, sowie die Tatsache, daß man Unterhose und Socken mit einem Griff und wie ein Stück ausziehen kann, wenn es eilig ist. Die Zwangsvorstellung von Bruchbändern, Bauchbinden, Hosenträgern in diesem Zusammenhange, die Grosz hervorruft, könnte den Beschauer zur Tat des heiligen Origines treiben, der sich selbst entmannte. Weiß Gott: in dem Verkehr, den die Prostituierte geschlossenen Auges und weggewandter Seele mit ihrem Kunden unterhält, steckt mehr von der reinen Gewalt des vertriebenen Eros als in dem, was im gemütlichen Heim als Liebe exekutiert wird.

Damit aber brauchen sich die Inhaber sturmfreier Buden als Anhänger forschern Betriebes und die Eheleute jüngerer Generation als Anwender neuerer Methoden nicht für freigesprochen zu halten. George Grosz, der nach Totalität seines Weltbildes strebt, hat diese nicht vergessen. Auch auf dem Gebiet des Geschlechtsverkehrs gibt es einen Fortschritt, vor allem in der Tatsache, daß ethisches Pathos und Zweckmäßigkeitsideen mehr und mehr ausgeschaltet werden. Man wird in dreißig Jahren den Charakter der Menschheit nur dadurch erklären, wenn auch nicht entschuldigen können, daß die Eltern damals „unvorsichtig“ waren und sich nachher damit abfanden, weil es zu spät war, oder weil es der Arzt nicht machen wollte. Es liegt eine Entwicklung darin, daß nunmehr Bidet, Irrigator und antikonzeptionelle Mittel den Raum beherrschen, der zwar ein Stall ist, in dem aber Gottes Sohn wohl nie geboren wird.

Wie es möglich ist, daß dieses sexuelle Weltgericht von George Grosz als unsittlich bezeichnet werden kann, wird man nie begreifen können, außer wenn man annimmt, daß preußische

Richter als einzige Wesen auf der Welt imstande sind, Brechreiz und Sinnenreiz zu kombinieren. Die übrige Menschheit wird finden, daß von diesen Zeichnungen eine Art erotische Anaesthesierung wie von einem eiskalten Aetherstrom ausgeht, sie wird finden, daß diese Liebe, die von der sie ausübenden Gesellschaft weit unter den Skat — was sage ich: unter das Sechsundsechzig erniedrigt worden ist, uns vorher mehr Ekel erzeugt als ihren Anhängern nachher. Gut die Hälfte der Qual menschlichen Zusammenlebens kommt von der kurzweg schweinischen Entartung der bürgerlichen Erotik. Daß ein Künstler als fast der einzige neben Wedekind diese Tatsache mit dem reinsten Ernst zum Ausdruck bringt, das schafft ihm in Deutschland die richterliche Verurteilung. Wer vor dieser Welt der Verwesung sinnliche Regungen aufbringt oder für möglich hält, der muß ein Leichenschänder sein oder ein Richter.

Denn was weiß diese Welt von dem Gott, für den Grosz kämpft, indem er dessen Verzerrungen und Schändungen zu Leibe geht! Wie ist der tote Liebesweg der meisten Menschen, die heute in Ehren stehen und Recht sprechen! Er wird gegliedert durch einen oder mehrere Tripper, durch lärmende Einkehr im Bordell nach einem Herrendiner oder einer Kindtaufe, durch einige Brutalitäten gegen ein uneheliches Kind — und dann durch die Ehe, in der man bald erkaltet, ein Verhältnis hat und nur unter dem Einfluß der Wärme und des Alkohols bei seiner Gattin rückfällig wird.

Der Staatsanwalt hat Grosz vorgeworfen, daß der Titel seines Werkes: ‚Ecce homo‘ das religiöse Empfinden verletze. Mein religiöses Empfinden wird allerdings mehr durch die Existenz und Tätigkeit von Staatsanwälten verletzt. Aber müssen nicht alle Planeten im Jammer aufheulen darüber, daß ein Richter von heute wagt, Jesus Christus und seine Leidensgeschichte für sich und sein sittliches Empfinden in Anspruch zu nehmen! Müßte die Erde nicht versaufen, hätte ein Heiliger noch blutige Tränen für uns und nicht nur stummen Ekel! Der damals sprach: „Ecce homo“, war auch ein Richter — er sah in das Antlitz des Gottessohnes, Grosz sieht in das Antlitz des Menschensohnes — neunzehnhundert Jahre und welch ein Weg! — , er sucht nach den Spuren Gottes, findet sie nicht und neigt sich erschüttert über sein Werk: Ecce homo.

Erziehung zu schöpferischem Leben von Dora Wentscher

„Hoffnung muß bei den Lebenden sein.“ Unsre Hoffnung ist bei der Jugend. Wer erzieht uns eine Jugend, die dieser mechanischen, entgotteten Zeit neue lebendige Kräfte löse?

Das Bauhaus in Weimar bemüht sich und rühmt sich, das zu tun. Es wäre das Wichtigste, ja das einzig Wichtige, was jetzt auf der Erde zu geschehen hat. Sehr ungern setzt man ein großes Fragezeichen hinter solches Streben.

Man gibt in Weimar den jungen Leuten ein halbes Jahr lang aller Art Materialien in die Hände: Ton, Blech, Holz, Farben, Fäden,

Papier, Eisen, Gewebe. Wie junge Wilde formen sie daraus, was der Geist ihnen eingibt. Man sucht ihren Sinn auf das Wesentliche und Lebendige zu richten. So spielend sollen sie allmählich finden, in welchem Material sie am leichtesten sich auszudrücken vermögen. Dann erst wählen sie ein Handwerk, und die Ausbildung beginnt.

Ein höchst lebendiger Gedanke, ein vorzüglicher Auftakt zu persönlicher Arbeit scheint diese Probezeit. Dennoch ist dem Bauhaus seine schöne Absicht, das Elementare aus der Seele herauf in der Hände Arbeit zu fördern, bisher nicht geglückt.

Woran liegt das?

Zunächst wohl an der ewigen Unzulänglichkeit aller Reformer, die an Stelle des gewollten Ursprünglichen nur das Neue und Sonderbare geben.

Die Bedeutung der Grundformen und -farben, die pfadweisende Wichtigkeit des Materials, Dinge, die den Bauhäuslern überklar sind, haben eine verhängnisvolle Verschiebung des Gleichgewichts heraufbeschworen. Statt in Stoff und Form die grundlegenden Voraussetzungen zu ehren, die sie sind, hat man in Weimar Götzen aus ihnen gemacht; und solche, denen man knechtisch dient. Der schöpferische Gott, der einzig in der Brust des Menschen wohnt, bleibt so fern und stumm.

Vor sehr vielen Jahren hat der große Picasso in einer sicherlich beinah wahnsinnigen Periode seines Schaffens am Ende einer Sackgasse sich fast den Schädel eingerannt. Sein Gehirn wollte sich von den Augen befreien. Seine Hand wollte das Ding an sich malen. Der große Picasso malt längst wieder seine eigne Seele, durch das Mittel von Gottes Welt gesehen, wie sie ihm seine Augen zeigen.

Was die Anempfinder und Lobredner des irrenden Picasso in den Künstlergehirnen angerichtet haben, brodelt indessen im Bauhaus, wie vielerorten, weiter. Die Zerr-Idee einer ungegenständlichen bildenden Kunst spukt in den Köpfen. Man begreift nicht, daß die mögliche ungegenständliche Kunst nicht von Caféhausbesuchern er funden zu werden braucht, da sie seit einigen Jahrtausenden in Primitiv- und Hochkulturen herrlich und unerschöpflich besteht. Die Ornamentalkunst aller Völker beschämt diese sich schöpferisch spreizende, gewollte Primitivität. Immer wieder aber werden uns aus unvereinbaren Materialien (Draht, Holz, Garn) zusammengequälte Gebilde als „Formwerdung eines seelischen Erlebnisses“ zugemutet.

Sie bleiben Unform.

Immer wieder dieses unorganische Neben- und Durcheinander von Grundformen und -farben auf Leinwand. Lauter ausgeklügelte Undinge, Gegenpole des Schöpferischen. Das Einzige, was nottut, fehlt: die Seele.

Wo man im Bauhaus mit einfachem und gebieterischem Material arbeitet: in der Weberei, entsteht Vorzügliches. Seiner Kunsterziehungsarbeit im Ganzen kann ich nur das große Fragezeichen entgegensetzen.

*

In Stuttgart gibt es eine „Werkschule“, wo Kinder und Arbeiter tätig sind. Sie scheint Das zu können, was das Bauhaus will: produktive Kräfte im Menschen befreien. Innerhalb der Schulreformertagung gab diese Schule eine Ausstellung in der Universität Berlin. Jetzt wiederum eine im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht

in der Potsdamer Straße. Beide zeigten im Wesentlichen die Werke von Kindern; außerdem einige vorzügliche Metallarbeiten aus der Gemeinschaftswerkstätte. Der Leiter der Werkschule ist Albrecht Merz.

Diese Ausstellungen, mit ganz wenigen schriftlichen Erläuterungen versehen, sagten in einer lauten und deutlichen Sprache, wie es gemacht werden muß. Das waren einfach Freudenschreie der befreiten Kindesseele. Da war nichts als Kinder-Malereien und -Bastlereien, und da war Alles! Das A und O aller Erziehung, auf jedes andre Gebiet übertragbar. Der Grundgedanke all dieser Arbeiten war deutlich: Erlebe und dann tu! Da waren Aufgaben gegeben: „Macht etwas Steigendes“, „etwas Fallendes“, „etwas Geschlossenes“, „Eines und Vieles“. Dieselbe freie Materialwahl wie im Bauhaus, auch Gebilde aus allerlei Gerümpel. Aus den erlebten Vorstellungen waren aber erlebte und wirklich schöne, das heißt: beseelte Dinge entstanden. Eine kleine Gruppe lächerlicher Gegenstände, die „Geschlossenes“ darstellen sollten, war rührend; die Bilder, die „Steigendes“ malten, erhebend; eine „geschlossene“ Madonna und eine „steigende“ von kleinen Kindern geformt, so sicher im Wurf, daß ein guter Künstler stolz darauf hätte sein können. Jede Arbeit dieser Kinder war auf irgendeine Art gut, nichts sinnlos, nichts konstruiert, alles dem unmittelbaren Gefühl entrissen. Schriftproben, die später versucht werden, zeigen, wie die Kinder spielend die Wortbilder lernen; diese Kinder, denen Alles lebendig ist, weil Alles aus ihnen selbst kommt und daher wie von selbst Gestalt annimmt. Wenn zwölf solcher Kinder eine Sonnenblume aus der Erinnerung malen, entstehen zwölf schöne, ganz verschiedene Blätter. Man fühlt, daß diese Kinder froh sind, so natürlich ist all ihr Werk. Gegenbeispiele von armseliger, altmodischer Kindergartenzeichnerei oder gleichzeitige Versuche von Kunstgewerbeschülern verdeutlichen die Vorzüglichkeit des Systems Merz.

Der Schlüssel zum Geheimnis dieser befreiten Kinderherzen? Ein unverbildet empfindender Lehrer, der den Kindern allen Mut zum eignen Gefühl läßt und weckt und dann nicht viel mehr zu tun hat als zu sagen: So ists gut.

Sprachlich drücken diese Kinder sich ebenso frei aus wie im Material. Es gab da Wind- und Regengedichte von erstaunlicher Schönheit.

Es klingt wunderlich, und doch ist es genau so. Die Fähigkeiten der Kinder, der Menschen mögen noch so verschieden sein: wo die Fähigkeit zu fühlen da ist, kann sie auch lernen, sich auszudrücken. Man muß es ihr nur lassen und darf ihr nicht Formeln aufzwingen, ehe sie ihre eigne Form findet.

Das versteht die Werkschule in Stuttgart ohne Zweifel. Sofern diese Kinder Kunsthandwerker oder Künstler werden, sind sie trefflich vorgebildet.

Aber es sind nicht nur diese und auch nicht nur aesthetische Werte, die dort im Entstehen sind. Sicherlich ist hocherfreulich, daß Gefühl für Raum, Form und Farbe, Verständnis für das Wesen aller Kunst gebildet werden. Was viel mehr ist: man könnte wirklich glauben, daß auf diese Art Menschen erzogen werden. Kinder, die man gewöhnt hat, ihrem eignen Gefühl angemessene und schöne Form spielend zu finden : werden sie sich, erwachsen, dazu verstehen, irgendwelche Dinge zu tun, weil es „Alle so machen“ oder gemacht haben?

Sie müßten, täuscht nicht Alles, der starren Nachahmung, diesem Todfeind jeglicher Entwicklung, unzugänglich sein. Sollten sie nicht Mut zu sich selbst haben und wissen, wo sie stehen, und was sie sich selbst und Andern schuldig sind? Wer selbst lebendig lebt und erlebt, sollte der nicht begreifen, daß Andre, die ebensolche Lebende sind, wie er, auch gleiche Rechte haben? Muß er nicht versuchen, mit an dem großen Werk zu helfen, Verhältnisse zu schaffen, die allen Menschen erlauben, lebendig zu sein und zu leben?

Pädagogen sollten in das Stuttgarter Werkhaus in die Lehre gehen.

Der Rabbi und der Räuber von Moritz Heimann

Nach dem Talmud

Simon, eines Lakisch Sohn,
War ein Räuber. He? Ein Jude
Und ein Räuber, wie ich sagte:
Simon, eines Lakisch Sohn.

Wenn die Winterregen rauschten
Ueber die Gebirge Judas,
Wuschen sie aus Felsenschründen
Altes, trock'nes Römerblut.

Wenn die Frühlingsblüteninbrunst
Anemonenüberschwänglich
Alle Hänge, alle Täler
Hochzeitlich ins Schäumen trieb,

Lag im Sonnenprall der Löwe,
Löwe Judas, auf der Beute,
Auf der schwarzen Ziege gelb,
Die er sich geschlagen hatte.

Jedes Löwen Spur im Grase,
Jedes wilden Büffels Spuren
Las wie Schrift der Räuber Simon;
Andre Schriften las er nicht.

Nein, auch andre Schriften las er:
Sternenlauf am Himmelsbogen
Und Nachmittagswolkendrohung
Und der Karawane Weg.

Nur nach seines eignen Herzens
Sinn und Sage spürt er nicht,
Denn er trägt an seiner Fülle
Leicht, wie an des Auges Apfel.

Und er steigt zum Flusse nieder
Aus dem Walde, tief geblendet,
Um die Lust des Tags zu kühlen,
Daß sie sich ertragen läßt.

Da erschimmert jenseits, weißer,
Blendender als Tag und Sonne,
Aus den Steinen, aus dem Wirbel
Eines blanken Weibes Leib.

Kocht der junge Strom von Feuer,
Oder tobt er eines Unholds
Immer wache Zorneswut,
Oder schäumt er von Gelächter?

Und der Schwimmer hebt mit Lachen
Schüttelnd Haar und Bart und Wimpern,
Und die raubgewohnte Rechte
Greift; sie greift sich einen Mann.

Einen Mann; ach, einen Rabbi.
Wer verdutzter ist von Beiden,
Dieser weiß es nicht und jener;
Aber Simon lacht mit Schall.

Und der Rabbi prüft den Wildstier,
Sieht sein Auge freudeglänzen,
Hört sein morgenstarkes Brüllen —
Streift ihn ab mit sanfter Hand.

„Lache! denn du bist begnadigt;
Denn du bist der Sünde ledig,
Die dich lockte — die dich trog
Dir zum Heil; ob auch zur Lehre?“

„Wärest du nur, was ich suchte,
Und ich bliebe, der ich brannte,
Und die Sonne unser Drittes,
Sag’, wo wäre Sünde dann?“

„Dir im Herzen!“ spricht der Rabbi,
„Mir im Herzen steckt sie auch,
Wenn ich fehlgesprungen habe.“
Tief erstaunt der schöne Rabbi.

„Eine junge Schwester blüht mir —
Neben ihr im Kranz der Mädchen
Unter Männern ich als Mann
Bin ein Schatten ihres Glanzes.

Folge mir! Zu höherm Streite,
Will dich Gottes Gnade sparen.
Sei ein Schüler, werd’ ein Meister!
Meine Schwester geb’ ich dir.“

Simon lacht. „Ich folge, folge!
Nur voran! Ich war der Meister
In den Wäldern — hier wie dorten
Werde ich der Meister sein.“

Ein Sommernachtstraum

Mit der Kreisler-Bühne sollte eine neue Aera der Theaterkunst anheben. Dafür hätten Dichter wie Meinhard und Bernauer ausgereicht. Wenn aber auch des Kunsttheaters, dann mußte doch wohl einmal der Theaterdirektor Shakespeare drankommen, dessen Dramaturgie geniehaft an Zeit und Raum herumspringt und deshalb die Nachhilfe einer exaktern Epoche verträgt. Es ist ja noch nicht zu sämtlichen Regisseuren gedrungen, daß jede Generation andre Nerven hat, und daß heute eine Verbesserung des Apparats, die das Tempo beschleunigt, mehr tut als das: nämlich Werken der Ewigkeit den Akzent des Tages gibt, ohne ihren klassischen Gehalt dadurch zu beeinträchtigen. Ein Sommernachtstraum, aus dem einen nicht die kleinste Pause in die rauhe Wirklichkeit reißt, der wird an Beseligungdichtigkeit gewiß niemals seinesgleichen gehabt haben.

Aber: die Kunst geht nach Bier, braucht einen Zwischenakt für den Buffetpächter, und da hierdurch nun schon die Stimmung zerstört werden wird, so ist nicht übermäßig wichtig, daß sie überhaupt erst entsteht. Die Kreisler-Bühne wird gar nicht ausgenützt. Bei E. T. A. Hoffmann schneidet das Licht eine neue Oertlichkeit aus dem Dunkel, oben, unten, rechts oder links. Bei Shakespeare wird das Liebeslager der Titania auf die Bühne gedreht, wie anno Tobak im Victoria-Theater, und nach verrichteter Tat wieder weggedreht. Ab und zu probiert mans dann wieder mit einem jähen Satz aus der Finsternis in die Helligkeit. Aber nichts hilft: es klafft ein Riß in der Aufführung und ist leicht erklärt. Auf Shakespeares Musik hat Mendelssohn seine eigne gesetzt; und so gewiß jene eine Jahrtausendmusik ist, so gewiß ist diese eine Jahrhundertmusik und nach Rhythmus, Farbe, Schwung der Heiterkeit und Süße der Sentimentalität eines andern Jahrhunderts als des zwanzigsten, das mit Dichtungen technisch experimentiert, statt auf den Grund ihrer Seele zu stoßen.

Das ist ohne Schauspielkunst nicht möglich. Und die Schauspielkunst des Theaters der Königgrätzer Straße ist zum großen Teil unmöglich geworden. Aber auf verschiedene Arten; während Eine Art oder Unart schließlich eine gewisse Stileinheit ergäbe. Die Fürstlichkeiten stammten nicht von Hofe, sondern von einem ungewöhnlich kleinen Hoftheater der siebziger Jahre. Die Weiblichkeiten prangten entweder im Phlegma ihrer natürlichen Blondheit oder hatten diese zu einer brünetten Geschäftigkeit verfälscht, der auch Shakespeares Verse nicht heilig waren. Vor dem unbändigen Rüpelhumor blieb selbst ich freudigster aller Lacher ernst. Nach Dichters Intentionen gehört Oberon einem Mann, nach der Theatertradition Puck einer Frau. Sybille Binder tröstete für den Tausch immerhin mit ihrem persönlichen Reiz. Aber Hans Herrmann war ein Nickelmann, dessen drastische Beweglichkeit es im Brunnen nicht ausgehalten hatte und sich ziemlich unglaubhaft in den Bergen austobte.

Kreisler-Bühne? Ich habe einmal den ‚Sommernachtstraum' auf einer sogenannten Relief-Bühne, vier Meter tief und acht Meter lang, gesehen. Die Elfen mit ihrem Königspaar kehrten von jedem Umzug an dieselbe Stelle des Waldes zurück, der sich nicht rückte noch rührte. Am Rande der Szene standen in gleichen Zwischenräumen vier kahle Baumstämme, über denen ein bißchen Gerank das Zweigwerk, hinter denen ein ausgespannter Vorhang den Horizont, und vor denen ein hingebreitetes Tuch den grünen Boden vortäuschen sollte. Die Täuschung gelang vollkommen. Man stellte sich diesen Ausschnitt als eine kleine Kuppe vor, von der es auf keiner Seite waldeinwärts, sondern auf allen Seiten talwärts führte. Mensch und Feenwelt klomm mühsam den Berg empor und glitt mühelos wieder hinunter. Mondlicht schimmerte, und Morgenlicht zog blendend herauf. Ueberallher tönten Stimmen tellurischer Herkunft. Hie und da leuchtete ein Glühwurm. Die Illusion eines Geisterreichs ward überwältigend erzeugt. Allerdings hieß der Regisseur nicht: Reinhard Bruck. Sondern: Max Reinhardt.

Ein neues Theater in Wien von Alfred Polgar

Es heißt: Modernes Theater, steht in der Johannes-Gasse, einer Seitengasse der Kärtner-Straße, also im mittelsten Mittelpunkt der Stadt.

Der Raum ist bezaubernd. Das freundlichste, delikateste Theaterchen, das sich denken läßt. Der Zuschauer fühlt sich — bei herabgelassenem Vorhang — wohl. Ein rechtes Heim für Grazie, Heiterkeit, Esprit: als ob diese seine Bauherren gewesen wären, so hat der Architekt, Percy Faber, gebaut. Es wird kein Leichtes sein, das superfeine, schwerlose Theater, das als Idee dieses taktvollen und anspruchsvollen Raumes in ihm schwebt, auf der Bühne zu manifestieren. Trotz solcher Schwierigkeit . . . am Eröffnungsabend war wohl Keiner von der Zunft da, dem es nicht, unterm Bewußtsein zumindest, nach der reizenden Bude gelüstet hätte. Der Gedanke webte: Kommt Zeit, kommt Pleite, kommt Gelegenheit . . . man wird doch da sehen.

Das Programm der Generalprobe war doppelläufig: erst ‚Das Weib ist bitter', drei Einakter von Marco Brociner, dann ‚L'amour masqué', ein Singspiel von Sascha Guitry, Musik von Messager.

Die Bühne ist klein, sie verträgt kein korpulentes Schönheitsideal. Nicht Rubens, sondern eher der gute Präraffael wäre ihr richtiger künstlerischer Berater. Man kann auch auf dieser Bühne keine birmanischen Trachtenfeste feiern, wie in ‚L'amour masqué' geschieht. Die Kleider waren ja außerordentlich schön und prunkvoll, aber für solches Szenlein taugen nur leichte, fließende, duftende Kostüme, nicht monströse, mit ausladenden Drahtgestellen und meterhohem Kopfputz. Allzu hart im Raume stießen sich die schönen Sachen. Es war wie: Kriegsschiffe in einem Teich manövrierend. Tanz blieb in Markierungen stecken, und was Bewegung sein sollte, war doch nur Beunruhigung am Fleck.

Auch im Geistigen ging es ziemlich beengt zu, wider das Stilprinzip der Leichtigkeit und Platzoekonomie, zu dem diese Bühne verpflichtet. Wienerische Scherzgirlanden, wie sie der Uebersetzer Sascha Guitrys in den Text wand, sind deplaciert. Hier ist nur ein Humor möglich, der ein Minimum an Gewicht hat und, in jedem Sinn des Wortes, rasch zu verduften weiß. Die Musik André Messagers hat diesen Humor. Sie läuft graziös auf Zehenspitzen und beeilt sich. Auch Herr Paulig hat ihn. Seine Komik ist eine der intensiven, kurzen Andeutungen. Eine Grimasse, ein Schnörkel mit dem Ellenbogen genügen ihm. Und den dankbaren Zuschauern.

In allen drei Stücken von Brociners Trilogie kommt die Stimmung auf einen Punkt, in dem Uebermut und Schwermut einander schneiden, und wo sie, die Stimmung, nach Wein verlangt. Im ersten Stück wird Wein aus Chios, im zweiten Lacrimae Christi, im dritten Gumpoldskirchner Riesling getrunken.

‚Aspasia' versammelt die Crême des perikleischen Athen im engen geistigen Raum eines Einakters. Das muß natürlich schief gehen. Der moralische Umfang solcher Personagen: Alkibiades, Euripides, Sokrates, Plato hindert jede Bewegung. (Aehnlich wie die Drahtgestelle der birmanischen Kostüme.) So mit wuchtigsten Assoziationen beladene Figuren sind auf der Bühne — von der großen Tragödie abgesehen — nur in letzter scherzhafter Verdünnung möglich. Aber den Plato mit ein paar Sätzen sich senkrecht als Plato legitimieren zu lassen, ist ein rührendes Beginnen.

Im nächsten Einakter: ‚Schopenhauers Erlebnis' sprechen Schopenhauer und Byron populäre Essenzen ihres Wesens. Wir lernen, im Rahmen einer wunderlichen Anekdote, jenen als Entdecker der ‚Welt als Wille und Vorstellung', diesen als Erfinder des Weltschmerzes kennen. Fräulein Evelin Landing, eine kühle Blonde, tut, wenn auch innerlich ganz unbeteiligt, doch äußerlich sehr angenehm mit. Den Byron spielt, wie vorher den Sokrates, Herr Beregi, ein echter Komödiant aus der alten, heißen Schule, die keine neurasthenische Scheu hatte vor der großen Pose und Geste. Schopenhauer: Herr Onno. Zu traurig, daß dieser vortreffliche, der Kunst so inbrünstig hingegebene Mann, dieser reine Schauspieler, der jeder Figur, die er darstellt, Tropfen vom Blut seines Herzens und vom Saft seiner Nerven gibt, nicht die Geltung erreichen kann, die ihm gebührt.

Zum Beschluß der Einakterreihe ‚Das Weib ist bitter' — die auch der Süßigkeit dieses notwendigen Lebensmittels gerecht wird — ein Akt, der in neuern Zeiten spielt, allerdings nicht in ganz neuen, sondern in solchen, da es noch Burggendarmen gab, Lemberg noch in unserm Besitz war, und gutartige Theaterkritiker ein Flitscherl aus dem Nachtlokal zu sich emporhoben, es den ‚Gott und die Bajadere' auswendig lernen ließen und bei ihm den Spitznamen „Mahadö" erwarben. Der Akt heißt: ‚Titi', wohl eine Abkürzung von Titania, und lehrt, daß ein älterer Theaterkritiker ohne Geld, sei er noch so eine Seele von einem Menschen, bei den Titis keine Chancen hat. Wem sagen Sie das, Vater Brociner?

Nibelungen-Film von Frank Aschau

Paphnutius: Welch unsinniger Gedanke, den Stoff einer Sage zu verfilmen! Warum sind Sie dorthin gegangen?

Stechbein: Unter der Diktatur des Freibilletts.

Paphnutius: Kann man den Nebel photographieren? Kann man Träume nachstenographieren? Kann man das Massiv des Mont-Blanc mit der rechten Hand abtasten? Werden diese Sagen denn nicht geschändet, indem man sie immer wieder von neuem verdeutlicht? Man lasse sie eine Zeit lang ruhen: vielleicht erholen sie sich, vielleicht bekommen sie wieder ihren metallischen Glanz —

Stechbein: Dennoch kann ich mir denken, daß ein Regisseur aus diesem Stoff etwas Bemerkenswertes formt. Seine Aufgabe wäre zunächst: die Typen neu zu schaffen, die durch Wagners Oper und durch Theaterfriseure zu so lächerlichen Puppen geworden sind. Die Gestalt des Siegfried den Heldentenören zu entreißen, Brunhild und Chriemhild den starkbusigen Sängerinnen, welch schöne Aufgabe! Und dann müßte er verstehen, die großen klaren Linien der Dichtung so nachzuzeichnen, daß man mächtige Menschen im Licht mächtiger Empfindungen sieht —

Paphnutius: Kann man denn das im Film?

Stechbein: Ich glaube, man kann es versuchen. Bedenken Sie, daß man hier zum ersten Mal ein wunderbares Szenarium hat: das Theater des menschlichen Gesichts. Läßt der Regisseur auf dieser Bühne spielen: so kann er allerdings mächtige Affekte auftreten lassen. Den Zorn vielleicht: er betritt die Bühne des Gesichtes zaghaft und leise, er ist noch klein. Dann wächst er, langsam und unheimlich, nun nimmt er den ganzen Raum ein, nun überflutet er alle die Kontinente und festen Länder, begleitet von mächtigen Ungewittern, nun lösen sich die Blitze der Gebärden —

Paphnutius: Sie wollten mir erzählen, wie der Nibelungen-Film war.

Stechbein : Von dem, was er sein könnte, ist er nichts geworden. Obwohl Fritz Lang die Regie führte, von dem einer der besten deutschen Filme stammt, der Mabuse-Film. Das hier ist eine glatte, wohlfrisierte und ondulierte Sache. Statt rauher Quadern maschinenpolierter Sandstein, und auch der ist von Pappe. Es geht so ziemlich ohne grobe Geschmacksverirrungen ab, aber nicht ganz: nämlich der böse Zwerg Alberich, Repräsentant der finstern Mächte, ist unverkennbar jüdisch angestrichen, natürlich nicht jüdisch-schön, sondern jüdisch-scheußlich.

Paphnutius: Das ist eine Geschmacksverirrung nur von unserm Beobachtungspunkt aus. Vielleicht ist das für Diejenigen sehr schön, für die dieser Film in erster Linie bestimmt ist . . .

Ohne weiter auf diese unfreundliche Bemerkung einzugehen, fuhr Stechbein fort: Chriemhild, die durch zweimal dreizehn Jahre das Feuer ihrer Rache hütete, um dann einige Länder damit in Brand zu stecken, Chriemhild, deren Zorn durch die Jahrhunderte hallt, Chriemhild und dieses blonde Wesen mit den langen unschuldvollen Zöpfen, das uns hier gezeigt wurde: sie sind sich so ähnlich wie — ein Kater und eine Nachtjacke . . .

Genug, schrie Stechbein plötzlich, genug davon!!

Sozialreaktion von Morus

Der deutsche Zehnstundentag

Es war vorauszusehen, daß die Arbeitgeber bei ihrem Vorstoß gegen den Achtstundentag nicht auf halbem Wege stehen bleiben würden. Je größer die industrielle Reservearmee der Arbeitslosen wurde, desto bequemer konnte man die Andern zur Mehrarbeit zwingen. In den Branchen, in denen die Entlassungsgefahr für die Arbeitnehmer besonders groß ist, hat man gradezu mutwillig an die Stelle des „schematischen" Achtstundentags den schematischen Neun- und Zehnstundentag gesetzt. Bezeichnend dafür ist das berliner Bankgewerbe, wo vor dem Kriege, mit Ausnahme der Abschlußmonate, überwiegend sieben Stunden täglich gearbeitet wurde. Da müssen jetzt die Angestellten bei völliger Geschäftsstille dreimal in der Woche zehn Stunden herumsitzen, damit nur ja die 54-Stunden-Woche herauskommt. Im berliner Einzelhandel und in der Industrie ist der Achtstundentag bisher noch nicht in größerm Umfange durchbrochen. Doch schweben an vielen Stellen Verhandlungen, und bei dem ungleichen Kräfteverhältnis besteht wenig Aussicht, daß die Arbeitnehmer ihre Position behaupten werden.

Viel weiter als in Berlin ist man aber bereits in der Provinz und vor allem im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Im besetzten Gebiet bemüht man sich selbstverständlich, die Lasten der Micumverträge auf die Arbeiter abzuwälzen. Aber auch wo diese Begründung nicht parat ist, sucht die Schwerindustrie die Notlage rücksichtslos auszunutzen. Die Wiedereinführung der Vorkriegsschichtzeit im Bergbau genügt den Zechenbesitzern noch nicht. Im Siegerland fordern sie, entgegen dem Schiedsspruch, eine Verlängerung der Arbeitszeit um 3½ Stunden, und wo die Arbeiterschaft sich weigert, wird rücksichtslos gekündigt, und die Betriebe werden stillgelegt. Es ist wohl kein Zufall, daß in diesem Bezirk, wo die Gebrüder Klöckner den Ton angeben, ein wahres Auswanderungsfieber eingesetzt hat und in den letzten Wochen besondere Auswandererzüge ausgerüstet werden mußten:

Die sozialdemokratische Arbeiterschaft, die im „Alten Bergarbeiterverband" organisiert ist, steht kampfmüde beiseite. Die einzigen, die wenigstens den Versuch machen, sich gegen die Schwerindustriellen zur Wehr zu setzen, sind die christlichen Bergarbeiter. Sie haben erreicht, daß die Zentrumsfraktion des Preußischen Landtags jetzt einstimmig einen Antrag eingebracht hat, „daß, wenn der Unterlassung oder Einstellung des Betriebes von Bergwerken überwiegende Gründe des öffentlichen Interesses entgegenstehen, das Bergwerkseigentum zur Inbetriebsetzung in beschleunigtem Verfahren aberkannt werden kann". In der preußischen Zentrumsfraktion sind zwar die Gewerkschaften besonders stark vertreten, aber neben ihnen sitzen hohe rheinisch-westfälische Beamte und sogar ein essener Syndikatsdirektor. Da die Sozialisten ja wohl den Zentrumsantrag unterstützen werden, so dürfte seine Annahme sicher sein. Nicht sicher, oder vielmehr: ebenso sicher ist freilich, daß er nicht allzu große praktische Wirkungen haben wird, denn es ist kaum zu erwarten, daß man dem Zentrums-Stinnes Peter Klöckner aus „überwiegenden Gründen des öffentlichen Interesses" die Hasper Werke fortnehmen wird.

Aber der Vorgang zeigt jedenfalls, daß das Zentrum noch immer danach strebt, eine Volkspartei zu sein — indes die Demokraten als Spitzkandidaten ihrer berliner Wahlliste Herrn Carl Friedrich Siemens aufstellen.

Internationale Arbeitszeit

Die Rückwärtsbewegung der Sozialpolitik in Deutschland bedroht nicht nur die deutsche Arbeitnehmerschaft, sondern indirekt die der ganzen Welt. Ebenso wenig wie ein Land sein Heer um 500 000 Mann verstärken kann, ohne daß die andern Mächte das Gleiche tun, kann ein einzelner Staat durch Ueberspannung der Arbeitszeit sich einen wirtschaftlichen Vorsprung sichern. Hätte man bei uns die Ueberschreitung des Achtstundentags, den nun einmal fast ganz Europa hat, organisch mit der Lösung der Reparationsfrage verbunden, so wäre das vielleicht im Ausland hingenommen worden. So aber muß der Neun- und Zehnstundentag der deutschen Industrie die ausländische Konkurrenz dazu aufreizen, nun auch ihrerseits eine Verlängerung der Arbeitszeit einzuführen. In der Tat sind die sozialreaktionären Kräfte im Ausland denn auch schon emsig dabei, entsprechend dem Wettrüsten einen Arbeitszeitwettkampf zu arrangieren, und die fortschrittlichen Sozialpolitiker sehen mit großer Sorge auf die Vorgänge in Deutschland. Der Direktor des genfer Arbeitsamts, Albert Thomas, ist bereits vor einigen Wochen in Berlin gewesen, um sich an Ort und Stelle von dem Stand der Dinge zu überzeugen und den zuständigen Instanzen seine Bedenken darzulegen. Im Völkerbund hat die Tschechoslowakei einen förmlichen Antrag gestellt, Gegenmaßnahmen gegen den deutschen Zehnstundentag vorzubereiten. Ein hoher Beamter im französischen Arbeitsministerium sagte mir kürzlich in Paris, er glaube nicht, daß man den Achtstundentag in Europa werde aufrechterhalten können, wenn Deutschland ihn aufgebe.

Daß freilich im Ausland die Rückwärtsrevidierung nicht ohne schwere Kämpfe erfolgen würde, haben zwei Ereignisse der letzten Woche ergeben. An zwei Stellen sind Angriffe auf den Achtstundentag abgeschlagen worden. Das schweizer Volk hat mit 431 000 gegen 314 000 Stimmen die Regierungsvorlage auf Einführung des Neunstundentags abgelehnt. Selbst die Unterstützung durch den „Sozialreformer“ der berliner Universität, Herrn Professor Heckner, hat den Fabrikanten nichts genützt. Es bleibt in der Schweiz weiter beim Achtstundentag. Ein andrer Vorstoß ist in Oesterreich gescheitert, wo die Verwaltung der Stinnesschen Alpinen Montan nach deutschem Muster eine illegale Einführung des Zehnstundentags versuchte. Gleichsam als Antwort ist jetzt vom wiener Nationalrat das washingtoner Arbeitszeitabkommen ratifiziert worden, das den Achtstundentag international festlegen soll, allerdings mit dem Vorbehalt, daß das Abkommen erst in Kraft treten soll, wenn die andern europäischen Staaten sich ihm angeschlossen haben. In England hat die Acht-

stundentagbewegung in der Labour-Regierung natürlich eine sichere Stütze, wenn auch für Einführung des gesetzlichen Achtstundentags kein großes Interesse herrscht, da faktisch der Achtstundentag bereits besteht. Aber es heißt, daß auch MacDonald demnächst das washingtoner Abkommen ratifizieren wird.

Freilich: alle diese Tatsachen, die gegenüber den letzten Monaten auf eine Stärkung der sozialen Bewegung hindeuten, dürfen nicht darüber täuschen, daß eine Sozialreform oder auch nur eine Erhaltung der bestehenden Sozialpolitik in Europa unmöglich ist, wenn in seiner Mitte Deutschland sich zum Hort der Sozialreaktion ausbildet.

Die Landwirtschaftskrise

Wenn es einer Bevölkerungsschicht, die in zehn Jahren der Not und zum guten Teil von dieser Not ein Wohlleben führen konnte, nun einmal etwas schlechter geht, so ist das an sich noch kein Grund, die Tränenbäche rieseln zu lassen und in die Klagelieder der ‚Deutschen Tageszeitung' einzustimmen. Ein Reicher behält nach seinem Konkurs gewöhnlich noch mehr übrig, als ein Armer je besessen hat. Aber das soll nicht hindern, ruhig zu untersuchen, was es mit der jetzt so viel besungenen Landwirtschaftskrise auf sich hat.

Ohne Zweifel: eine Krise ist da, eine Krise, die ihren Namen verdient, ein Wendepunkt ist erreicht: die große Vermögensumschichtung zwischen Stadt und Land ist beendet, und eine kleine Reaktion macht sich fühlbar. Die Spalten der agrarischen Blätter sind wieder mit Hypothekengesuchen gefüllt; der Landwirt, der Jahre hindurch buchstäblich nicht wußte, wo er mit seinem Geld hin sollte, braucht wieder Geld. Zwar ist es keineswegs so, daß die Landwirtschaft ihre Kriegs- und Inflationsgewinne plötzlich verloren hat. Im Gegenteil: die dritte Steuernotverordnung hat mit der Regelung der Aufwertungsfrage und der lächerlich niedrigen Inflationssteuer eben dem Landwirt die gesetzliche Approbation dessen verschafft, was er im letzten Jahrzehnt an sich gebracht hat. Aber es fehlt ihm momentan an Betriebskapital. Denn das Geld, das er während des Kriegs und nach dem Kriege verdiente, hat er fast ausschließlich in Sachwerten angelegt, und zwar zu einem unverhältnismäßig großen Teil in Konsumgütern statt in Produktionsgütern. Statt landwirtschaftlicher Maschinen und Düngervorräte hat sich der Landwirt vorerst einmal mit den „Errungenschaften" des Städters eingedeckt, mit Möbeln, Teppichen, Klavieren, Garderobe. Das war durchaus erklärlich, denn der deutsche Bauer, der immer nur ein Ausbeutungsobjekt für den Großagrarier oder für den städtischen Wucherer gewesen war und stets schlechter gelebt hatte, als seiner schweren Arbeit entsprach, fühlte sich plötzlich als freier Mann und wollte sich nun erst einmal etwas zukommen lassen. Nun, diese Art zu wirtschaften, rächt sich jetzt.

Den eigentlichen Anlaß zur Krise aber gab der Umstand, daß die Stabilisierung der Mark in eine für die Landwirte unglückliche Zeit fiel. Das Reklamewort Helfferichs und Luthers, daß die Rentenmark die Ernte mobilisieren soll, stimmte schon nicht mehr, als es geprägt wurde. Denn damals wußte man schon, daß die neue Währung viel zu spät kommen würde, um zur Bezahlung der Ernte zu dienen. Tatsächlich ist die vorjährige Ernte, soweit nicht ein Naturalverkehr stattfand, zum großen Teil noch mit Papiergeld bezahlt worden, das einer sehr schnellen Entwertung unterlag, und trotz der Ueberpreise, die die Landwirtschaft damals für ihre Produkte nahm, blieb sie im Hintertreffen, als im November die Rentenmark ausgegeben wurde und gleichzeitig eine wahnwitzige Preissteigerung für alle Produkte einsetzte. Die Landwirte selbst konnten sich wenigstens mit ihren wichtigsten Ernteerzeugnissen an dieser neuen Hausse nicht beteiligen. Der Versuch, die Lebensmittelpreise auf dieser Höhe zu halten, mißlang überdies dank der geringen Kaufkraft der städtischen Bevölkerung. Es kam schließlich hinzu, daß die Bankinstitute, die dem landwirtschaftlichen Betriebskredit dienen sollen, während der Inflationszeit doch nicht mit der Geldentwertung Schritt halten konnten und, nicht ohne die Schuld der Landwirte, sich jetzt für deren Kapitalanforderungen viel zu schwach zeigen.

Es wird also nötig sein, den Landwirten für die nächsten Monate die erforderlichen „Ankurbelungskredite“ auf anderm Wege zur Verfügung zu stellen. Für die dringendste Kunstdüngerbeschaffung scheint bereits gesorgt zu sein. Wenigstens sind den Landwirten größere Kalikredite in Aussicht gestellt worden. Die notwendigen Barmittel aber wird sich die Landwirtschaft wieder auf dem Wege der Hypothekenbelastung beschaffen müssen, und wenn der Zinsfuß auch für die nächste Zeit noch höher bleiben dürfte, als er in der Vorkriegszeit war, so wird dafür die Höhe der Reallasten kleiner sein.

Entschieden zurückgewiesen werden müssen aber die reaktionären Versuche, die augenblicklichen Kreditschwierigkeiten wieder zu benutzen, um das deutsche Vo!k mit Getreidezöllen zu belasten. Zu einer derartigen dauernden Subventionierung der Landwirtschaft durch die verarmte städtische Bevölkerung liegt nicht der mindeste Anlaß vor, zumal selbst ein hoher Schutzzoll weder schnell genug wirken würde noch ergiebig genug wäre, um den Landwirten zu helfen.

Geholfen muß werden. Das verpflichtet aber, wie gesagt, noch nicht, die Landwirte als Märtyrer der Wirtschaft zu beweihräuchern. Wer etwa glaubt, damit politisch etwas zu erzielen, irrt sich gewaltig. Das haben bereits die Debatten auf dem brandenburgischen Landbundtag gezeigt. Die große Schafschur fällt diesmal doch Herrn von Graefe zu.

Zu dieser Justizreform von Montesquieu

Es ist richtig, daß mehr durch einen natürlichen Zufall als auf Grund des menschlichen Verstandes die Not dazu zwingt, gewisse Gesetze zu verändern; allein der Fall kommt selten vor, und wenn er sich ereignet, so muß es mit größter Behutsamkeit und gleichsam mit zitternder Hand geschehen. Man muß viele Umstände dabei beobachten und große Vorsicht gebrauchen, damit das Volk daraus schließen kann, daß die Gesetze heilig sind.

Werkraub!

Im Mai 1921 sammelt ein junger Mensch, Fritz Windisch, einen Kreis von musikverständigen Menschen um sich. Er gründet die ‚Melos-Gemeinschaft zur Erkenntnis zeitgenössischer Musik‘. Keinen Verein, sondern eine Gemeinschaft, von Einem Willen beseelt und Einer Erkenntnis geleitet. Sie will vor einer dazu berufenen oder sich einfindenden Gemeinde „Melos“-Musik aufführen, in Konzerten jungen lebenden Komponisten Gehör verschaffen. Unabhängig von Konjunktur und Kassenerfolg soll das Können entscheiden. Denn diese Gemeinschaft weiß nur zu genau, daß die Aussicht für einen jungen Komponisten, seine Werke aufgeführt zu sehen, weniger von seinem künstlerischen Können als von persönlichen Beziehungen, Protektion, Rücksichtnahme auf den Publikumsgeschmack abhängt. Melos-Idee: das ist zugleich der Kampf gegen den heutigem musikalischen Kunstbetrieb. Wie notwendig dieser Kampf ist — man würde glauben, das Ende des Komponisten Adolf Schreiber hätte es der Welt für ewig ins Gehirn gehämmert. Doch die Welt, Sie haben recht, verehrter Max Brod, die Welt ist taub!

Zur theoretischen Erkenntnis und Weiterführung des Melos-Gedankens gibt Windisch eine internationale Musikzeitschrift ‚Melos‘ heraus.

Ich bin nicht berufen, über Melos-Musik zu urteilen. Dies aber weiß ich, daß hier zum ersten Mal ein Wollen nicht Programm blieb, sondern Tat ward. Musikabende werden veranstaltet: „Oasen in der großstädtischen Konzertflut“. Alfredo Casella, Paul Hindemith, Ludwig Weber, Philipp Jarnach, Milhaud und Andre kommen zu Worte. „Hier wird nicht auf Wirkung und Erfolg gelauert, hier wird nur durch Vorführung fast ausschließlich unbekannter und noch verkannter Musik eine Pflicht an Lebenden und an lebender, leben-wollender Kunst erfüllt.“ Ein Revolutionär, ein wahrhaft Besessener, das bestätigen die mir vorliegenden Musikkritiken, ist am Werke. Unbeirrt hält er in stiller, unaufdringlicher Arbeit am seiner Idee fest. Leben das heißt ihm: mit einem Minimum von Kompromissen auskommen.

Der künstlerische Erfolg bleibt nicht aus. Die Melos-Idee gewinnt Anhänger. Das Ausland hält die Melos-Konzerte für die bedeutendsten Ereignisse des deutschen Musiklebens ; die deutsche Musikkritik würdigt das ernste Bemühen.

Doch die Konzertabende kosten Geld. Der Präsident der ‚Melos-Gemeinschaft zur Erkenntnis zeitgenössischer Musik‘ ist so unzeitgenössisch, Sensationen und Snobismus weiter zu meiden.

Da meldet sich ein Bank-Graf, der als Maecenas seine Hilfe anbietet. Selbstlos natürlich, wie das Maecene immer sind. Nur seinen Ehrgeiz will er gestillt wissen : der Melos-Prospekt druckt ihn fett als Protektor. Bedeutungslos ist für Windisch aller äußere Kram, solange er nur seinem Prinizip treu bleiben, die Idee reinhalten kann. Dies glaubt er schon nicht mehr zu können, als der Bank-Prokurist einen Einfluß auf die Auswahl der aufzuführenden Komponisten sich anmaßt. Der Maecen verlangt Konzerte, die sich rentieren — Windisch wirkt unbekümmert weiter; bis dann endlich die stärker werdenden Differenzen das Verhältnis lösen.

Was nun folgt: man bedürfte der Sprachkraft eines Karl Kraus, um es zu schildern. Der Maecen intrigiert, findet Komplizen und . . . und gründet die ‚Melos-Gemeinschaft zur Erkenntnis zeitgenössischer Musik'. Er, Herr Herbert Graf, Bank-Prokurist und Maecen, macht sich zum Schöpfer und Träger der Melos-Idee.

Fritz Windisch, dieser feine, weltfremde Mensch, hatte versäumt, den Verein eintragen zu lassen. Welche Förderung, so fragt er sich, hätte auch die Melos-Idee durch die Eintragung erfahren können! Jener aber nutzte ein formales Recht, brachte nunmehr die Melos-Gemeinschaft zur Eintragung, und der Erfolg ist. . .

Der Erfolg ist, daß Fritz Windisch das Werk geraubt ist, das er mühsam unter Opfern und Entbehrungen in dreijähriger Arbeit aufgebaut hat. Wie ein Eindringling ist er vor die Tür gesetzt und der Möglichkeit beraubt, sich weiter mit ungehemmten Kräften für die Melos-Idee einzusetzen.

Man könnte zu diesem Vorgang schweigen. Man könnte schweigen, wie Fritz Windisch lange, allzu lange getan hat. Er schwieg, bis der Name Melos mißbraucht war, bis die ‚Internationale Gesellschaft für Neue Musik' mit jener gräflichen Gemeinschaft ein Konzert veranstaltete. Da wäre er vor sich schuldig geworden, wenn er nicht gesprochen hätte. Ein andres Podium, vor der Oeffentlichkeit gegen Raub und Ideenschändung zu protestieren, gab es für ihn nicht mehr. Als er sprechen wollte, da tobte das Publium, bis der Schupomann ihn durch den Konzertsaal abführte.

Möglich ist, daß ein sensationslüsternes Publikum glaubte, es bekäme hier seinen Schönberg-Skandal, auf den es den Eintrittspreisen nach Anspruch habe. Aber sind nicht jene Musikpiraten entlarvt, die wissend einen Raub gutheißen? Wird nicht der aesthetische Schleier gelüpft, hinter den sich ein Präsident der ‚Internationalen Gesellschaft für Neue Musik' zu verbergen sucht? Darf man von Taktlosigkeit sprechen, wo primitivstes Recht und Rechtsgefühl verletzt sind?

Die Personen, um die sichs hier handelt, sind gleichgültig. Wer Fritz Windisch ist, und wie er sein Werk bewahrte, rein und unantastbar im Taumel dieser Zeit, hier würde nicht davon gesprochen werden, wäre nicht der Einwand zu gewärtigen, das Interesse der Kunst und die Idee selbst hätten gefordert, daß jene Maecenaten sich so verhielten.

Gleichgültig also sind die Personen. Doch nicht gleichgültig ist, ob dem Künstler, ob dem Geistesarbeiter, der einsam ringend schafft, das Werk entrissen werden darf. Ein Geistesarbeiter ist unterlegen. Der Börsenhändler triumphiert. Das ist das Fazit.

Dies ist keine Rechtfertigung, sondern eine Anklage. Eine Anklage wider die Zeit und die Menschen, die trägen Herzens Unrecht dulden. Der Adel der Arbeit ist geschändet. Ein Geistesrecht verletzt. . Ein Werk ist geraubt. Geistesarbeiter, wollt Ihr dies dulden ? *Ludwig Kantorowicz*

Russische Erotik

Eine Mappe von zwölf Lithographien des russischen Malers Boris Grigoriew regt zu mancherlei Betrachtungen an. Sie ist ‚Russische Erotik‘ betitelt; und zu den Absonderlichkeiten der deutschen Kunstjustiz gehört wohl, an ihr, soviel ich weiß, bisher nicht Anstoß genommen zu haben. Das sittliche Aergernis, das ja doch ein grundlegendes Argument im Werturteil des Bildungsbürgers darstellt, ist hier mit dem mildernden Schleier jener erdgebundenen Melancholie bedeckt, die die „russische Sache“ kennzeichnet; wo der Bedenkende eben noch eine bedenkliche Pornographie feststellen will, entpuppt sich das Bildwerk als folkloristischer Beitrag und wird landläufige Modesache. Oder sollte der Zensor diese Bilder mißverstanden haben? Wie dem auch sei: noch darf man — und dies ist wohl die edelste Wirkung eines Kunstwerks — über Form und Inhalt hinaus den Klängen lauschen, die durch Linie und Tönung in der Seele angeschlagen werden.

. . . Boris Grigoriew, dessen Bilder man seit wenigen Jahren auch aus deutschen Zeitschriften kennt, ist ein seltsamer Trieb am knorrigen Stamme russischer Kunst. Dieser Maler ist vom Vorwurf des Literatentums nicht freizusprechen . . . aber welcher Russe ist es denn? Der russische Künstler ist immer ein wenig Epiker; immer hat er außerdem noch eine verhängnisvolle Dosis Karamasowismus im Blute. Er sieht die Dinge verloren im Raume; er resigniert vor der bunten Fülle; er legt noch im letzten Detail Zeugnis ab für Allmütterchen Rußland.

Diese zwölf Blätter des Boris Grigoriew erzählen ein wenig vom Liebesalltag in den verborgenen Nischen der großen russischen Seelen-Kathedrale. Gedämpftes Licht mildert Anklage, Härten, Brunst und Trauer; aber hier klirrt kein Lachen, hier tollt nicht (wie etwa in des George Grosz deutschem Ecce homo) der entfesselte Bürger durch den Irrgarten der Liebe. Hier klagt leise schon im Anfang die Tristitia post festum. Die Linien sind weich, rund, leis beschattet; kein Taumel krampft sie durcheinander; und auch die in Liebe und Wollust mancher Art verschlungenen Körper haben die Ruhe endloser Steppenlandschaftsbilder. Diese Bilder, die vielleicht schon Pornographien sind (womit aber keinesfalls ein juridischer Begriff gemeint ist!), rühren dich tief, und du fühlst den sanften Parfümgeruch aus jenen unendlich traurigen, unendlich stillen kleinen Häusern, die in slavischen Provinzstädten am Flußufer stehen. *Paul Hatvani*

Na, na, lieber Victor Goldschmidt!

so zufrieden, wie Sie das in Nummer 8 der ‚Weltbühne‘ behaupten, war ich gar nicht, als ich das letzte Mal aus dem Verlagsbüro der „Tillgnerleute“ fortging. Da Sie mich als Kronzeugen für das gute Einvernehmen zwischen Verleger und Autor anrufen, bin ich wohl gezwungen, den Mund aufzutun. Ich tue ihn nur zu einem geringen Spalt auf und behalte mir vor, ihn bei wichtigerer Gelegenheit gehörig aufzureißen, denn es hat sich im Verlauf einer langen Schriftstellerexistenz in

meinen Eingeweiden Zorn, Qual, Haß und Verzweiflung in gehöriger Menge angesammelt, um in einem Gebrüll an das stumpfe Trommelfell der Oeffentlichkeit zu schlagen. Aber vielleicht ist es ganz gut, wenn ich schon jetzt ein vorläufiges Wort in die Debatte werfe, denn ich bemerke, wie wir uns wieder einer unsrer wichtigsten Waffen im akuten Kampf mit den Nutznießern unsrer Arbeit begeben — die wohl angesichts unsrer heillosen und augenscheinlich unheilbaren Leichtgläubigkeit ein leises Augurenschmunzeln nicht unterdrücken werden.

Fast Alle nämlich aus unserm Lager, dem Lager der verelendeten und um den materiellen Ertrag ihrer Lebensarbeit betrogenen deutschen Schriftsteller, machen bei ihren Anklagen gegen die Verleger, die sie menschlicher Unzuverlässigkeit, Gleichgültigkeit und Versagens in Zeiten der Not, Unfähigkeit und was weiß ich noch welcher andern Mängel zeihen, das Reservat: Ja, aber das Eine muß gesagt sein — ausgesprochener Betrügereien, wissentlich irreführender Angaben über Auflagenzahl, Absatz und dergleichen halten wir diese Herren nicht für fähig, haben auch im Laufe unsrer Verbindung unanständige Geschäftsmanipulationen bei ihnen nicht bemerkt.

Und Franz Blei gar versteigt sich zu der in ihrer Naivität gradezu überwältigenden Behauptung: daß es ja zur Durchführung eines Systems von falschen Angaben inbezug auf Auflageziffern und Absatz eines bis in das Letzte korrumpierten Verlagsapparates bedürfte, damit der Schwindel ungestört vor sich gehen könne, und daß das ganz einfach undenkbar sei — schon aus technischen Gründen. (Wer jemals mit einem Betriebsrat gesprochen hat, wird wissen, daß grade die Frage: wieviel Rohstoffe, wieviel Fertigfabrikate, welche Stückzahl von verkaufsfähiger Ware produziert wird und an die Kommittenten abgeht, den Kontrollorganen das größte Kopfzerbrechen verursacht.) Aber zurück zu Tatsachen.

In meinem mit den „Tillgnerleuten“ am 9. Januar 1923 abgeschlossenen Vertrag (über mein vom Magnus Zeller zu illustrierendes Buch: ‚Ekstatische Geschichten‘) heißt es wörtlich: „Von den Novellen wird eine einmalige Luxusausgabe in 100 Exemplaren veranstaltet, die Sie sich verpflichten handschriftlich zu signieren.“ Und in dem fertigen Buch, das der ‚Prismenreihe‘ angehört, steht auf der letzten Seite zu lesen: „100 numerierte Exemplare wurden auf Bütten gedruckt, mit der Hand in Leder gebunden und vom Autor signiert.“ Das Honorar wurde mir, wie ich bemerken muß, und wie auch Sie, lieber Dr. Goldschmidt, bemerken, in Gold valorisiert und ausbezahlt. Es war ein einmaliger Betrag, und er wurde auf Grund der im Vertrag erwähnten Auflagenziffer berechnet.

Im August des vorigen Jahres, ich saß auf der Bäuerlinshalde überm Bodensee, brachte mir der Postbote eines heißen Nachmittags keuchend und schwitzend eine Riesenrolle an. Es waren die Büttenbogen, die letzten Bogen meines fertig gedruckten Buches, die ich zu signieren hatte. Ich signierte also, signierte, signierte . . . das Signieren wollte gar kein

Ende nehmen . . . ich signierte 135 letzte Bogen.

Nach meiner Rückkehr besuchte ich die „Tillgnerleute“ und erwähnte dieses kleine Detail, diese kleine Abweichung, worauf Sie, lieber Dr. Goldschmidt, bestürzt und, wenn mich nicht Alles täuschte, auch ziemlich entrüstet, den Herrn Ihrer Abteilung „Herstellung“ hereinriefen. Der Herr sagte . . . nun, er sagte . . . was sagte er? Es sei ja doch nur der letzte Bogen gewesen . . .

Als dann, von meinem Platze, ein gelinder Heiterkeitsausbruch erfolgte, beeilten sich die Chefs des Hauses Heinrich Tillgner Verlag, darunter Sie, lieber Dr. Goldschmidt, zu versichern, daß ja, wie die Erfahrung lehre, so und so viele Exemplare beim Binden und ähnlichen Manipulationen zu verunglücken pflegten, daß man außerdem eine gewisse Zahl an die Presse zu versenden habe (nun, signierte Bütten ??), daß also das Plus von 35 Exemplaren sein Vorhandensein nur einer wohlberechtigten Vorsichtsmaßregel verdanke.

Ich kann nicht behaupten, daß ich das Büro in voller Zufriedenheit verlassen habe, wie Sie, lieber Dr. Goldschmidt, im Vertrauen auf meine sanfte Gemütsart (die sich auch darin manifestierte, daß ich eine Nachtragsforderung zu stellen unterließ) anzunehmen scheinen. Ich fragte mich vielmehr, angesichts dieses eklatanten Falles, der eben durch die mechanische Ursache des Signierenmüssens zu meiner Kenntnis kam: Welche Gewähr haben wir Schriftsteller denn, daß die Auflagen, die man von unsern Büchern druckt und verkauft, und von deren Ertrag wir leben müssen, mit den uns angegebenen Exemplarzahlen übereinstimmen?
Nun, eben das „gegenseitige Vertrauen“.
Herzliche Grüße *Arthur Holitscher*

Zu diesem Teutschland

Jeder Weiler hat einen ihm eigentümlichen Charakter.
Die Bewohner des einen mögen ehrlich, fleißig, jedem Fortschritt der Zivilisation geneigt sein, während sich ein andrer, kaum fünf Meilen weiter liegender einer Bevölkerung der ärgsten Schufte zu rühmen hat, auf die der Galgen noch wartet: bigott, voll Rassenfanatismus und geschworene Feinde jedes Sterblichen, der nicht das Glück gehabt hat, in ihrer erleuchteten Mitte zur Welt gekommen zu sein. *Harry Frank: ‚Als Vagabund um die Erde‘*

Auf Wiedersehen!

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide ich von dir;
Der andre von uns beiden,
Der setzt sich ans Klavier
Und spielt das Lied vom Scheiden
Und singts für sich allein.
Einst sangen wir zu zwein,
Du sangst Sopran, ich Bari,
Am Fenster der Kanari,
Er zwitschte fröhlich drein.
Das Vöglein ward geschlachet,
Mein Geist hat sich umnachtet
Und schwebt im ew'gen Licht.
Vergiß mich bitte nicht,
Sonst muß ich dich verachten
Und abzumurxen trachten,
Du undankbare Gans!
Auf Wiedersehen! Hans.

Hans Reimann

Deutscher. Sie nehmen den Franzosen übel, daß sie „Sicherungen“ verlangen? Das ist ungerecht von Ihnen, solange auf Landesparteitagen der Deutschnationalen Volkspartei die maßvollste Rednerphrase lautet: „Nicht eher darf das deutsche Herz ruhen, als bis auf dem Straßburger Münster wieder die deutsche Flagge weht“, und ein Mitglied des Reichswehrministeriums in einer Versammlung so unzweideutig wie möglich erklären darf: „Turnen, Sport und Spiel sind in erster Linie dazu berufen, die Jugend auf den richtigen Weg zu führen. Es bleibt nichts andres übrig, als daß das Reichswehrministerium, wie in allen Ländern das Kriegsministerium, die Führung und Leitung der körperlichen Erziehung der Jugend und damit die Erziehung des Volkes zur Wehrhaftigkeit übernimmt und mit diktatorischen Mitteln eingreift, um in letzter Minute das Volk vor vollständiger Verelendung zu retten.“

Kunstfreunde. Bei A. Wertheim hat das Komitee ‚Hilfe von den Künstlern‘ im Ersten Stock neben dem Erfrischungsraum eine Ausstellung eröffnet. 500 Werke stehen zum Verkauf für die Volksspeisungen der Internationalen Arbeiter-Hilfe. Eine Original-Radierung — von Käte Kollwitz, Ulrich Hübner, Kandinski, Orlik, Klee, Feininger, Segall, Zille und vielen Andern — kostet 5 Mark, eine Summe, von der 20 warme Mittagbrote geliefert werden können. Geht hin und kauft!

Willi Wolfradt. In Nummer 8 hat Adolf Behne ein Wort von Ihnen über George Grosz zitiert. Merkwürdig, daß Schriftsteller die Eröffnung einer Debatte, die ihnen doch durchaus erwünscht sein müßte, immer gleich als Angriff empfinden und bezeichnen. Jedenfalls antworten Sie: „Ich melde mich auf den Angriff Adolf Behnes hin keineswegs, weil er mich dort als snobistischen Verhimmler des angeblich arrivierten und akkommodierten George Grosz bloßstellt, ohne mitzuteilen, daß meine kleine Biographie bereits 1920 für den genialen Satiriker eintrat, und daß grade in ihr ausdrücklich auf das Schicksal der heroischen Kritiker von Multatuli bis Karl Kraus und Grosz hingewiesen war, mehr Beifall als böses Gewissen zu wecken. Ich bin ja schließlich Herrn Dr. Behne zu Dank verpflichtet, daß er mich auf einen Zeichner Daumier aufmerksam gemacht hat. Zum Widerspruch fordert weit mehr die Auffassung Behnes heraus, es gereiche sowohl dem Künstler wie dem politisch gegnerischen Bürger zur Schande, daß dieser sich der ethischen Wucht und künstlerischen Potenz des ihn mit jeder Zeichnung züchtigenden Karikaturisten nicht

zu entziehen vermag. Snob macht sich heutzutage an Alles heran, und Snob ist immer ein wenig Masochist. Niemand ist für sein Publikum verantwortlich, vorausgesetzt, daß er ihm nicht schmeichelt. Wo und wann hätte Grosz den seine Mappen kaufenden Bürger anders umworben als vermöge der Ueberzeugungskraft seiner graphischen Gestaltung? Und soll man es nicht ‚dieser verdammten, dieser elenden, dieser schmutzigen Bürgerpackpresse' eher gut anrechnen, daß sie einmal die Interessen hintansetzt und objektiv anerkennt, anstatt Großes und Gefährliches wie so oft totzuschweigen! Selbst Snobismus wäre da zu vergeben; er ist immerhin Instinkt. Aber weshalb eine Fähigkeit des gerechten Urteils beschimpfen, die ja auch die bürgerlichen Schreiber und Leser etwa der ‚Weltbühne' zu George Grosz geführt hat, und deren Ausbildung und Ausbreitung doch unser ganzes Streben und der einzige Weg der Rettung ist! Sind wir Snob, weil wir von der Erkenntnis sozialen Elends und Unrechts inmitten einer bürgerlichen Existenz gepackt wurden und so politisch dagegen ankämpfen, ohne sogleich privat alles Bisherige abzuwerfen? Weil wir Gegenkräften die Berechtigung ihres Handelns einräumen? Dann wäre die ganze ‚Weltbühne' — Snobismus. Vor einigen Tagen ist Grosz hier verurteilt, ein großer Teil seines Hauptwerks um der öffentlichen Sittlichkeit willen vernichtet worden. In Sachsen hat das Säbelregime sich sogar nicht entblödet, meine Biographie zu beschlagnahmen, also eine kunstwissenschaftliche Schrift. Es scheint, daß George Grosz doch mehr als eine Mode, als eine ‚dünne aesthetische Angelegenheit' ist. Zu ihm stehen heißt jedenfalls: abtrünnig werden der herrschenden Einstellung, der brutalen Trägheit, dem schamlosen Weitermachen. Opposition scheint mir etwas so Wertvolles, daß ich sogar den Snobismus der Opposition verzeihlich finde. Und also auch Herrn Dr. Behnes Angriff." Na, dann ist ja Alles in schönster Ordnung.

Klabund. Sie schreiben mir: „Herr Erich Reiß legt Wert darauf, in der ‚Weltbühne' festgestellt zu sehen, daß sich mein Angriff gegen gewisse Verlegertypen in Nummer 7 nicht gegen ihn richtet; was ihm hiermit gern bestätigt sei." Hoffentlich gerät nun kein Verlagsverzeichnis Ihrer Schriften mehr unter die Leute, weil sonst ersichtlich wird, wen Sie gemeint haben, und die Gerichte, ha, nicht umhin können, in Anspruch genommen zu werden.

Jurist. Die Deutsche Liga für Menschenrechte hat bei den bedeutendsten Rechtslehrern Deutschlands eine Umfrage über Herrn Emmingers Justizverordnung veranstaltet. Albrecht von Mendelssohn-Bartholdy antwortet: „Ihrer Kundgebung gegen die Verschlechterung der deutschen Justiz, gegen Maßnahmen, die nach der Art ihrer geplanten Durchpeitschung und nach ihrem Inhalt das Ansehen der deutschen Rechtspflege auch im Ausland zu gefährden geeignet sind,

wünsche ich stärksten Erfolg. Die öffentliche Meinung hat sich hier, ohne jede Rücksicht auf politisches Parteiwesen, einmal kräftig geregt, und ihre Behauptung oder ihr Unterliegen gegenüber der Ministerialgewalt wird eine ernste Probe für den künftigen Bestand Deutschlands sein." Bisher sind alle solche Proben leider negativ ausgefallen. So kräftig wie hier hat sich schließlich auch im Fall Fechenbach die öffentliche Meinung geregt. Aber zuletzt lachen immer die Emmingers.

Stuttgarter. In Nummer 7 hab' ich vermerkt, daß der Kritiker der Württemberger Zeitung sich gegen die Marseillaise in ‚Dantons Tod' von Georg Büchner aufgelehnt, und daß seine Redaktion ihn dieserhalb — in einer Fußnote zu seiner Kritik — ungebildet, ungeistig, kindisch und albern genannt hat. Meine Freude oder Schadenfreude, daß daraufhin sich weder der Kritiker eine andre Zeitung noch die Zeitung einen andern Kritiker suche, bremste ich selber durch die Erwägung der Möglichkeit, daß solche Umwälzungen schon im Gange seien. Ach, du lieber Himmel! Der Kritiker hat sofort als Korrespondent einer berliner Zeitung dieser einen Bericht gegeben, worin er die Nationalisten, also auch sich, nach Kräften verhöhnt. Und so vielseitige Journalisten pflegen in dieser besten aller Zeitungswelten nicht entlassen zu werden, sondern zu hohen Aemtern und Würden zu gedeihen.

Junger Demokrat. Was ich von der Republikanischen Partei halte? Daß sie schlimmer als überflüssig: daß sie schädlich ist. Dem zerrissenen Deutschland kann nicht eine Vermehrung, sondern nur eine Verminderung der Parteien helfen. In Mecklenburg und Thüringen sind die Stimmen für die Republikanische Partei den Demokraten entzogen worden — mit dem Erfolg, daß diese einen Kandidaten weniger und die Republikaner trotzdem keinen Kandidaten durchgebracht haben. Bismarck hat einmal gesagt: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wenn die Deutschen zu Allem noch einig wären: Kerle wie die wären imstande, die Welt aus den Angeln zu heben." Vielleicht. Jedenfalls: bei der geringen Werbekraft des republikanisch-demokratischen Gedankens in Deutschland sollte man die spärlichen Kräfte zusammenfassen, statt sie in hie republikanische, hie demokratische zu zersplittern.

Student. Der Auslandsausschuß Deines Verbandes der Deutschen Hochschulen gibt ein Auslandsmerkblatt heraus. Danach verlangt „die nationale und persönliche Selbstachtung, daß der deutsche Gelehrte die kriegführenden Länder und ihre Angehörigen meidet, ihren Einladungen und Freundschaftsversicherungen das Mißtrauen entgegenbringt, das sie erfahrungsgemäß verdienen". Ferner muß davor gewarnt werden, „Studierenden, wie es wiederholt geschehen ist, Promotionsthemata aus dem Gebiet des Auslandsnachrichtenwesens und der Tätigkeit zwischenstaatlicher Wirtschafts- und Kulturverbände zu geben" — denn: „bei solchen Arbeiten besteht die Gefahr, daß dabei Dinge ausgeplaudert werden, die ihrem Wesen nach zur Veröffentlichung ungeeignet sind". Oder: „Private Annäherungsversuche einzelner Hochschulen, Körperschaften und Gelehrter aus den Ententeländern an die deutschen Hochschulen sollten diese mit dem Hinweis auf die Boykottbeschlüsse der großen Verbände beantworten, die offene persönliche Beziehungen zu deutschen Gelehrten untersagen." Und schließlich: „Mit Frankreich und Belgien sollte ein Zusammenarbeiten unter allen Umständen ausgeschlossen sein." Das sowieso; wie wir Berliner uns neuerdings ausdrücken. Hei, wird die Freude groß sein, von so erzogenen Jüngern der Wissenschaft in zehn Jahren Unterricht erteilen und Recht sprechen zu hören!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, von der Heydt-Str. 7

Der Neue Kurs von Veit Valentin

Epigonen

Wer einen Weltkrieg verloren hat, kann ruhig die Wahrheit sagen. Wer von der Monarchie zur Republik übergeglitten ist, kann es noch besser. Im Innern freilich fehlt bei uns dem Wahrheitssucher noch das Letzte an Dokumenten; das Land der politisierenden Generäle und militarisierenden Zivilisten bringt wenig Sinn auf für Sachlichkeit in der Erkenntnis jüngster Entwicklungen. Nach Außen geht es besser. Die Aktenbände türmen sich: Die große Politik der europäischen Kabinette. Diplomatische Akten des Auswärtigen Amtes. Zwölf Bände. (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.)

Wäre die Sammlung knapper, würde sie mehr gelesen; so wird sie hauptsächlich studiert, exzerpiert, für Seminararbeiten und Dissertationen ausgewurstelt werden. Trotzdem sollte man sie lesen; sie erstaunt, spannt an, belustigt und erregt mehr als mancher gute Roman, der nicht geschrieben wird.

Bismarck ist weg: die kleinern Leute haben Spielraum. Das ist der Anfangsakkord. Seltsam: dieser Abgang war so natürlich, menschlich so begreiflich — er wäre so wie so doch bald gekommen. Aber in der deutschen Außenpolitik ist plötzlich eine Blutleere, die erschreckt. Caprivi zimmert seine durchaus vernünftigen, wohl abgemessenen Sätze; Freiherr v. Marschall plädiert umsichtig, gewandt, tatenlustig; Geheimrat v. Holstein orakelt scharfhörig, bohrend, mit unheimlicher eigensinniger Ueberlegenheit ; Philipp Eulenburg berichtet so fein, liebenswürdig und boshaft, daß der Kaiser den alten Prinzen Reuß (Europa kannte ihn als Onkel Septi) aus dem wiener Botschafterpalais schnöde fortjagt, um den balladensingenden Freund hineinzusetzen; Bernhard Bülow faßt mit seiner leichten Hand politische Verwicklungen zu einem leuchtenden Bild zusammen — Einfälle, Gedanken, recht kluge Beobachtung: alles ist drin, nur etwas zu viel Schmelz . . . In den achtziger Jahren, als der alte Fürst mit seinem Herbert, mit Schweinitz, Reuß und sonstwem Depeschen tauschte, da war es anders: kompakter, nüchterner, mehr Ingrimm, auch Feierlichkeit und Würde, wenn es der sachliche Aufbau verlangte.

Und noch eine Seltsamkeit: der Neue Kurs hat in den ersten Etappen seines Handelns fast immer recht — nur die Schlußfolgerung versagt. Der Helgoland-Vertrag: Bismarck hat den Erwerb gewünscht, vorbereitet, der Preis war gewiß nicht zu hoch — das Gute an dem Abschluß wird verdorben, weil die innere Weiterentwicklung fehlt. Auch ein politisches Geschäft hat seine Atmosphäre; ein Lied will sein Nachspiel haben — wer mit Beifall oder gar mit Trompeten hineinfährt, ist ein Mörder.

Der Rückversicherungsvertrag: der Neue Kurs hatte ganz gewiß das gute Recht des kleinern Kalibers, dieses verwickelte Bismarcksche Bündnissystem der Spätzeit mit seinen doppelten

Böden, mit seinen durch ein bißchen Falschheit moderierten Herzensfreundschaften als Belastung zu empfinden. Gut: der Vertrag wird nicht mehr erneuert. Wenn aber Rußland zweimal, dreimal hinterher die Hand hinstreckte, wenn es nur etwas ganz Einfaches und Bescheidenes haben wollte (Giers mußte das Gesicht und seine Stellung wahren!) — warum dann nicht? Weil man die Möglichkeiten nicht zu Ende dachte — vor Hochmut: man fühlte sich, es ging ja gut, man stieg, man konnte ja Alles noch später haben. Rußland wurde aber mit Frankreich einig, und daran hat kein kaiserlich-zaristischer Zärtlichkeitsausdruck mehr etwas ändern können.

Der französische Elan

Wenn Frankreich einmal seine Akten druckt (wer zu verschweigen hat, schweigt lange!) — dann wird da kein Bruch sein. Verschiedene Ziele verfolgten dort verschiedene Männer natürlich auch; der Stil scheint aber gleich — mehr als bei uns. Warum? Ganz allgemeine Ursache: eine höhere, mehr typisierte Durchschnittsintellektualität. Der besondere Grund heißt aber Elsaß-Lothringen. Wie sagt General Gallifet zum deutschen Militärattaché (Herbst 1891)?: In beiden Nationen wünscht Keiner Krieg — alle Vernünftigen halten ihn aber für unvermeidlich wegen Elsaß-Lothringen. Frankreich wird keinen Krieg anfangen — ohne besondere unerwartete Zwischenfälle. Beginnt ihn aber Rußland mit Deutschland, dann ist keine Regierung imstande, Frankreich zurückzuhalten . . .

Das Deutschland Wilhelms II. und Caprivis will sich auf den Dreibund beschränken — hier setzt Paris den Bohrer an. Bleibt Ihr im Dreibund, sagt der französische Ministerpräsident Bourgeois 1896 zu Italien, werden wir euch keinerlei Gefälligkeiten erweisen; die Peitsche des Handelskrieges, der Zoll- und Polizeischikane wird geschwungen. Bernhard Bülow kennt die Italiener gut genug, um davon nicht viel, obwohl aber Entscheidendes von dem französischen Schmeicheleisystem zu erwarten. Die Fabel Lafontaines fällt ihm natürlich ein: die Sonne lockt dem Wanderer den Mantel ab, den der kalte Wind nicht hat entführen können.

Kaiser Wilhelm hatte aber eine bestimmte Idee, die ihn der Sorgen um solche Einzelheiten enthob: den kontinentalen Dreibund. Er war bei all den zunehmenden Schwierigkeiten doch immer getrost: Ich werde Rußland an der einen Seite haben — dann kann sich Frankreich nicht entziehen — wer ist so wider mich? Warum klammern sich Menschen, die täglich zwischen Stimmungen, Hoffnungen, Vorsätzen schaukeln, durch Jahre hin immer wieder an dieselbe Idee? Im Interesse ihres Selbstbewußtseins sind sie verpflichtet, Energie mit Eigensinn zu verwechseln.

Splendid isolation

Der alte Fürst Bismarck hatte keinen größern Wunsch, als zwischen den Dreibundstaaten und England ein nahes Verhältnis herzustellen : gegen seine wiederholten ganz umfassenden Anträge verhielt sich das England Disraelis spröde — für das Mittelmeer und seinen Fragenkomplex gelang wenigstens die

Geschäftsfreundschaft. Der Neue Kurs ging England mit einer ganz andern herzhaften Unbefangenheit zu Leibe: zuerst erinnerte er mit Tränen verwandtschaftlicher Rührung an Waterloo, und dann feuerte er die Krüger-Depesche ab. Wenn Disraeli den Fürsten Bismarck nicht gebraucht hatte: konnte da der junge Kaiser für Lord Salisbury viel bedeuten? Die englische Grundstimmung in diesen ganzen Jahren ist: Wir wollen möglichst freie Hand behalten, wenn wir auch zu Einzelabmachungen bereit sind. Erst allmählich, und vollends während des Burenkrieges, ändert sich diese Haltung. Frankreich ist fremder und feindseliger geworden, Rußland macht großes Spiel in Asien, Deutschland ist zwar anspruchsvoll, unberechenbar und grob: man kann aber doch etwas mit ihm machen. Daher die Angebote Salisburys und Chamberlains um die Jahrhundertwende.

Wenn die deutsche Politik der Drohungen einen Sinn hatte, mußte sie auf diese Angebote eingehen. Sie tat es nicht: fehlte ihr deshalb ganz und gar der Sinn? Man zweifelt manchmal: Kaiser Wilhelm wirft England Illoyalität vor und läßt den Botschafter dieser Großmacht mit dunkelrotem Kopf, zur Sprachlosigkeit verdonnert stehen; er verlangt Flottenverstärkung und immer wieder Flottenverstärkung angesichts der „Gefährdung" des deutschen Ueberseehandels und Kolonialbesitzes durch England; er redet von englischen „Backenstreichen", die man ruhig hinnehmen müsse: „Wir kriegen gutwillig nichts, was wir nicht mit bewehrter Faust uns selbst nehmen."

Der Neue Kurs glaubte seine Weltmachtsaspirationen in ihrer Berechtigung durch eine Empfindlichkeit beweisen zu sollen, die nach Innen fauchte und nach Außen brüllte. Kaiser Wilhelm kam sich groß vor, wenn er „Kriegsdrohungen" des englischen Botschafters zurückwies, der gar nicht an so was gedacht hatte; in London aber ließ man die Aeußerungen des Kaisers drucken, um dieses überaus wichtige Dokument allen Ministern zugänglich zu machen. So entstand Deutschlands — Isolation; sie war leider nicht . . . „splendid"

Der Kaiser

An der Krüger-Depesche war er wirklich unschuldig; es ist jetzt dokumentarisch und damit endgültig bewiesen. Freiherr v. Marschall hielt es für staatsmännisch, mit dem Improvisationstalent des „jugendlichen Monarchen" zu arbeiten; eine wohlüberlegte Einschüchterungsaktion gegenüber England wurde gekrönt durch einen scheinbar spontanen Akt Kaiser Wilhelms . . . Es war kein schönes Spiel — die schlechteste Leistung war aber Marschalls Regie. Der Kaiser freilich lebte sich schon in einen deutsch-englischen Krieg nebst Durchmarsch durch portugiesisches Gebiet ein . . . Onkel Chlodwig Hohenlohe mußte ermahnen, beschwichtigen; seine ernst gefaßten Sätze liest man mit Eindruck: kühle Altersnüchternheit heißt ihr Hauch.

Bei Japan dieselbe Erfahrung: zuerst das Richtige. Der Kaiser, auch Marschall wollen nicht intervenieren. Japan und China sollen unter sich einig werden. Li Hung Tschang fängt an zu arbeiten; andrerseits scheint eine Teilung Chinas bevorzu-

stehen — Japan selbst meint, Deutschland solle seinen Anteil haben. Letztes Moment: Rußland weist auf Kiautschou. Nun ist kein Halten mehr, Deutschland drängt vor, in demselben Maße, wie sich England zurückzieht: der „Dreibund“ Deutschland-Rußland-Frankreich protestiert gegen Schimonoseki; Deutschland an der Spitze, besonders scharf, schneidig mit Absicht. Der Kaiser bekommt Kiautschou. Wann er es wieder verloren hat, weiß man.

Die Randbemerkungen des Kaisers zeigen seinen Willen — der war natürlich der beste. Manches wohlgeformte Bild ist ihm aus der schnellen Feder geflossen. Um Rechtschreibung und Orthographie sich zu kümmern, hat er keine Zeit — warum auch? Die gleichgültigsten, gröbsten, unschicklichsten Sätze und Interjektionen werden zu den Akten genommen, in Abschrift den Gesandten mitgeteilt, jetzt werden sie gedruckt und so der Welt bekannt gegeben. Nicht alle — das Schlimmste haben die Herausgeber weggelassen: eine Aktenpublikation sollte kein Sensationsfilm werden mit unfreiwilliger republikanischer Wirkung. Gut — wir sind schon mit dem zufrieden, was geboten wird.

Auf Krieg hat er wenigstens nicht hingearbeitet. Wenigstens nicht mit Absicht: er wollte kein „Condottiere“ sein . . . Der Kaiser hat offenbar geglaubt an eine Staatskunst, die auf friedlichem Wege Vorteile erringt, und hat sich als eine Art freiwilliger Diplomat in den Dienst solcher Staatskunst gestellt. Wenn er mit dem Zaren, irgendeinem erheblichern Großfürsten, mit seiner Mutter, der Kaiserin Friedrich, ein politisches Gespräch geführt hat, setzt er sich nachher hin und zeichnet es auf, und zwar in der dramatischen Form der direkten Rede: „Ich“ . . . „Ihre Majestät“. Diese Dialoge wirken natürlich etwas zusammengepreßt, zeigen aber eine bemerkenswerte schriftstellerische Gewandtheit. Kaiser Wilhelm war eben ganz Mensch des Moments: er vermochte Menschen und Gegenstände zu packen, anzufüllen, zu überfluten. Er gab sich aber nie die Mühe, einen verwickelten politischen Zusammenhang mit beobachtender Klugheit nachzuspüren. Die Gabe, die ihm bei technischen und historischen Dingen zweifellos zueigen war: schöpferisch zu gestalten, um der Sache willen und zum Nutzen der Sache — sie fehlt durchaus seinen staatsmännischen Versuchen. So klafft der furchtbarste Zwiespalt zwischen der Geschlossenheit seines ideellen Programms und dem Chaos, das er der Geschichte als Wirklichkeit hinterlassen hat.

Zu dieser Revolution von Marat

Bald werdet Ihr sehen, wie die bevorrechteten Stände sich wieder erheben und der Despotismus, der brutalste Despotismus wieder wütet, ärger als zuvor. Fünf- bis sechshundert abgeschlagene Köpfe hätten euch Ruhe, Freiheit und Glück gesichert. Eine falsche Sorglosigkeit hat euern Arm gelähmt, eure Schläge zurückgehalten. Das wird euch das Leben einer Million eurer Brüder kosten. Wenn eure Feinde auch nur einen Augenblick das Uebergewicht erlangen, dann ist es mit der Freiheit vorbei — in großen Strömen wird das Blut fließen, ohne Mitleid werden sie euch erwürgen.

Der Wille zum Weg von Kurt Hiller

Eine Versammlungsrede

Werte Volksgenossen!
Es wächst einem zum Hals hinaus, Ideale herzubeten, wenn man sieht, daß die Wege, auf denen einige von ihnen vielleicht erreicht werden könnten, ständig nicht beschritten werden.

Sind breite Massen des Volks heute der Politik müde und kehren sich ab — man begreift es. Gleichwohl ist es falsch. Sich von der Politik zurückziehen heißt: noch sicherer ihr Opfer werden, als man es schon ist. Wer nicht Hammer zu sein versteht, wird unweigerlich Amboß. Es kommt also darauf an, endlich Hammer zu werden. Keiner von uns, keine Gruppe von uns kann das einzeln; dazu ist jede zu schwach; vereint könnten wirs.

Was heißt aber „vereint“? Wer soll sich mit wem vereinen? Hinz mit Kunz, Ebert mit Stinnes, wir mit Ebert, der sozialdemokratische Parteivorstand mit der Reichswehrgeneralität? Bevor man von Sammlung und Einigung spricht, muß man wissen, zu wes Ende gesammelt werden, welchem Ziele die Einigung dienen soll. Das Ziel ist Alles. Das Ziel allein bestimmt die Wege.

Volksgenossen! Philosophen müssen sein, die das Endziel der Menschheit festsetzen — das Endziel, erreichbar an einem unendlich fernen Tage; Politiker großen Formats stecken ihrer Nation das Ziel für ein Jahrhundert; aber Politiker sehr kleinen Formats wären es, die nicht auch für die jeweils unmittelbar nächste Zeit ihrem Volk klare, eindeutige Ziele sichten würden.

Ich frage: Gibt es Ziele für morgen, deren Wünschbarkeit Menschen verschiedener Parteilager und Heimatlosen zwischen den Parteien gleichermaßen eine ausgemachte Sache ist? Oder gibt es solche Ziele nicht?

Nach meinen Erfahrungen aus letzter Zeit sind solche Ziele vorhanden. Ich werde sie aufzählen.

Erstens — : Daß Zivilisten, Köpfe, Menschen fortan in Deutschland regieren und nie wieder Uniformen, Stahlhelme, Monokel. Auch Geldmacherchampions nicht, mit leeren, harten Herzen und kompletter Ahnungslosigkeit gegenüber allem, was Geist heißt. Auch nicht machtgeile Gewerkschaftswebel, deren Gesichtsskelett ein Gefüge von Ellenbogen ist, und die ihre Gesinnung nur deshalb nicht verkaufen können, weil sie ihnen längst abhanden kam. Mit einem Wort: keine George Groszschen Gestalten, sondern: Menschen; Köpfe; Zivilisten.

Zweitens — : Daß die winzigen Errungenschaften von 1918 und 19 gerettet, vielmehr wiederhergestellt werden: insonderheit das Recht, öffentlich die Wahrheit zu sagen (worauf heute Zuchthaus steht; denn das Aeußern wahrer Dinge, falls es der Soldateska unbequem ist, rangiert jetzt — nicht etwa nur in Bayern und nicht etwa nur während der Ausnahmezustände — als Landesverrat) ; das unbedingte Recht zur Parteienbildung; die Preßfreiheit; die bescheidenen Ansätze zu einer republikanischen Verwaltung; jene bescheidenen Ansätze zur konstitutionellen Fabrik, die in den Betriebsräten ihren Ausdruck fanden; vor allem auch der Achtstundentag — welchen grade in Zeitläuften katastrophaler Arbeitslosigkeit einzureißen eine völlige Verdrehtheit ist; dieser Achtstunden-

tag, der nicht, wie Blutsauger meinen, einen Schutzbrief für die Faulheit darstellt, sondern dessen unabschätzbarer Wert grade darin besteht, daß er den besten Köpfen und Herzen der arbeitenden Bevölkerung, zumal der Jugend, Kraft läßt und Zeit gibt zum Geiste; zu einem fruchtbar rezeptiven und aktiven Kulturdasein; zum schöpferischen Müßiggang; zu eigentlichem und wahrem Leben; nicht zuletzt dazu, sich die Vorbedingungen zu schaffen zur Mittat an dem gigantischen Jahrtausendwerk der Menschheitsbefreiung.

Drittens — : Daß schnellstens mit Frankreich auf lange Dauer eine Verständigung erzielt wird, nicht zwischen deutschen und französischen Stinnessen, sondern von Staat zu Staat, und daß zu diesem Behuf rücksichtslos mit schärfsten Mitteln die erforderlichen Reparationssummen aus dem Fette Derer gepreßt werden, die es ansetzen durften, während Kriegsschande und Inflationsbetrug der erdrückenden Mehrheit des Volkes, Proleten wie Mittelstand, den körperlich, den geistig Schaffenden aller Stände, und Denen zumal, denen Krankheit oder Alter ein Schaffen nicht mehr erlaubt, das letzte Mark aus den Knochen sogen. Daß die Sauger endlich angesaugt; daß nicht die Mieter, sondern die Sachwerte ergriffen; daß die Ueberschüsse der nationalen Produktion der Nation zugeleitet werden, den sechzig Millionen, statt immer wieder den paar tausend Gerissenen, die nichts vor dem Rest voraushaben als ihre Gerissenheit (oder die Gerissenheit ihrer Väter); kurzum: daß man den Haifischen nicht länger Menschenfleisch zutreibt, sondern sie endlich harpuniert.

Viertens — : Daß Alles getan wird, die Wiederholung des Verbrechens von 1914 zu verunmöglichen ; daß organisatorische und pädagogische Vorbereitungen dafür mit Energie verhindert werden; daß nicht nur nicht heimlich aufgerüstet, sondern ehrlich zuende abgerüstet wird — ganz zuende: was brauchen wir eine Reichswehr?! Ist sie nur Rahmen für eine riesige, auf allgemeiner Wehrpflicht beruhende Revanche-Armee der Zukunft, so wollen wir eben diesen Rahmen nicht; denn wir wollen den Wehrzwang nicht und wollen die Revanche nicht; wollen nie wieder Krieg — diese ruchloseste aller Ruchlosigkeiten, diesen irrsinnigsten aller Irrsinne, diese Todsünde am Urrecht des Menschen: zu leben. Ist sie aber, die Reichswehr, dazu da, statt des äußern den sogenannten innern Feind zu vernichten, will sagen: alle Regungen der Freiheit, der Gerechtigkeit, alle ernsthaften Anfänge sozialen Republikanertums, alle Keime heiliger Zukunftskultur — dann ist sie erst recht ein Instrument des Teufels und soll zur Hölle fahren. (Sie kostet obendrein der Nation phantastische Beträge. Den Kriegskrüppeln, den Witwen, den Arbeitslosen, der Kunst und der Forschung kämen sie besser zustatten.)

. . . Volksgenossen, dies sind vier Ziele eines Republikaners, eines Freiheitsfreundes, eines Sozialisten, eines Antimilitaristen — die ganz gewiß keine engen, rechthaberischen Parteiziele sind, und schreiben wir sie auf eine Fahne, so folgen ihr sicherlich Massen aus manchen Lagern. Jetzt aber bin ich, wohin ich zu kommen wünschte:

Vereinen sollen sich Die, denen diese Ziele gemeinsam sind.

Sie mögen Jeder noch mehr, sie mögen Etliches darüber hinaus wollen, Jeder sein Steckenpferd gesattelt und gezäumt im Stall stehen haben:

er reite es uns ruhig bei passender Gelegenheit vor. Heute und morgen wäre der Tag schlecht gewählt. Die politische Arena darf nicht zum Tattersall der Steckenpferde werden — auf jeden Fall darf sie es nicht eher werden, als bis wir sie heherrschen.

Sie beherrschen, Macht gewinnen, darauf kommt es an. Jede Ideenpolitik muß sich zur Machtpolitik entschließen, wenn sie nicht luftige Ideologie bleiben, wenn sie Verwirklichungspolitik sein will.

Macht gewinnen, Hammer werden, das können wir aber nur, wenn wir das Trennende zwischen den Spielarten vergessen und das Einende in den hellen Vordergrund unsres Bewußtseins rücken.

Die Macht der Andern beruht auf Gewalt. Alle Positionen, die von der politischen und oekonomischen Reaktion heute gehalten werden, konnte sie nur erobern, weil sie die Reichswehr hatte. Nachdem Noske — das Verhängnis der eben geborenen Republik — alle Gewalt dem revolutionären Volke genommen hatte, um sie konterrevolutionären, konterrepublikanischen Offizieren zu geben, bot sich für die Republik noch zweimal Gelegenheit, die Schlange von ihrem Busen zu reißen: nach der Ermordung Erzbergers und nach der Ermordung Rathenaus. Die Abschaffung der Reichswehr, damals als Forderung in die Standarte aller Republikaner gestickt — und das Ziel wäre erreicht worden. Aber als ich, in Gemeinschaft mit meinen Freunden, den linken Pazifisten, im Oktober 1921 durchsetzte, daß die Generalversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft sich zu Bochum mit großer Mehrheit für die Abschaffung der Reichswehr aussprach (eine Forderung, die natürlich mit der Einsicht verknüpft war, daß die republikanischen Schutzpolizeien der Länder dann beträchtlich verstärkt werden müßten): da reagierte die republikanische Presse nicht mit Zustimmung und Unterstützung, sondern teils mit Totschweigen, teils mit Schimpfreden. Eine in manchen Hinsichten durchaus verdienstvolle linksdemokratische berliner Zeitung, die grade damals täglich zweimal „Nie wieder Krieg!“ donnerte, schrieb, weil wir ein Instrument des Krieges, die Reichswehr, auf demokratisch-verfassungsmäßigem Wege zu zerschlagen vorschlugen, von „oft lächerlicher, niemals sachlicher Oppositionsmacherei“ „eines ebenso lauten wie kindischen Klüngels, dessen Haupttätigkeit in der Fabrikation von Anträgen und Resolutionen besteht, die kein Verständiger ernst nehmen kann“. Andre republikanische Blätter, soweit sie nicht schwiegen, warfen ähnliche Naturprodukte nach uns, wenn auch nicht ganz so wohlriechende, und einzig die von Hilferding geleitete ‚Freiheit‘ pflichtete uns bei, wenn auch recht kleinlaut und mit dem deutlichen Unterton des Mißvergnügens darüber, daß ein zutreffender politischer Gedanke die Unverfrorenheit besessen hatte, an andrer Stelle aufzutauchen als . . in der Partei!

So verhinderte damals das in der republikanischen Presse beinah allmächtige republikanische Spießertum, daß die Forderung, die wir Radikalen dem organisierten Pazifismus gegen den innern Widerstand seiner Konservativen abgetrotzt und abgerungen hatten, zum Inhalt einer Volksbewegung wurde. Sie hätte damals entfacht werden können.

Sie kann es noch heute. Ich hoffe, heute begreift selbst die ‚Berliner Volkszeitung‘, daß der Protest gegen die Reichswehr, nicht nur gegen einzelne ihrer Taten, sondern gegen die ganze Institution, eine Parole ist, wohl geeignet, über die parteilichen Schranken hinweg Massen entschlossener Republikaner zu einen.

Ich sehe auf der alleräußersten Linken Niemand, der in diese Einung nicht würde einbezogen werden können. Was ich etwa in theoretischer Hinsicht und in taktischer Hinsicht gegen die Kommunistische Partei Deutschlands einzuwenden hätte, das verschweige ich. Zu reden darüber verbietet mir mein Anstandsgefühl — solange die unanständigste Methode, eine geistige Bewegung von Staats wegen zu bekämpfen, nämlich sie zu verbieten und sie mit Handgranaten und Kerker an der Betätigung ihres Wesens zu verhindern, Möglichkeit bleibt und morgen vielleicht wieder, so wie gestern, die Billigung eines sozialistischen Reichsoberhaupts findet.

Was dieses sozialistische Oberhaupt unsrer, seit das Land Bayern erfolgreich gegen sie meuterte, verbayerten Republik anlangt, so läßt sich zwar dies und das, aber ein knapper juristischer Hinweis nicht unterdrücken.

Im Auftrag des Reichspräsidenten hat der Reichsjustizminister a. D. Dr. Heinze vor einigen Monaten die Regierung des Freistaates Sachsen mit Hilfe der bewaffneten Macht von ihrem Posten verjagt. Auf Grund, angeblich, des Artikels 48 der Reichsverfassung. Artikel 48 der Reichsverfassung zählt aber die Ziffern der Artikel einzeln auf, die der Reichspräsident, „wenn im Deutschen Reich die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird“, „zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung“ außer Kraft setzen kann. Unter diesen; figuriert nicht der Artikel 5, welcher bestimmt, daß „die Staatsgewalt“ „in Landesangelegenheiten durch die Organe der Länder auf Grund der Landesverfassungen ausgeübt“ wird — in Sachsen also durch die verfassungsmäßige sächsische Regierung. Diese Bestimmung der Reichsverfassung, wie gesagt, kann durch Artikel 48 in keinem Falle außer Kraft gesetzt werden. Der Reichspräsident darf Krieg führen gegen die Länder, ihre Regierungen absetzen darf er nicht. Der Reichskommissar Dr. Heinze hat daher zu Dresden vorsätzlich die Verfassung des Deutschen Reiches gebrochen, und mehr als das: er hat sich des Hochverrats nach § 81 des Reichsstrafgesetzbuchs schuldig gemacht, insofern er es unternommen hat, „die Verfassung eines Bundesstaats“, nämlich des Landes Sachsen, „gewaltsam zu ändern“. Es liegt, ohne alle Spitzfindigkeit, das Verbrechen des vollendeten Hochverrats vor, und auf dieses Verbrechen steht lebenslängliches Zuchthaus oder lebenslängliche Festungshaft, im Falle mildernder Umstände Festungshaft nicht unter fünf Jahren. Ich würde dem Reichsjustizminister a. D. Dr. Heinze durchaus mildernde Umstände zubilligen — da er in fremdem Auftrag gehandelt hat! Er war zu seinem Verstoß gegen Reichsverfassung, sächsische Landesverfassung, Strafgesetz und Republik . . . von höherer Stelle ermächtigt worden.

Werte Volksgenossen! Wer sich Demokrat nennt oder gar Sozialdemokrat nennt und Diejenigen, die seit Monaten Tag für Tag die tollsten Versündigungen gegen die Republik häuften, gegen den Geist der Freiheit und der Gerechtigkeit, zu diesen Versündigungen ermächtigt hatte, wer schuld daran ist, daß der Säbel, der blöde Säbel im Lande der Dichter und Denker herausfordernder herrschen durfte, als er unter den Hohenzollern (die ich nicht liebe) jemals geherrscht hat — weshalb man sich fragte: Dazu vor fünf Jahren unsre antimilitaristische

Revolution? — : diese Besitzangstdemokraten, diese Pöstchenangstsozialisten, diese Ermächtigungsrepublikaner sind die echten Republikaner nicht, und mit ihnen können und wollen wir uns nicht verbinden. Eine Legierung mit diesen Elementen ergäbe das Metall nicht, aus dem ein Hammer bestehen müßte, der schmieden kann.

. . . Soll der Hammer, um den es sich handelt, nun vielleicht eine neue Partei sein? Sie wissen, daß dieser Tip seit geraumem ausgegeben wird. Die Parteien, selbst die bessern, sind vermöge ihres innern Mechanismus, der sie erstarren läßt, zu durch und durch unjugendlichen Angelegenheiten, zu Tummelplätzen der Mittelmäßigkeit, zu Bürokratien, zu Pachulkokratien geworden. Also der Gedanke „Eine neue Partei“ hat manches für sich; ich begreife es, wenn man dem politischen Bauern, dem es nicht gelingen will, seinen republikanischen Pflug mit drei Ochsen aus dem Morast zu ziehen, den Rat erteilt, einen vierten davorzuspannen. Nur muß es ein leistungsfähiger, im wahren Sinne zug-kräftiger Ochse sein!

Ich glaube nicht (und habe Grund, es nicht zu glauben), daß von heute auf morgen die Idealpartei ins Leben zu rufen ist. In der Retorte können wir sie nicht erzeugen. Was wir können, ist: aus den Parteien der Linken (ohne sie zu zertrümmern) und aus Kreisen der politischen Freischärler und Heimatlosen zwischen und über den linken Parteien oppositiv-positive Temperamente zu sammeln, Reformisten, die keine Opportunisten, Revolutionäre, die keine Hasardeure sind, zu gemeinsamer Aktivität für das gemeinsame Ziel in einem

Ring Radikaler Republikaner

zu vereinigen. Dieser Ring könnte zur Brücke, dieser Ring könnte zum Hammer werden; einen andern Weg aus der Zerrissenheit und der Ohnmacht, einen andern Weg zurück zum Neunten November und von da empor zu einem Tage, der das Werk des Neunten November vollenden und krönen, der die zweite, nämlich die wahre Republik heraufführen würde, sehe ich nicht.

Zu diesem Militarismus von Theodor Fontane

Die ganze Kolonisationspolitik ist ein Blödsinn. Bleibe zuhause und nähre dich redlich. Jeder hat sich da zu bewähren, wohin ihn Gott gestellt hat, nicht in einem fremden Nest. Mit Schaudern lese ich jetzt täglich von den verzweifelten Anstrengungen, die England machen will, um den alten Zustand à tout prix zu bewahren. Bis jetzt konnte man sich, wenn man auf England sah, daran aufrichten, daß es wenigstens Ein Volk in Europa gab, das noch an ein andres Ideal als an eine „Million Soldaten“ glaubte. Wenn England sich dieses kolossalen Vorzugs, der gleichbedeutend ist mit gesundem Menschenverstand, freiwillig begibt und nun auch anfängt, jedem Menschen eine Flinte in die Hand zu zwingen, so steigt es von der Höhe herab, die es bis heute innehatte. Außerdem wird nicht mal Das dadurch erreicht, was damit erreicht werden soll. Das aber, womit am ehesten (weil unerträglich geworden) gebrochen werden muß, ist der Militarismus.

1897

Hitler-Prozeß von L. Lania

Der erste Eindruck, wenn man den Prozeß-Saal betritt: Hier wird kein hochnotpeinliches Gericht gehalten — eine geschlossene Versammlung diskutiert nur ein paar ernste und interessante politische Fragen. Es geht dabei sehr gesittet, sehr akademisch zu. Jede unnötige Schärfe wird vermieden. Man ist Mann von Welt und Rang, also bestrebt, dem Gegner — auch wenn man durchaus nicht seiner Meinung ist — Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wahrt peinlich die Formen des gesellschaftlichen Umgangs. Mäuschenstille. Die Angeklagten sitzen ganz zwanglos an kleinen Tischen. Knapp dahinter sind die Bänke für die Zeugen, die Plätze für die Pressevertreter ein paar Bankreihen für die Zuhörer. Man ist ganz unter sich. Es fehlen die Schranken, die in dem Angeklagten das bittere Gefühl erwecken könnten, hier nicht für voll genommen, als ein Bemakelter angesehen zu werden. Und die braune Täfelung des Saales gibt dem Raum etwas Heimliches, Warmes, das sehr wohltuend von der kalt-nüchternen Atmosphäre deutscher Gerichtssäle absticht. Gerichtsverhandlung? Nein, eher Seminar über Hochverrat.

*

Als Seine Exzellenz Ludendorff in einem Privatauto vor der Infanterieschule — dem Gerichtsgebäude — vorfuhr, stand die Wache stramm. Das wiederholt sich nun täglich: wenn die hohen Angeklagten den Saal betreten oder ihn verlassen, hallt das Zusammenschlagen der Hacken durch die Korridore. Die Reichswehr-Offiziere auf den Zeugenbänken und im Zuhörerraum wissen eben, was sie den „Hochverrätern“ schuldig sind. Ludendorff ist übrigens sehr gnädig und leutselig, nein, wirklich gar nicht stolz und abweisend. Und auf seinem harten, brutalen Gesicht liegt jetzt immerfort ein selbstzufriedenes, wohlwollendes Lächeln.

Hitler ist vielleicht der Einzige, der in den ersten Tagen eine gewisse Nervosität und Unruhe verriet. Deutlich bei ihm das Bestreben, „Haltung zu zeigen“.

Da ist der Oberlandesgerichtsrat Poehner, der ehemalige Polizeipräsident und Intimus des Herrn v. Kahr, aus ganz anderm Holz geschnitzt. Die beste Figur unter den Angeklagten. Der kluge Kopf könnte einem Jesuitenpater gehören. Schlaue Augen hinter scharfen Brillengläsern, glattrasiertes Diplomatengesicht, ein ewig zynisches Lächeln um den Mund.

Oberleutnant Weber, der Führer des ‚Bunds Oberland‘: ein schmächtiger, blasser Junge, der wenig Militärisches an sich hat.

Hauptmann Röhm, der Kommandant der ‚Reichsflagge‘: Typus des preußischen Leutnants, nasale schnoddrige Stimme, trägt den Zivilanzug wie eine Uniform, sieben Zentimeter hoher Stehkragen.

Oberstleutnant Kriebel, der militärische Führer des Hitlerschen Kampfbundes, hat eine mehr süddeutsche Note: jovial, behäbig.

Der Rest junge Burschen mit nichtssagenden, glatten Gesichtern.

*

Von den Verteidigern fallen drei besonders auf. Rechtsanwalt Lütgebrune aus Göttingen, der Verteidiger Ludendorffs, wie aus einem Bild von George Grosz herausgetreten. Neben ihm Justizrat Kohl, ein Bauernschädel mit herabhängendem Schnauzbart — man möchte schwören, daß er aus Miesbach kommt; aber er ist aus München. Dr. Hemmeter, der Verteidiger Poehners, der jüngste von ihnen, ein völkischer Draufgänger.

Landesgerichtsrat Neidhardt führt den Vorsitz. Ein sympathischer älterer Herr — ich habe noch bei keinem Kommunistenprozeß solch einen Präsidenten gesehen. Leider.

Der Staatsanwalt? Er hat wenig Gelegenheit, einzugreifen. Wenn er spricht, ist er unverständlich, so leise und ausdruckslos ist seine Stimme.

*

Als Hitler sich zu seiner großen Rede erhob, horchte Alles auf. Im ersten Augenblick ist man enttäuscht. Man versteht nicht gleich, woher seine Wirkung als Redner stammt. Er spricht gewandt, die Stimme beherrscht mühelos den Saal und hat einen angenehmen Klang. Sparsame Gesten. Aber die Rede ist ungegliedert, nicht gesteigert, und man wundert sich, das bei Versammlungsrednern übliche Pathos zu vermissen.

Hitler sprach vier Stunden. In diesen vier Stunden sagte er wenig, eigentlich gar nichts Neues. Die Enthüllungen erwartet, die geglaubt hatten, Hitler werde eine große politische Rede halten, seine politischen Ziele, sein Programm erläutern, kamen nicht auf ihre Rechnung. Und dennoch folgte man schließlich, ohne zu ermüden, Hitlers Rede. Die innere Wärme, der Schwung, die Plastik der Bilder und Vergleiche nimmt nach und nach für den Redner ein, und man versteht, daß grade die breiten Massen einer solchen flachen, primitiven Argumentation und einer Demagogie, die ihre Stärke darin hat, daß sie von keines Gedankens Blässe angekränkelt ist, ein williges Ohr leihen.

Ein deutschnationales Blatt hat Hitler einen Besessenen, den von einer Idee Besessenen genannt. Zweifellos: Hitler macht den Eindruck eines unbedingt ehrlichen Menschen. Aber seine Besessenheit, sein Fanatismus rührt nicht von dem Glauben an eine Idee her, sondern von dem Glauben an seine persönliche Größe. Er ist maßlos eitel. Grade die Art, wie er seine Bescheidenheit zur Schau stellt, zeigt das. Vier Stunden lang — während der ganzen Rede — stand Hitler in Habt-acht-Stellung, den Gehrock bis hoch hinauf geschlossen. Unwillkürlich denkt man an einen Unteroffizier, der seinem Vorgesetzten Bericht erstattet: stramm, militärisch — subaltern. In der höchsten Erregung vergißt er nicht die Titel. Kahr ist sein Todfeind — aber für ihn ist er die Exzellenz v. Kahr. Und wenn er das Wort Exzellenz sagt, es durch den Saal schmettert, merkt man, mit welchem Stolz ihn erfüllt, so tönende Titel in seine Rede einflechten zu können.

War Hitlers Rede ganz auf die persönliche Note gestimmt, stellten er und der Führer des ‚Bunds Oberland', der Oberleutnant Weber, die „Abrechnung mit den treulosen Verrätern Kahr, Lossow und Seisser" in den Vordergrund ihrer Verteidigung: so brachte die Rede des Oberlandesgerichtsrats Poehner die erste Wendung in dem Prozeß. Mit einem Ruck war die Verhandlung auf das politische Niveau gehoben, und nicht Herr v. Kahr, nicht der General v. Lossow oder der Polizeioberst Seisser waren mehr die Objekte des Angriffs: die bayrische Regierung mit allen ihren Institutionen, mit Staatsanwaltschaft und Gerichtshof war zum Angriffsziel geworden.

*

Hitler hatte es sich verhältnismäßig leicht gemacht. „Ist Das, was ich getan habe, Hochverrat, so haben Kahr, Lossow und Seisser ebenfalls Hochverrat getrieben." Die Logik ist zwingend. Aber diese Argumentation erweckte den Anschein, als wollte Hitler nur dagegen protestieren, daß mit ungleichem Maß gemessen wird, als sei das einzig bewegende Moment in seiner Verteidigung der Groll über den „perfiden Verrat Kahrs".

Als Poehner sprach, trat dagegen der politische Kern dieses Prozesses ganz klar und scharf zutage. Poehner ist ein guter Redner. Er spricht stockend, mit leiser Stimme, die sich in der Erregung überschlägt. Aber vom ersten Augenblick an hatte man den Eindruck: Hier spricht der Politiker, nicht der Agitator. Das ist der Mann, der hinter den Kulissen gestanden hat — er und nicht Hitler hat die Fäden der völkischen Politik in Bayern in den Händen gehalten.

Jedes Wort vorsichtig auf die Wagschale legend, schildert Poehner seine Besprechungen, seine Verhandlungen mit Herrn v. Kahr. Er vermeidet jede polemische Färbung, und es liegt eine ganz raffinierte Bosheit darin, wie er offensichtlich bemüht ist, Herrn Kahr zu „schönen". „Wenn Herr Kahr es so darstellen will, daß er Komödie gespielt habe, so muß ich ihn, den ich aus jahrelanger intimer Mitarbeit kenne, gegen ihn selbst in Schutz nehmen. Er ist ein anständiger Mensch und kein Schuft."

Hier wird nun der Schlachtplan der Verteidigung offenbar: Nicht darum handelt sichs ihr, Kahr zu kompromittieren, nachzuweisen, daß er im November am Hochverrat beteiligt war, sondern durch die Aufrollung der „bayrischen Frage" der Staatsanwaltschaft die Gefahr vor Augen zu führen, die sie läuft, wenn sie die Angeklagten zwingt, „einmal tüchtig auszupacken". Man soll in Bayern nicht über Hochverrat zu Gericht sitzen, weil in Bayern seit Jahr und Tag von allen führenden Politikern nur Hochverrat getrieben worden ist.

Die Verteidigung führt ihre Offensive — das muß man ihr lassen — sehr geschickt. Sie legt es gradezu darauf an, immer wieder zu zeigen, wie loyal, wie rücksichtsvoll sie ist. Poehner selbst unterbricht sich alle paar Minuten; um bekümmert zu fragen, ob er diese und jene Frage nicht lieber unter Ausschluß der Oeffentlichkeit beantworten solle. Ein Märtyrer seiner Anständigkeit. Die Verteidiger müssen fast gegen Poehners Willen

auf Behandlung der Fragen in voller Oeffentlichkeit bestehen. Aber als der Staatsanwalt protestiert, geben sie gleich nach. Vorderhand genügt ihnen — zu drohen. Es wird Sache der Staatsanwaltschaft sein, sich dieses Entgegenkommens würdig zu zeigen. Denn sonst . . . Poehner ist nicht der Einzige, der manches erzählen kann.

*

Oberstleutnant Kriebel, der militärische Führer des Putsches, ist der zweite „Eingeweihte“. Bei seinen Ausführungen schloß das Gericht, durch die ewigen versteckten Drohungen reichlich nervös gemacht, die Oeffentlichkeit aus. Der Prozeß hatte seinen ersten Höhepunkt überschritten.

*

Der Hitler-Prozeß hat noch einen großen „Unbekannten“: Ehrhardt. Es war der entscheidende Vorstoß der Verteidigung, als sie so ganz von ungefähr die Ladung des „Consuls“ als Zeugen forderte. Der Antrag kam völlig improvisiert, nachdem Poehner wie unabsichtlich die Bemerkung hatte fallen lassen, der beste Zeuge für die Vorbereitungen des Hitler-Putsches und die Rolle, die Herr Kahr dabei gespielt habe, sei Ehrhardt selbst. Ein dramatischer Augenblick. Der Staatsanwalt sucht abzulenken, meint, diese Fragen seien nicht wesentlich, übrigens könnte Ehrhardt nicht geladen werden, weil das Gericht seinen Aufenthalt nicht kenne. Und widerspricht sich sofort durch die Bemerkung, über diese Dinge dürfte in öffentlicher Sitzung nicht verhandelt werden.

Die Verteidigung nimmt die Blöße des Staatsanwalts sehr geschickt wahr. Die bis dahin versteckten Drohungen werden jetzt ganz offenbar. Darf man vielleicht von den Plänen des Herrn v. Kahr erzählen, in Sachsen und Thüringen „Ordnung“ zu schaffen? Darf man erzählen, daß er bereits Poehner zum Zivilgouverneur von Sachsen ernannt hatte? Darf man sagen, daß Kahr darüber mit der Reichsregierung verhandelt hatte? Der Staatsanwalt springt erregt in die Höhe. Man darf es nicht. Und was den Aufenthalt Ehrhardts betrifft — nun, die Verteidiger sind nicht gewillt, Komödie zu spielen. Weiß der Staatsanwalt, daß Ehrhardt vor wenigen Wochen auf einem Kommers in München gesprochen hat? Der Staatsanwalt möge sich von dem Verdacht reinigen, Ehrhardt verhaften zu wollen, wenn er als Zeuge erscheint, und man wird ihm Ehrhardts Adresse mitteilen. Der Staatsanwalt verwahrt sich dagegen, daß er solche schnöde Absichten gegen den biedern Kapitänleutnant hegt — daß dieser wegen Hochverrats von der Reichsregierung, wegen Meineids von der bayrischen Regierung gesucht wird, ist so nebensächlich, daß darüber kein Wort verloren wird — : und die Verteidigung zögert nicht, Ehrhardts Adresse mitzuteilen.

Und das ist der letzte Trumpf, den die Verteidiger, den die Angeklagten unter ihren Stichen haben: die Karten offen auf den Tisch zu legen. Aus dem Spiel kann noch Ernst werden. Eine Frage könnte lauten: Will der Staatsanwalt leugnen, daß auf jenem Kommers des ‚Waffenrings deutscher Art‘ neben Kapitänleutnant Ehrhardt der Staatsanwalt selbst zugegen war?

Barbarossa im Kyffhäuser von Grabbe

Kaiser Barbarossa
Sitzt am steinernen Tisch,
Die Glut der Augen
Verdeckt
Vom niedergestürzten Augenlide.
Sein roter Bart
Wächst durch den Tisch
Seit Jahrhunderten —
Er merkt es nicht.
Der Kyffhäuser
Türmt sich über ihn,
Sein Leichenstein,
Und erdrückt ihn nicht.
Er schlummert süß
Und das ist besser als das Leben —
Er weiß nicht, was ihn quält.
Nur Träume zieh'n
Ihm leider durch das Haupt —
Dann schüttelt er es,
Unwillig,
Als stört' in seiner Seligkeit ihn eine Fliege.

„Konradin fällt, Hohenstaufe!"

Er: Laß den dummen Jungen fallen,
Nicht einmal frühreif,
Wird er aus ahnenstolzer Blindheit
Frühalt. — Laß mich schlummern.

„Dein Geschlecht vergeht!"

Er: Ist keine Kunst,
Bin auch vergangen,
Und Andre wie ich. — Laß mich schlummern.

„Luther besiegt den Papst!"

Er: Statt Eines
Viele Pfaffen —
Statt Despotie,
Nun Aristokratie,
Dann Demokratie,
Dann Oligarchie,
Dann Nichts
Im Kirchentum als Kirchen
Und auch die zuletzt — —
Weg Fliege! — Laß mich schlummern.

„Frankreich besiegt
Dein Deutschland!"

Er: Das kehrt Sich wieder um,
Wie alles. — Laß mich schlummern.

„Bastille gestürmt,
Freiheit proklamiert!"

Er: Sklaven gemacht. — Laß mich schlummern.

„Napoleon!"

Er: Verzogener
Revolutionssohn ! — Laß mich schlummern.

„Die Lilien wieder!“

Er: Sind schwächliche Blumen. — Laß mich schlummern.

„Das Trikolor weit flatternd wieder
Auf Genevieve!
Rot wie Blut,
Weiß wie Luft,
Blau wie Himmel.“

Er: Ja, Freiheit gut,
Verlockend schön —
Die Völker erheben sich —
Die Meere gebären vielleicht —
Die Gestirne bekämpfen sich vielleicht —
Die Seelen der Erden,
Der Sonnen
Brechen empor und streiten vielleicht —
Neue Götter,
Unnennbare Welten
Dringen herein. —
Doch nie sind Gott und Mensch und
Welt des Glückes wert,
So lange keiner sich selbst bekehrt!
Breche die Welt,
Ich will schlummern — besser tot als erwachen,
So lang ich selbst nicht besser bin als — Barbarossa.

Den 17 ten Julius 1831

Briefe an meinen Verleger von Carl Sternheim

Sehr geehrter Herr, dem verwaschenen Gewäsch von Seiten meiner schriftstellernden Berufsgenossen und der Verleger Dokumente aus der Wirklichkeit endlich entgegenzusetzen, ermächtige ich Sie, beifolgende Stichproben aus meinem Briefwechsel mit dem Kurt Wolff Verlag im Hauptteil Ihrer Zeitschrift zu veröffentlichen, die darum sicher für die Oeffentlichkeit interessant sind, weil sie das Klischee sind, zu dem heutzutag auch der Autor von Rang mit dieser Kaufmannsgilde in seinen Schreiben gezwungen ist.

*

20. 10. 23.

Seit Monaten drücken Sie sich darum von der Veröffentlichung eines ausgedruckten Prospekts über mein Werk, weil sein Verfasser ein Belgier ist und Ihnen das in München augenblicklich nicht in den Kram paßt, so gut es Ihnen im Jahr 1919 unter andern Umständen Ihren Verlag zu „sozialisieren“ paßte.

Sie wissen so gut wie ich, daß Ihre heutigen Nichtzahlmethoden allen guten kaufmännischen Sitten Hohn sprechen. Ich gebe Ihnen eine Frist bis zum 1. November 1923, meine Bedingungen schlank zu erfüllen, widrigenfalls ich die Angelegenheit dem Syndikus des Schutzverbandes übergeben und eine Flucht in die Oeffentlichkeit wagen werde, die auch im Interesse meiner von den Verlegern in den Hungertod getriebenen Berufskameraden und anders als die lahmen Zeitungsartikel der staunenden Mitwelt zeigen werden, was heut ein deutscher Dichter über alle Einbildung hinaus vom Verleger zu leiden hat.

Sie haben diese neuen Greuel gewollt! Es war nicht möglich, Sie aus Ihrem dilettantischen Zynismus zu sprengen. Sie sind vielleicht ein smarter Kaufmann dieses fatalen Jahrzehnts. Aber daß Sie zur Dichtung und den Dichtern nicht das geringste menschliche Verhältnis haben, sagt Ihnen gültig Ihr sehr ergebener

Carl Sternheim

28. 10. 23.

Ein Mißverständnis nennen Sie es, daß Sie mir in diesem ganzen Jahr 0,75 Goldmark für die Produktion von zwanzig glorreichen Dichterjahren bezahlt haben, ein Mißverständnis, daß Sie sich weigern, Ihre Pflichten aus Verträgen zu erfüllen, ein Mißverständnis, daß Sie meine Bücher nicht neu drucken? Sie würden es auch ein Mißverständnis nennen, hätte ich nicht; wovon leben, und Sie sähen meinen durch Sie verhungerten Leichnam mit dem Bedauern: ein Mißverständnis!

Ich aber glaube, daß Ihre jahrelange Beschäftigung mit Literatur das große Mißverständnis ist, bei dem Sie zwar Ihr Leben finden, bei dem aber den, der sich mit Ihnen einläßt, trotz großer und größter Erfolge die völlige Verarmung trifft.

Was wollen Sie eigentlich und worüber sollen wir uns unterhalten, nachdem Sie es Jahre hindurch ablehnten, mich wenigstens wie einen Fabrikarbeiter zu entlohnen, nachdem Sie Ihre strikten vertraglichen Verpflichtungen zynisch nicht erfüllten, und nachdem Sie es ablehnten, die Bücher eines großen Dichters, dessen Ihnennahestehen Sie nie verdient haben, obwohl Sie sie anerkennen, zu drucken.

Ich denke nicht daran, in absehbarer Zeit nach diesem fauligen Schlupfwinkel München, den Sie sich als Verlagsort aussuchten, zu kommen, um da wieder von dieser zeitgenössischen Mentalität gequält zu werden, die mein Leben an sich schon um Jahre verkürzt.

16. 11. 23.

Vergessen Sie nicht, daß Ihr Verhalten gegen mich historisch gerichtet werden wird, und Sie ins Licht kommen müssen, ein noch fürchterlicherer Mensch als Julius Campe gewesen zu sein. Schlagen Sie in Ihren Büchern nach, welche Honorare Sie mir seit Jahren gezahlt haben, und Sie werden erröten müssen. Sehen Sie nach, was Sie propagandistisch für mich taten, und Sie müssen sich totschießen!

Sie haben keine faire Geste, keine gentlemanlike Haltung dem Dichter gegenüber, mit dem zusammen genannt zu werden, für Sie Ehre bedeutet, gemacht, haben mich mit Einwänden halb tot geärgert, an klaren Rechten und Verträgen gedeutelt, haben alles, nur nicht die unzweideutige Haltung, die Sie fingieren, bewiesen.

*

Indem ich hinzufüge, daß, nachdem der Verleger meinen im letzten Brief offen gelassenen Ausweg, sich zu erschießen, nicht eingeschlagen hat, unser Verkehr, durch gerichtliche Klagen begleitet, weitergeht, betone ich ausdrücklich, daß meine Schreiben an meine übrigen Verleger kaum anders lauten und auch nicht eher anders lauten werden, bis das bücherkaufende Publikum, denn nur das kann ändern, seinen Büchereinkauf bis zu dem Augenblick einstellt, wo ihm von Seiten des schaffenden Dichters versichert wurde, der deutsche Verleger sei sich seiner Verantwortung und Distanz zum bloßen Margarinehändler wieder bewußt geworden.

Marinetti in Rom von Cyril Malo

Wer in Italien lebt, überzeugt sich bald von der Notwendigkeit des Futurismus. Die Einförmigkeit der Klassik — wahllos und zahllos in hundert Museen angehäuft — und die Talentlosigkeit ihrer kopierenden Nachfahren — es hat hier niemals Impressionismus oder Expressionismus oder ähnliche Versuche einer Neueinstellung gegeben — verlangen nach Exzessen in der Kunst. Nicht nur in der Malerei. Seit d'Annunzio — es hilft nichts — gibt es keine Literatur mehr von Belang. Bestenfalls Aufgüsse der französischen. Papini, der eine Hoffnung war, ist keine mehr. Er ist katholisch geworden. Aber er verwechselt Gläubigkeit mit Beschränktheit. Seine orthodoxe Polemik ist ebenso anmaßend wie dickköpfig, im Namen des Katholizismus jeder Sottise fähig. Er ist jetzt Herausgeber eines katholischen Familienwochenblattes.

Retten wir uns zum Futurismus. Ohne Zweifel: er ist von gestern. Aber für Italien immer noch von morgen. Nichts überstürzt sich hier. Wir sind weder in Paris noch in Berlin. Und dann hat er die Tugend, kein Importartikel zu sein: Made in Italy! Die „einmalige Vorstellung des Nuovo Teatro Futurista“, von der Truppe de Angelis veranstaltet, bedeutet also eine kleine Sensation für Rom. Zumal Marinetti selbst mitwirkt. Die Eintrittspreise sind ziemlich hoch: der billigste Platz kostet 15 Lire. Die Inhaber dieser Plätze empfangen unisono jede Dame, die im Parkett erscheint, mit frenetischem Aaaaah!

Endlich um zehn Uhr tritt der große Marinetti aus dem Vorhang. Der kleine Mussolini könnte ihn um seine Statur beneiden. Er ist rötlichblond oder war es, die Haare beginnen ihm zu mangeln. Er sieht aus wie ein maître d'hôtel. Oder ein Rennstallbesitzer. Oder sonst etwas Imposantes. Er spricht programmgemäß seine „parole veloci“. Er konstatiert den Sieg des Futurismus: Werke futuristischer Meister seien schon in verschiedenen Städten Italiens offiziell zur Aufführung gelangt. Futurismus sei nicht mehr Futurismus: il futurismo è presente. Das größte Verdienst sei die Schaffung des „synthetischen Theaters“ gewesen. Dieses allein, entsprechend fürs große Publikum hergerichtet, habe Dramatikern wie Pirandello zu ihren Erfolgen verholfen. Den gewagten und geistreichen Pitigrilli nennt er die äußerste Rechte des Futurismus. Das Stoffliche herrsche zu sehr vor bei ihm. Nächste Aufgabe sei die Reformierung der italienischen Bühnendekoration. Immer noch würden Unsummen für abscheulichen Illusions-Kitsch ausgegeben. Während das futuristische Bühnenbild ebenso gut wie billig sei. Bei der mailänder Scala wäre anzufangen.

Mit Marinetti sind elf schüchterne Knaben erschienen. Er stellt sie einzeln vor. Es sind die futuristischen Maler, Dichter, Musiker. Er bemüht sich um sie wie eine Henne um ihre Küken. Er beschirmt sie, er verteidigt sie. Er ist gütig, energisch, tapfer. Er ist Vater, Mutter, Impresario und Maecen seiner Futuristenschar. Der zwölfte daraus, mit Namen Mix, steht im Orchester. Mix mixt die Musik. Ein teils melodisches, teils rebellisches Getöne. Der Abend besteht aus sanften Krawallen mit Einlagen aus Tanz, Pantomime, Musik, Rezitation. Die Krawalle veranstalten die Zuhörer, die Einlagen die Futuristen. Es regnet Witze, es schneit Beleidigungen, es stürmt Opposition, es donnert Beifall.

Die Technik in die Kunst gebracht zu haben, ist eines der Hauptverdienste der Richtung. Demgemäß gelangen zur Aufführung: Psychologie der Maschine; Tanz der Schiffsschraube; Mechanische Phantasie aus dem Jahre 3000 — zwei Lokomotiven verlieben sich in einen Stationsvorstand. Nicht nur die Seele der Mechanik, auch die Mechanlk der Seele wird demonstriert. In ‚La grande cura' von Marinetti windet sich der dicke de Angelis zwischen zwei gegen ihn gezückten Degenspitzen auf der einen und der ihn umgaukelnden Ballerina auf der andern Seite. Aber das Ewig-Weibliche zieht ihn nicht mehr hinan. Mit dem Rufe: Besser ein Tod in zehn Minuten als eine Agonie drei Jahre lang! rennt er in die blanken Klingen. Auch „abstrakte Dramen" ereignen sich. Sie entziehen sich der Beschreibung.

Bilder werden gezeigt. Weil das Publikum keine Möglichkeit habe, sie anderswo zu sehen, sagt Marinetti. Die ‚Biennale' — so heißt die große offizielle Kunstausstellung im Rom — habe sich nicht entblödet, die italienischen Futuristen auszuschließen, während Franzosen wie Picasso und Léger — Leute, die durch die Schule des Futurismus gegangen — vertreten seien. Er nennt das unnational, unerhört, eine porcheria . . . Nun, die Bilder, die auf die Bühne gebracht werden, sind von guter Qualität. Die schönsten sind von Prampolini.

Jetzt tritt Cangiullo, der Freund Marinettis, auf. Cangiullo propagiert den Einfall, die trovata. Nichts geht ihm darüber. Er ist sich seiner Mission bewußt, er ist der Erzengel Michael des Futurismus, er trägt Schild und Schwert unsichtbar. Er rezitiert seine Gedichte. Zur Opposition gewendet bemerkt er, kein lebender Dichter sei fähig, solches zustande zu bringen. Er sagt nicht: Marinetti und ich — er betont: Ich und Marinetti. Die blonde Diva Diana Mac-Gill spricht Verse von Beiden.

Marinetti beschließt den Abend. Der Lärm nimmt überhand, er kann viertelstundenlang nicht reden. Aber er ist geduldig, gefaßt, unerbittlich. Er wird das letzte Wort haben. Er endet mit dem Vortrag seiner „ultrafuturistischen" Poesien. Die letzte heißt: „Geruch des Wolfshundes". Sie besteht aus einer lyrischen Analyse dieses Parfüms.

Träume von Frank Warschauer

Nachts fährt irgend Jemand aus dem Schlaf, mit irrsinnigen Händen,
vielleicht ein Kellner, ein Schutzmann oder ein Vertreter auswärtiger Häuser,
ölig heiß die Stirn, krampfzitternd, und seine gesprungenen Lippen
flattern zerrissen unter dem Schrei, den er ausstößt: Geld!
Und an einer andern Stelle das lächelnde Mädchen
fällt zurück in die Kissen, die heute noch weich sind: wie lange?!
nicht achtend der paradiesischen Liebkosungen,
die Angst der Welt ist ihr an die Kehle gefahren,
wie sie röchelt, heiser und wahnsinnig: Geld!.
Seht die alte Frau: von maßlosen Hoffnungen herumgeführt,
murmelt sie leise den Rosenkranz der Zahlengebete,
von dünnem Schlaf nur ungewiß überdeckt,
und ihr Herz atmet nichts als die Wollust unsres geschändeten Lebens: Geld!

Die neue Tanz-Legende von Adolf Behne

Zu den Vorurteilen des Laien gehört es, zu glauben, der Kunstkritiker müsse gute Augen haben. Nein, viel wichtiger als die Augen sind bei der Kunstkritik die Ohren. Es kommt ja darauf an, zu hören, was los ist, wovon man spricht — im günstigsten Falle, das Gras der öffentlichen Meinung wachsen zu hören. Es ist sogar sehr gut, die Augen möglichst geschlossen zu halten. Sonst gibt es nur Widersprüche.

Das Ohr vernimmt: Erneuerung der Tanzkunst . . . Rudolf von Laban . . . Mary Wigman . . . und Alle, die den Namen und das Schlagwort gehört haben, sprechen es weiter — gläubig, denn in Augensachen muß man hören. (Im Kino zischen die Leute viel eher entrüstet, wenn Einer sich mit dem Nachbarn unterhält, als im Konzert.) Und Alle haben immer dieselben, genau dieselben Wendungen. Ja, es ist so furchtbar leicht, literarisch zu sein, und solange der Tanz einen literarischen Charakter hat, ist er sicherlich gut. Wie schön, wenn Tanz Nicht-Tanz ist, dann kann man doch geistreich mitreden. Ueber Tanz nämlich ist es wesentlich schwerer, etwas zu sagen.

Ueber Laban und Mary Wigman ist es nicht schwer, etwas mehr oder meist minder Zutreffendes zu äußern. Denn sie sind eine literarische, das heißt: eine nicht elementare Angelegenheit.

Ihre Wendung gegen das alte Ballett ist an sich natürlich richtig. Ich sah im Herbst in Moskau und in Petersburg wieder das russische Ballett — mit der Geltzer und der Lukom. Es war manchmal zauberhaft schön, weil es stark im Temperament und in seiner Art etwas Ganzes und unerhört Gekonntes ist. Wundervoll das Zusammenspiel aufschießender und zusammenrauschender farbiger Riesenfontänen mit der Musik und den Bewegungen der Massen. Aber doch etwas auf die Dauer nicht mehr Befriedigendes, weil die Bewegungen des Einzelnen wie der Massen aus der Zeit vor Entdeckung der Elektrizität stammen.

Was Laban und Mary Wigman an die Stelle dieses überalterten Balletts setzen, das ist einstweilen weniger als jenes. Es ist ein sentimentales Ausdruckstheater, eine nicht räumlich-tänzerische, sondern psychologisch-mimische Angelegenheit . . . woran alle tiefsinnigen und tiefgründigen Abhandlungen begeisterter, aber nicht sehender Literaten nichts zu ändern vermögen. Es gab Einzeltänze der Mary Wigman, die interessant waren und etwas versprachen; was Mary Wigman heut unter dem Beifall der Gebildeten mit ihren Schülerinnen vorführt, sind lebende Bilder nach Hodlerschen Motiven und grenzt hart an den Kitsch. Es ist schade, daß sich Mary Wigman in diese bequeme Bahn eines dem Publikum verständlichen illustrierenden „Expressionismus“ hat drängen lassen. Ihre Freunde sollten sie, statt weiter zu verhimmeln, auf die Gefahren aufmerksam machen. Ungenießbar ist vor allem der zunehmend sentimentale Charakter ihrer Vorführungen. Was für eine ewige Tragik! Zusammensinken, Niederbrechen . . . was leiden sie nicht alles, diese armen Mädchen mit den schönen Namen! Aber Leid, selbst wenn es tiefer und echter wäre, ist kein Ersatz für Beherrschung des Raumes. Keine Bewegung des Einzelnen noch der Massen ist aus dem Raume be-

stimmt. Es bleibt bei seelischen Reflexbewegungen, bei Seelenblähungen, einer Verwechslung von Händeringen und Tanzen — und dem ziehe ich doch das alte sachliche Ballett vor. Und wenn heute alle Welt von Laban und Wigman erfüllt ist und Oskar Schlemmers Triadisches Ballett fast unbekannt bleibt, so liegt wieder einmal das typische Mißverhältnis zwischen Leistung und Wirkung vor. Und doch wird die Legende dieser neuen Tanzkunst eines schönen Tages, wie jedes noch so eitrig plakatierte Kunstgewerbe, erledigt sein.

Die Armut der Bewegungen bei den Schülern Labans und Wigmanns wird durchschauen, wer den eminent begabten Amerikaner Henri tanzen sieht. In einem kleinen Tanz zeigt er größern Reichtum als die ganze Wigman-Schule an einem Abend. Und Henri hat die unsentimentalen, hat die freien, offenen, schöpferischen Bewegungen des modernen, des elektrifizierten, des undogmatischen Körpers von höchster Sensibilität und Spannkraft. (Im Film zeigte sie uns zuerst Asta Nielsen.) In der behutsam zärtlichen Sparsamkeit der präzise eingesetzten, nie versagenden Mittel, in der plötzlichen Melancholie, die, scheinbar mutlos, doch höchst bewußt, „untänzerische“ Bewegungen dem „Tanz“ kontrastiert, erinnert er zuweilen an Charlie Chaplin. In einem Marsch — zu dem ihm Sascha Stone ein ausgezeichnetes Kostüm gemacht hat — da hat er im Schreiten, im Springen Bewegungen so köstlich, so adlig wie Krieger auf frühen griechischen Vasenbildern — nicht aber kopiert, sondern neu geschaffen. Alles in Allem hat er den Reichtum an Mitteln und die reife, fast überreife Klugheit in ihrer Beherrschung wie — auf einem andern Gebiet — ein Archipenko. Es wäre nicht richtig zu behaupten, daß der Solotänzer Henri das Problem des modernen Tanzes zur Lösung geführt habe — aber welch eine Freude, ihn mit beweglichster Feinfühligkeit und mit dem ganzen sachlichen Ernst und Hingegebensein des Künstlers spielen zu sehen, nach den unfruchtbaren Buch-Uebungen kluger deutscher Tanz-Oberlehrer.

Die Denkmalsweihe von Alfred Polgar

In Sudermanns durchaus vornehmem, nur für beste Gesellschaftskreise bestimmten und mit allem Komfort, auf den diese Anspruch haben, ausgestatteten Drama geschieht Folgendes. Die Witwe des Fabrikanten Herrenberg, welcher, nach Reden der im Stück Beschäftigten zu schließen, ein bedeutender Mann gewesen sein muß, treibt einen inbrünstigen Kult mit dem Toten. Sie hat ihm ein Denkmal errichten lassen, und wir stehen vor dessen Enthüllung. Aber diese Enthüllung wird durch eine andre, die ihr vorausgeht, in Frage gestellt. Nämlich, ein Binder des so monumental Geehrten, welcher Bruder im Deutschen Volkstheater schon durch die Besetzung mit Herrn Werner-Kahle als unsentimentaler Mensch mit leichter Bösewichts-Komponente gekennzeichnet erscheint, macht der Witwe, am Vorabend der Denkmalsweihe, die sie aus allen Himmeln treuen Gedenkens stürzende Mitteilung, daß der Verewigte eine Geliebte und ein uneheliches Kind sein eigen genannt habe. Warum der Bruder mit solcher Verspätung zum Denunzianten wird? Weil er selbst seit langem ein gieriges Auge auf Frau Herrenberg geworfen

hat und nun glaubt, ihre Entrüstung über den Toten erotisch für sich nutzen zu können. Da täuscht er sich aber. Gute Freunde wachen über die Witwe: der Generaldirektor, dessen Salonrock ein sichtlich fühlendes Herz umspannt, und jenes uneheliche Kind, das als Sekretär im Hause waltet. Frau Herrenberg aber, wie gesagt, ist vorerst ganz aus dem Gleichgewicht. Sie hadert mit dem Toten, mit den Freunden, mit dem Denkmal, an dessen Modell sie ein, gewiß wertvolles, Champagnerglas zerschmettert . . . und die Sache droht in allgemeines Unbehagen auszuarten. Daß sie dann, konträr, in allgemeines Wohlgefallen sich löst, ist der Mutter des unehelichen Kindes zu danken, deren sanfte und weise Rede Frau Herrenbergs Groll zum Schmelzen bringt. Eine wirklich sympathische Frau, diese Mutter, ganz Verstehen und Verzeihen. Ihre Erörterung des Falles gipfelt in dem klugen, alle Gegensätze sanft überbrückenden Dogma: Schauen Sie, die Männer sind nun einmal so! Sie sagt auch sonst noch ausgezeichnete Dinge, wie, daß Einer ververheiratet sein und Weibergeschichten haben und doch ein wertvoller Mensch sein könne, daß der Mann vielleicht überhaupt kein monogames Lebewesen sei, und so. Goldene beherzigenswerte Worte! Wenn auch nur eine der Hörerinnen der ‚Denkmalsweihe' sie im Busen nach Hause trug, hätte hier die Schaubühne ihre Mission als moralische Anstalt schön erfüllt. Um aber zum Schluß des Dramas zu kommen: Frau Herrenbergs seelische Risse wachsen, unter der Balsamrede der guten Mutter, à tempo zu, das uneheliche Kind wird Geschäftsteilhaber und heiratet die Tochter jenes harten Bruders (Geld und verknackste Moral bleiben also in der Familie), alle Damen fangen zu weinen an, der Denkmalsweihe steht nichts mehr im Wege, und der Generaldirektor, das sagt uns ein Blick, den die getrösteten Augen der Witwe ihm zublitzen, hat die besten Chancen.

Es ist das Sonderbare, das fast Unheimliche solcher Sudermann-Komödie, daß in ihr gemalte Leidenschaft Aktion wirkt. Wie wenn Einer eine auf die Wand gezeichnete Treppe hinanginge, oder wie wenn ein gemalter Brunnen lebendiges Wasser sprudelte. Hier schlagen Herzen aus Pappendeckel. Das heißt eben Technik! Ein sehr vornehmes Stück, Gefühl und Wort gehen nur im Salonrock. Alles Seelische ist streng in die Taille gearbeitet.

Frau Steinsieck spielt die spät enttäuschte, rasch wieder beruhigte Witwe mit vollkommener Zartheit und Diskretion. Das macht ihr keine Mühe, denn sie kann sich auf ihren künstlerischen Takt in jedem heiklen oder dramatischen Augenblick verlassen. Auch die leidenschaftlichen Ausbrüche gelingen ihr sehr schön. Nur ist es da so, wie wenn Einer mit bestem Appetit an einem kaschierten Huhn knabberte. Vom Papier solcher Sudermann-Dichtung kann sich eben kein Affekt wirklich nähren. Frau Janower, als mütterliche Geliebte, von krankenschwesterlicher Sanftmut; Herr Soltau dieser milden Mutter milder Sohn. Klitsch: jeder Zoll ein Generaldirektor.

Volksbühne

Unsre Volksbühne ist, seit sie ein eignes Theater hat, nie richtig geleitet worden. Entweder wurde der kleine Mittelstand, der sich ein Abonnement leisten kann, mit der kommunistischen Arbeiterschaft verwechselt; oder es wurde gar auf Laufkundschaft aus dem Westen gerechnet, also dessen Geschmack berücksichtigt. Wenn man nicht weiß, was für ein Publikum man hat, muß man wenigstens eines haben wollen, ein so und nicht anders beschaffenes, weil mans dann nach und nach wirklich bekommt. Aber damit mans bekommt, braucht man außer Instinkt, Fanatismus, Bildung und Theatergeblüt nichts so nötig wie Geld. Eine Erziehungsarbeit, die nach Brot geht, hat noch schwerern Schaden davon als die Kunst, die das tut; und eine künstlerische Erziehungsarbeit, die in neun Jahren an vier verschiedene Führer gerät, bedürfte zum mindesten fester weltwirtschaftlicher Verhältnisse oder eines unversieglichen Zuschusses, um zu ideellen Erfolgen zu gelangen. Das Theater am Bülow-Platz besteht seit dem ersten Kriegsjahr. Es hat keine ruhige Stunde gehabt und ist von allen Erschütterungen Deutschlands betroffen worden. Gesetzt, daß jetzt langsam der Friede wiederkehrte: würde Fritz Holl dann der richtige Mann sein?

Daß er die Allegorie von ‚König Hunger' gewählt oder sich mit ihrer Wahl durch einen angeblich künstlerischen Ausschuß einverstanden erklärt hat, spricht gegen ihn. Sowas spielt man doch nicht! Die Weltdramatik ist unerschöpflich. Volksstücke jeder Art, erprobte und unerprobte, ernste und heitere, hat selbst die deutsche Dramatik genug für ein Repertoire von Jahren. Ein rundes Kunstwerk, woher es stammt, soll willkommen sein. Auch ein deutscher Anfänger mag unter besondern Umständen vor Zuschauern, die für Experimente eigentlich nicht reif sind, einmal gefördert werden. Wenn aber Einer erstens Ausländer, zweitens tot, drittens nicht über den Durchschnitt begabt, viertens Bourgeois, fünftens Zusammensteller von Revolutionsphrasen und sechstens soeben an einem Theater derselben Stadt mit Recht durchgefallen ist: welchen Sinn hat es da, ihn einer Hörerschaft vorzuführen, von der die Vielen sich an den Stoff halten und zu hungrig sind, um diesen dutzendfach wiedergekäuten Stoff nicht längst satt zu haben, und von der die Wenigen auf Form halten und diesen zerfließenden Deklamationen mittendrin unter Jammergeheul entweichen ?

Fritz Holl wird erwidern, daß es den Sinn habe, ihn in höchsteigner Person als Regisseur zu erweisen. Er kann, bei der Wertlosigkeit des Librettos, keine andre Antwort haben — und sie spricht abermals gegen ihn. Eine Volksbühne ist kein Ort für Regiekunststücke als Selbstzweck. Besser ‚Kabale und Liebe' in einer Provinzaufführung denn dieser Andrejew mit allen Finessen der letzten Stunde. Noch besser ein Klassiker in einer hauptstädtischen Aufführung. Glaubt Fritz Holl etwa, daß da nicht Regiekunst erweisbar ist? Erst recht — darüber ist er zweifellos mit mir einig. Aber auch darüber, daß es hundertmal schwerer ist, einem Könner nachzuschaffen als zu

einem Text, der nicht einmal in das eine Ohr dringt, und zwischen Bühnenbildern von Oscar Schlemmer, deren Sachlichkeit mustergültig ist, einen Haufen mehr oder minder zulänglicher Schauspieler und Rhetoriker so zu gruppieren und zu dressieren, so abzustimmen, hin und her zu bewegen, zu ballen, zu lösen, zu steigern und wieder zu dämpfen, wie es des Landes jetzt ringsum der Brauch ist. Dies Alles geschickt und nicht langweilig, sicherlich. Aber jenseits von Mode und Mache liegen die Aufgaben einer Volksbühne. Wer wird sie erfüllen?

Wahlen, Seide, Kali von Morus

Wahlen und Wirtschaft

Wenn die Reichstagsfraktionen die drei Dutzend Aufhebungs- und Abänderungsanträge ernst nähmen, die sie zur Korrektur und zur Beseitigung der Notverordnungen eingebracht haben, so müßte man sie samt und sonders aus dem Wallot-Zirkus hinauspeitschen lassen. Denn erst geben sie einem Luther und Emminger unbeschränkte Vollmachten, und hernach wundern sie sich, daß es dementsprechend geworden ist. Aber ganz so dumm sind unsre in Ehrfurcht ergrauten Volksboten denn doch nicht. Und die Fragen: Aufwertung oder Nichtaufwertung, 15 oder 20 Prozent, Mietssteuern oder Vermögenszuschlagsteuer? laufen in Wahrheit alle auf dieselbe Frage hinaus: Aprilwahlen oder Maiwahlen? Die volkswirtschaftlichen Erwägungen, die gegenwärtig in den Couloirs um den „Alten Wilhelm" angestellt werden, lauten ungefähr so: ist der Mai schon warm und trocken, so sollte man doch lieber ein paar Wochen mit der Auflösung warten, denn dann kann man bereits Freiluftversammlungen abhalten und dadurch die Parteikasse entlasten. Doch ist der Mai noch kühl und naß, so könnte man eigentlich gleich abfahren. Dann ist man wenigstens bis Ostern mit dem Wahlrummel zu Ende.

Diese metereologischen Betrachtungen interessieren wesentlich mehr als die schließlich auch nicht ganz unwichtige Frage: Mit was für einer Wahlparole gehen wir hinaus ins Land? Die Rechtsparteien haben ihre Schlagworte: Verjudung, Marxismus, demokratische Sauwirtschaft — das genügt vollständig für schwarzweißrote Gehirne. Aber wie will die Linke den Kampf führen? Was kann sie — da sie doch schließlich in den letzten vier Jahren nur Niederlagen aufzuweisen hat — ihren Wählern für die Zukunft bieten? Mit allgemeinen Verheißungen, daß sie für die „Arbeiterrechte" oder für die „Interessen des kleinen Mannes" oder gegen die Schwerindustrie oder gegen die Spekulation eintritt, lockt man doch keinen Kater mehr vom Ofen weg. Ein leidliches Ergebnis kann nur noch erzielt werden, wenn man sich jetzt einen guten Abgang verschafft und mit einer zugkräftigen Wahlparole die Wähler vor klare Entscheidungen stellt. Vermögenssteuern oder nicht? Brotzölle oder nicht? Achtstundentag oder nicht? Das sind Fragen, über die sich ein eindeutiger Volksbeschluß herbeiführen läßt, aber auch nicht, wenn man sie so nebenher aufwirft, sondern nur, wenn man sie zum Ausgangspunkt der Neuwahlen macht. Die Parteiführer sind zwar an dem Wahlvorgang sicherlich uninteressiert. Unser famoses Listenwahlsystem, das der Reichstag in schöner Einheitsfront beizubehalten sich entschlossen hat, sichert ihnen ja ihr Mandat, und das ist die Hauptsache. Aber

grade die Dii minores, deren ewige Wiederkehr zum Königsplatz nicht ganz feststeht, sollten darauf drängen, daß man statt der dreifachen Rednergarnituren — es ist keine Extragarnitur dabei — lieber einen gut formulierten Antrag stellt, der als Kampfziel für die Wahlcampagne dienen kann. Sonst gibt es im Mai dieselben Niederschläge wie im April.

Luxuseinfuhr

Die englische Arbeiterregierung hat nun Deutschland den ersten greifbaren Vorteil gebracht: die Reduzierung der deutschen Exportabgabe von 26 auf 5 Prozent bedeutet für den Ausfuhrhandel einen sehr beträchtlichen Gewinn. Wenn auch die Handelsbilanz (als wichtigster Posten der Zahlungsbilanz) für die Stabilität der Währung längst nicht die Rolle spielt, die Herr Helfferich und die Seinen ihr zugemessen haben, so trägt doch die Erleichterung der Ausfuhr dazu bei, unsern Devisenfonds zu stärken und damit unsre Valuta an einer noch immer besonders empfindlichen Stelle zu entlasten.

Aber das Reichswirtschaftsministerium sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Anstatt Alles, was jetzt an Devisen ins Land kommt, für Schachts Goldkreditbank zu reservieren — denn Auslandskredite werden wir immer nur bekommen, wenn auch das deutsche Kapital seine Pflicht erfüllt — , hält Herr Hamm den Augenblick für geeignet, die Einfuhr von Luxusartikeln freizugeben. Die „Freiliste“ der Waren, die der Außenhandelskontrolle nicht mehr unterworfen sind, umfaßt jetzt so ziemlich Alles, was das Herz begehrt. Nicht nur Maschinen, elektrotechnische Erzeugnisse, Gipsfiguri und Lumpen können wieder beliebig nach Deutschland importiert werden, sondern auch Seiden und Lederwaren. Selbstverständlich haben die einschlägigen Branchen von dieser Genehmigung ausgiebig Gebrauch gemacht, und schon sind ganze Bataillone von Konfektionären im Anmarsch auf Paris und London, um das deutsche Volk nur ja rechtzeitig mit den großen schottischen Caros zu versehen.

Daß diese unnötige Einfuhr Millionen und Abermillionen notwendige Devisen verschlingt, ist selbstverständlich belanglos. Was geht schließlich auch das Reichswirtschaftsministerium die deutsche Währung an? Das ist doch nicht sein Ressort. Die Hauptsache ist, daß die großen Verbände zufrieden sind und die freie Wirtschaft sich wieder ausleben kann.

Kali-Skandal

Während man in der deutschen Presse eifrig damit beschäftigt ist, die ausländischen Skandalaffären, den amerikanischen Petroleumskandal, den tschechischen Spiritusskandal, den französischen Wiederaufbauskandal und was es sonst an wohlduftenden Angelegenheiten in der großen und der kleinen Welt gibt, gehörig „aufzuziehen“, wird mit äußerstem Zartgefühl behandelt, was an delikaten Affären im eignen Lande vorgeht. Dieses Zartgefühl erstreckt sich nicht nur auf die Gebiete, wo dem Reinlichkeitsbedürfnis die „nationalen Belange“ entgegenstehen wie etwa auf die Verteilung der Ruhrkredite, sondern auch die deutsche Industrie ist sakrosankt. Betrügereien, Schiebungen, Korruption gibt es allenfalls in Betrieben unter zwanzig

Arbeitern. Bei den Großen versteht sich das Moralische immer von selbst. Und nun erst bei den großen Verbänden! Da kommen schlimmstenfalls „Mißverständnisse“ und „Meinungsverschiedenheiten“ vor, die die Oeffentlichkeit nichts angehen.

Deshalb schwebt die Skandalaffäre im Kalisyndikat noch immer in angenehmen Dämmerlicht, obwohl fast Jeder etwas weiß. Denn es ist schon ein ganzer Rattenkönig seltsamer Manipulationen, die im Bereich der Herren Forthmann und Hecker vorgekommen sind. Da soll einer der führenden Männer im Deutschen Kalisyndikat, Dr. ing. honoris causa, Mitglied des Reichskalirats, Aufsichtsratsmitglied des Kalisyndikats, der Deutschen Kali-Industrie A.-G. und eines Dutzends andrer Gesellschaften : Herr Generaldirektor Paul Hecker den Redakteur eines hamburger Blattes regelrecht bestochen haben, um die Korrespondenz der Redaktion an sich zu bringen. Dieser Dr. Hecker war der eigentliche Manager der Sakali G.m.b.H., der Vertriebsorganisation des Wintershall-Konzerns, die er so gut „beriet“, daß sie statt der sonst üblichen 2 Prozent 10—15 Prozent Provision erhielt, vor allem aber, in der Zeit stärkster Geldentwertung nichtvalorisierte Dreimonatskredite, sodaß ihr die Ware beinahe gar nichts kostete. Herr Doktor Hecker selbst war bezüglich der Geldentwertung vorsichtiger und hatte sich rechtzeitig ein Goldgehalt von 1500 Mark im Monat ausbedungen.

Um die so preiswert bezogene Ware günstig verwerten zu können, gründete Herr Doktor Hecker, immer in engem Bunde mit dem Generaldirektor des Kalisyndikats Forthmann, eine Reihe von Untergesellschaften, wie die Firma Bernhard Goldmann & Co. und die Josef Heller A.-G. für den Handel mit Chemikalien und Metallen, die Ihrerseits wieder die Ware durch die Sakali äußerst billig erhielten, um sie dann mit hohem Gewinn weiter zu verkaufen.

Diese und etliche andre Vorkommnisse ähnlicher Art haben schließlich den Wintershall-Konzern bewogen, nicht nur Herrn Doktor Hecker an die Luft zu setzen, sondern einen Generalangriff gegen das verfilzte und in seiner Anlage verpfuschte Kalisyndikat zu unternehmen. Er hat sich nicht darauf beschränkt, die Aufhebung des unglücklichen Kaligesetzes zu propagieren, sondern hat zugleich eine sehr wirksame Propaganda der Tat getrieben. Unter der Drohung, 100 000 Tonnen Kali freihändig zu verkaufen, hat er nicht nur eine sehr erhebliche Herabsetzung der Preise durchgedrückt, sondern auch die Gewährung von Achtmonatskrediten zu einem Zinssatz, der jeweils 40 Prozent unter dem Reichsbankdiskont liegen soll. Selbstverständlich werden die Kleinen im Kalisyndikat dieses Kreditgeschäft nicht aushalten. Aber das ist offenbar der Zweck der Uebung. Und nichts wäre hier auch verfehlter, als Mittelstandspolitik zu treiben und die kleinern unwirtschaftlichen Gesellschaften gegen den Gewaltakt des mächtigsten Konzerns in Schutz zu nehmen. Denn die deutsche Kaliindustrie hat das Gründungsfieber, das nach Einführung des Zwangssyndikats einsetzte, noch immer nicht überwunden, und auch die Stillegungsnovelle, die vor zwei Jahren erlassen wurde, hat nicht vermocht, die krankhaft aufgeblähte Industrie auf die wirklich leistungsfähigen Betriebe zu reduzieren. Wenn der Wintershall-Konzern das mit seinem Vorstoß durchsetzt, so hat er sich ein bleibendes Verdienst um die deutsche Wirtschaft erworben.

Bemerkungen

Ebert I.

Es ist nun einmal so: Man hat in Deutschland wenig Sinn
für geistige, aber desto mehr für äußere Rangstufen. Und von
vornherein nimmt man an, daß sich diese zwei Begriffe decken.
Weil Jemand Kaiser oder König, darum versteht er, darum ist er
Alles: Schriftsteller, Dichter, Staatsmann und Stratege — und
wers anders glaubt, ein schlechter Patriot. Deutschland, samt
seinen Sozialisten, ist noch entfernt von einer freien selbständi-
gen Haltung, von Demokratie.

Würdig und ganz dem gleichen subalternen Geist entsprun-
gen reiht sich den byzantinischen Anschmeichelungen des Gottes-
gnadentums von einstmals heute eine Schrift an, die im Verlag für
Sozialwissenschaft zu Berlin erschienen ist: ‚Fritz Ebert, ein
Lebensbild' von Paul Kampffmeyer. Der Verfasser, dessen
Name vordem in Deutschland keinen schlechten Klang hatte, hat
leider auf den Kampf in seinem Namen und in seinem ganzen
Leben zugunsten des Meyer verzichtet — denn kaum in der Blüte-
zeit üppigster Hohenzollerei ist ein ähnlich serviles Schriftchen
verfertigt worden. Zumindest wäre es klug gewesen — wenn schon
Ebert biographiert werden muß — , das nicht jetzt zu tun, wo der Un-
wille breitester Massen sich gegen ihn wendet.

Fritz Ebert, Präsident des Deutschen Reiches, ist in Heidelberg
als Schneiderssohn geboren. Er besuchte die Volksschule mit gutem
Erfolge und kam dann früh in die Arbeiterbewegung, wo er sich auf
mancherlei Art bestätigte. Eine Zeitlang war er auch Schrift-
steller, ohne daß sich seine Zeitung über das Durchschnittsmaß
der üblichen Parteiblätter erhob. Dafür verstand Ebert, zu seinem
Vorteil zu organisieren.

So ungefähr hätte man schreiben können. Start dessen schreibt
der Biograph: „Noch rollte der Kanonendonner des siebziger
Krieges über Frankreichs Schlachtfelder, als Ebert zur Welt
kam." Erhoben fühlt man dieses Augenblicks Bedeutung und ist
fast versucht, die Frage zu stellen, ob nicht die Vorsehung den Krieg
von anno 70 überhaupt nur gemacht hat, um bei Fritzchens An-
kunft die Kanonen Salut feuern lassen zu können.

Nun aber legt der Ebert-Forscher erst richtig los. Es wimmelt
nur so von Vorzügen und Talenten. Trotzdem vergißt er aber zu
bemerken, daß Ebert auch ein fescher Reiter ist. Seinem Intel-
lekt nach — so meint Kampffmeyer — hätte der Präsident
ganz ohne Zweifel einen famosen wissenschaftlichen Fachmann abge-
geben. Und um die „wissenschaftliche Weltanschauungstiefe" seines
Schützlings oder hohen Gönners

sogleich zu beweisen, zitiert er einen Satz, aus einer der sozialistischen Dutzendbroschüren, deren Verfasser zufällig Ebert ist. Anlaß: ein bremer Streik. Und die von dem Biographen zitierten markanten und bedeutungsvollen Worte Eberts lauten: „Das Morgenrot der allgemeinen Menschenrechte dringt auch in die Bäckerreihen ein."

Damit nicht genug: „Fritz Ebert sah die einzelnen Gesellschaftstypen in ihrer ganzen Realistik, und die Ereignisse der Zeit lagen vor ihm in hellem Sonnenlicht." Darum stimmte er beispielsweise für die Kriegskredite. Alles ist also da. Und selbst hellseherische Qualitäten fehlen nicht — in Kampffmeyers Broschüre. Oder: „Der Reichspräsident hat wiederholt zu erkennen gegeben, daß er das große Erbe Goethes und Schillers treu zu verwalten gedenke!" Wer dächte nicht bei dieser schönen Wendung der Hofberichte aus vergangenen Zeiten, wo es doch wenigstens Hofschranzen von Beruf waren, die ihre Tinte nicht mehr halten konnten und mit süßer Rede den „Herrn" umwedelten.

Jaurès ist noch nicht allzu lange tot, und England hat MacDonald. Man exponiere also Fritz Ebert nicht zu sehr, noch dazu, wo er selbst in seinem ganzen Leben das nicht gerne getan hat; nicht vor, nicht in und nicht nach dem Kriege. Den Luxus einer eignen Meinung kann sich eben ein Staatsmann, auch wenn er sich Sozialist nennt, nicht erlauben. Der höchste Sinn der Politik heißt: Nur nicht anstoßen! Fritz Eberts Biograph hat leider diesen Lebensabschnitt des Meisters auf dem Gipfel seiner Macht übersehen, obwohl er doch grade jetzt dankbare Parallelen aufzeichnen konnte: Ebert-MacDonald; Staatsmann und Utopist! MacDonald ein Phantast, gegen den Strom schwimmend im Buren- und im Weltkrieg; MacDonald, Idealist, der schließlich — siehste woll! — seinen Wahlkreis verlor; MacDonald, Dilettant, der seiner Ueberzeugung treu geblieben war und zuletzt freilich den Sieg errang über ein Weltreich. Fritz Ebert, der Realpolitiker, hat all das nie getan. Doch dafür sah er — wie sein Biograph meint — die einzelnen Gesellschaftstypen in ihrer ganzen Realistik. Und die Ereignisse der Zeit lagen vor ihm in hellem Sonnenlicht. *Otto Graf*

Roßbach in Oesterreich

Vor einigen Tagen meldeten wiener Zeitungen, der vom bayrischen Volksgericht wegen Teilnahme am Hitler-Putsch steckbrieflich gesuchte Oberleutnant Gerhard Roßbach sei in Wien verhaftet worden. Daraufhin wurde er dem wiener Bezirksgericht I vorgeführt und wegen Falschmeldung — Roßbach hatte es vorgezogen, mit dem Paß eines „Filmregisseurs Erwin Richter" zu reisen — zu 48 Stunden Arrest verurteilt. Die Strafe erschien durch die Untersuchungshaft verbüßt, und man übergab ihn der oesterreichischen Staatspolizei.

Was tut nun die oesterreichische Staatspolizei mit einem von Bayern steckbrieflich verfolgten Hochverräter? Liefert sie ihn aus? Nein. Denn das wäre ein Verstoß gegen das Asylrecht politischer Flüchtlinge. Interniert sie ihn, wie sie es mit einheimischen Nationalsozialisten tut, in der

Landesirrenanstalt Steinhof? Nein, denn es müßte dann seine Heimatsgemeinde für die Verpflegungskosten aufkommen. Befördert sie ihn an irgendeine Grenze? Läßt sie ihn laufen oder verhängt sie die Schutzhaft über ihn?! Nein; nichts von alledem. Es ist halt ein rechtes Hakenkreuz! Ihr werdets nicht erraten: die oesterreichische Staatspolizei hat Roßbach ausgewiesen. Also doch. . .? Nein, eben nicht. Sie hat ihn aus Oesterreich ausgewiesen und ihm gleichzeitig erlaubt, in Salzburg zu wohnen. Er mußte sich nur ehrenwörtlich verpflichten, keinerlei politische Tätigkeit zu entfalten.

. . . Es ist leider nicht gesagt worden, ob man sich von der Nähe des Hermann Bahr läuternde Wirkungen verspricht . . .; aber damit wäre noch lange nicht die contradictio in adjecto — Landesverweisung mit gleichzeitiger Ansiedlung im verbotenen Lande — erklärt. Ich kenne zwar einen Mann, für den man das Wort „Edelanarchokommunist“ erfinden müßte, und der, vor etwa zwei Jahren in Wien bei der Abfassung revolutionärer Dichtungen ertappt, aus Oesterreich ausgewiesen wurde. Er lebt seitdem ruhig in Wien, ist politisch tätig, hat seit zwei Jahren Weib und Kind, die in der Tschechoslowakei wohnen, nicht gesehen und schreibt expressionistische Verse, mit denen die oesterreichische Staatspolizei nichts anzufangen weiß. Vielleicht hat dieser Präzedenzfall bei der Lösung des Roßbach-Problems mitgewirkt . . .; aber immerhin: er bleibt uns erhalten und dem bayrischen Volksgericht wahrscheinlich die Begründung für einen Freispruch erspart. *Paul Hatvani*

Weder Werk noch Raub!

Das Asyl, das die ‚Weltbühne‘ allen Unterdrückten, Verfolgten, Recht-, Schutz- oder Hilfesuchenden gewährt, ist in empörender Weise mißbraucht worden. Was in dem Artikel ‚Werkraub!‘ (erschienen in Nummer 9) wahr ist, das war in der Oeffentlichkeit längst gewürdigt, ist in Fachkreisen noch nicht vergessen; doch das Meiste darin ist unwahr: unwahr im Sachlichen, doppelt unwahr im Verschweigen, in der Geste, im Tonfall, in der Tendenz: also in allem Ungreifbaren.

Um „Melos-Musik“ geht es. Ach so, Melos-Musik — sagt, aufhorchend; der Leser, unerschütterlich in seinem Vertrauen, daß in der ‚Weltbühne‘, auch im Glossenteil, nicht gefaselt wird. Trotzdem: Melos-Musik ist, wie Orplid oder Stechbein, eine durchaus fiktive Angelegenheit. Die Idee, unerprobte Werke der radikalen Linken aufzuführen, zunächst in kleinem Kreis, da kein großer sich zusammenfindet — diese „Idee“, die keine ist, liegt teils in der Luft, teils auf der Straße. Und der Name „Melos“?

Eines Tages gründet Hermann Scherchen, der als Vorkämpfer der Modernen von sich reden macht, die ‚Neue Musikgesellschaft‘; ihre Bestrebungen ergänzt die von ihm herausgegebene Zeitschrift ‚Melos‘. Als ihm die Mittel ausgehen, wendet er sich an den ihm bekannten Herrn Herbert Graf; der übernimmt, 1920, das Blatt, gründet den Melos-Verlag; Blatt und Verlag sind, mit dem Namen, sein Eigentum. Scherchen bleibt Redakteur; als jungen Mann placiert er den jungen Fritz Windisch, der bald sein Nachfolger wird. 1921 entschließt sich Herbert Graf, moderne Kammermusikabende zu

veranstalten, und betraut Windisch, den er vom ersten Tage an besoldet, mit der künstlerischen Leitung. Die Konzerte heißen ‚Melos-Abende', die Besucher werden eingeladen, der ‚Melos-Gemeinschaft' beizutreten, zu deren Präsidenten Windisch sich ernannt hat, deren Realität im übrigen auf einen fiktiven Gründungsakt beschränkt bleibt. Ueber zwanzig Abende finden statt, und es wird gute Arbeit geleistet. Ein unschätzbares Verdienst Herbert Grafs (doch, selbstverständlich, ein Blatt in Windischs Lorbeer), daß die Konzerte, die kein Geld bringen sollen noch können, immer nur Geld kosten, ohne Kompromiß, Konzession, Rücksicht auf Konjunktur und Kasse durchgeführt werden, nicht in Betrieb, Industrie ausarten. Graf bezahlt, Windisch leitet (ohne selbst künstlerisch ausübend in Funktion zu treten); er „hat aufgebaut, unter Entbehrungen und Opfern"? Die Opfer bringt sein Geldmann, den er dafür mit Verachtung straft, mit der Verachtung, die der Kapitalist verdient. Windisch scheut keine Kosten, ist großzügig, wie sichs für einen jungen Idealisten gehört, türmt Projekte, schickt Rechnungen über Rechnungen, installiert ein Büro, engagiert sich Personal, das Gott weiß was für Arbeit leistet; nur Abrechnungen präsentiert er grundsätzlich nicht, Einnahmen, die er kassiert, werden nirgends verbucht: am Schein geschäftlicher Sauberkeit ist ihm nichts gelegen; und das Begehren eines korrekten Kaufmanns nach korrekter Geschäftsführung beantwortet er mit impertinenten Briefen.

Herbert Graf, der in jungen Jahren Musiker werden wollte, es vermutlich geworden wäre, wenn er, ähnlich wie Windisch, einen Herbert Graf als Gönner gefunden hätte: das Ideal eines Maecens, hilfsbereit, gütig, selbstlos, zurückhaltend, ein stiller Wohltäter, dem Anonymität Bedürfnis ist — all dies in Wirklichkeit und ohne den Schatten eines Anführungszeichens — : er hat als „Protektor" der Melos-Gemeinschaft (seinen Namen hat, aus eignem Antrieb, Windisch ins Programm gerückt) niemals zu protegieren versucht, keinen Komponisten, keine Sängerin, hat dem künstlerischen Leiter, dem Redakteur nie hineingeredet — mit einem Wort: ein Förderer der Kunst, wie er sich nur träumen läßt.

Windisch, der „feine, weltfremde Mensch hatte versäumt, den Verein eintragen zu lassen", aber er hat bei keiner Gelegenheit versäumt, darauf zu pochen, daß es geschehen: bis durch Zufall der Schwindel aufkam. Herbert Graf hat sich von diesem Mitarbeiter getrennt, und er ist darum nicht zu tadeln; er hat neue Mitarbeiter gesucht, und das war sein Recht; er hat als künstlerische Leiter des nun endlich eingetragenen Vereins Philipp Jarnach und Heinz Tiessen gewonnen (dies die Namen der „Komplizen", die der feine, weltfremde Kantorowicz zu nennen versäumt): mit einer ereignishaften Aufführung von Schönbergs ‚Pierrot lunaire' ist die Wirksamkeit des neuen Vereins verheißungsvoll eröffnet worden.

Werkraub, Namensmißbrauch, Ideenschändung, Rechtsverletzung, entlarvte Musikpiraten, gelüpfte Schleier (und obendrein: aesthetische): welch ein grotesker Aufwand starker und unpassender Worte! Ach nein, der „Adel der Arbeit" ist nicht zu Schaden gekommen: nur weil Fritz Windisch sich um seine Arbeit gebracht

hat — eine Arbeit übrigens, die man nebenamtlich erledigt (sofern man eine Hauptbeschäftigung hat). Der fanatische, in sein Unrecht verbissene Jüngling kann nicht verwinden, daß er ausgeschaltet ist, sein Ehrgeiz, seine revolutionäre Energie drängt nach sichtbarer Betätigung, und er macht Dummheiten, lieber, als daß er nichts tut: das Alles ist begreiflich — eine- Sache von öffentlichem Belang ist es nicht. *Klaus Pringsheim*

Antwort an Holitscher

Lieber Herr Holitscher,
erst ein Collegium logicum. Es gibt nur eine Sorte Bücher, bei der die Verkaufsziffer mit mathematischer Sicherheit festzustellen ist: der signierte Luxusdruck, in den jede Nummer eingetragen wird. Passiert hier eine — Dunkelheit, so muß eine Urkundenfälschung vorliegen. Das allein wird Sie noch nicht von der Verlegerunschuld überzeugen, denn nach Ihren letzten liebenswürdigen Zeilen in Nummer 9 der ‚Weltbühne' können Sie uns auch kleine incesthafte Lustmorde zutrauen. Aber daß die Steuer ein wenig aufpaßt, werden Sie mir doch glauben? Und die verlangt über jedes luxussteuerpflichtige Exemplar genauesten Nachweis! Ihr kann man wirklich nichts vormachen.

Ob mans Ihnen kann, will ich dahingestellt sein lassen; ich habs nicht versucht. Denn sagen Sie mal, Liebster: wenn ich wirklich mit der Absicht, Sie zu betrügen, übergedruckt hätte — so gäb' es doch nur ein Mittel, um Sie draufkommen zu lassen: ich schicke Ihnen die Mehrexemplare zum — Signieren. Wenn Sie's dann nicht merken, wären Sie wert, Postminister zu werden. Zwei oder drei kann man übersehen: aber fünfunddreißig! Gewiß war ich entrüstet, als die Sache rauskam: über die Verschwendung meiner schönen Büttenbogen nämlich! Die waren für mich auf immer unbrauchbar — denn wenn ich hundert Exemplare anzeige, kann ich nicht mehr verkaufen, ohne Kittchen wegen Urkundenfälschung zu riskieren — und das zahlt sich selbst bei einem Buch von Arthur Holitscher nicht aus!

Ich würde unsern unglücklichen Freund S. J., der für die nächsten Jahre bestimmt in kein Wespennest mehr greift, mit diesen Dingen nicht behelligen, wenn sie nicht so typisch wären. Das genus vatum verbindet mit seiner Reizbarkeit eine Unfähigkeit zum logisch-realen Denken, die allmählich stark auf die Nerven geht. Irgendetwas stimmt mit dem Buchstaben des Vertrages nicht: also hat der in Gold panschende Verleger den hungernden Schriftsteller betrogen. Was er davon haben konnte, ist Nebensache : zunächst wird der Jude verbrannt. Sich die Mühe zu nehmen, fünf Minuten ohne Zorn und Eifer nachzudenken, das hat man nicht nötig. Denn man ist ein großer Mann, der Verleger darf glücklich sein, wenn man ihm die Ehre seiner Gegenwart schenkt, und schon der Gedanke, er könnte uns hintergehen, rührt (ganz abgesehen vom Materiellen, darüber kommen wir hinweg!) an unser Allerheiligstes: an unsre Eitelkeit. Und das ist die Sünde wider Unsern Heiligen Geist, die nicht vergeben werden kann.

Nichts für ungut, lieber Arthur Holitscher. Seien Sie nett, und denken Sie auch in Turkestan mal an ihren Verleger
Victor Goldschmidt

DonCarlos-Film

Aus des Paphnutius Notizbuch: ‚Carlos und Elisabeth‘, ein prächtiger Kostümfilm. Mit riesigen spanischen Spitzenkragen, mit Reifröcken und schönen Wämsern, den großen steifen Halskrausen und glitzernden Rüstungen, kurz: mit Allem, was dazu gehört. Kostüme und Dekorationen sind sehr geschickt so erdacht und ausgeführt, daß sie im Film wirken. Man merkt sofort, daß der Regisseur Richard Oswald jenen Filmsinn hat, der ein besonderer Sinn zu sein scheint. Man merkt es schon an der eignen Spannung. Im Anfang war unsre kritische Wachsamkeit betäubt, auch ein gutes Zeichen für den Regisseur. Bald schlug sie aber ihr kühles Auge auf und hatte genügend Anlaß, sich zu betätigen.

Zunächst bemerkte sie ein merkwürdig ungezwungenes Durcheinander von verschiedenen Stilen, die sich offensichtlich fremd, ja stellenweise sogar feindselig gesinnt waren. Der Stil der Gebärden und Bewegungen, die oft heftig und kurzatmig waren, klanglos und ohne Pathos, hatte mit dem prunkhaften Barock der Kostüme nichts Gemeinsames. Allerhand Geschöpfe aus verschiedenen Ländern und Jahrhunderten, wie Treppengeländer, Leuchter, Säulen, ein frei nach Pölzigschen Motiven gestalteter Raum und dergleichen, brachten auch einige fremde Elemente in die ohnehin nicht grade exklusive Gesellschaft.

Ferner: die Mimik der Schauspieler. Der Regisseur müßte die Starrheit ihrer Gesichtszüge lösen, statt sie zu bestätigen, wie er es oft tut. Er müßte ihr Gesicht zu einem theatralischen und ernsten Spiel aufrufen, bei dem ein Zuviel an Beweglichkeit, wenn sie nicht leer ist, immer noch besser scheint als Steifheit oder die Anwendung konventioneller Mittel. Ein neuer Regisseur wird vielleicht damit beginnen, die Gesichtszüge seiner Schauspieler zu schulen, sie exerzieren zu lassen, um sie geschmeidig und jedem Ausdruck gefügig zu machen. Er wird suchen, alle Tonarten des Lachens, des Weinens, des Zornes, der Trauer, der Verzweiflung, der Angst auf ihrem Gesicht zu erschaffen, damit er dann mit so gebildeten Künstlern sein großes Spiel wunderbar instrumentieren kann.

Von solchen Möglichkeiten war hier wenig zu merken, obwohl ein Schauspieler wie Klöpfer den König Philipp darstellt. Das Spiel zieht vorüber, oft fesselnd, schließlich aber ermüdend; unser Interesse begann allmählich einzuschlummern, es fand die Fabel der Sache nicht gestaltet, die Handlung nicht gegliedert.

Kennwort des Ganzen etwa: ein heftig bewegtes Wachsfigurenkabinett. Wobei wir keineswegs vergessen wollen, daß solche Kabinette, solange sie existierten, von hohen und höchsten Persönlichkeiten sowie auch von Dichtern besucht und geschätzt worden sind.

Frank Aschau

Antworten

Kriminalstudent. Worauf Sie mich freundlichst hinweisen, das ist mir als einem der routiniertesten passiven Kriminalisten gleich selbst aufgefallen. „Rechtsanwalt R. macht darauf aufmerksam, daß General Epp, der als Zeuge geladen ist, im Saal als Zuhörer sitze. Der Vorsitzende ruft General Epp vor und übermittelt ihm die Frage." Enthält vielleicht die neue Justizverordnung, die freilich bayrischen Ursprungs ist, die Bestimmung, daß Zeugen, bevor sie vernommen werden, zuhören dürfen? Nun: so, wie der Prozeß da unten in München bis jetzt gelaufen ist, hat man den Eindruck, daß es darauf schließlich auch nicht mehr ankommt.

Theaterbesucher. Grade hatte ich vor dem stockernsten ‚Sommernachtstraum' der Königgrätzer Straße leise weinend Arthur Vollmers gedacht. Der konnte, in seinem unerschöpflichen mimischen Reichtum, den Pyramus auf drei verschiedene Arten tragieren, von denen jede einen andern Schauspielertypus darstellte und kritisierte. Es waren Studien von kunstgeschichtlichem Wert, zu denen ich manchmal noch um neun Uhr ins Hoftheater lief, um mir einen Zwerchfellkrampf anzulachen. Jetzt lese ich, daß das Prachtexemplar fünfundsiebzig Jahre alt wird — oder eigentlich jung ist, da es die Kraft hat, Spalten der Deutschen Allgemeinen Zeitung mit Erzählungen aus seinem Leben zu füllen. „Die Gegenwart, das auf dem Kopf stehende Spiegelbild unsrer Zeit blickt uns fremd an." Ja, die Vergangenheit war harmloser. Einmal spielte er mit Matkowsky in einem „modernen" Stück; wie wenigstens das kaiserliche Regime die literarische Modernität auffaßte. Adalbert schreit Arthurn zu: „Halten Sie Wache am hintern . . .!" Eindringliches Zischeln der Souffleuse: „ . . . Wasserfall!" Adalbert mit verstärkter Stimme: „Halten Sie Wache am hintern . . .!" Und trotz aller Wasserfälle, die die unglückliche Souffleuse hervorsprudelte, blieb es bei dem merkwürdigen Befehl, bis Vollmer den Kollegen fragte: „Wo soll ich Wache halten?" Da wars aus. Ach, mit Matkowsky ist es im März fünfzehn Jahre aus — ein Anlaß, nächstens seiner besonders zu gedenken.

Mitglied der Republikanischen Partei. Daß ich in Nummer 9 einem Ihrer jungen Parteigenossen meine Zweifel an seiner und Ihrer Partei geäußert habe, veranlaßt Sie zu folgender Antwort: „In Thüringen wird selbst der ernst zu nehmende Gegner der Partei den Vorwurf der Zersplitterung nicht machen können. Am 10. Februar, an dem Tage, wo in Weimar gewählt wurde, hat die R.P.D. erst vier Tage bestanden und demzufolge nicht an dem Wahlkampf teilgenommen. Und was war in Mecklenburg? Nun, wir haben immerhin elf Tage Zeit zur Wahlvorbereitung gehabt. Am 6. Februar, also am Tage des Heraustretens der Partei, wurde von dem Militärgewaltigen in Stettin das einzige Organ der R.P.D. in Mecklenburg, der ‚Norddeutsche Anzeiger' in Schwerin, erst auf vier und sofort anschließend auf noch sieben Tage verboten, also genau bis zum Wahltag, sodaß, zum Beispiel, das Manifest der Partei erst zwei Tage nach der Wahl erscheinen konnte. Angesichts dieser beiden Tatsachen ist die erreichte Zahl von über 2900 Stimmen als Erfolg zu buchen. Daran ändert auch der Vorwurf nichts, den prominente Redakteure großer demokratischer Blätter uns gemacht haben, nämlich der, daß wir zersplitternd wirkten. Wenn Sie sich diesem Vorwurf anschlossen, so bedachten Sie nicht dabei, daß die etwas über 10 000 demokratischen Stimmen selbst dann kein drittes Mandat ausgezählt hätten, wenn der D.D.P. die 2900 Wahlstimmen der Republikaner zugeflossen wären. Zur Erlangung von drei Mandaten waren 15 000 Stimmen erforderlich. Und gesetzt den Fall, die R.P.D. wäre nicht aufgetreten, so wären die 3000 republikanischen Stimmen niemals den

‚Demokraten‘ und ihrem Kriegerdenkmalsenthüllungs-Minister Gladischefski zugefallen. Wenn Sie sich die statistischen Angaben über die Wahlresultate ansehen, dann werden Sie bemerken, daß die R.P.D. in den Städten, in Schwerin, Güstrow, Rostock, Ludwigslust und anderswo, fast überhaupt keine Stimme erhalten hat. In Schwerin 33, in Güstrow 18 und so weiter. Auf dem platten Lande hat sie in einigen Bezirken, die agitatorische Bearbeitung hatten erfahren können, die Mehrzahl aller Stimmen erhalten, in manchen Orten mehr als Kommunisten und Völkische, die auf dem Lande die Dominierenden waren. Die Demokraten jedenfalls, wie auch die S.P.D., waren auf dem Lande überhaupt nicht zu sehen, weil die verfehlte Siedlungspolitik der Regierung Stelling ihnen alle Sympathien geraubt hatte. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß die Häusler und Büdner ihre Stimmen entweder den Kommunisten oder den Völkischen gegeben hätten, wenn wir nicht auftraten. Das ist die Wahrheit über Thüringen und Mecklenburg. Lassen Sie mich an den Schluß das Wort Robespierres stellen, das jetzt im Deutschen Theater am Schluß der großen Jakobinerrede ertönt: ‚Wir werden der Republik ein großes Beispiel geben.‘“ Zitat wider Zitat. „Viel Selbstvertrauen und kühner Mut“, sagt Philipp von Posa. Hoffentlich wird das Beispiel noch gegeben, solange es eine Republik gibt.

Münchner. Sie teilen mir mit, daß Ludendorff seine Verteidigungsrede im Umfang von 47 Schreibmaschinenseiten vor der Vernehmung ausländischen Journalisten zur Verfügung gestellt habe. Grund: ihm sei wichtig gewesen, seinen Anklagen gegen Kahr, Lossow, Faulhaber und die Bayrische Volkspartei die weiteste Verbreitung zu sichern. Selbstverständlich hatte auch seine Mitarbeit an londoner Sonntagsblättern zum Hauptzweck, seinen Angriffen auf die Republik, die ihm eine hohe Pension zahlt, die weiteste Verbreitung zu sichern. Nur Nebenzweck waren die dicken Honorare der „Feindbund“-Presse. Hoffentlich hat diese Presse sich jetzt ebenso wenig lumpen lassen. Wo mir recht ist, hat der Journalist Fechenbach für nicht verwerflichere Beziehungen zu dieser Presse elf Jahre Zuchthaus bekommen. Dem jüngsten freien Schriftsteller wird keine härtere Strafe werden, als daß der Reichsverband Deutscher Presse seinen Eintritt verlangt und ihm auferlegt, den Mitgliedern, die gern über ihre schlechte Entlohnung klagen, Unterricht in der Nutzbarmachung ihres geistigen Eigentums zu erteilen.

Rudolf Kayser. Sie haben in Nummer 7 von der letzten, kaum glaublichen Heldentat des Herrn Erich Schwarzer gelesen und schreiben mir nun: „Es scheint die Eigentümlichkeit aller Geschichten des Herrn Schwarzer zu sein, daß sie keine Fortsetzung und keinen Schluß haben. Der wird immer in der Zwischenpause eskamotiert oder beglichen oder beigelegt oder vertuscht, oder wie man das sonst heißen will. Vor zwei Jahren brachte das Berliner Tageblatt mehrere Artikel, worin mit sichtlicher Entrüstung erzählt wurde, daß der besagte Schwarzer, als er während des Krieges zum Heeresdienst einberufen werden sollte, sich in überwallendem Patriotismus als Hundeführer anbot, um nur ja sein teures Leben und seine Sekundanerfeder dem Vaterland zu erhalten. Die Artikel genügten, um Herrn Schwarzer den Einzug als Chefredakteur in das Scherl-Haus zu ermöglichen. Und sieh da: in dem Augenblick, wo Herr Schwarzer Chefredakteur des ‚Tag‘ geworden war, geriet die ganze schöne Hundeführergeschichte in Vergessenheit. Man munkelte etwas von einer Klage, die Herr Schwarzer anstrengen wollte, aber kein Mensch hat wieder von der Sache erfahren. Ist bei Ihnen auch vermittelt worden? Das ist doch undenkbar.“ Allerdings. Aber ich wüßte auch wirklich nicht, zu welchem Zweck man hätte vermitteln, und wer ein Interesse daran hätte haben sollen. Die Geschichte ist ja doch

in Nummer 7 ganz und gar zu Ende erzählt worden. Oder muß noch ausdrücklich gesagt werden, daß der Vorfall so wenig wie seine Publizierung Herrn Schwarzer geschadet hat? Man hat in Deutschland keine Empfindung dafür, daß öffentliche Stellung zu Haltung verpflichtet. Hier töten Blamagen nicht. Sie machen nicht einmal lächerich. Man denkt mit Otto Reutter: „In fünfzig Jahren ist Alles vorbei", und geht an die nächste Schiebung.

Neuling. Man hat vor Ihren Ohren öfters den Zeitungsstil in Gegensatz zum guten Stil gebracht. Nun wünschen Sie, daß man Sie über den Unterschied aufkläre. Nichts leichter als das. Man schlägt die erste beste oder schlechteste Zeitung auf und liest: „Das Reichsministerium des Innern hat heute fünf Abteilungen. Wie in dem ‚Handbuch für das Deutsche Reich' zu lesen steht, beschäftigt sich die erste Abteilung mit Politik und Verfassung. Volksgesundheit, Verkehrswesen und Fremdenpolizei sind das Arbeitsgebiet der zweiten. Die dritte hat Bildung und Schule unter sich. Eine weitere Abteilung bearbeitet Beamtenfragen und das Wanderwesen, die letzte sorgt für öffentliche Sicherheit und Ordnung. Also eine nach rein sachlichen Gesichtspunkten vorgenommene Gliederung." Im guten Stil heißt das: „Das Reichsministerium des Innern hat heute fünf Abteilungen. Dem ‚Handbuch für das Deutsche Reich' zufolge beschäftigt sich: die erste Abteilung mit Politik und Verfassung; die zweite mit Volksgesundheit, Verkehrswesen und Fremdenpolizei; die dritte mit Bildung und Schule; die vierte mit Beamtenfragen und Wanderungswesen; die fünfte mit öffentlicher Sicherheit und Ordnung." Der Zeitungsstil spricht von einer nach rein sachlichen „Gesichtspunkten" vorgenommenen Gliederung — aber er spricht nur davon. Der gute Stil verzichtet auf die „Gesichtspunkte"; sagt nicht, daß eine Abteilung Bildung und Schule „unter sich" habe; sieht von einer „weitern" Abteilung ab, weils dann ja auch eine engere geben müßte; setzt nicht „Abteilung" einmal an den Anfang, einmal ans Ende des Satzes; spart sich den läppischen Wechsel von Verben, der bekunden soll, daß das hier nicht wie bei armen Leuten ist, die nur Ein Verbum zur Verfügung; haben — und erreicht ohne alle „Mittel" wirklich eine sachliche Gliederung, also diejenige Uebersichtlichkeit, die dem Zeitungsschreiber unerreichbar bleibt. Immerhin füllt der Zeitungsschreiber mehr Raum als der Stilist. Und das ist allerdings ein Verdienst, wert, mit dem Tarifhonorar der deutschen Zeitungsbesitzer belohnt zu werden.

Nationaldeutscher Jude. Privattelegramm: „Die Vaterländischen Vereine Bayerns, die Zusammenfassung einer Reihe rechtsgerichteter Organisationen, hatten bisher nach außen den Grundsatz der Sammlung aller nationalgesinnten Bevölkerungskreise vertreten und demgemäß auch jüdische Mitglieder in ihren Reihen geduldet. Nunmehr hat diese Organisation, dem Zug der Zeit folgend, sich auf rein völkische Grundlage gestellt und der Münchner Ring teilt dies seinen jüdischen Mitgliedern in einem Rundschreiben mit. Es heißt darin: ‚Um Unstimmigkeiten zu vermeiden, ersucht die Vorstandschaft die Herren Israeliten, den Veranstaltungen der vaterländischen Verbände fern bleiben zu wollen. Die Vorstandschaft kann nicht umhin, ihr Bedauern über diese Lage auszusprechen und dankt den Herren für ihre bisher bewiesene Anhänglichkeit an den Ring und für ihre Tätigkeit namentlich zu Zeiten der ehemaligen Einwohnerwehr.'" Bis gestern geduldet — heute mit Fußtritten weggejagt. Famos. Die Fußtritte wenigstens kriegst du jedes Mal, wo du dich an die Deutschnationalen anzubiedern versuchst. Und wenn sie endlich zur Hunde peitsche greifen werden, wirst du auch das dulden. Denn dulden ist das Erbteil unsres Stammes.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, von der Heydt-Str. 7

Ein Monat Arbeiterregierung von Joseph Friedfeld

London, 6. März 1924

Die erste Nachwahl ins britische Parlament hat stattgefunden : der Staatssekretär des Innern Henderson ist mit einer überraschend starken Mehrheit in einem direkten Kampf gegen einen Konservativen gewählt worden. Das beweist zweierlei: erstens, daß die neue Regierung in weiten Schichten sich einer steigenden Popularität erfreut, und daß insbesondere ein großer Teil der liberalen Wähler zu ihrer Unterstützung bereit ist; zweitens, daß die Hauptparole der Konservativen und Churchills: „Konstitutionell gegen sozialistisch" ihre Wirkung verfehlt. Beides hat seinen Grund in der gleichen Erscheinung: man hat erkannt, daß die Regierung MacDonald weder revolutionär noch sozialistisch ist, und daß sie sich, wenn auch nicht in ihrem Programm, so doch in ihren tatsächlichen Projekten von den Liberalen und selbst von gewissen progressiven Konservativen nur sehr wenig unterscheidet. Das hat sich auf dem Gebiet der äußern wie der innern Politik gezeigt.

Henderson hatte während des Wahlkampfs erklärt, daß die Regierung für eine vollständige Revision des Versailler Vertrages eintrete. Unzweifelhaft steht die Mehrheit des englischen Volkes auf diesem Standpunkt. Es ist die offizielle, immer wieder proklamierte Politik der Arbeiterpartei und der Liberalen. Ein großer Teil der Konservativen neigt dieser Meinung zu. Aber auf eine provokative Anfrage im Unterhaus hat MacDonald keine grade Antwort geben wollen. Seine Briefe an Poincaré sind herzlich. Trotzdem: er war vorsichtig. Auch er glaubt, daß die Verträge von 1919/20 revidiert werden müssen, und ist sich klar, daß es dazu zwei Wege gibt: Verständigung oder Krieg. Er will Verständigung und weiß, daß bei der heutigen Stimmung in Frankreich und bei der immer drohendern Haltung der nationalen Kreise in Deutschland Frankreichs Empfindlichkeit und Frankreichs Angst berücksichtigt werden müssen. Er wartet auf Bundesgenossen, die der natürliche Verlauf der Entwicklung ihm bringen kann: die Resignation des belgischen Ministeriums deutet am Ende auf das Bestreben der Flamen und Sozialisten hin, die französische Politik nicht mehr so blindlings mitzumachen und lieber zwischen England und Frankreich eine wählende und ausschlaggebende Rolle zu spielen; der französische Franc sinkt, und das Zutrauen der Franzosen in die bisherige Politik beginnt zu wanken; die kommenden Parlamentswahlen in Frankreich werden vielleicht eine linksgerichtete Mehrheit bringen. Bis dahin aber muß Ramsay MacDonald Zeit gewinnen und jene Atmosphäre des Vertrauens herstellen, die kommende Verhandlungen überhaupt erst ermöglicht. Die Gefahr für eine solche Politik droht von Deutschland her: unpolitisch, wie man in Deutschland offiziell gewöhnlich den Erscheinungen im Ausland gegenübersteht, ist man fähig, grobschlächtig die feingesponnenen Gewebe zu zerstören.

Auf dem Gebiet der innern Politik hat die Regierung MacDonald Anerkennung gefunden nicht durch Das, was sie getan hat, sondern dadurch, daß sie überhaupt etwas getan hat. Was sie getan hat, geht in keiner Weise über Das hinaus, was auch im Programm des progressiven Teils der andern Parteien gestanden hat. Es sind zahme sozialreformatorische Maßregeln. Aber es wirkt erfrischend und erweckt Vertrauen, daß nach so vielen Jahren mittelmäßigster Minister und tatenlosen Treibenlassens ein Kabinett da ist, das mit einer gewissen Energie und Sachkenntnis ans Werk geht und wenigstens die ersten Schritte tut. Jede ernste soziale Reform ist aber eine Frage der Finanzen: sie verlangt größere Geldopfer der begüterten Kreise oder einen Eingriff in bisher mit privatwirtschaftlichem Vorteil betriebene Unternehmungen. Stehen die begüterten Klassen sozialreformatorischen Versuchen auch mit Sympathie gegenüber, so verwandelt sich doch diese Sympathie in erbitterte Gegnerschaft, sobald damit ernst gemacht wird, das heißt: sobald es an den Geldbeutel geht. Die Arbeiterregierung hat ein fertiges Budget übernommen und daher keine Möglichkeit gehabt, einschneidende Veränderungen vorzunehmen. Doch bei der Aufstellung des neuen Budgets wird sich zeigen müssen, wie weit es dieser Regierung mit ihrem Sozialismus ernst ist.

Der Sozialismus Ramsay MacDonalds und der Independent Labour Party ist eine seltsame Mischung jenes humanitären Idealismus, der sich von den Konservativen Carlyle und Ruskin und den radikalen liberalen Philosophen wie John Stuart Mill herleitet, und einer wissenschaftlich-oekonomischen, von Marx beeinflußten Denkweise. Von Owen und seinen Zeitgenossen unterscheidet ihn die Erkenntnis: erstens, daß der Kapitalismus nichts Böses war und in seiner Zeit eine große und heilsame Aufgabe erfüllt hat; zweitens, daß er die feudale Wirtschaftsordnung abgelöst hat, als diese nicht mehr imstande war, bei den veränderten Bedingungen die Menschen zu ernähren; drittens, daß er genau so jetzt, wo er nicht mehr imstande ist, die Massen zu nähren und ihnen einen angemessenen Lebensunterhalt zu sichern, durch eine neue, die sozialistische Wirtschaftsordnung abgelöst werden wird. So ist der Sozialist der wissenschaftliche Beobachter der wirtschaftlichen Vorgänge und deutet nur ihren Weg. Dabei aber, erklärt MacDonald, ist sein Sozialismus nicht marxistisch; seine oekonomischen Wurzeln liegen in Mill und Jevons, aber „die Quellen der Independent Labour Party waren Religion und Kunst ebenso wie Wirtschaft“. MacDonald sieht den Klassenkampf als einen integrierenden Bestandteil des Kapitalismus; der Sozialismus soll ihn abschaffen und das Klassenbewußtsein im Arbeiter durch das Gemeinschaftsbewußtsein ersetzen. Und nun gibt der Führer der Independent Labour Party eine Theorie der allmählichen Entwicklung, eine Absage an jeden revolutionären Eingriff. In unmerklichem Wandel, Tag um Tag, entwickelt sich die heutige Gesellschaft zu ihrer künftigen Form; es ist nur notwendig, Schritt vor Schritt zu tun, aber jeden Schritt so, daß er zum nächsten Schritt führe, daß man stets das Ziel im Auge behalte und sich ihm nähere. Die Wähler-

massen müssen aufgeklärt und erzogen werden, und nur mit demokratischem Mehrheitswillen kann die politische Macht ergriffen und benützt werden.

Diese Grundauffassungen Ramsay MacDonalds sind in ihrer Verschwommenheit utopistisch. Sie übersehen, daß zwar eine Gesellschaftsordnung sich in eine andre wandelt, und daß dieser Prozeß allmählich vor sich geht, daß aber im entscheidenden Augenblick eine revolutionäre Zeit gewaltsamer und chaotischer Umwälzungen einsetzt. MacDonald überschätzt bei weitem die Möglichkeiten einer zufälligen Wählerdemokratie, ihren Willen auch tatsächlich durchzusetzen, und unterschätzt die große Widerstandskraft der besitzenden Schichten und die große Macht des Kapitals, das keiner Stimmenmehrheit, sondern nur der Gewalt weicht. So liegt in seinem System selbst die Gefahr, daß die Minister der Arbeiterregierung keinen wirklich sozialistischen Schritt tun, sondern lieber in ihrem Amt bleiben und von der konservativen Presse, wie schon geschieht, als tüchtige, nationale und gemäßigte Männer sich rühmen lassen werden.

Manche bedrohlichen Anzeichen deuten auf diese Entwicklung hin. Vor allem das Schwanken und unschlüssige Hinausschieben in der Angelegenheit der Flottenbasis von Singapore. Seit Monaten hat die gesamte Presse der Labour Party, aber auch die gesamte liberale und selbst ein Teil der konservativen Presse diese Idee bekämpft; nicht nur als eine unnötige, imperialistische Provokation, sondern auch als unzweckmäßig und kostspielig. Hier wäre für soziale Reformen zu sparen. Die Regierung hätte im Parlament eine sichere Mehrheit für den Verzicht auf das Projekt der Flottenbasis. Selbst wenn sie sie nicht hätte, würde keine Partei wagen, dieser Frage wegen in neue Wahlen zu gehen. Ginge sie aber, so gäbe es eine große Verstärkung der sozialistischen Partei. Daher sollte als ganz selbstverständlich erscheinen, daß die Regierung das Singapore-Projekt sofort aufgibt. Stattdessen hat man grade die Admiralität einem Konservativen übertragen, dem Lord Chelmsford, und die Regierung setzt nach langer Verzögerung Kommissionen ein, um die Frage zu prüfen.

Ihre Haltung in diesen und ähnlichen Fragen, wo ihre Stellung vorher ganz unzweifelhaft und selbstverständlich gewesen war, hat in der konservativen Presse lebhafteste Anerkennung gefunden. Mit Recht stellen ‚Times‘ und ‚Observer‘ fest, England habe in dieser Zeit keine geschicktere und dabei doch imperialistischere und konservativere Regierung finden können als Ramsay MacDonalds Ministerium. Zugleich eine Regierung, die in den kommenden großen industriellen Streiks als „Hüterin der nationalen Interessen“ der beste Schutz und Blitzableiter für die Kapitalisten sein kann. Mehr zu bedauern aber ist, daß die Haltung der Regierung Unruhe und Verwirrung in die Reihen der Arbeiterpartei selbst hineinträgt. Wenn auch die Festigkeit der einheitlichen Arbeiterpartei in England heute noch viel zu groß ist, um an eine Spaltung denken zu lassen, so wird doch die jetzige Regierung, falls sie auf dem Wege weiter geht, an dessen Anfang sie nun steht, schuld daran sein, daß für eine kommende Spaltung der Keim gelegt, das Mißtrauen gesät worden ist.

Gandhi von Upton Sinclair

Vor vielen Jahren sah ich in dem Witzblatt ‚Punch' eine Zeichnung, die zwei junge Burschen aus den londoner Slums darstellten. Der eine sprach zum andern: „He, Bill, dort geht ein Fremder." Worauf der andre erwiderte: „Wirf ihm einen Stein nach!" Derart ist im wilden Zustand die Liebe des Menschen für den Menschen; diese Haltung und dieser Impuls lassen sich durch die ganze Weltgeschichte verfolgen. Der Mensch genießt den Vorzug, das einzige Geschöpf zu sein, das gewohnheitsmäßig seine eigne Art ausbeutet und vernichtet. Viele Religionen und Philosophien sind auf der Theorie aufgebaut, daß dies ein natürlicher und wünschenswerter Zustand und für die Verbesserung der Menschenrasse nötig sei.

Einigen von uns mißfällt das; wir entwickeln in uns selbst Etwas, das wir „Seele" nennen, und das allgemein als ein gewisses Mitgefühl für unsern Nebenmenschen bezeichnet werden kann, einen Trieb, ihr Schicksal mit dem unsern zu identifizieren, ihnen Das zu tun, was wir wünschen, daß sie uns tun, also keineswegs Ausbeutung und Vernichtung. Wir nennen das die Goldene Regel und bauen darauf neue Philosophien und Religionen.

Heute ist die Zivilisation zu einem Schlachtfeld zwischen zwei Arten von Philosophie und Religion geworden. Anscheinend hat die alte Religion der Klauen und Zähne die Oberhand gewonnen. Unsre amerikansche, ganz besonders zivilisierte Regierung gibt zehn- bis fünfzehnmal mehr für die Vernichtung der Menschen aus als für ihre Rettung und Unterstützung; soviel ich weiß, kann in der Beziehung keine Regierung der Welt einen höhern Rekord aufweisen.

Die Menschen, die an Brüderlichkeit und gegenseitige Hilfe glauben, sind überall noch ohnmächtig, und wenn sie wagen, ihre Ideen über ein andres System zu verfechten, so werden sie, wie die ersten Christen, gezwungen, die Märtyrerkrone zu tragen. Freilich werden sie nicht vor die Löwen, wohl aber ins Gefängnis geworfen und dort den Tuberkelbazillen zum Fraß überlassen — ein langsamer und doch um nichts weniger sicherer Prozeß. Was soll die Menschenseele tun, wenn sich ihr körperliche Gewalt entgegenstellt? Sollen wir uns demütig ergeben, oder sollen wir Widerstand leisten? Unser erster Impuls treibt uns selbstverständlich zum Kampf; wir folgen ihm — und müssen uns bald vor den Andern zurückziehen. Wenn wir mit Erfolg kämpfen wollen, so gilt vor allem, vorbereitet zu sein. Nun bemerkt aber der Gegner unsre Vorbereitungen, wird von Angst erfüllt und bereitet sich ebenfalls vor. Unsre Kämpfer entdecken, daß die Offensive die beste Defensive sei: man muß den Andern, noch ehe er angreift, kampfunfähig machen. Bei dieser Methode jedoch besteht die Gefahr, daß in unsern Herzen der letzte Funke von Menschlichkeit erlischt. Deshalb gibt es einige Menschen, die sich gegen jegliche körperliche Gewalt aussprechen. Sie verkünden die unbedingte Herrschaft der brüderlichen Liebe und wollen lieber Alles erdulden und leiden, als den Bruder töten.

Diese Lehre ist keineswegs neu; sie besteht schon seit zwei- bis dreitausend Jahren und ist von den verschiedensten Leuten immer wieder angewandt worden. So berichtet eines der interessantesten Bücher, die ich kenne: ‚Die Geschichte der Jesuiten von Nordamerika' von Parkman, wie diese Priester versuchten, durch Liebe die Wilden zu zähmen. Sie gingen zu den grausamsten der indianischen Stämme, zu den Sechs Völkern des Mohawk-Tals. Diese wilden Menschen begriffen nicht die Lehre der brüderlichen Liebe, die von den weißen Fremden gepredigt wurde. Sie verachteten die Fremden, weil sie sie für Schwächlinge hielten, folterten sie, banden sie an Pfähle und verbrannten sie. Deshalb mußten die Jesuiten den Indianern beweisen, daß sie weit mehr Foltern zu erdulden vermochten, als jene ihnen zufügen konnten. Die Wilden taten, was in ihrer Macht stand; aber die Weißen hielten stand und siegten. Sie zwangen die Indianer, ein neues Phaenomen anzuerkennen: die Seelenkraft, und diese zu achten und zu ehren. Was das Ergebnis des Experiments gewesen wäre, ist leider nicht festzustellen — denn nicht alle Weißen glaubten an die Seelenkraft, viele von ihnen glaubten vielmehr an Whisky und Pulver, und diese Weißen rotteten die armen Indianer aus.

Das gleiche Experiment wird heute in einem andern Weltteil versucht. Das Werk eines jungen Inders: ‚Ghandi, der Apostel' berichtet darüber. Ghandi ist ein zarter, aber kühner indischer Rechtsanwalt, der sich zur Aufgabe gestellt hat, sein Volk von der Unterdrückung des britischen Imperiums zu befreien. Dieser körperlich schwächliche Mensch wagt den Beweis, daß er weit mehr Leiden und Qualen erleiden kann, als ihm das britische Weltreich mit seinen Kriegsschiffen, Tanks, Maschinengewehren und Aeroplanen zuzufügen vermag. Er rät einer Nation von dreihundert Millionen Menschen, seine Methode zu befolgen. Wir haben hier vor uns eines der interessantesten Experimente von politischem Idealismus, die die Weltgeschichte kennt. Ihr müßt Ghandis Lehre aber auch recht verstehen. Er stellt keineswegs den Nichtwiderstand als Regel auf. Er sagt keineswegs: Widersteht nicht dem Uebel! Er sagt im Gegenteil: Widersteht dem Uebel — aber tut dies nicht auf die gleiche schlechte Art. Werdet im Kampf gegen das Böse nicht selbst böse, sonst werdet Ihr schließlich entdecken, daß ihr zu dem geworden seid, was Ihr zerstören wolltet. Im Kampf gegen das Böse gilt, sich größer und gewaltiger zu erweisen als dieses und keinen Anteil daran zu haben. Um das Böse zu besiegen, muß man ihm ein Beispiel geben, das ihm zuerst Angst, dann Bewunderung einflößt und es schließlich für immer einschüchtert. Ihr müßt dem Bösen widerstehen, aber mit eurer Seele, voll Liebe und Mitleid. Ihr müßt euch sagen, daß der Feind durch seinen Kampf nicht euch, sondern vor allem sich selbst schadet. Ihr könnt ihn vielleicht nicht hindern, euch zu schaden; aber Ihr könnt ihn hindern, euch in jenes Verließ des Hasses und der Angst zu schleppen, wo seine eigne Seele gefangen liegt.

Bei Ghandi ist das nicht nur die Lehre für einen Träumer und Idealisten, sondern ein ganzes politisches Programm für

eine große Nation: durch diese Lehre hofft er, das britische Reich und schließlich die ganze Welt zu besiegen. Er fand diese seine Lehre nicht fertig vor: er mußte sie selbst in zwanzig Jahren bitterer Erfahrungen ausarbeiten. Vor zwanzig Jahren unterstützte er seltsamerweise den Kampf der Engländer gegen die Buren und diente in der Ambulanz des britischen Heeres. Anscheinend lernte er durch diesen Krieg, was Viele von uns durch den Weltkrieg gelernt haben: nämlich, daß die Regierungen, die sich auf ideale Ziele berufen, nicht einmal ihre geschriebenen Versprechen halten. Kriege mit der Parole: „Krieg für die Demokratie“ erweisen sich als Kriege zur Zerstörung der letzten Reste der Demokratie nicht nur im Ausland, sondern auch in der eignen Heimat; sie knechten die Massen, die ihren Herren andre Völker zu knechten halfen, und diese Massen erhalten nicht einmal einen Lohn dafür. So erging es auch Ghandi; als er gegen die Unterdrückung der Inder in Südafrika protestierte, wurde er halbtot geschlagen und ins Gefängnis geworfen. Als er später nach Indien zurückkehrte, um sein Volk zu organisieren, wurden seine Schriften beschlagnahmt und er selbst immer wieder und wieder verhaftet. Er hatte wahrhaftig alle Ursache, ein Verschwörer und Bombenwerfer zu werden — aber er arbeitete sein Programm der Seelenkraft aus. Uns Völkern des Westens fällt schwer, ein derartiges Programm zu begreifen. Wir sind an körperliche Gewalt gewöhnt. Freilich trachten wir, durch den Stimmzettel eine Besserung herbeizuführen; aber das bedeutet schließlich nur, daß wir bestimmen, welche bürgerliche Partei das Recht haben soll, die Andern zu unterdrücken.

Wenn wir an Ghandi denken, so kommen wir in die Versuchung, zu sagen, daß die armen Inder mit der Seele kämpfen müssen, weil sie keine andern Waffen haben — die Engländer haben sie an der Beschaffung von Waffen zu hindern gewußt. Aber die Engländer wissen auch das ganz genau: wenn in Indien die Revolution aufflammte, die dreihundert Millionen Einwohner die Bahnstrecken zerstörten, die Telegraphendrähte zerschnitten und die Regierungsgebäude in Brand steckten, so würden die Weißen sehr bald die Unzulänglichkeit ihrer militärischen Kräfte erkennen. Wir müssen, ob wir nun wollen oder nicht, zugeben, daß die Inder ein großes Volk mit einer alten Kultur und einer geistigen Tradition sind, die ebenso erhaben ist wie die unsre, wenn nicht erhabener. Ghandis Seelenkraft zwingt uns zum Nachdenken.

Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß sich Ghandis Seelenkraft als ungenügend erweist. Sollte dies jedoch nicht der Fall sein, so bin ich überzeugt, daß sie letzten Endes auch die zylindertragenden Wilden des britischen Auswärtigen Amtes besiegen wird. Nicht etwa, indem sie deren stolze Herzen rührt! Aber sie wird die Massen derart beeinflussen, daß eine wirkliche Arbeiterregierung nicht nur ans Ruder kommt, sondern am Ruder bleibt — eine Regierung, die die Politik des britischen Imperialismus abändert und das britische Reich in eine Gemeinschaft selbständiger, sich selbst regierender Staaten verwandelt.

Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Amerikanischen von Hermynia Zur Mühlen.

Thormann, Grandel & Cie. von Waldemar Keller

Der Tatbestand ist: daß Völkische zweier Richtungen sich zu einem Attentat gegen den General v. Seeckt, den Inhaber der vollziehenden Gewalt, zusammentun, und daß eine der beiden verbündeten Parteien, als der Plan fast zur Tat gereift ist, Anzeige erstattet. Das zeigt, wie unterhöhlt die innenpolitischen Zustände in Deutschland sind. Es zeigt gleichzeitig: wie im treudeutsch-völkischen Lager Hagen Tronjes Speer gehandhabt wird — was freilich nach den Vorgängen im münchner Bürgerbräu und angesichts gewisser Kahrikaturen nicht mehr erschüttern kann.

Damit jedoch aus jenem völkischen Rüpelspiel eine große Affäre wurde, mußte noch allerhand hinzukommen. Insonderheit zwei Dinge. Das eine ergab sich aus der Entwicklung der Sache selbst, denn während der Untersuchung wurden — man möchte fast sagen: unerwarteter Weise — Verbindungen zu recht ernst zu nehmenden Hinterleuten aufgedeckt. Aus dem schattigen Dunkel angenehmer Verborgenheit traten Herr Justizrat Claß und einige ihm nahe stehende Herren. Vielmehr: wurden getreten. Das Geständnis eines der Verhafteten veranlaßte den Untersuchungsrichter, am frühen Morgen ein Auto mit einem Kriminalbeamten dem Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes vors Haus zu senden und ihn, gar nicht sehr ergeben, zur Vernehmung über gewisse Beschuldigungen einzuladen. Diese Beschuldigungen lauteten: Claß sei nicht nur Anstifter zu dem Mordplan gewesen, sondern auch Mitwisser und Mittäter in einem Putschplan zur Errichtung der nationalen Diktatur. Eine immerhin sensationelle Wendung. In der Oeffentlichkeit kam sie leider nicht recht zur Auswirkung. Herr Justizrat Claß, beschuldigt von seinem bayrischen Vertrauten Dr. Grandel, hatte eine ausgezeichnete Presse, das heißt: es schwiegen alle Flöten. Und nichts geschah.

Daß nichts geschah, war vielleicht die Schuld der feindlichen Häuser Montecchi und Capuletti. Denn inzwischen war die Affäre Thormann-Grandel zum Gegenstand eines Kampfes zwischen einer preußischen und einer Reichs-Behörde geworden — oder besser: die Preußische Politische Polizei hatte sich des Falls als Kampfmittel gegen den Reichskommissar für Ueberwachung der öffentlichen Ordnung bemächtigt und war, ohne jede Rücksicht auf die politische und kriminelle Bedeutung der Angelegenheit, ihren Zwecken nachgegangen. Der Anlaß zur Gegnerschaft zwischen den beiden Behörden dürfte schon weiter zurückliegen; ein gewisser Konkurrenzkampf hat sich herausgebildet, seitdem in Preußen die vermittelnde Stelle des Staatskommissariats für öffentliche Ordnung abgebaut ist. Gegen die hatte übrigens die Politische Polizei einen ähnlichen Kampf geführt wie gegen den Reichskommissar. Grund? Weniger politische Differenzen als Fragen der persönlichen Macht und des Ehrgeizes.

Mit einem Zusammenstoß jener beiden staatserhaltenden, aber doch feindlichen Gewalten begann die Affäre Thormann-Grandel. Herr v. Tettenborn von der Deutschvölkischen Freiheitspartei, Sekretär des Abgeordneten von Graefe, war von dem aus München kommenden Thormann zum Vertrauten erwählt worden, hatte zum Schein den Mordplan übernommen und dann Anzeige beim Reichskommissar für öffentliche Ordnung erstattet. Dieser übergab, da er bei der

Dringlichkeit der Sache zeitraubende Umwege sparen wollte, alle Unterlagen sofort dem Staatsanwalt; auf dessen Haftbefehl hin wurden von berliner Polizeibeamten sowohl Thormann wie später auch Dr. Grandel verhaftet. Nun aber sah man in diesem durchaus zweckmäßigen und erfolgreichen Vorgehen an höchster Stelle der Politischen Polizei eine absichtliche Nichtachtung der „zuständigen preußischen Behörde" — also: der Politischen Polizei. Schon aus den allerersten Mitteilungen, die von der Politischen Polizei in die Presse gesetzt wurden, sprach tiefste Entrüstung über die angeblich erlittene Zurücksetzung, und sehr deutlich wurde zum Ausdruck gebracht: daß fraglich sei, ob diese Sache, die ohne die Politische Polizei aufgedeckt worden, wirklich geklärt werden könne, wenn überhaupt etwas daran sei. War verwunderlich, daß die Behandlung der Affäre Thormann-Grandel durch die Presse sich nunmehr sehr sonderbar gestaltete? Alles mündete offensichtlich in das Bestreben, zu verwirren, anstatt klarzustellen. Dabei herrschte — man weiß, von welcher Seite ausgehend — immer die Tendenz vor, aus der völkischen Attentatsbüberei eine lächerliche Spitzelkomödie zu machen, auf die der ahnungslose Reichskommissar hineingefallen sein sollte. Es wurde auch versucht, die Weiche gänzlich umzustellen, indem nämlich die Behauptung auftauchte: Thormann sei französischer Agent. Schließlich wurde noch herausgekramt: die ganze Geschichte sei von den Völkischen als Fastnachtsscherz aufgeführt worden, weil sie sich bei Seeckt beliebt machen wollten. In mehr oder minder ernsthafter Form wurde sogar der Verdacht angedeutet: der General v. Seeckt habe sich das Attentat „besorgen" lassen als Stütze für seine (immerhin zweifelhafte) Popularität oder als Begründung für eine von ihm gewünschte Verlängerung des Ausnahmezustandes. Gegen einen Beamten des Reichskommissars erhob „man" persönliche Verdächtigungen, die zu einem scharfen Dementi Veranlassung gaben. Alle diese krampfhaften Bemühungen kamen dem Herrn Justizrat Claß gelegen, dessen fragwürdige Rolle in dem Mordkomplotit noch nicht geklärt ist. Es wird auch gewiß recht schwer halten, heute schon in diesen von hochtalentierten Gaunern fein gesponnenen Mechanismus hineinzuleuchten. Um Einiges klarzulegen und von dem bewußten Wirrwarr falscher Gerüchte zu entkleiden, muß man noch einmal kurz auf das Personenregister kommen. Ein Herr Thormann, Mitglied des Wikingbundes und für die Ehrhardt-Bewegung in Bayern tätig gewesen, trifft aus München in Berlin ein und wendet sich mit dem Vorschlag, Seeckt zu ermorden, an den deutschvölkischen Herrn v. Tettenborn. Dieser sieht sofort, was geschehen soll. Nämlich: die Organisation Consul will eine andre Organisation oder Partei zu einem Mord anstiften, der ihr, der O. C., sehr angenehm ist. Es gibt Beispiele. Tettenborn setzt sich also in Verbindung mit seinem Freunde Gilbert, und der bringt die Angelegenheit beim Reichskommissar zur Sprache. Der Reichskommissar tut, was seines Amtes ist, ohne daß er so dumm wäre, geleimte Vögel durch unüberlegte Griffe selbst zu befreien. Denn mittlerweile hat Tettenborn den drängenden Thormann mit einem „Mörder" bekannt gemacht, einem Herrn Cöpke, und aus der Versenkung ist plötzlich auch der O. C.-Mann Grandel aufgestiegen. Wer wäre imstande, das nun sich webende feinmaschige Netz vollständig zu entwirren! Den vielen Lügen, aus Politik in die Welt gesetzt, und den vielen Faseleien der Presse,

aus notorischer Dummheit begangen, kann man indessen mit einigen recht schlagkräftigen Angaben begegnen.

Diejenigen, welche die Deutschvölkischen als Drahtzieher hinstellen möchten, wissen offenbar nicht, daß Herr v. Tettenborn den Dr. Grandel nie kennengelernt hat; Grandel hat in Gemeinschaft mit Thormann nur mit Cöpke verhandelt, was er selber zugibt. Frage: Wie kommen Grandels detaillierte Aussagen zustande, wenn die Schuld bei den Deutschvölkischen liegt? Gilbert soll, nach andrer Version, als Spitzel des Reichskommissars das Hauptding gedreht haben. Gilbert kennt aber weder Thormann noch Grandel, was jederzeit nachzuprüfen ist. Damit entfällt auch die heitere Interpretation der Wochenschrift ‚Das Gewissen', der zufolge Gilbert den Grandel hypnotisiert habe. Möglich, daß Grandel hypnotisiert war: aber von einer andern Seite und nicht so wörtlich genommen. Herr Claß jedenfalls hat zugegeben, daß Grandel sein Vertrauensmann in Bayern war und mit Kahr für ihn verhandelt hat. Grandel hat auch von Claß Geld erhalten, selbstverständlich „zu andern Zwecken". Immerhin hat Grandel dem Thormann aus seinen Geldmitteln Zuwendungen gemacht. Grandel scheint überhaupt nächst dem Herrn Claß die wichtigste Person in diesem Attentatsspiel zu sein, das zu Zeiten lebhaft an die Gepflogenheiten Shakespearescher Usurpatoren und ihrer gedungenen Mörder erinnert. Es ist vielleicht ganz interessant, darauf hinzuweisen, daß Grandel bereits einmal in solch einer Mordsache vernommen wurde, und zwar in der Affäre des Studenten Baur, der als unbequemer Informierter von einem gewissen Zwengauer in die ewigen Jagdgründe befördert wurde. Beide, Thormann und Grandel; sitzen noch in Untersuchungshaft, und das ist vielleicht der beste Beweis, daß an einer Affäre auch etwas „daran sein" kann, wenn die Politische Polizei, die für gewöhnlich nur Kommunisten verhaftet, ihre Hand nicht im Spiele hat.

*

Als dies hier bereits gesetzt war, tat Herr Ludendorff, im Verlauf des Hitler-Prozesses, einige Aussprüche, die unzweifelhaft darauf schließen lassen: daß der Justizrat Claß Vertrauter des Generaltaatskommissars Kahr gewesen ist. Hören wir genau hin.

Am 6. November 1923, wenige Tage vor dem Hitler-Putsch, fand in München eine zweitägige Versammlung der Vaterländischen Verbände statt, die sowohl dem Abgeordneten Geißler wie dem Herrn Claß nahestehen. Von den Verbänden wurde eine Mitteilung an die Presse gegeben, daß die Verhandlungen „in vollster Einigkeit verlaufen" seien. Ein Beschluß jedoch, den man sicherlich faßte, und der ebenso gewiß in Verbindung mit Kahrs Plänen stand, wurde nicht laut. Notwendig scheint: nachzuprüfen, ob und inwieweit jene Konferenz der Vorbereitung des Putsches gedient hat.

Auffallend ist ferner die Erwähnung des Herrn Minoux, des ehemaligen Generaldirektors der Stinnes-Unternehmungen, durch Ludendorff. Minoux hat am 25. Oktober 1923 in München Verhandlungen mit Lossow geführt. Lossow und Geißler sind, den Aussagen Ludendorffs zufolge gemeinsam mit Minoux in Ludendorffs Wohnung gekommen, um dort „politische Fragen zu erörtern". Minoux habe gesagt, er werde in kein Kabinett eintreten, in dem Seeckt Reichskanzler

sei. Diese Aeußerung wird verständlich, wenn man beachtet, was im Zusammenhang mit der Affäre Thormann-Grandel die Presse behauptet, nämlich: Grandel habe ausgesagt, daß Ende September 1923 Herr Claß den General v. Seeckt zu einem Staatsstreich der Reichswehr in Verbindung mit den Vaterländischen Verbänden aufgefordert habe, und daß diese Aufforderung von dem Inhaber der vollziehenden Gewalt zurückgewiesen worden sei. Aus solcher Weigerung wurden, wohl nicht mit Unrecht, die feindlichen Absichten des Alldeutschen Verbandes und der Vaterländischen Verbände gegen Seeckt erklärt.

Neben Minoux nannte man damals auch den Freiherrn v. Gayl, den Vertreter Ostpreußens in Berlin, als Mitglied eines Direktoriums. In dem Kreise Claß-Geißler-Minoux scheinen also die norddeutschen Verbindungsleute des Herrn Kahr zu sitzen, auf deren Einverständnis der Generalstaatskommissar rechnete. Kahr war am 8. November 1923 im Bürgerbräu entrüstet darüber, daß Hitler ihm seine Absichten durch vorzeitiges Losbrechen zerstörte. Wenn Hitler acht Tage gewartet hätte, hieß es, wäre der große Plan des Marsches auf Berlin fertig gewesen. Wird man für notwendig halten, im Anschluß an die Affäre Thormann-Grandel und im Anschluß an die Aussagen Ludendorffs und Poehners das norddeutsche Nest der Kahr-Verschwörer aufzudecken?

Grandel und Claß hatten auch Fühlung mit dem Herrn v. Möhl (Cassel) und dem General v. Below. Das Attentat gegen Seeckt war gedacht als Auftakt eines allgemeinen Umsturzes. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß dieser Umsturzplan derselbe war, den Kahr nährte. Da jene Leute nicht im Süden des Reiches ansässig sind, zarte Rücksichtnahme auf Bayern also keine Rolle spielt, so könnte eigentlich in diesem Fall der ausgeschaltete Staatsgerichtshof wieder einmal in Aktion treten. Oder: will man die Zusammenhänge nicht sehen?

Das ostjüdische Antlitz von Frank Warschauer

Daß Jemand eine große Erbschaft macht, mit der er nicht das Geringste anfangen kann, ist sehr selten. Dennoch ist es sehr häufig.

Ein jüdisches Mädchen zeigte einem Bekannten die Photographie ihrer Schwester und fragte mit leiser Seligkeit in der Stimme: Sieht sie nicht aus wie eine italienische Madonna? Jene sah aber keineswegs aus wie eine Madonna.

Wer gezwungen ist, sich beständig mit Geschöpfen zu vergleichen, die in der Schichtung ihres Wesens, in jeder Einzelheit ihrer Prägung von ihm grundverschieden sind, wird notwendig dadurch geschwächt und unglücklich.

Diese Gefahr ist für die Juden sehr groß, weil es ihnen, die Jahrtausende hindurch das sinnlich anschaubare Bild verachtet und gehaßt haben, an Bildern fehlt, die ihnen das seelische und physische Antlitz eines idealen Typs festhalten und bestätigen.

Um die Geologie des eignen Wesens zu erkennen, muß man einige Schichten tief herab steigen und sich möglichst genau darüber informieren, wie es gekommen ist, daß man hier Kieslager findet, dort prähistorischen Schutt und vielleicht einige Stockwerke tiefer das ersehnte Edelmetall oder einen versteinerten

Frosch. Viele Leute bauen sich indessen auf der Oberfläche kleine, hübsch aussehende, aber baufällige Häuschen. Viele Juden, sonst leidenschaftliche Ingenieure und Brückenbauer zu andern Ufern haben Angst, auf ihrem eignen Terrain etwas sorgfältigere Bohrungen anzustellen, um zu erkunden, auf welchem Boden sie sich eigentlich angesiedelt haben. Und dabei ist da unten vielleicht eine Goldader oder eine Petroleumquelle.

Andre Juden allerdings sind zu Geschöpfen entartet, welche so heftig in sich und den Gräbern ihrer Vorfahren herumwühlen, daß ein Maulwurf vor Neid erblassen könnte. Aber diese sind seltener in Deutschland.

Ich meine; es ist sehr wichtig, zu wissen, wie die Juden dort, wo sie am stärksten Juden geblieben sind, nämlich im Osten Europas aussehen, und wie sie leben. Wichtig für die Juden und wichtig für die Nichtjuden, für welche die Schneekoppe nicht das alleinige Ideal eines Berges darstellt, und die ein sehnsüchtiges Interesse für den Berg Sinai oder das Libanon-Gebirge haben. Und solcher Nichtjuden gibt es viele.

*

‚Das ostjüdische Antlitz‘ heißt ein Buch von Arnold Zweig mit vielen Zeichnungen von Hermann Struck (erschienen im Welt-Verlag zu Berlin). Diese Zeichnungen, geschaffen von dem ernsten und liebevollen Wirklichkeitssinn eines Künstlers, der in solcher Arbeit seine besten Vorzüge bewahrt, haben den Wert von Dokumenten. Sie zeigen sicherlich nicht alle, aber viele wichtige Typen der Ostjuden: den bärtigen alten Mann, die alten und jungen Frauen, den jungen Mann. Und Arnold Zweig fragt sich: Wer muß für mich zur symbolischen Gestalt des jüdischen Volkes werden, der Greis oder der Knabe, dessen Blick ich niemals vergessen kann? Und er kommt im Laufe seiner klugen Ueberlegungen, die sein persönliches Erlebnis klar und unverzerrt spiegeln, zu der Antwort: Das alte Volk ist sehr jung. Undso bringt das Buch am Schluß, gleichsam als höchste Steigerung, in feiner und poetischer Weise, die Bilder ganz junger Juden.

Freilich: der jüdische Osten ist, trotz des Krieges, trotz des scharfen Lichtkegels, den die Zionisten auch sonst darauf geworfen haben, ein sehr unbekanntes Gebiet. So hätte diesem Buch eine größere Fülle von Tatsachen nicht geschadet.

Sehr geschickt, daß sich Arnold Zweig in dem milden Klima liebevoller, aber kritischer Aufmerksamkeit bewegt und sich von bornierter Skepsis so fern hält wie von haltlosem Enthusiasmus. Beides sind Pole der Gefahr bei einem Thema, von dem die Einen sagen, es sei überhaupt nicht vorhanden, während Andre behaupten, es sei überhaupt nichts andres vorhanden.

Sind aber hier Typen geschaffen? Typen, die das jüdische junge Mädchen der Notwendigkeit überheben, sich mit einer Madonna zu vergleichen? Sicherlich nicht. Das ist auch gar nicht der Zweck eines solchen Buches. Aber es ist der Weg dazu. Denn indem hier Gestalten und Gesichter festgehalten werden, die, so oder so, denen aller Juden ähnlich sind, indem sie in einer Weise festgehalten werden, daß man etwas von dem besondern, unbenennbaren, schwer erkennbaren Licht in ihnen dennoch erkennen kann,

werden sie zugleich bestätigt und in ihrer Struktur anerkannt. Nicht in den Einzelheiten der Ausprägung, in absonderlichen und lächerlichen Zügen — aber in der Struktur.

Ein sehr interessantes Buch. Es lohnt sich, dieses Buch aufmerksam zu lesen und zu betrachten.

Verleger und Autor von Arthur Eloesser

Ich muß mit dem freimütigen Geständnis anfangen, daß mir die von Herbert Eulenberg angezettelte Diskussion zwischen Schriftsteller und Verleger etwas zur Unzeit gekommen ist. Wenn der Kollege Eulenberg nicht wegen einer unbegründeten Gekränktheit aus dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller ausgetreten wäre, so würde er vermutlich wissen, daß unsre Organisation mit dem Deutschen Verlegerverein wegen der Einsetzung eines paritätischen Schiedsgerichts in Verhandlungen steht, und daß wir keinen Grund haben, an einer baldigen Einigung zu zweifeln. In einem frühern Stadium sind die Besprechungen einmal abgebrochen worden, weil sich die Verleger zu unsrer Voraussetzung eines ständigen Schiedsgerichts unter einem juristisch gebildeten Vorsitzenden nicht bekennen wollten. Jetzt machen sie sich diesen Vorschlag selbst zu eigen, und da es für die Charakterbildung junger Unternehmungen viel mehr auf Persönlichkeiten als auf Satzungen ankommt, haben sie den Vorsitz des Schiedsgerichts einem angesehenen Schriftsteller angeboten, der zu dieser Eigenschaft noch den Vorzug hat, Jurist zu sein und besonders vertraut mit der Materie des Urheber- und Verlagsrechts. Damit könnte ich, wenn es auf mich allein ankäme, schließen, besonders da die Streitigkeiten wegen der Geldentwertung, die uns das vorige Jahr fast verbraucht haben, nun von selbst entfallen, wo wir mit dem „Wunder der Rentenmark“ das noch begeisterndere einer wiederbefestigten moralischen Valuta zu erleben scheinen.

Aber es ist hier des öftern vom Schutzverband Deutscher Schriftsteller die Rede gewesen, den einige Beschwerdeführer in seiner Wirksamkeit bereitwillig anerkannt, den andre als ohnmächtig oder nicht vorhanden übersehen haben. Meine Kollegen die Schriftsteller mögen es mir nachsehen, wenn ich nicht fackelschwingend einen Kriegstanz aufführe, wenn ich nicht erbittert, nicht pathetisch, nicht einmal so schön spreche wie unser freundlich zuredender Kontrahent Herr Fritz Th. Cohn. Wir haben an unsrer Stelle, die ich gern einem mächtigern Rufer im Streit überlassen hätte, so viel zähe Arbeit, gewiß oft im Kleinen, aber immer in einem großen Zusammenhang geleistet, daß wir uns das Recht auf eine unpathetische Rechenschaft erworben zu haben glauben. Um von oben anzufangen: unser lieber Georg Hermann hat den Staat an seine kulturellen Verpflichtungen erinnert. Ich bitte, den Staat, bis wir wieder einen haben, vorläufig auszulassen. Die sogenannte Notgemeinschaft für Kunst, die auch die Schriftsteller umfassen sollte, ist schon vor dem ersten Schritt zusammengebrochen. Zu einem Teil durch die Zusammenhangslosigkeit aller staatlichen Unternehmungen, zu einem größern durch die Rivalität der Länder gegen das Reich, die ihm nichts, nicht einmal eine Verpflichtung gönnen. Bei meinen Berührungen mit den Behörden habe ich zwei Arten von Beamten kennen gelernt. Die Einen,

die etwas tun wollten, wenn man ihnen nicht die Hände gebunden hätte, und die Andern, die dieses Geschäft an ihren Kollegen versahen. Politische Parteiunterschiede spielten da keine Rolle. Den Staat, wenigstens als ein sittliches Wesen — wie könnte er sonst Verantwortungen tragen! — , habe ich nicht kennen gelernt.

Wohl aber die Verleger, die ich in gewisser Hinsicht besser zu kennen meine, als sie sich unter einander kennen. Die Verleger sind verschieden, sie sind, was ich ihnen anerkennend nachsagen muß, oft Persönlichkeiten, die ihrem Unternehmen von ihrer Bildung, von ihrem Charakter, von ihrer Erziehung, gewiß auch manchmal von dem Mangel an solchen Voraussetzungen mitteilen. Man kann sie so wenig wie die Schriftsteller auf einen Typus bringen, manchmal noch weniger, weil es Verlagshäuser gibt, die, durch Generationen vererbt, sich auf eine eigne Geschichte berufen dürfen. Vielleicht hätten wir es anders machen, vielleicht hätten wir, statt so oft durch das große Sieb der Oeffentlichkeit zu fallen, den Verlegern selbst die Fälle bezeichnen sollen, die Herbert Eulenberg als „tollste Ausbeutung“ bezeichnet, und die ich selbst, nach meiner aktenmäßig verbürgten Erfahrung, mit den Stichwörtern: Unzuverlässigkeit, Vertragsuntreue oder Brutalität vermehren könnte. Wir sind überzeugt, daß von solchen Unzierden des Standes ihre eignen Kollegen abgerückt wären, in ihren Organisationen, geschäftlich und gesellschaftlich, und daß sie nicht einmal mehr zu Cantate mit ihnen angestoßen hätten. Die Schriftsteller, die hier klagten, haben von ihren sehr persönlichen Erfahrungen gesprochen; aber die Verleger, die hier antworteten, haben sich schließlich auch nur auf ihr persönliches Verhalten berufen können. Brutus sagt, daß die Verleger durch beschleunigte Zahlung an ihre Autoren der Geldentwertung Rechnung getragen haben. Lieber Brutus, ich glaube dir. Cassius läßt sich nach ähnlicher Verwahrung doch das Wort entschlüpfen: Den Letzten beißen die Hunde. Lieber Cassius, ich glaube dir auch, besonders diesen Satz. Mir selbst braucht Niemand zu glauben. Nur meinen Beweisen, zu denen ich mich erbötig halte. Wie war es mit der Geldentwertung? Es ist vorauszusetzen, daß die stattlichen und angesehenen Verlage, die den Schutzverband nicht zu langwierigen Vermittlungen oder zu peinlichen Prozessen nötigten, ihre Schuldigkeit gegen die Schriftsteller als die gefährdetsten und gebrechlichsten Existenzen zur Zeit der Geldentwertung eingesehen haben. Andre blieben auf dem Standpunkt, daß Mark noch gleich Mark sei, wenigstens wenn der Autor sie zu verlangen hat; sie beriefen sich auf die durch die Vorkriegsverträge vorgesehene jährliche Abrechnung, sodaß der Autor in Wahrheit nur ein Bruchteilchen seiner Tantieme bekam, das sich allenfalls die höhere Mathematik unter dem Begriff des unendlich Kleinen vorstellen kann. Das war die berühmte Streichholzschachtel als Honorar, manchmal sogar nur ein Streichholz. Wir haben ihnen das abgewöhnt, diesen alten Idealisten, die die Papiermark noch so lange als Goldmark verehrten. Ich will aber gern annehmen, daß nicht nur unsre zähe Gegenwehr diesen Aberglauben getilgt hat, sondern auch das Zureden, das Beispiel der — sagen wir: sittlicher Denkenden, die empörendes Unrecht nicht mit den Buchstaben der Verträge decken wollten.

Nachdem die Rechtsprechung, die behutsam und patriarchalisch sein darf, ebenfalls von der religiösen Vorstellung abgekommen war,

daß Mark gleich Mark sei, haben uns die auf Tantieme lautenden Verträge nicht einmal mehr die größten Schwierigkeiten gemacht. Viel zäher, schon weil der preußische Richter die Rechtsmaterie ungern auf eigne Verantwortlichkeit weiterbildet, widerstanden die Verträge, die ein Honorar in bestimmten Zahlen vorgesehen hatten. Ein Fall ist mir für manche noch erinnerlich, gewiß ein krasser Fall, aber ich muß auch an der Grenze entlanggehen, wenn ich die Möglichkeiten des fast Unmöglichen einkreisen soll. Ein Verlag, der sich gern auf kulturelle Verdienste beruft, gab vor dem Kriege ein volkstümliches Buch heraus, das bei einem Ladenpreis von zwei Mark dem Verfasser mit je zwanzig Pfennigen pro Exemplar honoriert wurde. Der Ladenpreis konnte sich mit steigender Geldentwertung um noch so viel Nullen vermehren: dem unglücklichen Autor, für den auch nicht die bescheidenste Null zu haben war, wurde auf seine Beschwerde ein Verweis von einer Grobheit erteilt, die wir nur als patriarchalisch bezeichnen können. Wir sind dann auch recht grob geworden.

Ich habe gesagt, daß unsre Verlage in erfreulicher Weise individuelle Unternehmungen darstellen, die sich schon durch ihre Umgangsformen, die sich durch sehr verschiedene Maße an Urbanität oder Humanität unterscheiden. Aber es sind auch Querschnitte zu ziehen, die verschiedene Klassen von Verlegern nach ihren besondern Zwecken, nach ihren schon historischen Bestimmungen einfassen. Der wissenschaftliche Verleger hat, um einmal das schöne Wort zu gebrauchen, eine andre Mentalität als der belletristische, den man von vorn herein für den elastischern und modernern halten darf. Sprechen wir nicht von seiner Abneigung gegen Tantieme-Verträge, von seiner veralteten, ihm verdächtig am Herzen liegenden Gewohnheit des Bogenhonorars. Wir verlieren uns da in allzu fachliche Umständlichkeiten. Der wissenschaftliche Verleger, oft selbst ein halber, vieleicht sogar ein ganzer Gelehrter, und darum nicht ohne Grund Ehrendoktor seiner Fakultät, unterhält oft schöne alte Beziehungen zu seinen geschätzten Mitarbeitern. Man verkehrt von Familie zu Familie, man steht sogar im Verhältnis des Connubiums. Ich kann nicht finden, daß diese Intimität immer zugunsten der Autoren ausgefallen ist. Um nicht mißverstanden zu werden, ich beschuldige viel weniger diese sehr würdigen Verleger als vielmehr ihre Kontrahenten, die Gelehrten, die ihre Interessen als Buchautoren nicht zu wahren verstehen. Viele Gelehrte von Ruf haben das Schriftstellerhonorar immer nur als eine angenehme Zugabe angesehen, die ihnen das Leben erleichterte. Wer seine Interessen aus Schüchternheit, Weltfremdheit, falscher Vornehmheit, pietätvoller Tradition, freundschaftlicher Rücksicht oder aus andern Gründen schlecht vertritt, schädigt sich selbst, wie es sich gebührt; er schädigt aber auch ungebührlich den Andern, der ohne feste Besoldung auf den materiellen Ertrag seiner Veröffentlichungen strenger angewiesen ist. Der Akademische Schutzverband hat meines Erachtens seinem Zweck nicht entsprochen, schon weil er aus Gelehrten besteht. Wir haben Manchen sehend gemacht, der sich aus seinem professoralen Vorurteil zu uns als der Organisation der freien und sehr profanen Schriftsteller herunterließ. Und wenn der Sohn des Professors die Tochter des Verlegers nicht geheiratet haben sollte.

Um noch einen andern Typus wenigstens anzurühren: wir haben während der schlimmsten Inflation grade im letzten Winter des Miß-

ergnügens das Vergnügen gehabt, eine Reihe von Kunstwissenschaftlern in unsern Rechtsschutz aufzunehmen, die wohl früher auf Distanz gegen einen Schriftstellerverband gehalten haben, auch wenn ihm Gerhart Hauptmann und Thomas Mann, Graf Keyserling und Oswald Spengler angehören. Diese Herren, die für die schönen Sammelwerke unsrer unternehmenden und intelligenten Verleger arbeiteten, waren eben auch Angestellte und Wohlgestellte bis hinauf zu den Museumsdirektoren. Der Kunstgelehrte stiftete seinen Botticelli oder Verrocchio für die Sammlung, bekam seine fünfhundert, manchmal auch tausend Mark für eine ziemlich hohe Auflage; dafür konnte er, wenn er seine Frau zuhause ließ, mal wieder nach Venedig oder Florenz fahren. Die illustrierten Bücher, mit ihrem wertvollen Material auch im Ausland schon absatzfähig, sind während der Inflationsperiode als Sachwerte stark begehrt worden. Der begünstigte Verleger wußte, was sich schickt; er bot statt Tausend — sagen wir: Hunderttausend für die Auflage. Wir wußten noch besser, was sich schickt: wir verlangten, wenn sich die Herren von der Kunst zu uns wandten, statt der Hunderttausend eine Million, statt der Million eine Milliarde, und so haben wir ihnen nicht grade mehr die italienische Reise, wohl aber die Butter zu ihrem Brote, vielleicht auch ein Paar neue Stiefel und das Feuer im Ofen gerettet. Dazu ein kleiner Zug. Mehrere angesehene Kunstgelehrte und Beiträger zu einem Sammelwerk wandten sich an mich, weil ihr Honorar, während die Bücherpreise schwollen, auch nicht die bescheidenste Null ansetzen wollte. Nur der Herausgeber der Sammlung, der es nicht nötig hat, erklärte sich gegen eine gemeinsame Aktion; er sei mit seinem Verleger befreundet und hätte sich vertrauensvoll immer mit dem begnügt, was ihm ausgesetzt wurde. Herr Fritz Th. Cohn meint, daß man Vertrauen zu seinem Verleger haben, daß man ihm Freund sein müsse, wie er unser Freund sei. Nun, da war so ein Fall. Der eines Verlegers, dessen Gesundheitszustand leider seit einigen Jahren zu wünschen übrig ließ, sodaß seinen Nerven besondere Aufregungen tunlichst erspart werden mußten. Unser Patient hat mehreren Autoren, die sich mit Grund seine Freunde nennen dürfen, ebenso lange weder eine Zahlung noch eine Abrechnung geleistet. Seinem Buchdrucker, seinem Buchbinder und auch seinen Angestellten ist er gewiß nichts schuldig geblieben; aber die sanften Mahnungen der befreundeten Autoren sind als tödliche Bedrohungen seines Nervensystems mit Entrüstung abgewiesen worden. Sein Zustand ist schlimm; ich würde ihn für hoffnungslos halten, wenn der Verleger in „des Geists entsetzlicher Verwirrung“, wie Kleist sagt, seinen Freunden plötzlich das Doppelte ihrer Tantiemen hinwerfen wollte. Ich lasse das Problem den Psychoanalytikern, die den geheimen Weg zur Sexualsphäre schon finden werden — es muß da irgendein Komplex vorhanden sein, der sich gegen den Begriff des Honorars sträubt. Nicht nur in der Seele des Verlegers. Das so schön klingende Wort Honorar trägt einen alten Fluch. Hat irgend Jemand seinen Arzt schon gerne bezahlt? Oder selbst ein noch so neuer Reicher den Architekten, der ihm die Skizze zu seiner Villa gemacht hat?

Es wird nicht verboten werden können, daß sich der Autor mit seinem Verleger befreundet. Aber man mache niemals seinen Freund zu seinem Verleger. Die Folgen sind meist furchtbar, besonders wenn vor lauter Vertrauen kein Vertrag geschlossen worden ist Sachliche Ver-

handlung zwischen zwei Geschäftskundigen bleibt das Beste; der Eine muß es sein, der Andre wird es nach seiner innern Veranlagung nicht immer sein können. Es kommt darauf an, daß der Schriftsteller geschützt wird, und zwar besonders vor der Möglichkeit, sich selbst zu schädigen. Unser Verlagsrecht reicht dazu nicht aus, weil es kein zwingendes ist. Wie unsre Gesetzgebung die Sklavenhaltung verbietet, muß dem Schriftsteller unmöglich gemacht werden, sich in die Sklaverei zu verkaufen. Es gibt solche unsittlichen Verträge. Von beiden Kontrahenten ist der Schriftsteller, selbst der schon gewitzte, immer der schwächere und schutzbedürftigere, aus sehr einfachen Gründen. Seine Sache ist, ein unsterbliches Werk zu schreiben; mit der einmaligen Handlung der Auslieferung des Manuscripts hat er das Seine im Vertragsverhältnis getan. Der Autor ist der Vater des Werkes, sagt Herr Fritz Th. Cohn, der Verleger ist die Mutter. Sagen wir lieber: die Stiefmutter, oder noch besser: die Ziehmutter, der für die pflegliche Behandlung des Kindes auf Jahre, auf Jahrzehnte hinaus alles zu tun übrig bleibt, und der deshalb auch die häufigere Gelegenheit zu Vernachlässigungen oder Verfehlungen gegeben ist. So tritt der Vater fast immer als der Kläger auf, ein notwendig gereizter, aber auch gefährdeter Kläger, weil sein Kind, das unter dem Konflikt nicht leiden soll, in der Hand des Andern bleibt. Der Verleger, der Geschäftsmann ist und sein soll, wird mit noch so vielen Prozessen ruhig schlafen. Der Schriftsteller kann sich unter der Last Eines Prozesses bis zur Arbeitsunfähigkeit aufregen und aufreiben.

Ich habe im Anfang von der bevorstehenden Einrichtung eines Schiedsgerichts gesprochen. Nur ein Schiedsgericht? wird man erwidern — das ist nicht viel. Es kann sehr viel sein. Das Schiedsgericht wird von Sachverständigen besetzt werden, die ein Buch von einem Pfund Käse zu unterscheiden wissen, die das Urheberrecht, von seinem Sachwert abgesehen, vor allem als Persönlichkeitsrecht würdigen. Das Schiedsgericht wird ein verstreutes Material sammeln und nutzbar machen. Das Schiedsgericht wird in zusammenhängender Arbeit die Rechtsmaterie weiter bilden, hoffentlich veredeln bis zu einer vielfach noch vermißten Humanität der Verkehrssitten. Grade da es sich um ideelle, nicht um Sachgüter handelt, wird sich das Schiedsgericht an den Sinn der Verträge statt an den Buchstaben halten dürfen. Das Schiedsgericht wird schnell urteilen können, weil es sich in unsern Streitigkeiten fast ausschließlich um Auslegung der Verträge, fast nie um Zeugenvernehmungen und umständliche Beweisführungen handelt. Die Entscheidungen des Schiedsgerichts, vernünftig gesammelt und knapp redigiert, werden die mit dem neuen Urheberrecht befaßten Geister des Reichsjustizministeriums erleuchten, sodaß es nicht aus dem blauen oder grauen Himmel der Bürokratie einfach über uns verhängt werden kann. An den bestehenden Gesetzen haben die Verleger, weniger die Schriftsteller mitgearbeitet; die Gesetze waren nicht schlecht, aber sie sind der Verjüngung bedürftig geworden. Deutschland geht mit seinem Urheberschutz längst nicht mehr in der Welt voran. Die beiden Erzeuger des Buches, Schriftsteller und Verleger, bleiben verpflichtet, an dem Recht, das zwischen ihnen gelten soll, weiter mitzuarbeiten. Das Recht, das die zugleich materielle und unmaterielle Natur der geistigen Schöpfung wahren, das den ideellen Besitzstand der Nation in seinem Vermehren schützen soll, müssen wir als ein würdiges Kulturmonument zu unsrer Ehre aufrichten.

Dantons Tod

Es fiebert und braust — das Pathos des unbegreiflich jungen Dichters, dessen wahrheitsliebender Blick die Männer der französischen Revolution gesehen hat, wie sie waren: „blutig, widerlich, energisch und zynisch“, und der das unsterbliche Volk von 1793 mit erschreckender Nacktheit zum kreischenden, lastervollen, grotesken Pöbel sich wandeln läßt. Ueber die Masse ragen zwei Köpfe: Maximilien Robespierre, der unbestechliche, der „empörend rechtschaffene“ Oberstaatsanwalt von Paris, und George Danton, der daran zugrunde geht, daß er den Freiheitsdrang seiner aristokratischen Natur mit den sozialistischen Freiheitsideen der Saint Just verwechselt. Mirabeau hatte 1789 richtig prophezeit: „Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken als die souveräne Aristokratie von sechshundert Personen, die sich morgen für unantastbar, übermorgen für erblich erklären und schließlich, wie jede Aristokratie der Welt, damit enden wird, Alles zu verschlingen.“ Aber wird nun Danton den Robespierre oder Robespierre den Danton verschlingen? Ein grandioses Symbol: der Kontrast dieser beiden Männer. Ethischer und aesthetischer Freiheitsbegriff prallen hier auf einander, Schiller-Kants und Goethes Weltanschauung, aus dem Bezirk der Theorie in den Bezirk der Tat übertragen. Der Repräsentant des aesthetischen Prinzips unterliegt — wie stets und überall der Künstler. Per Schmerz um seinen Untergang, das Mitgefühl mit dem Fall des innerlich reichern Menschen hat Büchners Dichtung geschaffen: dieses hinausgestürmte Werk, das den Zug zur Größe hat, wie wenige. Auch die Franzosen rühmen es als „das“ Abbild ihrer Revolution. Improvisiertes Heldentum ist in seiner ganzen chaotischen Formlosigkeit bis an die Grenze der Komik, aber mit untrüglichem Takt nicht über die Grenze hinaus geführt. Der neue Heroentyp, aus Blut und Kot geboren, wird vielfältig abgestuft — eben von Robespierre bis Danton. Der starre Robespierre will immer weiter Schlächter sein. Die Revolution ist nach seiner Meinung noch nicht fertig; und wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich sein eignes Grab. Danton steht an Menschlichkeit, Einsicht und Würde höher. Er ist adlig in einem andern als dem sozialen Sinne. Für ihn beginnt da, wo die Notwehr aufhört, der Mord; und er ist des Treibens müde, der stumpfsinnig gleichmacherischen Arbeit der Guillotine und einer „Tugend“, die nur durch den Schrecken zu herrschen vermag. Was ist erreicht? Von den vergossenen Strömen sind dem Volk die Backen nicht rot geworden. Es läuft, wie zuvor, auf nackten Füßen und friert. Aber mechanisch ruft es, je länger, je wilder, sich und seinesgleichen zum Totschlag auf. Der Blutrausch hat es im Bann. Man denkt an die Kriegseinpeitscher unsrer nicht weniger großen Zeit, die von keiner vorhergegangenen gelernt hatten und heute beweisen, daß sie nie lernen werden. Wer ringsherum zur Besinnung mahnt, ist kein Patriot. Weh ihm! 1794 ist das Dantons Tod. 1835 ist es ‚Dantons Tod‘.

Der Dichtung fehlt der dramatische Nerv. Um ein regelrechtes Drama zu „können“, dazu war Büchner mit zu heißem Herzen bei seinen umstürzlerischen Bestrebungen, dazu ist der Jüngling von zweiundzwanzig Jahren selber zu sehr Parlei — so sehr, daß die Sozialdemokraten ihn für sich in Anspruch nehmen. Mit geringer Berechtigung. Nicht Lassalles Vorgänger nämlich ist er — dem eher sein epikuräischer, aber arbeitszäher, redegewaltiger, verachtungsvoll-überlegener Danton ähnelt —, sondern des Mannes, der die aesthetische Weltanschauung zum Siege geführt hat, indem er sie Tat werden hieß: Friedrich Nietzsches. Ein „Jenseits von Gut und Böse“ tönt bei Büchner aus dem Munde Marions, der „geborenen“ Dirne, mit der dem Dichter die Offenbarung der Naturgewalt im Hetärentum glanzvoll geglückt ist; aus dem Munde Luciles, des machtlos hingegebenen Weibes; aus dem Munde des zynisch-skeptischen Danton wie des feurig-schwärmenden Desmoulins. Die Gefühlsanspannung — unwiderstehlich. Stärke und Feinheit sind eine Verbindung eingegangen, wie sie nicht oft in der Literatur geglückt ist. Der Menschheit großen Gegenständen wird die ehrlich tiefe Reverenz der Jugend bezeugt. Mit farbreichen Pinselstrichen ist das grelle, heftige Kolorit einer Zeit getroffen, in der sich die Welt umwälzt. Philosophische Haltung ist in der Art, wie Danton und seine Leute ihr heiteres Griechentum wider das düstere Römertum Robespierres und der Seinen stellen. Solche Haltung geht weit über Büchners Jahre hinaus. Sonst eigentlich nichts; wenn man von vorn herein einem Menschen dieses Zuschnitts und dieser Tatze Leistungen abverlangt wie den gleichaltrigen Dichtergenossen des Sturms und Drangs von Leisewitz über Lenz bis zum Schiller der ‚Räuber‘, zum Goethe des ‚Götz‘. Dann ist es ganz in der Ordnung, daß der frühe und rätselhaft junge Vorkämpfer Büchner den Kampf noch nicht übersieht: daß er nur erschüttert und erschütternd die Stimmung des ungeheuern Zusammenpralls beschwört. Heute, zwei Menschenalter später, wo, unabhängig vom Weltkrieg, Keiner diesem Kampfe entrückt ist, wo wir aber, hauptsächlich dank Nietzsche, Klarheit über sein Wesen haben — heute wärs möglich, diesen ewigen Kampf zwischen dem ewigen Danton und dem ewigen Robespierre in dialektischer Form zu meistern, das heißt: diesen Vorgang in Handlung, Bewegung, Enrwicklung zu schildern, statt nach der Weise des Vorläufers Büchner in noch so bunten, noch so leuchtenden und erleuchtenden Einzelheiten. Büchners unverbrauchte Bildkraft hat grade dazu gereicht, seine Sprache der Revolutionssprache ebenbürtig zu machen und in dieser Sprache lose Szenen von jäher Unmittelbarkeit zu dichten. Sie sind nicht schwächer als die Parlamentsszenen, die sich, aus Mignet und Thiers, gewissermaßem selber gedichtet haben. Also war niemals zweifelhaft, daß dieses undramatische Drama in einer blutvollen Aufführung hinreißen würde. Man mußte nichts weiter als einem epischen Ablauf das dramatische Tempo geben, indem man beinah ein Drittel strich, den Rest zu dem Fieber anheizen, das den Leib Frankreichs schüttelt, und für die rechten Schauspieler sorgen.

Erich Engel, der neue Mann des Deutschen Theaters, wird hoffentlich bald wieder einmal den Eindruck erreichen, den er mit Grabbes genialischer Burleske gemacht hat. Oder ist seine Sache mehr die tiefere Bedeutung des Scherzes als des Ernstes? Dantons Tod trat erst ein, nachdem er ein ziemlich langwieriges Leben geführt hatte. Bild folgte auf Bild nicht zuckend und gellend, elektrisiert und elektrisierend, sondern mit einer Gleichmäßigkeit, die manchmal ein bißchen phlegmatisch wurde. Selbstverständlich, daß einem Könner einzelne Bilder in Aufbau und Kolorit bis zur Vollkommenheit glücken. Schade, daß es diesmal zu wenig waren, und daß man für das stärkste nicht mehr die ganze Aufnahmefähigkeit hatte, weil es das letzte war. Freilich wird Erich Engel selbst durch das unzulängliche Kaliber vieler seiner Schauspieler gehemmt gewesen sein. Ein berliner Theaterwinter vergeht jetzt ohne Bassermann, Jannings, Krauß, Moissi, Wegener, die hier groß geworden und unverbraucht sind. Sie lockt der Zustand dieses Betriebes nicht. Wie soll er da uns locken? Und wie soll er besser werden? So anständige Schauspieler wie die Herren Fernau und Gronau bemühten sich zweifellos redlich. Aber zu ihren Figuren verhielten sie sich wie die deutsche Revolution zu der französischen oder wie etwa Otto Wels zu Saint Just oder der pendelnde Provinzpathetiker Paul Levi zu Robespierre. Die Frauen, die verhaltene Johanna Hofer und die entfesselte Gerda Müller, bedurften keines historischen Formats. Von den Männern hatte es nur Fritz Kortner. So könnte man sich den lebenden wie den sterbenden Danton vorstellen; und so müßte man ihn lieben.

Yoshiwara von Alfred Polgar

Der „weiße Mann“ hat, er erzählt es selbst, so gierig nach dem Leib seiner weißen Frau begehrt, daß deren Seele ihn von sich stieß. Deshalb geht er, zwecks Betäubung, auf Lustfahrten, deren eine ihn nach China führt, ins „Haus der Laster“, wo die schöne Si-Shi jedes Verlangen gehorsam stillt, denn sie ist eine Dirne und hat keine Seele — meint Er, der weiße Mann. Eben da er die Chinesin, die an seinem schwermütig-bittern Wesen Gefallen findet, in stürmische Arme schließen will, erscheint der „gelbe Mann“, der das nicht leiden mag und dem Weißen ein Taschentuch vor die Nase hält, worauf dieser in Schlaf und Traum versinkt. Warum der Gelbe so tut? Teils aus Eifersucht, teils als Rassenschützer, teils aus Schlechtigkeit, vor allem aber aus nackter Dämonie. Im Traume sieht der Weiße sein fernes Weib, das sich dem Prinzip der Lust, verkörpert durch einen Earl im Frack, ergeben hat, und er sagt ihr auf den Kopf zu, daß in ihr die Seele der chinesischen Dirne sei, die in jener nicht sei (wie er meint). Auch hier, nach längerer Dialektik über Leib und Seele, kommt es zum fast Aeußersten, kommt es dahin, daß, im Modernen Theater, Fräulein Lotte Klinder eine plötzliche Seidenkombination aus dem Wäschehaus Franzi Bick, I. Bezirk, Bauernmarkt 4 (entgeltlich), sowie Bereitschaft zu Allem offenbart. Und auch hier erscheint, knapp vor Toröffnung,

der Störer, und zwar in Gestalt jenes Earl. Die Figuren des Traumes sind, das brauche ich wohl nicht zu sagen, in europäischer Maske die Figuren aus dem Yoshiwara, werden auch von den gleichen Schauspielern dargestellt. Im dritten Bild erwacht der weiße Mann aus der Betäubung, langweilt und beleidigt die arme Chinesin mit geschwollenen Redensarten, glaubt, er sei noch bei der Weißen, sagt, Dirnen seien Gossen (was ihr in der Seele, die sie nicht hat, weh tut), und wird zum Ende von dem gelben Mann erschossen, worauf das Leben im Yoshiwara seinen gewöhnlichen kommerziellen Fortgang nimmt.

In diesem Spiel von Hans Bachwitz geht es um den Dualismus von Leib und Seele bei Damen. Soweit in dem Nebel, den es mit orientalischem Räucherwerk und europäischer Pathetik macht, ein Sinn des Spiels zu erkennen, ist es der, daß es mit jenem Dualismus doch eigentlich Essig ist. Und der Mann, der die pure Seele oder den puren Leib begehrt, wird, wegen Beleidigung der Majestät Natur, straffällig. In jeder Dirne steckt was Heiliges, in jeder Heiligen etwas Dirniges, wie in jedem weißen Mann auch ein gelber steckt, in jeder Wahrheit eine geheime Lüge und in jedem Dichter ein Schmock. Die Sprache des Stückes ist sehr getragen und überrascht durch Wendungen, die zu groß sind für den Gedanken, den sie ausdrücken. Zum Beispiel der Satz: „Du hast ihn gemordet, mehr noch, du hast ihn fast getötet." Also das sind Nuancen. Auch die Wendung: „Die bunten Papiere der Bank von England" scheint anfechtbar. Wie mir aus Märchen und vom Hörensagen bekannt, sind die Papiere der Bank von England weiß und ihr Text schwarz, und wer sie hat, der hat es schwarz auf weiß, daß er was hat.

Hans Brahm, dem Regisseur, sind die stimmungsvollen, schönen Bühnenbilder zu danken. Herr Paul Otto ist als bleicher Earl fast noch unheimlicher denn als gelber Bordellwirt. Herr Onno spielt den weißen Mann mit aller Zartheit und Heftigkeit der Empfindung und des Ausdrucks, die er an jede Rolle vergibt. Fräulein Klinder hat bestimmt Seele. Ihr Schrei „Ich bin eine Dirne!" weckte — a contrario — schmerzhaft den Gedanken, was für ein entzückendes Cabaret in diesem Modernen Theater zu machen wäre.

Hexenprozeß von Frank Aschau

Ort der Handlung: ein kleiner harmlos aussehender Raum. Vorne als Angeklagte: die Hexe, ein kulturhistorischer Film der Svenska, verfaßt und inszeniert von Christensen. Gegenüber die Inquisitionsrichter, einige von ihnen von einer Kutte bedeckt, die aber unsichtbar gehalten ist. Auch der bereits angezündete Scheiterhaufen ist unsichtbar, wegen der Feuergefährlichkeit. Die Hexe ist angeklagt wegen der gleichen Verbrechen, die ihr andre Jahrhunderte zum Vorwurf machten, also wegen Unsittlichkeit (Hurerei) und Gotteslästerung.

Anwesend ferner: einige prominente, am Prozeß interessierte Persönlichkeiten, als Sachverständige der Reichskunstwart und ein Kaplan, außerdem die Herren Paphnutius und Stechbein.

Volkstümliche Bezeichnung der Oertlichkeit: Filmprüfstelle.

Paphnutius: Der Film ist sehr gut. Bemerkenswert schon deswegen, weil etwas Neues versucht wird. Nämlich eine Art kulturhistorischen Vortrags mit Filmillustrationen. Es soll der Hexen- und Teufelsglaube des Mittelalters geschildert werden. Sehr geschickt, wie die Tatsachen, die der Text erwähnt, dann als Handlung gezeigt werden. Wobei der Regisseur sich nicht der fiktiven Illusion bedient wie sonst jeder Theaterkünstler; er sagt nicht: So ist es — sondern: Ich zeige euch jetzt, wie es ungefähr gewesen ist. Er kommt unsrer Phantasie zu Hilfe, indem er uns zum Beispiel den Hergang eines Hexenprozesses ausmalt, und zwar sehr gut und eindringlich, oder er zeigt in Bildern, wie ein seltsamer Wahnsinn die Nonnen eines Klosters ergreift, wie sie den Teufel erblicken, der sie zwingt, die Handlungen zu begehen, vor denen sie sich am meisten entsetzen, das Kruzifix zu treten, die Hostie mit einem Messer zu durchstoßen.

Sahen Sie, wie der Kaplan bei diesen Szenen zusammenzuckte?

Stechbein: Das sah ich und kann es ihm nachfühlen.

Paphnutius: Wären diese Handlungen spöttisch geschildert, als etwas Belangloses oder etwas Komisches, so wäre es mir zwar nicht sympathisch, aber immerhin begreiflich, daß man auf den Kaplan hört, der naturgemäß wünscht, daß so ein Film verboten wird. Aber hier ist mit so großer Kunst diese Szene als Frevel dargestellt, daß Jeder erschrecken muß, selbst wenn er kaum weiß, was eine Hostie ist.

Stechbein: Die Hexen wurden zu allen Zeiten verbrannt. An diesem eigentümlichen Brauch ist offenbar nichts zu ändern. Auch fanden sie stets die vergebliche Sympathie oppositionell gerichteter Naturen, besonders, wenn sie jung und schön waren. Und ist dieser Film nicht jung und schön?

Im übrigen: wo bleibt die Unsittlichkeit? Die Szenen auf dem Blocksberg, die Szenen, wie die alten und die jungen Hexen dem Teufel ihre Reverenz erweisen, indem sie auf sein Hinterteil einen Kuß drücken, sind fein komisch, aber nicht indezent. Leider ist dies keineswegs der Film, den ich noch eines Tages zu sehen hoffe: der durch delikate und anmutige Pornographie gewürzte.

Im übrigen: Ihren Bildungsdrang in Ehren, aber was können Sie schon in zwei Stunden vom Hexenwesen des Mittelalters erfahren als einige rasch zusammengeraffte, halb zufällig gewählte Anekdoten?

Paphnutius: Bilder, Hinweise, Empfindungen, vielerlei, was sich nicht leicht deuten und benennen läßt. Alles dann, wenn der Regisseur nicht ein kulturhistorisches Mäntelchen um dürftig ausgeführte Roheiten oder Cochonnerien hängt, sondern so gründlich orientiert ist und mit so guten Schauspielern so geschickt arbeitet wie hier.

Daß ein Werk von solchen Niveau schon wieder verboten werden soll, erfüllt uns mit Zorn.

Stechbein: Nun erkenne ich Sie endlich als konservativen Geist, der über die Zensur jammert und alles Verbotene gut findet.

Dennoch fuhr Stechbein fort, indem er nachdenklicher wurde, dennoch muß ich bei scharfer Prüfung der Sachlage Ihnen Recht geben und mit Ihnen den Behörden fluchen . . .

Hier wurde er von dem Inquisitionsrichter unterbrochen, der mit höflicher Entschiedenheit das Todesurteil verkündigte. Und auf dem unsichtharen Scheiterhaufen verbrannte leise knisternd die Angeklagte.

Umschwung von Morus

Der Notetat

Die Rentenmark ist ein feines Pflänzchen. Um sie vor den Unbilden der Witterung am Königsplatz zu schützen, dekretierte die Regierung also: Eine Spezialdebatte über die Aufwertung, die Arbeitszeitverordnung, den Beamtenabbau schädigt die Währung. Eine Spezialdebatte über den Notetat aber schädigt nicht die Währung, wenn auch Herr Doktor Helfferich wie ein Berserker auf die Sachverständigen schimpft, die so niederträchtig sind, uns ausländische Kredite verschaffen zu wollen. Die Regierung, pardon, die Rentenmark ist ein feines Pflänzchen.

Daß man den sogenannten Notetat allerdings noch vor den Reichstag schleppen mußte und nicht einfach bis zum 15. Februar auf dem Verordnungswege erledigt hat, ist wohl nur ein Versehen. Jetzt muß Dr. Luther dafür büßen. Statt der 800 Millionen Kredite, die sich die Regierung für alle Fälle bewilligen lassen wollte, hat der Haushaltsausschuß nur 600 Millionen zugestanden. Wofür? Ja, das ist eine ziemlich mysteriöse Angelegenheit. Um die Regierung für die reichstagslose, die schreckliche Zeit mit dem nötigen Kleingeld zu versehen, hatte der Reichsfinanzminister als laufende Betriebsmittel bis zu 300 Millionen und für „außerordentliche" Zwecke bis zu 500 Millionen beantragt. In der gedruckten „Begründung" zu dem Gesetzentwurf stand kein Wort der Begründung, sondern nur die Forderung, etwas wortreicher formuliert als im Gesetzestext. Auch im Haushaltsausschuß konnte sich der Staatssekretär Zapf noch nicht entschließen, klare Auskunft zu geben, und erst auf reichliches Zureden enthüllte dann Doktor Luther des Pudels Kern. Die „ordentlichen" 300 Millionen sind nicht nur, wie üblich, zur fortlaufenden Ausgleichung des Etats bestimmt, sondern sie sollen in erster Linie dazu dienen, die mehr als 200 Millionen kurzfristiger Rentenmarkschatzwechsel einzulösen, die seit Anfang dieses Jahres vom Reich ausgegeben worden sind. Diese Schatzwechsel, die auf 5000 und 10 000 Mark lauten, sind eines der undurchsichtigsten Kapitel unsrer Reichsfinanzen. Ein Teil davon ist wohl von den Großbanken und der Industrie aufgenommen worden. Der größere Teil aber soll nur dazu dienen, die laufenden überschüssigen Gelder der Eisenbahn und der Post dem Reich zur Verfügung zu stellen. Wäre das der Fall, so ließe sich natürlich nichts dagegen einwenden. Aber wenn Post und Eisenbahn tatsächlich in der Lage sind, dem Reiche Monate hindurch permanent derartige Beträge zu leihen, so bedeutet das doch, daß unsre Verkehrsverwaltungen bereits wieder mit erheblichen Ueberschüssen arbeiten. Ist es so — à la bonne heure! Aber warum dann die falsche Scham? Oder steckt, noch etwas andres hinter dieser Wechselgeschichte? Sollten am Ende die 200 Millionen, die die Rentenbank der Reichsbank und der Post „vorübergehend für Ingangsetzung des Giro- und Postscheckverkehrs" geliehen hat, auf Umwegen sich in Rentenmarkschatzwechsel verwandeln?

Noch merkwürdiger als der „ordentliche" ist der „außerordentliche" Kreditbedarf des Reichsfinanzministers. Dieser außerordentliche Bedarf soll nämlich das ordentliche oder vielmehr unordentliche Defizit decken, das der Goldmarketat für das bevorstehende Etatsjahr

aufweist. Warum Herr Doktor Luther mit der Veröffentlichung dieses Etats zögert, warum er ihn vor allem nicht rechtzeitig dem Parlament vorgelegt und damit dem Reichstag für die letzten Wochen seines Lebens eine ausreichende und nützliche Beschäftigung gegeben hat, ist abermals dunkel. Angeblich haben die Sachverständigen — ergo die kostbare Denkschrift und das übrige Auskunftsmaterial — die Beamten des Reichsfinanzministeriums so stark in Anspruch gehommen, daß ihnen nicht möglich war, die reguläre Arbeit rechtzeitig zu beenden. Der Erfolg davon ist, daß das Reich, wenn die Wahlen erst im Mai stattfinden und der neue Reichstag vielleicht erst im Juni zusammentritt, frühestens im Juli zu einer geordneten Haushaltsführung kommt. Glaubt Herr Doktor Luther, daß dies der Rentenmark besonders dienlich ist?

Das Einzige, was jetzt schon feststeht, ist, daß nach dem Voranschlag der Etat ein Loch von 350 Millionen aufweist. Dr. Luther dachte offenbar, daß eine kleine Vorratsermächtigung nie etwas schaden kann, und bat sich daher 500 Millionen aus; aber der Haushaltsausschuß war roh genug, ihm 200 Millionen zu streichen. Ob 300 Millionen für die nächsten drei bis vier Monate reichen werden, ist allerdings noch gar nicht so sicher, wenn das Reich allein im Februar, freilich einem schlechten Steuermonat, mit einer Unterbilanz von 138,5 Millionen abgeschlossen hat.

Und schließlich ist mit der Kreditermächtigung allein noch nichts getan, sondern das Reich muß sich erst einmal die nötigen Kredite beschaffen. Ob Herr Doktor Luther sich auf den Anleiheweg wagen, ob er es weiter mit Schatzwechseln versuchen will oder ob ihm noch andre geheimnisvolle Mittel und Wege zu Gebote stehen, danach ist er weder gefragt worden, noch hat er aus eignen Stücken sich darüber geäußert. Eins aber sollte ihm in aller Form verwehrt werden: eine Erweiterung der Rentenmarkkredite vorzunehmen. Und ebenso sollte untersagt werden, wie es jetzt geschieht, Silbergeld auszugeben, das höchstens 50 Prozent Feingehalt hat. Derartige Methoden gefährden die Rentenmark mehr als eine noch so stürmische Reichstagsdebatte.

Devisenmarkt und Kreditsperre

Daß der Rentenmark zur Zeit wieder Gefahren drohen, ist traurig, aber wahr. Die Repartierung der Hauptvaluten, die nun schon seit Wochen ein paar Prozent beträgt, ist bis auf Ein Prozent heruntergegangen. Die unvermeidliche Folge der Repartierung sind freilich die Konzertanmeldungen. In welchem Umfange sie gemacht werden, beweisen die Anforderungen an die Reichsbank, die in den letzten Tagen bis zu 240 Millionen Goldmark stiegen und im Durchschnitt etwa 150 Millionen Mark betrugen. Danach mußte Deutschland im Jahre einen Devisenbedarf von rund 50 Milliarden Mark haben, während die Einfuhr im Jahre 1922 nur 6,3 Milliarden Goldmark betrug. Von einem reellen Bedarf kann also keine Rede sein.

Wenn die Repartierungspolitik der Reichsbank an diesen unerquicklichen Vorgängen auch nicht unschuldig ist, so muß doch anerkannt werden, daß man sich jetzt nicht mehr, wie zu Havensteins Zeiten, nur an die Kleinen herantraut, sondern daß man auch wagt, den Großen auf die Finger zu sehen. Den Maßregelungen von Wallenberg-Pachaly in Breslau, R. Landauer in Berlin, Kleeberg und Weiberg in Neumünster und einigen andern Provinzbankiers ist die Kredit-

sperre über die Deutsche Länderbank gefolgt, und sogar die Commerz- und Privatbank ist an den Pranger gestellt worden. Freilich dauert es meistens ein bißchen lange, bis Herr Fellinger und Herr Fuchs dahinter kommen, aber schließlich ist eine nachträgliche Kontrolle noch immer besser als gar keine. Trotzdem darf man sich natürlich nicht verhehlen, daß mit allen diesen Demonstrationen die Mark — die Papiermark sowohl wie die Rentenmark — nicht geschützt werden kann, wenn nicht gelingt, den Etat in Ordnung zu halten und dem Außenhandel eine auch im Ausland verwendbare goldgedeckte deutsche Note zur Verfügung zu stellen.

Krisis im Reichsverband der Industrie

Die Herrlichkeit, die uns vor fünf Jahren der Landrat Rötger beschert hat, scheint nun auch ihrem Ende zuzugehen: es kriselt im Reichsverband der Deutschen Industrie, auch wenn man es noch nicht wahrhaben will und zur Beteuerung der Einigkeit am 26. März bei Kroll eine große Unternehmerparade veranstaltet. Was die Gewerkschaften, was der Staat vergeblich versucht haben, scheint sich jetzt von innen heraus anzubahnen. Der Kampf gegen die Schwerindustrie beginnt im eignen Hause. Den äußern Anlaß mögen die Zollfrage in der Eisenindustrie, Kartellstreitigkeiten, Personalreibereien bei dem Kampf um die Nachfolge Dr. Sorges geben. Der wahre Grund liegt tiefer: es hat sich auch innerhalb der Unternehmerverbände, namentlich der verarbeitenden Industrie jahrelange Erbitterung gegen die Trustmagnaten angesammelt. Es ist der Haß der Kleinen und Mittlern auf die Großen, hie und da aber auch die Empörung der Ehrlichern und daher weniger Glücklichen gegen die Inflationsgewinnler, und vereinzelt sprechen wohl auch politische Motive mit. Keine grundsätzlichen Unterschiede bestehen, im Gegensatz zu der Vorkriegszeit, in der sozialen Frage, wo die verarbeitende Industrie heute mit der Schwerindustrie darin wetteifert, die Rechte der Arbeitnehmerschaft „auf das wirtschaftlich tragbare Maß“ zurückzuschrauben.

Ob der Vorstoß der verarbeitenden Industrie gelingen wird, läßt sich schwer voraussagen. Aber schon das Gerücht, daß eine Gegenbewegung im Gange ist, hat genügt, den Herrscherhochmut der Schwerindustrie etwas abzuschwächen. Und selbst auf die politischen Parteien ist die neue Konstellation nicht ohne Einfluß. Am deutlichsten prägt sie sich natürlich in der Deutschen Volkspartei aus, wo sich neuerdings eine Schwächung des schwerindustriellen Flügels bemerkbar macht. Es ist bezeichnend, daß man nicht mehr wagt, wie vor vier Jahren, Stinnes auf die Reichsliste zu setzen. Man wollte ihm gern einen Wahlkreis überweisen, aber es fand sich keine Bezirksorganisation, die mit den Initialen H. St. in die Wahlschlacht ziehen wolle. So kann noch passieren, daß Stinnes nicht mehr in den Reichstag zurückkehrt. Das deutsche Volk ist eben seit altersher wegen seiner Undankbarkeit berüchtigt.

Bemerkungen

Moskau 1924

Es war ein Sonntag, als wir durch die Kiefernwaldungen
des moskauer Gouvernements dahinfuhren, an Fabriken vorüber,
nach Moskau hinein. Ich hatte Moskau zuerst 1922 gesehen, zur
Zeit des Prozesses der Sozial-Revolutionäre, mitten im glühen-
den Hochsommer. Als wir im kleinen Schlitten durch die be-
lebten Straßen fuhren, über die menschenüberfüllte Sucharewka
hinweg, um den gewaltigen Ziegelsteinbau des Sucharew-Turmes —
da verspürte ich sofort: Hier hat sich viel gewandelt. Und als
ich zwei Stundem später durch die immer gleich belebten Straßen
ging, durch diese lärmende Menge hinab zum Theaterplatz, hinab
zur Twerskaja, hinauf zur Iberischen Pforte — da wußte ich
schon: Hier ist übermenschliche Arbeit geleistet worden in kurzer
Zeit.

Der erste Gang in dieser halbasiatischen, kaum noch durch ihre
Architektur an Europa erinnernden Stadt führte zum Roten Platz,
zum Kreml, vor das Grabmal Lenins. Ein schwarzer gewal-
tiger Kasten überwölbt provisorisch die Ruhestätte des Revo-
lutionärs. „Lenin“ steht in großen Lettern an seiner Front. Vor
den Gräbern der Opfer vom Oktober 1917, gegenüber dem Denk-
mal der Volksmänner, die vor drei Jahrhunderten Rußland von den
Polen befreit haben, liegt Lenin begraben. Die Leichname der Frei-
heit decken die Feste des Proletariats, die Toten schirmen die
Lebenden, und auf den Türmen wehen die roten Fahnen, unauf-
hörlich sprengen zwei Reiter in der Runde um das Grabmal. Fünf
riesige Bewaffnete mit grotesken, gewaltigen kupferfarbenen Helmen
bewachen den Eingang zum Monument. Hinter der Absper-
rung harrt die sich immer erneuernde, lange verweilende Menge.
Und in eisiger Pracht, vom Schnee überschüttet, bei klarem Himmel
und in roter schwimmender Glut starrt das gewaltige Gemäuer der
riesigen Mauer, klingt die Farbenpracht der phantastischen Basi-
liuskirche steil und spitz in den Himmel, aus breitem quadrigen
Gefüge ragen die Türme der Kreml-Tore. Schweigend droht
der finstere rote Bau des Historischen Museums. Ueber allem
hinweg rund und steil Iwans Glockenturm. Ruhig flattert die
rote Fahne. Es strömt dir das Blut in den Schädel: Du stehst vor
Lenins Grab, vor jenem Grabe, an dem knapp vierzehn Tage zu-
vor Hunderttausende weinten, Hunderttausende in Schreikrämp-
fen vor Schmerz zusammenbrachen, Tausende eine Woche lang
wie krank mühsam dahinlebten. Und wenn du zum Flusse den
Berg, auf dem sich das Grab von der sagenhaften Mauer abhebt,
langsam hinabgehst, langsam am Flusse hinaufgehst und an einer
Biegung noch einmal dich wendest, hinabblickst zum Mauer-
kreuz, zum Gewirr der Türme, zur vielfältigen Pracht der Kup-
peln, Spitzen, zur Buntheit der Kirchen und Häuser — zuckt es
dir plötzlich rot durchs Hirn mit elementarer, freudiger Erkenntnis:
Wie schön, daß dem Proletariat diese Stadt gehört!

Noch trauert die Stadt um Lenin, noch spricht Jeder zuerst
von ihm und seiner Bestattung, überall hängen die trauerbewim-
pelten roten Flaggen: Lenin — Lenin . . . An Plätzen, an Stra-
ßenkreuzen stehen die gewaltigen Tafeln zu seinem Gedächtnis. Und

jeder Kundige erzählt vom tragischen, überraschenden Ende, vom furchtbaren stummen Leiden des großen Genossen.

Sein Tod hat Widersprüche beseitigt, die Opposition zum Schweigen gebracht, die Partei gestärkt und viele Proletarier (man spricht von einem Hunderttausend) in die Partei geführt. Als er starb, boten die kapitalistischen Mächte das komische Bild eines Wettlaufs um sowjet-russische Gunst.

Und wie verachtungsvoll, wie ironisch hätte Lenin über diesen Wettlauf gelächelt! „Sie werden schon kommen", hatte er spöttisch gesagt. Und sie sind gekommen. *Kurt Kersten*

Mangel an Selbstmordbroschüren

Was viele Menschen heute mit Recht als Mangel empfinden, ist: daß es kein Institut gibt, das sich damit befaßt, dem mannigfach vorhandenen Bedürfnis nach Selbstmord gerecht zu werden. Tausende und Abertausende halten es in dieser ekelerregenden Atmosphäre Europas nicht mehr aus und möchten, je nach ihrer Einstellung, ein Engel, ein Häufchen Schnupftabaksasche oder ein wiedergeborenes Reh am Wiesenrand lieber sein als Zeitgenosse eines Hitler oder S. Breslauer, jüdischen Leitartiklers am deutschvölkischen Berliner Lokalanzeiger. Aber sie haben eine leichte Angst vor dem letzten Augenblick. Kommen vor lauter Qual bei der Wahl des Sterbemittels zu keinem Entschluß. Oder sie kriegen bei der Abfassung des Testaments oder des letzten Briefes an ihre langschenklige Geliebte ressentimentale Hemmungskrämpfe.

Und Keiner hilft. Weder Kirche noch Staat noch ein Club. Und doch : wer fest überzeugt ist, nicht mehr leben zu können, der richtet mit dieser Anschauung unter uns ewigen Tortenfressern des Lebens die bösartigsten Verwirrungen an. Vor allem: er fühlt sich selbst nicht glücklich dabei. Ihm fehlt in seiner Mißstimmung das Quantum Schadenfreude, um zu bemerken, wie uns über sein Elend die Geleefrüchte im Halse stecken bleiben. So führt er ein Leben der Hölle.

Wie schön wäre es, wenn er in jeder Buchhandlung eine Broschüre bekäme, die ihm Art und Weise des raschesten Selbstmords (mit Illustrationen) dartäte und ihn durch Traktate, Statistiken und Abdrucken aus der ‚Deutschen Zeitung' in seinem Entschluß bestärkte. Nur muß der Verkäufer ein guter Psychologe sein, der die Spezialbroschüren für Liebende, Syphiliskranke, ungerecht gehetzte Politiker, vergewaltigte Denker und andres Volk der Verzweiflung an den rechten Mann bringt. Darum hat der Staat, dem an dem Glück seiner Untertanen liegt, dafür zu sorgen, daß sie, die die Steuern zahlen, auf dem richtigen Wege auswandern können. Institute mit Musik, lieblichen Damen, Kabinetten für die letzte Stunde, Gratisrasiermessern und Badewannen zu bauen: das dürfte im Augenblick zu kostspielig sein. Aber die notwendigen Selbstmordbroschüren zu liefern, das ist eine Angelegenheit der öffentlichen Wohlfahrt. Die Angelegenheit eilt umso mehr, als die so wichtige Entvölkerung Deutschlands auf diese Weise ohne jegliche Schädigung der Interessenten durchgeführt werden könnte. *Manfred Georg*

Da meine Frau ausgegangen und ich grade in der Schumann-Straße erwerbstätig war, als der städtische Beamte, mittags um Eins, seine Rechnung präsentierte, drang der delikate Bursche — und das Kindermädchen, dumm, wie Kindermädchen sind, hinderte ihn nicht — in das Innere meiner Wohnung ein: mit einem Stück Gerät, das er just zu diesem Zweck mitgebracht, versperrte er den Gashahn, und dann machte er noch mit ein paar Handgriffen die elektrische Leitung unbrauchbar.

Eine rohe Büberei. Wie erhebend und stärkend dabei die Erwägung: Ich tue meine Pflicht, und Die müssen heut abend im Dunkeln sitzen und kalte Kartoffeln fressen. Wenn ich mir das pöbelhaft höhnische Grinsen vorstelle, mit dem der Wicht, die verkrüppelte Folterknechtseele, seine Amtshandlung begleitete, wird mir übel. Kein Wort mehr darüber.

Niemand hat das Recht, in fremden Wohnungen Sabotageakte zu verüben, und die Ueberrumplung eines ahnungs- und fassungslosen Kindermädchens unterscheidet sich nur durch Details der Technik von der (imposantern) Geschicklichkeit des nächtlichen Fassadenkletterers. Und überhaupt : die Rechnung konnte ja unterdessen schon beglichen sein, bargeldlos, wie man es, um der Post gefällig zu sein, gerne tut. Mit einem Wort: das Unrecht, dessen Jener sich schuldig gemacht, ist eklatant. Aber ich wette: seine Behörde wird ihn in Schutz nehmen. Bezahle pünktlich, spricht der Magistrat oder sonst, mein Junge, schlaf dich aus bei kalter Küche. Eine zeitgemäße Spielart des Schuldturms. Dem Säumigen wird durch die Blume bedeutet, daß sichs nicht empfiehlt, die Obrigkeit zu reizen.

Nun ja, gewiß, man könnte das Geld auch rechtzeitig einschicken. Um keine Scherereien zu haben. Denn da ist noch ein zweiter Punkt: im Rückständigkeitsfall werden wöchentlich drei Prozent Verzugszinsen erhoben. Ein Zinssatz von hundertsechsundfünfzig Prozent; es wäre Beleidigung gewöhnlicher Wucherer, dies in einem Land mit stabiler Währung nur Wucher zu nennen. Doch wer die ungebührliche Forderung weigert, auch Dem droht „Einstellung der Gas- bezw. Stromlieferung“. Im Ernst heißt das immer wieder: Entziehung lebenswichtiger Güter, unmittelbare Gefährdung der Gesundheit, körperlicher Angriff ; nicht gedacht der bekannten Greise, Wöchnerinnen, Säuglinge und Kranken. Wir wissen Bescheid, denn bei jedem Streik haben wirs gelesen. Doch was als letzte Waffe des unblutigen Bürgerkriegs verbrecherisch und fluchwürdig: dem Magistrat steht es als Mittel zu, unrechtmäßigen Gewinn zu erpressen — nichts für ungut, das ist toll und erfrischend nur durch den Effekt: es gährt unter den friedsamen Bürgern des westlichen Berlin, und das Hinauswerfen allzu forscher „Einkassierer“ hat Aussicht, in Mode zu kommen. (Ob im Norden und Osten der Stadt sanftere Bräuche herrschen, entzieht sich meiner Kenntnis.)

Uebrigens war es eine Kleinigkeit, die täppischen Manipulationen, mit denen Jener mich hatte strafen wollen, sogleich wieder unwirksam zu machen. Ich ehre

und befolge die Gesetze, doch keines verbietet mir, da, wo ich Herr bin, wiedergutzumachen, was rohe Hände an sinnloser Zerstörung vollbracht haben. Die Tür meiner Wohnung ist nun fest verrammelt: kein Angreifer, kein gewalttätiger Erpresser kommt mir über die Schwelle. Das Geld für die Rechnung halte ich bereit und will es Dem, der sichs holt, durch das Guckfenster hinausreichen. Und wenn mir das nächste Mal die 41. Verwaltungs-Inspektion der Städtischen Gaswerke Berlin, zum Ablesen meines Verbrauchs, einen Menschen schickt, der sich höflich, manierlich und bescheiden, zu benehmen weiß, so werde ich gewiß mit mir reden lassen und ihm das Betreten der von mir gemieteten Räume gestatten. Nur, was das Stück Eisengerät betrifft, das der Einbrecher bei mir zurückgelassen, bin ich fest entschlossen, keinen Ersatz zu leisten, falls es inzwischen durch ein Versehen in den Mülleimer ge raten oder sonstwie Schaden erleiden sollte; denn ich habe keinerlei Haftung dafür übernommen. *Klaus Pringsheim*

Ein Frühling in Amerika

Man stelle sich vor, daß man zum Abendessen einen netten Bekannten erwartet, der grade aus Amerika zurückgekehrt ist. Er kommt, es wird gegessen, und nachher sitzen Alle in der kleinen Kaffee-Ecke des Wohnzimmers zusammen, man streckt behaglich die Beine aus und sagt: „Na, alter Junge — nun erzähle mal!“ Und er erzählt.

Das ist so ungefähr der Eindruck, den das Büchlein Roda Rodas: ‚Ein Frühling in Amerika‘ macht (erschienen bei Gunther Langes in München).

Die deutschen Reiseberichte aus der Zeit nach dem Kriege haben ja ein erstaunlich tiefes Niveau. Was vor allem immer wieder auffällt, ist der unangenehm lässige Ton, der so etwa besagen soll: Gott, ich bin ein weltmännisch erfahrener Mann, Ihr Kaffern zuhause wißt das natürlich Alles nicht. Durchsetzt von ganz dummen Vergleichen mit dem Spittelmarkt, enthüllen diese Berichte meist auf das peinlichste die Seele des Reisenden, aber niemals die Seele des Landes, und was der kleine Moritz Alles anstellt, wenn er in einem Hotel warmes Wasser vorfindet, das ist gar nicht zu sagen. So reisen wie Arthur Holitscher kann ja bei uns überhaupt Niemand, und mit Geschmack und Takt und vor allem mit Kenntnissen berichten — das können nur Wenige. Roda Roda kann es.

Mit Ausnahme eines einzigen Kapitels (der Schilderung eines Abendempfanges bei einem reichen Mann) ist das ganze Büchlein in einem so leichten, so harmlosen, so angenehmen Ton geschrieben, daß man es hintereinander mit Interesse zu Ende liest. Ob Roda Rodas Eindrücke alle „richtig“

sind, steht dahin. Es sind eben die Eindrücke eines klugen, offenäugigen und gebildeten Mannes, der durch Amerika hindurchgereist ist — so kann man ein Land nicht ausschöpfen, und das hat er ja auch gar nicht gewollt. Aber diese Eindrücke sind wahrhaftig und posenlos — und das ist viel wert. Man erfährt Das, wonach Jeder von uns fragen würde: Lebensstandard, das tägliche Leben des Mittelstandes, Löhne und Vergnügungen, Literatur und Theater, Schule und Handel — kurz: Das, was man gern wissen möchte, wenn man jahrelang so eingeschlossen war und, in geistiger Beziehung, auch noch ist. (Denn Italien ist noch nicht die Welt.) Und am besten hat mir die bescheidene Bemerkung gefallen, die am Schluß des Buches zu finden ist: „Ich bedaure, nicht zwanzig Jahre früher hergekommen zu sein, den Planeten Erde nicht schon mit jungen Augen von der andern Seite kennengelernt zu haben — eh ich meine Werke schrieb. Und kann nur jedem deutschen Dichter raten, das Experiment so bald wie möglich anzustellen. Hier erst wird er gewahr werden des Sterblichen, Oertlichgebundenen, Engen in seiner und seiner Zeitgenossen Begriffswelt."

Und wieder ist aus diesem Buch zu lernen, daß nicht unsre Antworten auf viele Probleme falsch sind, sondern vor allem unsre Fragen. Kultur oder Unkultur — das ist eine europäische Frage. Drüben gilt andres. Und was vor allem gar nichts gilt, das ist deutsche Politik. Die Lektüre dieses kleinen Buches ist sehr nützlich; es ist geeignet, die jämmerliche Monomanie und die egozentrische Weltbetrachtung unsrer Leute vielleicht, unter Umständen, ein bißchen, von Herzen, mit Schmerzen, ein klein wenig zu heilen. Oder gar nicht. Denn sie scheint unheilbar. *Peter Panter*

Aschermittwoch

Erloschen die Lampions im Winde wehn.
Der Morgen graut. Wir wollen heimwärts gehn.

Ein Nebel hält die bunte Welt verhüllt.
An einem Aste hängt ein Mensch zerknüllt.

Es baumeln traurig, ausgeioscht und leer
Mensch und Lampions im Winde hin und her.

Der Morgen graut. Noch eine kurze Frist —
Gedenke, Bruder, daß du Asche bist!

Ossip Kalenter

Liebe Weltbühne!

Als auf dem Sechstagerennen Einer ein Frühstück mit Vera Veranda gewann, schrie Jemand auf der Galerie: „Mensch, hast Du ein Schwein!"

Münchner. Erst jetzt soll „das Maß voll" sein? Das Maß war schon voll, als erstens von eben diesem Münchner Volksgericht der unschuldige Fechenbach zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde; als zweitens von eben diesem Münchner Volksgericht, vor wenigen Wochen, sechzehn sozialdemokratische Arbeiter unter der Anklage, der aufgelösten republikanischen Arbeiterwehr angehört zu haben, gefesselt unter Militäreskorte vorgeführt, und als selbst diejenigen gefesselt wieder abgeführt wurden, deren Strafe durch die Untersuchungshaft verbüßt war; als drittens von eben diesem Münchner Volksgericht die Angeklagten des Hitler-Prozesses keinen Augenblick gehindert wurden, sich wie die Ankläger zu benehmen. Aber auch weiterhin wird Alles einem Volk geboten werden können, dem nur daran liegt, daß die Maß voll ist.

Briefmarkensammler. Bisher haben Sie immer geglaubt, daß Sie Briefmarken sammelten; wie man eben schlichten Kindergemütes so vor sich hin sammelt, der dies und der jenes. Das war ein Irrtum. Denn es gibt nichts, was der Deutsche ohne tiefe metaphysische Hintergründe tun kann. Wenn er Rehe schießt, bemüht er den lieben Gott genau so, wie wenn er Telegraphenbauobersekretäre organisiert. Die Briefmarkensammler für ihr Teil erweisen ihr gutes Deutschtum dadurch, daß sie sich von der russischen Trauermarke, die nach dem Tode Lenins gedruckt worden ist, in helle Aufregung versetzen lassen. Die Fachpresse spiegelt seit jeher am besten die Welt, die kleine Menschenwelt; und deine ‚Sammler-Woche' kippt beinah aus den Pantinen. Statt ihren Lesern klar und sachlich zu beschreiben, wie diese Marke aussieht, was sie kostet, und was etwa sonst noch dem Sammler wichtig ist, ergehen die Schreiber sich in den komischsten Lamentationen über Lenin. Einer ist schwer bekümmert, daß so ein Kerl, der mit unsern großen Staatsmännern doch wahrhaftig nicht zu vergleichen ist, eine besondere Marke bekommt. „Rußland ist ein armes, zerschundenes, zerfetztes, blutgetränktes und ausgesogenes Land geworden, und ein großer Teil Schuld hierfür fällt auf den Verewigten . . . Hätte diese Marke gezähnt herausgegeben werden dürfen? Diese Frage ist unbedingt zu verneinen. Ich möchte fast sagen, daß die Stimmung, in die wir beim Ansehen dieser Marke versetzt werden, durch die unruhige Linie der Zähnung nur gestört werden würde. Die glatte Schnittlinie bittet um Verzeihung für den Menschen, den sie umrahmt." Ja, es ist bitter! Die Flüche von Millionen hallen Einem nach, nichts als Kummer und Elend hat er verschuldet, und dann wird er auch egalweg noch geehrt. Beim heiligen Ludendorff: dergleichen hat man nie erlebt!

Preußisches Justizministerium. Wo ist, der den Ueberfall auf Harden verübt hat, der Oberleutnant Ankermann?

Pazifist. In Nummer 6 der ‚Weltbühne' steht der Brief, den General v. Seeckt am 9. Januar dem Deutschen Friedenskartell in Sachen der Schwarzen Reichswehr geschrieben hat. Die Absicht dieser Veröffentlichung war, selbstverständlich, den Chef der Heeresleitung anzuklagen. Jetzt, nach Wochen, bemächtigt sich die reaktionäre Presse des Briefes, um, umgekehrt, euch Pazifisten, uns Pazifisten anzuklagen. In den ‚Münchner Neuesten Nachrichten' wird der Brief „aus einer berliner Wochenschrift" und zwar so abgedruckt, daß der Leser glauben muß, die Veröffentlichung gehe auf Herrn v. Seeckt zurück. Ueberschrift: „»Pazifismus« oder Landesverrat?" Da scheint mir doch angebracht, zum ersten Mal auch die tapfere Antwort mitzuteilen, die der Zivilist Ludwig Quidde am 16. Januar dem Soldaten gegeben hat. Sie lautet: „Auf einen Brief wie jenen, den Sie sich erlaubt haben am 9. Januar an das Deutsche Friedenskartell zu richten, gibt es für uns natürlich nur eine Antwort: die der Beleidigungsklage. Wenn Deutsche, die sich, beunruhigt durch das verbrecherische Treiben Derer, die den Bürgerkrieg oder den Revanchekrieg vorbereiten wollen, mit ihrer Sorge um den innern und äußern Frieden und um Deutschlands Vertragstreue an den Reichskanzler wenden, sich sagen lassen müssen, sie setzten sich für Durchführung des Versailler Vertrages ‚im Interesse der Franzosen' ein, und ihr Verhalten sei ‚der Gipfel nationaler Würdelosigkeit', so verbietet nicht nur die persönliche Würde, sachlich darauf zu antworten, sondern diese Behandlung zeigt auch einen solchen Gipfel mangelnden Verständnisses, daß eine sachliche Antwort keinen Zweck hätte."

Inlandsdeutsche. Wenn einmal ein Deutscher im Ausland nicht nationalistisch bis auf die Knochen ist, dann fallt Ihr in Scharen über ihn her. Für Kündung der Wahrheit hat man zur Zeit die Bezeichnung: Landesverrat. So ergießt Ihr eine Flut von Verleumdungen auf drei der bekanntesten Pazifistinnen, die in London gewesen sind. Wie die englische Friedensliga mitteilt, ist auch nicht eine der Aeußerungen wahr, die Ihr hier den Damen in den Mund gelegt habt. Das wird aber keins deiner mannhaften deutschen Blätter hindern, diese Lügen zu wiederholen. Was Wotan weihen wolle!

Otto E. Der ‚Türmer' veröffentlicht Briefe des letzten kaiserlichen Statthalters von Elsaß-Lothringen, des Grafen Wedel über „die sogenannte nationale Presse". Die „ist im Laufe der Zeit mehr und mehr auf ein Niveau gelangt, das mit unsrer Kultur, mit unsrer Würde und mit unsern nationalen Erfolgen im Widerspruch steht. Das echte Deutschtum muß nach meiner Ansicht durch furchtloses Kraftbewußtsein zum Ausdruck kommen. Provozierendes Gepolter, anmaßende Drohungen und politische Klopffechterei sind dem wahren deutschen

Charakter nicht homogen. Und grade in dieser Hinsicht befinden wir uns seit Jahren in Décadence. Der deutsche Volkscharakter wird durch solche Vorbilder zu einem Zerrbilde gestaltet, das im Auslande gradezu Abneigung erzeugt. Wenn Jemand immerzu mit der Faust auf den Tisch schlägt, so macht das bald keinen Eindruck mehr, und die Gegner verlernen, ihn ernst zu nehmen . . . Unsre nationale oder, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, alldeutsche Presse mit ihrer brutalen Rücksichtslosigkeit, ihrer blindwütigen Aufbauschung jedes geringfügigen Zwischenfalls zu einer cause célèbre, ihren gehässigen Angriffen gegen jedes Hervortreten besonderer Eigenart schadet weit mehr als alle Aufhetzung der Wetterlé und Genossen; denn jenes brutale Vorgehen trifft nicht nur die Schuldigen, sondern es stößt Diejenigen mit roher Faust zurück, die den ehrlichen Willen haben, Hand in Hand mit uns zu gehen. Würden die Ein- und Angriffe jener Presse, die in alberner Ueberhebung glaubt oder wenigstens vorgibt, bessere Deutsche zu sein wie wir, aufhören, so würden bald ruhigere Zeiten eintreten, weil dann das gegenseitige Verständnis und das gegenseitige Vertrauen Wurzel fassen könnten.“ Wann das geschrieben ist? Anno 1912. Was hatte der Mann erst gesagt, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, „die sogenannte nationale Presse“ von 1924 kennen zu lernen!

Sportsmann. Auf dem Sechstage-Rennen in München ist die Lage unverändert. Spitzengruppe Ludendorff-Hitler, in kleinem Abstande: Kohl-Poehner, Kriebel-Wegener und das übrige Feld. Ferner liefen: Jus-Tietz.

Geschäftliche Mitteilungen

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, von der Heydt-Str. 7
Verlag der Weltbühne.Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Wahlkampf ohne Bürgerkrieg! von Alfons Steiniger

I.

Der Reichstag, widersinnig geworden und von der Welt und sich selber verachtet, ist soeben auseinandergegangen. Der Wahlkampf zieht herauf, und kaum kann man eine Reinigung und Rettung des deutschen Glaubens von ihm erwarten, kaum darauf hoffen, daß wir den ungeheuersten Mißverständnissen, den gröbsten Selbsttäuschungen entgehen. Wieder müssen auf Kosten der Klarheit Zufälligkeiten, Eitelkeiten und Gewohnheiten uns zu parteiischen Entscheidungen hinreißen. Denn man hat nicht den Mut, aus den zwanzig deutschen Parteien eine große monarchistische, republikanische, sowjetistische Trias zu machen — man hat nicht einmal den kümmerlichen Mut zu einer Wahlreform gehabt, die uns von dem Automatenspiel befreien und in ein halbwegs persönliches Verhältnis zu unsern Abgeordneten bringen konnte. Man schaltet Teilnahme und Herzlichkeit, heimatliche Gemeinschaft und persönliches Vertrauen aus dem großen Lebensakt unsrer Republik aus. Man stellt uns anheim, ein halbes Tausend Männer in der Verwaltung der deutschen Demokratie zu bestätigen, ohne uns einen Weg aus der Wirrnis des Tages zu weisen oder uns wenigstens selber vom Grauen geschüttelt die Stimme suchen zu lassen, die Trost schaffen, Glauben spenden und unsre Hoffnung, unsern Mut anfachen kann. So wird dieser Wahlkampf ein ergreifendes Schauspiel werden: erdrückt von der Last unsrer Leidenszeit, wie wir sind, bleibt uns von unsern Auftragnehmern, von der Parteibürokratie, von den Fraktionsvorsitzenden und Ministerialräten verwehrt, den entscheidenden ersten Schlag am Werk der Erneuerung zu tun. Die Schläfrigkeit feiert bei diesem Wahlakt ihre Triumphe, und von ihr leben Reaktion und Revolte, die beide zu einem grauenvollen Dasein erstehen werden. Am entsetzlichsten aber ist, daß dieser fast aussichtslose Wahlkampf im Zeichen der Handgranate stehen wird, daß wir nicht einmal mit einem stillen Plebiszit begnadet sind, daß vielmehr ein furchtbarer Kampf, ein höchst realer deutscher Krieg dieses Frühjahr verdunkeln wird, wenn nicht im letzten Augenblick eine Tat der Versöhnlichkeit uns von dem Furchtbarsten zurückhält.

II.

Es ist kein Schreckgespenst,das hier heraufbeschworen wird. Es ist das Schicksal dieser Zeit, die in der Wirrnis des großen Mordens nicht weiser und besser, sondern barbarischer und blutiger geworden ist. In dieser Zeit, wo der Mord sogar in den Dienst völkischer Theaterkritik gestellt wird; wo man Schauspieler auf offener Bühne zu erschießen droht, um den wehrlosen Autor niederzuknütteln; wo selbst ein Mann wie Seeckt nicht deutsch und national genug erscheint, um dem Todesurteil der völkischen Feme zu entgehen — in solch einer Zeit kann Niemand mehr die Konsequenzen zurückweisen: dieser Wahlkampf, in dem man zwanzig deutsche

Parteien auf einander loslassen will — wenn der jetzt an-
geht, und wenn nichts geschieht, um die Gegensätze zwar nicht zu einem mäßigen Mischmasch abzustumpfen, aber in ihrer schneidenden Schärfe zu glätten, dann muß es einen Bürgerkrieg geben mit Handgranaten und Maschinengewehren. Ich beschwöre um des Wiederaufbaus willen, den Alle wünschen (Jeder in einem andern Zeichen, und ich bin tolerant genug, auch Hakenkreuz und Sowjetstern noch als deutsche Zeichen hinzunehmen), um der Steigerung deutscher Lebensfähigkeit willen beschwöre ich Alle, die nicht im extremsten Radikalismus dem Exlex-Zustand zusteuern, ihre persönlichen Reizbarkeiten zurückzustellen und einen Friedenspakt zu schließen, der diese Wahlen ohne Blutvergießen hingehen läßt. Ist so ganz unmöglich, eine Gemeinschaft der Anständigen, der Beherrschten, der im besten Sinne Nationalen aufzubringen? Es war doch in Oesterreich nicht unmöglich, einen solchen Parteivertrag zustande zu bringen. Es haben doch in Oesterreich bei den letzten Wahlen die beiden großen Gegner: die Christlich-Sozialen und die Sozialdemokraten sich entschließen können, einen solchen Wahlvertrag einzugehen, indem sie sich verpflichteten, sämtliche gehässigen persönlichen Attentate auf die Gegenkandidaten und jede gewaltsame Auseinandersetzung zu unterlassen!

Ist in Deutschland ausgeschlossen, die Raserei zu bändigen, die Temperamente zu zähmen, die Organisation zur Moral zu zwingen? Ich mag es nicht glauben. Ich appelliere an das Gewissen aller Parteien, die bessere Argumente zu haben meinen als wurfbereite Granaten und entsicherte Revolver. Ich bestürme sie, nicht um das Haus der deutschen Republik zu retten, ich bestürme sie mit der ganzen Kraft meines Wortes um Deutschlands willen: mag dieser Wahlkampf so verhängnisvoll ausgehen wie immer — wenn er mit den Waffen des Bürgerkriegs geführt wird, bleibt ein Schutthaufen zurück, aus dem sich die Gläubiger Deutschlands die Trümmer suchen werden. Versteht sich, daß diese Verpflichtung zu Friedfertigkeit, Moral und Anstand keine Fessel sein soll für eine deutliche Auseinandersetzung der Parteien. Von einer Verkleisterung der Gegensätze ist nichts zu hoffen. Mit wohlpräparierten Pflästerchen schließt man keine offene Wunde. Aber wer am ganzen Körper blutet, reißt sich nicht die Pulse auf.

III.

Es ist keine schwächliche Ideologie, für die ich spreche. Es gehört viel Mut dazu, friedfertig zu sein und dem Gegner die Hand zu bieten. Aber keine Rentenmark, kein General, kein Sachverständigenausschuß und Niemand sonst kann ein Deutschland retten, das sich selbst zerfetzt. Ich rufe die deutschen Parteien auf, sich in einer einzigen Handlung vor dem deutschen Volk zu rechtfertigen, ich rufe sie auf zu dem Mut, Frieden zu halten, und ich beschwöre den Schatten jenes Mannes, den der Mordwahn ins Dunkel stieß. Petrarcas Worte, mit denen er die grimmigen Herren dieser blutigen Welt erschüttert hat, Petrarcas Worte aus Rathenaus Mund mögen an das Ohr der deutschen Parteien klingen: Pace, pace — gebt uns Frieden, Frieden!

Ludendorff von Meridionalis

Bernard Shaw hat uns gezeigt, was es mit den Männern des Schicksals auf sich hat. Wenn man ihnen in die Töpfe guckt, erkennt man: auch sie kochen mit Wasser, bestenfalls mit Feuerwasser. Die halbe Flasche Champagner, die nach Bismarck den Deutschen fehlt, hat der französische Italiener immerhin im Blute gehabt. Ein alter Schwede, Gustav Adolfs und Christinens skeptischer Kanzler, wußte es noch bitterer. Aber auch dem Fachmann Oxenstierna würde wohl der Mund offen bleiben vor Staunen, wenn er läse, was kürzlich sein zeitweiliger Mitbürger Lindström für politische Weisheiten von sich gegeben hat, und wenn er sich dabei erinnerte, daß dieser Mann unter dem Namen Ludendorff der Führer, der Diktator Deutschlands in dessen Krieg gegen die halbe Welt war; daß dieser Mann jahrelang in Mitteleuropa nicht nur das gute und das schlechte Wetter gemacht, daß er nicht nur über Leben und Tod von Millionen Mitmenschen souverän verfügt, sondern daß eine verhängnisvolle Konstellation von Unzulänglichkeit des Kronenträgers und Feigheit der Volksvertreter diesem Menschen ermöglicht hat, auf Jahrhunderte hinaus das Schicksal seines Vaterlands und der schlecht beratenen mit ihm verbündeten Länder zu schaffen.

Jetzt, jetzt erst, nach dieser letzten Entlarvung Erich Ludendorffs hat Deutschland den Weltkrieg wirklich verloren. Denn jetzt hat sich endgültig erwiesen, daß es ihn nicht gewinnen konnte, daß es — wenn anders Recht Recht, Wert Wert, Geist Geist bleiben muß, damit die Welt nicht aus den Fugen geht — ihn nicht gewinnen durfte. Uebermacht hin, Aushungerung her: nur die geistige Minderwertigkeit des deutschen Führertums hat dessen Sündenböcke — da es selbst auch noch zu feig war, die eingebrockte Suppe auszulöffeln — in den Wald von Compiègne und hinter die Drahtgitter von Versailles gebracht. Das muß jetzt für Jeden, der lesen kann, sonnenklar am Tage liegen. Wer das nicht einsieht, ist ein Dummkopf; wer es nicht Wort haben will, ist ein Verbrecher. Man kann weder vom Grünkramhändler noch vom Bankdirektor, weder vom Eisenbahnschaffner noch vom Gutsinspektor verlangen, sie sollten sich aus der nächstgelegenen Bibliothek ein Buch des ersten Moltke leihen und es mit Ludendorffs bekanntem Band vergleichen, damit sie an Stilgröße und Wissensweite die geistige Kluft ermessen lernen, die den Besiegten von 1918 und den Sieger von 1871 trennt. Aber man darf doch wohl von jedem mündigen und wahlfähigen Zeitgenossen fordern, daß er sein Leibblättchen mit dem Aufwand von gesundem Menschenverstand lese, den er seinem mehr oder minder einträglichen Handwerk widmet.

Wie sich in dem Kopf, auf dessen Gedanken fünf Völker mit nahezu dreihundert Millionen Menschen ihr und ihrer Kinder Lebensglück gestellt hatten, wie sich in diesem angeblich genialen Schlachtenlenkerhirn die Welt malt, das ist einfach erschütternd. Dieses Gemälde ist nicht von expressionistischer Wirrheit; was sich darin ausspricht, ist der bare klinische Wahnwitz. Die

Pathologie ist mit Händen zu greifen. Ein Maniak, ein geistiger Amokläufer zeigt sich da, der mit ein, zwei blindlings ergriffenen Messern um sich sticht, nicht Freund, nicht Feind, nicht sein eignes Volk, ja nicht einmal die eigne Person schonend. Heldentum? Lächerlich. Krampfhafte Hemmungslosigkeit lautet der einzig haltbare Befund. The mad dog of Europe. Die Ichberauschtheit ist so tief, so toll, daß das Individuum den Schmerz aus sich selbst versetzten Wunden gar nicht mehr spürt. Ludendorff ist kein Märtyrer: er ist ein Fakir seiner Ueberzeugung. Die Schwerkraft der Logik ist völlig aufgehoben, der Raum, in dem sich die Sachen stoßen und die Tatsachen gegen einander abgrenzen, ist überwunden; Grund und Folge, Ursache und Wirkung sind nicht nur verlagert, sondern gehen durch einander hindurch, taumeln um einander, verknoten sich zu seltsamen Gebilden.

Die Niederlage Deutschlands haben — Judentum und Marxismus sind ja für ihn identisch — haben einmal die Juden, ein ander Mal — Vatikan und Ultramontanismus sind ebenfalls für ihn ein und das Selbe — die Ultramontanen, ein drittes Mal Juden und Katholiken zusammen verschuldet. Von dem antisemitischen Gefasel wollen wir gar nicht reden. Unterstellen wir einfach als gegeben: die Juden oder die Radfahrer haben Deutschland erst auf das Kriegsvehikel gesetzt und dann Glasscherben auf die Straße gestreut, damit seinem Pneumatik die Luft ausgehe und Champion Ludendorff als letzter Sieger ans Ziel komme. Gut also: die Juden sind daran schuld, oder die Radfahrer. Wieso aber die Kaminfeger? Weil sie schwarz sind. Wer äußerlich schwarz ist, muß auch eine schwarze Seele haben. Eine schwarze Seele aber hegt finstere Pläne. Finstere Pläne aber können sich naturgesetzmäßig nur gegen das Lichte, das Strahlende richten (Schiller: Es liebt die Welt . . .). Wer jedoch ist reiner und strahlender als der deutsche Held Siegfried (wenn er nicht grade im Grabendreck der nach ihm benannten Stellung liegt)? Ergel, wie ein andrer Totengräber seine Konklusionen einzuleiten pflegte, ergel: die Ultramontanen haben die Niederlage (auch) auf dem Gewissen. Der russige Waffenschmied im Vatikan hat den Speer geschärft, den Hagen-Erzberger dann, natürlicher-, aber unnützerweise angefeuert vom jüdischen Mime oder Alberich — Rheingold gleich Kapitalismus — , dem hornhäutigen Helden ins verletzliche Schulterblatt stieß. Das ist Ludendorffs Logik, Ludendorffs Mytho-Logik.

Kann es was Närrischeres, was Widersinnigeres geben? Einmal hat zunächst Niemand anders als Herr Ludendorff selbst in seinem Rechtfertigungswälzer behauptet, er habe genau gewußt, nach der Marne-Schlacht sei der Krieg nicht mehr zu gewinnen; aber selbst er dürfte nicht der Eisenstirnigkeit und der Hirnrissigkeit fähig sein, den Juden oder den Katholiken die Schuld in die Schuhe zu schieben für das zu weite Vorprellen Klucks, für die Ablösung der im Osten überflüssigen Divisionen von der Westfront und für das Leberleiden, das Moltke mit der Nervenruhe den Ueberblick stahl. Dieser Widerspruch allein entzieht dem ganzen Dolchstoßgeschwätz bereits den Boden, ob nun antisemitisches oder kulturkämpferisches Giftkraut drauf ge-

pflanzt werden soll. Aber wir wollen auch Herrn Ludendorff Conrad Ferdinand Meyers Entschuldigung für Ulrich von Hutten zubilligen: das Menschengemüt ist kein solch ausgeklügelt Buch wie die nachträgliche Rechtfertigungsschrift des besiegten Strategen.

Hingegen muß eine andre Frage gestellt werden, eine rhetorische Frage, denn auf sie gibt es als Antwort weder einen billigen Spruch noch einen wohlfeilen Widerspruch. Denkt denn dieses von keines politischen Gedankens Blässe angekränkelte Gangliensystem überhaupt nicht daran, wer eigentlich unsre, seine Gegner im Weltkrieg waren? Das waren: die protestantischen angelsächsischen Mächte; das kirchenfeindliche Frankreich der Combesschen Trennungsgesetze; das schismatische Rußland, für dessen Panslawismus, Panbyzantinismus der Papst so etwas wie der Stellvertreter des Teufels auf Erden war — man kann wirklich von einem deutschen General nicht verlangen, er solle die politischen Schriften des größten Dichters der größten Nation, gegen die er Krieg führt, gelesen haben —; das Italien der Savoyer, das dem heiligen Stuhl die weltlichen Insignien abgenommen hatte. Was für einen Grund also hatte der Vatikan, diesen Mächten den Sieg zu wünschen, ihren Sieg zu betreiben? Und damit die Entthronung des streng katholischen Herrscherhauses, das um der Ermordung seines frommsten Mitglieds willen den Krieg heraufbeschworen hatte? Damit der Niederlage Deutschlands vorzuarbeiten, jenes Deutschlands, in dem die Zentrumspartei die erste innenpolitische Geige spielte? Wer waren denn die betriebsamsten Commis-Voyageurs des gekrönten Warenhauschefs während des Waffenganges? Wenn die Erinnerung nicht täuscht, die Herren Matthias Erzberger und Maximilian Pfeiffer, zwei Koryphäen der Ultramontanen. Ja, sie gingen öfters ultra montes. Dafür ist der Eine jetzt tot, „umgelegt“ von Ludendorffs Herzens- und Gesinnungsfreund Ehrhardt oder wenigstens seinen Sbirren; und der Andre ist der Verbindungsmann des Deutschen Reichs zu der Republik des Sanierungsprälaten Seipel, die dem Herrn Consul dicht an der bayrischen Grenze eine Freistatt eingeräumt hat. Weiß der Mann, der jahrelang in die deutsche Außenpolitik hineingeschaut und -geschwatzt, ach, was, der sie in den kritischsten Jahren überhaupt diktiert hat, weiß er nichts von Erzbergers Blättergründungen zur Zeit der italienischen Neutralität, von Erzbergers Phantasieplänen zur Wiederaufrichtung des Kirchenstaats oder doch zumindest einer weltlichen Souveränität des Papstes über die Città Leonina und die Tiber-Mündung („Freier Zutritt des Schlüsselbanners zum Weltmeer“)? Welch Gesicht mag man im Palazzo Bonaparte dicht neben der historischen Garibaldi-Bresche an der Porta Pia geschnitten haben, als der weiland Herr des deutschen Feldheers, jetzt Kampfgenosse eines katholischen Tapezierergesellen, seine Weisheiten auspackte!

Der kluge Freiherr von Bergen und seine Mitarbeiter haben sich vermutlich mit Gesichterschneiden nicht lange aufgehalten. Denn nirgends besser als in der Deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl kennt man ja die Hauptbeschäftigung jenes in

Deutschland massenhaft auftretenden mehr oder minder hohen Tiers, die in dem Betreten und Zertrümmern von Porzellanläden besteht. Man wird dort auch sehr wenig Zeit zum Kopfschütteln haben erübrigen können, da man alle Hände voll zu tun hatte, um nur die wertvollsten Töpfe halbwegs wieder zusammenzukitten. Der bayrischen Regierung, die auf den unfrommen Einsiedler von Prinz-Ludwigs-Höhe so bedeutenden Wert legte, ist nur zu gönnen, daß sie neben der preußischen gezwungen war, sich bei Seiner Heiligkeit in aller Form zu entschuldigen. Aber das schafft die Angelegenheit nicht aus der Welt. Das schafft die Tatsache nicht aus der Welt, daß ein in der Welt immer noch als repräsentativ betrachteter Deutscher eine Unritterlichkeit begangen hat, wie sie Alles übersteigt, was man selbst von diesem unritterlichsten Volk der Welt gewöhnt ist; eine Herzensroheit, die selbst einem in der Kadettenanstalt Aufgewachsenen, im Kasino Heimischen nicht ohne weiteres zuzutrauen war. Herr Ludendorff hat dem Heiligen Vater den Dank Deutschlands abgestattet für die Spenden an seine Hungernden, für die Entsendung des Monsignore Testa ins Ruhrgebiet. Der Amokläufer hat damit seinem Volk einen Dolchstoß versetzt, der sich von seinem berühmtesten Vorgänger nur dadurch unterscheidet, daß dieser von ihm erfunden, jener aber tatsächlich von ihm geführt worden ist. Aber hat der Maniak nicht auch sich selbst erdolcht? In Bayern wird seines Bleibens wohl kaum mehr sein, wenn er erst seinen Freispruch in der Tasche hat (denn daß sich ein deutscher General hinter Gardinen redet, die Lindström aus seinem Aufenthalt jenseits der Ostsee bekannt sein dürften, das gibts ja nicht). Aber seine Rolle als Man of Destiny dürfte jetzt doch endgültig ausgespielt sein. Es sei denn, die Deutschnationalen gedächten, ihn als Reichspräsidenten aufzustellen.

Das Attentat auf Seeckt von Otto Leuthold

Der Aufsatz in Nummer 11 der ‚Weltbühne', der sich mit ‚Thormann, Grandel & Cie.' beschäftigt, ist die erste Veröffentlichung, die der Angelegenheit einigermaßen auf den Grund kommt. Deshalb ist sie wert, ergänzt sowohl wie berichtigt zu werden.

Zunächst glaube ich, daß der einleitende Satz des Herrn Waldemar Keller über die Völkischen zweier Richtungen auf einer Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruht. Es gibt nicht zwei Richtungen Völkischer: es gibt viel mehr Richtungen. Diese Richtungen haben jedoch ungefähr gleiche Ziele. Wenn die Angehörigen der Organisation C und des mit ihr zusammenhängenden Alldeutschen Verbandes sich völkisch nennen, so ist das entweder ein Irrtum oder eine bewußte Irreführung. Die Mitglieder dieser Verbände sind meist Intellektuelle, die mehr reaktionär als völkisch empfinden und mit der Bezeichnung „völkisch" nur ihre äußerste Rechtsorientierung andeuten, vielleicht auch ihren Antisemitismus ausdrücken wollen. Die völkische Bewegung selbst ist eine proletarische Bewegung, wenn auch die völkischen Führer aus der Rechten hervorgegangen sind. Es ist richtig, daß unter der Führerschaft der Völkischen viele ehemals reaktionäre Ele-

mente sind. Die Entwicklung dieser Leute aber scheidet sich scharf von den Alldeutschen und deren Anhang, der erheblich größer ist, als man allgemein annimmt. Klarheit für das große Publikum wird nach dem Hitler-Prozeß die Verhandlung gegen Thormann, Grandel & Cie. bringen. Die münchner Anwälte haben ja bereits mehrfach Vorstöße gegen den Justizrat Claß und seine Anhänger unternommen. Sehr interessant ist zweifellos auch das Zwischenspiel mit dem Direktorium, das Herr Keller zum Schluß so weit richtig beurteilt, wie die berliner Zusammenhänge in Frage kommen.

Nicht minder richtig beurteilt er den Kampf zwischen der Preußischen Politischen Polizei und dem Reichskommissar für die öffentliche Ordnung. Es mag zutreffen, daß alldeutsche Einflüsse auch am Alexanderplatz eine Rolle spielen, wenngleich schwer sein dürfte, Herrn Oberregierungsrat Weiß alldeutscher oder gar völkischer Neigungen zu bezichtigen. Merkwürdig ist aber immerhin, daß die Preußische Politische Polizei und der alldeutsche Teil der Rechtspresse in der Angelegenheit Thormann völlig zusammenspielen, was die Veröffentlichungen der Politischen Polizei, der Deutschen Zeitung, des Berliner Lokal-Anzeigers und des ‚Gewissens' beweisen. Die Linkspresse schweigt sich so gut wie ganz aus oder beschränkt sich auf kurze sachliche Bemerkungen. Also wie war es?

Anfang Januar dieses Jahres kam Tettenborn zu Gilbert und erzählte ihm, daß Thormann bei ihm gewesen sei und ihn um einen Mörder für den General v. Seeckt ersucht habe. Gilbert kannte den Thormann nicht persönlich, wohl aber dem Namen nach als Mitglied der O. C. und Waffenschieber. Er hatte außerdem einen Brief in Händen, worin sich Thormann Ende Oktober 1923 an Roßbachs Vertreter Eberhardt wendet, um unter irgendeinem Vorwand Verbindungen mit den Völkischen zu bekommen. Tettenborn und Gilbert waren sich über Thormanns Absicht klar. Nachdem Tettenborn noch erzählt hatte, daß Thormann einen Mörder verlangt habe, der sich nach der Tat, wie Friedrich Adler, zu ihr bekenne — zu dem Zweck sollte sich Tettenborn die Aussagen Friedrich Adlers nach der Ermordung des Grafen Stuerkh aus der Redaktion der Deutschen Zeitung abholen, wo sie für ihn bereitlagen — , danach stand fest, was gespielt wurde. Daß die O. C. den General v. Seeckt nicht liebte, war anzunehmen, seitdem sich herumgesprochen hatte, daß Herr Claß von dem Chef der Heeresleitung herausgeworfen worden war, als er kurz vor dem Buchrucker-Putsch bei ihm gewesen war, um ihn für das Direktorium zu gewinnen. Außerdem wäre es die beste Propaganda der O.C. gegen die Völkischen gewesen, wenn der Mörder als völkischer Mann mit der „Mentalität" Friedrich Adlers den General umgebracht hätte. Die O. C. hätte dann sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Selbstverständlich wären dann die Morde an Erzberger, Rathenau, Gareis und Andern von der O. C. den Völkischen in die Schuhe geschoben worden.

Es ist verständlich, daß Tettenborn nach einem Ausweg suchte und gleichzeitig Thormanns Hintermännern auf die Spur kommen wollte. Was folgte, ist richtig dargestellt. Gilbert ging mit Tettenborn zum Reichskommissar. Der Mörder war inzwischen herangeholt und mit Thormann bekannt gemacht worden. Thormann faselte nun immer von dem „Yorck", der nach der Tat an dem Cunctator Seeckt Deutschland befreien würde. Er deutete auch an, daß einige von seinen Hinter-

männern im Reichsministerium saßen. Wer mit dem „Yorck“ gemeint war? Der Name v. Below ist öfters genannt worden.

Am 14. Januar drängte Thormann zur Tat. Noch in der Nacht wurde der General gewarnt, am nächsten Morgen zu reiten, wo der Mörder seines Amtes walten sollte, während der gemütvolle Thormann vor dem Tattersall in der Bendler-Straße auf und ab wandeln wollte. Ohne daß was geschehen war, wurde Thormann verhaftet; und zwar unter Umgehung der Politischen Polizei, da nicht ausgeschlossen war, daß nach berühmten Mustern noch eine zweite Mörderkolonne in Bereitschaft stand.

Die Person des Herrn Thormann ist äußerst uninteressant. Wichtig dagegen ist sein Complice Dr. Grandel, der Financier der O. C. und Freund des Herrn Claß. Grandel hat denn auch Claß schwer belastet und zugegeben, daß er von ihm 50 000 Mark bekommen hätte. Dann setzte das Bestreben ein, Grandel und Thormann für verrückt zu erklären, und die widerliche Pressecampagne gegen Tettenborn und Gilbert. Die Diebe schrieen: Haltet den Dieb! Die Hauptverhandlung wird jedenfalls aufschlußreich werden. Da wird Herr Claß aufklären müssen, wozu er Grandel das Geld gegeben hat; und nicht das allein.

Der Schluß der Darstellung des Herrn Waldemar Keller mutet gradezu seherisch an. Die nächsten Wochen, wenn nicht schon die nächsten Tage werden sicherlich Ueberraschungen bringen.

Kleine Fingerübung von Theobald Tiger

Wenn früher ein Kind, als Kadett verkleidet,
zu seinem Herrn Onkel zu Mittag fuhr,
dann wurde er von Kameraden beneidet
wegen der tahllosen Tour.
Er pfropfte sich voll. Unbeschadet der Ehre.
Denn fragte man ihn, so sagt er, er wäre
injeladen — nich uffgefordert.

In Thüringen fliegt sofort in den Kahn,
wer die Roßäpfel von der Reichswehr nicht grüßt.
So mancher Arbeiter hat, wie wir sahn,
die Treue zu Weimar mit Kittchen gebüßt.
Nur die Jungens in München mit dem Prälat
Ludendorff sind wegen Hochverrat
injeladen — nich uffgefordert.

Keiner kann Keinem hier böse mehr sein.
Zur Bestechung genügt ein Zigarrchen schon.
Mirjam, mein Leben, mein Kind, schlaf ein —
man nennt das bei uns nicht mehr Korruption.
Die Großindustrie hat Chefredakteure,
Sozis und Ministerialsekretöre
injeladen — nich uffgefordert.

Wenn ich sie mir so Alle beseh:
die unbeirrbar braven Genossen,
meinen Landesvater, die S.P.D.,
auf ihren lahmgeprügelten Zossen —
Ich will mir auch mal was Gutes gönnen:
Sie glauben gar nicht, was die mir können . . .
injeladen — nich uffgefordert!

Die Reden des Gotamo Buddho von Oscar Maurus Fontana

„Der Asket Gotamo ist Mönch geworden, indem er viel Gold, gemünztes und ungemünztes, verließ, das sich in Kellern und Böden befand. Der Asket Gotamo ist jung, als junger Mann mit schwarzem Haar, in glücklicher Jugend, im frühesten Alter, aus dem Haus in die Hauslosigkeit gegangen. Der Asket Gotamo hat, obwohl seine Eltern es nicht wollten, obwohl sie Tränen vergossen und weinten, sich Haare und Bart scheren lassen, gelbe Gewänder angelegt und ist aus dem Haus in die Hauslosigkeit gegangen."

So sagt ein alter indischer Text. Und er rundet damit das heilige Leben eines Menschen, den wir lieben und über alle Fernen grüßen würden, auch wenn von ihm nichts erhalten geblieben wäre als die Legende seines Lebens: vom Auszug des Prinzen Siddhartha in die Hauslosigkeit; von der Nacht unter dem Feigenbaum, da er nach sieben Jahren des suchenden Irrens ein Erleuchteter, ein Erweckter, ein Buddho wurde; von der ersten Predigt in Benares, da er „das Rad der Lehre in Bewegung setzte" und von Stund an dieses Rad der Lehre unermüdlich drehte; von seinem Tod unter einem blühenden Salabaum, da der Sterbende die weinenden Jünger tröstete.

Dieses würde dauern, solange der Mensch Atem hat, weil es Mythos des Heiligen ist, so wundervoll und groß wie der Kreuzestod des Zimmermannsohns, wie die Vogelpredigt und der Sonnensang des Sanct Franciscus.

Aber es blieb mehr von diesem Leben als seine Legende: es blieb „das Rad der Lehre", das sich in Buddhos Reden dreht und dreht, den Geist des Hörers, der nur die mündliche Ueberlieferung kannte, durch immerwährende Wiederholung einwiegend und zugleich an sich reißend.

Im Deutschen wurde Karl Eugen Neumann der Hüter dieses „Rads der Lehre": er übertrug die Reden aller Sammlungen und diente diesem Werk mit einer Hingabe, der nur die Kraft seiner übertragenden Prägung entsprach. Und so mußte er denn in dem Ruf eines kauzischen Sonderlings sterben, während das Werk, das er den Deutschen schenken wollte, so gut wie unbekannt blieb. Das geschah 1915. Und heute erscheint die erste Volksausgabe der mittlern Sammlung und ist fast sofort vergriffen. Nicht viel anders erging es dem Buddho-Verleger Piper & Cie. in München mit seiner Dostojewski-Ausgabe. Es wiederholt sich Alles in Deutschland. Vielleicht aber auch überall, wo Menschen sind.

Ich gestehe, daß mir heute, da Buddho und Karl Eugen Neumann Mode sind, beim Anblick jener Jünglinge und Jungfrauen übel wird, die in unsrer Gesellschaft die erste Schauung und die innere Meeresstille, die zweite Schauung und die Weihe der dritten Schauung erreicht haben und dabei zufrieden das Geld ihrer Väter aufzehren und nicht die Hände rühren, um die Welt zu bessern. Und das Alles im Namen Dessen, den der Todesgott Mara mit dem Zweifel versuchte, ob er seine Er-

kenntnis für sich halten oder den Menschen mitteilen sollte, und der den Todesengel abwies und der unermüdlichste Lehrer wurde. Und darum ist die Popularisierung der Reden des Gotamo Buddho, so sehr sie notwendig, und so sehr sie dem Verwalter des Nachlasses dieses Karls Eugen Neumann zu danken ist, fast unangenehm. Um dieses unerträglichen Klüngels willen, der heute Erweckung heuchelt, wo er gestern noch Lucrezia Borgia pries und morgen vielleicht Timur Beg als wahren Herrn des Lebens verehren wird.

Aber wenn man die Reden liest, dann ist man — allein, dann hat man nur das leuchtende Auge des Heiligen vor sich. Und man weiß: Dies ist ein Buch, das man nie ausliest, das vielen Menschen alle andern Bücher ganz ersetzt — unerschöpflich und reich wie die Bibel.

Selten, daß in den Reden plötzlich der Mensch Buddho sichtbar wird, hinter dem erwachten erweckenden Meister der ringende, leidende Mensch erscheint, der noch nicht beruhigte Mensch, der sagen kann, die Versuchung des Asketen sei bitterer zu tragen als die Versuchung des Lehrers oder Schülers, der seine Jünger um Liebe und um mehr als Worte bittet.

Und es bittet um Liebe — das ist das Rührende — , der das grausame Wort sprach: „Was einem lieb ist, Hausvater, gibt ja Wehe und Jammer, Leiden und Gram und Verzweiflung, was vom Lieben kommt.“ Aber dieser Große wußte und lehrte, daß alle Gefühle nur je nach dem Standpunkt entstehen und leben. Aber er war in der Liebe ein Relativist, in der Schuld war er es nicht: „Das aber nun, was du dort Böses begangen, hat nicht die Mutter getan und nicht der Vater, hat nicht der Bruder getan und nicht die Schwester, hat kein Freund und Genosse getan, hat kein Verwandter und Gevatter getan, hat kein Asket und Priester getan, hat keine Gottheit getan: du selber hast dort böse Tat getan, du selber hast die Ernte davon einzutragen.“ Dieses große Richterwort: Du selber hast es getan! ist stärkster Aufruf zur guten Tat, zum guten Menschen, den er fern von allen Formeln und Pfaffen und ersten und letzten Schauungen überall sah, wo der Gute das Gute wirkt. Denn alles Andre hat „Unbestand“, alles Andre ist zusammengesetzt, und alles Zusammengesetzte muß untergehen. „Nicht weiß ich, Anando, auch nur von einer Form, wobei die Freude, wobei die Befriedigung an der Form, da sie wandelbar, veränderlich ist, nicht in Schmerz überginge und Jammer, Leiden, Trübsinn, Verzweiflung.“

So sprach der Lebende von dem Leid der Kreatur, aber er verstummte nicht. Auch er wußte: Je mehr Ordensregeln, desto weniger wahre Lehre, je mehr Worte, desto weniger wahre Lehre — und dennoch verstummte er nicht, dennoch sprach er und sprach. Weil er die Menschen, weil er dieses Geschlecht voll Eitelkeit, Verworfenheit und Bosheit aber auch Freude, Siechtum und Sterben liebte, weil er den Menschen glaubte, weil er auf die Menschen hoffte. Und immerdar geht der Mensch noch irre, aber immerdar noch liebt er ihn, glaubt er ihm, hofft er auf ihn — in den Reden, die der Heilige sprach, da er unter uns wandelte.

Oberschulrat Michaelis von Erich Witte

In einer Berufungsverhandlung, die am 5. und am 7. März in Leipzig stattfand, ist erwiesen worden, daß der berliner Oberschulrat Michaelis bei einer Reifeprüfung an einen Schüler die Frage gerichtet hat: „Warum nannte Spengler die Revolution von 1918 eine lächerliche?“ Was hätte dieser Herr Geheimrat gesagt, wenn zu der Zeit, wo sein Bruder kaiserlicher Reichskanzler war, ein Lehrer die Prüfungsfrage gestellt hätte, warum die Kaiserproklamation von Versailles lächerlich genannt werden kann!

Es ist weiter durch eine Anfrage im Landtag festgestellt worden, daß dieser Oberschulrat bei der Revision der höhern Schulen Potsdams Kaiserbilder nicht gesehen hat. Im Landtag (am 23. November 1922) ist dieses Verhalten von dem Abgeordneten Bahlke eine „Unverfrorenheit“ genannt worden, da der Oberschulrat die Bilder wohl nicht habe sehen wollen.

Herr Michaelis ist auch Dezernent des steglitzer Paulsen-Realgymnasiums, das der mordlustige Schüler Stubenrauch nach Erhebung der öffentlichen Anklage durch den Oberreichsanwalt noch mit Zustimmung des berliner Provinzialschulkollegiums besucht hat. Herr Michaelis, der Bruder des christlichen Reichskanzlers, mußte sich von dem Minister im Landtag die Selbstverständlichkeit sagen lassen, daß „ein Schüler, der Mordpläne faßt oder auch nur äußert, auf der Schule nicht weiter belassen werden darf“.

Der skandalöseste Fall ist gleichfalls bereits im Landtag (am 5. und 11. Mai 1923) besprochen worden. Im Realgymnasium zu Nowawes hatten kurz vor Rathenaus Ermordung die Primaner einen Aufsatz über ‚Wilhelm Tell‘ anzufertigen. Zwei Primaner, die aus der deutschnationalen Jugendgruppe ausgetreten und rechtsradikalern Organisationen beigetreten waren, verherrlichten bei dieser Gelegenheit den politischen Mord und brachten die Sehnsucht Deutschlands nach dem deutschstämmigen Befreier zum Ausdruck. Der Studienrat R. warnte die Schüler in der Korrektur und bat sie, ihre Anschauungen über politischen Mord und politische Mörder ernsthaft nachzuprüfen. Er fügte hinzu, daß die Gesinnung dieses Aufsatzes an die Organisation C. erinnere.

Hierüber beschwerte sich der Vater eines Schülers bei dem berliner Provinzialschulkollegium. Was antwortete dieses? Es wies die Beschwerde zurück, wird Jeder sagen. Es berief sich vielleicht auf die Ministerialverfügung, nach der „alle Diejenigen, die an der Erziehung der Jugend mitzuarbeiten haben, aufgerufen werden, ihre besten Kräfte einzusetzen, damit die furchtbare Verwilderung der sittlichen Begriffe wirksam bekämpft werde“.

Nein: die Behörde, der alle Schulen der Hauptstadt Deutschlands unterstellt sind, bekam fertig, dem Studienrat wegen dieser Korrektur — einen „Verweis“ zu erteilen, ohne ihn zu hören. Der Dezernent der Schule ist Herr Michaelis. In der Nummer der ‚Neuen Erziehung‘ vom September 1923, worin über diesen Fall berichtet wird, heißt es:

> Was würden das Provinzialschulkollegium und der Herr Minister sagen, wenn Schüler die beiden Männer verherrlichten, die im Jahre 1878 Attentate auf Wilhelm I. machten? Oder die, die am 28. Juni 1914 den oesterreichisch-ungarischen Thronfolger

> ermordeten oder an dem Mord beteiligt waren? Dieser wurde dem deutschen Volke und den in dem frühern Oesterreich-Ungarn wohnenden Völkern als ein so großes Verbrechen hingestellt, daß damit der Krieg zum mindesten gegen Serbien, also die Ermordung von Hunderttausenden unschuldiger Menschen gerechtfertigt wurde. Oder macht das berliner Provinzialschulkollegium einen Unterschied zwischen der Ermordung von Bürgern und der von Fürsten?

Ein Schulrat, welcher derartig in der Oeffentlichkeit bloßgestellt worden ist, müßte in der Republik unmöglich sein. Es heißt doch republikanischen Lehrern ein starkes Stück zumuten, wenn man verlangt, daß sie Herrn Michaelis noch Vertrauen entgegenbringen sollen, und wenn dieser weiterhin Schulen revidiert, um festzustellen, ob der Lehrer den Unterricht der Reichsverfassung gemäß im republikanischen Geiste erteile.

Nach Goethe macht ein von einem Gefühl ganz volles Herz den Dichter. Ein Lehrer, der dichterische Anlagen und Herrn Michaelis als Dezernenten hätte, würde ein großer Freiheitsdichter werden.

Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

La Garçonne von Hans Reimann

> Probe aus einer Parodie auf ‚La Garçonne', den Roman Victor Marguerittes, die, 160 Seiten stark, nächstens im Renaissance-Verlag zu Wien erscheint.

„Du siehst," scherzte Frau Grandais, als sie ihrer Schwester ansichtig war . . . „wir sind nicht verunglückt!"

Das alte Mädchen mit den drei von der scheidenden Abendsonne bronzierten Haaren an der Kinnwarze hatte aus ihrer ländlichen Abgeschiedenheit drei Dinge nach Paris mitgebrengt: eine kupferne Wärmflasche mit dem eingravierten Porträt Egon Friedells, eine mit Rücktrittbremse versehene Klystierspritze und eine irrsinnige Angst vor Automobilen.

Nun, die Automobile waren das Schlimmste nicht. Die Nachkriegszeit bot (außer dem garstigen Wort „Nachkriegszeit") entsetzlichere Dinge.

Ein Mann namens Kolischer war für Unsummen Geldes aus Holland zurückgekehrt, um Paris mit mondänen Gstanzeln zu ergötzen; eine Nackttänzerin wurde aus ethischen Motiven von einem nahezu erwachsenen Gesinnungsathleten mit Stinkbomben beworfen; der Pilgerchor des namhaften sächsischen Komponisten Richard Wagner mußte sichs gefallen lassen, als Two-Step interpretiert zu werden; harmlose Bäume wurden zwecks Erzielung aparter Schlafzimmer-Möbel mit Anilinfarben injiziert; Forstadjunkten vergingen sich an ihren fünfzehnjährigen Töchtern; Blinddarm-Amputationen wurden vermittels einer just entdeckten Narkotisier-Methode im Wachzustande des Patienten ausgeführt, damit um Himmelswillen keine Unterbrechung in der Lektüre des Börsenberichtes einträte; einheimische Zulukaffern schafften sich Radio-Apparate an, um während der Verdauung Konzerte der Ivogün oder Tino Pattieras zu hören; Menschen mit Prothesen saßen im ärgsten Regenwetter auf den Straßen und bettelten; Gralsritter entblödeten sich nicht, als Filmstatisten mitzuwirken an der Verseuchung der Menschheit; die von George Grosz gezeichneten Gestalten der herrschenden Klasse nahmen Urlaub von ihrer Eindimensionalität und mischten sich, monokelumgürtet, unter die richtigen Menschen, und Niemand merkte es; an der Holzplanke der Metallarbeiter-Baracken wurde ein Bursche mit einem zwölfjährigen Mädchen in der bewußten Situation über-

rascht, und ein Wachmann nahm stundenlang das erforderliche Aergernis; Kinder an der Mutterbrust erkundigten sich bereits nach dem Stand des Dollars; Inflationen der Moral jagten einander; statt in traditionellen Holzsärgen bettete man die Proletarierleiber in schoflen Papierdüten; Männer, die sich selbstlos in den Dienst des Allgemeinwohls stellten, wurden meuchlings über den Haufen geknallt; normale Gehirne wurden von Putschgelüsten ergriffen und politikten das Land entzwei; Not und Armut boten Stoff zu Gassenhauern; die Hühneraugenoperateure streikten; in Latrinen blühte duftiger Antisemitismus; der Verleger Erdtracht publizierte Marguerittes ‚Garçonne' ohne Genehmigung Flammarions; und Barbarossa, der ehemalige Ehrenvorsitzende des deutschnationalen Kegelklubs ‚Kyffhäuser', trat mit seinen dressierten Raben im Varieté auf.

Aber für Tante Sylvester waren Automobile das Schlimmste.

Indem Monique das pergamentene Antlitz küßte, nahm sie von einem Lacktablett einen Packen Briefe und warf einen Fluchtblick darauf.
„Lauter Prospekte!"
Sie amüsierte sich über die Zuschriften, auf denen die Bezeichnung „Frau Vigneret" schon mit ihrem Mädchennamen abwechselte. Offerten aller Art, von den Visitkarten der Privatdetekteien bis zu den Gratulationen der abwaschbaren Büstenhalterfabrikanten.

Im Garten schluchzten die Brautnachtigallen.

Monique ordnete ihr Haar. Die Arme, über die die weiten Aermel zurückgeglitten waren, erhoben, bis in die schimmernden Achselhöhlen entblößt, so glich sie einer Venus Milonga, ihr Geschick lenkend.

„Hast du bemerkt", fragte Tante Sylvester, „daß sich unter den Drucksachen ein anonymer Brief befand?"

Monique erbebte bis in die Milz. Angeekelt, öffnete sie den fettfleckigen Umschlag.
„Nun?" rief Tante Sylvester aus, da sie das erstaunte Mienenspiel Moniques gewahrte, welches vor Entrüstung erbleicht war.
„Lies selbst!"
„Ich hab' meine Brille nicht bei mir. Ich höre zu."
Mit einer vor Verachtung bibbernden Stimme, die die Unruhe kaum unterzudrücken vermochte, las Monique:

> Trauring genug, das man ein junges Mädchen wie Ihnen betrügt denn warum weil der betreffende den wo sie heirathen willens im Begriff sind, der liebt Ihnen nicht indem er ein ganz schlechter Schlaba ist wo sie nicht die erste sind bilden sie ihnen das nur nicht ein! da er schon andere auf den Gewissen hat wenn sie mir nicht glauben tun erkundichen sie ihnen bei Mme Lenormand Rue blitzableitre Nr. 158 das ist nämlich die Mutter von den Mädchen wo er auf den kerbholtz hat nachdem sie Ihm ein strammes Kind gebohren und nennt sich Cléo! und er Sie fast täglich besucht der Schlaba!!! Indem ich der hoffnung meinen Ausdruck verleihe ein gutes Werk an ihnen vollzogen zu haben! zeichne mit endesgefertichter Hochachtung!
>
> eine Frau aus dem Folke!!!

Mit einer heftigen Geste zerfetzte Monique den Brief in tausend Atome.

— — — — — — — — — — — — — —— — — — — — —— — —

Tante Sylvester war fünfundfünfzig Jahre und verfolgte das Treiben, Tuten und Stinken der Autos mit Nervosität. Nur mit äußerstem Energie-Aufwand hatte sie darein gewilligt, mit Monique auszufahren . . . mit Monique, die mit der Sorglosigkeit eines Kindleins geschlafen hatte, während Lucien die Nacht bei seiner Mätresse verbrachte.

Jetzt freute sich Monique auf den Besuch bei Professor Vinabot, dem berühmten Historiker und Psychodiapeptiker, dessen Ruhm vom Quartier Latin, wo er seine Fittiche zu regen begonnen hatte, bis Nowaja Semlja gedrungen war, und dem vor wenigen Jahren der Nobelpreis des Vereins für innerliche Geographie zugesprochen worden war. Er war ein Jugendfreund Moniques, die ihn mit elf Jahren als angehenden Dozenten kennen gelernt hatte.
Wohlgemut stiegen beide die acht Stockwerke empor, die eine prominente Aussicht nach dem Jardin Schnickeldibomm boten.
„Ah bon jour, mes dames!“ rief Vignabot mit herzlicher Freude.
„Tant de bruit pour une omelette aux confitures!“ gab Tante Sylvester zurück, denn sie sprach parlando fließend französisch.
“Qui s'excuse, s'accuse“, scherzte Monique.
„Après nous le déluge!“
„Parole d'honneur!“ stieß Vignabot hervor und prustete. „Qui le dernier rit, rit le plus meilleurement!“
„Eh bien,“ parierte Tante Sylvester, „je m'en fiche.“
„Tout comprendre c’est tout pardonner.”
„Tu l’a voulu, George Dandin!“
„Le Roi est mort, vive le Roi!”
„L‘Etat c'est moi!“
„Quand l'amour meurt . . .“
„Ecrasez l‘infâme!“ mischte sich aus dem Nebenzimmer die Stimme Boisselots, des Romanschriftstellers, in die von Zärtlichkeiten strotzende Unterhaltung.
„Qui mange du pape, en mourira!“
„L'appetit vient en mangeant.“
“Hony soit, qui mal y pense . . .“
“Toujours perdrix? Point du tout dans la main!“
“Que tu aies de soleil dans la coeur!”
„Pourquoi pleurer, en se disant adieu?“
„Nous versaufons la petite villa de notre grande-mere!“
Die Unterhaltung war im besten Fluß, en Wort gab dem andern, und helles Gelächter rieselte die Tapeten hoch. Vignabot entlockte seiner Pleife mächtige Rauchwolken, die das würzige Parfum von Navycutcaway verbreiteten.

— — — — — — — — — — — — — —— — — — — — — —— — —

Monique war drei Minuten älter.
Schmerz schien waggonweise in ihr investiert. Allerlei tat ihr weh.
Sie träumte.
Da ertönte Stimmengewirr.
Draußen, auf dem Flur . . . Schritte, verzweifelte Rufe . . . Frau Grandais schrie: „Monique, Monique!“ . . .
Monique sprang elektrisiert auf . . . öffnete die Tür . . .
Eine ihr völlig unbekannte Matrone, dürftig und ärmlich, . . . dahinter die aus sämtlichen Wolken heruntergeprasselte Mama.
„Entsetzlich, entsetzlich . . .“ wimmerte die feiste Frau Grandais, und widerlich dicke Tränen rannen über ihre fingerbreit beschminkten Bäckchen.
Die ärmliche Alte vermochte kaum zusammenhängend zu stammeln.
Endlich kitzelte Monique den Tatbestand aus ihr heraus.
Tante Sylvester war das erste Mal in ihrem Leben allein in der Großstadt spazieren gegangen und hatte sich, da sie an der Place de l‘Opéra vor den vielen, vielen Automobilen und Straßenbahnen Angst bekommen hatte, die sich unerwarteterweise zum Kollaps steigerte, in die nächste Bedürfnisanstalt geflüchtet und war dabei versehentlich in die falsche Abteilung geraten, nämlich auf die maskuline Seite, und dieser peinliche Umstand hatte ihr den allerletzten Rest ihrer Besinnungslosigkeit geraubt. Sie stürzte sich, ehe die lamentierend

herbeischlurfende Toilettefrau es verhindern konnte, in den Trichter eines offenstehenden Lokusses, um in den kühlenden Fluten Erlösung zu suchen von den turbulenten Begleiterscheinungen der Großstadt.
Nun lag sie entseelt in der Charité.
Die brave Alte schluchzte wie eine Biene.
Monique glotzte entgeistert vor sich hin und verfing sich in den rasenden Ornamenten des Teppichs zu ihren Füßen.
Lucien . . . Liebe, Familie, Ehre, Glaube . . . Tante Sylvester . . . Plombino . . .
Das Leben hatte seinen Hinterteil hingereckt. .
Er duftete nach Kolportage.
— — — — — — — — — — — — — —— — — — — — —— — —
Monique war in der einen Nacht, die zwischen gestern und heute lag, um Jahre gealtert.
Gestern: der selbstmörderische Unfall der Tante Sylvester . . . der Bruch mit Lucien . . . das Zerwürfnis mit den Eltern . . .
Heute?
Heute . . . ein neues Leben, aber ohne „Heissa“ und „Hussa“ und ohne Kompaß und ohne Lust . . . ohne die mindeste Lust, sich weiter zu quälen . . .
Monique war auf dem Nullpunkt. Sie fühlte sich durch und durch erledigt. Ihr Seelenwerk lief leer. Alles war sinnlos, Alles . . .
Ein neues Leben? Haha.
Mit ihren Spargroschen war sie davongezogen. In Not zu geraten, war vorderhand unmöglich; denn sie besaß Schmucksachen in Hülle und Fülle.
Nun saß sie in ihrem Stübchen, im Quartier latin . . . dort, wo Murgers Gestalten gehaust hatten. Dort saß sie, freiwillig ausgespieen . . .
Sie hatte sich emanzipiert. Bei der Familie verharren, wäre ihr Tod gewesen. Und die Schande, vom Vater wie eine Blindschleiche von dannen gejagt zu werden, hatte sie nicht erleben wollen . . .
Zwar, es war Alles in ihr zerbrochen . . . Ihre Seele bestand aus beschmutzten Scherben, und groß war ihr Lebensmut nicht. Aber so jung und schon . . .
Nein, nicht sterben. Nicht verzweifeln. Nicht die Flinte in den Kartoffelpüree werfen!
Monique hatte sich ein bescheidenes, aber verwahrlostes Mansardenstübchen gemietet und hoffte, nach Verlauf von drei, vier Wochen ihr Gemüt so weit geglättet zu haben, daß sie ihre Beschäftigung, Gräten zu schnitzeln und zu bemalen, wieder aufnehmen könnte . . .
Ihr Ekel vor den Menschen war unsäglich. In sich selbst verkrochen, hockte sie hinter dem mit Sottisen und Froschlaich geheizten Ofen und brütete vor sich hin.
Appetit verspürte sie nicht. Seit Tagen hatte sie keinen Bissen zu sich genommen.
Die Nahrung, auf welche die meisten Menschen so großes Gewicht legen, schien ihr in dem Stadium ihrer Erniedrigung nichts als ein erbärmlicher Vorwand, zu verdauen. Essen war widerlich.
Die körperliche Maschine begnügte sich mit sehr bescheidenen Rationen, wenn es darauf ankam. Ein paar Kapern und ein Brocken Brot oder eine Tasse Kakao . . . das genügte.
Monique hatte bald Langweile. Die Langweile wuchs ihr über den Kopf. Sie ward (die Langweile) zur Qual. Immer hinter dem Ofen hocken und spinnen . . . das hält der gesündeste Mensch nicht aus.
Monique nahm ihr Plaid und ging auf die Straße.

Ihr Weg (oder war es der Finger Gottes?) führte sie an einer Buchhandlung vorüber. Im Fenster lagen allerhand moderne Werke ausgebreitet.
Monique las die Titel gleichgültig.
‚Keraban, der Dickkopf' von Jules Verne . . . Lord Dunsany: ‚Die Seele am Galgen' . . . Hugo Bettauer: ‚Die hocherfreute Gasse' . . . ‚Jama, die Lastergrube' von Waldemar Bonsels . . . Hermann Sudermann: ‚Die Novellen um Claudia' . . . Sir Galahad: ‚Wien, wie es weint und lacht' . . . ‚Kleiner Ratgeber der Eleganz' von Egon Dietrichstein . . .

Da blieb Moniques Blick haften an einer Reihe uniformer Einbände. Vom selben Buch lagen sechzig Exemplare reihenweise nebeneinander: ‚La Garçonne' von Victor Margueritte.

Es ward ihr Schicksal.

Noch am nämlichen Tage las sie den Roman. Las? „Las" ist keim Ausdruck! Sie vertilgte den Roman. Sie schlang ihn hinunter. Sie fraß ihn mit Stumpf und Stil.
In brennender Erregung durchraste sie die Seiten . . . Diese Monique Lerbier, die Margueritte da geschildert hatte, und um deretwillen er wieder sterblich gemacht geworden war (durch Hinauswurf aus der Ehrenlegion): diese Monique Lebier war ihr Ebenbild! Monique schauderte in dem Bewußtsein, daß der französische Dichter durch sein Opus ihren Lebensweg unentrinnbar vorgezeichnet, sie im Dickicht seiner Schilderungen festgenagelt hatte. Ihre Daseinskurve war schwarz auf weiß zu lesen. Hier gab es kein Entrinnen. Zwangsläufig wickelte sich ihr Erdenwallen ab. Sie war literarisch und mußte buchstabengetreu fortfahren in ihrer Existenz, Seite für Seite zurücklegen, sich kapitelweise umblättern . . . bis zum versöhnenden Schluß.
Und das war Monique, der Verbannten, Trost: mochte geschehen, was da wollte . . . mochten ihr Krankheiten, Seuchen und Katastrophen über den Pelz jagen . . . sie war gefeit und wußte darum. Durch ihre Literarisierung war sie immun geworden. Noch hatte sie das erste Drittel des Buches nicht überschritten, noch blühten ihr Revolverschüsse, Erniedrigungen und Peinlichkeiten — dem unerachtet durfte sie ins Blaue drein leben; denn was auch an Widerwärtigkeiten eintrat: es mußte sich zum Guten wenden. Die Garçonne-Periode stand bevor. Nun keine Feigheit vorgeschützt! Die Augen nicht nach links, nicht nach rechts . . . die Augen bolzgradeaus! Und um Himmels willen keine Abhängigkeit von Margueritte! Sondern das eigne Leben nach eignem Gutdünken weiter gelebt! Der Ehehafen war unvermeidlich. Darum geflissentlich in den Strudel gestürzt, Hals über ventre à terre!
Monique fürchtete sich nicht vor den nackten Tatsachen. Monique fürchtete sich vor Literatur. Und trotzdem bangte sie ein wenig bei dem Gedanken, daß ihr Roman weniger amüsant werden könnte als der Roman Monika Lerbiers.
Sie blickte auf. Eine Kuckucksuhr im Nebengemach kuckuckte fünfmal. Es war Morgen. Die Nacht war über dem Buche dahingestrichen.
Monique entkleidete sich und sank übermüdet ins Bett.
Die Vorboten des keimenden Tages drangen ins Zimmer: tausend schilpende Spatzen, die ein ohrenbetäubendes Konzert veranstalteten . . . eine Ouverture des Anbruchs . . . die Musik öffnete sich also.
Und neben den Spatzen: die zarten Spitzen vorsichtig lugender Morgensonne, die den über Moniques Bett angebrachten Haussegen lesbar machten.
Und Monique las ihn, als wäre er ein Gebet Er lautete, im Kreuzstich mit Filetdurchzug:
„Heringe sind unpraktisch!"

Operette von Comock

Eines Tages wurde Comock, ein kleiner, dicker Mann, von Sehnsucht ergriffen nach dem ewig heitern blauen Himmel der Operette. Er wählte sich als Neuestes ‚Frasquita' von Franz Lehar. Bevor er ins Theater ging, wollte er sich über die Naturgeschichte der Operette orientieren. Er nahm ein dickes Buch aus seiner Bibliothek, schlug es auf und las:

„Im Anfang war das große Reich der Musik ein einiges ungeteiltes Ganze, über das seine Herrscher unumschränkt regierten. Nach einiger Zeit war es so mächtig gewachsen, daß die Könige es nicht mehr zusammenzuhalten vermochten. Bald hier, bald dort brachen Aufstände in entlegenen Gegenden aus, viele Fürsten und Satrapen suchten mit aller Gewalt die Selbständigkeit zu erringen, bis dann eines Tages jene große Spaltung kam, die das Reich in zwei mächtige Provinzen teilte. Das alte Reich umfaßte die Gebiete, in deren Mitte bisher die Hauptstadt des Landes gewesen war, jene Stadt, von der die herrlichen, wie Götter verehrten Könige der Musik ausgegangen waren. Die Grenze des neuen Landes war nicht mehr sehr weit entfernt. Die Machthaber hatten geschickt verstanden, sich eines Hügellandes zu bemächtigen, das sehr reich an Quellen und Strömen war. Diese Wasserkräfte machten sie sich zu Nutze, sie bauten großartige Kraftwerke und Industrie-Anlagen jeder Art, und so war nicht zu verwundern, daß die Bevölkerung des neuen Reiches bald zu großer Wohlhabenheit gelangte.

Die Fürsten des neuen Reiches waren grundsätzlich der Ansicht, daß jeder Bürger nicht nur am Sonntag, sondern auch am Werktag, ja sogar zu allen Tages- und Nachtzeiten sein musikalisches Huhn im Topf haben sollte. Diese Hühner wurden dieserhalb ebenso wie alles andre Geflügel in ungeheuern Massen gezüchtet und vom Volke, wahrscheinlich wegen ihres angenehmen Geschmacks, „Schlager" genannt. Als Schutzgöttin hatte man eine nicht sehr gut beleumdete Persönlichkeit gewählt, die von den feindseligen Nachbarn, nicht ohne die Absicht der Herabsetzung, ‚die leichte Muse' genannt wurde. Unter ihrem Schutze gedieh das Reich der Tänze und Operetten, und ihr zu Ehren entstanden eine große Menge leicht und zerbrechlich ausgeführter, aber sehr hübsch angestrichener Bauwerke, die von Scharen Neugieriger besucht wurden, nach einiger Zeit aber einfielen, ohne daß man sich viel um sie kümmerte. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Fürsten dieses Landes bald ungeheuer reich wurden und in prächtigen Palästen wohnten, während die Könige und Satrapen des alten Reichs meistens in zerrissenen Filzpantoffeln umhergingen, zerlumpte und fleckige Kleider trugen und als Leibwäsche solche aus Gummistoff bevorzugten, die leicht abwaschbar war, und deren Instandhaltung wenig Kosten erforderte. Dafür rächten sie sich dann auch durch ungeheure, in ihren Folgen verhängnisvolle Verachtung der reichen Nachbarn. In der Tat erreichten sie, die stets von einem Stab gelehrter Herolde und bebrillter Historiographen umgeben waren, daß man überall sie allein achtete, die Andern aber nur wegen ihres Reichtums duldete und nur dann einer flüchtigen Betrachtung für würdig hielt, wenn ihre Werke denen der frühern Machthaber aus dem alten Reich ein wenig ähnlich waren.

Aber das war ziemlich oft der Fall. Denn die Herren des neuen Reiches hielten sich selber für Parvenus und suchten, so gut es ging, ihre Schöpfungen so zurechtzufrisieren, daß sie einige Aehnlichkeit mit den klassischen Werken der gegnerischen Partei hatten.

Nur einige wenige erlauchte Geister hatten den Mut zur Frechheit und scherten sich wenig um das Urteil der feindlichen Historiographen. Und wie oft geschieht, so auch hier: da sie sich nicht beugten, so beugte man sich eines Tages vor ihnen, sie wurden schließlich noch in die Geschichtstafeln beider Reiche mit goldenen Buchstaben eingemeißelt.

Dann begann die neue Epoche. Wilde Stämme brachen in das neue Reich ein. Statt sie zu verjagen, verbrüderte man sich mit ihnen. Nach einiger Zeit erschienen überall braune, schwarze und weiße Männer mit riesigen Pauken, Trommeln, Schlaginstrumenten jeder Art. Sie führten mit sich merkwürdig quäkende und eigentümlich zirpende Instrumente. Beim Spielen tanzten sie oft. Es waren wilde Kerle, aber man merkte ihnen an, daß sie lange in den großen Städten Amerikas gelebt hatten, von denen sie sich das Beste zu eigen machten: den Rhythmus. Es war der gleichmäßige, mit Energien gesättigte Rhythmus stampfender Maschinen und jener, der in der gebändigten, frohen Wildheit der D-Züge und der kleinen schönen Automobile erklingt. Die große Zeit war angebrochen: die große Zeit der Jazzband-Kapellen.“

Als Comock so weit gekommen war, schlug er das dicke, so gründliche und kluge Buch zu und begab sich in das Thalia-Theater zu Berlin, wo die Operette ‚Frasquita‘ unter dem Zymbelklang der Kritik aufgeführt wurde. Comock stellte folgendes fest:

Das bekannte Wiener Schmalz, nach dem noch immer an verschiedenen Börsen eine lebhafte Nachfrage herrscht, ist unter der glühenden Sonne der Volksgunst nicht besser geworden, sondern noch ranziger. Lehar arbeitet mit den alten, keineswegs ehrwürdigen Mittelchen. Bezeichnend, daß er die Operette in Spanien spielen läßt, um sich unter die schützende Obhut pseudospanischer Rhythmen retten zu können. Der Text liegt in der bekannten Mitte zwischen Albernheit und Vernünftigkeit, jener Wüste, in der nichts Erfreuliches gedeiht. Die Couplets sind nicht sehr einprägsam, von jener langweiligen Sentimentalität, wie sie vor zwanzig Jahren Mode war. Und die Geigen schluchzen, die Harfen klimpern, die kleinen Flöten kichern — kurzum: im Orchester herrscht der bekannte trauliche Verlobungston, dem die amerikanischen Schlagerkomponisten mit solcher Entschiedenheit ein Ende gemacht haben. Ferner schielt der Komponist nach allen Windrichtungen, zum Beispiel nach der großen, der mittelgroßen und der kleinen Oper, nach Wagner, Bizet, Puccini und so weiter. Wir mögen lieber Leute, welche nicht schielen.

Also auf diese Weise geht es bestimmt nicht. Dem Komponisten fehlt die göttliche Frechheit, ohne die man keine Operette schreiben kann, und die irdische hat er auch nicht.

Trotzdem war es ziemlich schön. Weil eine hochwohllöbliche Direktion in das mit Glasperlen und Talmibrillanten besäte Werk zwei echte Steine eingesetzt hatte: die Sängerin Martha Serak aus Budapest und Hermann Jadlowker. Martha Serak hat eine schön und kräftig gewachsene, gut gebildete, jugendliche Stimme. Und Jadlowker bekommt das Kunststück fertig, das schwer genießbare süßliche Zeug mit sol-

cher Kunst zuzubereiten und zu präsentieren, daß ein schmachtendes Liedchen zu einem wunderbar belebten und fast lockenden Gebilde wird; er ist sicherlich auf einem Höhepunkt seiner Gesangskultur.

Dieses Operettchen, ein ärmliches Fabrikat aus Gips, Pomade und Plüsch war mit einer Schicht von feinem Gold überzogen durch den Schimmer zweier musikalischer Temperamente und zweier schöner Stimmen.

Matkowsky von Emil Geyer

Zum fünfzehnten Todestag

Er war ein großer Barockkünstler. Seine Tugenden und seine Schwächen, sein Echtes und sein Falsches gehen so be trachtet zusammen und schließen sich zum Bild.

Barock darf freilich nicht nur als Benennung vergangenen Stils gelten, der, für die Lebenden erledigt, seine schöne Abteilung auf dem Friedhof der Kunstgeschichte hätte. Er ist nicht minder zusammenfassender Ausdruck immer wiederkehrender seelischer Verfassung und der ihr angemessenen Formensprache.

Matkowsky war ein Mensch des Barock. Seine Seele war zuhause und in stetem Geisterrapport mit jenem Zeitalter der Wucht und Monumentalität, des Affekts, der Maßlosigkeit, der strotzenden Lebensfülle. Zum mindesten seine Hauptseele — da viele Seelen sich in Jedem umarmen — war früher einmal Fleisch gewesen in einer jener Kraftgestalten des siebzehnten Jahrhunderts, die den Glanz und die Macht liebten und die üppige, laute und rauschende Repräsentation, die sich kraftgenialisch in derbstem Genuß und wilder Totschlaglaune austobten und wieder ganz betonte Würde und Haltung sein konnten und im Grunde unsichere Gefäße vulkanischer Triebe und Leidenschaften blieben, immer in Gefahr, unter ihrem Ausbruch in Trümmer zu gehen. Naturen voll tragischen Grundstoffs: auch Matkowskys Wesen hatte die angeborene Purpurfarbe des schicksalgeweihten, sich und die Welt heraus- und überfordernden tragischen Menschen.

Der seelischen Verfassung sinnliche Erscheinung war der wuchtige, massige Körper, das große, gebietende Auge, die mächtige Stimme, die kraftvolle Geste: das gegebene Material barocker Formensprache. Mit diesen Ausdrucksmitteln erfüllte er, revolutionierte er den pathetisch-akademischen Stil, bei dem er in die Schule gegangen war. Er warf ihn niemals ganz fort; aber er vergewaltigte, mißhandelte und verprügelte ihn. Er blieb in gewissem Sinne immer sein Erbe; aber wo es ihm paßte, zersprengte er seine Gebundenheit, aus der Ruhe ward Unruhe, aus der Kühle und Haltung Expressivität um jeden Preis, losgebundener Affekt und Ungestüm. Er zerriß den Fluß der Linie durch heftig zufahrende Aktion und jähe Geberden, er zerstörte den Rhythmus der schöntönenden Deklamation durch Schreie, Naturlaute, hervorgestoßene Worte, Heraussprudeln ganzer Versreihen. Aber er wurde niemals Naturalist: sein natürliches Sprechen war nur zerbrochener Vers und aufgelöste Deklamation, seine willkürliche

Geste nur gesprengte Linie und Protest und Trotz gegen sonst befolgte Form.

Harmonie blieb ihm versagt: er war auf das Kolossale eingestellt, der berufenste Darsteller expansiver Machtmenschen. Er besaß, was die Architekten des ersten Barock „la maniera grande“, den großen Stil, nannten. Auch Shakespeare ist ein Sohn des Barock: in den Menschen Shakespeares fand der Schauspieler Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut. Matkowsky hatte auch diese Lust am oft verwirrenden Detail, am überstark wuchernden, nicht mehr stilverschmolzenen Ornament, am Wulst und Auswuchs, die den spätern Barock oft entstellen, das Gefüge des Ganzen auflockern, auflösen und verwischen und aller Willkür die Tür öffnen. Man weiß, daß auch der Koloß Shakespeare seine Fülle nicht immer bändigen konnte und wollte.

Freilich: man kann nicht ungestraft Seele und Kunst des Barock in einer Zeit besitzen, die ein andres Lebensgefühl durchströmt. Das Gebiet des Menschlichen, das von jenem Stil umzirkt, durch ihn geformt ist, umschließt Elemente, die uns fremd oder gleichgültig geworden sind, und enthält Vieles nicht, was uns wertvoll, ja am wertvollsten scheint, und nach dessen Kunstwerdung wir am meisten verlangen. Jener Stil bestimmte Matkowskys Kraft, aber auch seine Grenze. Wir können seine Monumentalität mitleben, den Reiz seiner Dissonanzen, seine schwere, dumpfe Stimmung, sein musikalisches Pathos. Aber selbst Richard Wagners gewaltige Barockkunst ist voll von unangenehmer Rhetorik und Theatralik. Man denke auch daran, daß selbst Shakespeare keineswegs ganz rein mehr wirkt, weder sein Lebensgefühl noch sein Ausdruck. Und zudem haben wir einen Nachklang des Barock erlebt, er klingt noch immer fort, der imstande ist, uns allen Barock zu verekeln: jenes kraftmeierische hohle Epigonentum der Gründerzeit, das im Wilhelminischen Zeitalter munter weiter gezüchtet wurde, dessen Theaterdonner die Wildenbruch und Lauff lieferten. Den Gefahren dieser Nähe ist Matkowsky nicht entgangen; auch er gab oft nur Theaterdonner. Und viel Widerstrebendes mußte erst niedergekämpft und vergessen werden, viel formelhaft Wirkendes durfte man nicht sehen und hören wollen, ehe man sich der Macht seines Wesens hingeben konnte. Sein Wesen war echt. Aber auch er scheint nicht frei von dem Gefühl gewesen zu sein, daß seine Formensprache überlebt sein könnte: in der letzten Zeit strebte er nach Natürlichkeit, ja nach dem Naturalismus hin. Aber nichts wirkte unnatürlicher als seine Natürlichkeit, die eine große Stilwidrigkeit wurde.

Ein barockes Element ist allerdings von der Schauspielkunst untrennbar, die flüchtig ist und darum den Augenblick mit gedrängtestem Leben beladen muß, die nicht anders kann als nach dem stärksten Ausdruck suchen. Höchster Affekt, Monumentalität der Leidenschaft ist ihre tiefste Sehnsucht. Adalbert Matkowsky erfüllte sie. Das Feuer war sein Element. Und deshalb wird von ihm die Nachrede bleiben: Er war heimisch auf den Gipfeln seiner Kunst wie kein Andrer in seiner Zeit.

Wenn der neue Wein blüht

Dachte Björnson an Goethes ‚Nachgefühl', als er sein letztes Werk betitelte? Das Gedicht beginnt: „Wenn die Reben wieder blühen, Rühret sich der Wein im Fasse". Das Lustspiel beginnt mit ähnlichen Worten und mit ihrer Stimmung, die, ein bißchen altersgeschwätzig ausgesponnen wird. Aber weiter. „Wenn die Rosen wieder glühen, Weiß ich nicht, wie mir geschieht . . . Nur ein unbestimmt Verlangen Fühl' ich, das die Brust durchglüht." So geht es drei Männern, zwei alten und einem jüngern; so geht es einer Anzahl knospender Dinger, von denen drei kenntlicher hervortreten. Die Paare zum Contre! und wenn wirklich der Tanz junger Mädchen die schönste Ausstrahlung von Lebenskraft ist, die es gibt, dann erwarten uns Freuden. Es wird nicht allzu arg. Ist das nicht ein Juchhe-Optimismus, der die Schwere des Lebens nur darum leicht nimmt, weil er sie doch nicht bewältigen könnte? Björnson tut freilich, als geschähe aus Stärke, daß er jedem Konflikt aus dem Wege geht. Es ist ein Lustspiel, und ein Lustspiel soll von Gutgelauntheit durchtränkt sein, von Heiterkeit strahlen und von Frohsinn womöglich überströmen. Schön. Aber Björnson sieht ja Konflikte, rührt sie an und läuft ihnen dann erst davon. Er unternimmt, in die allgemeine Gehobenheit Ereignisse eingreifen zu lassen, die von Rechts wegen Schatten auf sie werfen müßten. Ein echter Komödiendichter würde zeigen, wie diese Schatten jene Gehobenheit verdüstern, wie sie mit ihr kämpfen und von der Sonne einer begründeten Lebensfreude schließlich überwunden werden. Björnsons bequemer Juchhe-Optimismus läßt jene ernsten Vorgänge einfach keine Schatten werfen. Eine Tochter kehrt kurz nach der Hochzeit weinend in ihr Elternhaus zurück, das vom Gelächter und Geliebe einer sorglosen Jugend und des jung gewordenen Alters laut und licht ist. Dieser Tochter könnte das Schicksal einer Frau Alving gedroht, und sie könnte sich ihm durch einen raschen Entschluß entzogen haben. Dergleichen würde dem ganzen Lustspiel eine menschliche Tiefe geben, die es erst zu einem wahren Lustspiel machte. Björnson huscht darüber weg. Er veranstaltet dieser Frau, die in jedem Fall ein trauriges Erlebnis hinter sich und eine fragwürdige Existenz vor sich hat, einen possenhaften Empfang und läßt im übrigen die lieben Leute weiter ihre flachen Feste feiern. Es ist nicht die einzige Episode, in der das Feingefühl des alten Dichters versagt; aber es ist die, in der die Diskrepanz zwischen Vorgang und Behandlung am fühlbarsten wird. Auf die Harmonie kommt es an.
Es ist ganz in der Ordnung, daß Rossini den leichtern ‚Barbier von Sevilla', Mozart die weit gewichtigere ‚Hochzeit des Figaro' komponiert hat. Rossinis Werk stammt von einem Liebling der Götter und erzeugt einen leichten Champagnerrausch. Mozarts Werk, das höchste und meisterlichste aller hohen Werke der dramatischen Musik, ist wie vom lieben Gott selber geschrieben, entrückt in den Himmel und gibt den Vorgeschmack der Seligkeit. Björnson als Lustspiel-

dichter ist ein Rossini, der an einen Stoff für Mozart geraten ist. Er schädigt den Stoff durch seine behagliche Oberflächlichkeit, und er schädigt die Form durch das schlechte Gewissen, das ihr gegenüber seine Einsicht in den Gehalt des Stoff es haben muß. Alles, was im Verlauf der drei Akte als Peinlichkeit, als toter Punkt, als Zwiespältigkeit empfunden wird, hat hierin seine Erklärung.

Am Schluß des zweiten Aktes wird endlich diejenige Verwicklung sichtbar, die aus den losen Szenen voll Drolerien und Duftigkeiten am ehesten ein humoristisches Drama, eine Ehestandskomödie machen könnte. Der alte Arvik, ein Schalk und ein Schelm, ein mit Ironien gepanzertes Herz, Einer, der immer erst gefragt werden muß, ob es sein Ernst ist, tut eines Tages kund, daß er seit Jahren in seiner Ehe gefroren hat, daß seine ganz Mutter gewordene Hausehre ihm als Mensch und als Frau bitter fehlt, daß er sich von den Kindern zurückgesetzt fühlt — und er geht für eine Nacht aus dem Hause, in der Hoffnung und mit dem Erfolg, daß er sich seiner Familie als unentbehrlich erweist. In diesen entscheidenden Auftritten waltet für mich nicht ein menschlicher Humor, nicht ein lachender Schmerz, ein wehes Lächeln, sondern abwechselnd: Sentimentalität und Situationskomik. Dieser achtzigjährige Björnson besinnt sich in seinem letzten Werk viel weniger darauf, daß er einmal ein Dichter, als daß er immer ein gerissener Theaterkopf gewesen ist. Eine schlagende Bühnenkenntnis ist überall fühlbar, und sie soll dort nicht getadelt werden, wo sie aus einzelnen Worten, aus Dialogstrecken, aus Gegenüberstellungen jede mögliche Drastik, wo sie aus der Jahreszeit und aus dem Verhältnis von Männern und Mädchen und von Eltern und Kindern jede mögliche Lyrik herausholt. Aber für diesen letzten Akt ist Bühnenkenntnis allein zu wenig. Der alte Arvik geht auf jene eine Nacht aus dem Haus, und es fallen dem alten Björnson folgende drei Szenen ein: ein rührseliges Heulquartett der zurückgebliebenen Frauen, das durch die schwankhaft wiederholte Verlesung der Liebesgedichte des Flüchtlings das Publikum unter Wasser setzen soll und auch setzt: die Rückkehr des Mannes, dem die Frau der Wahrheit gemäß sofort um den Hals fliegen müßte, und den sie der Momentwirkung zuliebe zunächst gehörig herunterputzt; der Transport des einen Ehebetts aus dem Zimmer der Mädchen in das Zimmer der Ehehälfte, der deutlich genug angekündigt worden ist, aus Gründen des Geschmacks unsichtbar stattfinden könnte, aber aus Gründen einer szenischen Pointierung unter Begleitung der Töchter vor unsern Augen stattfindet. Man mag sagen, daß in diesem Schlußbild eine sogenannte gesunde Sinnlichkeit liegt. Vielleicht. Ich für mein Teil spüre nur einen alten Theaterpraktikus, der sich selbst und das Publikum ein bißchen anwärmen möchte.

Das Theater der Königgrätzer Straße hatte das Stück so derb wie möglich angefaßt. Es geht auf Effekt aus, und der Regisseur Reinhard Bruck ging so weit mit, wie die Mittel des Hauses irgend zulassen. Das junge Gewächs, das die Stimmung des Lustspiels an-

schlägt, veranstaltete eine Orgie in Blond, aber leider nicht in Talent. Wahrscheinlich ist schwer, sieben richtige Schauspielerinnen, die unter Zwanzig scheinen (nicht: sein) müssen, für Einen Abend zu vereinigen. Eine, mit deren Sprache es hapert, Fräulein Erika Meingast, kann der ersten Liebe goldene Zeit, die holde Verwirrtheit der unalltäglichen Brautschaft mit einem fünfzigjährigen eignen Onkel, die stille Freude über die Versöhnung der Eltern wenigstens mimisch bestrickend ausdrücken. Onkel und Eltern — ja, wie sollen Schauspieler nicht allmählich darunter leiden, daß sie sich jeden Monat anderswohin vermieten! Paul Bildt war früher niemals so honigsüß wie hier als Norweger. Hermann Vallentin hat selbstverständlich die Gabe, jeden Satz zur Geltung zu bringen; aber er hat nicht gering von der seelischen Lautlosigkeit, der Noblesse und der diskreten Witzigkeit des alten Arvik, nicht genug von der Atmosphäre, die sich eben nur in jahrelangem Ensemblespiel einstellt. Und grade weil die Höflich ein herrliches Geschöpf wie eh und je ist, wünscht man ihr und sich, daß sie die paar falschen Töne wieder verliere, die sich dank der Gastiererei zwischen die echten geschlichen haben.

Armer Kleiner . . .! von Alfred Polgar

Der „arme Kleine“ ist ein häßlicher Astronom, einunddreißig Jahre alt, der sich wegen seiner Häßlichkeit vor den Frauen hütet, dennoch in sie gerät, leidenschaftlich für eine charmante Renée entbrennt, eines Stückchens ihrer süßen Seele, und — in einer durch Komödienschreibers List und Gnaden herbeigeführten günstigen Nacht — auch eines wesentlichen Stückchens ihres süßen Leibes teilhaftig wird. Er weiß selbst nicht, wie's geschah. Halb zog er sie, halb sank er hin. Eigentlich war sie entschlossen, in dieser Nacht einem Andern zu gehören, aber den Andern hatte das Lustspiel schlau beiseite geschafft, und so blieb nur: ihre Entschlossenheit, zu gehören. Dieser Objektmangel eines Bedürfnisses mag dem guten Jacques mehr genutzt haben als sein an die Schläfe gesetzter Revolver. Und dann ist es ja bekanntlich überhaupt ein Wunschtraum vieler Renées, von Einem, der wie ein Affe aussieht und also auch die sinnliche Energie eines Affen verspricht, überfallen zu werden. Und in der Not schläft man mit einem Astronomen, von der psychoanalytisch begründeten Werbekraft seiner Fernrohre und Teleskope ganz zu schweigen. Und Dunkel, Mitleid, Zweisamkeit sind Kupplerinnen. Und ob schön, ob häßlich, kommt nicht in Frage, wenn die Temperamente rasen. Kurz: der Vorfall scheint überdeterminiert. Herr Deval hat den Akt, in dem der Häßliche sich die Schöne ertrotzt, leider nicht geschrieben. Wir werden, wenn Sonne und Vorhang wieder aufgegangen sind, mit einer Erzählung des Jacques über sein großes nächtliches Erlebnis abgespeist. Freilich, wie Pallenberg das erzählt, ganz zerbrochen von kummervoller Seligkeit, ein totalgeschlagener Sieger, das Herz im Leibe gesträubt wie das Haar auf dem Kopf . . . das ist schon eine Nummer, die einen Akt aufwiegt.

In Lustspielen und Komödien sind neben Aegyptologen Astronomen die beliebtesten Vertreter schlemihliger Männlichkeit. In Devals Stück hat der Beruf des Helden aber auch seinen bühnentechnischen Wert. Er rechtfertigt nämlich ein über dem Zimmers gelegenes Observatorium, in das sich der alte Akademieprofessor, Jacques' Schutzengel, verstecken kann. Dem Regisseur des Raimund-Theaters wiederum leistet die Wendeltreppe ins Observatorium gute Dienste. Wenn Jacques, diese Treppe hinaufkletternd, vier-, fünfmal, in immer verstärkter Inbrunst „Ich liebe sie!" ruft, so ist das zwiefach-echt eine „Steigerung", die leibhaftige Klimax, die von der gemeinen Wirklichkeit realisierte Idee der Jeßnerschen Treppe, die vielzitierte „Gestuftheit". Sonderbar, daß Jacques „goldene Sterne" sagt, einen sogar als „Perle" anspricht. Astronomen — mit Ausnahme von Hans Müllers Galilei — haben es doch eigentlich mehr mit der Integralrechnung als mit der Poesie. Ich halte sie für rechte Bürokraten des Himmels und glaube, daß grade ein professioneller Sterngucker niemals das sein wird, was man einen „Sterngucker" nennt.

Das Lustspiel von Deval, aus einem Gefühls- und Gedankenmaterial verfertigt, das hohl, aber auch leicht ist wie Vogelknochen, hat seine Lustspielreize. Ein sommerlich luftiger Bau aus Worten, der, wenn er einstürzt, nichts Lebendiges begräbt. So kann man ihm ohne Angst und Unbehagen schwanken zusehen. Derlei französische Komödien, verlogen und verbogen, tragen ihre Unwahrscheinlichkeit doch mit Grazie. Sie wirken nicht übel, weil sie ihre falschen Farben lächelnd bekennen, offen, wie die Pariserin ihre Schminke. Sie legen Leidenschaft, Liebe, Wehmut auf, nicht um derlei ernsthaft vorzutäuschen, sondern weil es ihnen zu Gesicht steht, und tropfen Tränen ein, nicht um des Lebens Leid zu manifestieren, sondern weil das der Pupille erhöhten Glanz gibt.

Pallenbergs Jacques ist ganz durchtränkt von einem Grundgefühl, von dem der Ohnmacht. Er spielt in allen Nuancen von grau, ein Virtuose auf der ach-Saite, und es ist rührend, wenn in dieses Grau plötzlich heiße Blutfarbe schießt (um gleich wieder schamhaft-eilig zu versickern). Bewundernswert, wie Pallenberg das Lächerliche der Figur preisgibt, ohne im Geringsten die Figur preiszugeben. Er war nie mit mehr Zartgefühl erheiternd. Hie und da zuckt, sekundenlang, unbändige Lust am Spaß in ihm, und der Zuhörer ist gespannt, wer stärker sein wird: sie oder er. Ein Wetterleuchten von Komik, das, in mir zumindest, tiefes Verlangen weckte nach dem niedergehenden Gewitter. Aber „die Literatur" beschützt uns, leider, vor solchem Naturereignis!

Fräulein Nora Gregor, rein und hold, von den Genien der Sanftmut und Lieblichkeit behütet, spielt die lasterhafte, frivole, kapriziöse Salondame. Doch die kann ihr nichts anhaben. Und wenn sich das Lustspiel auf den Kopf stellt, es wird mit seiner Verleumdung dieser Renée Gregor als pikantes Luxusweibchen bei uns kein Glück haben. Sehr gut der Professor des Herrn Ziegler. Ein liebenswert knuspriger, unpathetischer Greis, dessen Seele sich rosiger Bäckchen erfreut.

Gold und Silber von Morus

Schacht und Helfferich

Wir machen uns. Zu dem bisherigen Sortiment erstklassiger Papiergeldarten bekommen wir jetzt eine Banknote, deren Deckung nicht nur auf der Rückseite (wie bei der Goldanleihe) oder auf dem Schornstein (wie bei der Rentenmark) steht, sondern wirklich vorhanden ist. Zu 50 Prozent in Gold und Devisen und zu 50 Prozent in prima Wechseln. Zwar ist das Wortchen „wir" etwas euphemistisch, denn die Noten der Golddiskontbank sind ausdrücklich für den Import bestimmt, und es sind ihrer auch nur 90 Millionen. Aber der Anfang ist gemacht, und es wird ein Weg sichtbar, der aus der Kartenhausstabilität der Renten- und der Billmark hinausführt. Wichtiger als der englische 300 Millionen-Kredit an sich — von dem 100 Millionen sofort und 200 Millionen zur Rediskontierung von Wechseln zugesagt sind — ist die Tatsache, daß ausländisches Kapital mit einer deutschen Notenbank verflochten ist. Das grade unterscheidet diese Kreditaktion von den holländischen Konsortialkrediten, deren erster Schachts früherm Kollegen Jacob Goldschmidt und deren zweiter und bedeutenderer dem Leiter des amsterdamer Mendelssohn-Hauses: dem ganz genialischen Doktor Mannheimer zu danken ist.

Grund genug für Helfferich, seinem Konkurrenten Schacht einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Wär' es gelungen, die Golddiskontbank im Reichstag zu Fall zu bringen, so wäre damit auch Schacht erledigt gewesen; bequemer als Erzberger, ohne Moabit und Biberach. Denn mit einem Mann, der diese Vorlage — eine Goldbank mit ausschließlich deutscher Verwaltung und Majorität der Reichsbank — nicht einmal durchsetzte, konnte das Ausland natürlich nicht verhandeln.

Was die Oeffentlichkeit in der Schlußsitzung des Reichstags sah und hörte, war nur noch ein Nachspiel, bei dem Helfferich seinen Aerger darüber, daß der Coup mißglückt war, an der ‚Vossischen Zeitung' ausließ. Die Hauptaktion wurde im Ausschuß unternommen. Da Helfferich offenbar glaubte, mit finanztechnischen Einwendungen gegen Schacht nichts ausrichten zu können, zog er das patriotische Register und warf dem Reichsbankpräsidenten nur ein ganz klein bißchen Landesverrat vor. Schacht soll, wie Helfferich in Amsterdam von einigen nicht genannt sein wollenden Herren gehört hat, als Aequivalent für die Genehmigung der Bank in Paris Zusagen in der Rhein- und Reparationsfrage gemacht haben. Irgendetwas ganz Schuftiges jedenfalls: Erfüllungspolitik oder so. Prompt fiel der Vertreter der Deutschen Volkspartei, der famose Herr Dauch aus Hamburg (der nur etwas zu lange in den Tropen gewesen ist) hinein. Große Aufregung im Hause Marx-Hamm. (Schacht war ja in Paris.) Es zog nicht. Glasenapp, der Unsterbliche, verteidigte seinen neuen Herrn. Es zog nicht. Luther sprang ein. Auch das genügte noch nicht. Herr Stresemann mußte in höchsteigner Person erscheinen und zu Protokoll geben, daß die Regierung keinerlei Zusicherungen an den Reparationskommissionen oder sonstwen gemacht

habe. Da mußte denn Helfferich die Segel streichen; nicht ohne noch in der Rage erklärt zu haben, eine Kreditnot sei gar nicht vorhanden.

Tags zuvor, ehe das deutsche Volk seine ersten Goldzertifikate bekam, erhielt es das erste Silbergeld. Das war der letzte Fehltritt dieses sündenbeladenen Reichstags. Die Golddiskontbank bringt zwar auch neues Geld nach Deutschland, ohne daß der vermehrten Geldkraft sofort eine Steigerung der Wirtschaftskraft gegenübersteht. Aber von einer Kreditinflation kann man bei der jetzigen Knappheit des Geldmarkts nicht sprechen, und auch die fünf Millionen Pfund Noten der neuen Bank wirken nicht inflatorisch, denn sie werden nach Möglichkeit nur gegen Devisen oder allenfalls gegen Rentenmark und Reichsbanknoten umgetauscht. Das Silbergeld aber soll gegen Notgeld ausgegeben werden, gegen dasselbe Notgeld, das nach der ausdrücklichen Ankündigung Luthers ohnehin eingezogen werden sollte. Die Regierung „verdient", daß heißt: nimmt dem Volke bei jeder Silbermark 75 Goldpfennig, da der Metallwert der Münzen nur 25 Prozent ihres Nennwertes beträgt (gegen 50 Prozent in der Vorkriegszeit). Zum Ueberfluß droht noch die Regierung, sie werde, wenn das Silbergeld etwa gehamstert wird, auch ohne Einziehung von Notgeld Silbergeld ausgeben. Drohung mit der Inflation: das neueste Mittel gegen Geldentwertung. Der einzige mildernde Umstand bei dieser zweifellos inflatorischen Münzfabrikation ist die Aussicht, daß die genehmigten 300 Millionen Mark frühestens in acht Monaten fertig sein können, da monatlich nur 30-40 Millionen geprägt werden können. Möge uns Wotan vor der Erfindung eines neuen Münzverfahrens bewahren!

Das Urteil des Untersuchungsausschusses

Kurz vor Toresschluß hat der Untersuchungsausschuß über die Markstützungsaktion seinen Bericht veröffentlicht. Die Verhandlungen waren im Juni vorigen Jahres. Er hat also zu dieser Schwergeburt grade neun Monate gebraucht. Ein Beweis mehr, daß der Reichstag sich bis zuletzt gewisse menschliche Züge bewahrt hatte. (Bei Elefanten dauert es, laut Brehm, zwanzig Monate.)

Aber Robert Schmidt, der geistige Vater des Berichtes, hat Pech gehabt. Das Neunmonatskind erweist sich als eine arge Mißgeburt. Man erinnert sich noch, was sich damals, in wochenlangen Beratungen, unter Heranziehung aller möglichen Sachverständigen, ergeben hatte: ein gradezu groteskes Bild von Schluderwirtschaft im Reichsfinanzministerium, von dem sträflichen Leichtsinn der Reichsbank, von der Eigenmächtigkeit der Eisenbahnverwaltung, von den Sabotageakten des einen Ressorts gegen das andre. Und das Urteil des Untersuchungsausschusses? „Im allgemeinen sind jedoch (bis auf einige Einwendungen gegen den zu starren Einheitskurs) von den gehörten Kennern der deutschen Wirtschaft weiter keine Bedenken gegen die Taktik der Reichsbank erhoben worden. Ein gewisser Widerspruch muß allerdings darin erblickt werden, daß sämtliche an der Aktion beteiligten Stellen nach ihrer ausdrücklichen Aussage sich von Anfang an über die begrenzte Dauer der Aktion klar gewesen sind, daß aber andrerseits keine dieser Stellen vor dem Ausschuß von einem Programm oder einem Plan für den Augenblick gesprochen

hat, in dem die Fortsetzung der Stützungsaktion in der alten Weise auf unüberwindbare Widerstände traf.“ Ebenso ist dem Ausschuß aufgefallen, „daß anscheinend ein allgemeiner Finanzplan für die Finanzierung des Ruhrkampfes nicht bestanden hat“.

Aber das ist noch der Glanzpunkt des Berichts. Am kuriosesten der Fall Stinnes. In den kritischsten Apriltagen hatte das berliner Stinnes-Haus sich nicht nur 93 000 Pfund Sterling für Kohlenkäufe der Eisenbahn durch eine Rundfrage bei berliner Banken beschafft, sondern hatte dazu noch, ebenfalls im freien Markt, für ihren Privatbedarf 55 000 Pfund auf Termin Mai und Juni gekauft. Worüber der sozialdemokratische Exminister also urteilt: „Die Tatsache dieses Kaufs für die Eisenbahn sowie die weitern Käufe am 16. und 17. April mögen objektiv mit dazu beigetragen haben, die Devisenanforderungen zu erhöhen; der Firma Stinnes kann aber weder aus der Tatsache, daß sie gekauft hat, noch aus der Art, wie sie gekauft hat, irgendein Vorwurf gemacht werden.“

Allerdings in andern Ländern hätte ein derartiger Vorgang wahrscheinlich Anlaß gegeben, die Devisenkäufer mit den schwersten Strafen einer Sondergesetzgebung zu belegen. Aber in einem Lande, wo ein sozialdemokratischer Wirtschafts- und Wiederaufbauminister dieses Urteil fällt, kann man Hugo Stinnes keinen Vorwurf machen.

Das Tollste dabei ist, wie dieser köstliche Bericht zustande kam. Er ist, wie die Deutsche Allgemeine Zeitung mit besonderer Genugtuung hervorhebt, von sämtlichen Mitgliedern des Untersuchungsausschusses unterzeichnet. Tatsächlich haben aber grade die Abgeordneten, die schon während der Verhandlungen über den Fall Stinnes wesentlich andre Ansichten äußerten, erst aus den Zeitungen von dem Bericht etwas erfahren. Das Reichstagsbüro hat einfach ihre Namen daruntergesetzt. Im gewöhnlichen Leben nennt man so etwas Urkundenfälschung. In der Geschäftsführung des Reichstags soll das, nach einer Entscheidung des Aeltestenausschusses, statthaft sein, wenn Abgeordnete bei irgendeiner Beschlußfassung nicht zugegen gewesen sind. Ganz zu Unrecht ist dieser Reichstag doch nicht aufgelöst worden.

Börsenumsatzsteuer und Bankbilanzen

Es war eine respektable Trauerversammlung, die sich in der vergangenen Woche in der Singakademie eingefunden hatte, um gegen die Börsenumsatzsteuer zu protestieren. Solch eine pompöse Wagenauffahrt gibt es sonst nur bei Festen, die zu Gunsten der Armen veranstaltet werden. Aber diesmal ging es um die eigne Not, und da mußte man erst recht die Autos ankurbeln, um nicht zu spät zu kommen. Die ersten und besten Namen waren aufgeboten. Und sogar eine Sensation gab es, nicht etwa eine Rede, die nicht aus bodenständigen Plattheiten bestand, aber eine grammatikalische Sensation, die noch immer die Börse beunruhigt. Fünfmal hintereinander hat der Geheime Kommerzienrat Ernst von Borsig, der Schloßherr vom Tegeler See, statt Inflation Inflatation gesagt, und seitdem müssen die Söhne aller Börseaner den Georges, den Ostermann und den Ellendt-Seiffert wälzen, um die Sache einwandfrei festzustellen. Denn wenn man es in der Burgstraße auch sonst nicht so genau mit der deutschen Sprache nimmt: das Wörtchen Inflation (oder doch Inflatation?) wollen wir Alle heilig halten.

Den Protestlern der Singakademie ist nicht nur Belehrung, sondern auch Erfolg zuteil geworden. Schneller als sonst hat sich das Reichsfinanzministerium zu einem Abbau der Steuer bereit erklärt. Nun ist gewiß zuzugeben, daß die hundertfache Vorkriegstaxe etwas reichlich ist. Die Steuerbelastung jedes Effektengeschäfts mit 6 Prozent für An- und Verkauf hat auch insofern gewisse volkswirtschaftliche Nachteile, als sie mit den Anlaß zu den immer noch viel zu großen Kurssprüngen am Effektenmarkt bildet und dadurch eine permanente Umwertung aller Werte hervorruft, die unter einer stabilen Währung unerträglich ist. Der Einwand aber, der von den Bank- und Börsenprotestanten erhoben wurde, daß die Stagnation am Effektenmarkt eine Schädigung der Allgemeinheit bedeute, ist alles andre als stichhaltig. Das Gegenteil ist der Fall. Es wäre ein Unglück, wenn bei dem jetzigen Mangel an mobilem Kapital noch mehr Geld durch das Hin- und Herhandeln an der Börse absorbiert würde. Denn es ist nicht richtig, daß durch größere Umlaufsgeschwindigkeit der Geldbedarf sich stets verringert. Im vorigen Jahr, in der Blütezeit der Publikumsspekulation, wurde bei schnellster Zirkulation ein unverhältnismäßig großer Teil der Umlaufsmittel am Effektenmarkt festgehalten und der produktiven Wirtschaft entzogen.

Die schönen volkswirtschaftlichen Argumente, mit denen die Rhapsoden der Singakademie ihren Cantus schmückten, waren aber, im Grunde genommen, auch nicht so ernst gemeint, und die einzige Klage, die von Herzen kam, war der Jammer der Banken über das schlechte Geschäft. Nachdem die Aermsten während der Inflation hundert und mehr Prozent verloren haben, will ihnen jetzt der Fiskus die Segnungen der stabilen Währung vorenthalten. Ein peinlicher Zufall hat gefügt, daß einige Tage darauf die erste Großbankbilanz, der Abschluß der Berliner Handelsgesellschaft, erschien, und daß Herr Fürstenberg, der Vorsichtigste von Allen, doch noch einen Rohgewinn von 3½ Millionen und einen Reingewinn von 1,8 Millionen ausweisen konnte. Und im Gegensatz zu vielen sehr gut fundierten Industrieunternehmungen erhalten die Aktionäre sogar noch 1 Prozent Golddividende

Auch die Befürchtungen der Aktionäre, Carl Fürstenberg beabsichtige, das Goldkapital der Handelsgesellschaft im Verhältnis 3 : 2 oder 3 : 1 zusammenzulegen, stellten sich als unbegründet heraus, und der Kurssturz der Handelsanteile, der auf diese trüben Ahnungen hin eingetreten war, wird wohl bald wieder ausgeglichen werden. Denn in der Uebergangszeit können sich natürlich nicht die Börsenkurse völlig nach der Dividende richten. Im übrigen aber war die Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft, in der nur die Debetseite spezialisiert war, vollendeter Unfug, und es ist dringend zu fordern, daß die Gerichte rechtzeitig eingreifen, wenn etwa andre Banken dem Beispiel Fürstenberg folgen. Auch die Bilanzverschleierung muß ihre Grenzen haben.

Bemerkungen

Sowjet-Rußland und Amerika

Der ehemalige Senator Joseph J. France, der soeben Moskau verlassen hat, schreibt in der ‚Chicago Tribune' — einem Kampforgan der gegenwärtigen amerikanischen Regierung:

Rußland besitzt an Naturreichtümern dreimal so viel wie Amerika, und es ist heute das einzige Land in Europa, möglicherweise mit Ausnahme Englands, das eine feste Währung hat. Die russische Regierung ist die fähigste und geschäftstüchtigste, aber auch die ehrlichste unter allen Regierungen, die gegenwärtig am Ruder sind.

Das Papiergeld ist von der Regierung schnell aufgekauft worden. Papiergeld ist nur noch in den entiegenen Gebieten des Reichs im Verkehr. In den großen Zentren sind nur die Goldtscherwonzi im Umlauf. Diese werden gegen Golddepositen oder Dollars emittiert.

Rußland hat eine märchenhafte Zukunft vor sich. Es besitzt dreimal so viel Erdöl, Kohlen, Gold, Silber und andre Mineralien wie Amerika. Die Sowjet-Regierung wird in Kürze die übrige Welt dazu zwingen, sie anzuerkennen.

England hat bereits den Anfang gemacht und ist im Begriff, von diesem seinen Schritt Nutzen zu ziehen. Die englische Handelswelt weiß, mögen auch die englischen Zeitungen sagen, was sie wollen, daß Rußland als Verbraucher ungeheure kommerzielle Möglichkeiten bietet. Entgegen der allgemeinen Auffassung macht Deutschland wenig Geschäfte in Rußland, und es gibt nur ganz wenige Deutsche in der russischen Armee, wenn überhaupt.

Im Jahre 1920 haben Lenin und Trotzky, diese beiden Träumer, erklärt, sie wollten Rußland elektrifizieren. Sie wurden ausgelacht. Heute aber sind trotz der schändlichen Blockade zwei mächtige Kraftwerke in Betrieb und drei andre vor der Fertigstellung.

Die Gerüchte, daß Trotzky gemaßregelt worden sei, sind reiner Nonsens. Als Lenin starb, gab es selbstverständlich gewisse Reibungen zwischen den verschiedenen Parteien, keineswegs aber waren die Differenzen größer, als sie zwischen Republikanern und Demokraten in Amerika heute herrschen. Trotzky ist einer der wenigen gegenwärtig herrschenden Männer, die Intelligenz und Organisationstalent verbinden. Weshalb er zur Zeit an den Regierungsgeschäften nicht teilnimmt? Einzig und allein, weil er sehr krank ist. Auch die Lenin-Partei hofft jedoch, daß er in Kürze gesund genug sein werde, um die Arbeit wieder aufzunehmen.

Ich kenne die Gründe, warum Amerika abgelehnt hat, Sowjet-

Rußland anzuerkennen. Sie sind nicht ehrenvoll für Amerika. Vielleicht ist Staatssekretär Hughes über diesen Punkt nicht informiert. Er wird es aber sein, sobald ich nach Amerika zurückgekehrt bin. Ich habe mich nämlich mit vagen Behauptungen nicht begnügt. Ich habe tiefer geschürft und gefunden, daß es finanzpolitische Gründe waren, die die Entscheidung Amerikas diktiert haben.

Hughes ist ein braver Provinzrichter. Er hat von internationalen Fragen keine Ahnung, und deshalb ist möglich, daß er in seiner Haltung gegenüber Rußland ehrlich ist.

Jedenfalls hat es in der Geschichte Amerikas keine so korrupte Regierung wie die gegenwärtige gegeben. Mit einer einzigen Ausnahme sind bereits alle Mitglieder des Kabinetts kompromittiert, und dieses eine werde ich kompromittieren, sobald ich heimgekehrt bin. Schon das Alkoholverbot hat die Regierung kompromittiert, denn alle Organe der Schatzkanzlei, die das Alkoholverbot durchzuführen hatten, sind gewöhnliche Verbrecher.

Ich habe gegen das Alkoholverbot gestimmt. Nachdem es aber Gesetz geworden, fordere ich entweder strenge Durchführung oder Zurücknahme. Bei der Nachwahl in meinem Bezirk organisierte der Ring der Whiskyschmuggler den Widerstand gegen meine Wiederwahl. Der Ring hat mich, mit stiller Unterstützung der Schatzkanzlei, geschlagen.

Ich bezweifle, daß die gegenwärtige Regierung bei der bevorstehenden Wahl den Sieg erringen wird. Es wird wohl eine dritte Partei entstehen, eine Allamerikanische Partei. Welche Aussichlen sie haben wird, läßt sich nicht voraussagen.

Autor und Verleger

Lieber Siegfried Jacobsohn,
sagen oder schreiben oder drucken Sie doch, bitte, Herrn Carl Sternheim, daß nach all den pflaumenweichen und neckischen Angriffen unsrer Zunftkollegen gegen die Verlagsgeschäftsleute die Lektüre seiner Briefe (in Nummer 10 erschienen) an den Saboteur seiner Werke einen wahren Strahl warmen Trostes in die Oede meines Gefangenen-Daseins gesendet hat. Auch ich gehöre zu den vielleicht allerunglücklichsten deutschen Autoren, die sich bei der Jagd nach dem Verleger einen Kurt Wolff gelaufen haben. Wie mich bei allen geschäftlichen Unternehmungen schon immer der sichtbarliche Finger Gottes so leitet, daß die Pleite unausweichlich ist, gelangte der erste große Sammelband meiner Gedichte in sehr schöner Ausgabe ausgerechnet im Juli 1914 auf den Büchermarkt — aber immerhin noch nicht zu Kurt Wolff, dahingegen zu einem Verleger, der drei Wochen später unter dem Donner der Geschütze seine Weltanschauung von Grund aus revidierte. Zwar fand im November 1918 eine Rückwärtsrevision zur roten Rosette statt, doch genügte die Zwischenzeit, um die kompromittierende Geschäftsverbindung mit mir zu lösen und die ganze Auflage meines Buches — sie dürfte noch kaum angetastet gewesen sein — an den Kurt Wolff Verlag zu veräußern. Ich erfuhr von dieser Transaktion erst, als sie schon vollzogen war, freute mich ihrer aber im Hinblick auf die Rührigkeit, mit der

Die Russen sind Politiker ersten Ranges, eigentlich die einzigen, die existieren. England ist in seiner Klugheit immer gebunden und beschränkt. *Theodor Fontane*

der erste Verleger die kriegerische Fahne der Neuorientierung schwenkte. Er wäre für meine Lyrik schwerlich mehr ein ergiebiger Cassirer geworden, und ich ahnte noch nicht, was es bedeutete, dem Wolff hingeworfen zu werden. Daß das Buch während des Krieges keine Erträgnisse bringen konnte, war mir natürlich klar, und so übergab ich, schon von der Festung aus, ein neues Gedichtbuch, das meine seit 1914 entstandene Produktion enthielt, in bestem Vertrauen wieder dem Kurt Wolff Verlag, der mir zusagte, zugleich damit den großen Gedichtband zu fördern, einen eignen Prospekt drucken zu lassen und ihm nachträglich zur Beachtung zu verhelfen. Das war Anfang 1920. Was geschah? Als das neue Buch ausgedruckt war, hatte das politische Bild in München ein Aussehen gewonnen, das die „Konjunktur" in ein verändertes Licht brachte, und so tat Herr Wolff zunächst einmal gar nichts. Das für Gedichte ganz ungewöhnliche Interesse, das mein zweites Buch fand, erlahmte unter der schon fast aktiven Passivität, mit dem der Verlag es unter den Tisch rutschen ließ. Inzwischen setzte dann die Inflation ein, und nun wurde plötzlich das während des Krieges erworbene Buch abgesetzt — ohne Prospekte, ohne irgendwelche Anstrengungen des Verlages, der es nun aber zu Preisen verschleuderte, die ihm gewiß seine Ausgaben ersetzten — den Begriff der „Aufwertung" kannte man ja noch nicht — , die aber noch nicht einmal den Makulaturwert auch nur annähernd erreichten. Ich hatte vollständig das Nachsehen. Die Auflage ist weg, ein Neudruck wird nicht veranstaltet, und das zweite Buch vermodert in den Regalen des Wolffschen Lagers. Ich könnte noch mehr von meinen Verlegern erzählen. Meine Lage macht es nicht sehr aussichtsvoll, jetzt damit etwas zu erreichen — : aber treff ich euch draußen im Freien!

Carl Sternheim meint, man müsse dem Publikum sagen, was die Schriftsteller zu dulden haben. Ich sehe den Zweck nicht ein. Sollen die Bücherfreunde aufhören, unsre Bücher zu kaufen? Es gibt nur ein Mittel für uns, uns den Vampyrrüsseln der Verleger zu entwinden — Georg Hermann hat schon mit einer Schulter den richtigen Glockenstrang gestreift, aber dann am falschen geläutet — : das Mittel ist die secessio in montem sacrum. Ich habe schon vor zehn, zwölf Jahren angeregt, der Knechtung

der Verleger durch Gründung von Autoren-Verlagsgenossenschaften zu entrinnen (denen später Autoren-Sortimentsgenossenschaften folgen können). Die Betriebsmittel? Es gibt Genossenschafts-Bäckereien, Genossenschafts-Dampfmühlen — der geeinte Wille von Bäcker- und Müllergesellen hat die Mittel dazu geschaffen. Herbert Eulenberg ist nicht genug zu danken, daß er die Schmach öffentlich gemacht hat, Carl Sternheim, daß er ihr den Namen Schmach angeheftet hat. Möge Herrn Fritz Th. Cohn, wenn die „Firma Eulenberg & Sternheim“ sich wirklich einmal präsentiert, sein übles Witzeln noch sauer aufstoßen!

Erich Mühsam

Taschenbuch für Damen

Der Matthäikirch-Platz liegt zwar mitten in Berlin, umbraust von den großstädtischen Geräuschen der fünfzehn Automobile, die täglich die Potsdamer Straße durchqueren, aber abgedeckt von ein paar stillen Straßenzügen, die, asphaltstill und sperlingsbehüpft, unberührt daliegen. Dieses kleine Viertel ist eines der hübschesten von ganz Berlin, eine Perle in der Auster. Gar nicht von heute — aber mitten drin.

Was das ‚Taschenbuch für Damen‘ von Julie Elias angeht, das der Verlag Ullstein grade herausgebracht hat, so ist zu sagen, daß es noch die letzten Spuren berlinischer Tradition trägt. Großvater Fontane lächelt milde hernieder, Alles ist sehr fein, sehr ruhig, ein bißchen spöttisch, ein bißchen gefühlvoll (nur eine Prise Gefühl) — und sehr solide und gut abgelagert. Erst blätterst du in den Seiten — Emil Orlik hat sie bunt durchschossen: portraitähnliche und galant geschmeichelte Zeichnungen, lustige Erinnerungen an Ballfeste und kleine Tees, gezeichnete Liebeserklärungen und kühle Konstatierung: es ist Alles da.

Julie Elias. . . es ist leichter, ein Kochbuch zu schreiben, als aus einer Speise herauszuschmecken, was Alles darin ist. Diese hier ist gekocht, wie nur je eine liebende Mutter sie gekocht hat — aber eine Mutter, die von den Köchen der großen Welt gelernt und die fast zu subtilen Rezepte der Hotels in gute Hausmannskost umgewandelt hat. Und jeder Satz ist — wie selten in diesem Dorf! — so angenehm selbstverständlich.

Die kleinen Geschichten sind elegant und leicht und gehen glatt ein wie das Telephongespräch mit einer Dame, die „dazu gehört“. Da ist genau dieser Ton, der die kleinen Klatschdinge des Kreises zu überschätzen scheint, die Sprecherin weiß das — aber es macht ihr Spaß, und man fühlt sich zu Hause. Mollig wie ein angewärmtes Hemd . . . Uebrigens steht eine himmlische Geschichte von Else Lehmann darin, der eine italienische Schauspielerin, Tina di Lorenzo, auf die Pelle rückt. Die sprudelt eine vokalreiche Suada mit vielen issimas auf die gute Else, die immer besser schlesisch als italienerisch gesprochen hat. Und die sich schließlich, beide Hände auf dem Busen, demütig verneigt und beglückt flüstert: „Janz jejenseitig!“ „Janz jejenseitig!“ Und weil auch Dienstmädchengeschichten in dem Bändchen stehn, sollte es auf dem Nachttisch keiner Dame . . . Sagen, Sie, verehrte Frau Julie Elias: haben Sie schon einmal meine

schönen Römerdramen und garantiert unanständigen Pubertäts-
komödien so gelobt? Nein. Ist das nett? Wiederum: Nein. Kurz:
Nieder, mit dem Taschenbuch für die Damens! *Peter Panter*

Aus einer einzigen Verhandlung

Hitler: Ich muß dann darauf zurückkommen, daß mir bis jetzt
vorgeworfen wird, ich hätte mein Ehrenwort gebrochen.

*

Haben Sie nun noch den Mut, mir Ehrenwortbruch vorzuwerfen?

*

Hitler (schreiend): Nie und nimmer habe ich mein Ehrenwort
gegeben.

*

Hitler (sehr erregt): Ich behaupte, daß mein sogenanntes ge-
brochenes Ehrenwort von der andern Seite glatt erfunden wor-
den ist.

*

Hitler (in höchster Erregung): Der einzige Mensch, der sein
Ehrenwort vom 1. Mai gebrochen hat, ist nicht Hitler, sondern der
General v. Lossow gewesen.

*

Hitler (in höchster Erregung aufspringend): Ich verzichte auf
jede Ehrenerklärung von Herrn von Kahr.

*

von Kahr (sehr bestimmt): Ich habe hier keine Ehrenerklärungen
abzugeben.

*

Rechtsanwalt Holl : Er versichert auf sein Ehrenwort, daß
Hitler nicht sein Ehrenwort gegeben hat.

*

Vorsitzender: Ich habe die stille Hoffnung, daß wir morgen mit
der Beweisaufnahme fertig werden.

Die Familienähnlichkeit

Zeitungsnachricht: „Der Sohn eines Hohenzollernprinzen soll
zur Zeit in New York aufhältlich sein. Er erklärte: Was in Ame-
rika am interessantesten ist, das ist der kolossale Verkehr auf
dem Broadway und die kolossale Lichtreklame. So was gibts in
Europa nicht."

Zwei Sozialisten

Der Genosse Wels hat neulich eine Rede gehalten, worin es
hieß: „Seit unsrer letzten Zusammenkunft sind zwei bedeutende
Sozialisten aus dem Leben geschieden : die Genossen Pfann-
kuche und Lenin."

Die Mutter

Ihre Wange lehnt sie
an des Kleinen warmes Haupt,
und ihre guten Finger kosen
seine räkelnden Füßchen.
In ihren Ohren singt
das kleine Herz.
Da zuckt, wie süßes Entsinnen,
lüsternes Weh durch ihren Schoß.
Klein und zärtlich ist der Hauch
von des Geschöpfchens Lippen
an ihre schauernden Lider
wie der Odem des Geliebten,
Morgenwind der Empfängnis!
Ihre Lippe segnet des Kindes Scheitel,
und in seliger Ruhe
fühlt sie unaufhörlich, unendlich
sich gebären. *Erich Weinert*

Antworten

Preußisches Justizministerium. Wo ist, der den Ueberfall auf Harden verübt hat, der Oberleutnant Ankermann? Ist er Herrn Emminger bei der Justizreform behilflich?

W. L. in Hamburg. Sie schicken mir diesen Zeitungsausschnitt: „Ein Nibelungenkranz in der Gruft Friedrichs des Großen. In der Potsdamer Garnisonkirche ist am Sarge Friedrichs des Großen ein goldener Kranz mit schwarzer Atlasschleife niedergelegt worden, welcher folgende Aufschrift trägt: Am Tage der Uraufführung des Nibelungen-Films 14. II. 1924 in Treue. Fritz Lang und Maria." Und fragen: „Ist das möglich?" Warum soll es das eigentlich nicht sein? Erstens sind diese Beiden die wahren Vollstrecker des deutschen politischen Willens. Zweitens aber: Wissen Sie noch von der Schule her, was eine Libation ist? Ein Opferguß der alten Römer. Fritz Lang und Maria sind abergläubisch wie alle Theaterleute. ‚Fridericus Rex' war ein Riesenerfolg. Da dachten sie einfach: Wenn wir Fridericus Rex einen Kranz spendieren, wird der Riesenerfolg des ‚Fridericus Rex' auch unsern ‚Nibelungen' werden. Was Wotan weihen wollte!

Kurt Wolff Verlag. Du schreibst mir: „Herr Carl Sternheim veröffentlicht in Nummer 10 der ‚Weltbühne' Briefe, die er an uns gerichtet hat. Warum veröffentlicht er die Antworten nicht? Wahrscheinlich, weil aus ihnen hervorgeht, daß er für alle Werke bei Erscheinen im Voraus honoriert ist, zum weitaus größten Teil sogar in Goldmark". Gern drucken würd' ich nun auch noch eine Antwort von dir auf die Behauptungen, die Erich Mühsam in dieser Nummer aufstellt.

Leipziger. In deiner Stadt hat sich wieder einmal einer jener deutschen Beleidigungsprozesse abgespielt, bei denen man sich nur wundert, warum die Richter nicht vorziehen, dem Deliquenten vor der Verhandlung sein Urteil auf einer Postkarte mitzuteilen. Was wär' das für eine Zeitersparnis! Wozu dieser umständliche Apparat von Verlesungen und Vernehmungen, Gutachten und Plaidoyers! Das Urteil kennt, wer die Gesichter der Richter betrachtet; was aber, nicht zu empfehlen ist. Zum Beispiel der Vorsitzende in dem Prozeß um das reaktionäre Gymnasium von Friedenau blafft gegen Angeklagte, Verteidiger, Zuhörer und darf, ohne zurechtgewiesen zu werden, einen Zeugen, der an der sogenannten „Straftat" gänzlich unbeteiligt ist, anherrschen, daß er „einen höchst unangebrachten Zeitungsartikel" geschrieben

hätte. Nostra culpa, nostra maxima culpa! Warum verläßt der Zeuge nicht auf der Stelle den Saal? Weil er gewaltsam zurückgeholt, weil er in Geldstrafe genommen werden kann? Aber man muß doch, wie es in einem alten Theaterstück des jungen Georg Hirschfeld so schön heißt: „man muß protestieren". Wenn diese Rechtsprecher merkten, daß ihnen die schlechten Manieren nicht immer durchgehen, würde sich mit der Zeit vielleicht mancherlei bessern.

Besetzter Deutscher. Bei euch in Köln scheint es noch so was wie eine Wucherbekämpfung zu geben. Die Lokalzeitungen wimmeln von klaren und energischen Verkündigungen der englischen Besatzungsbehörde. „Medard Kuckelkorn, Köln, Friesen-Straße, Sargmagazin, nahm 158 Goldmark für einen Kindersarg und hatte einen Gewinn von 150 Prozent. Wurde am 8. Februar 1924 zu 1000 Goldmark Strafe verurteilt." Bei uns klebte Ein Mal, ein ganzes Mal solche Ankündigung an den Säulen. Merkwürdigerweise hatte der Angeklagte einen galizischen Namen. Aber das war Zufall. Unter allen Umständen erhalten wir uns in Richtern und Staatsanwälten die Substanz.

Junge Menschen. Wer von euch dem vielgerühmten Heim Dreißigacker, das niedergebrannt ist, helfen will, der bediene sich des Postscheckkontos Leipzig 538 17, Volkshochschulheim Dreißigacker bei Meiningen.

Herbert Graf. Nachdem in Nummer 10 Ludwig Kantorowicz gegen Sie aufgetreten, in Nummer 11 Klaus Pringsheim für Sie eingetreten ist, schreiben Sie selbst mir: „Klaus Pringsheim schiebt mir in Nummer 11 das Verdienst in die Schuhe, die Veranstaltung von ‚Melos'-Abenden angeregt zu haben. Ich muß das Lob zurückweisen. Die Idee, an Stelle der von Hermann Scherchen geleiteten Konzerte der selig entschlafenen ‚Neuen Musikgesellschaft' moderne Kammermusik im Zeichen des ‚Melos' aufzuführen, stammt nach meiner Kenntnis von Fritz Windisch, dem Geistesarbeiter der alten Melos-Gemeinschaft. Die Anerkennung seines Werkes, der unbeeinflußten Auswahl aller Programme, soll ihm nicht versagt bleiben." Das nächste Mal wird sich auch Fritz Windisch zu der Sache äußern.

Staatsanwalt. Statt einer Antwort eine kleine Anfrage. Am 20. März 1920 ist der Arbeiter Paul Jahnke zu Hungersdorf von zehn Zeitfreiwilligen aus Wismar festgenommen und in einer Sandgrube totgeschossen worden. Das Reichsjustizministerium hat dem Reichstag eine Denkschrift über die politischen Morde vorgelegt. Die nennt einen Leutnant Thormann als Täter. Ist das der Leutnant Thormann, der das Attentat auf den General Seeckt vorbereitet hat?

Landesverräter. Das gesegnete Jahr 1923 hat neben allen andern guten Gaben 1300 Prozesse gegen Euch aufzuweisen. Ihr waret meistens so schuldig wie Fechenbach, das heißt: Ihr hattet behauptet und

belegt, daß die Reaktion die Republik unterwühle, und mußtet daher von dieser schwer bestraft werden. Nun findet sich in den vielbändigen Strafentscheidungen des Reichsgerichts begreiflicherweise nichts über eine so neue und ulkige Sorte von Rechtsprechung. Die Deutsche Liga für Menschenrechte, Berlin, Wilhelm-Straße 48, will deshalb das ganze Material, das rechtlich und politisch gleich wichtig ist, sammeln und sichten. Erleichtert ihr die Arbeit, indem Ihr die Urteile einschickt, die gegen euch ergangen sind.

Antisemit. Wer spekuliert? Die Juden. Wer macht aus der Aussaugerei des Volks ein Geschäft? Die Juden. Wer bereichert sich durch unrechtmäßige Kursgewinne? Die Juden. Welche Zeitungen tragen demnach als einzige in Deutschland überm Kopf die fett und rot gedruckte Ueberschrift: „Ausführlicher Kurszettel — Schlußkurse — Nachbörse“? Das Berliner Tageblatt? Nein. Die Frankfurter Zeitung? Nein. Sondern die beiden deutschvölkischen Organe: ‚München-Augsburger Abendzeitung‘ und ‚Der Tag‘.

Arbeitsloser. Sooft Sie brotheischend an die Türen klopfen, wird Ihnen gesagt, Sie sollten nur arbeiten, dann würden Sie auch nicht hungern. Nun haben Sie ein paar Zeitungsblätter und darin zwar weder Wurst noch Käse, wohl aber den Bericht über die münchner Volksgerichtsfarce gefunden und fragen ungesättigt und bitter: „Wann arbeiten diese Herren eigentlich?“ Ja doch: wenn man das morgens und abends liest, hat man den sicherlich richtigen Eindruck, daß diese Oberstleutnants, Obersten und Generäle, diese Minister, Direktoren und Verwaltungsbeamte jeder Art, daß Tausende der „Herren“ tagen, tagaus nichts weiter zu tun haben als zu konspirieren, zu konferieren, zu beschließen, zu reisen und ähnlichen Organisationsunfug zu treiben. Diese völlig unproduktive Arbeit wird ernst genommen, gefördert, bewundert und von der Republik hoch bezahlt. Aber schließlich hat jeder Präsident die Republik, die er verdient.

Mitteilung

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Inlandsbezieher bei. Wir ersuchen diese, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt, sie so bald wie möglich zu benutzen, um uns entweder 4 Mark für das zweite Quartal 1924 oder 1,50 Mark für den Monat April zu überweisen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne.Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Přikopy 6.

Zweifrontenkampf von Wilhelm Michel

Wir kämpfen im neuen Deutschland einen Zweifrontenkampf. Ein erbitterter Gegner vor den Toren, ein böser Feind im eignen Haus. Der draußen hat Absichten auf unsre äußere Existenz, der drinnen hat Absichten auf unsre Seele. Der eine ist jener Teil des französischen Volkes, der die nervöse, grobe, taktisch geschickte, strategisch unsinnige Altmännerpolitik der Clemenceau und Poincaré bis jetzt mitgemacht hat. Bis jetzt; denn Anzeichen sprechen dafür, daß die so lange enttäuschten Hoffnungen auf die traditionelle Vernunft und den politischen Instinkt des französischen Volkes wieder einmal zu einer Erfüllung kommen. Vor drei Jahren wünschte Gustave Hervé eine Begutachtung seines, wie er meinte, „völkerversöhnenden“ Wirkens in der ‚Victoire‘. Ich gab ihm, die gewünschte Antwort; er hat sie in seiner Zeitung bis heute noch nicht veröffentlicht. Jetzt erleben wir, daß sogar der ‚Temps‘ die große Wahrheit entdeckt: Clemenceau und Poincaré haben Frankreich isoliert, haben die Entwicklung des pazifistischen Geistes in Deutschland erstickt und den deutschen Nationalismus in verbrecherischer Weise von neuem aufgepeitscht.

Der andre Feind ist eben dieser Nationalismus, der auf nichts Geringeres abzielt als auf die Verblendung des deutschen Auges, auf die geistige Verstümmelung und auf die Unbrauchbarmachung des deutschen Volkes zur Erfüllung der großen europäischen Aufgabe, die ihm nicht trotz, sondern infolge der Niederlage zugefallen ist. Das schreit der Hitler-Prozeß mit Trompetenstimme in alle Welt hinaus. Wir brauchen Klarheit und Tatsachensinn; dort brüllt der blödeste Schnapsrausch. Wir brauchen den Willen zur Wirklichkeit; dort schwirren die Seifenblasen, gaukeln und taumeln die Illusionen. Wir brauchen Arbeit; dort schleift man Pogrom-Messer und schmiert das Fallbeil zum Brudermord. Wir brauchen eine feste, klare Deutschheit der Volksgesinnung, ein entschlossenes Heruntergehen auf unsre wesentlichen, geistigen Grundlagen und den Willen zum „Reich“; dort peitscht man die Menschen fort von aller Selbstbesinnung und stürzt sie noch tiefer in Vermessenheit und Raserei.

Es ist ein wirklicher Zweifrontenkampf. Ein Mann wie Fr. W. Foerster macht es sich leicht; er faßt nur den einen, den innern Gegner ins Auge, und er hätte mit all seinen Mahnungen recht, wenn wir vor einer besonnenen, von Intrigen und Hintergedanken freien Politik Frankreichs stünden. Aber nicht nur Deutschland, sondern auch Frankreich hat vor den Aufgaben von 1918 in der furchtbarsten Weise versagt. An dieser doppelten Tatsache ist nicht zu rütteln. Was das offizielle Frankreich in Dingen des Separatismus getan und gesagt hat, ist Heimtücke, Gemeinheit und freche Lüge. In Belgien und Frankreich — lest Paul Colin: La Belgique après la guerre — sind Diejenigen, die sich nur entfernt mit den Deutschen eingelassen hatten, zu Dutzenden erschossen, zu Tausenden vor Ge-

richt geschleppt worden. Das verleiht dem Bündnis zwischen Franzosen und Separatisten erst die rechte moralische Weihe. Und es gibt Denjenigien, die an den Geist glauben, recht, daß dieser Spuk trotz der Bajonette, die ihn umstarrten, erlosch wie ein Nebelgespinst, weil keine Wahrheit in ihm war.

Und nun sehe ich einen Film: ‚Ruhrschande'. Er hat für uns den Sinn, daß in ihm die beiden Gegner jenes Zweifrontenkampfes vor uns hintreten. Einziehende Truppen, Drahtverhaue, Demolierungen, streikende Arbeiter, Mißhandlung deutscher Gefangener, erschossene Kinder, erschossene Männer, die Wunde im Rücken, also von hinten her zur Strecke gebracht . . . Alle Schweinereien des frischen, fröhlichen Krieges, fünf Jahre nach einem angeblichen Friedensschluß. Und dann Schlageter am Pfahl; seine gemeinen Henker haben den Pfahl vorsorglicher Weise in eine frisch aufgeworfene Grube gestellt, der Mann steht in seinem eignen Grab, damit man nachher nur noch Erde über seinen Kadaver zu scharren braucht. Die Mühe war wohl zu viel, den Leichnam loszubinden und ihn ein paar Schritte weiter ins Grab zu tragen. Es ist phantastisch, was die Menschen mit einander anfangen.

Fragt die Erde, wenn sie Menschenblut trinkt, ob es deutsches oder französisches, schuldiges oder unschuldiges Blut ist? Mir kommt ein schweres Bedenken. Kann Gott die Klage, die mit schwerer Zunge aus diesem Schlageter-Bild ruft, anhören, ohne zugleich die Klage zu vernehmen, die vom Pfahl der Edith Cavell oder des Philippe Baucq aufsteigt? Wer hat hier das Recht, Klage zu erheben? Gibt es eine Möglichkeit, sich erhitzen zu lassen von der einen Schande und stumpf zu bleiben bei der andern? Muß man nicht, wenn man dem einen Mord Stimme gibt, auch dem andern Stimme, geben? Ist Das, was hier angeklagt wird, tatsächlich nur Frankreich? Ist es nicht vielmehr die Blindheit und Tollheit, die in uns Allen sitzt, die Rachsucht, die Wolfsgesinnung, die Blutgier, die Entmenschung? Ich weiß nicht, wieviel Kilometer dieser Ruhr-Film lang ist. Ich weiß nur, daß die französischen Filme, die die von Deutschen verübten Erschießungen, Deportationen und Verwüstungen behandeln, ebenso lang und noch viel länger sind. Sie entkräften sich gegenseitig ganz gewiß nicht. Im Gegenteil: sie gehören zusammen, sie bilden eine unzertrennliche Einheit. Sie sind kostbare Bestandteile des großen Filmarchivs der Menschheit. Und ein Fehler, ein furchtbarer Fehler ist höchstens, daß die einen Filme nur in Frankreich, die andern nur in Deutschland laufen. Unmittelbar hinter einander oder am besten parallel müßten sie durch alle Kinos in beiden Ländern gehen. Dann stiege aus ihrem angeblichen Widerstreit die eine, klare Stimme empor. Dann würden sie ihren letzten, geheimen Zweck erfüllen. Dann — ja, dann würden sie beide nicht existieren.

Darauf will ich hinaus: das Erschreckende und eigentlich Grauenvolle an diesen Unternehmungen besteht darin, daß sie im Namen der Menschlichkeit Propaganda machen für die Unmenschlichkeit. Sie erregen solidarische Menschengefühle, aber sie suchen diese sogleich in den Dienst der Tierheit, in den

Dienst des ärgsten Nationalhasses einzuspannen. Wenn diese Schreie sich nicht gegen den Krieg überhaupt richten, dann sind sie ein lächerliches, einfältiges Altweibergezeter. Schlageter hat selbst Krieg geführt, die Franzosen haben an der Ruhr Krieg geführt, und ein Krieg, in dem keine Schweinereien passieren, ist undenkbar. Schlageter, der arme, zitternde, halbtote Mensch, der beschimpft am Marterpfahl steht, knietief im eignen Grab, gebunden, von einem französischen Soldaten hin- und hergezerrt, damit das bejammernswerte Stück Fleisch recht bequem zum Abschlachten präpariert sei — er ist ein einziger, langhallender, furchtbarer Aufschrei gegen die Unmenschlichkeit, gegen Mord und Haß. Aber man begeht die Roheit, dem halbgestorbenen, maskenhaften Gesicht einen goldbronzierten Schalltrichter überzustülpen und eine Tirade des Völkerhasses daraus hervortönen zu lassen.

Man liebt sein Volk. Man ehrt und rühmt bei sich selbst alle Tage das Edle, Vornehme, Ritterliche seines innersten Wesens. Man weiß es berufen, den hohen Gedanken des „Reiches“ zu verwirklichen und durch kräftige Entfaltung seiner geheimen, weitreichenden Gewalten zum Grundstein einer neuen Menschengesellschaft zu werden. Man weiß sich als Fahnenträger deutschen Geistes eingereiht in die Schar der wesentlichen, der durch das Dienen und Aufbauen fruchtbaren Kräfte.

Und sieht die Berufung auf das Geheimnis dieses Volkes tausend plumpen Tölpeln freigegeben, sieht die Elenden sündigen mit einer Sache, von der sie nichts kennen als den Namen, sieht am reinsten Feuer die Gemeinheit ihre Giftbrühen kochen — und muß das Alles, mit einem zornigen Schweigen geschehen lassen, weil der Unsinn grade seine Stunde des Triumphes hat. Und weil das Reden nicht hilft. Und weil gottlob in einem Winkel des Herzens die Gewißheit lebt, daß diese Sorte Patriotismus, die aus dem zu einer Weltaufgabe berufenen deutschen Volk einen heulenden Niggerstamm machen möchte, ebenso sicher wie der Separatistenspuk dem Untergang geweiht ist.

Zu diesem Kriege vonTheodor Fontane

Mit Schrecken sehe ich die „englischen Rüstungen“, und daß das so welt- und lebenskluge England schließlich auch in diesen modernen Unsinn verfällt. Die Kultur, die dadurch geschützt werden soll, geht darin unter. England, weil es reich ist, kann die Sache eine Weile aushalten, aber wir in Deutschland, die wir durchaus eine große Flotte haben wollen (oder sollen), um sie nach vier Wochen verbrannt zu sehen, wir könnten unser bißchen Geld besser anlegen. Alle Staaten müssen erst wieder den Mut kriegen, vor dem Besiegtwerden nicht zu erschrecken. Es schadet einem Volke nicht, weder in seiner Ehre noch in seinem Glück, mal besiegt zu werden — oft trifft das Gegenteil zu. Das niedergeworfene Volk muß nur die Kraft haben, sich aus sich selbst wieder aufzurichten. Dann ist es hinterher glücklicher, reicher, mächtiger als zuvor.

Das sogenannte Neue Regime in Spanien

von Don Miguel de Unamuno

> Don Miguel de Unamuno, Rektor der Universität Salamanca, Gelehrter, Philosoph und Dichter, zur Zeit der hervorragendste Schriftsteller spanischer Zunge, ist von Spaniens Diktator Primo de Rivera zur Deportation nach Fuerteventura, einer fernen Insel im Atlantischen Ozean, die durch ihr ungesundes Klima ausgezeichnet ist, verurteilt worden. In den romanischen Ländern, wo Unamunos Werke bekannt sind, hat eine Protestaktion gegen diesen Akt militärischer Willkür kräftig eingesetzt. Die Ligue des Droits de l'Homme hat in Paris eine große Versammlung abgehalten, in der die Professoren Aulard, Victor Basch und Andre gegen den Gewaltakt des Direktoriums Einspruch erhoben haben. D'Annunzio hat das Vorgehen des Direktoriums in einem Sendschreiben an die Franzosen aufs schärfste angeklagt. Ein ähnlicher Protest ist aus Wien ergangen.
> Unamuno ist 65 Jahre alt. Außer wissenschaftlichen Arbeiten hat er mehrere Romane veröffentlicht: Frieden und Krieg; Liebe und Pädagogik; Abel Sanchez; Der Nebel. Sein bedeutendster Essay heißt: ‚Vom tragischen Lebensgefühl bei den Menschen und bei den Völkern'. ‚Das Leben Don Quixotes und Sancho Pansas' ist eine tiefgründige philosophische Deutung des spanischen Meisterwerks und eine großartige Charakteristik des spanischen Volkes. Eine ausführliche Analyse der Persönlichkeit Unamunos und seines Werks gibt Madariaga in seinem Buch: The genius of Spain.
> Unamuno hat das Direktorium seit dem ersten Tage seines Bestehens unablässig tapfer und rücksichtslos bekämpft. In welcher Weise, zeigt der folgende Aufsatz. *Otto Buek*

Es ist jetzt sehr viel die Rede von einem neuen Regime in Spanien. Hiergegen wäre zunächst zu sagen, daß von einer Neuheit durchaus nichts zu merken ist, und daß das so bezeichnete Regime alle wesentlichen Mängel und Nachteile des alten hat — vermehrt um Inkompetenz und eine ganz offenkundige Unfähigkeit zum Regieren. Die von der Politik des alten Regimes sprechen, sind selbst nur die alten Politiker des Regimes. Und was man nirgends entdecken kann, das sind die Politiker des neuen Regimes — oder besser: die neuen Politiker des Regimes. Wobei noch bemerkt werden muß, daß hier in Spanien unter „Regime" die Monarchie, wenn man will; die konstitutionelle Monarchie, die auf Grund der Verfassung von 1876 regierte, kurz : die herrschende Dynastie der Bourbonen verstanden wird — diese Dynastie, die heute mehr habsburgisch als bourbonisch ist. Pi y Margall, einer der Begründer der spanischen Republik von 1873, gab eine Zeitschrift heraus, die sich ‚Das neue Regime' nannte; aber er meinte mit dem neuen Regime die Republik, in diesem besondern Falle die föderative Republik. Heißt also das Regime des Staatsstreichs vom 13. September 1923, durch den die Verfassung gebrochen wurde, nunmehr das neue Regime, das man im Ausland die Diktatur nennt?

Als der Marquis von Estella: Don Miguel Primo de Rivera nach dem Staatsstreich seinen Amtseid als alleiniger Minister des Reiches ablegte, da schwur er, die Verfassung so bald wie möglich wiederherzustellen. Und damit trat diese traurige, unpersönliche Diktatur ins Leben: eine Diktatur ohne Diktator, eine Diktatur, die nicht einmal die Regierung eines absoluten Königs, ein persönliches Regiment ist. Verfügt doch dieser nicht über die geringste Macht in dem neuen Regime, obwohl er selber es vorbereitet und begünstigt hat mit der Absicht, einmal die Macht zu ergreifen. Noch weniger aber kann bei ihm von Persönlichkeit die Rede sein.

Man begegnet in der Auslandspresse zuweilen dem Ausdruck „Riverismus". Hier in Spanien gebraucht Niemand dieses Wort. Man gebraucht es nicht, weil wir Alle wissen, daß Primo de Rivera gar nicht in der Lage ist, eine Diktatur auszuüben oder ein persönliches Regiment zu führen. Er kann die Diktatur nicht ausüben, und er übt sie nicht aus, weil er nichts zu diktieren hat, und es ihm an jeder Idee vom Regieren und vollständig an Persönlichkeit gebricht.

Mussolini, der „Duce", ist doch wenigstens eine politische Persönlichkeit: eine gute oder schlechte. Er hat etwas Napoleonisches, wenn er auch nur eine Karikatur von Napoleon ist. Primo de Rivera dagegen, der Neffe seines Onkels, ein Casino-General, ein angenehmer Gesellschafter und lustiger Zechgenosse bei vergnügten Gelagen, hat nichts von einem Napoleon, nicht einmal etwas von seiner Karikatur.

Albert Sorel gibt im fünften Bande seines klassisch gewordenen Werkes: ‚Europa und die französische Revolution' eine tiefgehende Untersuchung über den 18. Brumaire, der Napoleons Kaiserreich vorbereitete. Es war am 9. November des Jahres 1799, als der kommende Kaiser der Franzosen, erfüllt von Verachtung gegen die Advokaten — deren er sich später selbst bedienen mußte — jene berühmte Ansprache an seine Soldaten richtete: „Folgt mir — ich bin der Gott des Tages." Und Sorel bemerkt bei der Schilderung dessen, was er als das Komplott der ganzen Welt bezeichnet, daß dies ein ganz unpersönlicher Akt war: denn hätte Napoleon, der an jenem Tage eine recht traurige Figur machte, die Gelegenheit damals nicht ergriffen, so hätte ein Andrer sie ausgenutzt und vielleicht nicht gleich, aber sicherlich später seine Macht aufgerichtet. Und indem Sorel sich gegen Die wendet, die den 18. Brumaire auf die Machinationen eines Ehrgeizigen zurückführen, nennt er dies eine Verwechslung von Ursache und Wirkung und sagt weiter: „Das Ereignis dieses Tages findet seine Erklärung in der Ueberzeugung, von der die ganze Welt samt Bonaparte durchdrungen war: daß Napoleon, indem er die Macht ergriff, die Republik sicherte und die Revolution rettete."

Und wie war es in unserm Falle? Hier sah man die Revolution kommen, die Revolution, die ein Ende machen sollte mit dem bestehenden Regime, und man sah, daß ihr Träger das Parlament sein würde, das in Wahrheit von der sozialistischen Minderheit geführt wurde. Und das Parlament hatte die Er-

neuerung gebracht, die das Direktorium ankündigte, von der es behauptete, daß es sie vollbringen wolle, und die durchzuführen es ganz und gar unfähig ist Aber lassen wir nun die Frage über das Regime beiseite, lassen wir das verworrene Gerede über Alt oder Neu. Eines steht fest: eine Regierung der Männer, die am 13. September abgesetzt wurden, aber eine Regierung ohne König wäre weit besser gewesen als die gegenwärtige Regierung oder irgendeine andre ähnliche. Denn Don Alfonso XIII. in eigner Person, grade infolge seines vollkommenen Mangels an einer geistigen Persönlichkeit, war das eigentliche Hindernis jeder liberalen und demokratischen Politik. Nichts ist ja schlimmer als die Anmaßung, die Dinge persönlich meistern und lenken zu wollen, wenn die eigne Persönlichkeit dazu nicht ausreicht.

Die Sehnsucht nach einem Umschwung, nach einer Erneuerung, einer Gesundung machte sich wahrhaftig in Spanien deutlich genug bemerkbar. Aber zu Beginn des September erwartete man sie noch von der parlamentarischen Aktion, vor allem von den Sozialisten, und der Operettencoup vom 13. September fand nur statt, um diese Erneuerung zu verhindern. Es ist durchaus nicht zu glauben, daß Don Alfonso der König die Nacht vor diesem Ereignis damit zugebracht hat, Nachrichten aus allen Teilen Spaniens in Empfang zu nehmen. Diese Befragung des Landes, dieses Volksreferendum, das telephonisch übermittelt wurde, ist ein Trick, auf den Niemand hineinfallen sollte: weder hat es so etwas gegeben, noch wäre es für den Fall, daß Don Alfonso sich geweigert hätte, den aufrührerischen Generälen die Macht zu übertragen, zu einem blutigen Bürgerkriege gekommen. Was geschah, war dies: daß Don Alfonso nicht den Entschluß zum Handeln finden konnte, weil er hoffte, nach dem Sturz der rebellischen Generäle selbst und allein die Macht zu übernehmen.

Es ist auch keineswegs sicher, daß überall die Gegner der Partei, die die Macht hatte, Verfolgungen ausgesetzt waren. Ich kann mit Bestimmtheit behaupten, daß die schlimmsten Verfolgungen von dem Manne ausgingen, der diese Anklage gegen die alten Politiker gerichtet hat — Leute, die sich dadurch kompromittierten, daß sie nicht verstanden, ihre Integrität zu wahren und Widerstand zu leisten. Wie? Kaum von San Sebastian nach Madrid zurückgekehrt, hätte Er auf dem ‚Platz des Orients‘ die Gewißheit gewonnen, daß die Nation diesem Versuch, die Verwaltung zu reformieren, mit Beifall begrüße? Auch das ist unmöglich. Er hatte ja doch gar nicht die Zeit, sich solche Gewißheit zu verschaffen! Das Volk nahm die Nachricht von diesem Umschwung auf, wie es jede andre Nachricht, etwa von einer Naturkatastrophe, aufgenommen hätte, und noch heute könnte man sagen: „Wir haben ein Direktorium“, wie man sagt: „Wir haben heut einen kalten oder einen heißen Tag“, „es schneit“, oder „es hagelt“. Aber ohne Personifikation. Ohne einen Jupiter, der regnen läßt — denn hier gibt es keinen Jupiter. Die ganzen Bemühungen des Direktoriums oder der blinden anonymen Mächte, die es tragen und vorwärtstreiben, sind darauf

gerichtet, eine öffentliche Meinung vorzutäuschen, die in Wirklichkeit nicht existiert. Allein zu diesem Zweck übt es die Zensur mit einer Ungeschicklichkeit und Tölpelhaftigkeit aus, die echt klerikal und spanisch ist. Und dieser Mangel an Geschicklichkeit, der sich gerne als Energie verkleiden möchte, ist nichts als Schwäche. Die spaßhaften offiziellen Noten, die das Direktorium fast täglich ausgibt, machen den Eindruck unheilbarer Schwäche, vor allem, wenn sie den Anschein erwecken wollen, daß es ihm vielleicht an allem möglichen Andern mangeln könnte, nur nicht an Schwäche. Es gibt seine Unfähigkeit und Inkompetenz tatsächlich zu, obwohl auch das nur ein Trick ist. Denn ein Ignorant, der eine Persönlichkeit ist, weiß zum mindesten Eine Sache, nämlich die, daß er nichts weiß. Er hat das sokratische Wissen seines Nichtwissens. Ein Ignorant ohne Persönlichkeit dagegen, ein Ignorant von einer unheilbaren Unwissenheit ist sich nicht einmal dieser bewußt.

Die Zersetzung dieses vorgeblichen Neuen Regimes vollzieht sich im Schildkrötentempo, und die bedauernswerten Männer, die es zu repräsentieren glauben, vermögen Niemand zu finden, der sie ersetzen könnte. Indem sie der Konstitution den Garaus machen, haben sie dem konstitutionellen monarchischen Regime den Todesstoß versetzt. Für das absolute persönliche Regime aber fehlt es, immer und immer wieder, an der Persönlichkeit.

Französisch-tschechischer Geheimvertrag? von * * *

Das Berliner Tageblatt hat in der vorigen Woche mit großem Brillantfeuerwerk Protokoll und Deklaration zu einem angeblichen französisch-tschechischen Geheimvertrag militärpolitischer Natur veröffentlicht. Es ist ein Abkommen, das sich fast ausschließlich gegen Deutschland richtet, indem es vorschreibt: Frankreich und die Tschechoslowakei marschieren zusammen gegen Deutschland, 1. wenn Deutschland mit einem der beiden Staaten Streit bekommt, 2. wenn es mit Polen Streit bekommt, 3. wenn Rußland mit Polen Streit bekommt und Deutschland es unterstützt, 4. wenn die Hohenzollern wieder in Deutschland einrücken — und so weiter.

Die ganze Sache sah wunderhübsch und sogar wahrscheinlich aus für Den, der niemals Fälschungen von Geheimverträgen vor Augen gehabt hat. Für die Fachleute, nämlich Diplomaten und Fälscher, sah die Sache ein bißchen anders aus. Man fand da sofort einige Schönheitsfehler, und die pariser wie die prager Zeitungen zögerten nicht, darauf hinzuweisen, daß hier eine Fälschung und, noch schlimmer, eine ungeschickte Fälschung vorliege. Bei Mosse glaubt man das selbstverständlich nicht. Es steht Behauptung gegen Behauptung. Beweis wird nicht zu führen sein, denn Geheimverträge werden geschlossen, damit sie geheim bleiben.

Das ist die technische Seite der Angelegenheit. Es existiert aber auch eine politische Seite, und diese hat Benesch in seinem Parlament treffend gekennzeichnet. „Wer sucht Streit? Seit vollen fünf Jahren besteht zwischen der Tschechoslowakei und Deutschland kein ernsthaftes Mißverständnis. Was für einen Zweck verfolgt also ein derartiges Falsifikat, und weshalb hat W.T.B. dieses Falsifikat an das Ausland

und alle ausländischen Korrespondenten gegeben?“ So sagt der Außenminister der Tschechoslowakei. Der Unparteiische, der weder verpflichtet ist, das an Mosse verhökerte Dokument für echt zu halten, noch es als Falsifikat anzusprechen, fragt einfach: Was sollte die Veröffentlichung in dem Augenblick, wo tiefer Friede zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei herrscht, und zwar wirklicher Friede, das heißt: ein Zustand, der den Vergleich mit dem Vorkriegszustand sehr gut aushält? Daß eine große Zeitung sich solche Sensation nicht entgehen läßt, kann man allenfalls noch verstehen: wenn sie schon einmal die Dokumente für echt hält und einen ordentlichen Preis in Rentenmark oder in tschechischen Kronen dafür bezahlt hat, so muß sie doch in irgendeiner Form die Kaufsumme wieder hereinbekommen und für diese noch einen Gewinn erzielen.

Welche Rolle aber hat die deutsche Regierung, hat das Auswärtige Amt dabei gespielt? Nach Veröffentlichung der Dokumente hat man sofort erklärt: Die Regierung als solche hat damit nichts zu tun — das Auswärtige Amt hat keine Kenntnis von diesen Dingen! Das sollte offenbar heißen: es hat keine Kenntnis von den Dokumenten, von den wirklichen Verträgen gehabt. Von dem Manuscript des Berliner Tageblatts aber und der Absicht seiner Veröffentlichung hatte die Regierung allerdings Kenntnis; und da das Berliner Tageblatt auf Winke der Wilhelm-Straße so brav und willig hört wie nur jemals die Norddeutsche Allgemeine in den Zeiten vor Hobbing und vor Stinnes, hätte mans leicht gehabt, durch ein freundliches Wort oder ein Wort der Warnung diese Trübung der deutsch-tschechischen Beziehungen — die hoffentlich vorübergehen wird — zu verhindern. Daß dies nicht geschehen ist, daß man vielmehr das offiziöse W.T.B. zur Verbreitung dieser Dokumente zweifelhafter Herkunft veranlaßt hat, ist eine außenpolitische Dummheit, die nur zu erklären ist aus dem Wunsch, irgendwelche innenpolitische Ziele mit der Aktion zu erreichen, auf gut deutsch gesagt: diese Dokumente, mögen sie nun echt oder falsch sein, zur Aufpeitschung des Nationalismus — als ob das heute noch nötig wäre! — zu verwenden.

Man braucht den ganzen Zwischenfall nicht allzu tragisch zu nehmen. Wer die Außenpolitik der europäischen Staaten im letzten halben Jahrzehnt mit kritischen Blicken und sub specie historiae beobachtet hat, wird zu sehr ruhiger Beurteilung neigen. Er wird es ohne Zweifel als eine Selbstverständlichkeit ansehen, daß zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei Abmachungen bestehen, die weit über eine platonische Freundschaft und eine Entente cordiale hinausgehen; und er wird auch sagen, daß man das unter sotanen Verhältnissen den beiden Völkern nicht einmal verübeln kann. Da wir eine Bündnispolitik im Sinn Machiavellis zur Zeit nicht treiben können, so wäre Aufgabe der deutschen Politik und der deutschen Diplomatie: auf dem Wege über den Völkerbund die Stabilisierung des wirklichen Friedens und die Verallgemeinerung der Abrüstung, die bei uns zwangsweise vorgenommen worden ist, durch freiwillige Abkommen im Sinn eines wirklichen Weltfriedens anzustreben. Davon sind wir leider, wie unsre Haltung in der Völkerbundfrage und die Haltung gewisser Behörden gegen die Friedensfreunde in Deutschland, selbst gegen einen greisen Parioten wie Ludwig Quidde, beweist, unendlich weit entfernt.

Das neue Rußland von Kurt Kersten

Vor zwanzig Monaten hatte ich Moskau zuerst gesehen. Damals begann es langsam, sich wieder aufzurichten. Die „Nep“ war eben geboren, das äußerliche Bild belebte sich, man sah die Stadt zum ersten Male, der Eindruck war überwältigend — es blieb die Erinnerung an eine einzige, sagenhafte, halb asiatische, verzückte, wirre Schönheit; und es blieb erst recht der Eindruck eines straffen proletarischen Staates.

Inzwischen haben sich die Probleme gemehrt, während sich das System stabilisiert hat: der Staat wächst als ein Faktor mächtig und scheinbar rätselhaft in die internationale Politik hinein; im Innern sind oekonomische Kräfte entfaltet, die sich politisch nicht ausspielen können und dürfen. Lenin ist tot. Der Leninismus lebt. Rußland scheint eine Fülle von Problemen zu bergen, und im Grunde ist Alles viel einfacher, als es scheint. Rußland kann nicht mit den üblichen Maßstäben gemessen werden; es hilft nichts, es nach seiner Wiederherstellung so zu betrachten, als würde es seine Kräfte in derselben Weise auswirken wie in der zaristischen Zeit. Es gibt für Rußland keine imperialistischen Ziele, sondern nur proletarische. Und weil Rußland der erste proletarische Staat der Weltgeschichte überhaupt ist, weil es als solcher ganz bestimmte, fest umrissene Aufgaben und Ziele hat, die sich von den Aufgaben und Zielen des alten Rußland vollständig unterscheiden, und weil man so schwerfällig (?) ist, dies neue Gesicht nicht zu erkennen: deshalb wirkt Rußland so rätselhaft, erzeugt die Fama so viele dumme und unverständige Märchen.

„Konzessionen“ sind nur Mittel, nur Behelfe, Konzessionen sind nur Zeichen eines veränderten Tempos. Die Nep ist ein Instrument; aber sie ist nicht Selbstzweck, und sie ist kein Ziel. Sowjet-Rußland macht sich nicht abhängig von irgendeiner andern Macht, irgendeinem andern Staat der Welt, es karrt sich nicht an, es hat kein Bündnis, keinen Geheimvertrag, es feilscht nicht um Positionen im Interesse einer kapitalistischen Gruppe. Aber Rußland ist abhängig vom Tempo des Befreiungsprozesses der arbeitenden Klasse der Welt.

Moskaus inneres Bild ist völlig verändert. Verschwunden sind jene Stachelzäune um zerschossene und eingefallene Häuser, verschwunden ist viel Dreck, viel Unordnung auf Straßen und Plätzen, in Häusern und Aemtern. Verschwunden sind die leeren Läden, die herabgelassenen Rolläden, verschwunden ist auch fast gänzlich die Prostitution, verschwunden sind viele Bettler. Und auferstanden ist ein neues, geschäftiges, buntes, lärmendes Moskau, eine junge, sich reckende, berauschende Stadt voll Ungestüm. Heute sind alle Läden der großen Geschäftsstraßen geöffnet und gefüllt; heute gibt es riesige Lebensmittelgeschäfte mit fünf, sechs gewaltigen Schaufenstern und Auslagen, hergezaubert wie aus dem Schlaraffenland; heute gibt es schon wieder Luxusgeschäfte — Blumen mitten im strengen Winter —; heute liegen in jedem zweiten, dritten Fenster Bücher; heute führt jeder fünfte, sechste Eingang zu einem Kino.

An den Ecken, auf den Plätzen tummeln sich die Straßenhändler, auf der Sucharewka handeln sie schon wie auf irgendwelchen orientalischen Bazaren, vielleicht nur pedantischer, nur amerikanischer. Hundert Grammophone an dieser Ecke — und alle spielen. Fünfzig Männer hängen sich Ziehharmoniken um und spielen. Ganze Wohnungseinrichtungen mitten auf der Straße, große, kleine Betten und Teppiche und Bilder und Hosen und Wäsche und Stiefel und Fleisch — und Alles in schwindender Fülle, in beängstigender Enge. Wer geht dorthin? „Der klassenbewußte Arbeiter nicht.“

Schlittenkarawanen in langen Zügen, hoch bepackt, schleppen sich mühsälig mitten durch die Stadt, unablässig — das kommt aus der Ferne und zieht in die Ferne. Bunt die Menge auf den Straßen, bunt die kleinen Mietschlitten mit ihren Fuhrleuten im riesigen blauen Kaftan, den ein roter Gürtel umschlingt. Sieht man nicht schon Tataren, Kalmücken, Chinesen, Kosaken? Sieht man nicht Bauern daneben und Leute aus Westeuropa, trippelt nicht dort eine Dame? Es ist in Allem, mit Allem die gewaltige Stadt eines riesigen Reiches. Sie hat wieder Atem, wieder Tempo. Denkt euch hinzu ihre Hügel, ihre Regellosigkeit, ihre Mauern und Türme, ihre Kuppeln und Türme, ihre Buntheit, ihre phantastische orientalische Pracht in Farben, wittert ihren Geruch, seht die engen Gassen, durch die die Menge hetzt, durch die Schlitten hinter Schlitten jagen — und in gewaltiger Fülle träumt in der Wintersonne auf alten Basteien der blendende Schnee: wen ergreift nicht die Sehnsucht, sobald er es gesehen? wer staunt nicht ergriffen vor der erschütternden Melancholie der Kreml-Mauer? wen entrückt nicht das fabelhafte, unerhörte, wilde Farbengeschlinge alter Kirchen? und wer wird nicht aus seinen Träumen in die Gegenwart zurückgerissen beim Anblick mächtiger siebenstöckiger Geschäftshäuser auf den Gipfeln der Hügel? Und diese Stadt gehört dem Proletariat?!

Sie gehört ihm. Der Staat gehört ihm, sein Apparat, seine Großindustrie, sein Heer; es hat ausreichenden Lohn, zu essen, zu wohnen, sich zu kleiden; es hat Gelegenheit und Zeit und Muße, sich zu freuen; für seine Kinder wird gesorgt; und nirgends thront der Lohnherr — großfressig und unüberwindlich. Das Straßenbild sagt einem schon genug. Hier gibt es keine Drohnen, keine Sklavenhalter. Hier sind Menschen, die arbeiten und ein freies Bewußtsein haben, die nicht mehr gedemütigt sind. Das zeigt nicht nur das Straßenbild — das offenbart auch das Auftreten dieser Menschen.

Scheu, zurückhaltend, heimlich, hinterhältig im Ton und in der Gebärde sind nur die „Nep-Leute“. Die Nep-Leute haben verdient. Es ist wahr. Aber sie haben keine politische Macht. Sie sind nur geduldet. Sie werden überwacht und zahlen sehr hohe Steuern. Sie leben immer mit einem Fuß in der Verbannung, im Gefängnis. Sie sind keine Gefahr, aber sie sind immer gefährdet. Sie sind Handlanger, und sie sind verachtet. Ja, sie leben isoliert und wie im Ghetto, ihr Leben ist nicht leicht, und sie sind immer preisgegeben. Es ist keine Ehre,

kein Ruhm, ein Nep-Mann zu sein. (Ein Nep-Mann ist jeder Ladeninhaber, also an sich — nach kapitalistischen Begriffen — ein „ehrlicher Geschäftsmann“). Von diesen Menschen droht keine Gefahr. Sie bilden ja keine Presse, keine Partei, keine Organisation. Sie haben sie nicht; und denken auch nicht daran.

Das Dasein der Nep-Leute bedeutet für den guten klassenbewußten Proletarier seine Kräfte zu erhöhen. Der pure Anblick ist eine Erinnerung an eine überwundene Klasse, deren politische Macht man gebrochen hat, und die außerstande ist, ihre oekonomische Macht zu Ungunsten des Proletariats zu benutzen. Es liegt nirgends auch nur das Tipfelchen eines Beweises vor, daß die Nep die Macht der Arbeiterklasse eingeschränkt hat. Die Nep-Leute sind dem Proletariat weniger gefährlich als das Betriebsrätegesetz in seiner wirklichen Form dem Kapital. Die Nep-Leute haben nicht einmal einen solchen formellen Schutz wie das Betriebsrätegesetz!

Der Kommunismus hat Fortschritte gemacht. Man erkennt es an jener Atmosphäre, die sich um die Nep-Leute webt, an der freien Haltung, dem offenen Auftreten des Proletariats, der völligen Unmöglichkeit einer Rückkehr des Zarismus oder der Demokratie; man erkennt es an der Verfeinerung der Propagandamethoden und an dem Interesse weitester Kreise für die revolutionäre Entwicklung Europas. Man will nicht wieder zurück. Die Bauern, denen es nicht sehr gut geht, bedanken sich für die Tschernows, die ihnen nur Versprechungen gaben.

Eine Macht ist die Kirche, aber eine rein formale. Und man macht sie lächerlich, man agitiert gegen sie, wo man kann, wie man kann. Nicht mehr mit Gewalt, sondern mit Satire, mit Aufklärung, mit geistigen Mitteln aller Art. Hinzu kommt, daß der Kirche die Mittel für die Ausbildung des Nachwuchses fehlen; daß allmählich eine ganz anders denkende, neu erzogene Jugend heraufwächst; daß die alte Familie nicht mehr besteht, das Verhältnis der Geschlechter sich gewandelt hat; daß den alten Kräften auch gar nicht mehr möglich ist, so intensiv, so allgegenwärtig auf die Gemüter einzuwirken.

Die Bildungsarbeit ist intensiver geworden und auch mühsamer. Man bildet die neuen Lehrkräfte aus den Reihen des Proletariats heran — das ist nun schon eine ganze neue Schicht von belebenden, lehrenden Kräften, welche die Zukunft wollen und dem neuen Staat, der neuen Gesellschaftsform ihr Gesicht geben. Wie lächerlich allein der Gedanke, aus diesem Staat könnte sich wieder eine bürgerliche Welt entwickeln! Wo sind die Grundlagen dafür?!

Es ist eine neue, frische Jugend da: revolutionär, unter ganz eigentümlichen Bedingungen erwachsen, die zum ersten Mal in der Geschichte überhaupt auftauchen. Aus dieser Jugend rekrutiert sich die Opposition in der Partei. Ach, das hat Alles nichts mit Reaktion und bürgerlicher Demokratie oder Kapitalismus zu tun. Das sind Erscheinungen in den Entwicklungsphasen eines Arbeiterstaates — die haben ihre eignen Gesetze und Formen und wollen ganz von sich aus begriffen werden. Hier ist das Neue, die Jugend und die Zukunft.

Der Alldeutsche Verband von Reinhold Lörring

Der Alldeutsche Verband ist ein politischer Verein, der im Frieden dem berüchtigten Flottenverein sehr nahe stand. Er hat Mitglieder, einen Vorstand, Statuten, gedruckte Programme, die von Redensarten triefen, „Ziele" — was Ihr wollt: aber das Alles ist nur für die Dummen. In Wirklichkeit ist dieser Verband die Zentrale für allerlei schöne Sachen, als da sind: Putsche, „Beseitigungen", Direktorien, neue Verfassungen, Pogrome und andre Volksfeste. Vorsitzender: Claß.

Dieser Name ist in dem Prozeß gegen Hitler und Genossen trotz der Zurückhaltung der Zeugen und trotz der weisen mimosaischen Milde des Herrn Neithardt immer wieder genannt worden. Herr Claß hat am 24. September 1923 mit Herrn v. Seeckt verhandelt. Zweck: Bildung eines Direktoriums. Es sollte so ein trocknes Pütschchen werden. Dabei fielen die Namen Minoux, Bang und Knebel-Döberitz. Dafür hat Herr v. Seeckt gedankt. Und das mit Recht. Herr Claß ist doch sonst ein kluger Mann und hätte diese Serie nicht präsentieren sollen. Aber trotzdem sie abgelehnt worden ist, bleibt sie, bleibt ihr Alldeutscher Verband, bleibt vor allem dessen Haupt so gefährlich, daß nötig erscheint, sich die Herrschaften und ihr Werk einmal anzusehen.

Herr Minoux ist ursprünglich nicht Kaufmann gewesen, sondern Kommunalbeamter im Rheinland und hat als solcher Herrn Stinnes mit Erfolg opponiert. Das war für diesen ein Grund, den Mann zu gewinnen, im Lauf der Zeit zum allmächtigen Generaldirektor seiner Betriebe zu befördern und sich schließlich seiner wieder zu entledigen. In den Jahren 1920-22 kokettierte Minoux mit Rußland und ließ sich gern politisch orientieren, erschien selbst aber bis zu einem gewissen Grade farblos. Mit der politischen Betätigung wartete er, bis seine finanzielle Unabhängigkeit gesichert war. Er ist kaum Vierzig, selfmade man, robust und kein Freund von Traurigkeit. Seine Schilderhebung als Finanzminister wäre ein sehr gewagtes Experiment gewesen. Seine große kaufmännische Geschicklichkeit hätte den Mangel an Differenzierungsvermögen nicht wettgemacht.

Herr Bang, Anfang der Sechzig, war Oberfinanzrat in sächsischen Diensten, die er aus Mißvergnügen über die Revolution aufgegeben hat. Seitdem gehört seine ganze Kraft dem Alldeutschen Verband, in dessen Auftrag er gemeinsam mit Dr. Köthner Finanz- und Wirtschaftsprobleme behandelt. Er ist Verfasser vieler Broschüren und zählt zum engern Freundeskreis des Obersten Bauer. Also war er auch Helfer beim Kapp-Putsch. Aber vor jedem Putsch wandelt er zwischen Wilhelm-Straße und Königsplatz wie der Klabautermann vorm Sturm.

Herr v. Knebel-Döberitz ist ein noch junger Mann von gewissem Embonpoint und Majoratsherr auf Friedrichsdorf im pommerschen Kreise Dramburg. Als Schwiegersohn des Staatsministers v. Waldow hält man ihn für berufen und auserwählt, die Blase zu „rejieren". Er ist Gegner des Herrn v. Dewitz vom Pommerschen Landbund und Führer einer bestimmten pommerschen Fronde. Dank allen diesen Eigenschaften ist sein Ansehen in Putkamerun nicht gering.

Alle Drei wären sichere Werkzeuge des ersten Konsuls Heinrich Claß gewesen und würden es wieder sein. Aber Hauptwerkzeug dieses Konsuls im Norden ist der Consul im Süden. Ehrhardt steht in enger Verbindung mit Justizrat Claß und zwar in so enger Verbindung, daß

die O. C. als die Tscheka des Alldeutschen Verbandes anzusehen ist. Darüber wird voraussichtlich der Prozeß gegen Thormann, Grandel und Genossen Licht verbreiten. In der Voruntersuchung hat Grandel gestanden, daß er von Claß Geld bekommen hätte. Selbstverständlich zu andern Zwecken als zu der Beseitigung des Generals v. Seeckt. Es sind auch Briefe des Herrn Claß an Grandel gefunden worden, worin die Beseitigung des Generals als dringend erwünscht bezeichnet wird. Selbstverständlich war die Beseitigung von seinem Platze gemeint, ohne exitus letalis. Wann hätte die O. C. schon jemals gemordet? Es ist selbstverständlich auch unzulässig, die Notwendigkeit der Beseitigung Seeckts mit dem Hinauswurf des Herrn Claß vom 24. September in Zusammenhang zu bringen. Zuletzt ist selbstverständlich nicht im geringsten merkwürdig, daß bereits am 25. September die Formationen des Wikingbunds an der Wasserkante alarmiert wurden, und daß an demselben Tage ein Vertreter des Herrn v. Kahr in Berlin war. Ein paar Tage später ging der Buchrucker-Putsch los, der nur an Seeckts Entschlossenheit scheiterte. Wie greifbar damals der Erfolg war, wissen nicht Viele. Am Besten wissen es Seeckt und Claß.

Was an Claß gelegen hat, ist geschehen. Sogar eine funkelnagelneue Verfassung war im Alldeutschen Verband ausgearbeitet worden. Warum deshalb die Aufregung der alldeutschen Presse über ein sogenanntes gefälschtes Protokoll, das in der Voruntersuchung des Grandel eine Rolle spielte? Eine Verfassung ist ja wohl weder eine Stilübung für Primaner noch eine Seminararbeit für Rechtsbeflissene. Vielleicht fühlt Herr Ebermayer das Bedürfnis, sich über das Elaborat, das auffindbare Zeugen gelesen haben, von diesen unterrichten zu lassen.

Als der neugierige Landgerichtsdirektor Neithardt in München einen Zeugen fragte, was der Alldeutsche Verband eigentlich sei, erhielt er die Antwort: „Eine große Bewegung.“ Das war ein großes Wort und ein wahres Wort. Der Alldeutsche Verband ist kein Verein, sondern eine Bewegung. Ihr Heinrich Claß kann gar nicht ernst genug genommen werden. Er hat bisher meisterlich verstanden, im Dunkel zu bleiben. Damit ist es nun vorbei. Dieser stählerne Sechziger stammt aus Baden, war Anwalt in Mainz, kam während des Krieges nach Berlin, übt aber keine Praxis mehr aus. Die Leidenschaft seines Lebens ist der Alldeutsche Verband, den er mit mächtiger Faust zusammenhält und souverän beherrscht. Sollte er einmal ausgeschaltet werden, so wirds Diadochen, aber keinen Nachfolger geben. Er ist groß und hager, hat einen Totenkopf und führt den Spitznamen: die lange Leiche. Seine Lebenshaltung im vornehmsten Teil des Tiergartenviertels hat einen fürstlichen Zuschnitt. Es ist öfters gefragt worden, woher das Geld stammt.

Die Organisation, die der Justizrat Claß geschaffen hat, ist als solche vorbildlich. Sie hat ihren Sitz am Lützow-Ufer, in einem Hause, das dem Haustauschprofessor Ludwig Stein (Diplomaticus) gehört. Mit bewundernswertem Raffinement wird Einfluß genommen, werden Auskünfte eingeholt und erteilt. Ist Jemand mißliebig, wird er lächelnd verleumdet oder schuldig oder einfach kalt gemacht.

Der Alldeutsche Verband kann nicht verboten und nicht verurteilt, nicht verfolgt und nicht aufgelöst werden. Er kann es deshalb nicht, weil Niemand außer seinen Mitgliedern und Gesinnungsgenossen die Stellen besetzt hält, die dazu befugt sind.

Unsre Verleger von Herbert Eulenberg

Ein kurzes sanftes Schlußwort

Mein Aufsatz gegen unsre Verleger (erschienen in Nummer 2), der hier teils liebsames, teils unliebsames Aufsehen erregt hat, hatte nur einen von mir unverschuldeten Fehler. Er erschien acht Wochen zu spät, das heißt: acht Wochen nach jenem Befreiungstag, da Hjalmar Schacht, dem Deutschlands Hausfrauen, wie Deutschlands Künstler allmorgentlich ein ‚Lauda, Sion, Salvatorem!' singen sollten, uns über Nacht die feste Währung bescherte.

Im übrigen bleiben meine Ausführungen leider zu Recht bestehen. Die Verteurung deutscher Bücher für das Ausland nach dem Kriege durch die Reichsausfuhrstelle war ein gänzlicher, nicht wieder gut zu machender Mißgriff. Es ist scheinheilig, wenn die Verleger es heute so hinstellen wollen, als ob sie völlig unschuldig an dieser Schwierigkeit gewesen wären, die man von Reichs wegen der Ausfuhr deutscher Bücher ins Ausland gemacht hat. Der Börsenverein der deutschen Verleger und Buchhändler hat diese Ausfuhrerschwernis so lange gefordert, bis das Reich nachgab. Ein nachdrücklicher allgemeiner Entrüstungsschrei aller deutschen Verleger würde jedenfalls dies Ausfuhrverbot spornstreichs weggefegt haben. Aber die Mehrheit hat gar nicht daran gedacht, die Aufhebung dieses Verbots zu verlangen. „Um Gotteswillen! Daß nur ja unsre Waren nicht verschleudert werden!" war der ständige Hauptinhalt aller verlegerischen Klagen bei uns. Es ist Spiegelfechterei, wenn man hinterdrein wimmert: „Wir haben doch immer protestiert!" Die Faust in der Tasche zu machen, nützt nicht viel. Wir hätten sie gerne damals laut auf den Tisch schlagen hören. Die nachträglichen Entschuldigungen wirken, wie wenn Herr Kiepenheuer als Menschenfreund bedauert, was Herr Kiepenheuer als Verleger hat anordnen müssen. Grade von dieser Seite, die sich so gern als Hort germanischen Geistes, als Verbreiter des deutschen Gedankens in der Welt hinstellt, hätte Alles geschehen müssen, um jene Ausfuhrbelastung des deutschen Buches nach dem Kriege zu verhüten. Das ist nicht mit dem gehörigen Nachdruck von unsern Verlegern geschehen. Davon kann auch mein klassisch gebildeter Freund Fritz Th. Cohn nichts wegdeuten.

Die französischen Verleger haben durchaus vermieden, ihre Preise für die Bücher mit dem Francsturz heraufzuschrauben. Die berüchtigte ‚Garçonne' kaufte man eine Zeitlang und vielleicht auch heute noch in der Ursprache billiger als in der deutschen Uebersetzung. Frankreichs Verleger haben ruhig einmal im Augenblick weniger verdienen wollen zum Besten der Verbreitung ihrer „Kultur", die wir leider nur im Mund herumspazieren führen, aber nicht nach außen betätigen. Wie wir denn überhaupt auf keinem Gebiet den Franzosen mehr unterlegen sind als auf dem der Kulturpropaganda, die sie — Nordafrika, Kleinasien, die Türkei nebst dem übrigen Balkan können es bezeugen! — meisterhaft verstehen. Unsre Kriegsniederlage durch einen siegreichen Aufmarsch unsres Geistes in der Form von Bücherheeressäulen nach dem Vertrage von Versailles wieder auszuwetzen, diese gute, diese einzige Gelegenheit ist verpatzt worden. Und zum großen Teil durch die Schuld unsrer Verleger — da kann ich ihnen nicht helfen.

Und nun zum zweiten Punkt: der Ausnutzung der schwankenden Geldverhältnisse durch unsre Verleger — zu ihren Gunsten, ach, er ist leider auch wahr geblieben und nicht widerlegt worden. Ich hatte in meinem Aufschrei vermieden, persönlich zu werden, und möchte es auch diesmal nicht werden. Hatte auch von vorn herein auf die Ausnahmen hingewiesen und meine eignen Verleger gar nicht herangezogen. Mein Aufsatz sollte nicht ein Fehdehandschuh sein, sondern, wie sein Untertitel sagte, zur Diskussion führen und damit die reichlich trüb und stickig gewordene Luft zwischen den beiden Parteien klären. Darum will ich mich auch mit Bruno Cassirer hier nicht öffentlich auseinandersetzen. Wir tun das besser unter uns, denn der Kleinkram langweilt die Andern. Zur Entgegnung auf seinen Ausfall in Nummer 4 nur kurz Dies. Seine Rechnungslegung, bei der er übrigens völlig verschweigt, für wieviel Auflagen ich 700 Mark von ihm erhalten haben soll (früher hätte die Summe nicht für eine einzige Auflage gelangt), mag für ihn stimmen. Für mich ist sie leider nicht richtig gewesen. Ich bin, und mit mir fast alle meine Berufsbrüder, im Jahre 1923 nie wertbeständig bezahlt worden, sodaß meine eigne Aufstellung nicht übertrieben war. Und dies Verhalten unsrer meisten Verleger ist empörend gewesen. Sie müssen es schon toll getrieben haben, manche dieser Herren, wenn ein an sich sanftes weibliches Wesen wie die Lasker-Schüler über ihnen zur wilden Hummel geworden ist, die in Vorträgen gegen die Verlegerschaft Deutschlands tobt. Es hat nicht Jeder die kalte Wurschtigkeit von Franz Blei und die Geriebenheit, auf einen Schieber anderthalb zurückzugeben. Solchen weltunerfahrenen und heißblütigen unter den Dichtern und Schriftstellern — und ihrer ist die Mehrzahl — wollte ich mit meinem Aufruf eine Stimme geben. Und dann wollte ich unsern Verlegerstand wieder einmal auf einen Begriff zurückführen, der früher zu Zeiten der alten Cotta, Riemer, Vieweg in ihrem Geschäft ein sehr oft geübter gewesen, aber heutzutage nur eine Redensart bei ihnen geworden ist: auf den Idealismus. Von diesem heiligen Oel könnten sie ruhig wieder etwas aufbringen, sie, die gegenwärtig von ihrem Autor nur als „Verlagsobjekt“ zu sprechen lieben. Alles gegenteilige Vorrechnen und Demonstrieren hilft nichts. Es ist anno 1923 fürchterlich gesündigt worden. Allen Verlegern, die sich rein fühlen, oder die nicht glauben wollen, mit welch verwegener Equilibristik die Einnahmen in diesem Jahr von ihren meisten Kollegen nur zu ihren Gunsten ausbalanciert worden sind, denen gebe ich den guten Rat, sich einmal nach Oesterreich zu begeben und anzuhören, was die dortigen Autoren über ihre Erfahrungen mit dem deutschen Verlegerstand zu berichten haben. Meine Ausführungen und die Klagen der Lasker-Schüler sind dagegen Milch der frommen Denkungsart. Grade um die Zeit, wo unsre oesterreichischen Stammesbrüder sich anschickten, uns in unsrer wirtschaftlichen Not beizuspringen, hatten die Schilderungen solcher düstern Verlagserlebnisse unsrer wiener Freunde für unsre Ohren etwas besonders Peinliches.

Im übrigen habe ich meinen Schrei nicht ausgestoßen, um mir den Beifall der Mehrheit zu sichern, noch weil ich meinen Stand geschlossen hinter mir fühlte, noch gar um meine eignen Verleger zu beleidigen. Nichts lag mir ferner. Ich war und bin eine „free lance“, wie man drüben sagt, lebe ohne den Schutz des Schutzverbandes und

bin stets verwundert, wenn mehrere Menschen mir zustimmen. Vielleicht bin ich ein Stiefkind des Glücks, was meine Berührung mit Verlegern angeht. Aus meiner vielseitigen Befassung mit mehreren Verlegern braucht man nicht durchaus auf meine Abneigung gegen den Stand zu schließen, noch auf meinen schlechten Charakter, wie der gute Cohn (nachträglichen Dank für die weiße Krawatte zum Presseball!) dies tut. Jedenfalls habe ich noch nie einen Brief des Inhalts erhalten: „Wir möchten Alles, was Sie schreiben, sofort verlegen. Wir zahlen Ihnen das uns höchst mögliche Honorar und werden an jedem Monatsersten mit Ihnen abrechnen. Wir statten Ihre Bücher so aus, daß sie Ihnen gefallen werden. Wir verpflichten uns, Ihnen jedes Buch vorher zur Prüfung auf die Ausstattung hin vorzulegen. Wir fiebern danach, eine Gesamtausgabe von Ihren Werken in edelster Ausführung herauszubringen. Geben Sie uns, bitte, bald die Erlaubnis hierzu!"

Auf einen solchen Brief warte ich, bis ich in den Himmel komme.

Russischer Holzschnitt von Walter Mehring

Russische Bäuerin mit grellem Umschlagtuch, knallig geschminkten Bäckchen, Musik mit langem Weihnachtsmannbart. Tisch mit gemaltem Samowar, an der Wand eine Pendeluhr, eine schwarze Madonna und ein Popenbild, das Grimassen schneidet und mit der Zunge schnalzt. Balalaika-Orchester.

Die ukrainischen Bauern sind lustige Leut,
juchheißa bei Eis und bei Schnee.
Sie schern sich den Deubel um morgen und heut, ohe!
Und friert es draußen Stein und Bein,
dann finden sie sich im Wirtshaus ein
und versaufen das ganze Geld
und erzählen sich viel von den Kinderchen
und viel von den fetten Rinderchen
und lieben die ganze Welt.

Und lieben die ganze Welt.
Denn wie schön ist die Welt,
und wie weiß ist der Schnee,
wie schön ist das Geld,
und wie heiß ist der Tee!
Wie schön ists hier drin,
und wie schön ists da drauß'!
Aber am schönsten ist dem Popen sein Haus, Popen sein Haus.

Herrlich, Ihr Brüder, lebt der Pope hienieden!
Am Tische steht der Samowar,
am Samowar raucht das Schlötchen,
im Vogelbauer da sitzt der Star,
pfeift Lieder und gibt Pfötchen.
Der Pope zur Guitarre singt,
die Popin, die das Essen bringt,
wie's ihnen Gott beschieden.
Herrlich, Ihr Brüder, lebt der Pope hienieden!

Die ukrainischen- Bauern sind lustige Leut,
juchheißa bei Tag und bei Nacht.
Man schert sich den Deubel um morgen und heut
und lacht!

Und friert es draußen Stein und Bein,
dann gießen sie eben ein Schnäpschen noch ein
und versaufen das ganze Geld!
Und erzählen sich viel von dem Mütterchen,
von bunten Steinchen und Flitterchen
und lieben die ganze Welt.
Und lieben die ganze Welt.
Denn im Himmel ists fein
und auf Erden ja auch,
und der Mond ist so klein,
und so dick ist der Bauch!
Und wie schön ists hier drin,
und wie schön ists da drauß'!
Aber am schönsten ist dem Popen sein Haus.

Herrlich, Ihr Brüder, lebt der Pope hienieden!
Am Tische sitzt der kleine Star
und raucht vergnüglich am Schlötchen,
am Vogelbauer der Samowar
pfeift Lieder und gibt Pfötchen.
Der Pope, der beim Essen singt,
der Popin die Guitarre bringt,
wie's ihnen Gott beschieden.
Herrlich, Ihr Brüder, lebt der Pope hienieden!

Die ukrainischen Bauern sind lustige Leut,
juchheißa bei Schnaps und bei Wein.
Sie schern sich den Deubel um morgen und heut, o nein!
Und friert es draußen Stein und Bein,
sie gießen sich immerfort Schnäpschen noch ein
und versaufen das ganze Geld.
Und erzählen sich viel vom Himmelchen,
von Gilka und Wutki und Kümmelchen
und lieben die ganze Welt.
Und lieben die ganze Welt.
Denn wie schön ist der Suff,
und wie weich ist das Stroh,
und die Flinte macht puff,
und die Liebe macht froh.
Und wie schön ists hier drin,
und wie schön ists da drauß'!
Aber am schönsten ist dem Popen sein Haus, Popen sein Haus, Popen sein Haus . .

Herrlich, Ihr Brüder, lebt der Pope hienieden!
Am Tische sitzt der Samowar,
das Vogelbauer gibt Pfötchen,
das Vögelchen sitzt im Samowar
und pfeift auf einem Schlötchen.
Die Popin die Guitarre kühlt,
der Pope auf der Popin spielt,
wie's ihnen Gott beschieden!
Herrlich, Ihr Brüder, lebt der Pope hienieden!

Die Wanduhr schnalzt mit der Zunge, das Popenbild schlägt dreizehn, während der Vorhang sich bekreuzigend fällt.

————

Aus einer Sammlung von Dichtungen, die mit vielen Federzeichnungen und einem farbigen Umschlagbild von Walter Mehring unter dem Titel: ‚Europäische Nächte' dieser Tage bei Elena Gottschalk in Berlin erscheint.

Strindberg, Wedekind, Kornfeld

Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon des Osterfestes erste Feierstunde? Vorher will Strindberg seine Menschen noch einmal so martern lassen, wie der Herr gemartert worden ist. Er dichtet sein Passionsspiel — das jetzt in der Volksbühne zu sehen ist — über Chöre von Haydn. Er hätte es auch über Worte von Goethe dichten können. Ach! an der Erde Brust sind wir zum Leide da. Eine Familie von zartestem Gewissen leidet, weil der Familienvater für die Unterschlagung von Mündelgeldern ins Gefängnis gekommen ist. Wie in ‚Scheiterhaufen' der tote, so geht hier der gefangene Mann unsichtbar-sichtbar um. Er ist der Albdruck des Hauses, der ewige Vorwurf, der Quell des Uebels, das einer unschuldigen Frau und einem rechtschaffenen Sohn von der Welt geschieht. Freilich mehr in der Einbildung als in Wirklichkeit geschieht. Diese Aermsten sind überreizt, neuropathisch, verfolgungswahnsinnig geworden. Sie quälen sich selbst und einander namenlos. Eine vergessene Einladung ist der Griff des Schicksals an ihre Kehle, und ein Schatten wird zur Lawine, die sie zerschmetterte, wenn nicht eben Ostern wäre und das Blut des Lamms die Sünden tilgte. Lindquist, der Mann, dem die Möbel gehören, gibt am Osterheiligabend sie und damit die gepreßten Gemüter frei. Christ ist erstanden. Und so bleibt nur zu fragen, warum uns die Pein bis über die aesthetische Grenze peinigt und die Erlösung nicht recht erlöst.

Die Erlösung in diesem ‚Ostern' , das erkennt Jeder, ist allzu billig. Kein Sieg der ewigen Harmonie über zeitliche Wirrsal, sondern eine willkürliche Neufassung bequem moralisierender Sprichwörter. Unrecht Gut gedeiht, wenn das Häkchen sich in der Jugend nach einer erfreulichern Richtung als später gekrümmt hat; oder die frühen Wohltaten des getretenen Wurms werden seinen Kindern vergolten bis ins dritte und vierte Glied. Deutlicher: der Sträfling Heyst ist vor vierzig Jahren gegen den Wucherer Lindquist so nett gewesen, daß er sich in dem Augenblick revanchiert, wo die Not des Hauses Heyst am höchsten. Adelsmenschen ringsum. Jedem gehts anders, und jeder erweist sich anders als — nicht, als der Natur eines Geschöpfs von den und den Eigenschaften, sondern, als dem Wesen des Dramatikers Strindberg entspricht. Es liegt von Anfang an in der schwülen Luft, daß sie künstlich schwül gemacht worden ist, um zum Schluß künstlich gereinigt zu werden. Daher der bleierne Druck der ersten beiden Akte, die man dem dritten oder denen man den dritten nicht glaubt. Strindberg als zügelloser Optimist, erfüllt von Vertrauen auf die überirdische Güte seiner Mitbürger, aller, auch der fragwürdigsten: ein beängstigender Anblick — wenn die Mitbürger so schemenhaft oder grob geraten sind wie hier! Hinc mea lacrima. Denn Strindberg als Frauenlob: daran ist nichts verwunderlich, wenn die gelobte Frau so innig von ihrer Märchenexistenz überzeugt wie Eleonore Heyst. Die ist allerdings gar keine Frau, sondern eine Schwester, eine nicht viel ältere Schwester von Hannele und Hedwig Ekdal und Selysette. Die Ahnerin,

die Wisserin. Sie hat die leidenschaftlich ausgebreiteten Arme, um die ganze Welt an ihre fühlende Kinderbrust zu nehmen. Die Atmosphäre um sie zittert von einem geheimnisvollen leisen Grundton der Nächstenliebe. Es ist, als schritte verborgen neben ihr ein Friedensengel, der eine stille Ruhe atmet. Vor ihr schämt sich die weltliche Gerechtigkeit, die eine Ungerechtigkeit ist. Sie bezeugt, daß ein Dichter wie Strindberg selbst in der menschenglücklichsten, also der künstlerisch unfruchtbarsten Periode seines Daseins keine drei Akte verfassen kann, ohne eine große visionäre Eingebung zu haben.

* * *

‚Die junge Welt' — die jetzt im Residenz-Theater zu sehen ist — will nicht mehr sein als ein Schwank, ist es ohne Schwindelei und wird schließlich doch mehr, weil Wedekind eben schon in seinen Anfängen Wedekind war. Ein Mädchenpensionat gelobt in corpore, nicht zu heiraten, und muß, selbstverständlich, ein Mitglied nach dem andern seiner Mission zur Erhaltung der Rasse folgen sehen. Das ist ein Verlauf, der von alters her Dramatiker gereizt hat, mit Entsetzen Scherz zu treiben. Einige dünkten sich Satiriker, wenn sie entweder die Naturwidrigkeit dieses Gelöbnisses oder die einrenkende Naturnotwendigkeit, der die Pretiösen erliegen, recht von oben herab verspotteten. Wedekind lacht weder hierüber noch darüber; hält dies keines Hohnes für würdig, jens keiner Parteinahme für bedürftig. Er ist so sachlich, wie er bis zu seiner Königstragödie geblieben ist. So ist das Leben. Voll von großen Worten und ebenso voll von Unfreiheiten. Man hat feierliche Vorsätze und plätschert, eins, zwei, drei, in allen Tümpeln der Gewöhnlichkeit. Diese komisch-bunte Sprenkelung des Daseins zeigt Wedekind mit einer unbeweglichen, manchmal wie versteinerten Boshaftigkeit. Er braucht ein bißchen viel Beispiele und gerät, wenn Ihr wollt, in die Breite. Aber er ist schon in seiner Frühzeit ein Meister des mehr als drolligen Schnörkels. Eine Ausbauchung der Linie — und ein sakrosankter Begriff ist entheiligt. Eine skurrile Verkürzung — und ein Ideal ist zerstört. Diese Fähigkeit, durch einen Wechsel des Gesichtswinkels aus Sinn Irrsinn, aber auch aus Irrsinn Sinn zu machen, schafft einen heitern Wirbel, dem ich für mein Teil mich bedingungslos hingebe. Um doch in einer Szene ernst zu werden. Zwei sind Cousin und Cousine, lieben sich und täuschen einander Freundschaft vor. „Es war so ziemlich das einzig Schöne, was mir das Leben bot: die Freundschaft mit dir!" sagt das Mädchen. Sie lieben sich, resignieren, heiraten nach rechts und nach links und werden von der Erinnerung an die Möglichkeit leben. So ist das Leben. Das ragt nicht etwa aus dem Stück heraus, wie es nach dieser Betonung scheinen könnte. Es ist eine Episode, mit keinerlei Motivierung belastet, auftauchend, vorüberhuschend und unvergeßlich.

*

„Knallt es?" fragt, in einem Gespräch über ‚Don Carlos', bei Thomas Mann ein Schuljunge den andern. Bei Wedekind, auch bei Wedekind knallt es. Schon bei dem jungen Wedekind des ‚Liebes-

tranks‘; der jetzt in der ‚Truppe‘ zu sehen ist. Es knallt von Revolverschüssen, Ohrfeigen, Peitschenhieben, Witz-‚Raketen‘ und dem Zusammenstoß grade solcher Menschen, die sich in einer unverzerrten Welt nie sehen oder nie wiedersehen würden. Dies aber ist die Welt, wo Lämmergeier Haustiere sind. In dieser Welt findet die Kreuzung von einem Ostasiaten und einer Vollblutzigeunerin namens Fritz Schwigerling nach wüsten Irrfahrten seine Frau auf dem Schlosse, auf das sie sich der russische Fürst Rogoschin aus einer Barnum-Show geholt hat, überläßt die Siebenundvierzigerin dem Kammerdiener und macht sich mit dem achtzehnjährigen blonden Unband davon, die der halbverrückte und ganz dämliche Knuten- und Wutki-Fürst durch einen Liebestrank zu sich zu zwingen hoffte. Welcher Grund wäre triftiger, den Fürstenkindern einen Hauslehrer zu mieten, als das Bedürfnis nach diesem Liebestrank, und welcher Liebestrank wäre wirksamer als einer, bei dessen Genuß man an keinen Bären denken darf — wenn man dann jemals aufhören konnte, an einen Wald von Bären zu denken! Ein Narrentanz, ein Narrengalopp, dessen Wert noch mehr in seinem rasenden Tempo als in der echten Narrheit der Teilnehmer liegt. Es bleibt kein Auge trocken. „Das Leben hat mich meiner anbetungswürdigen Schönheit nicht beraubt, ohne mich durch eine entsprechende Verbreiterung meines Rückens zu entschädigen.“ Solchen Stechschritt übt dieser Dialog. Auf jedes Klipp kommt ein Klapp. Keins geht verloren. Denn Wedekind ist viel zu pedantisch, um im tollsten Wirbel je die Besinnung zu verlieren. Seine Figuren (und ihre Zuschauer) werden fortgerissen, nicht er. Er hält die Zügel fest. Er steht darüber. Das unterscheidet seine Jugend von seinem Alter, zum Vorteil der Jugend. Noch spricht sein Lächeln, und sein Wort ist nicht vieldeutig von tiefster Vertrautheit mit den letzen Dingen (was bei ihm, in ‚Franziska‘, in ‚Simson‘, in allen spätern Produkten, eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, eine halb unschuldige, halb raffinierte Renommage ist). Noch ist sein ungemütlich satirischer Humor nicht ausgelaufen, noch hat er den Ammoniakgeruch der Kraft. Noch soll die Menschheit nicht gebessert, sondern gestaltet werden. Kein Schwerathlet stemmt Weltanschauung, sondern ein Leichtathlet jongliert mit den geschliffenen Messern der Ironie, romantischer und moderner Ironie.

* * *

‚Palme oder der Gekränkte‘ — der jetzt in den Kammerspielen zu sehen ist — hat von Strindberg den Verfolgungswahn der Titelfigur, von Wedekind den Widerwillen gegen die Stützen der Gesellschaft und von Paul Kornfeld den Rest, der für eine deutsche Komödie nicht unbeträchtlich ist. Mit reinlichen Mitteln zwei Stunden lang lachen und lächeln machen — wer bei uns kann denn das noch? Hier ist ein Narr, den ein Dichter uns auf die Grenze stellt, wo Belustigtheit in Anteil übergehen will, aber nicht übergeht, weil sonst eine Tragikomödie entstünde. Es soll gar keine entstehen. Kornfeld, dem eine leichte Abendunterhaltung vorgeschwebt hat, richtig vorgeschwebt hat, also eine, die nicht zu gewichtig werden durfte — an dieser Grenze hält er sich

sorglicher zurück als an der andern, die in den Schwank führt. Jedenfalls nehme ich für Absicht, daß von der Liebe des Herrn Palme zu der Frau Clara, bei der er Gast ist, ernstlich nicht viel hergemacht wird, weder solange sie besteht, noch wenn sie zum Schluß diesem Misanthropen dahinstirbt. Der geübte Autor erotischer Dramen hätte die rechte Dosierung wahrscheinlich getroffen. Der minder ehrgeizige Wiederverfeinerer einer grob gewordenen Gattung begnügt sich mit Schatten des Gefühls, Lichtern des Witzes auf Gestalten, die eigentlich keine, nämlich nicht rund wie bei Hauptmann, sondern flächig wie bei Molière sind. Ja, damit ein Typus von modischem Fadian glaubhaft werde, brauchts dreier gleichförmiger Vertreter. Hauptsache: daß unsre Bereitschaft zu Vergnügtheit in fünf kurzen Akten rege bleibt. Das bleibt sie; trotzdem die Erfindung nicht grade quillt. Der gewerbsmäßige Uebelnehmer gerät aus einer Situation gewöhnlich in dieselbe, selten in eine neue. Aber innerhalb dieser einen Situation, daß Palme jedes neutrale Wort auf sich bezieht und jedes an ihn gerichtete als gegen sich gerichtet empfindet, wird mit Abwechslung doch nicht geknausert: Palmes Wirtin verschwendet Menschlichkeit; ihr teutonischer Bruder macht Sternheims Maske jegliche Ehre; ihre umworbene Tochter entfaltet keinen geringen Vorrat an Dümmlichkeit; die drei Freier, Quinke, Kimmich, Plempe geheißen und in ein und dieselbe Kluft gesteckt, damit man sie nicht von einander unterscheide, überbieten als ebenso hirnlose Mannsbilder diese Dümmlichkeit noch; und Palme stöhnt oder flucht oder zischt seine kauzigen Monologe, die uns die Wundheit seines Herzens ermessen lassen. Es wäre immer komisch: für die berliner Theaterverhältnisse dieses Winters ist es urkomisch. Unsre Heiterkeit übertrug sich zurück auf die Schauspieler, die sie hatten erregen helfen. Karl Etlinger war die Sorte Teutone, die von Tacitus bis Thoma durch die nüchternste Darstellung am giftigsten verhöhnt worden ist. Lina Lossen und Anni Mewes als Mutter und Tochter hatten Blicke des Verständnisses und Einverständnisses, die Palmes Qual im Sinne des Dichters davor bewahrten, jemals auf uns zu lasten. Und Gülstorff hätte man streicheln mögen. Wer die deutsche Komödienliteratur zivilisieren will, schreibe Humoristen seines Ranges Rollen auf den possierlichen Leib.

Casanova in Wien von Alfred Polgar

Es gibt zwei Casanova im Spiel, in Raoul Auernheimers sachtem Lustspiel. Den richtigen, Giacomo, und dessen Bruder, Francesco. Francesco wohnt in Wien, als braver Maler und Ehemann. Giacomo . . . „nun, Ihr wißt ja, wie ers macht“. Der schlimme Casanova, auf einen Seitensprung in Wien, bekommt Appetit nach des Kaffeesieders Töchterlein. Er hat nicht übel Lust, ansässig, ehrsam und Kaffeesieder zu werden. Der brave Casanova sucht des Bruders Pläne zu durchkreuzen; aber in der Luft, die um jenen weht, sind so viele Miasmen des Leichtsinns, daß sie auch Francescos bürgerliches Blut vergiften: so be-

gehrt er nach der Frau Hofrat Braun. Nach dieser begehrt später auch Giacomo (c'est son métier), und es entsteht, durch finanzielle, polizeiliche, politische Komplikationen gesteigert, Verwicklung. Zum Glück ist ein Wandschrank da, in dem verborgen Jeder das hören kann, was er eigentlich nicht hören sollte, und wie es Finale werden will, wirft auch noch ein plötzlicher sächsischer Gesandter sein Machtwort in den Knoten, der sich hierauf löst. Die Kaffee-Resi heiratet den Geschäftsführer Rudolf, der ihr weit gemäßer ist als der welsche Flunkerer, Francesco bleibt brav und Giacomo schlimm, das heißt: er zieht wieder in die Welt, um weiter Memoiren zu hamstern. Das ist er sich und wahrscheinlich auch seinem Verleger schuldig.

Moissi; im Deutschen Volkstheater, gibt der Figur romanisches Blut, eine anmutige, federleichte Intensität des Wortes und der Bewegung. Welch ein Helfer! Wenn er Papier spricht, wird es Seidenpapier. Heiter flattert seine Schwermut im Lustspielwindchen, und das sanfte Irrlicht seiner Augen tanzt schelmisch. Walpurgis des Melancholikers. Die Rolle ist fast zu eng für Moissis raumgreifendes Wesen, der Schwung seiner Rede und seines Leibes trägt über sie hinaus, ins Leere, dorthin, wo nichts mehr ist, nur die Grazie an und für sich. Das Wort in dieses Künstlers Mund zieht Fäden, deren Abspinnung zeitraubend ist, aber die Knüpf- und Webetechnik seiner Deklamation, an den süßen Fäden geübt, hat ihren Reiz. Von Moissi wird es auch einmal wie in jenem schönen Liede heißen: „Die Kinder und die Weiber . . . sind um ihn hergesprungen.“ Wenn er spielt, liegt die Galerie in hysterischen Zuckungen. Ein kleiner Junge mit knallroten Backen, der während des ganzen Zwischenaktes, als Solist an der Galeriebrüstung, so gellend „Moissi!“ kreischte, daß der Direktor Bernau vor Scham in den Hintergrund seiner Loge versank, mußte gelabt und der häuslichen Pflege oder Züchtigung übergeben werden.

Auernheimers drei Akte, die nirgends verletzende Arbeit eines kultivierten, behutsamen Literaten, sind in Versen geschrieben, was man nicht immer merkt, am empfindlichsten an der obstinaten Hinten-Stellung des persönlichen Fürwortes. („Tagsüber bist zu Haus du.“ „Warum fragt so eigentümlich sie?“ „Hier dient beim Magistrat er.“ „Darf endlich gehen ich?“) Leider ist das Lustspiel nicht lustig. Es nützt vor lauter Angst, ungraziös zu werden, seine komischen Möglichkeiten nur zaghaft aus, leidet an einer Art Theaterschüchternheit, wie sie freilich bei Novellisten konstitutionell sein mag. Doch hat das Publikum über manche sanftfreche Wendung oder zierliche Antithese des Casanova gelacht und das Behagen, das in die wienerischen Figuren des Spiels hineingeknetet ist, empfunden. Am herzlichsten lachten die Hörer, wenn Casanova, werbend, sagte, daß er noch nie ein Weib geküßt oder so. Ausgerechnet Herr Casanova, von dem doch Alle im Theater wissen, was er für ein vielbändiger Hallodri gewesen! Wie recht hat der Autor, wenn er eine seiner wienerischen Figuren (das persönliche Fürwort diesmal vorn) sprechen läßt: „Möcht’ ich doch nicht leben anderswo.“

Die Stützung des Franc von Morus

Die Stützung des Franc ist gelungen. In wenigen Tagen ist das Pfund um den dritten Teil, von 120 auf rund 80 gedrückt worden. Börsentechnisch ohne Zweifel eine Leistung. Herr Robineau, der Leiter der Banque de France, hat die Durchführung der Stützungsaktion, ebenso wie im vorigen Jahre Havenstein, Privatinstituten übertragen, und zwar den beiden Banken, die in Paris zu offiziösen Geschäften dieser Art benutzt zu werden pflegen. Die pariser Direktiven gab die Banque de Paris et des Pays bas, die heute neben den alten drei französischen Großbanken: der Société générale, dem Crédit Lyonnais und dem Comptoir national d'Escompte, eine gleichberechtigte Stelle einnimmt und durch ihre engen Beziehungen zu den Brüdern Cambon, den frühern Botschaftern in Berlin und London, im engsten Konnex zur Regierung steht. Die Auslandsarbeit der Stützungsaktion wurde durch den pariser „Mendelssohn", die Lazard frères erledigt, die durch ihre londoner und newyorker Zweighäuser, die Lazard Brothers, über hinreichende internationale Verbindungen verfügen.

Der technische Teil der Stützungsaktion verlief denkbar einfach. In Berlin pflegte man es so zu machen, daß die Reichsbank als Vorpostengefecht eine Verknappung des Geldmarktes herbeiführte. Dann intervenierte sie, indem sie, im Ausland Mark zu hohem Preis aufkaufte und in Berlin Devisen zu niedrigem Preis abgab. Die großen Verluste, die sie bei dieser kostspieligen Methode erlitt, suchte sie, wenigstens bei der technisch gelungenen Aktion im Februar vorigen Jahres, dadurch wieder einzuholen, daß sie nachträglich von der Spekulation zu relativ niedrigen Kursen Devisen zurückkaufte. In Paris machte man es anders und billiger. Man ließ in London und New York große Devisenmengen auf den Markt werfen, und als die Spekulation sich gehörig vollgesackt hatte, verlangte man sofortige Bezahlung in Francs. Dadurch trat eine so starke Nachfrage nach Francs ein, daß der Kurs sich von selbst hob und die Tendenz umschlug. Die Baissiers mußten Deckungskäufe vornehmen, und nun brauchten die Stützungsbanken nur noch ein wenig nachzuhelfen, um aus der Francbaisse eine Hausse zu machen.

Welche Wirkung diese überraschende Wendung auf die Spekulation und nicht nur auf die berufsmäßigen Spekulanten ausübte, hat man auch in Berlin zur Genüge beobachtet. Es ist zwar klinkerklarer Blödsinn, auf den anscheinend auch Poincaré hereingefallen ist: daß der Francsturz nur eine von der Wilhelm-Straße angestiftete und von einer deutschen Bankiermaffia planmäßig durchgeführte Mache war. Es fehlt zwar in Deutschland, in und außerhalb der Wilhelm-Straße und des Bankierviertels, nicht an Eseln, die glauben, mit einem Francsturz könnte man Frankreich kirre kriegen und Deutschland „retten". Man kann sich auch schon vorstellen, daß auf den Hotelmeetings unsrer „Wirtschaftsführer", etwa auf der nationalliberalen Generaldirektorenversammlung im Esplanade, auf der die Entthronung Stresemanns beschlossen wurde, auch dem Franc alles Schlechte gewünscht worden ist. Aber man soll den deutschen Organisationswahnsinn nicht überschätzen. So schlimm ist er denn doch nicht.

Dagegen ist eine sehr wenig rühmliche und erfreuliche Tatsache, daß die deutschen inflationsgeübten Bank-, Industrie- und Kaufmannskreise sich in größtem Umfange an der Baissespekulation in Francs beteiligt haben. Besonders blamabel ist, daß ein Teil der Presse, offenbar weniger aus politischen als aus reinen Geschäftsrücksichten gradezu zur Francspekulation animiert hat. Denn nichts andres ist es, wenn ein Montag-Morgenblatt, das von sich behauptet, es habe immer die Spekulation bekämpft, einen Dollarkurszettel französischer Effekten veröffentlicht. Die deutschen Spekulanten haben ihren Ausflug ins Frankenland teuer genug bezahlen müssen. Namentlich hatten sich der Warenmarkt, der Metallhandel und die Konfektion an der Fixerei beteiligt und große Geschäfte in Francs abgeschlossen. Zu den Verlierern gehörten nicht nur die Kleinen, sondern sogar so gewiegte Herren wie Sigmund Bosel haben diesmal bluten müssen, und die Börse wollte sogar wissen, daß das Bankhaus Mendelssohn unter den Verlierern sei. Daß es den deutschen Francspekulanten nicht auf hohe Politik und niedrige französische Valuta ankam, sondern nur auf ein gutes Geschäft, geht daraus hervor, daß auch in Berlin seit dem Gelingen der Stützungsaktion die Baissespekulation prompt in eine Spekulation à la hausse umgeschlagen ist. Die Nachfrage nach Francs war, offenbar nicht nur zur Abdeckung aller Verpflichtungen, so stark, daß die Reichsbank französische Devisen auf 1 Prozent repartieren mußte.

Durch den Umfall der Börse darf man sich aber nicht über die Tragweite und den Wert der Stützungsaktion täuschen lassen. Der unmittelbare Zweck der Stützung bestand darin, einmal das Fortschreiten der „Teuerung", also die Anpassung der Preise an die Geldentwertung zu verhindern. Denn den höhern Preisen müssen doch die Löhne und Gehälter und damit die Staatsausgaben folgen. Sodann aber wollte man die Besitzer der Anleihen und Schatzwechsel beruhigen. Brach nämlich unter denen erst eine Panik aus, dann war die Währung verloren. Seit Jahren hält Frankreich seinen Etat nur dadurch im Gleichgewicht, daß es das Steuerdefizit durch Auflegung innerer Anleihen deckt. Allein die Kriegs- und Wiederaufbau-Anleihen belaufen sich auf 70 Milliarden Francs, die von unzähligen kleinen Leuten gezeichnet worden sind. Zum größten Teil sind diese Bons de la Défense nationale kurzfristige Kredite, die alle paar Monate erneuert werden müssen. Setzte sich nun der Francsturz fort, so hätte selbstverständlich in kurzem niemand mehr dem Staat sechs- oder siebenprozentige, nicht valorisierte Darlehn verlängert, und der Regierung wären dann nur noch zwei Wege übrig geblieben: der Staatsbankerott oder die Inflation. In der Tat war die Situation auf dem Anleihemarkt in den letzten Wochen bereits äußerst bedrohlich geworden. Neue Schatzscheine waren nicht mehr unterzubringen, und die alten wurden vielfach nicht mehr prolongiert. Die Kündigungen betrugen bis zu 150 Millionen Francs täglich. Die Folge war, daß die Bank von Frankreich mehrmals ihren Notenumlauf vermehren mußte, um die gekündigten Gelder zurückzuzahlen. In diesem kritischen Stadium entschloß sich die Regierung zu einem nicht ungefährlichen Mittel: sie brachte schleunigst eine Vorlage zur Befreiung der Schatzscheine von der Einkommensteuer ein. Der Coup wirkte fürs erste. Die kleinen Sparer — der

französische Dreigroschenrentner ist ein sehr geduldiger Gläubiger, aber ein schlechter Steuerzahler — ließen sich ködern und behielten ihre Bons. Dadurch bekam die Regierung Luft, und die Bank von Frankreich konnte sogar für die zweite Märzwoche schon einen Ausweis vorlegen, der eine Verminderung des Notenumlaufs um 340 Millionen aufwies.

Die psychologische Vorbedingung für die Stützungsaktion war damit geschaffen. Um die Gemüter noch intensiver zu besänftigen, machte man dem inländischen Publikum und der ausländischen Spekulation noch ein bißchen Theater vor. Denn etwas andres ist die großartige Morgan-Anleihe nicht. Die 100 Millionen Dollar, die der Schutzheilige von Paris dem französischen Volke brachte — die Presse ließ den großen Pierpont sogar eigenhändig in den verschiedensten Hafenstädten eintreffen und interviewt werden —, sind höchstwahrscheinlich nur gegen Hinterlegung eines entsprechenden Golddepots im Ausland gegeben worden. Die Banque de France ist außerdem mit ihrem Goldbestand von 3,6 Milliarden Francs rüstig genug, um aus eignen Mitteln die Stützungsaktion zu finanzieren. Morgans Devisenkredit erspart ihr aber den Ausweis darüber, wieviel Gold die Stützungaktion erfordert, und vor allem: sie plakatiert der ganzen Welt, einschließlich der französischen Provinz, daß das große Amerika wie anno 1918 mit dem schönen Frankreich im Bunde ist. Und da kann natürlich nichts passieren.

Es sei denn, daß die französische Regierung vergißt, den Etat zu stabilisieren, und zwar mit Steuern. Daß dieses das A und O aller Währungspolitik ist, hat man in Paris schon erkannt. Aber man hat bisher nur sehr unvollkommen die Konsequenz daraus gezogen. Das Finanzministerium ist von allen Abteilungen des Louvre weitaus am schlechtesten geordnet, und der Marquis de Lasteyrie, der Schloßherr der Rue de Rivoli, hat ganz und gar nicht Louvre-Format. Poincaré will aber offenbar so kurz vor den Wahlen keine Kabinettsumbildung vornehmen und hilft sich, indem er selbst mehr und mehr die Leitung der Finanzen in die Hand nimmt. Seiner Energie ist schon zuzutrauen, daß er sich auch durch die Wahlcampagne nicht zurückschrecken läßt, von seinem Ermächtigungsgesetz ausgiebig Gebrauch zu machen. Bis jetzt ist freilich von einer endgültigen Finanzsanierung noch nicht viel zu spüren. Die neuen Steuern, die im Januar und Februar beschlossen wurden, waren der Geldentwertung unterworfen, und die Befreiung der Bons-Inhaber von der Einkommensteuer bedeutet für den Fiskus einen neuen Verlust, der nur unvollkommen gedeckt ist. Die Stützungsaktion gewährt der Regierung noch einmal eine Atempause, während der sie die Finanzen durch Ergänzung und Umstellung der Steuern auf Gold in Ordnung bringen kann. Läßt sie diese Frist verstreichen, dann wird die französische Stützungsaktion, trotz aller technischen Geschicklichkeit und trotz dem Anfangserfolg, ebenso fruchtlos sein, wie es vor einem Jahr die deutsche war.

Sonderbar, daß Fürstlichkeiten fast immer unerlaubt langweilig aussehen. *Theodor Fontane*

Staatsanwalt Stenglein

Der Erste Staatsanwalt Dr. Stenglein muß als eine sittliche Person angesprochen werden: er hat eine Pflicht erfüllt, gegen die sich seine ganze Natur aufs Heftigste sträubte. Er hat „Hochachtung“ vor Hitler, und Ludendorff ist ihm „ein großer Mann“. Dennoch will er Beide hinter Festungsmauern bringen, weil das Strafgesetz das befiehlt.

Der Erste Staatsanwalt Dr. Stenglein ist Ethiker — aber er wirft alle Staatsautorität um. Noch nie hat in einer Rede vor Gericht so stark die Unsicherheit des Plaideurs vibriert. Indem er Strafe fordert, schreit er nach Belohnung für Ehrbarkeit und Größe. Dieser bayrische Beamte, der jetzt die Republik vertritt, gehört ganz zu jenen Honoratiorenschichten, die der Neunte November aus den Annehmlichkeiten des Daseins geworfen hat. Er soll die Hochverräter an der Republik der Strafe überantworten und erklärt, daß „die Verdrängung der Fürsten durch die Volksbeauftragten Hochverrat“ war. Er soll die Nation vor Abenteurern schützen und setzt die große Masse ruhiger Patrioten herab zum höhern Ruhm des Herrn Hitler. Er soll die Sicherheit des Staates gewährleisten und nennt die Spaltung der nationalistischen Vereine „eine tiefbedauerliche Tatsache“. Wie will dieser Staatsanwalt der Republik eigentlich noch beweisen, daß er Hitlers und Ludendorffs Putsch nicht den letzten Erfolg gewünscht habe? Aus jedem seiner Worte zittert feurige Hingebung an den Straßen-Chauvinismus, den Hitler gepflegt hat, und der selbst in Bayern vielfach, zum Beispiel: überall auf dem Lande, Ablehnung findet. Dieser Staatsanwalt läßt sich aufs Ungenierteste anmerken, daß er in der Verteidigung der Verfassung eine höchst lästige Pflicht zu erfüllen hat. Kein ernannter Offizialverteidiger, dem ein Scheusal von Massenmörder zu verteidigen aufgegeben ist, kann in seinem Plaidoyer reserviertere Worte für den ihm aufgedrängten Schützling finden.

Münchner Luft! Der Staatsanwalt kann nicht anders. Ganz abgesehen davon, daß es ein Freicorps Oberland, eine Organisation C., eine Feme und viele, viele Bravi gibt, die ihm vielleicht sehr nahe sitzen und einen Stammtisch mit ihm teilen. Schon am Anfang des Prozesses mag die Ehefrauen der Beisitzer des Volksgerichts die quälende Angst, ihre Männer dieser Rache ausgeliefert zu sehen, dazu getrieben haben, die Gatten um unbedingten Freispruch für die furchtbaren Angeklagten anzuflehen.

Dann bleibt der Staat also schutzlos. An die Gefahr für den Staat, für das Vaterland hat ja auch der Staatsanwalt gar nicht gedacht. Diesem Romantiker, der vor Hitler Hochachtung hat, dem Ludendorff ein großer Mann ist, raubt keineswegs den Schlaf, daß solche Condottieri Deutschland nicht nur in furchtbaren Bürgerkrieg reißen, sondern daß sie es auch dem sofortigen Einmarsch der Franzosen und Tschechen überantworten. Wäre er nicht so knabenhaft beschränkt, bewegte sich seine nationale Begeisterung nicht in den primitivsten Geleisen, wäre er ein Denker statt ein Verehrer des Kitsches — dann viel-

leicht entsänne sich dieser Staatsanwalt, daß die Einordnung dieses „Falles“ in die geschriebenen Paragraphen unnützes Werk ist: daß der Staat ihm zumuten darf, Alles zu seinem Schutz zu tun. Ach, hätte dieser Staatsanwalt sich doch wenigstens dazu aufschwingen können, sich einmal das in seinen Kreisen sonst so beliebte Wort „Belange“ durch den Kopf gehen zu lassen! Vielleicht hätte ihm dann gedämmert, daß gar nicht von Belang ist, ob Hitler Hochachtung verdient, ob er klein angefangen hat, ob Ludendorff ein großer Mann ist. Worauf es für den Staat ankommt, das ist die Gefahr, die diese Beiden mit ihren völlig aussichtslosen Abenteuern für das deutsche Volk, für den uns noch verbliebenen Boden, für unsre innere Ordnung bedeuten. Ein Staatsanwalt, der nur Jurist ist, nützt gar nichts. Wer den Staat amtlich zu schützen hat, muß zum mindesten seine politischen Bedingtheiten verstehen. Da diese stets in der Außenpolitik liegen, sind sie heute hart, und so muß der Staatsanwalt gegen Den, der sich an ihnen zu vergreifen vermißt, gleichfalls hart sein. Hitler und Ludendorff wollten ein wehrloses Volk in einen gänzlich hoffnungslosen Krieg stürzen. Der hätte den Untergang des Volkes herbeigeführt. Wer zu zart ist, um von Vergeltung für solches Verbrechen zu reden, der muß wenigstens an den Schutz vor solchen Untätern denken. Herr Staatsanwalt Stenglein aber verbeugt sich vor ihnen, weil das besser in seine Lebenshaltung, in seine gesellschaftliche Sphäre paßt und läßt den Staat dabei ungeschützt. Das geschieht genau zu derselben Zeit, wo in Leipzig vor dem Tribunal ein ehemaliger Minister zehnfach peinlich befragt wird, weil er gewagt hat, die Staatsposten mit Männern zu besetzen, die Achtung vor der Republik hatten, und bei denen die Sicherheit dafür vorlag, daß sie Anwälte ihres Staates sein würden.

Arno Voigt

. . . ach, wie schießt Ihr schlecht!

In Nummer 10 der ‚Weltbühne‘ schreibt Herr Klaus Pringsheim: „Melos-Musik ist eine durchaus fiktive Angelegenheit. Die Idee, unerprobte Werke der radikalen Linken aufzuführen, zunächst im kleinen Kreis, da kein großer sich zusammenfindet — diese ‚Idee‘, die keine ist, liegt teils in der Luft, teils auf der Straße.“ In der ‚Freiheit‘ vom 2. November 1921 äußerte sich derselbe Herr Pringsheim dagegen: „Die Melos-Abende, welche die programmatische Idee der unglücklichen Neuen Musikgesellschaft glücklich zu verwirklichen streben — die Idee, der heutigen Komponistengeneration Fühlung mit dem heutigen Publikum, zunächst einem auserwählten Publikum zu verschaffen, versprechen im trostlos vergeschäftlichten Getriebe des berliner Musiklebens nicht nur die systematische Pflege neuester Kammermusik, sondern zugleich neue Wege und neue Gesichtspunkte für die gesamte öffentliche Musikpflege: Abkehr von der nur wirtschaftlich orientierten Konzertindustrie und Rückkehr zum gesellschaftlichen Ursprung alles Musizierens, Einkehr zur gesellschaftbildenden Kraft der Musik.“ In der gleichen Tonart halten sich alle spätern Kritiken des Herrn Pringsheim, wo er, unter anderm, die „zielsichere arbeitsfreudige

Initiative“ des künstlerischen Leiters und die „pazifistische Arbeit, die außer der künstlerischen Tat geleistet wird“, anerkennt.

Pringsheim von 1921/22 und Pringsheim von 1924! Welch phaenomenales Konjunkturchamäleon! Heute verkündet Herr Pringsheim das „unschätzbare Verdienst“ des Herrn Herbert Graf um die Melos-Idee, „die keine ‚Idee‘ ist, ;sondern teils in der Luft, teils auf der Straße liegt“, und läßt an dem geistigen Verfechter der Melos-Sache keinen saubern Fetzen, während er 1921/22 Idee und Führer öffentlich würdigt, die „unschätzbaren Verdienste“ des Herrn Graf aber mit keinem Wort erwähnt — nicht erwähnen konnte!

Denn zu jener Zeit wußte Herr Graf überhaupt noch nichts von der Melos-Bewegung. Es ist eine glatte Unwahrheit, wenn Herr Pringsheim behauptet, „Herbert Graf habe sich 1921 entschlossen, moderne Kammermusikabende zu veranstalten und mich mit der künstlerischen Leitung betraut“. Tatsache ist, daß die Melos-Gemeinschaft und die Melos-Konzerte von mir allein 1921 ins Leben gerufen und selbstständig geleitet worden sind. Gleichgültig ist, wem „Lob und Verdienst in die Schuhe geschoben werden“, aber ein Schandmal bleibt es, wenn in einem „Kulturstaat“ geistiges Eigentum „gesetzlich“ geraubt werden darf.

Ein internationales Kulturwerk, das ich neben eignem Schaffen (nicht vorgeführt in den Melos-Konzerten), meiner Tätigkeit als Herausgeber der internationalen Musikzeitschrift ‚Melos’ und in hartem Kampf um meine materielle Existenz (als Lehrer, Orchesterspieler, Dielengeiger) allein aufgebaut habe, ist mir durch den formellen Akt einer gerichtlichen Eintragung, die mir viel zu gleichgültig war, als daß ich jemals darauf „gepocht“ hätte, entrissen worden. Ist das nicht Werkraub?

Aber damit nicht genug: man versucht, mich obendrein noch öffentlich zu beschmutzen. Erst nach dem 8. Melos-Konzert am 7. März 1922 trat Herr Graf an mich heran. Demnach ist von Herrn Pringsheim gänzlich aus der Luft gegriffen, daß ich vom ersten Tage an besoldet wurde (tatsächlich bin ich nie besoldet worden). Und ebenso verhält sichs mit den von mir „einkassierten und nirgends verbuchten Einnahmen“, den von mir „grundsätzlich nicht präsentierten Abrechnungen“, dem von mir „installierten Büro“, dem von mir „engagierten Personal“, und was weiß ich noch — Anwürfe übrigens, die in ähnlicher Art einst gegen Hermann Scherchen erhoben und von Herrn Graf vor Gericht nicht aufrecht erhalten wurden.

Herr Pringsheim steigert seine Unwahrheiten zu unverschämtesten Folgerungen, während sein eigner Gewährsmann ihn von hinten erschießt. Herr Graf

widerruft (in Nummer 12 der ‚Weltbühne'). Dazu sind Namen wie Philipp Jarnach, Heinz Tiessen und die Internationale Gesellschaft für neue Musik' in diese Schmutzaffaire verwickelt.

Obwohl Gegner der herrschenden, der unmoralischsten aller Wirtschaftsformen, habe ich mich um einer hohen Sache willen zu einem Kompromiß zwischen Kapital und Geistesarbeit hergegeben. Heute weiß ich, daß unsaubere Mittel den reinsten Zweck entheiligen, daß eine Idee, die nicht durch die materielle Opferfreudigkeit ihrer Bekenner getragen wird, durch Kompromisse nicht gefördert werden kann, sondern auf ihre Erfüllung warten muß. Und danach werde ich handeln. *Fritz Windisch*

Juden-Filme

‚Das alte Gesetz' ist die Geschichte eines jungen Juden, der dem östlichen Ghetto entflieht, um Schauspieler zu werden; der nach einigen Irrfahrten an dem wahrhaften alten Burgtheater, dem kaiserlichen der sechziger Jahre landet, hier zu hohen Ehren gelangt und schließlich außer dem Ruhm und einer anmutigen Gattin die Verzeihung seines grollenden Rabbi-Vaters findet. Gezeigt werden mancherlei schöne und wahrhaftige Bilder aus dem Ghetto und dem alten Wien. Ernst Deutsch spielt die Hauptrolle und gibt dem jungen Menschen jene besondere Farbe eines jüdischen Schicksals, das oft erlebt, selten gut geschildert wurde. Der Film zeichnet sich dadurch aus, daß hier nichts von Pappe ist, sondern Alles wächst, blüht und gedeiht, sodaß es noch in der Erinnerung weiter keimt und gelegentlich einen Spaziergang überschattet. Die Regie führte Dupont zusammen mit Morewski, einem Schauspieler des wilnaer Jiddischen Theaters. Henny Porten spielt eine blonde Erzherzogin; und Garrison einen jüdischen Schnorrer mit aller Würde und allem breiten Witz, wie er dieser Gestalt zukommt, die in so vielen Erzählungen aus dem Osten als markant und typisch auftritt.

Der Film wagt sich in ein sehr gefährdetes Terrain, das von allen Seiten bedroht ist, zum Beispiel: vom Zorn frommer Juden, die hier einige ihrer Gebräuche dargestellt sehen vor einem profanen und vielleicht feindseligen Publikum; von dem Gründlichkeitsfanatismus gebildeter und gelehrter Juden, die lieber wollen, daß gar nichts mitgeteilt wird als Einiges; von den Leuten, für die Alles, was mit Ostjuden zu tun hat, derGegenstand eines abergläubischen Entsetzens, der Verachtung oder hysterischer Furcht ist; von wilden, kriegerisch veranlagten Hakenkreuzlern; und so weiter. Ein Landstrich, wo außerdem noch zu fürchten sind die lauwarmen Sturzbäche eines sentimentalen Familiensinnes sowie die Lanzenspitzen eines apologetischen Heroismus, der unbefangene Betrachter

in überstürzte Flucht jagt. Allen solchen Gefahren wird hier getrotzt und ein angenehmes Gebilde geschaffen, das einige Kenntnisse vermittelt und geeignet ist, zu Erkenntnissen anzuregen.

„Das neue Gesetz“ ist keineswegs der Titel des andern Films, von dem ich hier sprechen will, sondern eine Charakterisierung seines Inhalts. Er zeigt die Juden, wie sie Palästina kolonisieren: es ist der neue, vom jüdischen Nationalfonds herausgebrachte ‚Palästina-Film‘. Betrachtet man ihn kritisch prüfend als Exemplar der Gattung: Propaganda-Film, so muß man Mängel feststellen. Dennoch wird Jeder, der sich für Palästina interessiert, hier Wichtiges erfahren und in Bildern belehrt werden. *Frank Aschau*

Im Blauen Vogel

Man fühlt sich den ganzen Abend wohl und zufrieden.
Gewiß: es sind manche Konfitüren in der Schale, die ich lieber liegen lasse, bonbonrosa, gar zu süß und mit hellblauen Schleifchen garniert — aber sie stören nicht. Man nimmt das so hin . . . Der Rest ist reizend.

Der einzige Polgar hat das Recht diese Dinge „lackiert“ zu nennen — sieht man die immens saubere künstlerische Arbeit an, die hier geleistet wird, so muß man sagen, daß die meisten Dinge solcher Art bei uns nicht einmal lackiert sind. Diese Nummern schnurren ab wie wunderbar konstruierte Uhrwerke (weshalb auch der Blaue Vogel bei Applaus Wiederholungen vermeiden sollte).

Da ist der ‚Leierkasten‘, eine Nummer, die auf der dünnen Grenze zwischen Komik und Ernst entlangkippelt. Das Hof-Terzett — Leierkasten, Paukenmann und singende Tänzerin — steht in Wahrheit vor schwarzen Vorhängen: aber wir sehen die Drei in einem schmalen hohen Hof, wohin nie die Sonne dringt. Wie gleichgültig blicken die Augen des kleinen Kollwitz-Mädchens, wie hüpft sie dressiert und armselig, manchmal bleiben ihr die Bewegungen im Halse stecken. Der Paukenmann hat Zahnschmerzen, und den Leierkastenmann geht das Ganze überhaupt nichts an. Kurz: Berliner Kunstunternehmen. Zum Schluß hält die Kleine bittend den alten Hut des Direktors ins Publikum: da haben sie in Kopenhagen, wo die Leute kälter sind als bei uns, einen Wirbel von Oere-Stücken und Blumen und Konfekt in den Hut geworfen — so eindrucksvoll war diese Geste.

Da ist ein reizender Farbeneinfall eines Deutschen, Ernst Stern, der die russische Linie weitergeführt hat; nämlich ein Bild nach einem Bild: Russische politische Häftlinge fahren in einem Zug mit vergitterten Fenstern und singen ein trauriges Lied. Man denkt an mancherlei; so daran, ob wohl auch die neuern Führer der Sozialdemokratie solche Opfer und Leiden auf sich nähmen. Was wäre, zum Beispiel, wenn sich etwa Wolfgang Heine unter solchen Verschickten befände? Bis Nishni-Nowgorod ginge es Ja noch allenfalls — aber schon vor dem Ural wäre er Stationsvorsteher mit Abonnement auf den ‚Vorwärts‘ und einem schöngeistigen Salon nach hinten raus. Dazwischen erzählte Herr Südlich (russisch: Jushnij) allerhand Schnickschnack mit dem natürlichsten Charme.

Aber am hübschesten waren doch die ‚Kosaken‘. Warwara sitzt im Aehrenfeld, wo es am gelbsten und heißesten ist, hat roten Klatschmohn in der Hand und singt. Und es kommen angeritten die Kosaken, eine ganze Sotnie, Männer, oho! — und alle auf Steckenpferden, die übrigens brillant zugeritten sind. Und dann reiten sie um die Warwara herum — mit welcher Komik da der feierliche Langsam-Trab-Schritt kopiert wird! Und sie gibt ihnen alle ihre Klatschmohnblüten . . . Und dann setzen sich die Reiter plötzlich auffällig schnell in Bewegung und stehen in einer Reihe und wollen abreiten. Da merkt die Warwara, was vorgeht, und daß alle Männer untreu sind, und sie heult wie eine Pumpe bei Regenwetter. Die Kosaken halten, erst lauschen sie, und dann verzieht ein breites Grinsen ihr schönes Vaterlandssoldatengesicht, und Reiter und Rösser freuen sich von einem Ohr zum andern. Und dann reiten sie ab und lassen die entblätterte Blüte sitzen. Und weil alle Sympathie immer auf der Seite des kecken Räubers ist, so war eine große Freude im Saal.

Neben mir saß Einer, der sagte zu seiner Frau: „Trink, damit Du in Stimmung kommst!“ Gott bewahre uns vor der Stimmung! Er hatte eine von jenen Stimmen, wie sie jetzt wohl Italien durchknarren: prosaisch, unangenehm und erbarmungslos vernünftig. Aber der Blaue Vogel ist international, und so hatte auch Dieser seinen Spaß daran. *Peter Panter*

Die Ausnahmeverordnung gegen Christus

Die französische Regierung hat eine ethnologische Mission nach Südtunis entsendet. Die hat dort die militärische Verordnung gefunden, auf Grund derer Jesus Christus abgeurteilt worden ist.

> An alle Kolonialgouverneure des Römischen Reiches in Palästina und im Nahen und Fernen Arabien:
>
> Propheten und Religionsumstürzler sind im Volke erstanden. Gegen diese Propheten soll auf Grund der römischen Gesetze nicht eingeschritten werden, mit Ausnahme der Fälle, wo ihre Lehren von der Art sind, daß sie im Volke Unruhen hervorrufen. In solchen Fällen sind sie kräftig zu unterdrücken.
>
> Es ist besonders wünschenswert, nicht zuzulassen, daß diese Propheten sich in Angelegenheiten der Steuererhebung oder in politische Angelegenheiten einmischen.

Die Verordnung ist von Augustus Caesar unterzeichnet.

Aus ihr geht hervor, daß Christi Hinrichtung erfolgt ist, weil er König der Juden genannt wurde — eine Bezeichnung, die der Inbegriff des Ungehorsams gegen den Caesar war.

Arabeske

Zuweilen stehe ich am Fenster.
Es ist schon Nacht. Das Gaswerk schweigt.
So viele zärtliche Gespenster
Sind jetzt in Lust sich zugeneigt.

Am Güterbahnbof rollen Züge.
Ein Trunkner tänzelte im Schumm.
Des Mondes leichte Silberlüge
Beglitzert ein Panoptikum.

Die Bäume zittern, weil sie frieren.
Ein Elmslicht über meinem Haus.
Gardinen flackern, schlagen Türen,
Und plötzlich geht die Lampe aus.

Klabund

Antworten

Preußisches Justizministerium. Eine Fahrt von Berlin nach Plötzensee dauert zwei Stunden, die Entstehung eines Menschen neun Monate, ein Abonnement auf die DAZ, allenfalls einen Monat: wie lange dauert die Fertigstellung der Anklageschrift gegen Den, der den Ueberfall auf Harden verübt hat, den Oberleutnant Ankermann?

Deutsche Verleger. Einer von euch inseriert im Buchhändlerbörsenblatt eine Neuerscheinung, zu deren Anpreisung ein Wort Thomas Manns angeführt wird. Ich wette, daß Thomas Mann weder überhaupt noch gar über dieses Buch diese Aeußerung getan hat, übermittle sie ihm und erhalte die folgende Antwort: „Dank, daß Sie mich auf den Schwindel aufmerksam machen. Ich habe das Buch nie vor Augen gesehen und schon aus diesem Grunde den affektierten Bewunderungsseufzer, den man mir zuschreibt, nie und nirgends getan. Mein Anwalt ist beauftragt, gegen den Mann vorzugehen. Solche Keckheiten scheinen jetzt sehr beliebt. Noch kürzlich war ich gezwungen, gegen einen Verleger einzuschreiten, der sich auf ganz ähnliche Weise dichterisch vergangen hatte. Es ist durchaus wünschenswert, daß auf diese sich mehrenden Betrugsfälle einmal öffentlich hingewiesen wird — sie werden dann aufhören." Sie werden dann aufhören, wenn Ihr, deutsche Verleger, jeden Berufsgenossen, der sich solcher Reklamemittel bedient, aus euern Verbänden ausstoßt und die Ausstoßung öffentlich bekannt gebt. Die Nachteile, die er davon hat, sind so viel größer als die Vorteile, die er von seinen Lügenmanövern gehabt hat, daß der Kollegenschaft die Lust zu derlei Streichen vergehen wird.

Privatgelehrter. Was Sie suchen, finden Sie in ‚Lenin', einer Bio-Bibliographie von Ernst Drahn (die bei R. L. Prager zu Berlin erschienen ist). Sie erfahren daraus, was von Lenins Geburts- bis zu seinem Todesjahr, also von 1870 bis 1924 in Rußland geschehen ist, was er geschrieben, was Alles man über ihn geschrieben und, die Hauptsache, was er getan hat. Ach, wenn man mit einem deutschen Sozialdemokraten so verführe! Es könnte dann einfach heißen: 1908 Parteifunktionär; 1911 Gewerkschaftssekretär; 1913 Archivar; 1914 Kriegskreditbewilliger; 1919 Regierungsrat im Ministerium für . . .; 1920 Ministerialrat; 1923 Gewerkschaftssekretär; 1924 Parteifunktionär. Tja, so verschieden ist es im menschlichen Leben.

Hugo Preuß. Ihr Nachfolger als Verfassungsverfasser ist Erich Ludendorff: Deutschland wird in Kantone eingeteilt, und jeder Kanton kann tun, was er will.

Deutscher Richter. Auf den Tagungen des Deutschen Richterbundes verlangt Ihr von euern Volksgenossen stets das größte Vertrauen zu euerm Stand. Woraufhin eigentlich? Vor achtzehn Monaten hat den unschuldigen Fechenbach das Zuchthaus für ein Jahrzehnt aufgenommen; und eben erst war die Empörung aller anständigen Elemente in Deutschland nötig, um Ludwig Quidde aus dem Gefängnis Stadelheim zu befreien, wo man ihn am liebsten auch lebendig verscharrt hätte. Dahingegen gibts in demselben Bayern den Herrn Riß, Präsidenten des Amtsgerichts München, der als ehrenamtlicher Präsident der katholischen Erziehungsanstalt Neuherberge aus deren Nahrungsmittelbeständen jahrelang Vorräte für sich selbst requiriert hat. Die Kinder hatten es deshalb recht kümmerlich. Disziplinarstrafe: 50 — in Worten: fünfzig — Mark und Zulässigkeit der Strafversetzung. Wo seid Ihr nun, deutsche Richter? Warum hört man nicht, daß Ihr diesen Mann aus euern Reihen entfernt? Ihr seid doch sonst — gegen links — mit den „flammenden“ Beschlüssen so schnell bei der Hand? Was man euch in eurer Gesamtheit am wenigsten vorwerfen kann, sind von je her Eigentumsdelikte gewesen. Also hättet ihrs hier ganz besonders leicht. Aber Ihr hackt der andern Krähe die Augen nicht aus, weil sie sie dann ja verbunden tragen müßte, und weil Ihr in eurer Fortgeschrittenheit diesen altmodischen Brauch der Themis seit einiger Zeit überwunden habt.

Ossip Kalenter. Sie schreiben im Berliner Tageblatt: „Dresden hat das schönste Bühnenhaus Deutschlands, Europas, ja vielleicht der Welt: das (staatliche) Schauspielhaus.“ Wüßt’ ich nicht, wie blutjung Sie sind: aus diesem einen Satz hätt’ ichs erfahren. Solche Superlative bevorzugt nur, wer weder Europa noch gar die Welt gesehen hat. Sie haben auch Deutschland nicht gesehen, sonst wüßten Sie, wieviel schöner als Dresdens Schauspielhaus das Residenz-Theater in München und allein in Berlin vier Theater sind: Staatsoper, Volksbühne, Kroll und Theater der Königgrätzer Straße. Ja, Sie, der Benjamin unter meinen Mitarbeitern, haben noch nicht einmal Dresden gesehen, dessen Opernhaus — heiliger Semper! — sein Schauspielhaus an Schönheit weit übertrifft. Es ist ein unvergängliches Denkmal hoher alter Kultur. Das Schauspielhaus hat dafür den „Bühnenraum von ungeheuerm Ausmaß“ und die „raffinierte technische -Einrichtung“. Sowas hat Wilhelms des Zweiten Herze gelabt. Aber davor wollen doch wir nicht ehrfürchtig in die Kniee sinken.

Reitlehrer. Wenn Sie mit dem Herrn Präsidenten frühmorgens ausreiten: Linksgalopp, nicht Rechtsgalopp!

Idiot der Reichshauptstadt. Dein Leiborgan hat nicht zufällig seine Wohnstätte auf dem Strich der Zimmer-Straße. Augenblicklich gehört es dem Hugenberg-Konzern, ist also halb deutschnational, halb deutschvölkisch. Wenn heute Weizmann die Aktien erwirbt, ist es morgen zionistisch. Nun hat sich das Wunder begeben, daß die Sozialdemokraten Geld in die Finger bekommen haben. Jedenfalls scheint ihr Abgeordneter Heilmann über eine ‚Drahtlose Dienst A. G. für Buch und Presse' zu verfügen. Somit besteht die Gefahr, daß die Zeitungen anstatt immer nur gegen die Republik, auch einmal für sie beeinflußt werden. Hei, wie da der Berliner Lokal-Anzeiger lostobt! Ganz in der Ordnung, daß die Telegraphen-Union mit jeder kleinsten Bemerkung heimlich oder unheimlich für Monarchie und Revanchekrieg agitiert. Aber die neue Gründung hat die Verpflichtung, „parteipolitisch neutral" zu sein. Das heißt: die Hure hält streng darauf, daß die anständige Frau, da sie schon nicht für die Hurerei zu gewinnen ist, wenigstens keine Gesinnung bekundet.

Geschäftsnummer 44. B. 1057/21. 63. Im Namen desVolkes! In der Privatklagesache des Herrn Moritz Lederer in Mannheim, Augusta-Anlagen 9, Privatklägers, gegen den verantwortlichen Redakteur der Weltbühne Herrn Siegfried Jacobsohn in Berlin-Wilmersdorf, Duisburger Straße 14, Angeklagten, wegen Beleidigung hat das Schöffengericht in Charlottenburg in der Sitzung vom 11. Januar 1924 für Recht erkannt: Der Angeklagte Jacobsohn wird wegen öffentlicher Beleidigung zu einer Geldstrafe von 300 — Dreihundert — Goldmark und in die Kosten des Verfahrens verurteilt. Dem Beleidigten Lederer wird die Befugnis zugesprochen, den Verfügenden Teil des Urteils einmal in der Weltbühne in einer der nächsten drei Nummern und zwar am Schluß des redaktionellen Teils im redaktionellen Satz auf Kosten des Angeklagten bekannt zu machen.

Mitteilung

Dieser Nummer liegt für diejenigen Leser, die vom Einzelkauf zum Abonnement überzugehen wünschen, eine Zahlkarte bei. Die wollen sie freundlichst benutzen, um uns entweder 4 Mark für das zweite Quartal 1924 oder 1,50 Mark für den Monat April zu überweisen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1
Verlag der Weltbühne.Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Von Poincaré zum Lebenden Buddha von Friedrich Sternthal

I.

Poincaré ist gestürzt — durch eine Zufallsabstimmung in der Kammer. Heute ist er schon wieder Ministerpräsident. Aber das ist gar nicht entscheidend. Entscheidend ist nicht der Mann Poincaré, sondern sein Programm; und dieses hätte so oder ähnlich von jedem beliebigen Nachfolger durchgeführt werden müssen. Welches Programm? Das nationalistische, militaristische, kapitalistische: Hegemonie Frankreichs in Europa; Stützung der politischen und wirtschaftlichen Macht durch Militärgewalt und Militärbündnisse; Befestigung der Finanz- und Industriemacht durch unlösliche Verbindung mit der deutschen Schwerindustrie, für die das Deutsche Reich als solches eine moralische und juristische Garantie zu übernehmen hätte.

Man hat bei uns in Deutschland vielerorts verkannt, daß das Reparationsproblem kein isoliert wirtschaftliches ist — wenigstens stellt es sich unter französischem Gesichtswinkel nicht als rein wirtschaftliches dar. Was es „objektiv“ sein mag, ist belanglos. In der Erdatmosphäre des leidenschaftlichen und manchmal blutigen Lebens kommt es nicht auf die „objektiven“ Tatsachen an, sondern auf die Meinung, die die Menschen von diesen Tatsachen haben. Und die Franzosen haben nun einmal die Ansicht, daß die Reparationsfrage ein dreifaches Gebündel sei aus militärischen, politischen und wirtschaftlichen Fragen; Poincarés Machtstellung beruht darauf, daß auch die Linke jene Ansicht teilt. In diesem Punkt gibt es keinerlei Verschiedenheit zwischen Daudet und Loucheur, zwischen Foch und Herriot, zwischen Millerand und Poincaré. Nur über die Methode, mit der diese Meinung verwirklicht werden müsse, herrscht in Frankreich Streit. Wir haben nicht die Macht, das französische Dogma von der Reparationsfrage zu erschüttern. Wir müssen damit als mit einer Tatsache rechnen, und unser Verhalten danach einrichten, auf daß wir überhaupt aus einer für uns fast verzweifelten Lage das Menschenmögliche herausholen können. Verwerflich — in jeder Bedeutung des Wortes — sind deshalb alle Mittel, die aus einer andern Anschauung kommen. Verwerflich ist jeder Appell an die Gewalt. Wer sie anruft, der handelt ebenso sinnvoll und ebenso gewissenhaft wie ein Arzt, der einem Lispelnden die Zungenspitze abschneidet, um das Lispeln ein für alle Mal zu beseitigen. Verwerflich ist auch der Versuch einiger Kreise der Wirtschaft, unter Umgehung beider Staaten zu einer „direkten Wirtschaftsverständigung“ mit der französischen Schwerindustrie zu kommen, weil jeder derartige Versuch auf das unüberwindliche Mißtrauen der französischen Politiker, Militärs, Wirtschaftler stößt. Loucheur hat sich in engerm Kreise höhnisch geäußert über die krampfhaften Bemühungen, die Herr Stinnes während des ganzen Ruhrkampfs um eine direkte Verständigung mit dem Comité des Forges gemacht hat. „Wir würden totgeschlagen werden von unsern

Landsleuten, wenn wir darauf eingingen“, fügte Loucheur ernst hinzu. Die Versuche des Herrn Stinnes fielen in dieselbe Zeit, wo seine Presse die Franzosen am wütendsten angriff. Mit dieser breitspurigen Methode kommt man allerdings in den Reparationsverhandlungen nicht zum Ziel. Es ist seltsam, daß grade die Menschen, die den Namen Bismarcks am meisten im Munde führen, sich nur daran zu erinnern scheinen, daß Bismarck Kürassierstiefel getragen hat. Von der unendlich mühevollen, geduldigen, fleißigen, geschmeidigen und zuweilen unsagbar nachgiebigen Methode seiner Diplomatie haben die Robusten keine Ahnung, und sie wollen keine Ahnung davon haben. Sie gleichen dem Geist, den sie begreifen, nicht dem Bismarckischen.

Aus dieser Art von Geist erklärt es sich, daß seit dem 20. März 1890 in unsrer auswärtigen Politik kein auch nur irgend denkbarer Fehler vermieden worden ist. Es hat also natürlich die der Industrie hörige Presse, und das heißt beinahe die öffentliche Meinung Deutschlands, gejubelt über den Sturz Poincarés. Nur vergaß sie, daß Poincaré als ein streng formaler Jurist vor den äußersten möglichen Gewalttaten aus Formalismus und juristischer Pedanterie zurückgeschreckt ist. Was wir erlebt hätten, wenn etwa Barthou mit seiner verschnörkelten Eitelkeit oder das viel keltischere Temperament des Herrn Briand oder gar einer der Trabanten des genialen, hysterischen Greises Clemenceau ans Ruder gekommen wäre: davon stand in solchen deutschen Zeitungen kein Wort.

II.

Die Geschichte unsrer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika ist genauestens die Geschichte unsrer diplomatischen Fehler. Als vor einigen Wochen, nach Wilsons Tod, der deutsche Botschafter in Washington sich erst aus Berlin Instruktion holte, ob er auf Halbmast flaggen solle oder nicht, tat er Das, was die von der Industriepresse gegängelte deutsche Oeffentlichkeit wollte. Wie immer man über Wilson denkt: die Unterlassung einer einfachen Höflichkeitspflicht hat uns in Amerika mehr geschadet, als ein ganzes Jahr französischer Haß-Agitation gegen Deutschland uns hätte schaden können.

Gewiß: unter dem Gesichtswinkel des 20. Jahrhunderts war Wilson unzulänglich. Aber sind etwa seine deutschen Gegner Menschen des 20. Jahrhunderts? Wurzeln sie nicht ebenso wie Wilson selbst im Jahre 1789? Wurzeln sie nicht in Rousseau und — so paradox das klingen mag — letzten Endes in Calvin? In eben den beiden Männern, denen Wilson den spröden, engen, magern Bau seines eignen Gedankensystems verdankt? Wilson hatte nur das Pech, daß er eines Tages die Diskrepanz zwischen Rousseau-Calvin und den Scheusäligkeiten des Kapitalismus entdeckte, und daß er, weil ein schwacher, moralistischer Mensch, daran zusammenbrach. Es ist die wirkliche Tragödie Wilsons, daß er mehr als irgendein Mensch in der Welt vor ihm den Nationalismus, den Militarismus und den Unfrieden gefördert hat. Daß Wilson tragisch endete, ist ein Einwand gegen ihn. Denn das 20. Jahrhundert wird nicht mehr den tragischen Menschen ertragen. Es fordert die Heraufkunft des antitragischen

und antimoralischen Typus, wie er zuerst von Lenin verwirklicht worden ist. Damit sei aber nicht gesagt daß der Typus Lenin für den europäisch-amerikanischen Menschen ein möglicher oder auch nur wünschenswerter Typus ist.

III.

Vorerst versucht MacDonald, aus den Trümmern von Wilsons Werk die Bausteine zu retten, die zur Stützung des englischen Weltgebäudes verwendbar scheinen. Dazuvor aber regiert in Europa die unheilige Dreieinigkeit des Nationalismus, Militarismus, Kapitalismus. Und insofern kann man allerdings sagen, daß auch das durch Poincaré verkörperte Frankreich verworfen ist, weil auch dieses Frankreich gar nicht ins 20. Jahrhundert gehört, sondern wie eine prunkvoll einbalsamierte Mumie aus dem Jahr 1789 wirkt. Schon muß Frankreich sich durch den Mund von Benito Mussolini — den man doch wirklich nicht des Antikapitalismus, des Antinationalismus, des Antimilitarismus bezichtigen kann — schon muß es sich sagen lassen, „daß der Liberalismus, der für das 19. Jahrhundert gut war, das heißt: für ein Jahrhundert, das in der Hauptsache von zwei neuen Erscheinungen beherrscht war: von der Entwicklung des Kapitalismus und dem Erstarken des Nationalgefühls, nicht notwendigerweise auch für das 20. Jahrhundert passen muß, das doch jetzt schon Eigentümlichkeiten aufweist, die von den charakteristischen Merkmalen des vorhergehenden Jahrhunderts sehr verschieden sind“. Mussolini selbst steckt aber mit der Hälfte seines Wesens noch zu sehr in der Vergangenheit, um alle Folgerungen aus dieser seiner merkwürdig klaren Einsicht zu ziehen. So hat er sich schließlich doch der Kirche genähert, hat doch einem exaltierten Militarismus gehuldigt, hat doch ein ganzes System von Angriffs- und Verteidigungsbündnissen geschlossen und hat den italienischen Kapitalismus übermächtig werden lassen. Aber von der modernen Seite in Mussolinis Wesen leitet sich sein Verständnis für den russischen Bolschewismus her, die Anknüpfung enger Wirtschaftsbeziehungen mit Sowjet-Rußland und die de-jure-Anerkennung der moskauer Regierung. Das Verhalten Mussolinis zu Moskau ist ambivalent, ein Zustand der Haßliebe. Man könnte fast sagen, daß Mussolini durch ein halbes Entgegenkommen den letzten Versuch macht, die alte europäische Kultur gegen Asien zu schützen. Wird von Rom aus dieser Schutz möglich sein?

IV.

Fürs erste sehen wir nur, daß die römischen Abwehrversuche — seien es die des Vatikans, seien es die des Palazzo Venezia — unwirksam geblieben sind. Durch das Medium der russischen Ansichten reicht Asien heute schon bis an den Rhein. Durch das Medium der russischen Ansichten reichen Vorstellungen von europäischer Staatskonstruktion bis in die Mongolei. Vor einigen Wochen ist der Lebende Buddha Sowjet-Kommissar geworden, was für Zentral- und Nordasien ungefähr das Selbe bedeutet, was für uns die Ernennung des Papstes zum Sowjet-Kommissar bedeuten würde.

Eine neue Weltordnung der Dinge wird geboren, und Ludendorff spielt 1813.

Völkerbund von Veit Valentin

Stresemann hat — es ist nun schon wieder eine Weile her — ex cathedra über den Völkerbund gesprochen. Das Problem war lange fällig gewesen. Ist es gelöst?

> Die Reichsregierung steht auf dem Boden der dem Völkerbund zugrunde liegenden Idee der internationalen Solidarität.

Das ist schön, aber billig. Auf welchem Boden kann man nach einem so gründlich verlorenen Kriege sonst stehen?

> Diese Idee ist in dem gegenwärtigen Statut des Völkerbundes nur unvollkommen verwirklicht.

Die Welt hat das bereits gewußt. Seit 1920 bemüht man sich um Satzungsänderungen. Balfour hat schon damals zugestanden, die Satzung solle nicht unabänderlich sein. Die skandinavischen Reiche haben die ersten Abänderungsanträge gestellt. Argentinien hat seine Mitarbeit am Völkerbund bis auf weiteres aufgegeben, weil ihm die Reform nicht schnell genug ging. Die zweite Bundesversammlung beschloß tatsächlich eine große Anzahl Satzungsänderungen (Ständiger Internationaler Gerichtshof; Bundesexekution; Abstimmung bei Satzungsänderungen; Kostenverteilung). Vollkommen ist das Statut deshalb nicht. Wer wundert sich darüber — bei einem ersten Versuch? Es ist doch merkwürdig, daß grade extreme Chauvinisten und extreme Pazifisten den Völkerbund ablehnen, weil er so „unvollkommen" ist. Die Praktiker wollen ihn weiter entwickeln . . .

> Das bisherige Verhalten des Völkerbundes hat Deutschlands Interessen vielfach stark geschädigt.

Das ist die bei uns ausreichend bekannte Politik der gekränkten Leberwurst. Als der englisch-französische Streit über die Auslegung der Abstimmung in Oberschlesien vor den Völkerbundsrat zur gutachtlichen Beurteilung gebracht wurde, erklärte Alles, was bei uns staatsmännisch ist: Nun wollen wir einmal sehen, wie sich der Völkerbund benimmt — ist er artig, dann haben wir vielleicht die Gnade, ihn mit unserm Beitritt zu beehren! Oberschlesien ging, laut Friedensvertrag, den Völkerbund gar nichts an — töricht genug von seinem Rat, daß er sich auf diese Brennessel einließ. Das Mitglied Polen hat freilich Alles getan, um die Entscheidung für sich günstig zu gestalten. Wir hatten auch einen Vertreter in Genf — aber nur so ganz außerhalb: er war Spezialist für das chinesische Schuldenwesen oder so ähnlich und wußte nicht, daß die Oder durch Schlesien fließt . . .

Wirklich schwere Sünden des Völkerbunds sind: Eupen-Malmedy; Saargebietsverwaltung; Kolonialmandate; Danzig. Erledigt von alledem ist bis jetzt nur Eupen-Malmedy: alles Andre ist im Flusse. Wollen wir es nach der Methode Oberschlesien fließen lassen? Wir haben doch für deutsche Landsleute — ehemalige Landsleute, aber immer noch Volksgenossen — zu kämpfen (Minderheiten!): was ist da all der Stolz wert, dieser blasse Pechvogelstolz eines Primaners! Der Pechvogel meint

immer, die ganze Welt drehe sich um ihn. Aber die Sache ist doch so: zuerst kommt das Mitleid, auf das Mitleid folgen die Almosen, auf die Almosen Verachtung, auf die Verachtung Langeweile. Die große Welt fährt schon längst wieder vierspännig — wir sollten wenigstens unsre Dreirad-Pneumatik einmal aufpumpen. Manchester Guardian schrieb neulich: „Von vielen Mißbräuchen ist dieser (die Saar-Regierung) der gemeinste und zynischste gewesen. Wir freuen uns zu sehen, daß MacDonald versprochen hat, Lord Parmoor werde sein Bestes tun, um diesen Fehler in der nächsten Sitzung des Völkerbundrats wieder gut zu machen.“

> Trotzdem lehnt die deutsche Regierung den Eintritt in den Völkerbund nicht grundsätzlich ab.

Also doch nicht ganz böse? Also doch ein Gefühl dafür, daß dieser Völkerbund noch tausend andre Sachen behandelt hat, die mit Deutschland gar nichts zu tun haben: die Aaland-Frage; das Wilna-Problem; die Grenzfestsetzung in Albanien; die Korfu-Frage. Auch hier war er nicht immer glücklich; aber er bleibt eine Realität zwischen Realitäten, ein Faktor zwischen vielen Faktoren und Divisoren der großen politischen Welt — er bleibt das trotz Deutschland. Am Internationalen Arbeitsamt arbeiten wir ja schon mit, an den Verkehrskonferenzen und der Organisation der geistigen Arbeit auch; schlimm genug, daß die unbestrittensten Leistungen des Völkerbundes, die wirtschaftlichen und humanitären, ohne unsre offizielle Mitwirkung geschehen konnten: das wirkt isolierend und ist besonders bitter, weil Andre die Früchte deutschen Denkens und Forschens auf ihren Karren packen.

> Die Frage erfordert im Augenblick auch keine endgültige Entscheidung. Der Reichsregierung ist nicht bekannt geworden, daß diejenigen Mächte, die dem Eintritt Deutschland in den Völkerbund bisher ablehnend gegenüberstanden, ihre prinzipielle Haltung geändert hätten.

Die Frage: Soll Deutschland in den Völkerbund eintreten? ist nun seit vier Jahren unbeantwortet. Den besten Moment, 1921, haben wir verpaßt. Jetzt endlich gestaltet sich die weltpolitische Lage wieder ähnlich günstig — und das Auswärtige Amt ist wiederum entschlossen, sich Zeit zu lassen. Früher, als dort noch kein besonderer Referent für Völkerbundssachen vorhanden war, pflegten Minister und Staatssekretäre zur Erholung bei der Bridgepartie das beliebte Gesellschafts-Rätsel-Rate-Spiel: Was spricht gegen den Völkerbund? Jetzt haben wir in der Wilhelm-Straße einen Spezialisten für das Ausknobeln von Gründen gegen Deutschlands Eintritt. Der hat sogar ein 608 Seiten starkes Buch herausgegeben — B. W. v. Bülow: Der Versailler Vertrag und der Völkerbund, Eine vorläufige Bilanz (bei Kohlhammer in Stuttgart) —, das umso geeigneter als offizielle und personelle Visitenkarte ist, je mehr Bissigkeiten, Uebertreibungen, Einseitigkeiten der Stoffauswahl, Ungenauigkeiten in Zahlen und dergleichen es enthält. Wer so mächtigen Stoff zu meistern unternimmt, muß auch den innern Gleichmut haben, einen Wälzer von langweiliger Sachlichkeit zu liefern. Nun ist über das schöne

Material ein ganzer Farbenkasten von Temperament gegossen. Minister und Staatssekretär benutzen aber offenbar das Pamphlet als Völkerbundsbibel. Die Frage des Eintritts hat also Zeit — bis Frankreich seine Haltung ändert: denn unter dem diplomatischen Plural „diejenigen Mächte“ verbirgt sich doch praktisch dieser Singular. Warum ist eigentlich Frankreich gegen unsern Eintritt? Wenn der so bedenklich und gefährlich ist, müßte es doch dafür sein. Wer hat den bessern Instinkt für die uns bedrohenden Gefahren — das Auswärtige Amt oder Herr Poincaré? Natürlich hat es gar keinen Sinn, die Eintrittsfrage allein zu behandeln: die Reparationsfrage muß vor allem zu einer erträglichen Zwischenlösung gebracht werden. Da aber diese Zwischenlösung sehr bald kommen muß, so . . . Zweidrittelmajorität brauchen wir zur Aufnahme in den Völkerbund; das Risiko der ausdrücklichen oder versteckten Gegnerschaft Frankreichs werden wir noch Jahre hindurch tragen. Daß Frankreich mehr als ein volles Drittel der Stimmen zusammenbringen sollte, ist nach wirklich sachverständigem Urteil ausgeschlossen. Erwartet die Reichsregierung etwa eine feierliche französische Erklärung: Wir wünschen jetzt Deutschlands Eintritt? Das wäre sogar einigermaßen verdächtig; was sich die Gruppe um Millerand denkt bei ihrem Abbau der Gegnerschaft gegen Deutschlands Eintritt, ist etwas unklar . . .

> Andrerseits ist auch von keiner verantwortlichen Stelle irgendeine Aufforderung zum Eintritt Deutschlands in den Völkerbund ergangen.

Lord Kilmanrok, Lord d'Abernon sind ziemlich oft im Auswärtigen Amt erschienen und haben Ratschläge erteilt, Lord Haldane, Lord Parmoor, Ramsay MacDonald haben einige bemerkenswerte Aeußerungen zu dem Thema getan. In offener Völkerbundsversammlung hat Barnes, der Vertreter Englands, schon am 19. November 1920 Deutschlands Eintritt offiziell befürwortet. Im Auswärtigen Amt scheint der Zeitungsausschnitt darüber verloren gegangen zu sein. Was soll denn eigentlich noch geschehen? Soll der König von England einen Fußfall tun vor Ebert? Ein dickes Fell ist in der Politik eine gute Gabe — harte Ohren bringen Unheil.

> Sollte die Frage akut werden, so wird die Reichsregierung zu prüfen haben, ob die Behandlung Deutschlands als vollberechtigtes Mitglied, insbesondere seine Aufnahme in den Völkerbundsrat, gewährleistet wird, und ob der Eintritt selbst nicht etwa mit besondern, demütigenden Bedingungen verbunden sein würde.

Jeder, der die Völkerbundssatzung nicht genau kennt, wird aus diesem Mustersatz amtlicher Stilistik folgern: Ein vollberechtigtes Mitglied des Völkerbunds ist zugleich Mitglied des Völkerbundrats. Die Irreführung ist offenbar absichtlich — denn wenn auch die Unorientiertheit eines parlamentarisch-republikanischen Außenministers mit Recht für unbegrenzt gehalten wird: Derjenige der Herrn Stresemann diesen Satz zum Ablesen aufgeschrieben hat — bei Nicht-Völkerbundssachen hat Stresemann das Ablesen nicht nötig —, wußte genau, daß der Völkerbundsrat aus vier ständigen und (neuerdings) sechs nichtständigen Mit-

gliedern besteht, deren Wahl sich nach Zweidrittelmehrheitsbeschluß vollzieht. Die vier ständigen Mitglieder sind die vier alliierten Hauptmächte (die Vereinigten Staaten haben ihren Sitz — den fünften — bekanntlich nicht eingenommen, da sie den Friedensvertrag nicht ratifiziert haben und nicht in den Völkerbund eingetreten sind); eine Vermehrung der ständigen Mitglieder etwa durch Deutschland und Rußland könnte nur durch Satzungsänderung erfolgen — dafür ist aber Einstimmigkeit des Rates und die Dreiviertelmajorität der Versammlung nötig. Ein derartiges auf Satzungsänderung hinzielendes Verlangen Deutschlands würde also mindestens am Widerspruch des Ratsmitgliedes Frankreich scheitern. Das Selbe gilt für die Vermehrung der Zahl der nichtständigen Ratsmitglieder; Deutschland kann nach der jetzt bestehenden Satzung nur durch zwei Drittel der Stimmen bei der nächsten Wahl in den Rat gelangen. Minister Simons hat seinerzeit (im Oktober 1920) amtlich die Auffassung geäußert, der Antrag auf Zulassung könnte durch eine dritte Macht gestellt, und es könnten Vorbehalte an den Eintritt geknüpft werden. Demgegenüber hat die Völkerbundsversammlung ausdrücklich beschlossen: Der Kandidat muß sein Gesuch selbst an den Völkerbund richten. Der Eintritt muß auch ohne jeden Vorbehalt erfolgen. (Die einzige Ausnahme hiervon war die Anerkennung der ewigen Neutralität der Schweiz.) Darüber hinaus: Die aufzunehmenden Staaten müssen sich außer der Bundessatzung auf Beobachtung der internationalen Obliegenheiten (Friedensverträge!) ausdrücklich verpflichten, insbesondere die Rüstungsanordnungen annehmen. Eine Reihe staatsrechtlicher Voraussetzungen (feste Grenzen; volle Selbstverwaltung; formelle völkerrechtliche Anerkennung; vorschriftsmäßige Einreichung des Aufnahmegesuches) müssen schließlich noch erfüllt sein. Diese Bedingungen wird auch Deutschland einhalten müssen; etwas besonders „Demütigendes" darin zu sehen, ist nicht gut möglich. Der Friedensvertrag von Versailles ist ja von uns unterschrieben; das formelle Recht der Gegenseite, auf seiner Einhaltung zu bestehen, ist ebenso stark vorhanden wie unser Bestreben, zu einer Revision auf dem Verhandlungswege zu gelangen: und grade die Völkerbundssatzung bietet in Artikel 19 die einzig mögliche Handhabe.

Minister Stresemann hat schließlich noch gesagt, der Völkerbund könne nur dann eine ersprießliche Wirksamkeit entfalten, wenn das Ziel der Universalität wenigstens für Europa erreicht wird. Da Deutschland und Rußland die einzigen europäischen Staaten sind, die noch außerhalb des Völkerbunds stehen, so wollte dieser Satz sagen; Eintritt nur an Rußlands Seite! Sagt Rußland auch: Eintritt nur an Deutschlands Seite?! Der famose Rapallo-Vertrag kettet doch wohl in diesem Punkte die Partner nicht an einander. Wenn nun Rußland im Herbst 1924 unter allerhand Ehren aufgenommen wird — dann ist das Deutschland Stresemanns Europas Mauerblümchen und kann zusehen, bestenfalls mitstimmen, wenn man Rußland auch in den Rat wählt . . .

*

Die Sätze des Außenministers über den Völkerbund waren also ebenso sorgfältig vorbereitet wie politisch verfehlt. Europa und die deutsche Jugend verlangen einen andern Tonfall — weniger Relativitätssätze und festern Puls. Kein Ueberschwang ! Der Völkerbund ist kein Hexenmeister; eine sehr mit Gebrechen behaftete, äußerst menschliche Einrichtung, ein Markt für Stimmungskäufe, Angstbaissen, Differenzgeschäfte mit kleinstem Profit . . . Die ganz große Politik wird immer mehr über ihn als durch ihn gemacht werden. Er ist einer unter verschiedenen Macht- und Meinungskomplexen. Daß er große Fehler macht — kein Zweifel. Diese Konferenzen technischer Sachverständiger, zum Beispiel die letzte in Rom, spannen den Ochsen auf die unrechte Seite des Pfluges. Seeoffiziere und Flottenabrüstung! — man beruft auch keine Prima-Ballerina-Konferenz, wenn man das Ballett der rosa Tricots bekämpfen will.

Die bescheidenen Möglichkeiten, die der Völkerbund uns Deutschen zum moralischen Aufkommen und zur politischen Kräftigung bietet, sollte selbst ein deutsches Auswärtiges Amt nicht völlig ungenutzt lassen. Denn: die Zukunft Europas wird pazifistisch oder archäologisch sein.

(Unwissenden zur Nachricht, daß hochherzige Multi-Trillionäre der Vereinigten Staaten von Amerika ansehnliche Stiftungen vorbereiten zur Ausgrabung der im nächsten Weltkrieg zerstört werden sollenden europäischen Großstädte.)

Kahr-Hitler-Ludendorff von Anatole France

Roubin fragte, wer denn die Trublions gewesen seien. Professor Bergeret erwiderte, er-werde es in der Folge wahrscheinlich erfahren, und es sei immer besser, einen Text erst zu lesen und dann zu kommentieren. Dann las er, was folgt:

„Und es erschienen sodann Leute in der Stadt, so ein arges Geschrei verübten. Sie wurden aber Trublions benannt, dieweil sie einem Häuptling mit Namen Trublion dienten, welcher von hohem Wuchse war, aber von geringem Wissen und voll törichten Jugendübermutes. Und es hatten die Trublions noch einen andern Häuptling, Tintinnabule mit Namen, welcher gar schöne Reden zu führen wußte und herrliche Gedichte anzufertigen. Und war schmählich aus der Republik ausgestoßen worden, nach Gesetz und Brauch des Ostrazismus. In Wahrheit aber war genannter Tintinnabule dem Trublion feind. Zog jener vorwärts, so strebte dieser rückwärts. Aber die Trublions achteten des nicht, denn sie waren so närrische Leute, daß sie nicht wußten, wohin man sie führte.

Und es lebte damals im Gebirge ein Landmann, der sich Robin der Honigsüße nannte, ein Mann mit schlohweißem Haar, schlau und hinterlistig wie ein Marder oder ein Dachs, desgleichen gar wohlerfahren in der Kunst der Heuchelei. Derselbe gedachte, mit Hilfe der Trublions über die Stadt zu herrschen; also schmeichelte er ihnen, um sie zu gewinnen, pfiff er ihnen mit sanfter Stimme, wie ein Vogelfänger, der die Vöglein locket. Und war der rechtschaffene Tintinnabule schier bestürzt und betrübt über solche Pfeiferei und hegte Furcht, es vermöchte ihm Robin der Honigsüße seine Vögel abzulisten.

Und es geschah, daß Trublion, Tintinnabule und Robin der Honigsüße zusammenkamen, um Rats zu pflegen, und sie teilten sich in den obersten Befehl. Auf solche Weise hatten aber die Trublions verschiedene Häuptlinge, und es herrschte große Uneinigkeit. Und sie hatten mit vielem Fleiß einen Obristen erwählet mit Namen Gelgopole, welcher im Kriegshandwerk so untauglich war wie nur einer und feind war aller Gerechtigkeit und Verächter der ehrwürdigen Gesetze. Und sie erhoben ihn zu ihrem Idol und zu ihrem Beispiel, und sie durchzogen die Stadt mit den Rufen: Langes Leben dem alten Obristen! Und hinter ihnen drein kamen die unmündigen Kindlein, so aus der Schule liefen, und schrien gleich ihnen: Langes Leben dem alten Obristen! Und es hielten die benannten Trublions gar viele Versammlungen ab und Konventikel, allwo sie ihren alten Obristen hochleben ließen und ein solch Geschrei dabei anhuben, daß die Lüfte stillstanden und die Vögel, so über ihren Häuptern flogen, betäubt und tot herabfielen.

Aber die Trublions vermeinten, daß, um der Stadt wohl zu dienen und die Bürgerkrone zu gewinnen, man ein so schrecklich Geschrei erheben müsse und unflätige Reden führen; sie vermeinten auch, daß jene, die da den Pflug führen, und jene, die da heuen und ernten, ihre Herden weiden und ihre Birnbäume pfropfen in diesem gesegneten Lande der Weinberge, der Kornfelder und der fruchtbaren Obstgärten, daß jene der Stadt in keiner Weise dienten noch auch ihre Gefährten, welche die Steine zuhauen und in Städten und Dörfern Häuser erbauen und sie mit roten Ziegelsteinen und dünnem Schiefer decken, noch auch die Weber noch die Glasbläser noch die Steinbrecher, die den Mutterschoß der Kybele aufreißen — aber daß sie ihr dienten, die Trublions, indem sie schrien wie die Esel auf dem Markte. Doch um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir zugeben, daß solches ihre aufrichtige Meinung war. Denn sie hatten selbst nichts zu eigen als den Nebel in ihrem Hirn und den Hauch ihres Mundes, also bliesen sie mit aller Kraft, zum allgemeinen Nutzen und Wohlergehen.

Und nicht etwa schrien sie nur: Langes Leben dem alten Obristen!, sondern schrien auch ohne Unterlaß, daß sie die Stadt liebten. Und dergestalt gaben sie den Andern, so nicht schrien, zu verstehen, jene hätten keine Liebe zu ihrer Stadt und dem lieblichen Orte ihrer Geburt. Was eine offenbare Verleumdung ist und unerträgliche Schmach, denn die Menschen saugen solch natürliche Liebe mit der Muttermilch ein und finden es süß, die Luft der Heimat zu lieben.

Nun war zu dieser Zeit die Stadt und ihre Umgegend voll weiser und kluger Männer, die ihre Stadt und die Republik mit reinerer und besserer Liebe liebten, als wie die Trublions es taten. Denn besagte weise Männer wollten also, daß ihre Stadt ihnen gleichen möge an Weisheit und blühen möge in allen anmutigen und tugendreichen Dingen und in ihrer Rechten holdselig tragen den goldenen Stab der Gerechtigkeit, nicht aber, wie dazu im Gegensatz die Trublions es wünschten, die arg große Knüttel in Händen trugen, um die guten Bürger zu stäupen, und heuchlerische Rosenkränze durch die Finger gleiten ließen, indessen sie scheußliche und unflätige Ave murmelten und dem üblen Regiment des alten Obristen Gelgopole und jenem Tintinnabule gehorchten. Und gaben sich redliche Mühe (diese Trublions), die

Stadt ganz zu verrohen und zu verschandeln. Denn feind waren sie und abgeneigt aller Meditation und Philosophie und allen von menschlicher Vernunft eingegebenen höhern Gedanken und kannten nur die Kraft und priesen sie auch nur dann, wenn sie roh und gewaltsam war. Also wußten sie ihre Stadt und den Ort ihrer Geburt zu lieben, diese Trublions . . .

Und so rühmten sich denn die Trublions, daß sie die Obristen und die Soldaten der Stadt und der Republik verteidigten, was aber eitel Geschwätz und Prahlerei war, denn die Obristen und die Soldaten, so mit Feuerrohren, Musketen, Geschützen und andern erschrecklichen Mordwaffen gewaffnet sind, haben die Stadt zu verteidigen, nicht aber sollen sie von den ungewaffneten Bürgern verteidigt werden, und es ist wohl unmöglich, sich vorzustellen, es könnten so törichte Leute in der Stadt vorhanden sein, daß sie ihre eignen Verteidiger angriffen, indes die weisen Männer, so den Trublions entgegen waren, nur verlangten, es möchten ihre Obersten in allen Ehren sich den geheiligten und erhabenen Gesetzen der Stadt und der Republik unterwerfen. Jedoch die Trublions ließen nicht ab von ihrem Geschrei und vermochten nichts zu hören, denn die karge Natur hatte ihnen den Verstand versagt.

Des fernern nährten die Trublions schweren Groll gegen die fremden Nationen. Und brauchte Einer nur den Namen einer fremden Nation oder eines fremden Volkes zu nennen, so traten ihnen schier die Augen aus dem Kopfe hervor, gleichwie bei den Krebsen des Meeres, was ein sehr schrecklicher Anblick war, und war unter ihnen kein Gerichtsschreiber und kein Metzgerlehrling, der nicht Könige, Königinnen oder Kaiser etwelchen Reiches herausfordern wollte, und die geringsten Hutmacher oder Schankwirte machten jederzeit Miene, als wollten sie allsogleich in den Krieg ziehen. Und blieben doch gemächlich ein jeder in seinem Zimmer.

Wie aber wahr ist, daß zu allen Zeiten die Narren zahlreicher sind als die Weisen und jedem eitlen Pauken- und Zymbelschlag nachlaufen, so schlugen die Leute von geringem Wissen und Verstand (und deren sind gleich viele unter den Reichen wie unter den Armen) sich zu den Trublions und trublioniereten mit ihnen. Und so war denn ein schreckhaft Getümmel in der Stadt, also daß die weise Jungfrau Minerva in ihrem Tempel sich die Ohren mit dem Wachse verstopfte, welches ihr ihre geliebten Bienen vom Hymettos zum Opfer darbrachten, damit sie nicht von diesen Kesselflickern und wutschnaubenden Drahtpuppen betäubt werde. Somit gab sie ihren Getreuen, als da waren die gelahrten Männer, Philosophen und Gesetzgeber der Stadt, zu verstehen, es sei vergebliche Mühe, mit solchen trublionierenden und tintinnabulierenden Trublions in gelahrte Disputationen zu treten. Und manche Männer im Staate, und zwar nicht von den Geringsten, betäubt von diesem Getöse, vermeinten, jene Narren seien imstande, die Republik umzustoßen und die edle und so ehrwürdige Stadt auf den Kopf zu stellen, was gewiß ein beklagenswertes Abenteuer gewesen wäre. Es kam aber ein Tag, wo die Trublions zerbarsten, dieweil sie voll eitel Wind waren . . .“

Herr Bergeret legte das Blatt auf den Tisch zurück.

„Diese alten Bücher“, sagte er, „sind wirklich amüsant zu lesen. Sie lenken den Geist ab und lassen uns die Gegenwart vergessen.“

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

I.

Familiengeschichtliches

Ich muß mit einem offenen Geständnis beginnen: Ich bin nur ein Wasser-Gerlach. Der Heraldiker wird ohne weiteres die Wucht dieses Bekenntnisses verstehen. Für die andern Menschen — es gibt ja auch solche — bedarf es einer Erläuterung.

Die Gerlachs, die das unsagbare Vergnügen haben, ein „von“ vor ihren Namen setzen zu dürfen, zerfallen in zwei Linien. Die ältere Linie gehört zwar nicht zum Uradel, aber doch zum ältesten Briefadel, muß also vor etlichen Jahrhunderten einen Vorfahren gehabt haben, der nach Ansicht eines damaligen Fürsten gewisse Verdienste gehabt hat. Als Wappen ist ihr ein aus dem Feuer springender Schimmel verliehen worden.

Meine Linie datiert erst von 1840. Damals wurde mein Großvater, der Polizeipräsident von Berlin war, von Friedrich Wilhelm IV. zur höhern Weihe seiner Thronbesteigung in den Adelsstand „erhoben“. Um aber den Anciennitätsunterschied der älteren Linie gegenüber zu wahren, durfte der auch uns verliehene Schimmel nur aus dem Wasser springen.

Ich muß gestehen, daß mir der Wappenunterschied nicht einmal in den Tagen meiner konservativen Jugend irgendwelche Beschwernis bereitet hat. Aesthetisch mutete mich sogar der in jungfräulicher Reinheit aus dem Wasser steigende Gaul eigentlich sympathischer an als das Feuerpferd, dessen Schwanzpartien doch offensichtlich unter den Flammen gelitten haben müssen.

Die Feuer-Gerlachs haben sich natürlich immer für etwas wesentlich Besseres gehalten als die Wasser-Gerlachs. Nur einer von ihnen, ein Pastor in Görlitz, versuchte einmal, den Nachweis zu erbringen, daß beide Linien eigentlich eines Stammes seien. Er widmete diesem löblichen Unternehmen sogar eine von ihm begründete Monatsschrift, die ausschließlich der Familiengeschichte der Gerlachs dienen sollte. Aber diese Monatsschrift ist bald wieder entschlafen. Ich fürchte, der arme Pastor hat unter seinen Feuervettern keinen gefunden, der durch ein Abonnement den Versuch zu unterstützen bereit war, die Wasser-Gerlachs auf das Niveau der Feuer-Gerlachs heraufzuschrauben.

Trotz der nach Ansicht der Feuer-Gerlachs zwischen ihnen und ihren wässrigen Namensgenossen bestehenden Kluft herrschte zwischen beiden Familien Jahrzehnte hindurch Burgfriede. Er wurde erst gestört, als ich mich politisch zu betätigen begann.

Als Referendar schrieb ich für Stöckers Zeitung ‚Das Volk‘ oft Artikel mit ziemlich radikaler sozialer Tendenz. Ich pflegte sie mit meinem Namen ohne Vornamen zu zeichnen. Eines Tages bekam ich von einem alten Herrenhäusler meines Namens einen Brief, worin er mich dringend ersuchte, meine Artikel fortan auch mit Vornamen zu zeichnen, da er immerfort in den Verdacht komme, der Verfasser meiner Artikel zu sein. Da der Wackere meines Wissens Zeit seines Lebens keinen Artikel hat schreiben können, fand ich den Verdacht zwar ebenso unbegründet wie

ehrenvoll, versprach dem alten Herrn aber, seinen Wunsch zu erfüllen.

Seit diesem ersten kleinen Zwischenfall wird die Oeffentlichkeit regelmäßig in gewissen Zwischenräumen mit Erklärungen von Feuer-Gerlachs gegen mich behelligt. Im Laufe der Jahre sind sie immer grobschlächtiger geworden.

Die ältere Linie hat einmal zwei bedeutende Männer hervorgebracht: die Brüder Ludwig und Leopold von Gerlach.

Eine kleine Familienszene bleibt mir unvergeßlich. Ich zeigte meinem Buben, als er etwa sechs Jahre alt war, Sanssouci. Der Kastellan, der uns herumführte, wies in dem einen Saal auf ein Offiziersbildnis und sagte erläuternd: „Und hier hängt der intimste Freund des Königs Friedrich Wilhelm IV., der General Leopold von Gerlach." Das Kind wurde ganz blaß vor Ueberraschung, als es so plötzlich seinen Namen in diesem Zusammenhang nennen hörte. Der unschuldige Junge wußte ja nicht, daß der da droben ein stolzer Feuer-Gerlach, er selbst aber nur ein armseliges Wasserhuhn sei.

Leopold von Gerlach war nicht allein der Freund des preußischen Königs. Er war, wie seine Denkwürdigkeiten beweisen, ein in seiner Art hervorragender Mensch. Sein hervorstechendster Charakterzug allerdings war das für einen normalen Sterblichen gar nicht begreifbare Maß von sogenannter Mannentreue, das er trotz aller Kritik an seinem König diesem entgegenbrachte. Sie kostete ihm sogar das Leben. Der alte Herr ließ sich nämlich nicht nehmen, bei der Beerdigung Friedrich Wilhelms IV. trotz der bittern Kälte die ganze Zeit mit bloßem Kopf dazustehen. Eine schwere Krankheit mit exitus letalis war die Folge.

Noch bedeutender als er war sein Bruder Ludwig, Oberappellationsgerichtspräsident in Magdeburg. Er war vielleicht der höchststehende Typus des Altkonservativen, den das 19. Jahrhundert gekannt hat. Seine ‚Rundschauen' in der Kreuzzeitung von 1848 an sind teilweise kleine Meisterstücke. Er war nicht nur eine Intelligenz, sondern ein Charakter, der nach 1866 in Opposition gegen Bismarck trat und wegen des Kulturkampfs sich sogar der Zentrumspartei anschloß.

Mit Leopold und Ludwig von Gerlach scheinen die Feuer-Gerlachs ihre Familienkraft aufgebraucht zu haben. Ihre Leistungsfähigkeit beschränkt sich seitdem auf die Nutzung ihrer Majorate in Pommern und in der Mark und auf das Schleudern von Bannflüchen gegen mich.

Der Stammvater der Wasser-Gerlachs, mein Großvater, war ein korrekter Bürokrat gemäßigt konservativer oder altliberaler Färbung, wie die dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts deren so viele kannten. Seine sonst nicht sonderlich interessante Lebensgeschichte hat ihn mir, der ich ihn nicht mehr persönlich gekannt habe, durch einen Zug immer besonders sympathisch gemacht.

Er war zum Regierungspräsidenten in Köln befördert worden. Eines Tages traf an ihn, wie an die andern Regierungspräsidenten, eine Ordre des frömmelnden Königs ein, die ihm zur Pflicht machte, jeden Sonntag in die Kirche zu gehen, um den

regelmäßigen Kirchgang der Regierungsreferendare zu überwachen. Diese ihm zugemutete Spitzeltätigkeit empörte ihn. Er schrieb dem Minister, daß die Kontrolle des religiösen Lebens seiner Referendare außerhalb seiner Verwaltungsaufgaben läge und deshalb von ihm zurückgewiesen werde, zumal er darin nur eine Erziehung zur Heuchelei erblicken könne.

Die Folge der Weigerung war: brüske Verabschiedung! Der noch in seiner Vollkraft stehende Mann wurde a. D., zog zuerst nach Frankfurt an der Oder und widmete dann den Rest seines Lebens der Bewirtschaftung eines von ihm im Oderbruch gekauften Gutes.

Immer wenn ich das Bild des ernsten Mannes in seiner Galauniform in dem großen Saal meines väterlichen Schlosses hängen sah, mußte ich daran denken, wie tapfer es doch von ihm gewesen war, lieber alle äußern Ehren als sein Gewissen daranzugeben.

Noch mehr Respekt freilich empfand ich für meinen Urgroßvater mütterlicherseits, dem berühmten Landwirt Gottlieb Koppe. Unter seinem Bilde stand von ihm selbst geschrieben:

> Der Mann muß mutig vorwärts streben
> Dem großen Ziele zu mit festem Blick,
> Und niemals darf er zaghaft sich ergeben
> Der Hoffnungslosigkeit durch Mißgeschick.

Schon in jungen Jahren prägte ich mir diesen Leitspruch ein, der mein ganzes politisches Leben beeinflußt hat: durch keine Enttäuschung sich abschrecken lassen, für das Ziel zu kämpfen, das man einmal als richtig erkannt hat!

Was mir an Koppe so imponierte, das war, daß er ein reiner self made man war. Geboren in Beesdau in der Lausitz als Sohn eines Landarbeiters, begann er selbst sein Leben als Landarbeiter. Und endete es als Mitglied des Staatsrats, als anerkannte Größe der landwirtschaftlichen Wissenschaft, als Ehrendoktor der Universität, als Besitzer des Ritterguts, auf dem der Jüngling als Landarbeiter gefrondet hatte. Den Adel, der ihm mehrfach angeboten worden war, hatte er zurückgewiesen, weil er stolz auf seinen von ihm zu Ehren gebrachten bürgerlichen Namen war. Er war ein sehr reicher Mann geworden durch die Intelligenz, mit der er die Landwirtschaft verbessert hatte (Merinozucht und Zuckerrübenbau waren seine Hauptbetätigungsgebiete). Aber er war nie ein engherziger Agrarier. Sein sehr konservativer Biograph, Professor von Wolff, hebt hervor, „er habe seinen Erwerbsgenossen gegenüber die Meinung verfochten, von dem reichen Gewinn, den die Zuckerindustrie abwürfe und ihm, wie vielen andern, bereits abgeworfen habe, müsse ein angemessener Teil im Wege der Steuererhöhung auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt werden“.

Die Landwirte, mit denen ich später zu tun hatte, waren immer für Zuckerprämien, aber gegen Zuckersteuer.

Wenn ich ein „Junker“ nur in Anführungsstrichen geworden bin, so habe ich das vielleicht zum Teil meinem Urgroßvater Koppe zu verdanken, dessen kluges und zugleich so gütiges Gesicht mir immer als Leitstern vorgeschwebt hat.

Der Germania-Aktien-Skandal von * * *

Wenn zwei Privatpersonen sich gegenseitig Erpressung und wissentlich falsche Anschuldigungen vorwerfen, und wenn sie eimander vor den Kadi zitieren, ja, selbst wenn sie sich in irgendwelchen mehr oder minder bekannten Tageszeitungen mit Erklärungen beschimpfen: so hat das für das große Publikum, oder wollen wir einmal sagen: für das Volk, noch kein besonderes Interesse. Wenn aber einer der beiden Teile eine hohe politische Stellung innehat, und wenn das Objekt, um das es sich bei dem Erpressungsversuch handelt, die Mehrheit der Aktien eines vielleicht wenig gelesenen, aber trotzdem einflußreichen und jedenfalls viel umstrittenen politischen Blattes ist: so sieht sich die Sache anders an. Dann müssen Diejenigen, die sich aus Beruf oder aus Neigung mit Politik beschäftigen, diese Sache doch wohl genauer betrachten.

So liegt der Fall Semer-Spiecker, der als „Germania-Aktien-Skandal" durch die Presse geht und besonders von der Reaktion mit Begeisterung aufgegriffen wird, da er ihr Gelegenheit gibt, sich beim Zentrum dafür zu revanchieren, daß nicht alle deutschen Katholiken die gegen sie gerichteten Angriffe des großen Kriegsverlierers mit dreifachem Hurra beantwortet haben. Die offenkundige Genugtuung, mit der die Blätter der Rechten in dem übel duftenden Sumpf herumstochern, ist kein Beweis, daß wirklich auch nur eine der beiden Parteien unschuldig ist. Man muß unbedingt den Ausgang des Gerichtsverfahrens abwarten. Aber die Eigenart des Objekts und die Persönlichkeiten der beiden Herren sowie die Tatsache, daß einer von ihnen trotz so schwerer Anschuldigungen seine Tätigkeit als Ministerialdirektor und Pressechef der Reichsregierung fortsetzt und grade jetzt politisch als Wahlagitator für die Reichsregierung, soweit sie dem Zentrum angehört, noch besonders hervortritt — das Alles läßt angezeigt erscheinen, zum mindesten einmal den Tatbestand festzustellen.

Herr Semer ist Hauptaktionär der ‚Germania' seit einer Kapitalserhöhung, die, wie Herr Spiecker in der ‚Germania' selbst feststellt, keine materielle Notwendigkeit war, sondern nur den Zweck hatte, die Mehrheit der Anteile für eine „unbeirrte christlich-demokratische Zentrumspolitik der mittlern Linie" (ein sehr dehnbarer Begriff) zu sichern. Die treibende Kraft bei dieser Aktion war nicht Herr Semer, sondern Erzberger. Herr Spiecker nun, der Pressechef der Reichsregierung, meint, daß Herr Semer sein ihm von Erzberger übertragenes Mandat nach dessen Tode nicht mehr in dessen Sinne ausgeübt hat. Vor allem aber hat er sich bis jetzt mit Erfolg dagegen gesträubt, die Aktien abzugeben, die Herr Spiecker ihm sehr gern abkaufen möchte, und auf die er einen moralischen Anspruch zu haben glaubt. Die Sache hat sich zur Krisis zugespitzt nach einer Generalversammlung der ‚Germania' am 7. November 1923. Es ist zu spaltenlangen Auseinandersetzungen und zu temperamentvollem Briefwechsel zwischen Herrn Semer und Herrn Spiecker gekommen, und jetzt steht die Angelegenheit so, daß Herr Semer Herrn Spiecker wegen Erpressung angezeigt, und daß gleichzeitig der Reichskanzler sich gezwungen gesehen hat, gegen mehrere Blätter Strafantrag zu stellen, weil sie nicht nur in hämischer Form die Mitteilungen über den angeblichen Erpressungsversuch seines Pressechefs verbreitet,

sondern diesen auch beschuldigt haben, durch die Verwaltung des Oberschlesien-Fonds zu einem Vermögen gekommen zu sein, über das er vor dem oberschlesischen Abstimmungsfeldzug nicht verfügt hatte. Ein gradezu ungeheuerliches Novum dabei ist, daß einigen von diesen Blättern, die ein besonders reges Interesse für die Affäre gezeigt haben, durch eine Einstweilige Verfügung verwehrt worden ist, das weiterhin öffentlich zu tun.

Die Beurteilung der Persönlichkeit des Herrn Semer ist verhältnismäßig einfach. Er hat offenbar nicht im Sinne seines Gönners Erzberger gehandelt. Denn während er die Mehrheit der Germania-Aktien besaß, hat in diesem Blatt die schwerindustrielle und reaktionäre Gruppe im Zentrum, Klöckner und Genossen, Oberwasser bekommen. So wäre es also zu begrüßen, wenn Spieckers Objekt des Aktienkaufs verwirklicht worden wäre.

Für die Beurteilung des Falles Spiecker ist zunächst ziemlich gleichgültig, ob es sich bei dem Abstimmungsfonds, den der Mann unkorrekt verwaltet haben soll, um Regierungsgelder oder Industriegelder handelt. Es ist aber seit jeher Brauch, daß ein Mann in exponierter politischer Stellung bis zur völligen Klarstellung einer solchen Angelegenheit zunächst einmal in Urlaub geht. Man stelle sich einmal vor, was geschähe, wenn eine Beschuldigung dieser Art gegen einen sozialdemokratischen Pressechef oder einen sozialdemokratischen Beamten ähnlichen Ranges erhoben würde! Dann würden ganz andre Geschütze aufgefahren werden. Der Beschuldigte hätte nicht einen Tag, nicht eine Nacht Ruhe, bis er seinen Platz geräumt hätte.

Heute gibt es kein Mittel, jenem guten alten Brauch wieder Geltung zu verschaffen, da wir keinen Reichstag mit seiner Einrichtung der kleinen oder größern Anfragen haben. Herr Spiecker hat also noch ungefähr sechs Wochen Zeit. Wenn er aber nicht ganz sicher ist, aus den verschiedenen Gerichtsverfahren, die für ihn und gegen ihn angestrengt werden, mit untadelig weißer Weste hervorzugehen, dann sollte er lieber nicht zögern, schon heute die Konsequenzen zu ziehen. Aus der Zeit des Ruhrkrieges wissen wir, welche ungeheuern Summen in bewegten politischen Läuften durch die verschiedenen Kanäle fließen, die von der Presseabteilung reguliert und kontrolliert werden, und wie schwierig und kompliziert gelegentlich die Verwaltung dieser Summen ist, mögen auch zur Kontrolle Ausschüsse und Kommissionen eingesetzt werden, denen Abgeordnete aller politischen Parteien angehören. Der oberste Leiter dieser Reichsbehörde muß eine ganz und gar einwandfreie Persönlichkeit sein, umso mehr, als ja grade die offiziösen Blätter und Nachrichtenagenturen es immer recht eilig haben, in moralische Entrüstung über Korruption in Presse und Politik andrer Länder zu verfallen. Ist doch die Organisation des Resonanzbodens für eine solche moralische Entrüstung eine der wichtigsten Aufgaben des Reichspressechefs. Wer berufsmäßig gezwungen ist, ständig mit Steinen zu werfen, darf keinen Tag lang im Glashause sitzen.

Das alte Regime hat in solchen Fällen die Pensionierung, die etwa unter dem Druck der öffentlichen Meinung erfolgen mußte, mit einem kaiserlichen Handschreiben und einem Orden versüßt. Die Republik hat sowas nicht zur Verfügung. Vielleicht aber könnte als Ersatz aus Rom die Tugendrose des Papstes geschickt werden.

Der Singular dient als Untertitel zu ‚Magie', als wahrheitsgetreuer. Man soll lächeln und doch von übernatürlichen Mächten angerührt werden; und beides tritt ein. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Aber G. K. Chesterton, Antipode von G. B. Shaw, läßt das Wunder grade für Morris Carleon geschehen, der im Gegensatz zu seiner feen- und elfensüchtigen Schwester Patricia ein ausgepichter Rationalist ist. Mit wütenden Zweifeln und ungehemmter Grobheit bekämpft er den Taschenspieler, den Zauberkünstler, den „Fremden", der aufs Familienschloß geladen ist. Bis sich eine rote Laterne in eine blaue verwandelt, der Skeptiker dadurch fieberkrank wird und nur geheilt werden kann, indem der Gaukler den Aufklärling aufklärt — entweder über den Trick, den er angewandt, oder das Geheimnis, das da gewaltet hat. Ihn, nicht uns. Wir nämlich erfahren bis zuletzt nicht, was hinter der Tür sich eigentlich abgespielt hat. Weiß es aber der Bellachini? Weiß es der Dichter? Auch das erfahren wir nicht. Vielleicht der Hauptreiz dieser drei Akte liegt in ihrem clair-obscur, in der Atmosphäre der Unsicherheit, in dem Bekenntnis eines überlegenen Kopfes, daß Wahn, Wahn, überall Wahn ist und kein Unterschied zwischen religiösem und irreligiösem Wahn, zwischen der Bigotterie des Atheismus und der Bigotterie der Himmelsgläubigkeit, zwischen Arzt und Priester und Gaukler. Dies sind die Raisonneure; und ein Autor, der drei braucht, um durch ihre Wortgefechte seine heftig schwankende Meinung von Gott und der Welt kundzutun, ist gewiß dreimal so interessant und rätselvoll wie einer, der einen braucht — aber gewiß nicht so schöpferisch wie einer, der keinen braucht. Ein Spiel — wenn nicht des Verstandes, denn dessen Herrschaft will Chesterton ja erschüttern, so doch des Gehirns, das mehr anregt und unterhält als gestaltet. Ein Spiel von Esprit und Grazie und Charme, lauter undeutschen Eigenschaften, die also zu verplumpen pflegen, wenn Deutsche sie aufbringen wollen. Jemand hat „künstlerisches Temperament und andre kleine Defekte". Dieses künstlerische Temperament hat zum mindesten nicht den Defekt der Theaterfremdheit. Es endet mit einer Verlobung zwischen Patricia und dem Prestidigitateur und baut bis dahin seine Szenen mit einer Leichtheit und Geschicklichkeit auf, daß zu einem großen Theatererfolg nichts weiter nötig gewesen wäre als Kongruenz zwischen Rollen und Darstellern. In der ‚Tribüne' ist die verschwärmte, überirdisch gestimmte Patricia: die prachtvoll diesseitige, strahlend erdige Käthe Haack. Ihrem Freier, dem jungen Otto Brefin, fehlt vorläufig noch die Souveränität, die mit einem amerikanischen Schnösel mühelos fertig wird und sich in Chestertons Helldunkel und seinen mannigfachen Schattierungen unbeweglich behauptet. Patry ist kein britischer Herzog, sondern ein gutartiger christlicher Kommerzienrat aus Ostpreußen. Trotz alledem: es ist einer der wenigen Abende dieses Theaterwinters, die zählen.

*

Die ‚Truppe‘ verabschiedet sich mit einer Gedenkfeier für Karl Kraus, der im April fünfzig Jahre alt wird, rund fünfundzwanzig Jahre die ‚Fackel‘ herausgibt und von der Bühne herab getreuen Lesern verständlicher wird als gänzlich unvorbereiteten Theaterbesuchern. Die entbehren in ‚Traumtheater‘ und ‚Traumstück‘ was sie gewöhnt sind Substanz zu nennen. Für uns ist eine einzige Substanz und eine einzigartige das Lebenswerk dieses Mannes. Wie er sich selbst darin darstellt, ist wichtig — nicht, ob er es in Pamphleten oder Gedichten oder Kolossaldramen oder einer besondern Sorte von „Einaktern“ tut. Nehmen wir diese von ihm an, solange die ‚Letzten Tage der Menschheit‘ nicht ihren Bezwinger gefunden haben. Nur ein Quantitätsunterschied liegt ja hier vor, nicht ein Intensitätsunterschied: denn immer wird zum Inhalt seiner Botschaft, daß eine Welt, die sie empfangen soll, sie nicht empfangen will, wenn sies vermöchte. ‚Traumtheater‘ zunächst ist ganz ungiftig, ein Scherzo über das Thema. Die Schauspielerin, ein Geschöpf ohne Seele, wahllos in ihrer Lebensführung, aber befähigt, sich auf der Bühne mit Seele erfüllen zu lassen und diese vorzutäuschen: das flimmert vorüber, an dem halb wahlverwandten Träumer von Dichter und an uns, die wir das hohe geistige Vergnügen haben, ‚Sprüche und Widersprüche‘ zu hören, wofern wir gut genug zuhören. Das Publikum freilich — was Menschen sind, verhindert sie, zu hören, daß sie nicht Menschen sind. ‚Traumstück‘ verspottet sie dieserhalb nicht: es klagt sie an. Es peitscht auf sie los. Es ist das Furioso. Ein Totentanz der Teufel dieser furchtbaren Welt rings um den gemarterten Betrachter, der zu Schmetterlingen entflieht und von Polizisten unerlöst in seinen Albdruck zurückgepeinigt wird. Die große Zeit wird noch einmal grauenhaft transparent. Die Verheißung des Dichters, mit dem Leben versöhnt zu sein, sobald sie erst wieder klein geworden sei, hat einen erregenden Klang von Aussichtslosigkeit. Ach, die Zukunft ist finster, wie die Vergangenheit war. Und von der Gegenwart taugt, sagt Kraus zwischen den Versen, nichts weiter als seine Arbeit. Also auch dieser Theaterabend. Jedenfalls hat er den höchst beträchtlichen Vorzug, keinen Augenblick langweilig zu sein. Der Regisseur Berthold Viertel beweist, daß Liebe — wo nicht produktiv, nämlich erfinderisch, so doch findig macht. Was den Winter über nicht möglich schien: diese Bühne rationell auszunutzen, obwohl das für die meisten Aufführungen bitter nötig war — plötzlich ist das Problem gelöst. Zwar von Meinhard und Bernauer, nicht von Viertel: aber sind die „Errungenschaften“ der Theaterkunst dazu da, hochmütig verschmäht, oder dazu, Gemeinbesitz zu werden? Es zeigt sich, daß sogar ohne Drehbühne eine Art Kreislerbühne herbeizuzaubern ist. Belichtete Ausschnitte oben rechts, verdunkelte unten links und umgekehrt, Prospekte, Vorhänge und Gardinen — es bedarf keinen größern Apparats, es bedarf keiner Schauspielkunst ersten Ranges, um die Visionen des Träumers Karl Kraus eindringlich werden zu lassen. Hoffentlich ist er uns nicht zum letzten Mal auf dem Theater begegnet.

Charly von Alfred Polgar

Im ersten Akt dieses Lustspiels von Val-Andre Jager-Schmidt streitet die reizende, lebens- und liebeshungrige Charly mit ihrem braven Mann, der, ein ziemlich nüchterner, trockener Herr, wenig Verständnis hat für die süßen Unruhen in Charlys Nerven. Das ärgert Charly, und in ihrem Aerger sagt sie: „Ich bin die Geliebte deines Freundes Lucien“, was aber gar nicht wahr ist. Ach, denkt man, diese Wolken am ehelichen Himmel wird der Lustspielwind schon zerblasen. Aber nein, er trägt sie erst recht zusammen. Und im zweiten Akt schlägt es ein. Dem Geständnis folgt, eine immerhin aparte Wendung, die Tat. Wieso es geschieht, daß Charlys Lüge zur Wahrheit wird? Nun, sie geht zu Lucien und bespricht mit ihm den Fall, und dann lieben sie einander . . ., weil sie grad davon reden. So was kommt, man weiß selber nicht wie, ein plötzlicher blauer Himmel aus Geblitze. Im dritten Akt geschieht gar nichts mehr. Dieses gar nichts machen die Verfasser durch Zusatz von etwas kohlensaurer Ethik schmackhaft. Lustig wie die Bläschen im Sekt steigen moralische Bedenken auf. Soll Lucien dem Freund Alles sagen? Dann verriete er die Frau. Soll ers ihm nicht sagen? Dann verriete er den Freund. Soll ers ihm also doch sagen? Dann machte er ihn und sie und sich elend. Die Komödie löst die fragwürdige Situation nicht, sondern beguckt sie nur klugäugig, der Dialog zieht graziöse Achterschleifen um die drei handelnden Personen, und zum Ende stehen sie da — der beruhigte, verliebte Ehemann, Lucien, den dasGewissen zwickt, Charly, die mit der Gestaltung der Dinge ganz zufrieden ist — auf einer Schaukel zwischen Lüg’ und Lust, aus der man auch ganz leicht herausfliegen kann.

Eine zierliche, sanft-heitere Komödie. Sie gehört zur großen Gruppe der Theaterstücke, deren Helden keine andern Sorgen haben. Zu jenen Stücken, die den Eindruck machen, daß sie irgendwo im luftleeren Raum spielen oder unter Wasser. Man sieht auch dem muntern Treiben ihrer Menschen mit der gleichen interessierten Teilnahmslosigkeit zu wie dem Hin und Her der Fischchen im Aquarium.

Herr Rhoden spielt in der Neuen Wiener Bühne den trockenen Ehemann. Der Darsteller solcher Figur müßte — soll die Figur nicht zuwider oder lächerlich wirken, was sie nicht soll, weil die Komödie sonst aus dem Gleichgewicht käme — der Darsteller also müßte liebenswürdiger und netter sein als die Worte, die er zu sprechen hat; er dürfte sich, gewissermaßen, mit dem Text nicht identifizieren. Lucien: Herr Edthofer. Die Grundfarbe seines Wesens und Spiels ist die einer absoluten Freundlichkeit. Auch durch seine ernsten, selbst durch die übellaunigen Augenblicke schimmert es wie ein verwischtes Lächeln. Reizend tollt, zwitschert, minaudiert Frau Carola Toelle die Charly. Manchmal wirkt ihre Ungezwungenheit ein klein wenig gezwungen, hie und da haben die Perlen, die sie lacht, den Ueberglanz einer Imitation. Aber das wird mehr als ausgeglichen von der Anmut und dem Takt ihres Spiels, dessen französische Leichtig-

keit durch das Stückchen deutsche Seele, das Frau Toelle hineinverarbeitet, keineswegs Minderung erfährt. Die Figur wird hierdurch nur, sehr zum Vorteil der Komödie, um etwas menschlich wärmer und substantieller.

Jackie Coogan oder die Unschuld von Frank Aschau

Jackie Coogan, von Europäern, Asiaten, Amerikanern, Negern, Kalmücken gleichermaßen bewundert und geliebt, ist ein Wunder.

Dieser kleine Herr Cohn (Cogan ist eine russische Form des Namens Cohn), der sich bewegt inmitten eines ungeheuerlich großen Kreises von Zuschauern, eines Kreises, der wahrhaft die Welt umspannt, dieser kleine Mann, der in seinen kindlichen Regungen so genau und von so vielen Menschen betrachtet wird wie niemals vor ihm ein Kind, ist von einer freien und anmutigen Sicherheit, ist so fern von Selbstgefälligkeit und Affektation, als sei gar nichts geschehn, als erhielte er nicht eine Million Dollar oder noch mehr dafür, daß er ungeheuer winzig neben einem alten Mann steht, vertrauensvoll und ruhig zu ihm aufblickt und ihm seine ganz kleine Hand reicht.

Wenn Sie in das Zimmer Ihrer kleinen Nichte kommen, welche sehr schöne Augen hat, und zu Ihrem Begleiter sagen: Sieh das anmutige Kind! — so winkt Ihnen die kluge Mutter zu, bittend, das Kind nicht durch Bewunderung zu verwirren. Und sie hat wahrscheinlich recht; denn Kinder sind geneigt, auf Erwachsene wie auf Richter zu achten; hören sie auch nur die Andeutung einer Schmeichelei, so spitzen sie die Ohren und geben dem leicht hingeworfenen Wort eine zu große Bedeutung. Und das schadet ihnen.

Jackie Coogan aber stiefelt zwischen Seebären, echten und nachgemachten Milliardären, zwischen Vagabunden, Handwerkern, Polizisten, Auswanderern, zwischen Filmgrößen und Statisten umher und läßt sich nicht verwirren. Ein Engel hat ihn bisher vor allen Gletscherspalten, Abgründen und Wolfsgruben bewahrt, die einen solchen Weg gefährden. Im Anfang hieß dieser Engel wohl Chaplin, aber nun ist er anonym geworden. Er sollte niemals eine andre Stelle annehmen, sondern dem kleinen Mann treu bleiben.

Man könnte auf den Gedanken kommen, daß Jackie Coogan deswegen so unbefangen ist, weil er noch zu klein ist, um etwas vom Leben und von den Menschen zu wissen; daß seine Unschuld die leicht verletzliche und zerstörbare der Torheit und der Unwissenheit ist. Aber kaum hat man ihn gesehen, wie er ganz still und abwartend, vollkommen verlassen zwischen beschäftigten Auswanderern auf seinem Bündelchen sitzt und wartet, ruhig und ernst, dabei ganz aufmerksam und bereit, jede günstige Gelegenheit für sich auszunutzen, denn er läßt sich nicht unterkriegen — so merkt man, daß er Bescheid weiß, oder ahnt, und seine Augen bestätigen es einem. Seine Unschuld ist die der reinen, klar fließenden Empfindung, die nicht durch Eitelkeit getrübt wird; einer Herzlichkeit und eines Ernstes von der besondern Art, wie sie die kleinen Menschen haben, bevor sich ihnen die Tore des größern Lebens und der Leidenschaft öffnen.

*

Man erwartet jeden neuen seiner Filme mit Spannung und fast mit Besorgnis, denn jeder kann ihn und uns widerlegen.

Der letzte Film heißt: ‚Lang lebe der König‘ und ist so gut wie der erste. Diesmal ist Jackie ein Prinz, natürlich ein ungehorsamer. Läßt wirkliche Soldaten exerzieren, vollbringt, wie gewöhnlich, einige Heldentaten und besteigt schließlich, mit einer Husarenuniform und einem Hermelinmantel ergötzlich geschmückt, einen Thron. Da gehört er auch hin, dieser Prinz. Seine erste Regierungshandlung ist, daß er sich den kleinen Hund kommen läßt, den zu halten ihm bis dahin die Gouvernante verboten hat. Anmutig schlummert das Hundchen vor dem Throne ein. Und sein Herr folgt seinem Beispiel, nachdem er alle verfügbaren Orden auf einmal dem prinzlichen Freunde verliehen hat, es wird ihm zu langweilig, der Proklamation des Gegenkönigs zu lauschen.

Diese Handlung wenigstens in Andeutungen zu erzählen, lohnt sich deshalb, weil sie so fein und anmutig ist. Und so ist es meistens in diesen Filmen, die mit vollem Recht oft von Mozarts Musik begleitet werden. Die Handlung ist immer so, daß ein Kind sie wahrhaft erleben kann, ohne sich zu altkluger Verstellung aufzurecken; und oft sehr geschickt und auch liebevoll aus der Optik des Kindes gesehen. Es scheint wirklich, als ob die Amerikaner, die bekanntlich so viel mit Kindern hermachen, auch ein gutes und reines Gefühl für Kinder haben; anders wäre auch gar nicht zu erklären, daß ein Phaenomen wie dieser Knabe sich mindestens eine Zeitlang so rein und unverdorben erhält.

Und Alles spielt sich ab — das ist vielleicht das Bedeutsamste — in einer Sphäre der Wahrhaftigkeit und des Ernstes. Niemals wird versucht, die Welt als etwas Angenehmes und Wohlklingendes zu zeigen, indem man ihre Häßlichkeit notdürftig überschminkt und alle Ecken und Felsvorsprünge dilettantisch umpolstert und weglügt. Sondern das Kind begegnet immer dem Eigennutz, der Gedankenlosigkeit, der fürchterlichen Roheit der Menschen, die kraß und schrill von Künstern gezeigt werden, welche die Wahrheit nicht nur achten, sondern sie sogar lieben; und wenn das Kind sich dann durchsetzt, so weiß man, gegen welche Mächte es gekämpft hat. Daß hierbei plötzlich auftretende Sonnenstrahlen des Reichtums von den Theatermaschinisten in mehr oder minder geschmackvoller Weise verwendet werden, ist nicht von Belang. Mag immerhin der Schluß so eines Films melodramatisch aufgeputzt sein, mit Harfenglissandi und so weiter — der Beachtung würdiger ist, wie hier komische Situationen aufblühen inmitten von schrecklichen, ähnlich wie bei Chaplin, der diese Möglichkeiten des Films geschaffen hat.

In diesem Film gibt es ganz holde Dinge: wie ein Kind im Schlaf einen alten Mann streichelt, der sich über das Bett neigt; oder ein kleines Negerlein so alt wie Jackie, zart komische, mit so feinem Klang. Und daneben recht Massives: wie das Kind dem bösen Stiefvater einen Blumentopf an den Kopf wirft oder feindlich Verschworene mit Bierflaschen bombardiert.

Flöten, harte Bässe, gestopfte Trompeten, Saxophone, wieder Flöten: das Orchester ist gut.

Diese Filme gehören nicht nur zu den besten, die es gibt, sondern auch zu dem Feinsten, was die Zeit geschaffen hat. Ich finde, sie sind eine Zierde dieser Zeit.

Das neue Deutschland von Morus

Der Industrietag

Es war eine schöne und wohlgelungene Feier. Alles klappte wie am Schnürchen, und wer jetzt noch an der Einigkeit der deutschen Industrie zweifelt, dem ist nicht zu helfen. Tatsächlich erhob sich selbst in der vertraulichen Mitgliederversammlung im Esplanade, die der öffentlichen Aufführung bei Kroll vorausging, kaum eine Stimme ernsten Widerspruchs, und so konnten die beiden Festredner: Herr Albert Vögler und Herr Ernst von Borsig ihre offenen und versteckten Angriffe ganz auf die Regierung konzentrieren.

Die Rede, die der Generaldirektor der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks-Gesellschaft im Namen des Reichsverbands der deutschen Industrie hielt, hätte er ebenso gut (und hat er im wesentlichen auch) zwei Tage vorher auf der Geheimversammlung der nationalliberalen Stresemann-Fronde im Reichstag halten können. Das triefte von Staatsgesinnung und Vaterlandsgefühl, und eigentlich hätte nach jedem Satz, wie am Abend zuvor nach der Begrüßungsansprache Dr. Sorges, eine Militärkapelle die ‚Wacht am Rhein' spielen können. Wenn Deutschland überhaupt noch besteht, so hat es das — darüber kann nach der markigen Ansprache des Heerführers von Stinnes gar kein Zweifel mehr sein —, einzig und allein der Schwerindustrie zu danken. Die Schwerindustrie ist es gewesen, die rechtzeitig die Gefahren des Sozialismus bekämpft hat, während die Wilhelm-Straße von der roten Flut überschwemmt war. Ihr fragt, warum die Schwerindustrie trotz wiederholten Aufforderungen sich nicht an der Regierung beteiligt hat? „Wir haben unsern Wirkungskreis für uns, in dem wir unermüdlich für das Vaterland und für den Staat tätig sind." Ihr fragt, ob die Schwerindustrie bereit ist, die Lasten des Staates mitzutragen? „Die Regierung kann auf die Wirtschaft zu jeder Zeit rechnen." Als Gegenrechnung wird höchstens die Reichsbahn verlangt. Ihr glaubt, die deutschen Industriellen arbeiten um ihres eignen Vorteils willen? „Für uns ist die liebste Arbeit der Dienst am Vaterland." Den Applaus hättet Ihr hören müssen. Keine Hitler-Versammlung klatscht besser.

Nach anderthalb Stunden voll Stilblüten dieser Art kommt Herr Borsig, der Vorsitzende der Arbeitgebervereinigung, an die Reihe. Auch Sozialpolitik, das wollen wir bei unsrer Vorlesung mal vorweg feststellen, ist Dienst am Vaterlande. Und die Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände ist selbstverständlich sozial bis in die Knochen. So weit allerdings, wie der längst nach rechts entglittene Reichsarbeitsminister Dr. Brauns, können wir nicht gehen. Ueberhaupt: das Reichsarbeitsministerium! Ueberhaupt: der Staat! Sozialpolitik ist, wenn der Staat nicht hineinredet. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — die Parole der französischen Revolution ist noch nie so herzhaft verfochten worden wie von den deutschen Arbeitgebern. Freiheit? Aber selbstverständlich: Koalitionsfreiheit, so viel, wie Ihr wollt. Wofür gibt es denn in Deutschland den permanenten Belagerungszustand! Gleichheit? Aber natürlich: Gleichheit für beide Parteien, für Arbeitgeber und Arbeitnehmer, für die Starken und für die Schwachen. Das ist doch oberster Grundsatz der Sozialpolitik. Und Brüderlichkeit? So viel, wie Ihr wollt, und sogar noch etwas darüber. Fort mit dem verbrecherischen Klassenkampfgedanken, fort mit der zersetzenden

Tarifpolitik der Gewerkschaften! Her mit der Werksgemeinschaft! Wie in guten alten Handwerkszeiten wollen wir wieder eine Familie sein. Zwischen Mich und mein Volk soll sich kein beschriebenes Blatt Papier drängen.

Damit Ihr nicht glaubt, wir seien Banausen, wird um die Essenszeit ein Vortrag über ‚Wirtschaft und Kultur' gehalten. Nach drei Stunden geistiger Nahrung bekommen selbst so anerkannte Idealisten wie die Reichsverbändler Hunger auf etwas Materielles. Aber der Wahrheit die Ehre: der Sitzungssaal war noch lange nicht so leer wie die Rede des Rechtsanwalts Lammers. Ein paar Kostproben gefällig? „Die deutsche Wirtschaft ist nicht gewillt, sich wegen politischer Gegensätze aus dem Tiefsten herausdrängen zu lassen, was ein Volk überhaupt besitzt, und das ist seine geistige Kultur." Oder: „Unter Kultur als Gesamterscheinung eines großen Volkes kann ich nur verstehen jene Summe geistiger Errungenschaften, welche den zurückgelegten Weg eines Volkes in der Richtung auf die höchsten Ziele der Menschheit darstellt."

Kurz und gut: es war eine schöne und wohlgelungene Feier.

Die Personalakten des Finanzamts

Vor der Reichsdisziplinarkammer Berlin spielte sich kürzlich ein prinzipiell bedeutsamer Fall ab. Ein Beamter hatte von dem verfassungsmäßigen Petitionsrecht Gebrauch gemacht und in der Petition an den Reichstag der vorgesetzten Behörde schwere Vorwürfe gemacht. Erfolg: das zuständige Ministerium, an das die Eingabe durch das Versehen eines Abgeordneten im Original gelangt war, drehte den Spieß um. Anstatt den Anschuldigungen nachzugehen, wurde gegen den Beamten ein Disziplinarverfahren eingeleitet, und der Beamte, ein Mann, der sich in vierundzwanzigjährigem Staatsdienst nichts hatte zuschuldenkommen lassen, einstweilen seines Postens enthoben und auf Wartegeld gesetzt. Das war im August 1922. Nach neunzehn Monaten, im März 1924, kam es endlich zur Verhandlung. Hätten von den zehn demokratischen Richtern, die es in Berlin gibt, nicht zufällig fünf der Kammer angehört, so hätte die Weimarer Verfassung dem Beamten wohl die Stellung gekostet. Denn der 77 jährige Peter Spahn, den man außer einer Reihe andrer Parlamentarier als Zeugen geladen hatte, erinnerte sich noch ganz lebhaft daran, daß anno 1898 in einem ähnlichen Fall auch ein Disziplinarverfahren eingeleitet worden war. Und was vor 26 Jahren Jahren recht war, muß doch heute billig sein. Aber, wie gesagt: am Königplatz, im ehemaligen Generalstabsgebäude, ging es grade einmal republikanisch her, und so wurde das Disziplinarverfahren ohne daß es zur materiellen Verhandlung kam, eingestellt.

So blieb leider eine an sich sehr interessante Angelegenheit unerörtert. Die Petition bezog sich nämlich auf die erbauliche Tatsache, daß beim Landesfinanzamt Groß-Berlin, verfassungswidrig, geheime Personalakten geführt werden. Der Petent, ein Obersteuerinspektor, wollte eines Tages seine Personalakten einsehen, da er sich bei einer Beförderung übergangen fühlte; aber versehentlich bekam er statt der üblichen offenen Personalakten zwei Geheimaktenstücke mit der Aufschrift „Generalaktenstück über Beförderungen" und „Hauptaktenstück über Geheime Sache" ausgehändigt, worin über ihn alle mög-

lichen Vermerke gemacht waren. Er schlug den gewöhnlichen Beschwerdeweg ein; aber der Präsident des Landesfinanzamts Heinke bestritt nach wie vor, daß in seinem Bezirk geheime Personalakten geführt werden, und der Staatssekretär Zapf vom Reichsfinanzministerium fügte bekräftigend hinzu: „Geheime Personalakten werden nicht geführt.“ So geschehen, obwohl der Finanzminister Hermes ein halbes Jahr vorher einen Erlaß herausgegeben hatte, daß Werturteile und Beförderungsberichte zu den offenen Personalakten gehören.

Herr Heinke ist noch immer Finanzamtspräsident von Groß-Berlin, Herr Zapf noch immer Staatssekretär, und die Weimarer Verfassung steht auch außerhalb Bayerns noch immer auf dem Papier, das fast so geduldig ist wie das deutsche Volk.

Das Reich als Häuserkäufer

Die Reichsbetriebe, die sich ununterbrochen kaufmännisch umstellen und aus dem Rationalisieren gar nicht mehr herauskommen, bringen immer wieder fertig, sich vor aller Welt und insbesondere vor den deutschen Industriellen, die sie gern verschlucken möchten, unmöglich zu machen. Eine Bravourleistung dieser Art ist der neueste Häuserkauf der A. G. für Verwertung von Grundstücken. Die Gesellschaft, die diesen hübschen neutralen Namen führt, ist nämlich eine der Gründungen, die — wie die Deutschen Werke und die Reichskredit A. G. — ganz oder zum größten Teil dem Reiche gehören, und deren Dachgesellschaft die Vereinigte Industrieunternehmungen A. G. ist . Die Reichsgesellschaften waren bisher recht kümmerlich untergebracht und hatten den natürlichen Drang, der jeder kaufmännischen oder nicht kaufmännischen Reichsstelle innewohnt: sich räumlich zu vergrößern.

Zu diesem Behuf kauften sie die Dépendance der Disconto-Gesellschaft in der Französischen Straße zu dem niedlichen Preise von 7 Millionen Goldmark. Die Disconto-Gesellschaft selbst hatte das Haus kurz vor dem Kriege für 5,2 Millionen erstanden. Während sonst die bestgelegenen Bürohäuser heute höchstens 40 Prozent des Vorkriegspreises bringen, sah sich die A. G. für Verwertung und Grundbesitz genötigt, fast 140 Prozent des Vorkriegspreises zu zahlen. Damit allein wird sie aber noch nicht Bewohnerin der Französischen Straße. Denn in dem Gebäude befinden sich außer einigen Nebenabteilungen der Disconto-Gesellschaft, die wohl exmittiert werden, noch etliche Banken und Industriegesellschaften, die zum Teil Mietskontrakte bis zum Jahre 1935 haben und selbstverständlich ohne hohe Abstandssummen nicht herausgehen werden. Die Reichsgesellschaften werden also wohl noch einmal in den Beutel greifen müssen, ehe sie sich ihres Sieben-Millionen-Kaufs erfreuen dürfen. Aber dieser Beutel scheint ja auch nach Stilllegung der Notenpresse noch immer so gut gefüllt zu sein, daß man ihn beliebig anzapfen kann. Und schließlich kann das Geld des Reiches doch gar keine bessere Verwendung finden als zur Bereicherung der Disconto-Gesellschaft, die auf diese Weise ihren scheußlichen Neubau Unter den Linden vom deutschen Volke bezahlt bekommt.

Der Fall Hecker

Auf die Mitteilungen, die ich in Nummer 10 über den Kali-Skandal gemacht hat, sendet der Rechtsbeistand des Generaldirektors Hecker; Rechtsanwalt Jaffa, der ‚Weltbühne‘ folgende Entgegnung:

Herr Generaldirektor Dr. Paul Hecker ist aus dem Vorstand der Deutschen Kali-Werke ausgeschieden. Die Darstellung, als ob dieses Ausscheiden auf Grund irgendwelcher Verfehlungen erfolgt ist, ist absolut unzutreffend. Generaldirektor Dr. Hecker scheidet vielmehr am 1. April mit den gesamten übrigen Vorstandsmitgliedern der Deutschen Kali-Werke Aktiengesellschaft, den Herren Bergrat Herold, Direktor Peckolt sowie dem Justitiar Brinckmann, aus der Verwaltung der Aktien-Gesellschaft Deutsche Kali-Werke aus, weil diese Verwaltung mit der des Wintershall-Konzerns vereinigt worden und nach Cassel verlegt ist. Jeder der genannten Herren erhält eine sehr bedeutende Abfindung. Dr. Hecker wird außerdem gemäß einstimmigem Aufsichtsratsbeschluß der nächsten Generalversammlung der Deutschen Kali-Werke zur Wahl in den Aufsichtsrat vorgeschlagen werden; er erhält ferner für frühere Dienste vom Wintershall-Konzern eine namhafte lebenslängliche Pension sowie sonstige wesentliche finanzielle Zuwendungen. Alles dieses spricht dafür, daß die Darstellung, als ob irgendwelche Verfehlungen des Herrn Generaldirektor Dr. Hecker diesen zum Ausscheiden aus dem Vorstand der Deutschen Kali-Werke gezwungen hätten, unzutreffend ist.

Der Wintershall-Konzern hatte sich einem seiner bedeutendsten Gewerken gegenüber, ohne jedes Zutun des Dr. Hecker, vor Jahr und Tag verpflichtet, für die finanzielle Hilfe, die dieser Gewerke ihm gewährte, einer Gesellschaft, in der dieser Gewerke eine maßgebende Rolle spielen sollte, den Verkauf der nichtsyndizierten Produkte des Wintershall-Konzerns zu übertragen. Nach langen Verhandlungen wurde dieser Vertrag mit der Sakali G.m.b.H. — das war die Gesellschaft — abgeschlossen. Von dieser Sakali G. m.b. H. besaß die Gewerkschaft Kaiseroda und die Kali-Industrie Aktien-Gesellschaft 40 Prozent der Anteile, 60 Prozent der Anteile besaß jener Gewerke, Herr Zimdin. Dr. Hecker besaß ursprünglich 15 Prozent der Anteile mit Zustimmung des Wintershall-Konzerns. Auf Wunsch dieses Konzerns trat er diese Anteile ab; er hatte also kein irgendwie geartetes persönliches Interesse an der Sakali und ihrem Ergehen. Allerdings war er im Aufsichtsrat der Sakali zusammen mit Herrn Generaldirektor Forthmann und Herrn Zimdin. Die sonstige Beschäftigung des Herrn Dr. Hecker ließ ihm naturgemäß nicht Zeit, abgesehen von nicht allzu häufigen Sitzungen des Aufsichtsrats, sich mit den Geschäften der Sakali zu befassen. Die Behauptung, er sei der eigentliche „Manager" der Sakali gewesen, ist demnach völlig aus der Luft gegriffen.

Nun soll Generaldirektor Dr. Hecker es aber auch verschuldet haben, daß die Sakali statt der sonst üblichen 2 Prozent Provision 10-15 Prozent Provision erhielt. Diese Zusicherung an die Sakali ist ohne jedes Zutun des Dr. Hecker durch den Leiter des Wintershall-Konzern, Generaldirektor Rosterg, gegeben; sie war aber auch keine besondere Zuwendung an die Sakali, wenn man berücksichtigt, daß die Sakali die Auslands-Organisation des Verkaufs zu schaffen und das volle Delcredere für alle von ihr getätigten Verkäufe zu tragen hatte. Dr. Hecker hatte von der Höhe der Provision nicht den mindesten Vorteil, er hatte auch keinen Einfluß auf die Zubilligung der Provision.

Ferner soll Dr. Hecker die Firma Bernhard Goldmann & Co. und die Josef Heller Aktiengesellschaft gegründet haben. Auch diese Behauptung ist völlig aus der Luft gegriffen. Die Sakali war nicht in der Lage, mit den kleinen Inlandskunden direkt zu verkehren; deshalb beteiligte sie sich auf einstimmigen Beschluß sämtlicher Gesellschafter, also auch der Gewerkschaft Kaiseroda und der Kali-Industrie Aktien-Gesellschaft, an der Firma Bernhard Gold-

> mann & Co, mit 51 Prozent der Anteile. Weder Generaldirektor Forthmann noch Generaldirektor Dr. Hecker haben mit dieser Gesellschaft jemals etwas zu tun gehabt. Das Kalisyndikat hat mit dieser Gesellschaft niemals irgendwelche Geschäfte getätigt. Dagegen hat der Wintershall-Konzern früher mit Herrn Bernhard Goldmann die umfangreichsten Steinsalzgeschäfte betrieben. Die Josef Heller Aktien-Gesellschaft ist eine Gründung des Generalkonsuls Josef Heller aus Wien. Die Gesellschaft hat in größerm Umfange der Sakali Ware geliefert, von dieser aber auch nicht ein einziges Kilo Ware zum Vertrieb erhalten. Es hat demnach die Sakali und damit auch der Wintershall-Konzern aus der Geschäftsverbindung mit der Firma Josef Heller Aktien-Gesellschaft nur Vorteile gehabt, Dr. Hecker dagegen keinerlei irgendwie geartete Vorteile daraus gezogen.
>
> Dr. Hecker soll auch den Redakteur eines hamburger Blattes regelrecht bestochen haben. Diese Behauptung ist bereits in einem Privatklageverfahren Groening gegen Hecker, das beim Amtsgericht Charlottenburg geschwebt hat, in bündigster Weise widerlegt worden. Dr. Hecker hat niemals einen Redakteur bestochen, also auch nicht den Redakteur eines hamburger Blattes.
>
> Richtig ist, daß von dem abberufenen Geschäftsführer einer Untergesellschaft der Sakali, der vergeblich im Prozeßwege versucht hat, seine Wiedereinstellung als Geschäftsführer zu erzwingen, auf Grund von entstellten Mitteilungen entlassener Angestellter der Geschäftsführung der Sakali, nicht Dr. Hecker, betrügerische Manipulationen zu Gunsten des Majoritätsgesellschafters vorgeworfen worden sind. Der abberufene Geschäftsführer hat bisher weder im Privatklageverfahren noch im Zivilprozeß noch im Strafverfahren irgendeinen Erfolg erzielen können.
>
> Daß diese Behauptungen aus der Luft gegriffen sind, erhellt allein aus folgender Erwägung: Die Sakali wurde von der Revisionsabteilung des Wintershall-Konzerns in regelmäßigen Zwischenräumen eingehend kontrolliert. Jede Buchung und jeder Beleg wurde durchgeprüft. Es konnte die Geschäftsführung der Sakali demnach gar nicht auf die Idee kommen, daß es ihr gelingen könne, Geschäftsvorgänge zu entstellen oder zu unterdrücken; sie hatte auch gar keinen Anlaß dazu, da auch die Geschäftsführerin der Sakali keinerlei persönliche Vorteile aus dem größern oder geringern Verdienst der Sakali zog.

Die Darstellung, als ob die großen Abfindungssummen, die Herr Dr. Hecker bekommen hat, schon zu Gunsten seiner Geschäftstätigkeit sprächen, ist kühn, aber nicht sonderlich beweiskräftig. Abfindungen pflegen kein Zeichen besonderer Hochschätzung zu sein, sondern sind meistens nur ein Zeichen dafür, daß man Jemand unter allen Umständen los sein will; und hohe Abfindungen beweisen nur, daß die Gegenseite keine Opfer scheut, um die Verabschiedung zu ermöglichen.

Da aber Herr Dr. Hecker auf seine Abfindungen anscheinend besonders stolz ist, so sei vermerkt, daß es sich dabei allerdings insgesamt um das stattliche steuerfreie Sümmchen von 425 000 Goldmark handelt, wozu noch eine jährliche Rente von 7200 Goldmark und im Sterbefall eine entsprechende Versorgung der Witwe und der Waisen bis zum 21. Lebensjahr kommt, kapitalisiert also ein Betrag von weit über einer halben Million. Dies mag zugleich als Illustration dafür dienen, wie in der Kali-Industrie mit dem Gelde gewirtschaftet wird, wobei die Leidtragenden selbstverständlich die Abnehmer, also die Landwirte sind und zuletzt die Konsumenten, also das ganze Volk.

Daß Herr Dr. Hecker jede Verantwortung für die Geschäfte der Sakali G.m.b.H. ablehnt, ist für einen Aufsichtsrat der Sakali-Gesellschaft, der obendrein auch noch 15 Prozent der Anteile besaß, einigermaßen kurios. Zur Ergänzung sei übrigens bemerkt, daß Herr Dr. Hecker diese 15 Prozent ursprünglich für die geschäftliche Beratung des Kaufmanns Zimdin, des Hauptgesellschafters der Sakali, erhalten hatte. Es ist also eine etwas schwüle Luft, aus der ich meine Behauptungen gegriffen habe.

Da Herr Dr. Hecker schon von der Sakali-Geaellschaft, deren Aufsichtsrat er ist, nichts Genaues wissen will, so natürlich erst recht nichts von der Firma Bernhard Goldmann & Co., die von der Sakali kontrolliert wird. Es ist doch etwas Schönes um Aufsichtsratstantiemen!

Daß Herr Dr. Hecker den Vorwurf der Preßkorrumpierung zurückweist, freut mich aufrichtig, wenn ich auch leider aus meinen persönlichen Erfahrungen hinzufügen muß, daß Herr Dr. Hecker, bis in die jüngste Zeit hinein, sich doch recht eigenartige Vorstellungen von der Presse zu machen scheint. Die sehr schwer wiegenden Vorwürfe, die ihm im Frühjahr 1923 in der ‚Hamburger Börsenhalle' gemacht worden sind, wurden, meines Wissens, nicht unmittelbar gerichtlich geklärt.

Von einer beneidenswerten Naivität ist das letzte Argument, das Herr Dr. Hecker ins Feld zu führen hat. Die Sakali, so deduziert er, konnte gar keine dunkeln Geschäfte treiben, denn sie wurde doch in regelmäßigen Zwischenräumen von den Revisoren des Wintershall-Konzerns eingehend kontrolliert. Wenn das ein Beweis ist, dann hat es in der Welt noch nie eine Unterschlagung, nie eine Defraudation und nie eine Schiebung gegeben. Denn kontrolliert wird ja schließlich überall.

Zu diesem Militarismus von Nietzsche

Wenn wir hören: dort haben die Männer nicht Zeit zu den produktiven Geschäften; Waffenübungen und Umzüge nehmen ihnen den Tag weg, und die übrige Bevölkerung muß sie ernähren und kleiden, ihre Tracht aber ist auffallend, bunt und voll Narrheiten; dort sind nur wenige unterscheidende Eigenschaften anerkannt, die Einzelnen gleichen einander mehr als anderswo oder werden doch als Gleiche behandelt; doch verlangt und gibt man Gehorsam ohne Verständnis: man befiehlt, aber man hütet sich zu überzeugen; dort sind die Strafen wenige, diese wenigen aber sind hart und gehen schnell zum Letzten, Fürchterlichsten; dort gilt der Verrat als das große Verbrechen, schon die Kritik der Uebelstände wird nur von den Mutigsten gewagt; dort ist ein Menschenleben wohlfeil, und der Ehrgeiz nimmt oft die Form an, daß er das Leben in Gefahr bringt — wer dies Alles hört, wird sofort sagen: Es ist das Bild einer barbarischen, in Gefahr schwebenden Gesellschaft. Vielleicht, daß der Eine hinzufügt: Es ist die Schilderung Spartas; ein Andrer wird aber nachdenklich werden und vermeinen, es sei unser modernes Militärwesen beschrieben, wie es inmitten unsrer andersartigen Kultur und Sozietät dasteht, als ein lebendiger Anachronismus, als das Bild, wie gesagt, einer barbarischen, in Gefahr schwebenden Gesellschaft, als ein posthumes Werk der Vergangenheit, welches für die Räder der Gegenwart nur den Wert eines Hemmschuhs haben kann.

Bemerkungen

Geheimverträge ?

Die Tatsache, daß Geheimverträge gefälscht werden, beweist noch nicht, daß es in der europäischen Diplomatie keine Geheimverträge gibt. Sie beweist viel eher das Gegenteil. Denn Fälscher haben für die Möglichkeit die richtige Witterung, und die Aufdeckung des Betruges ist immer noch beunruhigend genug. Der Beruf der Anspachs ist nur deshalb möglich und einträglich, weil die europäische Oeffentlichkeit in höchster Unsicherheit darüber lebt, was im Dunkel der Kabinette beschlossen und ratifiziert wird. Sehr bezeichnend für die allgemeine Unsicherheit ist der groteske Fall, daß die Fälscher des französisch-tschechischen Geheimvertrages einfach irgendein Abkommen zwischen Bismarck und Andrassy kopierten. Auch das wird geglaubt, weil in der europäischen Atmosphäre jeder diplomatische Geheimakt glaubhaft erscheint. Solange man nicht die Aufdeckung von Geheimverträgen als eine phantastische Ungeheuerlichkeit mit Gelächter quittiert, so lange ist die europäische Luft vergiftet. Wenn der Weltkrieg nicht einmal die Geheimdiplomatie beseitigt hat — was ist dann überhaupt einem Kriege zuzutrauen? Und was soll man von der Belehrbarkeit der Völker denken, wenn sie bei der Möglichkeit, daß hinter ihrem Rücken, auf ihrem Rücken neue Hasardspiele eingeleitet werden, ruhig bleiben?! Leben wir in Demokratien oder in tiefstem Absolutismus? Ist die Macht in die Hände des Volkes und seiner Vertreter gelegt, oder sind die Kabinette immer noch die Machthaber?

Geheimverträge der Kabinette sind das frivolste Attentat und der denkbar ärgste Hohn auf das souveräne Volk. Es ist ein Schacher, wobei man den Hauptbeteiligten ohne Kenntnis läßt, daß er eines Tages unter gewissen festgelegten Voraussetzungen für die Ehre ausersehen ist, mit seinem Gut und Blut die unter den hohen Verbündeten geschlossenen Geheimverträge zu erfüllen. Sollte es im heutigen Europa noch Geheimverträge geben, die weder der Oeffentlichkeit noch dem Völkerbund bekannt sind, dann fallen die demokratischen Verfassungen, die Parlamente dieser Länder wie Kulissen aus Pappe zusammen. Und solche Länder wären, trotz aller modernen politischen Attrappen, noch ganz nahe jener Epoche, da die erlauchten Landesväter ihre Landeskinder gegen gutes Gold nach Amerika verhökerten, wo sie dem Auftraggeber seine Kriege mußten gewinnen helfen.

Hans Natonek

Es ist weiter nicht aufregend . . .

Es ist, wie gesagt, weiter nicht aufregend. Es ist völlig natürlich. Und man konstatiert sowas allmählich mit der Gesinnung eines Kuriositätensammlers: es regt einen nicht mehr so auf. Wie gesagt.

Ich war nämlich in Stuttgart und erlebte dort einen Teil des Danton-Prozesses. Einen hübschen Schwurgerichtssaal haben die Stuttgarter. Prächtig, hoch, mit hunderttausend Verkröpfungen, Balkonen, Säulen; kurz: es muß eine wahre Pracht sein, sich hier den Kopf und die bürgerli-

chen Ehrenrechte abknöpfen zu lassen. Hoch über der Stirnwand des Vorsitzenden tront ein Bart aus Gips nebst einem dito Gesicht, von dem derselbe herabhängt (entschuldigen Sie, ich habe grade vorhin Rudolf Steiner gelesen, das wirkt immer depravierend auf meinen Stil). Von dem Inhaber dieses Bartes ward unten in den Plaidoyers mehrfach gesprochen als von „Unserm König". Ich bitte Sie: es sind von Stuttgart nur noch vier D-Zug-Stunden nach Kahrstadt. Die Anklagebank schmückte ein Herr namens Schmückle. Dick, nervös, barbarisch unbeherrscht, heraufgerutschte Krawatte, subalterne Brutalität, niedre Stirn, struppige Borsten, Kneifer. Sie haben den Mann schon oft im ‚Simplizissimus' gesehen, früher . . . Ein Brotladen wie ein Unteroffizier, auch so unsicher; Energieersatz um die Kinnbacken, in den Augen feige Frechheit und Hilfeflehen. Kurz: Herr Schmückle sieht aus wie eine Fiebervision des Herrn Raemaekers.

Dieser Herr Schmückle, ehemals Staatsanwalt, jetzt Fabrikant, hat nach der Aufführung von ‚Dantons Tod' in dem Deutsch, dessen er Meister ist, geschrieben: „Ich erkläre, daß der Beamte, der für die Aufführung des Stückes verantwortlich und es zugelassen hat, ein Mensch ist, dem jedes Gefühl für national Ehre abgeht", und was er sonst noch in sich hatte. Grund: Am Schluß einer Volksszene werden fünf Takte der Marseillaise gesungen. Gesehen oder gehört hat Herr Schmückle von der Aufführung nichts. Ausdrücklich aber erklärte er, daß er diese Beleidigungen nur zu dem Zweck evomiert habe, um ein Verschwinden des Stückes vom Spielplan zu erreichen. Ein legaler Weg habe ihm nicht zur Verfügung gestanden; deshalb habe er den der Beschimpfung gewählt, aus vaterländischer Besorgnis.

Diese tüchtige stuttgarter Theaterleitung hat zunächst, unter Mitschuld der württembergischen Regierung, den Wunsch des vaterländisch erregten Herrn Schmückle erfüllt: sie hat wahrhaftig ‚Dantons Tod' abgesetzt, „bis zur Entscheidung des Gerichts", und hat die Wiederherstellung ihrer lädierten Ehre auf gerichtlichem Weg eingeleitet.

Das war vor mehreren Wochen. Jetzt haben die Schauspieler ‚Dantons Tod' so ziemlich vergessen. Das schadet aber nicht viel.

Denn vor drei Tagen hat das Gericht den Herrn Schmückle freigesprochen.

Wilhelm Michel

König contra Reimann

Hans Reimann und ich, wir halten es, den Naturgesetzen durchaus zuwider, so: Jedes Mal, wenn er ein Ei gelegt hat, gackere ich — und dann freut er sich und legt noch eins.

Aber diesmal gemahnt mich nicht allein das hübsche Ei (Hans

Reimanns ‚Kabarettbuch‘) an meine Pflicht, sondern vor allem die reizende Bemalung, die ihm der Verleger Paul Steegemann mit auf den Weg gegeben hat.

Reimanns Humor wandelt zur Zeit seltsame Wege. Es hat sich auf seinem Planeten eine neue Pflanze herausgebildet, ein stachlicher, eigentlich durchaus unzugänglicher und mit dem Verstand der Verständigen nicht mehr faßbarer Humor, ein Gemisch von Wortspielen, falschen Assoziationen, Versmaßen, die kaum noch notdürftig aufrecht erhalten werden, Dialektbrei und bessern Ohnanständigkeiten . . . oben am Himmel verbleicht der Morgenstern; ein neues Gestirn: der Ringelnatz zieht auf . . . es ist eine jokose Landschaft. (In der, nicht zu vergessen, der Schachtelwitz blüht: Worte werden mit der Silbe, mit der sie enden, an Worte angesetzt, die mit dieser Silbe beginnen — und die Silbe wird nicht wiederholt. (Merk: Schamharfe, Ufagott, Deklavier. Entwurf: Lo H. Zwei Klammern zu.))

Ja, dies Büchlein ist sehr komisch, und Gott bewahre uns vor den Nachahmern. Das werden wohl alle Redakteure wissen: zur Zeit ist es vor tiefsinnigem Stumpfsinn nicht auszuhalten. Früher fertigten die Herren Einsender „Verse à la Busch“, dann plünderten sie Morgenstern, den heute schon jeder bessere junge Herr am Schnürchen hat, dann kam Walter Mehring, und augenblicklich kriegen wir tiefsinnige Melangen von Reimann und Ringelnatz. Aber auch dieses wird wohl vorübergehn.

Ja, also die Ei-Bemalung. Der Verlegermeister Paul Steegemann hat dem Buch einen Reklameanhang beigegeben, worin sich — unterbrochen von dem sehr freundlichen Verriß Reimanns durch einen ernsten deutschen Mann — eine Kostbarkeit allerersten Ranges befindet: die Einstweilige Verfügung des Geenijs gegen den Schriftsteller H. R.

Wir Republikaner haben schon ulkige Könige. Wenn sie nicht dumme Bücher schreiben und auf Kosten ihrer Untertanen einen Haushalt führen, der ihnen nicht zukommt, dann sind sie augenkrank und schielen nach dem Thron. Nun hat man gedacht, Einer wäre doch wenigstens eine Ausnahme: der Geenij. Wie heißt „Ja, Kuchen!“ auf säcksch?

Mit welcher Nettigkeit hat Reimann ihn unsterblich gemacht! Wie freundlich hat er den pensionierten Mann durch einen milden Nachkriegskakao gezogen! Mit welchem Geschmack ist das geschrieben! An keiner Stelle ein billiger Witz gegen den Abgesetzten, sondern immer nur Spott gegen das Land, gegen die Denkart, gegen die Diskrepanz: Person — Amt und gegen die Zeit. Und was meinen Sie, tut Jener? Er erläßt. Diesmal kein „An mein Volk“, sondern eine Einstweilige Verfügung.

Ist nun schon an sich komisch, einen ehemaligen König wie eine Marktfrau zu Gericht laufen zu sehen (das natürlich stramm

stand) — wie klein ist das, wie murksig, wie wenig Humor liegt darin!

Ein Mann von Welt hätte Hans Reimann zum Tee eingeladen und mit ihm über das Buch gelacht. Im Nu hätte Friedrich August die Oberhand gehabt. Aber was will man von einem deutschen Fürsten verlangen? Böse Untertanen verderben gute Sitten.

Ich habe auf der Schule gelernt, die Franzosen hätten für das deutsche „Humor“ kein Wort und keinen Begriff. Vielleicht ist das richtig. Sie haben das Wort „plaisanterie“. Und wir verstehen keinen Spaß. *Peter Panter*

Aus den Briefen einer sehr klugen Frau

Eigentlich brauchte ich ja gar nicht mehr mit Dir zu verkehren, wo ich jetzt an der Rhone wohne! Bitte sehr: Rhone ist sehr vornehm! Sie strömt zwischen blühenden Trüffeln und Troubadouren durch Südfrankreich, um sich in den Atlantischen Ozean zu ergießen. Sei still, ich kann das besser beurteilen, wo ich an ihr wohne. (Ganz im Vertrauen gesagt: Eigentlich ist sie genau so mies wie die Saale, und ich kann sie von hier oben Gott sei Dank gar nicht sehen! Aber das wirklich nur unter uns!)

*

Denk mal: man mißt hier das Fieber im Popo! Das kommt, weil hier französisch gesprochen wird, welches ein perverses Volk ist!

*

Der süße sechzigjährige Engländer sagte neulich: „Ihr mordet doch in Deutschland so viel — weshalb ermordet Ihr nicht mal den Richtigen?“

*

Du schreibst mir im letzten Brief, daß es ja gar nicht der Militarismus und die Bureaukratie in Deutschland sind, die einem das Leben so schwer machen, sondern daß es das Volk selbst ist. Ich glaube, daß es nicht mal das Volk selbst ist, sondern unser Nachbar. Damit meine ich nicht nur den Rechnungsrat vom selben Flur, sondern das Ekel, das in der Untergrundbahn neben Dir steht, und dessen Geschwätz man hört, das Dir im Restaurant gegenübersitzt, und das Du das Messer mußt schlucken sehen. Den Freund und die Frau kannst Du Dir aussuchen — aber der Nachbar ist von Gottes Gnaden.

*

Weißt Du, am schönsten ist ein fremdes Land, solange man seine Sprache nicht beherrscht. Erst allmählich merkt man, daß die Leute ja denselben beschränkten Kram reden wie zuhause.

Liebe Weltbühne!

Ich sprach neulich mit einem Kollegen über die politischen Vorurteile der Oberlehrer. „Ach,“ sagte er, „das ist halb so schlimm. Bei uns haben schon viele Kollegen erkannt, daß die Sozialdemokratie eine durchaus anständige bürgerliche Partei ist . . .“

Antworten

Preußisches Justizministerium. Der unschuldige Fechenbach sitzt. Der Oberleutnant Ankermann, der Harden zu ermorden versucht hat, ist in Oesterreich ergriffen und, da es sich um ein gemeines Verbrechen handelt, ausgeliefert worden. Hat man ihn hier heimlich in Freiheit gesetzt? Auch das würde Keinen überraschen. Aber wenn er noch da ist: wo bleibt das Verfahren?

Theodor Wolff. In Nummer 33 hat mein Mitarbeiter *** — wie ich weiß: um Sie zu entlasten — vom Berliner Tageblatt angenommen, daß es die französisch-tschechischen Geheimdokumente gekauft habe. Jetzt schreiben sie mir, daß es sie „durchaus nicht — weder mit Rentenmark noch mit tschechischen Kronen noch mit einer andern Geldsorte — bezahlt" habe. Aber weshalb die Veröffentlichung erfolgt ist, verraten Sie leider nicht. Hier stand, daß sie nur zur Aufpeitschung des Nationalismus dienen könne. Da ist ganz interessant, ein paar Sätze des Deutschnationalen Hoetzsch zu hören: „. . . So darf ein Kampf von großer politischer Wichtigkeit nicht geführt werden . . . Wir sehen nicht, daß solche Veröffentlichungen den Beziehungen zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei nützen, die seit fünf Jahren korrekt sind, die beiderseits wegen der wirtschaftlichen und geographischen Zusammenhänge gepflegt werden müssen und schon zu einer Reihe von Verträgen geführt haben. Wir sehen, daß all das durch eine solche Veröffentlichung und die sich daran schließenden Erörterungen nur gefährdet werden kann. Welchen Zweck hat es, die Aufmerksamkeit der Welt auf eine Veröffentlichung zu richten, die schließlich als Fälschung preisgegeben werden muß und dann Deutschland als deutsche Intrigue auf das Konto geschrieben wird? Wir können nicht finden, daß die Interessen des Deutschen Reiches mit dieser Veröffentlichung gefördert worden wären." Dieser deutschnationale Kritiker ist allerdings aus der Art geschlagen. Schade, daß das demokratische Objekt seiner Kritik es neuerdings auch ist.

V.S.P.D. Nein, zwischen den Devisen und euch ist kein Unterschied: es wird starke Repartierungen geben.

Kurt Wolff Verlag. In Nummer 10 hat sich Carl Sternheim, in Nummer 12 Erich Mühsam über dich beschwert. Du erwiderst darauf: „Daß Gedichte — selbst die besten — selten in hohen Auflagen verkauft werden, ist wohl jedem Leser der ‚Weltbühne' eine bekannte Tatsache. So war — um nur ein klassisches Beispiel anzuführen — Goethes herrlicher ‚Westöstlicher Divan' 1900, also 80 Jahre nach Erscheinen, beim Verleger in der ersten Ausgabe noch nicht ausverkauft. Goethe ist freilich von Sternheim endgiltig erledigt. Mühsam hat mehr Glück mit seinen Gedichten. 1916 übernahmen wir, mit andern Verlagswerken, vom Verlag Paul Cassirer den — wie Herr Mühsam selbst schreibt — in der Auflageziffer ‚kaum angetasteten Gedichtband: ‚Wüste, Krater, Wolken'. Wir haben diese Auflage, wie der Autor selbst zugibt, regulär abgesetzt. Ueber die Honorierung jedoch glaubt Herr Mühsam Klage führen zu müssen. Wenn ihm auch ‚klar war, daß das Buch keine Erträgnisse bringen konnte'. Hier scheint Herr Mühsams Erinnerungsvermögen ein wenig gelitten zu haben — denn: diesen Gedichtband hatte Herr Mühsam bei Fertigstellung bei der Firma Paul Cassirer mit einem Pauschalbetrag vollständig aushonoriert erhalten, sodaß von Rechts wegen wir überhaupt keine Honorarzahlungen hätten zu leisten brauchen. Trotzdem haben wir jedes von uns verkaufte Exemplar noch ein zweites Mal honoriert. Demnach hat dieser Gedichtband ein für Herrn Mühsam immerhin recht günstiges Erträgnis gebracht. Und dennoch Mißtrauen?! Daß dieses Mißtrauen, das Herr Mühsam bereits damals gehegt haben will, von dem wir aber erst heute erfahren, ihn trotz-

dem nicht gehindert hat, seinen zweiten Gedichtband ‚in bestem Vertrauen wieder dem Kurt Wolff Verlag zu übergeben', dürfte wahrscheinlich darauf zurückzuführen sein, daß sein Erinnerungsvermögen damals noch nicht gelitten hatte. Dieser zweite Gedichtband: ‚Brennende Erde' ist 1920 erschienen, als es schon viel schwieriger war, Gedichtbände zu verkaufen. Den Hauptabsatz fand das Buch 1920/1921, und dieser Absatz ist von uns regelrecht honoriert worden. Verschleudert haben wir das Buch nur in einem einzigen Falle: indem wir Frau Mühsam hunderte von Exemplaren umsonst überlassen haben, die sie gegen gute Dollars an Mühsams Genossen in Amerika verkauft hat. Mit entwertetem Geld haben wir auch 1922 und 1923 nicht honoriert, sondern mit der Ware selbst, die wir eben Frau Mühsam so billig wie irgend möglich zum Weiterverkauf geliefert haben. Jetzt ist uns natürlich die Lust vergangen, eine neue Auflage des vergriffenen Bandes zu drucken, und das wird uns nach unsern Erfahrungen gewiß Niemand ernstlich verübeln wollen. Wir haben in den Jahren 1914-1922 an 200 Bände Dramen und andre Dichtungen verlegt, und kein Blatt davon auf Kosten der Autoren, wie Herr Sternheim seine köstliche Frühblüte ‚Fanale' und Andres hat erscheinen lassen. Herr Sternheim hat bei uns den denkbar höchsten Honorarsatz für seine Bücher bekommen, und jedes Buch ist ihm bei Erscheinen im voraus immer — zum größten Teil in Goldmark — honoriert worden. Trotzdem er gegen den Verlag keine Nachzahlungsansprüche mehr hat, behauptet er, geschädigt zu sein. Da aber der Rechtsweg, den er seit Monaten zu beschreiten droht, ihm offenbar nicht sicher genug erscheint — eine Austragung, die der Verlag als die reinlichste betrachtet und wünscht — versucht er, durch Ausstreuung unwahrer Behauptungen bei allen möglichen Gelegenheiten, selbst in französischen Blättern, den Ruf des Verlages zu schmälern. In einem seiner letzten Briefe schreibt uns Herr Sternheim: ‚Ich bedaure das Ganze. Das Urteil der Welt wird vor allem lauten: Welche Männer sind es eigentlich, die einem Verlag vorstehen, der, anstatt das seltene Glück zu würdigen, einen der ersten Dichter des Landes, ohne die Spur des Verdienstes zu seinen Autoren zu zählen, diesen, statt ihn zu hätscheln und auf ihn stolz zu sein, um die Früchte seiner Arbeit bringt, nie willens und nie imstande war, das geringste Geschäft aus ihm zu machen, das unverdiente Ansehen, das er der Firma gab, auszunutzen oder auch nur zu begreifen.' Diesen Vorwurf wollen wir nicht auf uns sitzen lassen, sondern der genossenschaftlichen Verlegerei Eulenberg-Sternheim-Mühsam & Cie., die wir mit aufrichtiger Freude begrüßen, um ihr gleich eine festgefügte Grundlage zu geben, die gesamten uns gehörenden Verlagsrechte von Carl Sternheim und Erich Mühsam als Morgengabe unentgeltlich darbringen! Bedingung muß nur sein, daß die Firma in absehbarer Zeit, sagen wir bis Juli

1924, gegründet und eingetragen ist, und daß sie sich verpflichtet, die zukünftigen Auflagen unter denselben für den Autor so günstigen Bedingungen zu verlegen, wie wir selbst sie freiwillig übernommen haben. Diese Verträge dürfen auch in Zukunft nicht abgeändert werden. Ebensowenig dürfen die Verlagsrechte der Bücher einzeln oder insgesamt an Dritte abgegeben werden. Werden diese Bedingungen nicht eingehalten, so fällt das Verlagsrecht unentgeltlich an uns zurück. Wer Carl Sternheim kennt, wird unsre Vorsicht verstehen!"

Jude. Ihr Leibblatt beklagt sich, daß der ,Stahlhelm' keine Juden aufnimmt. Er verdient keinen Tadel. Was aber verdienen Juden, die sich solchem Verein als Mitglieder anbieten und noch über ihre Abweisung beklagen? Den ,Stahlhelm'.

Klaus Pringsheim. Auf die Erwiderung von Fritz Windisch in Nummer 13 wünschen Sie zu antworten: 1.) daß Sie die Nummer der ,Freiheit' vom Jahre 1921 vor sich hatten, als Sie den Aufsatz für Nummer 10 der ,Weltbühne' schrieben, und daß zwischen beiden Aeußerungen, wenn man sie nicht aus dem Zusammenhang reißt, keinerlei Widerspruch besteht; 2.) daß „die (schonenden) Andeutungen", die Sie über Windischs Geschäftsführung gemacht haben, nicht hinfällig würden, weil angeblich ähnliche Vorwürfe gegen Hermann Scherchen sich als unstichhaltig erwiesen hätten. Der Mann, den Sie haben schützen wollen, Herbert Graf, erklärt für sein Teil: „1.) Ich bin niemals an Herrn Windisch herangetreten, weder vor dem 8. Melos-Abend noch nachher, sondern umgekehrt: er ist an mich herangetreten, zuerst durch Vermittlung seines Intimus Bergmann, dann direkt in Briefen an mich. Die Kosten der ersten fünf Konzerte hat sich Herr Bergmann von mir bezahlen lassen, vom 6. Abend, dem ersten hiesigen Hindemith-Abend im Januar 1922 an, zahlte ich alle Unkosten direkt oder an Herrn Windisch. 2.) Herr Windisch ist tatsächlich besoldet worden, anfangs regelmäßig monatlich, später bei fortschreitender Geldentwertung in unbestimmten Abständen, wie es seinerzeit gang und gäbe war. Einige Belege sind glücklicherweise noch vorhanden. 3.) Selbstverständlich habe ich, wie jeder Eingeweihte weiß, ein Büro für Melos unterhalten, und zwar in Niederschönhausen, Linden-Straße 35 b. Die Angestellten waren anfangs männlichen, späterhin — es waren aber nicht immer dieselben — weiblichen Geschlechts. Die zuletzt tätigen Angestellten wurden von Herrn Windisch mangels andrer Arbeit mit der Abschrift der Doktorarbeiten für seine Freunde beschäftigt. Das oft wechselnde Personal hat Herr Windisch stets selbst engagiert. 4.) Ich habe nie in meinem Leben eine gerichtliche Auseinandersetzung gehabt, auch nicht mit Herrn Scherchen. Deshalb brauchte ich auch nie etwas vor Gericht zurückzunehmen. Wohl hatte ich einmal eine Differenz mit Scherchen, die infolge von Windischs Intrigen entstanden war, aber durch Vermittlung meines Anwalts in Güte außergerichtlich beigelegt worden ist. Die Mitteilung hierüber hatte ich einigen wenigen Leuten, darunter Herrn Windisch, vertraulich gemacht. Die schriftlichen Unterlagen für alle diese Feststellungen können von Interessenten bei mir eingesehen werden. 5.) Mit meiner Berichtigung in Nummer 12 habe ich nicht die Absicht gehabt, Herrn Klaus Pringsheim zu desavouieren. Im

Gegenteil wollte ich nur jeden Schein einer Ungenauigkeit in den spontanen Ausführungen dieses gerechten Mannes beseitigen.“ Ich für mein Teil habe bisher nicht Partei ergriffen. Jetzt muß ich es tun. Fritz Windisch hat in Nummer 13 geschrieben: Tatsächlich bin ich nie besoldet worden.“ Vor mir liegt der dokumentarische Beweis, daß er von Herbert Graf ein Gehalt bezogen hat. Er hat die Loyalität die mich bestimmte, ihn seine Rechtfertigung hier vorbringen zu lassen, schimpflich mißbraucht und wird nicht mehr verlangen dürfen, daß man ihm irgendeine seiner Behauptungen glaubt.

Nervenarzt. Das Gedächtnis des Menschen pflegt besonders im Alter nachzulassen. So erinnern sich, zum Beispiel, ältere Präsidenten nicht, was sie einst gewesen sind. Heilung ist nicht zu erhoffen.

Leipziger. Von dem herzabdrückenden Fall Zeigner wird an dieser Stelle noch oft die Rede sein. Aber auf Grund des skandalösen Prozesses? Die Voruntersuchung, in der die merkwürdigsten Haftentlassungen vorkamen; die deutlichen Bemühungen, sich hier Stoff für die Wahlflugblätter zu sichern; die Verhandlung selbst: all das ist kaum Material für die Würdigung der Sache. Was Zeigner etwa verbrochen hat, ist daraus nicht zu erfahren. Am allerwenigsten ists aus dem Urteil zu ersehen, aus dem nur hervorgeht, wie seine Gegner seine politische Wirksamkeit eingeschätzt haben. Ein haarsträubender Justizmord. Wen regt er auf? Ein Justizmord mehr in einem Lande, dessen Rechtsgefühl längst vor die Hunde gegangen ist.

Wilhelm II. Warum sind Sie eigentlich nicht schon längst wieder da?

Oberreichsanwalt. Durch den Hiter-Prozeß und verschiedene Veröffentlichungen in der Tagespresse ist Ihnen bekannt geworden, wo der Plan zur Ermordung Walther Rathenaus gefaßt worden, und unter wessen mächtigem Schutz sie erfolgt ist. Diese tapfere Tat sollte bereits ein Jahr zuvor, unmittelbar nach der Ermordung Erzbergers, ausgeführt werden. Auch darüber ist Ihnen Material zugegangen. Es liegt im allgemeinen Interesse, daß Sie dieses Material so schnell wie irgend möglich prüfen und sich insbesondere das Haus Mohren-Straße 6 zu Berlin einmal in der Nähe besehen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1
Verlag der Weltbühne.Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Besinnet Euch! von Hans Schwann

I

„Fr. W. Foerster macht es sich leicht; er faßt nur den einen, den innern Gegner ins Auge, und er hätte mit all seinen Mahnungen recht, wenn wir vor einer besonnenen, von Intrigen und Hintergedanken freien Politik Frankreichs stünden.“ Diesen Satz aus Wilhelm Michels ‚Zweifrontenkampf‘ wollen wir leise von seinen Kameraden in Nummer 13 der ‚Weltbühne‘ lösen, ihn mit zum Fenster nehmen und mit ihm einen Augenblick sinnend auf unser Deutschland blicken. Nicht um Foersters willen: viele Aufsätze in französischen und andern ausländischen Zeitschriften, unendlich viele Konferenzen, Korrespondenzen, Vorträge, auch in der Sorbonne, können Zeugnis dafür ablegen, daß dieser echteste aller Deutschen nicht nur den „innern Gegner“ ins Auge faßt, sondern genau wie Michel sieht und danach — handelt . . . Und es möge an dieser Stelle besonders darauf hingewiesen werden, daß grade sein Offener Brief an Gauvain, den Direktor des rechts stehenden ‚Journal des Débats‘, den dieser und nach ihm ein großer Teil der pariser Presse veröffentlichte, erheblich dazu beigetragen hat, Frankreich in der Frage des Separatismus aufzuklären. Kein andrer Deutscher hätte mit so schonungslosen Worten in französischen Blättern diese Kulturschande brandmarken können. Trotzdem: es kommt hier nicht auf Foerster als Person an, sondern auf das Prinzip, auf den Weg, den er geht. Und es ist nicht die Tragik dieses Mannes, sondern die Tragik Deutschlands, daß diese Haltung gegen den „innern Gegner“ immer nur aufgefaßt wird als ein Kampf gegen Rechts, gegen Reaktion, gegen Mord und Lüge, statt als Kampf mit dem Neudeutschen selbst — der rechts sowohl steht wie links.

II.

Was heißt: „der Neudeutsche“? Das ist nicht nur der Deutsche Treitschkes, Bismarcks, sondern jener Deutsche, dem in der Rüstung der allgemeinen Wehrpflicht sein echtes Deutschtum: das Deutschtum seiner Geistesheroen verdorrt ist. Das Deutschtum, bei dem das militaristische System nicht Beigabe, sondern Lebensmotor seines ganzen Denkens und Handelns geworden ist. Wir Alle wissen, daß die Völker um uns herum im tiefern Sinne nicht besser sind als wir. Wir Alle wissen, daß es eine Scheidung zwischen Engeln und Teufeln nicht gibt — daß der „Boche“ ein Auswuchs am Volkskörper ist, wie ihn jedes Volk aufzuweisen hat. Wir alle wissen, daß der Begriff des Gentleman auch für den Deutschen kein hohler Begriff ist, und daß wir, den Deutschen als Einzelperson gesehen, einen Vergleich mit jedem Volk auszuhalten vermögen. Aber was wir nicht Alle wissen, ist, daß der Deutsche, fast jeder Einzelne von uns das Opfer des militaristischen, zentralistischen Systems geworden ist. Eines Systems, in dem es keinen freien Willen, keine freie Entfaltung, keinen eignen Weg, sondern nur den Zwang, den Befehl, die Anordnung gibt. Ich fasse dabei „Militarismus“ gar nicht als hysterischer

Pazifist auf — ich kreische nicht über ein paar Kanonen und Bomben, die wir mehr als Andre gehabt, und die bisher zum notwendigen Inventar aller Völker gehört haben. Ich bin mir auch durchaus bewußt, daß es kein größeres „Kultur“-Volk gibt, das nicht militaristisch ist. Haben sich doch die drei Begriffe: Militarismus — Kapitalismus — Imperialismus zu einer heiligen Dreieinigkeit verbunden, die mehr hingebungsvolle Anhänger hat als die christliche. Nein: worauf es ankommt, ist, daß kein Volk der Erde so zynisch die letzten Konsequenzen aus diesem System gezogen hat wie das deutsche. Nicht aus Sadismus oder Gemeinheit, sondern mit der ganzen furchtbaren, kalten Logik eines rechnenden Hirnes, in dem sich das Leben, die Freiheit in Zahlen verkrümmten, diese in Macht und aus dem beispiellosen Erfolg dieser Macht in Befriedigung, in Freude über den Erfolg.

III.

Dieser Erfolg — ein Erfolg des Systems, das vom Fleiß und Können der Einzelnen geführt und von der Weltkonjunktur geschoben wurde — hat unsre Sinne benebelt, unsre Blicke getrübt. Wir forderten den „Platz an der Sonne“, als wir selbst „Sonne“ waren, von der sich allerdings keine neuen Welten loslösten, wohl aber Feuergarben, die die Welt um uns verbrannten. Nun, das sahen Manche, die weitsichtig waren. Was jedoch nicht gesehen wurde, war die Tatsache, daß Alles, was sich in unserm Volk gegen die Folgen des Systems und gegen das System selbst aufbäumte, bereits so infiziert war, daß die Opposition in derselben Rüstung auftrat. In der Rüstung des schematisierten Zentralismus, Militarismus. Mit dem Erfolg, daß auch ihr freiheitsschlagendes Herz langsam verdorrte und das System, das Knochengerüst, das leergebrannte Hirn das einzige Ueberbleibsel aus den Zeiten der geistigen Kämpfe blieb. Man wettert, zum Beispiel, heute allerorten über die sozialistische Partei — voll Ingrimm prangert man das Versagen ihrer Politik in und nach dem Weltkrieg an. Man glaubt, daß dieses Versagen auf der mehr oder weniger großen Charakterlosigkeit einzelner Führer, auf Intriguen und Brüderkampf zurückzuführen ist, und sieht nicht, will nicht sehen, daß es vornehmlich ein Versagen des Systems ist. Kaiser — Militärbefehlshaber — Bonze: es ist ein und das Selbe; es sind die Unabsetzbaren; es sind die Eisblumen des Systems, die den Blick ins Freie verhindern und nur der voll scheinenden Sonne des Lebens weichen. Einzeln denken wir oft sehr vernünftig — als Glied des Ganzen „systematisch“. Da binden wir dem Leben die Pulsadern ab, um uns vor Vergiftung zu schützen, und prägen dafür das Wort „völkisch“ oder „deutsch“.

IV.

Diese Tatsache hat uns dahin geführt, wo wir heute stehen. Wir sind zu Mördern des Deutschtums geworden. Denn dieses Deutschtum — das wir verloren haben — zog seine Kraft aus der Wechselwirkung. Es war das Sammelbecken aller nach Klarheit ringender Kulturen: es war der Mittler zwischen Ost und West. Es trug unter seinem Herzen die Synthese: seine Aufgabe war, sie dem nach neuen Leben ringenden Europa zu gebären. Das System hat das junge Leben gemordet: es war eine Fehlge-

burt. Seitdem findet Europa keine Ruhe mehr: es muß, es will seinen Thronfolger zeugen, und immer wieder wird der Schoß, in dem die Keime neuen Lebens sich betten wollen, Deutschland sein — das Land der Mitte, die Wiege der kosmopolitischen Idee, der Vereinigten Staaten von Europa.

Begreift man nun, warum der innere Gegner zuerst, immer wieder und wieder ins Auge gefaßt werden muß? Versteht man nun, daß uns in dieser Reinigungsarbeit, in diesem Erlöserwerk Niemand helfen kann als wir selbst? Fühlt man jetzt die tiefe Feinheit des durch schmutzige Hände abgegriffenen Wortes: „Am deutschen Wesen wird die Welt genesen“? Ein Wort, das fern von Ueberhebung ist — ein Wort, das nur den Willen zur Mutterschaft und mit ihr die Liebe zum Erzeuger versinnbildlicht. Was uns entgegensteht, was uns den Weg verlegt, ist nicht Frankreich noch England noch sonst ein Volk — sondern nichts als das lebenmordende System des Militarismus und Zentralismus, das Einige außerhalb unsrer Grenzen uns unvollkommen nachzumachen versuchen. Wollen wir uns nicht einen Augenblick auf uns selbst besinnen? Wir müssen es. Dann werden wir den Schlüssel finden für den Käfig, in den wir die Freiheit der Persönlichkeit gesperrt haben. Und damit wird Wahrheit und Recht wieder bei uns einkehren und mit ihnen das siegende Leben, für das alle Siegerdiktate und Micum-Verträge nur Hürden zum Ziele sein werden: zur Schöpferkraft des Friedens.

Völkische und Auch-Völkische von Reinhold Lörring

Immer wieder muß man sich wundern, daß in der deutschen Presse der Unterschied zwischen der Richtung Graefe-Ludendorff und der Richtung Claß-Kahr oder, wie es jetzt heißt, zwischen den Völkischen und den Auch-Völkischen nicht genügend deutlich gemacht wird. Da aber keineswegs ausgeschlossen ist, daß die Wahlen an die 30 völkische Abgeordnete in den Reichstag bringen, so wird Zeit, sich sowohl über den Unterschied zwischen den beiden Richtungen wie über das Programm dieser kommenden Fraktion klar zu werden.

*

Die Wähler dieser Fraktion reichen von Mißvergnügten des extremsten konservativen Flügels bis zu enttäuschten Kommunisten. Mehr und mehr wächst die Zahl der Arbeiter, die aus dem Internationalismus der marxistischen Parteien das Fiasko dieser „Bonzengenossenschaft“ erklären. Die Tatsache, daß Marxens Theorien negativ recht behalten haben, ändert nichts daran; vielmehr ist es grade die „Verelendung der Massen“ und die „Kapitalaufhäufung“ auf der andern Seite, die diese Marxisten dem Marxismus abtrünnig werden läßt. Die Methoden und die Mißerfolge der marxistischen Parteien treiben vornehmlich Arbeiter in die Arme der Völkischen, weil die auf andre Art eine Besserung anstreben.

Die Nationalsozialistische Partei und die Deutschvölkische Freiheitspartei, die sich am 30. März über ihr Programm und ihre Ziele geeinigt haben, sind völlig verschiedenen Ursprungs. Die Nationalsozialisten sind wirklich Arbeiter, die in ihrer Sehnsucht nach der deutschen Volksgemeinschaft sich zu einer neuen Partei zusammen-

geschlossen haben. Die Deutschvölkische Freiheitspartei gruppierte sich anfangs um drei Abgeordnete der Deutschnationalen, die sich infolge scharfer Differenzen mit dem Parteivorstand separiert hatten. Diesen Männern sind nun Mißvergnügte aus allen Lagern zugeströmt. Aus allen Lagern und aus allen Berufen. Auf der Reichsliste der beiden vereinigten Parteien sehen wir: den General Ludendorff; den Abgeordneten v. Graefe-Goldebee; den Oberlandesgerichtsrat Poehner; den Grafen Reventlow; den Arbeiter Tittmann; den Arbeiterführer Fahrenhorst; die Literaten Stelter und Feder; den Hauptmann v. Heydebreck, der in Oberschlesien großen Anhang hat; den Führer der Jugendbewegung Kube; den Doktor Klotz; den Major Henning. Auf den Landeslisten paradieren: Oekonomieräte, Arbeiter, kleine Kaufleute, Rechtsanwälte, dann wieder der Major Brandis, der Ayesha-Mücke, ein Bergassessor, wieder ein paar Arbeiter, ein Graf Helldorf aus Thüringen — also was Herkunft und soziale Stellung anbetrifft, eine Reihe, wie sie bunter nicht gedacht werden kann. Die Flaute vom November 1923 ist überwunden. Die Segel haben neuen Wind. Fanatisch hängt die Gefolgschaft an ihren Führern. In diesen Demagogen sieht sie zum ersten Mal wieder „Männer“.

Wie radikal diese Partei sich die Erneuerung der deutschen Verhältnisse denkt, zeigen ihre Richtlinien. Gefordert wird: die Verstaatlichung der Reichsbank sowie sämtlicher Notenbanken; die Stellung der Privatbanken unter Staatsaufsicht; die Befreiung des Staatswesens und damit des Volkes aus seiner zinspflichtigen Verschuldung — „Brechung der Zinsknechtschaft“ ist eines der meistgebrauchten Schlagworte —; Bekämpfung der Konzerne, Syndikate, Trusts als antisozialer Gebilde, überhaupt der Kapitalanhäufung in den Händen Einzelner, unter Wahrung und Schutz des Privateigentums. Auf sozialem und kulturpolitischem Gebiet sind die Forderungen grenzenlos. Die Wehrhaftmachung des Volkes ist für die Partei eine Selbstverständlichkeit. Endlich wird auch der staatsrechtliche Ausschluß aller Rassefremden verlangt. Lauter Schlösser, die im Monde liegen.

*

Ganz und gar anders steht es mit den Auch-Völkischen. Mit dem Wort „völkisch“ wollen sie nur ihren sehr sanften und nicht unbedingten Antisemitismus dartun. Auch Deutschnationale und Landbünde nennen sich ja plötzlich aus wahltechnischen Gründen „völkisch“. Dabei brauchen die Zusammenhänge des Alldeutschen Verbands mit dem Großleihkapital wirklich nicht erst aufgedeckt zu werden. Nicht minder bekannt ist, wie vollständig die sich jetzt völkisch gehabenden Deutschnationalen von Banken, Syndikaten und Trusts abhängen. Man denke an das famose Direktorium Gayl, Minoux, Bang, Knebel-Döberitz, an dessen Spitze der Konsul Heinrich der Erste stehen sollte. Da riecht es förmlich nach Aktienpaketen, Grundsteuerreinertrag, Beteiligungen und „Zinsknechtschaft“. Und ist etwa das Bankhaus Jacquier & Securius asemitisch? Und hatte der gehorsame Gehilfe von Heinrich Claß, Herr Geißler, der Obermohr der Vereinigten Vaterländischen Verbände, nicht lukrative Beziehungen zu einem Herrn, dessen Reichtümer aus seiner vorchristlichen Zeit stammen dürften? Es ist nicht einmal sicher, ob der ‚Ring‘ um das ‚Gewissen‘ frei von semitischen Gliedern ist. Frei von jesuitischen Einflüssen ist es bestimmt nicht. Herr Dr. Stadtler, der Herausgeber, wird sich ja

wohl noch erinnern, wo er in seiner elsässischen Heimat erzogen worden ist. Im Kreise der Alldeutschen sind so viele Föderalisten, daß das Wort „völkisch“ ziemlich unangebracht ist. Es gehen da Fäden zur Bayrischen Volkspartei und von dort zu Dorten; es gehen Fäden zum „Nordwestbund“ nach Hannover. Alle diese Fäden verflechten sich zu einem Netz, in dessen Hintergrund eine Spinne lauert, um sich auf Die zu stürzen, die ins Netz gehen, oder die den kühnen Versuch machen, das Netz zu zerreißen.

*

Das sind die Völkischen und die Auch-Völkischen. Die Völkischen haben sich also zusammengeschlossen und eine Fraktion gebildet. Die Auch-Völkischen kriechen bei den Parteien unter und trachten, ihre auch-völkischen Ideale wie bisher durch Beeinflussung unter Deckung zu erreichen. Es ist zu hoffen, daß ein politischer Prozeß noch vor den Wahlen Licht in das Halbdunkel der Giftbude am Lützow-Ufer bringen wird.

Zeigner und Hitler von Jakob Altmaier

Das ist so furchtbar und niederschmetternd, daß uns in München und Leipzig verbrieft und versiegelt wurde: Wir sind ein Land ohne Gerechtigkeit; ein Staat ohne Richter; ein Volk, unter dessen Füßen kein Grund mehr und kein Boden ist. Deutschland ist der Juxplatz randalierender Hakenkreuzler. Ein Jahrmarktsrummel, auf dem Alles zu sehen und zu haben ist: von Stresemann bis Ludendorff, von Hergt bis Hitler; mit Schießbuden, in denen Minister so billig wie Pfeifenköpfe abzuschießen sind, wo Juden, Republikaner, Sozialisten und Katholiken beschimpft und geschlagen werden können, wie man den Lucas haut, drei Schuß und drei Schläge je einen Groschen. Und Alles im Namen des Vaterlandes, im Namen des Eigentums und der Ordnung. Es ist die unter diesem Banner marschierende Gegenrevolution, es ist die ihr ergebene Justiz, die die Urteile von München und Leipzig gefällt haben. Sie können Staunen nur bei Denen erregen, die den Freispruch des Marloh, der Mörder von Mechterstedt und die andern vierhundert ungesühnten Mordtaten als Einzelfälle ebenso betrachtet haben wie den Justizmord an Fechenbach und all die ungeheuerlichen Bestrafungen der Männer, die im Lauf von vier Jahren als Republikaner, Sozialdemokraten oder gar Kommunisten in die Hände deutscher Richter gefallen sind. Die berliner Presse, auch der ‚Vorwärts‘, muß täglich so viel Raum an Boxkämpfe, Modeschau, Rundfunkprogramme und amerikanische Petroleumskandale wenden, daß sie weder Zeit noch Zeilen hat, um Gehör und Sprache jenen Arbeitern zu leihen, die in der Provinz fast täglich für Monate und Jahre ihrer Familie entrissen werden und in die Gefängnisse und Zuchthäuser wandern. Alles wegen der Ordnung, wegen des Eigentums, wegen des Vaterlandes. An Urteile nach zweierlei Maß sind wir in Deutschland nun schon gewöhnt, von der Klassenjustiz wahrlich nicht verwöhnt.

Was uns jedoch im Zeigner- und im Hitler-Prozeß so sehr empört, das ist die Komödie der Verhandlungen, die Behandlung

der Angeklagten, das Verhalten der Richter und Staatsanwälte, die Zusammensetzung eines Kollegiums, das über Ehre und Freiheit, Leben und Tod eines Menschen entscheiden kann. Solange es Klassen gibt, sind die Gerichte Klassengerichte, ihre Urteile Klassenurteile gewesen. Das gilt vor allem in revolutionären oder gegenrevolutionären Zeiten. Wenn aber der Klassenrichter das Urteil aus seinem subjektiven Glauben spricht, aus seiner gesellschaftlichen Gebundenheit, wenn ihm zum mindesten der gute Wille und das Streben nach Recht zugebilligt werden kann: München und Leipzig Klassenjustiz? Das wäre eine Beleidigung der Klassenrichter. In Leipzig galt es, Rache zu nehmen an einem frühern Staatsanwalt, der ein Feind der Monarchie und ihrer Nutznießer, ein Freund der Arbeiterbewegung und ein treuer Republikaner geworden war; Rache zu nehmen an einem Bürgerlichen, der Sozialist geworden war und gar einer, der lieber mit Brandler denn mit Stinnes marschieren wollte. In München saßen Angeklagte, die den Wittelsbacher Kahr im Hintern und die deutschvölkischen Ehrenzeichen auf der Brust trugen. Richter und Staatsanwälte hatten zwar Ludendorff im Herzen, aber auch Kahr im Sinn. Und so kam das Urteil zustande: Zeigner drei Jahre ins Gefängnis, Ludendorff nach Walhall. Heil!

*

Wer saß tatsächlich in München auf der Anklagebank? Die nürnberger Hintermänner, die noch im Oktober 1923 ihrem Hitler 20 000 Dollars gegeben hatten, oder „die Herren aus dem Norden“? Wurde über den Amtsgerichtsrat und Polizeipräsidenten Poehner geurteilt, der seit fünf Jahren seinen Hochverratsladen aufhält und Erzberger-Mörder und andre Helden mit falschen Pässen ins sichere Ausland geschmuggelt hat? Der wegen Meineid steckbrieflich verfolgte O.C.-Häuptling Ehrhardt, der große Unbekannte, mit dem der Staatsanwalt noch im Januar bei einem vaterländischen Kommers fröhlich beisammen gesessen hatte? War Ludendorff angeklagt, Kahr, Lossow oder Seißer? Hitler? die Banknotenräuber? — wer, wer? Nur ein Einziger: die deutsche Republik! Wenn die Hochverräter freigesprochen worden sind und freigesprochen werden konnten, so ist dieser Spruch zugleich das Urteil für den Staat von heute. Wer jahrelang das Spiel mit dem Feuer zuläßt: der ist moralisch verantwortlich, wenn ein Brand ausbricht. Wer aber gar den Brandstifter freispricht und die Schwefellieferanten laufen läßt: der ist verurteilt, der braucht nur auf die Stunde zu warten, wo ihm das Haus über dem Kopf abbrennt. Im Fall Zeigner sagen selbst sozialdemokratische Blätter: Er ist schuldig, weil er als Minister nicht die Kraft und nicht den Mut aufgebracht hat, sich eines Erpressers zu wehren. Ein so schwacher Mensch durfte nie an die Spitze eines Landes gestellt werden. „Das ist die Tragik in der Persönlichkeit Zeigners, daß er gegenüber Moebius die erforderliche Charakterstärke vermissen ließ, und daß er sich scheinbar auch seiner Frau gegenüber nicht restlos durchzusetzen vermochte.“ Gut! Wenn Zeigner wegen Energielosigkeit und Schwäche kein Politiker sein kann: woher nehmen die republikanischen Parteien, ihre Führer und ihre Minister den

Mut, noch länger in Amt und Würden zu bleiben? Was für Zeigner zur persönlichen Tragik wurde, wird hier zum Unglück eines ganzen Volkes; zum Verderben einer Nation. Oder weiß man nicht, was eine Regierung Ludendorff-Hitler bedeutet? Das Ende Deutschlands! Seit Jahren wissen es alle Verantwortlichen, immer wieder sind sie gewarnt worden, zu Millionen sind die Arbeiter bei den verschiedensten Anlässen zum Schutz der Republik aufmarschiert, wie viele haben ihre Treue mit dem Leben bezahlt, Tausende haben für sie im Gefängnis und in Schutzhaft gesessen, Arbeit und Brot verloren — und trotz allem Mut und aller Begeisterung keine Tat der Führer oder der Parteien, Kuhhandel und Schacher im Reichstag. Niemand stand hinter den republikanischen Beamten, Offizieren und Lehrern, keine Aktion erfolgt jetzt, wo sie allerorts aus den Regierungsgebäuden aufs Pflaster geworfen werden. Die Reaktion nicht reizen: das war die Parole der Republik — und je toller ihre Vertreter und Farben von den Staatspensionären beschimpft wurden, desto höher stieg der Verleumder in Gehaltsklasse und Würde. Eben fährt Ludendorff mit schwarz-weiß-roter Fahne und Hakenkreuz nach Hause: da verbeugt sich Stresemann auf dem Parteitag der Deutschen Volkspartei vor dem Banner des Hochverrats, und der Reichsminister des Innern Jarres sieht mit stiller Freude zu, wie die Reichsfarben zerrissen, ihre Träger verprügelt werden.

Einer hatte Mut, Kopf und Arm: Zeigner! Als er Justizminister war, schwoll in Sachsen die Mitgliederzahl des republikanischen Richterbundes derart, daß sich der Vorstand entschloß, jedes Eintrittsgesuch genau zu prüfen, ob es der Gesinnung oder der Konjunktur entsprungen war. Als Ministerpräsident hielt er Generalmusterung in der Verwaltung und in der Polizei. Feinde des Staates sperrte er ein. Gegen die schwarze Reichswehr redete er öffentlich von der Tribüne des Parlaments. Was sich ein bayrischer Minister gegen die Staatseinheit erlaubte und gegen die offizielle Reichspolitik, das erlaubte sich Zeigner gegen die Zerstörer Deutschlands, gegen die Steuerverweigerer und Volksausbeuter. Er suchte keinen Beifall noch Anschluß bei Monarchisten und Schlotbaronen, wohl aber dort, wo in Wahrheit die Träger eines neuen Deutschland stehen. Er wollte dem Staat nicht nur eine Form, sondern auch einen Inhalt geben, jenen sozialen Kern, der allein die Voraussetzung von Freiheit, Recht und wahrer Kultur sein kann. Er war auch ein Mensch voll Herz. und Güte, voll Seele und Bildung. Ließ arme Studenten auf eigne Kosten studieren; gab entlassenen Sträflingen den Weg zum neuen Leben; verschenkte an einer Straßenecke den Inhalt seiner Börse an einen Kriegskrüppel; milderte unsoziale Schäden des heutigen Strafgesetzbuches; öffnete Tür und Tor jedem Bittsteller; war selbst bedürfnislos und arbeitete oft bis in den frühen Morgen. Endlich einmal kein Bonze, endlich Einer, der Jugend, Republikaner und Arbeiter begeisterte, der ihre Sprache redete, den ihr Herz erkannte als einen der Ihrigen. So einer mußte den Feinden der Republik mißfallen, und er mißfiel auch dem zwölfjährig treu gedienten Feldwebel der eignen Partei. Gehaßt wurde Zeigner nicht nur von den ;Leipziger Neuesten Nachrichten', von Melzer und Konsorten, nicht nur von den sächsischen Richtern

und Staatsanwälten, die er in der Gehaltsklasse im kühnen Bogen übersprang. Gehaßt wurde er auch von Jenen in der sozialistischen Bewegung, deren geist- und seelenlosem Trompetengeschmetter und Paukenschlagen es genau so geht wie einer Militärkapelle: es wird immer schöner, je weiter man sich davon entfernt, und am schönsten, wenn man das Tschingtsching und Bumtata überhaupt nicht mehr hört.

Wie Zeigner von seiner eignen Partei im Stich gelassen wurde, das ist beispiellos. Die Anklage in einem der übelsten Blätter des Kontinents genügte, damit dem Beschuldigten eigne Parteifreunde einen Revolver auf den Landtagstisch legten. Wie Hyänen stürzten sich die Gegner in der eignen Partei auf das erlegte Wild; in Parteiversammlungen hieß es voll Schadenfreude, monatelang vor der Gerichtsverhandlung: Seht, da habt Ihr euern Zeigner! Demokratische Blätter mußten selbst die sozialdemokratische Presse in der Prozeß-Berichterstattung beschämen — eines der schwärzesten Kapitel, die je in einer Parteigeschichte geschrieben worden sind.

Von allen Sünden, die ein Staatsmann und Politiker begehen kann, ist Schwäche die größte. Das lehrt uns München. In diesem Sinn ist auch Zeigner schuldig. Er nimmts dennoch mit seinen bürgerlichen Anklägern auf, vom Grafen Mirbach, der aus Zedlitz-Trützschlers Buch kennen zu lernen ist, über den Moselwein-Hermes, und, den mecklenburgischen Ministerpräsidenten Freiherrn v. Brandenstein, der allerdings nur über den Mord an zwei Arbeitern Einiges zu erzählen weiß, bis zum bayrischen Amtsgerichtsrat Dr. Riß, der jahrelang Nahrungsmittelbestände einer katholischen Erziehungsanstalt plünderte, sodaß die Kinder hungern mußten, und für diese gerichtlich nachgewiesene „Selbstversorgung“ vor wenigen Monaten — fünfzig Mark Geldstrafe erhielt

*

In München ist ein Justizmord an der Republik begangen worden. In Leipzig an einem Menschen. Die parchimer Mordbuben haben ihre bürgerlichen Ehrenrechte behalten. Einem Zeigner sind sie genommen worden. Wie der bürgerliche Erzberger gewagt hatte, an den dreimal geheiligten Kriegsgewinn zu rühren, so büßt der vom Bürgertum abgewanderte Zeigner. Von ihm gemaßregelte Beamte waren seine Ankläger und Richter, ein sehr merkwürdiger deutschvölkischer Rechtsanwalt der Hasentreiber, widerliche Kreaturen die Belastungszeugen — und der Kronzeuge Moebius wurde zu seiner Anklage erpreßt, darauf freigelassen und, als er seine Aussagen widerrief, erneut verhaftet. Mildernde Umstände erhielt der Angeklagte, weil er „das Opfer eines Systems“ geworden sei — und die Republik läßt sich diese Verhöhnung des parlamentarischen Staates gefallen!

Wie es im System des ObrigkeitsstaatesWilhelms II. aussah — auch das können die Richter bei Zedlitz-Trützschler nachlesen. „Die Minister sind eben nicht nur gefügig, nein, sie sind noch obendrein so byzantinisch, daß sie, ohne sich um das Gemeinwohl zu kümmern, nur darauf sinnen, sich einzuschmeicheln und Wünschen Rechnung zu tragen, die ihnen am Hofe nutzen können.

Nicht alle sind so, aber häufig genug treten solche Erscheinungen in den Vordergrund. Es zeigt sich auch hierin, daß die größten Gefahren dem Gemeinwohl eines Staates weniger durch Uebergriffe der untern Schichten als durch die der obern Klassen drohen.“

Das schrieb ein Kenner 1905. Das Ende war 1918. Es hätte ein Anfang sein können. Der Weg, den Deutschland heute geht, ist noch gefährlicher als der Weg von 1905. „Frankreich verlangt vor allem Ruhe“, sagte Louis Bonaparte 1850 zur Nationalversammlung. Da er den Staatsstreich plante, war Alles Unruhe, was sich dem entgegenstemmte. Unruhe ist auch heute in Deutschland Alles, was der Republik dienen, den Staatsstreich der Reaktion und des Großkapitals verhindern will. Unruhe Alles, was das Gemeinwohl durch den Aufstieg der Arbeiterklasse fördern, was nicht nur dem Staat die neue Form, sondern auch den neuen Inhalt zu geben versucht. Im Namen des Vaterlandes, der Ordnung und des Eigentums werden die untern Schichten und ihre Diener niedergeknüppelt, und die Justiz leistet treue Helfersdienste. Sie wird ihr redlich Teil zum Ende Deutschlands beitragen, wenn wahr ist, daß Gerechtigkeit das Fundament der Staaten bildet.

Zu diesen Prozessen von Logau

Der Hochverräter

Alle Menschen gönnen dir,
daß du möchtest Caesar werden —
doch mit dreiundzwanzig Wunden
niederliegend auf der Erden.

Hitler

Künste, die zu Hofe Brauch,
wollt ich, dünkt mich, kennen auch,
wenn nur eine mir wollt sein,
nämlich: unverschämt zu sein.

Die Richter

Wer sein Kleid mit Lügen flickt,
der befindt dennoch,
ob er immer flickt und flickt,
da und dort ein Loch.

Juristen

Es ist daselbst nicht gut,
wo viel Juristen leben:
es muß daselbst viel Zänk
und wenig Rechtens geben.

Justizreform

Wenn einer will das Recht studieren,
muß er fünf Jahre dran verlieren.
Das Recht, das jetzo eingeführet,
wird bei fünf Tagen ausstudieret.

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

II

Das Junkerparadies

Die ersten achtzehn Jahre meines Lebens habe ich im Kreise Wohlau in Schlesien verbracht. Dieser Kreis bildete mit Guhrau und Steinau zusammen einen Wahlkreis, der der „Goldene Wahlkreis der Konservativen“ genannt wurde, weil er weder zum Reichstag noch zum Landtag je andre Vertreter als Konservative nach Berlin schickte. Die Herren Kandidaten brauchten sich auch weder körperlich noch geistig in Unkosten zu stürzen. Irgendein ein Herr v. Kessel oder v. Nitzschwitz oder Graf Carmer wurde in einer Vertrauensmännerversammlung der Großgrundbesitzer unter Vorsitz eines Landrats aufgestellt. Damit war seine Wahl bereits entschieden.

Der Wahlkreis war so ungeheuerlich reaktionär, daß selbst die Freikonservativen schon als gefährliche Umstürzler galten. Einmal hatte ein Pastor, der zugleich Kreisschulinspektor war, es gewagt, mit Hilfe einiger Volksschullehrer sich als freikonservativer Kandidat zum Landtag aufstellen zu lassen. Ob dieser Frechheit furchtbare Empörung des gesamten Großgrundbesitzes. In seinem Namen veröffentlichte im Kreisblatt ein Herr v. Seydlitz eine Erklärung, worin er dem Pastor die unerhörte Undankbarkeit unter die Nase rieb, die darin liege, daß er, den früher ein Großgrundbesitzer in Gnaden als Hauslehrer aufgenommen habe, nunmehr sich gegen den Willen des Großgrundbesitzes auflehne.

Pastoren und Lehrer waren infolge des Patronatsrechts zum großen Teil in peinlicher Abhängigkeit von den Rittergutsbesitzern. Nach welchen Grundsätzen manchmal das patronale Besetzungsrecht ausgeübt wurde, dafür konnte ich ein paar charakteristische Beispiele kennen lernen.

Der Nachbar meines Vaters war ein aus Sachsen stammender Kammerherr Baron v. Beust. Er hatte die Pastorenstelle auf seinem Rittergut Herrenmotschelnitz zu besetzen. Die Bewerber schwirrten an und hielten ihre Probepredigten, die ich mir eine nach der andern anhörte. Schließlich wurde ein ganz junger Geistlicher angestellt, obwohl er offenbar die schlechteste Predigt gehalten hatte. Ich stellte Herrn v. Beust deshalb zur Rede. Worauf der brave Kammerherr: „Nu heeren Se, der Mann spielt aber ausgezeichnet Skat!“ Dieses Argument setzte mich natürlich matt.

Mein Vater war Protestant, hatte aber das Patronatsrecht über die katholische Kirche und Schule in Groß-Schmograu. Er haßte die Katholiken. „Die sind noch schlimmer als die Juden“, pflegte er zu sagen. Darum war sein Bemühen immer, möglichst anti-katholische Priester auf die Kanzel von Groß-Schmograu zu bringen. Das war schließlich bekanntgeworden. Die geistlichen Amtswerber spielten sich deshalb meinem Vater gegenüber möglichst als Freigeister auf. Waren sie erst einmal angestellt, so hatte der Patron nichts mehr zu sagen. Dann entpuppten sie sich regelmäßig als durchaus korrekte, wenn nicht gar als eifernde

Kleriker und Klerikale zugleich. Was meinen Vater begreiflicherweise in seinem Glauben an die „jesuitische Verlogenheit“ bestärkte. Mir schienen diese Erfahrungen nur für die Unsittlichkeit der Einwirkung des Patronats zu sprechen, an das sich aber die Junker als an eine der Wurzeln ihrer Macht mit allen Fasern klammerten.

Wohlau liegt in Mittelschlesien. Wir hatten dort nicht die Latifundien, wie sie in Oberschlesien dominieren. Wir hatten zumeist Güter mittlern Bodens von 2-4000 Morgen. Zum großen Teil waren das sogenannte „wälzende Güter“, die ihren Besitzer oft wechselten. Das wirklich bodenständige Junkerelement, das in gewissen Teilen Pommerns und der Mark vorwiegt, fehlte fast gänzlich. Wenn ein Gut fünfzig Jahre in einer Familie war, pflegte dem Inhaber zur Feier dieses außerordentlichen Ereignisses der Rote Adlerorden IV. Güte verliehen zu werden.

Mein Vater hatte keine besondere Hochachtung vor Orden. Als er eines Tages für einen Orden „dran“ war — ich glaube, er war fünfundzwanzig Jahre Amtsvorsteher gewiesen —, erschien der Landrat v. Wrochem bei ihm und setzte ihn von dem bevorstehenden freudigen Ereignis in Kenntnis. Mein Vater winkte ab und bat, den Orden doch lieber unserm Nachbar H. zuzuwenden, dem er, wie er wisse, seinen Lebensabend vergolden werde. Also geschah es. Der siebzigjährige gelähmte Herr, der sich noch immer Herr Leutnant titulieren ließ, wurde zu Tränen gerührt, als ihm der Landrat mit einer feierlichen Ansprache die irdische Seligkeit in Gestalt des Roten Vogels IV. überreichte. Da er nicht mehr ausgehen konnte, trug er fortan den Orden an seinem Schlafrock.

Viele der Güter waren in den Händen verabschiedeter Offiziere. Die Herren hatten die Landwirtschaft selbstverständlich nicht gelernt, glaubten aber, nachdem sie wegen militärischer Unfähigkeit abgehalftert worden waren, daß ihre Geistesgaben zum Betriebe des Großgrundbesitzes immer noch reichlich genügen würden. Wenn sie dann Dummheit über Dummheit machten und zudem von ihren Verwaltern hinten und vorne betrogen wurden, so schrieen sie Zeter und Mordio über die Not der Landwirtschaft und verlangten Erhöhung der Getreidezölle. Sie waren dabei nicht einmal bewußt unehrlich. Die Landwirtschaft galt eben bei diesen Junkern als ein anständiger Beruf, der keine besondere Vorbildung benötige und trotzdem einen anständigen Menschen anständig ernähren müsse.

Uebermäßiger Luxus wurde nicht entfaltet. Freilich: Reitpferde, ein Paar Gespanne Wagenpferde, ein Dutzend Kutschen, ein gefüllter Weinkeller, eine gepflegte Jagd, gute Jagddiners, die Söhne Corpsstudenten oder Kavallerieoffiziere — das galt als selbstverständlich. Gejeut in dem Maße wie, zum Beispiel, in Oberschlesien wurde nicht. Es gab allerdings ein paar leichtsinnige Hühner, die, zumal nach den Jagddiners, das Hazardieren eifrig betrieben, wobei in Ermanglung genügenden Bargeldes oft Streichhölzer die Rolle von „ships“ spielen mußten. Aber im allgemeinen beschränkte man sich auf einen soliden Sturmwhist, L'hombre oder Skat.

Eigenartig waren die Steuergrundsätze vieler Großgrundbesitzer. Wenn sie einen Riesenpark hatten, so galten ihnen die Kosten der Unterhaltung des Parks als notwendige Betriebsausgaben. Wenn sie, statt ihre Kinder in die Volkschule zu schicken, sich Hauslehrer und Gouvernanten hielten, so erschienen auch diese Kosten als abzugsfähige Betriebsausgaben. Wenn ihnen die Jagd, die durch Verpachtung bedeutende Summen hätte bringen können, Unkosten verursachte, weil sie sie wie waidmännischen Luxus handhabten, so buchten sie selbst das auf die Seite der notwendigen Ausgaben. Ihre oft prachtvollen Schlösser rechneten sie fast als Nichts. Ich entsinne mich noch, wie ein Großgrundbesitzer im Kreise seiner Standesgenossen furchtbar auf den Landrat schimpfte, weil dieser sein Schloß von 20 Fenstern Front mit einem Mietswert von 900 Mark angesetzt hatte. In der Steuererklärung hatte der Besitzer sich nämlich nur 300 Mark Jahresmietswert herausgerechnet. Ich fragte ihn, wie er zu dieser Schätzung komme, da doch die Verzinsung des Baukapitals eine Anzahl von Tausendern darstelle. Er erwiderte: „In meinem Dorf gibt es keine andern möglichen Mieter als Landarbeiter. Die verdienen so wenig Geld, daß sie zusammen für das Schloß höchstens 300 Mark Miete zahlen könnten." Auch der Mann war subjektiv durchaus ehrlich. Die Agrarier haben eben volkswirtschaftliche Auffassungen sui generis.

Die Landarbeiter standen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Fast ihr einziges Vergnügen war der Schnaps, den sie bei festlichen Gelegenheiten (Weihnachten, Erntefest, Jagd) literweise aus der gutsherrlichen Brennerei erhielten. Die Frauen der Besitzer empörten sich oft über die am Sonnabend und Sonntag fast regelmäßig herrschende Besoffenheit, freuten sich aber gleichwohl über den gutgehenden Betrieb der eheherrlichen Kartoffelbrennerei. Die herrschende Moral wurde eben richtig durch die Verse charakterisiert:

> Lern, lieber Sohn, das Leben kennen-
> Sehr nobel ist es, Schnaps zu brennen,
> Bedenklich schon, ihn zu verkaufen,
> Ganz unmoralisch, ihn zu saufen!

Die Landarbeiter waren politisch damals einzig ein Faktor zur Erhaltung der konservativen Herrschaft. Bei ihren Hundelöhnen konnten sie sich den Luxus einer eignen Zeitung nicht leisten. Der Rittergutsbesitzer ließ ihnen auf seine Kosten entweder eine kleine konservative Tageszeitung oder gar nur ein frommes Sonntagsblättchen zustellen. Zu Weihnachten bekamen sie einen Kalender mit patriotischen Erzählungen oder christlichen Ermahnungen zu Demut, Gehorsam und Zufriedenheit. Zu andern als konservativen Versammlungen wagte der Dorfwirt seinen Tanzsaal nicht herzugeben, da der Gutsbesitzer als Amtsvorsteher ihn bei unbequemem Verhalten in jeder Weise schikanieren konnte. Am Wahltag wurden die Arbeiter während der Mittagspause in geschlossenem Zuge zum Wahllokal geführt, vorn der Inspektor, hinten der Förster. Am Eingang zum Wahllokal übergab der Inspektor jedem Arbeiter den konservativen Stimmzettel, der gleich darauf von dem Gutsbesitzer als Wahlvorsteher in Empfang genommen wurde.

Der Apparat funktionierte tadellos. Nur auf den Bauerndörfern gab es politische Betriebsstörungen. Da wurden auch freisinnige oder Zentrums-Stimmen abgegeben. Darum waren unsre Herren „von und zu“ auch auf die Bauern schlecht zu sprechen (später hat ja der Bund der Landwirte mit großer Geschicklichkeit verstanden, die meisten Bauern vor den Junkerwagen zu spannen). In meiner Jugendzeit aber galt der Bauer in meiner Heimat noch als ein unsicherer oder gar aufsässiger Geselle, der sich hier und da beikommen ließ, dem „gnädigen Herrn“ nicht mehr die Jagd verpachten zu wollen, weil dieser zu viel Wildschaden geduldet hatte.

Wir hatten in unsrer Gegend einen einzigen wirklich modernen Menschen unter den Junkern. Das war der Graf Pourtalès, Fideikommißherr auf Glumbowitz. Der hatte sogar die verrückte Idee, daß das englische parlamentarische System vernünftig sei, weil es allein tüchtige Leute anreizen könne, in das Parlament zu treten. Graf Pourtalès wurde als „Liberaler“ verschrieen. Darum wählten ihn die Bauern in den Kreistag. Und er nahm dort mitten unter ihnen Platz.

Das schlug dem Faß den Boden aus. Pourtalès wurde von seinen Standesgenossen einhellig in den Bann getan. Niemand verkehrte mehr mit ihm. In seiner völligen Isolierung wußte er sich keinen andern Rat, als auf zehn Jahre nach Amerika zu gehen, um so Gras über sein Verbrechen wachsen zu lassen.

Hoffmann, Taut, Gropius, Merz von Adolf Behne

Einige Zahlen. Die im Nachweis der ‚Bauwelt‘ registrierten Bauvorhaben waren:

	Wohnbauten	Fabrikbauten
November 23	296	183
Dezember	308	139
Januar 24	687	214
Februar	675	153
1.— 20. März	900	458

Es scheint also, daß wir trotz allem vor dem Beginn einer neuen Bautätigkeit stehen, das heißt: daß wir eine große Verantwortung übernehmen müssen. Machen wir aber über die Größe dieser Verantwortung nicht viel Worte. Diese Worte hindern keinen der Berufenen, weiterzuschlafen. Untersuchen wir lieber die Struktur des Augenblicks.

Ludwig Hoffmann tritt von seinem Amt als Stadtbaurat Berlins zurück — bravo! endlich!! — und wird in einem neuen, für ihn geschaffenen Amt als „Stadtkunstwart“ weiterhin das Bauen in Groß-Berlin zäh und beharrlich beeinflussen. Eine gradezu niederschmetternde Nachricht! So sehr also blenden seine leeren Fassaden mit den vornehmen Säulen alle Vertrauensmänner der Bürgerschaft, daß sie einer zum Sterben überreifen, ganz und gar verderblich wirkenden Bauauffassung weiterhin die Diktatur übertragen. Das Trostloseste, daß diese Stadtverordneten wahrscheinlich denken: Da ist eine Clique, die einen andern Geschmack hat und deshalb gegen Hoffmann hetzt. Nein, verehrte Herrschaften, es ist nicht eine aesthetische

Wendung gegen die ältere Generation, sondern eine ethische Wendung gegen Hoffmanns Fassadenzeichnerei, die bedeutet: Vernachlässigung der wirtschaftlichen, hygienischen, sozialen und allerdings auch künstlerisch-gestaltenden Wirklichkeiten. Ludwig Hoffmann ist als Typ Kurfürstendamm-Architekt. Seine Fassaden sind geschmackvoller — aber das Entscheidende ist, daß auch er Fassaden zeichnet, statt die Probleme der modernen Schule, des modernen Verwaltungs-, Kranken- und Wohnhauses zu gestalten, daß er festhält an dem Schema: Vorderhaus-Hinterhaus. Der Herr Oberbürgermeister schwört auf Hoffmann. Es ist schlimm genug, wenn das Haupt einer Stadt blind ist für Architektur. Immerhin: es kann vorkommen. Daß aber die Mehrheit der Stadtverordneten so hilflos in allen Fragen des Bauens ist, daß sie einem Ludwig Hoffmann, auf dessen Abgang die zu bessern Einsichten gekommene Architektenschaft sehnsüchtig wartete, weiterhin erlaubt, jedes nicht äußerliche, dekorative, repräsentative, sondern, sachliche Bauen abzudrosseln: das ist für die Zukunft Berlins wenig verheißungsvoll. Wir mißgönnen Herrn Hoffmann seine Würde als Ehrenbürger nicht — aber der Stadtkunstwart Ludwig Hoffmann gehört in das von ihm gebaute Märkische Museum, dort, wo es am dunkelsten ist.

Ungefähr gleichzeitig verläßt Bruno Taut den Posten des Stadtbaurats in Magdeburg — auch dies eine Hiobspost. Bruno Taut war der Erste, der aus der jüngern Generation zum Stadtbaurat einer großen Gemeinde berufen wurde, und an seine Arbeit knüpften sich viele Hoffnungen. Schade, daß auch Taut in Magdeburg mit einer Arbeit an den Fassaden begann, und daß er, nachdem der Versuch einer Ueberrumplung der Bürgerschaft durch reichliche Anwendung von Farbe mißlungen war, die Lust verlor, bevor er zu ernsthaften Aufgaben (mit Ausnahme der Halle „Stadt und Land") überhaupt kam.

Ich glaube, wir werden ganz deutlich sagen müssen, daß wir uns die Tätigkeit eines modernen Stadtbaurats anders vorstellen nicht nur als die Arbeit Hoffmanns in Berlin, sondern auch als die Arbeit Bruno Tauts in Magdeburg. Auch Taut hat mit Nebensachen, nicht mit der Sache begonnen. Wir glauben, daß kein Mensch sich auf die Dauer sachlichem Zwang entziehen kann. In jedem Menschen steckt ein Stück „Modernist", bei dem man ihn packen kann. Wir glauben aber ebensosehr, daß sich (bis auf eine unbedeutende kleine Schar) der Mensch allen aesthetischen Geschichten entzieht. Taut hatte in Magdeburg Zeit, die Bürgerschaft, statt sie durch sehr zweifelhafte aesthetische Experimente zu reizen, sachlich zu beeinflussen. Der moderne Stadtbaurat wird alle Mittel ergreifen müssen, die Bürger zu Mitbauenden zu machen. Das ist aber niemals möglich im Sinne einer Richtung, einer Mode oder „Persönlichkeit", sondern nur im Sinne vollkommener überzeugender Sachlichkeit. Der Bürger wird der Sache wegen schließlich dem Menschen vertrauen, aber niemals einer Person zu Liebe der Sache.

Eine solche Erziehungsarbeit ist schwer und nur denkbar bei systematischem Hand-in-Hand-Arbeiten aller Faktoren: Hochbauamt, Universität, Akademie, Baugewerkschule, Kunstverein. Hieran aber krankt es überall. Wohin man kommt, hört man die Klage: Wir schweben in der Luft, wir sind total isoliert. Nun, das ist eure eigne Schuld! Wie soll die Bürgerschaft Vertrauen zu euerm Wollen ge-

winnen, wenn sie sieht, daß der „moderne“ Stadtbaurat den „modernen“ Akademie-Direktor nicht zu kennen beliebt, und umgekehrt! Dieser gottverdammte Künstlerfimmel sollte doch jetzt endlich erledigt sein.

Für die so notwendige systematische Erziehungsarbeit denkt man immer wieder an das Bauhaus in Weimar. Ich hatte manches an seiner Sommer-Ausstellung auszusetzen, aber nehmt Alles in Allem: in der Wüstenei ringsum winkt es immer wieder als Oase! Daß es eine wichtige Arbeit von europäischem Range leistet, daß es unter keinen Umständen abgesägt werden darf, das schreibe ich noch über meine heftigste Bauhaus-Kritik. Und hier muß ich Dora Wentscher (die sich in Nummer 9 der ‚Weltbühne‘ zu dem Thema geäußert hat) ganz entschieden widersprechen. Was Herr Merz in Stuttgart macht, ist, wenn er verstehen wird, sich vor falschen Ambitionen zu hüten, nett und lobenswert. Die Arbeiten seiner Kinder beweisen wieder einmal, daß die Kunstgewerbeschulen mit ganz wenigen Ausnahmen ein kulturelles Verbrechen begehen, und daß man sie abbauen soll (oder man mache das Lehramt an ihnen erblich und überlasse sie ihrem Schicksal). Aber man verstehe doch endlich, daß aus dem glücklichen Spiel des Kindes schlechterdings keine Brücke zur Gestaltung einer modernen Stadt führt. Solches zu glauben, war ja auch letzten Endes Tauts Irrtum in Magdeburg. Ganz und in der Tiefe ist die Aufgabe der Erziehung erst gefaßt, wenn wir aus dem reich und hemmungsfrei gelassenen Kind-Menschen den bewußten Gestalter entwickeln. Das Verbrechen der Kunstgewerbeschulen ist die Einimpfung tausendfacher Hemmungen.

Die Natur duldet nicht, daß wir auf der biologischen Stufe „Kind“ ein Leben lang bleiben. Nicht das also ist die Aufgabe moderner Erziehung, das Kind zu konservieren, sondern es zur Reife zu entwickeln. Nur keine Sentimentalitäten! Das Problem, das sich das Bauhaus — hoffentlich immer klarer! — stellt, ist bei Herrn Merz vorläufig noch gar nicht berührt.

Die Schritte in einer Straße von Frank Warschauer

Weil hier so viele Schritte sind,
in dieser Straße, in der ich aufgewachsen bin,
deswegen habe ich ein müdes Gesicht,
und deswegen bin ich ein trauriger Mensch.

Weil hier so viele Schritte sind,
in dieser Straße, in der ich aufgewachsen bin,
deswegen richte ich mich so selten auf,
Armeen sind über mich weggestampft.

Weil hier so viele Schritte sind,
in dieser Straße, in der ich aufgewachsen bin,
deswegen hat man mich eingesperrt,
sie fanden, ich hätte Wechsel gefälscht.

Weil hier so viele Schritte sind,
in dieser Straße, in der ich aufgewachsen bin,
deswegen nehme ich Dich zur Hand, o Freund,
und in die Stille fliehend, töte ich mich.

Das Buch über Oscar Wilde von Arthur Eloesser

Die abschließende Biographie Oscar Wildes (bei S. Fischer erschienen) ist von einem Manne geschrieben worden, der Wilde als Dichter nicht ohne Vorbehalt bewunderte, der kaum eine seiner Neigungen teilte, der seine akademisch aesthetische Bildung als unsolide anzweifelte, vor allem aber von einem Manne, der sich der Prärogative nur des Talents nicht fügen wollte. Dieser Frank Harris, ein europäisch gebildeter Amerikarier, den Wilde selbst als dynamischen Charakter rühmt, gab die sehr ernste, sehr unabhängige ‚Saturday Review' heraus und schrieb eine Studie: ‚Shakespeare als Mensch', die ich gern gelesen haben möchte, und noch manches Andre, das man wohl nicht unbedingt gelesen zu haben braucht. Sein aus zuverlässigen Beobachtungen wie aus richtigen Einsichten zusammengefügtes Werk wird als ein unversehrbares Dokument stehen bleiben; es hat gar keine Auswüchse der Schwärmerei oder Verzierungen der Eitelkeit, die davon abbrechen könnten. Meine Aufgabe ist vollbracht, sagt der Autor zum Schluß wohl nicht ohne Erleichterung, ich glaube, Niemand wird daran zweifeln, daß ich sie in Ehrfurcht erfüllt habe — daß ich von Anfang bis zu Ende die Wahrheit nach bestem Wissen berichtet und Das, was gesagt werden mußte, möglichst wenig verschleiert oder verschwiegen habe. Frank Harris ist, was man im angelsächsichen Kulturgebiet zuweilen, wo anders sehr selten findet: zugleich ein Christ und ein Gentleman, einer von den in Strenge und Güte Gerechten, wenn man das von einem Menschen sagen darf. Einen Satz von ihm, einen von den entwaffnend einfachen Sätzen, die ganze Schwindelgebäude literarischer Eitelkeiten umwerfen können, habe ich mir besonders angeeignet: Die Verschiedenheiten der Menschen sind unerheblich im Vergleich zu ihrer angeborenen Gleichartigkeit. Dieser Mann schrieb die Biographie eines Literaten und Aestheten, der von vorn herein als Ausnahme wirken, als Ausnahme behandelt sein wollte, und dem das weit über seinen Willen hinaus in furchtbarer Weise gelungen ist.

Als Gerhart Hauptmann in Oxford seinen Doktorhut, den ersten, bekam, scherzte Bernard Shaw: Deutschland ist ein großes, aber auch ein bescheidenes Land — es überläßt die Ehrung seiner Genien andern Völkern. In den letzten Jahrzehnten hat sich das meistens umgekehrt verhalten: daß wir die Genien der Andern zuerst verehrten oder entdeckten; und wir dürfen uns sogar etwas darauf einbilden, daß unsre Empfehlung sich als sehr maßgebend und rückwirkend erwiesen hat. Aber wir werden den Schriftsteller Wilde nicht so halten können, wie wir Shaw oder Ibsen als literarische arbiter mundi durchgesetzt haben. Grade Shaw hat den Bühnenschriftsteller Wilde bei uns fast überflüssig gemacht, der auch in der englischen Literatur keine große Notwendigkeit ist, der viel mehr ein Angeregter als ein Anregender in der französischen Tradition statt auf seinem irischen Boden steht. Die ‚Salome', die ich übrigens höher schätze als Frank Harris, ist ein Kunststück nach Maeterlinck, der

selbst, was man mir vor zwanzig Jahren nicht glauben wollte, eher Kunststücke als Kunstwerke gemacht hat. ‚Der ideale Gatte' und ‚Die Frau ohne Bedeutung' degradieren sich etwas durch ein Entgegenkommen gegen Publikum und Gesellschaft, das ein Genius von stärkerer Wurzelhaftigkeit einfach nicht fertig bekommen würde. Gewiß: ‚Bunbury oder die Wichtigkeit, ernst zu sein' hüpft mit einer jugendhaften irischen Laune, die sich aber bei Shaw mit andern erhaltendern Eigenschaften verbindet. ‚Das Bildnis des Dorian Grey' macht mir beinahe Unbehagen als ein nicht mehr ganz lauterer Wettbewerb mit Balzacs ‚Chagrinleder'. Während der religiösen Renaissance, die nach Villiers und Verlaine, nach Léon Bloy und Ernest Hello Maeterlincks ‚Schatz der Armen' hervorbrachte, hätte ‚De Profundis', sehr lesenswert in Max Meyerfelds Uebersetzung, auch ohne die beiden furchtbaren Jahre Zuchthaus entstehen können. Die ‚Ballade vom Zuchthaus zu Reading', für uns wahrscheinlich durch die Uebersetzung geschädigt, soll nach Harris ohne Coleridge nicht denkbar sein. Trotz der Bestätigung durch das furchtbare Erlebnis, trotz dem Mitleid mit allen Erniedrigten und Enterbten: für mich ist das auch noch Literatur, etwa im Vergleich mit der Ballade von den Gehenkten des alten François Villon, der selbst beinahe ein Gehenkter war. In solchen Totentänzen ist Arthur Rimbaud und auch unser Georg Heym stärker.

Zu sehr viel mehr Anerkennung zeigt sich auch Frank Harris nicht bereit. Dieser männliche Amerikaner, der dem Irländer das Stahlbad einer sportlichen Erziehung gewünscht hätte, erklärt aber, von seinem Freunde oder vielmehr von dem Haltlosen und Bedauernswerten, dessen Freund er war, bezaubert worden zu sein. Von seinem unvergleichlichen Plaudertalent, von seinem Humor, von seiner Liebenswürdigkeit, vor allem von der Feinheit und Weichheit eines Geistes, der trotz allen Unzuverlässigkeiten, Desertionen, Verrätereien kein rohes oder böses Wort zurückgelassen hat. So ist dieses Werk höchst offen und eingestanden die Frucht der Dankbarkeit, der Bewunderung glänzender, verführerischer und darum gefährlicher Eigenschaften, die grade dem Biographen versagt geblieben sind. Es ist sehr schwer, es ist noch unmöglicher als bei einem Schauspieler, der sich in Rollen entfaltet hat, den gewissen, den entzückenden, den beglückenden Tonfall des Plauderers wiederzugeben. Eine Persönlichkeit wie Frank Harris läßt aber Ueberzeugung und Bürgschaft genug. Dieses Monument hat er sehr unabsichtlich nicht nur einem Zauberer aufgerichtet, sondern auch sich selbst als einem selbstlosen Freunde, einem Hilfsbereiten, aus dem Gegensatz Verstehenden, noch dazu oft Enttäuschten, den der auf schmeichelnde Trabanten angewiesene Oscar Wilde nicht einmal vertragen konnte.

Frank Harris läßt nicht mißverstehen, daß ihn die Erscheinung dieses glänzenden Snobs, der mit der Reklame anfing, der seine gesellschaftlichen Erfolge erst hinterher durch literarische bestätigte, wenig gerührt hätte, wenn er vor seinem Prozeß gestorben und als kultivierter Amuseur in die englische Literaturgeschichte eingetragen worden wäre. Aber diese monumentale

Biographie hat vor allem die Leidensgestalt eines Unglücklichen aufgerichtet, eines trotz allen Talenten Schwachen und Wehrlosen, der von der diabolischen Grausamkeit seiner Richter, und das heißt der bürgerlichen Gesellschaft, so zugerichtet wurde, daß er für alle Zeiten dem Mitleid der Menschen anvertraut bleibt. Wie alle Eitlen war Oscar Wilde viel mehr Verführter als Verführer, viel mehr ausgebeutet als Ausbeuter, dazu gutgläubig, gutmütig und schlaff wie die meisten körperlichen Riesen. Wen hat er verdorben? Gewiß nicht die Kellner, Stallburschen und Matrosen, die ihn bei seinem Prozeß als Zeugen bloßstellten. Noch gewisser nicht den rücksichtslosen, brutalen Alfred Douglas, der den bewundernden Snob in einen Caesarenwahn hineinhetzte, der ihm ein Muster aristokratischer Ueberheblichkeit gab, selbst sehr ungefährdet, weil er Lord war, weil er von Justiz und Polizei eines angeblich demokratischen Landes nichts zu fürchten hatte. Die Justiz, sagt Frank Harris, ist in England eine sehr aristokratische Angelegenheit und sehr geübt in der Tradition mancher Rücksicht und Schonung. Reichtum, Rang, Macht bleiben alter Privilegien versichert. Wirklich gefürchtet und gehaßt wird nur der geniale Mensch und dazu verachtet, wenn er gar Schriftsteller oder Künstler sein sollte. „Es hat keinen Zweck, daß ich an Sie noch das Wort richte! Leute, die solche Dinge tun, müssen für jedes Schamgefühl erstorben sein, und es läßt sich nicht erhoffen, daß man auf sie noch einwirken kann. Dieser Fall ist der schlimmste, den ich je verhandelt habe.“ So sagte der englische Richter, so sagte die englische Gesellschaft, die ganz andre Verbrechen als sexuelle Abweichungen verziehen oder übersehen hat.

Ein Stilist, von dem ein Aphorismus schließlich mehr wert war als die Leitartikel eines Jahres aller gegen ihn hetzenden Zeitungen, ein Aesthet, den ein verspäteter Traum von platonischer Schönheit verwirrte, stand vor bösartigen Barbaren, die, wie Harris meint, andre Länder in dieser Furchtbarkeit nicht mehr bewohnen. In Deutschland, Frankreich und Italien gäbe es eine öffentliche Meinung auch in künstlerischen und literarischen Dingen, die einen letzten Schutz ausüben kann. Dürfen wir uns dieser Ueberlegenheit einer verbreitetern geistigen Kultur wirklich rühmen? Ja und nein, nein und ja. Was haben wir für Wutausbrüche, für Pöbelrevolten oder böotische Aufstände gegen Gerhart Hauptmann, Frank Wedekind und zuletzt gegen Arthur Schnitzler erlebt! Ich will nicht auf den Reigen-Prozeß zurückkommen. Es ist ja auch an sich ziemlich gleichgültig, ob der ‚Reigen‘ gespielt werden durfte oder nicht. Aber es war nicht gleichgültig, daß vor den Dichter Schnitzler, der unsern Böotiern nur der Jude war, ein Dutzend Leute, genannt Sachverständige, getreten sind, die zunächst eine ausführliche Verbeugung vor einem ausgezeichneten und für Deutschlands Ansehen nicht unwichtigen Schriftsteller machten.Wir haben in Deutschland die Schmach des Antisemitismus, der immer mehr als den Juden meint, der besonders heute, sei es Rathenau oder Einstein — es wird aber auch ein künftiger Nietzsche oder Goethe sein — jeder Art von Talent, von geistiger Ueberlegen-

heit die gute alte blutige Feme mit Gurgelabschneiden ansagt. Aber seien wir offen! Wenn es bei uns trotz allen Staatsanwälten, die mal Lovis Corinth, mal George Grosz einstampfen, trotz allen stierwütigen, hornstarken Borniertheiten noch den von Harris gerühmten Schutz der öffentlichen Meinung in geistigen und künstlerischen Dingen geben soll, so ist da ein Verdienst des Judentums zu finden, das die deutsche Geistigkeit, das ein großes Erbe deutscher Nation besser wahrt als das Berserkertum unsrer breitmäuligen Brachycephalen und Wotansanbeter mindestens halbslawischer Abkunft. Um auf Oscar Wilde zurückzukommen: der sehr unverdächtige Arier Frank Harris versichert uns, daß es ein Jude war, der für den gefährdeten Dichter eine Yacht zur Flucht nach Frankreich bereit hielt, und daß es eine Jüdin war, die während der Gefangenschaft still und hilfreich für ihn sorgte. Der Dritte aber, der sein Vergehen oder seine Sünde in gar keine Beziehung zur irdischen Justiz bringen konnte, war ein englischer Bischof. Wir haben solche Juden — aber solche Bischöfe haben wir nicht: Christ und Gentleman. Ich bin kein gläubiger Internationalist, wenigstens nicht von der schematischen Art, die uns von den Unkennern der Völker weisgemacht wird. Aber es gibt und muß heute mehr als je geben einen internationalen, dabei gewiß nicht anationalen Typus des Humanus, der sich bei Gott, und dem Teufel auch, um die angebliche Rasse, um Haarfarbe und Nasenschwung nicht zu kümmern braucht.

Warum ließ sich Oscar Wilde überhaupt auf einen Prozeß ein, dem er durch eine bequeme und wahrscheinlich auch der andern Seite erwünschte Flucht hätte zuvorkommen können? Von einem wirklichen Heiden und Rebellen hätte man annehmen dürfen, daß er aus Trotz blieb, um seine Ankläger anzuklagen, die gewiß die Schlechtern, um seine Richter zu richten, die gewiß die Unmenschlichern waren. Noch bevor Frank Harris den letzten Grund dieser von ihm beklagten Entschlußlosigkeit ausspricht, war er mir klar geworden. Oscar Wilde fühlte sich nicht im Recht; er war abhängig von der Gesellschaft, die er zu seiner Bewunderung angehalten, durch die er seinen Weg gemacht hatte. Das war die Tragödie eines Snobs, der sich nicht auf sein Werk stellt, der keine wahre Unabhängigkeit zu verteidigen hat. Oscar Wilde verletzte die Meinungen der Gesellschaft, aber außerhalb ihrer wußte auch er kein Leben und keinen Wert, den sie nicht mißt. So ließ er sich gehen, so ließ er sich fallen. Es mag ihn auch die Passivität des Schriftstellers gehemmt haben, der statt zu handeln zusieht, der auf Das wartet, was kommen wird. Und der auch von dem bittern Geschmack der Buße, der Ergebung, der Niederlage noch irgendetwas Süßes vorkostet. Dar Gefängnis kann ihm wie ein Kloster erschienen sein, wie eine reinliche Zelle, die ihn wenigstens vor den Menschen schützte und mit einem Gottesfrieden schirmte. Was wirklich kam, hatte die Phantasie des Salome-Dichters nicht ahnen können. Die unausdenkbare Brutalität, die perfide Grausamkeit, die den Gefangenen weit über den Sinn der Strafe hinaus, wenn sie einen haben kann, sittlich zu erniedrigen, mensch-

lich zu beschmutzen, geistig zu vernichten droht. Das „System" weiß, wo es zu treffen, wo es Verstand und Nerven anzugreifen hat. Einem gewöhnlichen Gefangenen gibt man wahrscheinlich so viel Bibeln und Erbauungsschriften, wie er haben will und nicht brauchen kann. Einem Schriftsteller nimmt man Bücher und Papier. Man versucht, ihn auch für das spätere Leben unbrauchbar zu machen. Zu der gesetzlichen Strafe macht das System einen kleinen Zusatz geistigen Mordes. Ich weiß, daß Niederschönenfeld erst ein beinah fideles Gefängnis war. Ich weiß aber auch, was das System, das sich immer sicherer fühlte, daraus gemacht hat. Armer Hitler! Armer Ludendorff! Sie werden auch euer Geistiges angreifen. Man hat Ernst Toller einmal seine Manuscripte, einmal überhaupt die Arbeitsmöglichkeit genommen. Man hat Erich Mühsam während einer Ohrenkrankheit die sachgemäße Behandlung versagt. Zu der gesetzlichen Strafe noch der Zusatz einer kleinen Körperverletzung. „Wenn du glaubst, daß man den Arzt oder den Wärter mit Ohrenschmerzen behelligen darf," sagte Oscar Wilde zu Harris, „dann weißt du nicht sehr gut, wie es in einem Gefängnis zugeht. Dafür würdest du zu büßen haben . . . So krank ich auch gewesen bin, ich hätte es mir nicht einfallen lassen, nach dem Arzt zu schicken. Das hätte ich mir nicht einfallen lassen," sagt er in ehrfurchtsvollem Ton, „die Gefängnismethoden habe ich kennen gelernt." Was sonst noch zum System gehört, und wie es gegen einen Mann angewandt wurde, den das Publikum oder der Pöbel bei seinem Transport buchstäblich angespuckt hatte, kann man sich leicht vorstellen.

Oscar Wilde hat im Zuchthaus — das zweite Jahr brachte ihm die Hilfe dieses Frank Harris Erleichterungen — ‚De Profundis' und die Ballade schreiben können. Als er herauskam, war der Schriftsteller tot. Die Strafe oder die Buße war ein Ende, nicht ein Anfang, wie Harris es für ihn wollte oder hoffte. Oscar Wilde der Heide bestand nicht mehr, und der neue Christ wollte auch nicht recht werden. Frank Harris hat sich und uns auch von dem trüben Ende, dem langsamen Umkommen und Verkommen nichts geschenkt, eines entlassenen Sträflings, den jeder Blick einschüchterte, eines Snobs, der mit frühern Erfolgen renommierte, eines aufgeschwemmten Essers und Trinkers, eines Schnorrers auch, der seine Freunde brandschatzte, manchmal auch bemogelte. Eines liebenswürdigen, kindhaft einschmeichelnden, auf seine Art Unschuldigen, dem der Zauber des Wortes und die letzten Spuren geistiger Schönheit und Anmut nie verloren gegangen sind. Die ihm treu blieben, rechneten und rechteten mit ihm nicht, so wenig wie mit einer abgesetzten Amoureuse, mit einer deklassierten Frau, die man doppelt schont, weil sie bessere Tage gesehen hat und einmal sehr schön gewesen ist. Der Dichter, der nur Schönes sehen und singen, der den verschwenderischsten Genuß noch mit Worten schmücken wollte, ist nach einer oder nach einigen scheußlichen Krankheiten buchstäblich im Schmutz umgekommen. Wenn man will, kann man das für eine Tragödie halten.

Kolportage

So laut und so legitim ist im Lessing-Theater lange nicht gelacht worden. Ich setze, sagt Georg Kaiser sich, auf den Zettel: „Komödie in einem Vorspiel und drei Akten nach zwanzig Jahren, geschrieben zur Förderung der Kinderfürsorge und des zeitgenössischen Theaters“, wähle als Titel: „Kolportage“, beginne mit diesem alarmierenden Wort den Dialog — und sorge so bestens für die Kinder wie für die Kenner unter der Kundschaft. Wenn es heißt: „Ich blicke in Abgründe“; oder: „Bei Nacht und Nebel verließ ich das epheuumrankte Schloß Stjernenhö“; oder: „Da lachte mein Graf nicht: er fluchte“ — nun, so wissen die Kenner, daß dies immer Sudermanns Sprechweise, niemals meine gewesen ist; aber die Kinder freuen sich nicht weniger naiv daran als ehemals an „Johannisfeuer“ . Wenn ich zwei Babies austausche, so werden die Kenner mir nicht zutrauen, daß ich diesen Trick aus dem „Troubadour“ ernst nehme; aber die Kinder werden ehrlich gespannt sein, wie die Geschichte endet. Wenn ich mit der sozialen Forderung fuchtle, so . . . Kurz: Georg Kaiser scheint sich genau überlegt zu haben, wie für die Unschuld im Theater ein Reißer und für uns eine Persiflage darauf zu verfertigen sei; und ist offenbar streng systematisch vorgegangen. Nur wäre mit Programm und Methodik nicht viel zu machen gewesen. Um Erfolg zu haben, mußte der überlegene Kopf zugleich von der Sorte Bretterbeherrscher, die verulkt werden sollte, ein entfernter Verwandter sein. Daß Georg Kaiser dies ist: das bildet den höhern Reiz seiner ‚Kolportage‘. Man ist am scharfsichtigsten für die Laster, von denen man sich befallen oder zum mindesten bedroht fühlt. Wir habens mit einem Selbstbefreiungsakt zu schaffen, der nicht einmal darunter leidet, daß er in einen Dreieinhalbakter ausgeartet ist. Erstaunlich: ein deutscher Dramatiker, dessen Ironie einen ganzen Abend durchhält, ohne zu erstarren oder zu grinsen. Der eine ganz leichte Hand hat oder plötzlich bekommen hat. Der mit Erkennungsmedaillons, Revolvern, Testamenten und allen übrigen Requisiten der Hintertreppe arbeitet und dabei keinen Augenblick sein Anrecht auf die Vordertreppe, die hochherrschaftliche, einbüßt. Und der um diese Kunst, beiden Parteien (nicht: Hälften) des Publikums zu gefallen, von den Kitschern in dem Grade beneidet werden wird, wie die sich nach ihr verzehren — voll Wut auf die verrohte Kritik, die ja doch glücklich ist, nicht verroht sein zu brauchen.

Hier sind wir doppelt glücklich: die Aufführung ist der Komödie würdig. Kein Versuch, sie parodistisch zu spielen. Die Folge wäre schnelle Abnutzung, Leerlauf, Monotonie gewesen. Das tut der Regisseur Emil Lind Kaisers schöpferischem Einfall nicht an. Ein einziger Aktschluß dient ihm dazu, eine Familienszene wie auf einem Oeldruck zu stellen. Sonst geht es musterhaft seriös, gemessen, manchmal feierlich zu. Grade daraus springt ja die Lustigkeit. Mängel von Darstellern werden in Vorzüge umgebogen. Für einen Grafen wäre ein souveräner Komiker nötig. Der Ersatzmann hat weder

Komik noch Souveränität. Also zwängt man ihn umso fester in seine Hüttenbesitzer-Schablone. Else Heims — eine Freude, sie wiederzusehen — spricht gerne „vorn“. Diese Eigenschaft genügt für sie, um Kaisers Ansprüchen zu genügen. Der wird auch mit Hans Junkermanns stelzendem Provinz-Haase zufrieden gewesen sein. Und mit der großgeblümten und dröhnenden Klippfischhändlerin der Frau Marta Hartmann, einer zu wenig beachteten (weil zu wenig beschäftigten) Charakteristikerin. Eine neue Ellen Plessow ist aus der ‚Frommen Helene‘ ohne Umweg auf die Bühne entwichen und schreitet, eine schwarze Hopfenstange, mit dem Gebetbuch hinter der Grüning her: der Erbgräfin Stjernenhö, die doch nicht so erloschen ist, daß sie nicht ihren einundzwanzigjährigen vermeintlichen Großneffen bäte, sie auf den Mund zu küssen. Wie die Grüning sich diesem Kusse entgegenbeugt; wie sie ihn sich auf den Lippen zergehen läßt; wie sie ihn nachschmeckt: das allein würde den Theaterabend lohnen.

Jenufa von Paul Schlesinger

Als man den fast siebzigjährigen brünner Komponisten Leo Janacek in der Staatsoper mit Beifall überschüttete, fast erdrückte, war Gelegenheit, einige Tränen der Rührung zu vergießen. Der sympathische ältere Herr (als „alter“ will er sicherlich noch nicht gelten) nahm sehr für sich ein. Und wenn er auch seit zehn Jahren gewöhnt ist, daß man sein Schaffen beachtet und von seinen Werken grade ‚Jenufa‘ vielerorts mit größtem Erfolge aufführt: man glaubte ihm anzumerken, daß der berliner Triumph für ihn ein Erlebnis besonderer Art war — das große Erlebnis des kleinstädtischen Künstlers, der plötzlich . . . und so weiter.

Das Merkwürdigste an diesem Fall ist, daß sich hier in der Stille nicht ein weltfremdes Talent, sondern ein vollblütiges Theatertemperament entwickelt hat. Schreker ist ein Spießer — aber Janacek hatte, hat das Zeug zum großen Wurf zum Mitreißen der Vielen, vielleicht sogar zum Reißen. Und es sind nur einige Befangenheiten, an denen man merkt, daß er nie in seinem Leben den Rock der letzten Mode getragen hat. Wenn er sich einredet oder seine Freunde ihm einreden, daß seine Spezialität sei, die heimliche Melodie einer gesprochenen Phrase zu erraten und sie zum Kern seiner fruchtbaren musikalischen Phantasie zu machen, so ist das zum geringen Teil richtig. Dieses Geheimnis der immanenten Melodie ist das Geheimnis der Musik überhaupt, und die (verarbeitende) Phantasie Janaceks reicht nicht sehr weit. Von dieser Eigenart würde gar nicht so viel hergemacht werden, wenn es Janacek nicht gefiele, oft sehr prosaische Textzeilen zu musikalisieren und in mehrfacher Wiederholung zu bringen.

Das Wesentliche an ihm ist ein Andres: daß er in Gesang verliebt ist, daß er die Leidenschaftlichkeit seines Gefühls überhaupt in den Singstimmen auslebt, während ihn das Orchester nicht sehr interessiert. Die gesungene Phrase wirkt aber an sich viel stärker als die ins Orchester verlegte, die im neudeutschen Musikdrama die Singstimme zu einer Erscheinung vierten und fünften Ranges hinab-

drückte. Dazu kommt, daß Janaceks Tonsprache glühend und zugleich herb ist, daß gewisse Eigenheiten seiner Harmonik ihn zwischen Smetana und die Allerjüngsten stellen. Er komponiert nicht einen slawischen Bauerntanz — sondern etwas, das mehr die Impression eines solchen ist. Es ist die indirekte Methode, eingeführt in den Bereich der Musik; und sie hat ihre Reize. Viel Entwicklung ist in dieser Musik nicht. Janacek verschwendet lieber seine Einfälle, anstatt wenige sparsame Erfindungen bis zur Erschöpfung auszunützen. Das erweckt den Eindruck des Reichtums, ja der Unerschöpflichkeit, die in diesen Jahren der Kargheit einfach überwältigt. Zuweilen aber macht Janacek auch Versuche kunstvollern Aufbaus. Sie liegen ihm nicht. Er hält sich nicht lange bei ihnen auf, sondern erfindet lieber rasch was Neues.

Doch ist mit der Angabe der Punkte: Smetana und letzte Moderne die Stellung Janaceks noch nicht fixiert. Ein dritter Punkt heißt: Puccini, von dessen Vettern Mascagni und Leoncavallo sich Janacek die Neigung zu diesem derb leidenschaftlichen Textbuch geholt hat. Jetzt komponiert er ‚Die Sache Makropulos‘. Na schön.

Der Fall Jenufa liegt viel komplizierter, als ich jetzt erzähle. Eine Großmutter tötet ein Enkelkind, um die Schande der Tochter zu verdecken. Ein verschmähter Liebhaber erreicht mit Zähigkeit, was ein glücklicherer Verführer verschmäht. Dorftragödie. Die tragende Gestalt ist die Großmutter — von Margarethe Arndt-Ober im größten Stil gesungen und gespielt. Einmalig in der rauschenden Fülle des Organs, in Kraft und Ueberzeugung des Ausdrucks.

Am Pult gab sich Herr Kleiber hin. In der Natur dieses hochbegabten Mannes sind sehr starke schauspielerische Elemente. Vielleicht lernt er mit den Jahren, sich Zügel anzulegen. Kein Zweifel, daß die musikalische Leistung durch die schauspielerischen Allüren mehr gefördert als beeinträchtigt wird. Eine Gefahr liegt darin. Wohl aber ist es ein Unfug, diesen Mann für das Mißlingen dieses staatlichen Opernwinters verantwortlich zu machen. Es gibt feine Leute, die nicht den Mut hatten, für die Möglichkeit Bruno Walter Partei zu nehmen, weil sie Schillings noch für zu fest hielten. Die sich aber mit größtem Elan gegen den noch nicht gesicherten Kleiber ins Zeug legten, zugunsten Stiedrys, für den sie sich vorher nie sonderlich interessiert hatten. Die moralisch mitschuldig an dem Scheitern der Kandidatur Walter sind, weil das ängstliche Ministerium nicht wagte, die Staatsoper (wie es notwendig gewesen wäre) einen Winter lang ohne Intendanten zu lassen, dann aber Herrn Schillings dennoch die Erlaubnis gab, nach Amerika zu fahren. Tatsächlich lag fast die ganze Dirigierlast auf Kleiber. Daß er in diesem Winter nur Eine Neuheit herausbrachte, ist wahrhaftig erklärlich — es gab Winter ganz ohne Neuheiten, zu Zeiten, da man über drei „erste“ Dirigenten verfügte. Hat nun wirklich Kleiber Stiedry verdrängt? Ist er schuld an dem Ausscheiden dieses gewiß tüchtigen Mannes? Man hatte Kleiber einen Antrag gemacht; er stellte seine Bedingungen; die erfüllte man ihm; das beleidigte Stiedry; er ging. Man kann das begreifen, auch Stiedrys Groll gegen Herrn v. Schillings, der schließlich Kleibers Anstellung durchsetzte.

Aber alles Das hat nichts mit Kleibers Dirigentenfähigkeit zu tun. Er ist Einer.

Leichte Kunst von Alfred Polgar

Die Antike ist zuletzt an drei wiener Bühnen verulkt worden. Im Theater an der Wien, wo Marc Anton mit Kleopatra (der unvergleichlichen Massary) Shimmy tanzte (‚Die Perlen der Kleopatra‘), in den Kammerspielen, wo ‚Die Damen vom Olymp‘, so nackt es die Zensur erlaubt, um den Apfel des Paris warben, am Klavier begleitet von Rudolf Nelson, in dessen Musik wienerisch-leichtsinnige Melodie und preußisch-strenger Rhythmus sich als Vermählte (nach mosaischem Ritus) empfehlen, und in der Neuen Wiener Bühne, die eine Operette pariser Herkunft spielte: ‚Phi-Phi‘, Musik von Christiné. Textmacher und Kostümschneider haben da der alten Welt Welt von heute okuliert. Im Haus des Phidias („Phi-Phi“ sein Spitzname) gibt es ein Telephon, der athenische Lebemann trägt unterm Smoking den Chiton, hat Sandalen und einen Stehkragen, nackte Beine und ein Monokel. Aus der Kreuzung der Jahrtausende stammen die Humore von derlei Scherzspielen. Offenbachs Librettisten haben sich die Sache noch wesentlich schwerer gemacht. Sie lockerten das Pathos der Antike von innen her. Die neuern begnügen sich damit, es durch Vermanschung mit Sprache, Kultur und Mode von heute in Absurdität aufzulösen. Was den Humor anlangt, verlassen sie sich auf die Einfälle der Komiker, was das Uebrige betrifft, auf Wuchs und Grazie der mittuenden Damen.

An der ‚Neuen Wiener Bühne‘ wirkt für ‚Phi-Phi‘ ein ausgezeichnetes Komiker-Trio: Roberts, Morgan, Lovric. Die verzwickten und schnörkeligen Gebärden des Herrn Roberts sind pretiöseste Verspottung der Beweglichkeit. Er tanzt Ironie des Tanzes. Morgans Komik ist ein angenehmes Gemisch von Einfalt und Schärfe, Thaddädelei und Pointe; seine jüdische Witzigkeit christelt ausgezeichnet. Sehr lustig, wenn er und Roberts mit Homer-Zitaten in der Ursprache (wahllos, wie sie ihnen eben in den Sinn kommen) einander anschreien. Lovric spielt den Perikles als Kretin altoesterreichisch-aristokratischer Färbung. Hinreißend das Phlegma und die gelassen-heitere Selbstgenügsamkeit seiner Vertrottelung.

Der beste Akt der Operette ist der von Frau Grete Freund. Ueber die Technik des Auskleidens wäre aber Einiges zu sagen. Sie entbehrt der Steigerungen, und der schwüle Höhepunkt ist keiner, weil die Geheimnisse, die auf ihm enthüllt werden, schon vorher zu reichlich preisgegeben wurden. Wirtschaft, meine Damen! Sie müßten bis zum dramatischen Augenblick mit Ihrer Anatomie besser sparen, damit Sie dann noch eine entscheidende Geste letzter, großer Freigebigkeit übrig haben. Denn das ist lächerlich, wenn Sie — indes der Text den Atem anhält, die Beleuchtung überaus schummrig wird und die Geigen vor Sinnlichkeit nur noch im Flageolet leise wimmern — ein Bändchen aus dem Haar nehmen oder Ihr Taschentuch ausziehen.

*

Von dem jungen Operettenspieler Harald Paulsen, aus Berlin, waren die Leute mit Recht entzückt. Seine tänzerische

Grazie, die Geschmeidigkeit seines in sonderbarsten Charnieren beweglichen Leibes ist außerordentlich. Es tanzt ihn. Die Musik treibt ihn vor sich her wie der Wind ein Blatt. Wenn er ruhig stehen oder sitzen muß, ists ihm unbehaglich: er zittert vor latenter Springlust und Geschwindigkeit wie ein angekurbeltes Automobil. Der Rhythmus erlöst ihn. In seinem Tanz tanzt die helle Freude mit, daß er tanzen darf. Das Gesetz der Schwere ist für ihn gemildert, gewährt ihm, in des Wortes Sinn: Erleichterungen, und er macht von solcher Gnade der Natur freiesten und anmutigsten Gebrauch.

*

Die Moskauer Künstlerspiele, eine Deszendenz des ‚Blauen Vogels', haben hier Pleite gemacht. Das hätte man den sympathischen, ihre Kleinkunst so ernst nehmenden Russen voraussagen können. Und sollen. Aber es fällt schwer, Menschen Unangenehmes, das heißt: die Wahrheit zu sagen, die ihrer künstlerischen Arbeit mit solcher Hingebung dienen wie diese jungen russischen Leute. Einer Hingebung, die als objektiver Reiz an der Sache haftete (Sittliches ging da gewissermaßen in den Aggregatzustand des Aesthetischen über). So blieb es, gelegentlich der Moskauer Spiele, unausgesprochen, daß diese russische Cabaretkunst seit ihrem Debut nicht um ein Pünktchen weitergekommen ist, daß sie immer wieder und wieder dieselben paar Grundeinfälle variiert, in einer holden Starre befangen, deren Holdheit von Mal zu Mal schaler schmeckte.

Die Maler wurden hier zu Helfern und zum Verhängnis. Im stummen Lärm, den ihre ausgezeichnete Arbeit machte, kam das Wort nicht zu Worte. Bildscherze erstickten den Humor, Kostüme hemmten die Beweglichkeit, gemalte Pointen setzten sich vor die Anekdote. Im seligen wiener Cabaret ‚Fledermaus' war es auch vorbei mit dam rechten Schwung und Geist, als die Maler — von Friedell und mir pictores perniciosi genannt — ihren pathetischen Ulk anfingen. Ich schätze Witz und Farbigkeit der Cabaretbühne von des bildenden Künstlers Gnaden, aber jene, die ihr von Temperament und Persönlichkeit des sprechenden, singenden, tanzenden Menschen zuteil werden, sind wichtiger.

Verderblich wie das Uebergewicht des Dekorativen wurde dem russischen Cabaret die bombastische Kindlichkeit, zu der es sich unerschütterlich bekannte. Diese Kinderstubenluft, so expressionistisch sie gefärbt, war nicht mehr zu atmen. Der Zuschauer schmachtete nach Derbem, das die obstinate Niedlichkeit durchbräche. Das Ewig-Puppige stieß ihn ab. Die lebenden Porzellanteller, Spieldosen, Biedermeierporträts, die farbenknallenden Burlesk-Bauern — der Bauer ist doch nicht nur ein Spielzeug! — langweilten. Das Imitieren von Holzfiguren durch lebende Menschen verlor in der Wiederholung jeden Reiz, und sogar die polyphone Schwermut der Wolga-Schlepper ließ schon ungerührt. Trotz der begleitenden Solo-Geige.

In der Kunst dieses Cabarets war ja gewiß Rußland. Aber ein lackiertes Rußland. Darüber half auch das beste Schlecht-Deutsch der Conferenciers auf die Dauer nicht hinweg.

Abrechnung von Morus

Luthers Lobschrift

Doktor Hans Luther, Reichsminister der Finanzen, hat im Verlag für Politik und Wirtschaft eine Broschüre ‚Feste Mark — solide Wirtschaft' erscheinen lassen, in der ein „Rückblick auf die Arbeit der Reichsregierung während der Wintermonate 1923/24" gegeben wird. Ministerielle Rückblicke in Broschürenform sind, besonders in Deutschland und ganz besonders beim deutschen Reichsfinanzministerium, nicht selten. Auch daß die Schrift auf Wunsch des Reichskanzlers und der andern Kabinettsmitglieder entstanden ist, hat nichts Ungewöhnliches. Sie ist, wie in der Einleitung unumwunden zugegeben wird, eine Wahlbroschüre, die dem deutschen Volk den „großen Zusammenhang aller Regierungsmaßnahmen des jetzt zu Ende gehenden Winters" klarmachen soll. Auffällig ist nur der persönliche Ton, den Dr. Hans Luther anschlägt. Zwar werden, laut Ankündigung nur „Tatsachen" geschildert und erklärt. Tatsächlich wird aber daraus eine solenne Lob- und Verteidigungsschrift nicht so sehr der Regierung als des Reichsfinanzministers.

Aber auch das ist menschlich sehr verständlich. Es ist in der Geschichte der Währungsreformen wohl ohne Beispiel, daß man die Stabilisierung der Währung und die Ausbalanzierung des Etats nach fünf Jahren des Chaos allen möglichen Männern zugute hält, nur dem nicht, der verantwortlich dafür zeichnet. Die Einen reklamieren Helfferich, die Andern Schacht, ein paar Hilferding als Retter — Luther reklamiert Niemand. Selbst seine politischen Gesinnungsgenossen, die Volksparteiler, haben, wie man auf dem Parteitag in Hannover hören konnte, nichts für ihn übrig als Unzufriedenheit und ein bißchen Spott. Die Sache wird dadurch noch seltsamer, daß Luther ja im Ministerium Keinen hat, in dessen Schatten er steht. Kein Holstein herrscht am Wilhelmplatz. Die Zapf, Schröder, Fischer, Schlieben haben knapp mittleres Bürokratenformat, Popitz vielleicht ein etwas größeres, doch auch er erdrückt keinen Chef von Ausmaßen. Außerhalb der Zunft kennt kaum Jemand Luthers Mitarbeiter bei Namen. Und dennoch gilt er nicht als der Mann, ders gemacht hat. Unter den Blinden sollte der Einäugige König sein. Luther ist es nicht. Seltsam.

Oder auch nicht. Denn man weiß oder fühlt, daß Luther sich auf irgendeine Art hineingedrängt hat, als das Wichtigste schon fertig war, daß er bei dem Neubau, von dem er in seiner Schrift so viel spricht, bestimmt nicht der Architekt, bestenfalls der Bauführer war. Daran ändert auch die neue Propagandaschrift nichts, obwohl Luther sich sichtlich bemüht, das Bild zu verschieben. Statt der grade im Kabinett Stresemann und Marx üblichen Betonung der Tradition und der Kontinuierlichkeit fängt die Geschichte der deutschen Währungs- und Finanzreform sozusagen mit dem sechsten Oktober an, an welchem Tage Luther Finanzminister wurde. Und nun werden in rasendem Tempo Fortschritte gemacht. Am 13. Oktober wird das erste Ermächtigungsgesetz erlassen, am 15. bereits die Verordnung über die Rentenmark, am 16. November wird die Notenpresse stillgelegt. „Schnelleres Arbeiten", fügt Luther stolz hinzu, „dürfte Niemand für möglich halten." Daß vor Luthers Amtsantritt die Währungsverordnung fast schon fertig-

gestellt war, erfährt man erst gegen Ende der Schrift. Helfferichs Meriten werden nicht in Abrede gestellt. Aber Hilferding? Was der Leidliches getan hat, hat er von Luther plagiiert. Hört denn: „Bevor nämlich Minister Dr. Hilferding die Vorlage über die Neumark am 26. September im Reichsrat einbrachte, hatte ich, da mir die Sorge für die Volksernährung keine Ruhe ließ, in der Zeit vom 15. bis 17. September im Ernährungsministerium unter Beteiligung der übrigen Ressorts und der Reichsbank und unter Auswertung der im Reichsfinanzministerium bis dahin geführten umfangreichen Verhandlungen mit Wirtschaftskreisen einen fertigen Entwurf zur Einführung einer ‚Bodenmark' ausgearbeitet und dem Finanzminister unterbreitet. Dieser Entwurf, der mit wenigen Aenderungen . . . sich mit der Vorlage zur Schaffung einer ‚Neumark' deckt . . ."

Nicht anders ging es bei der Steuerreform zu. Auch die, glaubte man bisher, sei schon unter Hilferding in Angriff genommen und von Luther nur fortgeführt worden. Nichts davon. Da wird die Darstellung gradezu genialisch-romantisch: „So hat der Finanzminister auf einer unvermeidlichen Reise, die am 19. Oktober stattfand, die maßgebenden Persönlichkeiten des Amtes mitgenommen, und auf dieser Eisenbahnfahrt sind die Grundlagen für die gesamten Steuerpläne gelegt worden, wobei an weitgehende Vorarbeiten angeknüpft werden konnte." Ergo: die Andern — Hilferdings Name wird wohlwollend verschwiegen — haben allenfalls Vorarbeiten gemacht; ich habe die Grundlagen geschaffen. Sogar die grundsätzliche Umstellung der Steuern auf Gold, die am 11. Oktober dekretiert wurde, nachdem Hilferding sie lange vorher angekündigt hatte, schreibt Luther sich zu.

Besser schneidet Dr. Schacht ab. Was er für die Währung geleistet hat, geht zwar aus der Broschüre nicht recht hervor, aber immerhin werden ihm „große Hingebung", „tatkräftige Bemühungen", „große Verdienste" attestiert. De vivis nil nisi bene: oberster Grundsatz der Bürgermeisterpolitik. Luther hat doch die hohe Schule des Intrigantentums, die Kommunalverwaltung, durchgemacht, und da weiß er, wie er sich gegen die Konkurrenz zu benehmen hat. Ein Mann, wie diese Republik deren braucht.

Die Ausreisegebühren

Das war eine Aufregung. Hätte ein Erdbeben halb Deutschland zerstört, die Bestürzung hätte nicht größer sein können. Zwar sind von den 63 Millionen Deutschen höchstens 200 000 Interessenten dafür, unter welchen Bedingungen man ins Ausland reisen kann. Aber diese 200 000 sind es eben, die den Ton angeben. Volksgemeinschaft? Volksinteressen wahren? Nein, liebe Leute, seien wir ehrlich: schlecht verblümte Klassenpolitik, Interessen einer schmalen Mittelstandsschicht. Aber der kommt es von Herzen — die Journalisten sind ja auch dabei —, da man schließlich doch ein Recht darauf hat, nach zehn langen Jahren wieder einmal in die Welt hinauszugucken.

Keine Beschränkungen, die nicht unbedingt notwendig sind. Ist diese Grenzsperre, oder richtiger: der Grenzzoll, notwendig? Es ist nicht ganz leicht, ja oder nein zu sagen. In Italien sollen gegenwärtig 70 000 Deutsche sein, in Frankreich ebenfalls Tausende, in der Schweiz, in der Tschechoslowakei, wo sonst man Devisen braucht, abermals Tausende, Rechnen wir 100 000, die — es ist hoch bemessen

— im Durchschnitt 1000 Mark in fremden Valuten mitnehmen. Macht 100 Millionen, eine Summe, die immerhin mitspricht, umso mehr, als die meisten Auslandsreisenden sich die Devisen erst gegen ein kleines Aufgeld beschaffen müssen. Trotzdem ist es ungefährlich, wenn der Tausch in Deutschland vorgenommen wird. Die Gefahr ist, daß ein innerlich so mangelhaft fundiertes Geld wie die Rentenmark durch die Reisenden in größerer Menge ins Ausland verschleppt wird. Wenn die letzten Angriffe auf die Mark von Amsterdam her gescheitert sind, so lag das einfach daran, daß noch nicht genügend deutsches Geld im Ausland war, um die Mark zu werfen. Sammeln sich erst größere Renten- und Billmarkposten bei den ausländischen Spekulationszentralen an, dann muß man der Mark, trotz allen Reklamebroschüren, eine schlechte Zukunft prophezeien.

Der Ukas über die Ausreisegebühren, der im Kabinett übrigens nur mit knapper Mehrheit durchging, ist aber von der Regierung wahrscheinlich gar nicht so ernst gemeint worden, wie ihn die journalistischen Mignons aufgefaßt haben. Er war wohl nur einer der harmlosen Vorboten, durch die das Publikum auf etwas viel Ernsteres vorbereitet werden soll, nämlich auf die unaufhörlich anwachsende Passivität unsrer Handelsbilanz. In der Inflationszeit war diese Passivität Hokuspokus, mit der man das Hinauszögern der Währungsreform entschuldigte. Heute ist sie leider traurige Wahrheit. Im Januar war unsre Handelsbilanz mit 137 Millionen Mark passiv, im Februar sind es über 260 Millionen. Die Schuld tragen daran zum großen Teil dieselben Stellen, die sich jetzt mit so fragwürdigen Maßnahmen wie der Grenztaxe salvieren wollen: die Männer, die, wie Herr Hamm, nicht schnell genug hemmungslosen Luxusimport freigeben konnten und den Zeitpunkt schon für gekommen hielten, zum Wohle der deutschen Volkswirtschaft Perserteppiche einzuführen. Aber wenn man sich zehn Jahre ohne die Masseneinfuhr ausländischer Seiden und Pariser Modelle beholfen hat, wäre man wahrscheinlich auch noch ein paar Monate ohne sie ausgekommen.

Das Animierblatt

Wenn man Damen, deren Ruf etwas zweifelhaft ist, Vorhaltungen macht, so kann man an ihrer Antwort erkennen, ob sie Gassendirnen sind oder nicht.

Dem ‚Montag Morgen‘ war in Nummer 13 der ‚Weltbühne‘ angekreidet worden, daß er, um die Spekulation in Franc zu animieren, einen Dollarkurszettel französischer Effekten veröffentlicht habe. Aus der Antwort des Blatts sei nur eine besonders charakteristische Stelle hervorgehoben: „Diese Insinuation (daß das Blatt weniger aus politischen als aus reinen Geschäftsrücksichten gehandelt hat) steht zu tief, als daß wir uns mit ihr auseinandersetzen könnten. Sie entstammt allzu sichtlich dem Arsenal eines verschweinten Geistes, und wir können nur sowohl den Schreiber, der diese dreckige Verdächtigung zu Papier brachte, als auch das Blatt, das ihr Raum gab, bemitleiden.“

O Freunde, warum diese Töne? Nehmt euch ein Beispiel an Bekessy, der vor dem Richter offen erklärte, er sei ein Geschäftemacher und habe Geld von Castiglioni genommen. Oder verdrießt euch, daß ich euch bei solcher Kleinigkeit ertappte? Wo Ihr doch

eine besondere Animier-Rubrik eingerichtet habt, in der ihr Woche für Woche unter der Marke „Gerüchte und Kombinationen (ohne Gewähr)" regelrecht Tips gebt?

Ich kenne eure milde Denkart. Ich weiß, wie dankbar Ihr seid. Bosel hat euch gegründet. Aber Siegmund Bosel, der wiener Inflationsgewinner, hat — im Gegensatz zu Stinnes und Castiglioni — das Herz, Geld auch ohne direkte Gegenleistung herzugeben. Trotzdem laßt Ihr kaum eine Nummer eures Blattes vorübergehen, ohne eine günstige Notiz über ein Bosel-Werk zu bringen oder Bosels Konkurrenten Castiglioni im Vorübergehen eins auszuwischen. Also, Freunde, warum die falsche Scham?

Vergeblicher Anruf von Moritz Heimann

Hör' meine Stimme, Berg!
Du steigst in Himmelsherrschernähe
und neigst dich jähe, stürzest
mit grauser Lust klufthaft in dich zurück —
hör' meine Stimme, Berg! — du würzest
mit Sternenduft dein eisiges Firnenglück,
in Ströme schäumst du, heiterst auf in Matten,
frisch, und mit Wolkenschatten
und Sonnenblitzen träumst du.

Hör' meine Stimme, Feld: gedehnt und weit,
mit stummer, ew'ger Lust bereit
dem Pflug, dem hin- und wiederkehrenden,
und Regengüssen, dicht und nährenden;
du, im Beharren wechselnd: naß gekrümt,
wenn sich zum Lichte kehrt das Jahr,
dann trocken bald wie Mädchenhaar,
dann grün entrauschend, bunt geblümt,
und lispelnd, wenn du golden reifst,
und singend unterm Sensenhieb,
und Schlacke dann, gedehnt und weit,
dem Pflug bereit, der hin- und wiederkehrt,
und Regen saugend, der dich üppig nährt,
und winterruheschneeerhellt —
hör' meine Stimme, liebes Feld!

Nicht Berg; nicht Feld. In öden Sandeswellen
brennt, brennt die Wüste.
Ach, ich schmachte,
ach, ich vergehe. Stumm war Alles. Nur ein Schakal lachte
und eine Stimme, die im Herzen schrie,
so laut wie ein im Stall verbrennend Vieh.

Bemerkungen

Wilhelminisches Lateinertum

Mit der „fratellanza latina“ hat es schon sprachlich eine recht fragwürdige Bewandtnis: von den Gliedern dieser Bruderschaft ist bei ihnen selbst immer als von „soeurs“ und „sorelle“ die Rede. Aber auch auf der tiefern Ebene der Tatsachen sieht die Sache ein wenig paradox aus. Wenn man so beobachtet, was sich innerhalb ganz kurzer Zeiträume im Umkreis des Mittelmeers und der es näher oder ferner anrainenden romanischen Völkerfamilie begibt, muß man unwillkürlich an den bekannten Spruch nah-östlicher Weisheit denken, der — nach Uebertragung aus dem Jargon — also lautet: „Verwandtschaft ist schön; aber böse muß man mit ihr sein.“ Nun, es ist ja nur menschlich, daß man sich rascher als vom Fremden vom Verwandten zurückgesetzt fühlt, auf dessen ganz besonderes Zartgefühl man Anspruch zu haben glaubt. Unser „Gott strafe England“ ist noch heute ein Gelächter für die Welt und sollte auch für diejenigen Deutschen eine schmerzliche Scham sein, die bedenken, was selbst, ja grade vornehmlich der Rechtsradikalismus seit dem Waffenstillstand Alles von dem Vetter jenseits des Kanals erwartet; wie sich just die Westarp und Helfferich und Hergt bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit auf das „perfide Albion“ als Kronzeugen und großen Bruder berufen.

Aber der Temperaturwechsel der lateinischen Bruderschaft, den man im Verlaufe weniger Wochen vom römischen Thermometer ablesen konnte, ist auch ein hübsches Stück politischer Hysterie und Hypokrisie. Erst fiel man am Tiber dem Spanier um den Hals, nicht ohne über dessen Schulter hinüber hämische Seitenblicke nach Toulon und Marseille zu werfen. Als dann die Briten bei den Balearen ihre nautischen Spiele aufführten, entdeckte man, daß der Spanier doch ein gar zu armer Teufel sei, und daß man gemeinsame Interessen mit den Leuten am Löwengolf habe. Und kaum hat man das Frankreich zugewandte Gesicht in freundliche Falten gezogen, so läßt man es wieder, als diplomatischer und journalistischer Fregoli, Wut blitzen gegen die große lateinische Schwester, weil diese sich der kleinen rumänischen Cousine angenommen hat, die man ebenfalls aus dem Treibhaus der Blutsfreundschaft in die Kühlhalle des Interessengegensatzes gestoßen hatte, als dem „sacro egoismo“ ein russisches Bakschisch, zahlbar nach Bereinigung des beßarabischen Handels, winkte. Und da nun gar der reißende Wolff in Berlin schwarz auf weiß belegen zu können schien, daß das französische Lamm in Gemeinschaft mit dem tschechischen die Wasser des neuesten „mare nostre“ trübte — früher war das die Adria, nach dem Vertrag mit Jugoslawien wurde das westliche Mittelmeerbecken offiziell dazu erklärt —: da war der lateinische Familienzwist fertig und des Dichters eines politischen „Friedensfestes“ nicht unwürdig.

Kurzum: die italienische Presse, vornan die fascistische, hat alle Setzerhände voll zu tun, um der

Begeisterung von gestern die von heute und der Ereiferung von heute die von morgen folgen zu lassen. Man kann nicht sagen, daß die Lautstärke, die sie bei jeder himmelhochjauchzenden Stimmung und jeder zu Tode betrübten Verstimmung des lateinischen Genius anschlägt, grade zur Beruhigung der friedebedürftigen Welt beiträgt; und es ist nicht zu verwundern, wenn das Fallen von einem Extrem ins andre bei den nähern und fernern Nachbarn der „quarta Italia" jenes Lächeln erweckt, das sehr bald in ein andres, viel bedenklicheres Mienenspiel überzugehen pflegt. Wir — wir kennen die Weise wie den Text der Fanfaren, die der doornengekrönte Dulder zu verfassen nicht müde wurde, und haben am eignen Leib den Schaden der notwendig darauf folgenden Chamaden erfahren. Wir können also wohl beurteilen, woher es kommt, daß Herr Mussolini sich jetzt bereits gegen den Vorwurf zu wehren hat, er führe Italien einer Isolierung entgegen. Und wenn man dann gewahrt, daß der neugebackene Vetter des italienischen Königs für derlei Warnungen nur die wörtlich durchgepauste Antwort hat, mit der der andre, der deutsche Autokrat sein Volk so lange geblufft hat, bis es in einen Weltkrieg schlitterte, der jenem leider nicht den Kopf, diesem aber den Kragen gekostet hat: dann muß man an der Gattung homo sapiens verzweifeln, deren klügste Exemplare nicht einmal aus den Fehlern ihrer Nebenmenschen zu lernen vermögen, und deren intelligenteste Völker sich von den frischesten Spuren vor ihren Augen nicht schrecken lassen.

„Keine Entscheidung auf der Welt ohne Italien!" hallt es heute aus dem Munde des absolut herrschenden Italieners durch den an Tenöre so gewöhnten Raum des Teatro Costanzi, genau, wie es ehedem aus dem Munde des absolut herrschenden Deutschen übers Tempelhofer Feld schallte. Der Unterschied ist nicht sehr groß: ob die Trompete von schnurrbartbewehrten oder rasierten Lippen geblasen wird, ändert das Bild höchstens fürs Witzblatt. Schon vor einem Jahr, als die Deutschen noch nicht mittels einer fiktiven Edelvaluta das Budget des „treulosen Bundesgenossen" aufpulverten, dem man nicht ein Stück Brot mehr hatte abnehmen, geschweige denn hatte schenken wollen — schon damals sagte mir ein klug beobachtender Freund aus Neutralien, den ich in Rom traf: „Italien wird wilhelminisch!" *Meridionalis*

Durch Abbau zu Ludendorff!

Obwohl von höchsten Stellen schneidig-lapidare Dementis genügend herausgegeben und — leider — auch von sogenannten demokratischen Zeitungen, oft kommentarlos, veröffentlicht worden sind, bleibt die Tatsache bestehen: daß der Personalabbau im Reich politisch gehandhabt wird. Eben erst hat einer der tüchtigsten republikanischen Beamten, der Ministerialdirektor Dr. Falck, die Leitung der Abteilung V im Reichsministerium des Innern niederlegen müssen; als Chef des Bundesamts für Heimatwesen darf er, der frühere preußische Staatsanwalt, nun ein unpolitisches Dasein fristen. Eben erst hat man den sozialistischen Ministerialdirektor Dr. Brecht, Leiter der Abteilung I des glei-

chen Ministeriums, sowie den stramm linksdemokratischen Ministerialrat Dr. Häntzschel jeder politisch einflußreichen Funktion entkleidet. Jarres glaubte mit dem Sozialisten Brecht ferner nicht zusammenwirken zu können, wird also seine antirepublikanische Arbeit mit einem andern Compagnon fortsetzen. Mit wem? Zum Paladin hat er den Reichskommissar für Ueberwachung der öffentlichen Ordnung ausersehen, Gendarmerieoberst a. D. Kuenzer. Der ist wenigstens Demokrat und trägt überdies ein Monocle. Herrn Jarres sind die Monocles sehr sympathisch.

Nicht immer auch seinen Untergebenen. Aber gewiß hat sich in der Haltung der Beamtenschaft, dem Abbau und den Monocles gegenüber, in letzter Zeit ein bemerkenswerter Wandel vollzogen. Viele sind auf dem Wege von Damaskus nach Byzanz. Zuerst opponierte man heftig und unterließ nicht, auf die tiefgehenden politischen Wirkungen hinzuweisen, wo man konnte. Heute ist der Chor der Opponenten nahezu verstummt. Was an gemäßigten oder linksgerichteten Beamten auf den Lederkissen von Gnaden der Herren Jarres und Luther kleben geblieben ist, hält den Mund. Man wagt nichts mehr zu sagen. Vielleicht sickert doch einmal durch, daß man . . . und dann erfolgt der Hinausschmiß. Die Leute schweigen also unter dem Druck eines regelrechten Terrors, ja: manche von ihnen versuchen sogar, wenn man vorfühlt, die ganze Abbaugeschichte so harmlos wie möglich darzustellen. Sie nehmen Masken vors Gesicht, damit die Kinder was zu essen haben. Ein hoher Beamter, schwarz-rot-golden und daher abbaufähig, mit dem ich über diese Entwicklung der Dinge sprach, und dem ich bemerkte, daß wir doch schließlich in einer Republik leben, lächelte schmerzlich: „Leben wir wirklich in einer Republik?“ Meine heftige Frage: „Was tut der Reichspräsident?“ beantwortete der Herr, indem er wortlos die Handgelenke übers Kreuz legte. So weit sind wir.

Aber: wenn schon Herr Ebert zur sozialistischen Puppe geworden ist, in deren Schatten reaktionäre Herrschaften unbekümmert ihre politischen Gelüste befriedigen können, so bleibt doch unerklärlich, warum der Zentrumsreichskanzler gleichfalls den geruhsamen Zuschauer spielt. Selbst viele seiner Parteifreunde schütteln den Kopf. Und was beginnen die demokratischen Minister? Herr Geßler hält tapfere Wahlreden und wird vermutlich jede Verdächtigung: seine Zunge sei demokratischer als sein Herz, mit Entschiedenheit zurückweisen. Man kann also nur annehmen, daß er fromm vertrauend seine Nachtgebete spricht und schläft — selig lächelnd wie ein satter Säugling. Gleichzeitig aber spinnt, beispielsweise, das ihm unterstellte Reichswehrmi-

nisterium „hintenherum“ Abbauintrigen gegen die preußischen Polizeischulen, die für gewisse Herren dieses Ministeriums allzusehr im Sinne Severings geleitet werden. Auch Dr. Stresemann, zwar Volksparteiler, aber immerhin Außenminister, schweigt sich aus. Grade er müßte auf die traurigen Folgen der Abbau-Methoden, die außenpolitischen Folgen hinweisen. Oder leugnet er diese? Nun, es soll vorkommen, daß im Auswärtigen Amt ausländische Zeitungen gelesen und sogar verstanden werden. Wenn die Herren Referenten sämtliche Artikel über den Abbau der deutschen Republik nur eine Woche lang ihrem Chef vorlegen . . . Aber das ist ja nebensächlich. Wir haben Wichtigeres zu tun!

*

In Belutschistan gab es einmal eine Regierung, die machte keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck, und viele Leute behaupteten: sie habe das Mäntelchen des Tartüff umgetan. *Kurt Isenberg*

Das Mysterium des Rathenau-Mordes!

Kürzlich fuhr ich spät abends auf der Elektrischen nach Hause. Am Potsdamer Platz bestiegen drei Herren, die von einem guten Diner zu kommen schienen, den Perron, auf dem ich in einer Ecke gelehnt stand. Die Drei waren Typen der sogenannten Herrenkaste. Der Erste, dick und rotblond, wurde Herr Regierungsrat genannt. Der Zweite, groß und schlank, mit einem Monocle, war der Typ des Offiziers der alten Armee. Den Dritten kennzeichneten die vielen Durchzieher in dem Mondgesicht als ehemaligen Corpsstudenten; er schien etwas angesäuselt und blinzelte nur ab und zu verständnisvoll mit seinen Glotzaugen.

Sie sprachen sehr leise und standen eng bei einander, sodaß ich nur mit Mühe einzelne Brocken auffangen konnte. Zu Hause angekommen, schrieb ich die Bruchteile der Unterhaltung sofort nieder; nur sind mir leider die meisten Namen unbekannt, sodaß ich für ihre Richtigkeit nicht einstehen kann.

*

Die von mir aufgeschnappte Unterhaltung lautet also:
„Ach, das ist doch kaum möglich!“

„Aber nein: es stimmt. Claß und sein Anhang wollten ihn schon 21 ermorden lassen.“

„Was denn — Claß, dieser ruhige . . .“

„Nach dem Erzberger-Mord hatten sie aber Angst vor der Stimmung.“

— — — — — —— — —— — —— — —— — —— — —

Die Gebrüder Nessel . . . ja, die Beiden von den Ohmann-Werken . . . der Hochgradmaurer Jakobson — ganz recht, der hamburger Anwalt . . . Felter aus Luzern . . . Küchenmeister . . . die brachten die Verbindung mit der O. C. und dem Ausland. Der Jude Kolter, ich jloobe Spa-

nischer Konsul, im übrigen auch Maurer und sonst Oelfritze . . .
Rathenau Zwangswirtschaft aufgehoben . . . dadurch geschädigt.
„Das ist doch kaum glaublich!“

„Ja, Rathenau hat offenbar nicht mehr den Befehlen der
Mahalla gehorcht, sondern eigne Ideen verfolgt . . . daher
die Feindschaft der Maurer.“

— — — — — —— — —— — —— — —— — —— — —

„Geld gab Schiffer, Schiffer Emilio . . . ja, jetzt Genfer
See . . . Geschäfte von allen möglichen höchsten Herrschaften . . .“

„Ist ja unmöglich! Claß und Freimaurer Hand in Hand ?“

„Doch es stimmt! Sie kennen meine Quellen . . .“

„Machen sollte es die erste Kolonne: Richter, Sieder und Fitt,
besoff sich aber . . . Arme Luder von Saaleck ohne Geld . . . wie
Hunde geendet.“

„Via Grandel aufgewärmt . . . bei Ebermayer . . .“

„Das darf auf keinen Fall geschehen!“

„Unbesorgt! Werde Kind schon schaukeln . . . schwierigere Sa-
chen gedeichselt. Fällt unter den Tisch . . . schlimmstens passive
Resistenz!“

„Es darf nichts rauskommen!“

*

Ich war, um besser zu hören, näher herangerutscht. Da be-
merkten mich die Herren. Ueberrascht zwinkerten sie einander zu
und standen, mich mit feindlichen Blicken messend, schweigend bis
zur nächsten Haltestelle, wo sie — gewiß nicht programmäßig —
ausstiegen und im Dunkel verschwanden.

Gesamteindruck: Der Oberreichsanwalt und einzelne Behör-
den wissen Näheres über den Mord an Walther Rathenau. Und
das soll totgeschwiegen werden!
Anfrage: Was weiß der Staatsgerichtshof von dieser Sache?
Warum erfährt die Oeffentlichkeit nichts davon? Wo bleibt das
Verfahren? Achtung: Verdunklungsgefahr! *Ernst Matthes*

Liebe Weltbühne!

Ich habe einen großen Mantel — einen Mantel, von dem
Carl Rößler behauptet, er sei aus einem Indianerzelt gemacht. Dank
diesem Mantel bin ich im Film gewöhnlich amerikanischer Mil-
liardär. Von früh bis zum Theaterbeginn. Von 8 bis 10 Uhr
abends spiele ich in den Münchner Kammerspielen Strindberg.
Von 10 bis 12 Uhr nachts tritt Karl Valentin auf.

Karl Valentin . . . Ich habe ihn zweimal gesehen. Da kann
ich mich nicht mehr halten und klopfe, nachdem ich mich abge-
schminkt habe, im Indianermantel an seine Garderobentür. Er
steckt seine geklebte Nase zur Tür heraus.

„Sie sind der größte Menschendarsteller, den ich je gesehen
habe“, stottere ich. „Stelle mich vor: Steinrück.“

„Steinrück? Der Strindberg-Spüller? Jo, i dacht’, Sö wörn
so’n langer Schwarzer! Sö san ja so’n dicker Reicher . . .“

Antworten

Hans Reimann. Ihr Geenij hat Sie in Breslau verhaften lassen. Sie schreiben mir aus dem Untersuchungsgefängnis, Station C III, Zelle 220: „Das Prächtigste hat sich die ‚Schlesische Tagespost' geleistet. Das müssen Sie abdrucken." Die sechs Zeilen lohnen. „Es ist also in Deutschland so weit gekommen, daß ein deutscher Bundesfürst, der jetzt als Privatmann zurückgezogen und in der Stille lebt, durch republikanische Kriminalbeamte vor billiger Verunglimpfung geschützt werden muß. Natürlich wird Herr Reimann auch daraus Kapital schlagen und geschäftlichen Lorbeer zu ziehen suchen. Deutsche Männer und Frauen sollten aber nicht darauf hineinfallen." Was Wotan weihen wolle! Während die undeutschen gut tun, den ‚Geenij' zu lesen, wenn sie ihn schon nicht hören dürfen.

Deutsche Arbeitnehmer-Partei. Auf deiner Reichsliste stehen obenan die Namen: Müller, Meier, Schulze, Lehmann. Wenn alle deutschen Arbeitnehmer, die einen dieser Namen führen, dich wählen, dann wirst du die stärkste Partei des neuen Reichstags.

Carl Sternheim. Auf den Brief des Verlags Kurt Wolff (erschienen in Nummer 14) antworten Sie: „Kurt Wolff hat, nachdem er in der ‚Weltbühne' in dem gegen die Verleger entbrannten Streit als das von allen Angreifern übereinstimmend markierteste Opfer auf der Walstatt geblieben, für das bessere Publikum der Gegenwart, für die Nachwelt durch meine in nichts von ihm widerlegten Anklagen als Schädling und Schmarotzer an der deutschen Literatur erledigt ist, die ihm wohl aus der münchner Stückluft von höhern Vorbildern kommende Kühnheit, Rechtsverdrehungen zu versuchen, die noch bündig abgetan werden sollen: Kurt Wolff ist seit zwei Monaten durch den Justizrat Rudelsberger in München verklagt, die Neuauflage eines meiner Bücher, zu der er vertraglich verpflichtet ist, zu drucken, verklagt, das mir im voraus zu zahlende Honorar für einige Bücher, die er in Goldmark verkauft, und für die er mich in elendester Weise in Papiermark bezahlt hat, nachzuzahlen. Kurt Wolff ist auch Denunziant: erklärt er wissentlich fälschlich, ich hätte verleumderische Behauptungen gegen ihn in französischen Blättern verbreitet, so beruht diese Lüge, die dazu dienen soll, in seinem münchner Milieu Stimmung zu machen, auf der einzigen Tatsache, daß ich ihm die Uebersetzung des Abdrucks meiner Briefe in der ‚Weltbühne' an ihn, aus den ‚Nouvelles Littéraires' von Frans Masereel ausgeschnitten, und mir gegeben, zuschickte. Und nun Schluß mit dem Menschen!" Vorausgesetzt, daß der so kurzerhand mit sich Schluß machen läßt.

Kleinstädter. Sie wollen wissen, warum Herr Raffke sich nicht entschuldigt, wenn er Ihnen bei Wertheim oder in der Elektrischen oder anderswo auf den Fuß tritt? Ganz einfach: weil es nichts kostet, sich zu entschuldigen.

Weltfremdling. Sie sind so unvorsichtig, die Deutsche Zeitung zu lesen, finden in einem Bericht über die ‚Perlen der Kleopatra' den Satz: „Herr Jacobsohn hat wieder Stoff für ein halb Dutzend gutbezahlte Anreißerartikel über die Göttliche", schicken mir den Wisch und fragen, was dieser Satz bedeuten solle. Ich habe hier zweimal, 1917 und 1918, meine Meinung über Fritzi Massary kundgetan. Jetzt gastiert sie im Theater am Nollendorfplatz. Der geschickte Redakteur des Programmhefts hat sich der beiden Kritiken erinnert, hat bei mir angefragt, ob er daraus einen Artikel machen dürfe, und hat die Erlaubnis bekommen unter der einen Bedingung: daß er mir keinen Pfennig Honorar zahle. O, mein prophetisches Gemüt! — das nämlich geübt ist, Verleumdungen vorauszusehen. Allerdings bin ich — in dem Bewußtsein, seit zwanzig Jahren eine Arbeit zu leisten, die nicht angetastet, sondern höchstens von Schmutzfinken verunreinigt werden kann — gegen Verleumdungen einigermaßen immun, greife nur manchmal eine des Spaßes halber heraus, hätte aber eine so alberne wie diese wirklich nicht der Erwähnung für wert gehalten, wenn nicht der Passus, der auf sie folgt, verzeichnet zu werden verdiente: „Der Triumph der Dirnenmoral — das ist der saubere Ertrag dieses Operettenabends. Er wird vermutlich noch manchen Abend verkündigt werden. Aber von heute in einem Jahr wird derartiges hoffentlich in Berlin und nirgends mehr im Deutschen Reiche möglich sein." Von heut in einem Jahre: das ist der 24. März 1925. Ich lebe an diesem Tage gewiß nicht mehr. Aber zu den Vermächtnissen für meinen Nachfolger gehört die Bitte, wahrheitsgetreu festzustellen, was dann in Berlin und im Deutschen Reich möglich ist.

Mameluck. Auf dem Briefumschlag steht: Sekretariat der Zimmermann-Gesellschaft. Ich zerbrech mir den Kopf: Welcher Zimmermann wird das sein? Der weiland Staatssekretär? Oder der Sanierer Deutsch-Oesterreichs? Oder der wo das Loch gelassen hat? Neugierig öffne ich. Und — Karl, halt' dir senkrecht! — kriege zu lesen: Literarische Gesellschaft zur Förderung der Werke des Dichters Willi Zimmermann

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Přikopy 6.

XX. Jahrgang 17. April 1924 Nummer 16

O Mutter der Gracchen! von Paula Bretschneider

Wo sind Deutschlands Mütter? Oder haben deutsche Söhne keine Mütter? Wie wäre sonst möglich, daß junge Menschen sich zusammenschließen zum Kampf gegen Menschentum und Freiheit und Führern zujubeln, die den alten Geist der Knechtschaft und Unfreiheit wieder aufleben lassen wollen! Die Schmach, die dem Geist des Friedens und der Menschlichkeit von deutschen Männern in München zugefügt worden ist, fällt auch auf die deutschen Frauen zurück. Blumen und Kränze warfen sie diesen Männern zu, und ihre Heilrufe mischten sich mit denen der jungen Patrioten:

Ihr, deutsche Frauen und Mütter, wißt Ihr, was Ihr getan habt, und was Ihr tut? Nein, Ihr wißt es nicht. Es schweben eurer Phantasie verschwommene Bilder vor von der Aufrichtung des alten Reiches in Glanz und in Herrlichkeit. Ihr segelt in einer Wolke von unklaren Vorstellungen und falsch verstandenen Begriffen. Aeußere Macht und innere Ordnung verheißen euch eure Führer, die ihrer eignen Fahrt Wege ebensowenig kennen wie Ihr — nur ist ihnen vielleicht ihr Ziel klarer als euch armen Schwärmerinnen.

Das Ziel ist die Vernichtung der individuellen Freiheit, Vernichtung jedes demokratischen Gedankens, Vernichtung der Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen, Vernichtung der Idee der Völkerversöhnung, Aufrichtung der Allgewalt des Militarismus und des knechtischen Geistes, den er züchtet, Aufrichtung der gottgewollten Obrigkeit, die für jeden Bürger denkt und handelt, Aufrichtung des blanken Schwertes zwischen Volk und Volk, Gewalt nach außen und innen Versklavung.

Habt Ihr Frauen Deutschlands denn vergessen, oder habt Ihr nie gesehen oder sehen wollen, was für ein Volk von Knechten wir in der Aera unsrer höchsten Macht waren? Welcher Mann hätte sich getraut, ein Wort der Kritik an dem verhängnisvollen System des Regiertwerdens zu äußern! Wo wagte in Kirche oder Schule ein Wort sich hervor, das der leitenden Stelle nicht gepaßt hätte? Memmen und Byzantiner waren die Männer der Zeit, die Ihr so heiß zurückersehnt. Kriechen und treten war die Losung. Immer war ja Einer noch tiefer unten, der die Tritte entgegennehmen konnte und sie entgegennahm. Die Verknechtung gewann so bizarre Form, daß fast das ganze Volk vom Geist des Kommiß durchdrungen war. In alle Verhältnisse des Lebens wurde der Begriff: Vorgesetzter und Untergebener getragen — nicht als Mensch zu Mensch stand man sich gegenüber, sondern als Herr und Knecht. Das Ausland hatte diese Kommißhaftigkeit, Verlogenheit, Würdelosigkeit längst erkannt, bevor uns der Blick dafür aufging. Wer wundert sich über die Bezeichnung boche, die Alles umfaßt, was dieses System an Roheit und innerer und äußerer Unkultur mit sich brachte! Wo wir nicht verhaßt waren, waren wir zum mindesten lächerlich. Und das Alles war das Werk solcher

Männer, deren Gesinnung, Weltauffassung und politischen Wünschen Ihr, deutsche Frauen, wieder zu Einfluß und Geltung verhelfen wollt.

Eure Söhne könnten freie Männer in einer freien demokratischen Republik werden, brauchten sich nicht unter der Knute des Militarismus zu ducken, könnten unter eigner Verantwortung helfen am Aufbau eines neuen Deutschland nicht im Zeichen des Schwertes, sondern eines Deutschland im Zeichen des Geistes und der Kultur. Ein solches Deutschland ist keine Utopie, denn es sind genug Kräfte da und Fähigkeiten, die ihm dienstbar gemacht werden können. Aber Eins ist nötig: die Erziehung des Einzelnen zum Menschen.

Und da fängt eure Pflicht an, Ihr deutschen Mütter.
Redet zu euern Söhnen von der Unnatur des Krieges, erzählt ihnen, wie er in Wahrheit aussieht, sagt ihnen, daß er keine, aber auch gar keine Ehre hat, dieser Beweger des Menschengeschicks. Lehrt sie früh, es kann nie zu früh sein, den Krieg gegen Lüge, Unterdrückung, Ungerechtigkeit und helft ihnen, Männer zu werden, die bereit sind, für die Wahrheit zu sterben, den Unterdrückten Befreier zu werden, ihre Kräfte immer in den Dienst der Freiheit, der innern Freiheit des Menschen zu stellen.

Kennt Ihr sie denn nicht, die einzige Mutter, die euch Muster sein mußte? Cornelia, Mutter der Gracchen, warum erbaut man dir keine Altäre, warum dient dir keine Priesterin? Dies sind meine Schätze, dies sind meine Kleinodien! konntest du von deinen Söhnen sagen. Du selbst, aus adligem Geschlecht, Generationen von Feldherren entstammend: wie mußt du an dir gearbeitet haben, aus den überkommenen Vorurteilen der herrschenden Klasse deiner Zeit dich zu lösen! Wie wäre es begreiflich gewesen, wenn du für deine Söhne eine glänzende Karriere, eine Machtstellung im Heer erstrebt hättest! Nein, du erzogst sie zu Menschen, lehrtest sie den Mut der Wahrheit, lenktest ihren Blick auf die Unterdrückten, öffnetest ihr Herz dem Mitleid und ihren Sinn der Gerechtigkeit. Du führtest sie auf den Weg, daß sie, dem römischen Adel der Geburt und des Kapitals Trotz bietend, den ausgebeuteten, rechtlosen, geknechteten römischen Bauern aus seinem größten Elend befreiten. Streiter für Recht und Menschlichkeit, fielen sie im Kampf für ihre Ideale. Die gelehrten Männer sagen, du habest deine Söhne auf diese Bahn geführt aus Ehrgeiz, und weil du gefürchtet habest, es sei kein Lorbeer mehr zu holen für sie in der normalen Laufbahn des Offiziers. Außergewöhnliches aber habest du aus ihnen machen wollen um jeden Preis. Darum habest du auch nicht Tochter des Scipio heißen wollen, sondern Mutter der Gracchen. Ich sehe in diesem Wunsch weniger eine Aeußerung deines Ehrgeizes als ein Bekenntnis zu deinen Söhnen. Aber wenn dein Motiv auch Ehrgeiz war, so hast du ihn in den Dienst eines Ideals gestellt, und damit ist er geheiligt. Du hast deine Söhne ganz bewußt erzogen zu Trägern einer völlig neuen Idee und mußtest wohl damit rechnen, wie gefährlich der Kampf war, den sie gegen Besitz und Macht führen würden. Dennoch

hast du sie beide ihre Bahn ziehen lassen! Die Idee muß dir höher gestanden haben als deine Liebe zu deinen Söhnen. Und wie groß muß diese Liebe gewesen sein, diese enge Verbundenheit zwischen euch, wie sie aus den Worten spricht: Dies sind meine Schätze, meine Kleinodien! Schon als die Helden noch Knaben waren, hatte die Mutter ihren hohen menschlichen Wert über Alles gestellt, und Stolz und Demut dieses Bekenntnisses haben mich immer erschüttert.

Als ich auf der Grenze vom Kind zur Jungfrau stand, klang mir, Cornelia, dein Name zum ersten Mal, brannte heiße Liebe zu dir und tiefstes Mitleid mit dir zugleich in mir auf. Du wurdest mir sublimierteste Verkörperung des Begriffs Mutter, weil höchstes Verantwortungsgefühl sich mit höchster Liebe vereinigte. Da trat in meiner Seele das Bild jener Mutter zurück, zu der ich als gläubiges Kind gebetet hatte. Früh hatte ich empfunden, daß sie, durch deren Seele das Schwert gedrungen war, mit allem Leid vertraut und daher Trösterin und Helferin sein müsse. Aber nun fiel mich auf ein Mal die Erkenntnis an: Mutter war sie eigentlich nur dadurch, daß sie den göttlichen Sohn aus ihrem Schoße entlassen hatte. Verbundenheit war nachher nicht mehr zwischen Mutter und Sohn. „Wisset Ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“ Welche Einsamkeit der Gedankenwelt, welche Fremdheit spricht aus diesen Worten des Knaben! Und später: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen! Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Welten trennen Mutter und Sohn. Er lebt auf einem andern Stern als die, die ihm das Leben gegeben hat. Ja, als er auf Golgatha Abschied nimmt, klingen die Worte: „Sohn, hier hast du eine Mutter, Weib, hier hast du einen Sohn“ wiederum so fremd, so ohne innere Beziehung, pflichtmäßig, möchte ich sagen. Diese Mutter bricht unter dem Schicksal des Menschen zusammen, dem Könige gehuldigt haben, bei dessen Geburt ihr Engel erschienen sind. Unfaßbar, wie ihr die Gedankenwelt des Sohnes war, so unfaßbar ist ihr sein schmachvoller Tod. Wäre ein triumphierender Strahl aus dem Auge der Mutter zu ihm geflogen — in der uferlosen Einsamkeit seines Sterbens hätte er nicht zu klagen brauchen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Dieser Blick der Mutter hätte ihm bestätigt: Du bist Gottes Sohn, du bist die Wahrheit! Daß ihm diese Bejahung seines Werks durch die Mutter fehlte, in der höchsten Not seines Ringens fehlte: das hat gezeigt, daß diese Mutter des Herrn Magd geblieben war, ohne im höchsten Sinne Mutter zu werden.

Dieses passive Muttertum ist rührend in seiner Hilflosigkeit. Uns aber tut Mutterliebe not, die miterlebt mit dem Kinde von Anfang an, die seine besten Kräfte weckt und sie wirken läßt für die Sache der Humanität. Und weil die deutschen Söhne statt zur Humanität zum Stahlhelm streben, darum beschwöre ich deinen Geist, o Mutter der Gracchen! Laß mich vor dir niedersinken und zu deinen Füßen weinen, weinen, weinen über Deutschlands Mütter.

Der Krieg für das Recht von Henri Guilbeaux

In der dritten Republik, die in Wahrheit nichts als eine Finanzmonarchie ist, können sich die Kaufleute, die großen Spekulanten und die neuen Reichen ungestraft mit den schamlosesten Geschäften befassen. Sie sind, de jure oder de facto, von der Steuer befreit. Sie bekümmern sich nicht einmal darum, weil sie sich bewußt sind, im Ministerium oder im Parlament hohe Beschützer — oder vielmehr: ergebene Diener zu haben. Es wird nichts bemerkt.

Erkühnt sich aber ein anständiger Mensch, Dinge auszusprechen, die der Regierung unangenehm sind, so wird das wohl bemerkt, und auf sehr bequeme, juristisch durchaus einwandfreie Art wird ihm bewiesen, daß er einen Fehler gemacht, oder daß er zum mindesten gegen die Gesetze, Dekrete und Vorschriften verstoßen hat. Was tuts, daß er sich um die Republik ungewöhnliche Verdienste erworben hat? Die Diktatur des Kapitalismus zeigt auf diese Weise, daß sie mehr als ein leeres Wort im Munde einer Partei: daß sie eine ebenso mächtige wie unbarmherzige Wirklichkeit ist.

Maurice Wullens, ein bescheidener Lehrer aus dem Norden, hat den „großen Krieg“ mitgemacht, den Krieg, den man den Krieg für das Recht, den Krieg für die Zivilisation genannt hat. Er ging mit, ganz gewiß nicht aus Begeisterung, sondern Leid im Herzen. Niemals vermochte er Haß gegen die Deutschen zu lernen. Er gab nicht einen einzigen Flintenschuß ab — aber er wurde verwundet, schwer verwundet. Für tot im Schützengraben zurückgelassen, wurde er aufgefunden und in die Gefangenschaft abgeführt.

Während die Militärbehörden, auf der Suche nach Helden, ihn im „Tagesbefehl“ erwähnten und ihm das „Kriegskreuz“ zuerkannten, blieb Wullens, von Ambulanz zu Ambulanz mitgeschleppt, von Lazarett zu Lazarett, von Etappe zu Etappe, allen Leiden und Entbehrungen zum Trotz, sich selber und seinem Internationalismus treu, verbrüderte sich mit seinen Pflegern und Aufsehern, studierte die deutsche Sprache und die deutsche Seele.

Eines schönen Tages wurde er in die Heimat zurückgesandt. Kaum wieder in Frankreich angelangt, gab Wullens, während die Barrès, die alten impotenten Generäle und wackern Heimatschützen ihre Kriegsschriften zahllos vermehrten, eine mutige Zeitschrift heraus: ‚Les Humbles‘ (Die Bescheidenen), worin er eine Idee ohne Kompromiß verteidigte. Die Zensur machte ihm viel Aerger; aber ihm gelang, durch dieses verwickelte Drahtverhau voll Widerhaken hindurchzukommen.

Er sammelte auch seine Erinnerungen aus der Gefangenschaft ‚Blätter aus meinem Notizbuche‘ — , schlichte, aber authentische, rührende Erinnerungen, die er seinem „Bruder“ widmete, dem „unbekannten Württemberger, der am 30. Dezember 1914 im Walde von la Grurie großmütig den Todesstoß zurückhielt und mir das Leben rettete“.

Als der Krieg beendet war, setzte Wullens die Herausgabe seiner Zeitschrift fort, während er gleichzeitig seine Lehrtätigkeit in einem kleinen Nest des Nordens wieder aufnahm. Wullens, der ein lächerlich geringes Gehalt bezog, brachte fertig, seine tapfere Zeitschrift schlecht und recht, aber regelmäßig erscheinen zu lassen. Abonnement und

Subskription genügen nicht — man weiß, wie in Frankreich eine Zeitschrift, die als Vorhut kämpft, „existiert“ —; und es ist ein Wunder, daß Wullens seine Bemühungen seit nunmehr fünf Jahren aufrecht erhalten hat. Er opfert einen Teil seines Lehrergehalts dafür und den überaus geringen Betrag der Pension, auf die er als schwer Kriegsverletzter Anspruch hat.

Da, eines schönen Morgens, bekam Wullens vom Bureau der Steuerverwaltung ein offizielles Schreiben, das ihn aufforderte, ausführlich Auskunft über seine geschäftliche Tätigkeit zu geben und seine Buchführung der Kontrolle zu unterbreiten.

Wullens, der nicht für einen Pfennig Kaufmann ist und niemals an Buchführung überhaupt gedacht hat (was er davon kennt, und nur zu gut kennt, das sind die Rechnungen seines Druckers, die oft monatelang unbezahlt liegen bleiben) — Wullens war buchstäblich fassungslos. Er antwortete dem Beamten, daß er in seinen Mußestunden, „anstatt sich wie Maginot zu betrinken oder wie Antonin Dubost in die Bordelle zu laufen“, eine literarische Zeitschrift herausgäbe, daß dies aber keines wegs ein Beruf sei, von dem er lebe.

Alles Sinnes für Ironie bar, schrieb darauf der Steuerbeamte, eine verknöcherte Kanzleiseele, der Gemäldegalerie in Flauberts ‚Bouvard und Pécuchet‘ entstiegen, einen stockernsten Brief, dessen kaufmännischen Charakter er noch unterstrich, um auf den jungen, an geschäftliche Dinge wenig gewöhnten Lehrer Eindruck zu machen. Indem er den „Direktor“ der Zeitschrift ‚Les Humbles‘ dem Direktor des ‚Matin‘ oder des ‚Crédit Lyonnais‘ gleichstellte, verlangte er endlich Angabe seines „Handelszeichens“ und dergleichen.

Die Korrespondenz nahm kein Ende. Ermüdet erklärte Wullens schließlich, daß er seine Zeit besser gebrauchen könne als zu solchen Schreibereien. Darauf erschien ein Finanzbeamter bei Wullens und forderte die unverzügliche Bezahlung völlig willkürlich festgesetzter Steuern. Wullens, eigensinnig, wie ein Mann aus dem Norden sein kann, weigert sich hartnäckig, die von dem offiziellen Pfennigfuchser verlangte Summe zu begleichen. Höchstwahrscheinlich wird man nun seine „Krüppel"-Pension beschlagnahmen.

„Er wird recht haben“, sagt Wullens an der Spitze des neuen Heftes der ‚Humbles‘. „Er wird recht haben. Er wird mich noch besser verstehen lehren, wenn ich es nämlich noch nicht verstanden haben sollte, daß ich ein großartiger Schwachkopf im August 1914 gewesen bin, als ich in den Krieg für das Recht, für die Freiheit und für die Zivilisation zog. Ein großartiger Schwachkopf, ja. Ein hanebüchener Esel, daß ich mir das Fell habe durchlöchern lassen, während Vilgrain seinen Korn-Trust vorbereitete, während Dutasta kondensierte Milch an die feindlichen Armeen lieferte, während viele andre Banditen, betreßt, geschniegelt, mit Orden auf allen Nähten besteckt, sich anschickten, uns die Taschen auszuräumen, da sie uns nicht alle im Verlauf ihrer gemeinen Abschlachterei hatten schröpfen können. Alles das im Namen Frankreichs, der ewigen Beschützerin von Kunst und Wissenschaft!“

Keine französische Zeitung wird die Verteidigung von Wullens aufnehmen.

Wullens, im imperialistischen Krieg verwundet, empfängt eine zweite Wunde — aber dieses Mal ist es nicht ein deutscher Soldat, der

sie ihm beibringt: es ist ein Vertreter der imperialistischen französischen Regierung.

Wullens ist im Tagesbefehl erwähnt worden und hat das „Kriegskreuz“ erhalten. Aber das war im Krieg. Zur Zeit des „Friedens“ von Versailles, während Poincaré und der nationale Block regieren, wird Wullens auf die Liste der „Schuldner“ eingetragen. Man nimmt ihm seine Pension, während die großen Industriellen des Nordens — dort, wo Wullens als Lehrer tätig ist — unter dem Vorwand von Kriegsschäden fabelhafte Summen einsacken und von den Steuern befreit sind.

Geßler von Johannes Fischart

Von dem Landvogt, der über die Schwyzer Lande herrschte, hat er nichts an sich. Keine Theatergestalt. Kein Poseur. Keine Herrennatur. Kein Schreckensmann. Alles andre als das. Eine liebenswürdige, weiche Natur. Ein Mann, den man sich nur mit dem Holzsäbel vorstellen kann, wenn er durch die Räume des waffenstarrenden Reichswehrministeriums schreitet. Ein Mann, der immer verbindlich spricht, der immer lächelt, und der immer der reine Biedermann sein will. Ein Bayer, der jeden Satz anfängt: „Nit wahr . . . Sie werden doch nicht glauben wollen, daß ich das und das getan getan habe! Ist mir gar nicht eingefallen.“

Geßler ist von der Gattung, die, wie es auch kommen mag, stets auf die Füße fällt. Harmlos und heiter schaut er mit blinzelnden Augen in die Welt. Obwohl das Haar schon ergraut ist, hat sein Gesicht etwas Kindliches, etwas Naives, etwas Fraulich-Einnehmendes. Er spricht nicht — er plaudert. Er redet nicht, sondern erzählt Geschichten, mitunter aus den politischen Märchen von Tausend und Einer Nacht. Immer weiß er zu unterhalten, und seine scheinbar offene, joviale und humorvolle Art entwaffnet selbst den erbittertsten Gegner. Aus schwarz macht er im Handumdrehen weiß und aus rot grün. Es kommt Alles nicht so genau darauf an. Der Moment ist entscheidend. Lügen, sagt das Sprichwort, haben kurze Beine. Aus Geßlers Munde haben Dementis sehr lange Beine.

Man glaube aber ja nicht, daß er dumm ist. Er gefällt sich in der Rolle Hamlets, der die Einfalt des Herzens und des Verstandes wie einen Schild vor sich hält. Wie oft habe ich von ihm eine klare Auskunft über den oder jenen Vorgang erhalten wollen; wie oft bin ich ihm begegnet, wenn er grade aus irgendeiner entscheidenden Kabinettssitzung kam! Strahlend reichte er mir die Hand, ging sofort zur Offensive über und fragte mich — mich, was nunmehr geschehen solle. Ich: „Ja, Herr Minister, das will ich ja grade von Ihnen hören.“ Lachend zuckt er die Achseln. „Von mir? Ich weiß gar nichts, ich höre gar nichts, und im Kabinett sagen sie mir auch nichts, denn sie halten mich für dumm.“ Gut gespielt, Hamlet! Gut gelacht. Gut abgewehrt. Dieser Vorfall ist typisch. So ist er in Allem. Kein Genie. Kein großer Denker. Kein großer Rhetoriker. Einer, der bei aller Weichheit seines Wesens die Dinge erst gar nicht dicht

an sich herankommen läßt, um sie desto besser meistern oder, richtiger, um sie desto leichter überspringen zu können. Das Kabinett hat ihn denn auch oft mit heikeln Missionen betraut, vor allem, wenn es galt, auf die Bayern gemütvoll einzureden: beim Kapp-Putsch, bei all den verschiedenen unerquicklichen Anlässen, die unter dem Regime des Herrn v. Kahr immerfort zu Auseinandersetzungen zwischen München und Berlin führten. Seine bayrische Staatsangehörigkeit kam ihm dabei zugute. Aus kleinen Verhältnissen ist er aufgestiegen. Sohn eines Feldwebels. Gymnasium. Studium der Jurisprudenz. Eines Tages Oberbürgermeister von Nürnberg. Auch hier war seine bayrische Bierruhe, auf der als Schaum kleine Witzbläschen lagen, charakteristisch. Er kam mit den Nürnbergern vortrefflich aus. Mit den Stadtvätern hat er mitunter Differenzen gehabt, wie jedes Haupt einer Kommune. Aber die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Geßler schlüpfte, und mochte die Situation noch so schwierig sein, selbst durch die kleinste Masche des Netzes von Schwierigkeiten hindurch.

Nach der Revolution geriet er in die Parteipolitik und hielt sich auf der demokratischen Linie. Man wurde auf ihn aufmerksam, und auf ein Mal war er Minister für den Wiederaufbau. Sofort ging er eifrig an die Sisyphusarbeit der sogenannten Sachlieferungen. Er entwarf Projekte, er schmiedete Pläne, und doch kam er keinen Schritt weiter. Alles blieb auf dem Papier. Nicht, daß grade ihm ein Vorwurf daraus zu machen wäre. Die Umstände verhinderten jede über den Tag hinausgehende gemeinsame Arbeit von Deutschland und Frankreich, um den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete endlich in die Wege zu.leiten.

Da kam der Kapp-Putsch. Geßler reiste nach Bayern, um seine Landsleute vor übereilten Entschlüssen zu bewahren. Seine Aufnahme war frostig; und ob er noch so viel hin und her redete: es war umsonst. Das bayrische Kabinett Hoffmann verschwand geräuschlos in der Versenkung, als General Möhl in München zur „Sicherheit“ des Ministeriums einiges Militär aufmarschieren ließ und durch diesen natürlich unbeabsichtigten Druck das Kabinett auf trockenem Wege schachmatt setzte. Geßler fuhr nach Stuttgart, wohin sich der Reichspräsident, das Rumpfkabinett und der Torso der Nationalversammlung vor den Kappisten geflüchtet hatte. Noske, der Reichswehrminister, war, obwohl Ebert und Scheidemann ihn zu stützen versuchten, nicht mehr zu halten. In Berlin kam nach dem Zusammenbruch des Kapp-Putsches und dem Zwischenstadium des Generalstreiks ein neues Kabinett unter dem Sozialdemokraten Müller-Franken zustande. Wer sollte Noskes Nachfolger werden? Das war die schwierigste Frage. Die Sozialdemokraten präsentierten den Reichstagsabgeordneten Otto Wels, den Berliner Stadtkommandanten der Revolutionszeit, diese rauhe Kehle mit der starken Faust. Die Reichswehr, insbesondere die Generalität zuckte unmutig mit den Wimpern. Die beiden andern Koalitionsparteien: das Zentrum und die Demokraten erhoben Einwendungen. Wels wurde von seinen Parteigenossen fallen gelassen. Ein langes

Hin- und Herberaten begann. Alle möglichen Namen tauchten auf. Schließlich verfiel man auf Geßler.

Der nahm die Berufung an, und nun stellte er sich zur Aufgabe, die Armee, die von dem Kapp-Putsch innerlich und äußerlich nicht unberührt geblieben war, Schritt vor Schritt der politischen Debatte und damit der Liebe und dem Haß der Parteien zu entziehen. Gleichzeitig interessierte er sich für die soziale und wirtschaftliche Lage der Söldner, denen nach zwölfjähriger Dienstzeit der Weg in das bürgerliche Berufsleben durch systematische Vorbereitung auf handelstechnischem oder handwerklichem Gebiete geebnet werden sollte. Der Versuch, die Reichswehr zu entpolitisieren, gelang. Die Armee verschwand allmählich aus der öffentlichen Diskussion. Aber nur eine Zeitlang.

Dann wucherten die illegalen Verbände, die Bünde und Organisationen der Rechtsradikalen wie Schmarotzerpflanzen an dem Baum der Reichswehr höher und höher. Offiziere, selbst Mannschaften wurden in die Auseinandersetzungen der legalen und illegalen Verbände hineingezogen. Der deutschvölkische Wurm fraß stellenweise selbst im Reichswehrministerium weiter und drohte die ganze Reichswehr zu infizieren — als der Küstriner Putsch und gleichzeitig der November-Putsch der Ludendorff und Hitler in Bayern dazwischenkam. Zum Vollzugsorgan des militärischen Ausnahmezustandes, der vom Reichskabinett über das ganze Reichsgebiet verhängt wurde, wurde Geßler ernannt. Später trat der Chef der Armee, General v. Seeckt, an seine Stelle, um ihn wieder frei zu machen für die organisatorischen und für die politisch-parlamentarischen Aufgaben im Kabinett und im Reichstag. Der bayrische Divisionschef, General v. Lossow, kündigte Berlin den Gehorsam auf, Reichswehr marschierte erst in Sachsen, dann in Thüringen ein, kurz: im Handumdrehen war die Armee wieder mitten in das politische Getriebe hineingeraten. Anklagen wurden wider Geßler erhoben. Die Beschwerden über Uebergriffe der Truppen in den „besetzten“ Gebieten wurden lauter und eindringlicher — aber der ruhende Punkt in der Erscheinungen Flucht, auch bei wiederholten Kabinettswechseln, war der lächelnde Geßler.

Er ist heute derjenige Minister in der Regierung, der einem fortwährend erzählt, wie amtsmüde er sei, der aber am längsten, fast fünf Jahre, im Kabinett sitzt, und der sich von einem Ministerium ins andre hinübergelächelt hat, welche Parteifärbung es immer haben mochte. So wird er in der politischen Geschichte Deutschlands weiterleben als der lächelnde Geßler.

Wahrheiten von Logau

Wahlkampf

Wenn Leisten und Versprechen
nur ehlich würden werden:
Es würden ihre Kinder
vertreiben viel Beschwerden.

Steuer

Wenn so oft an Gott man dachte,
als man an die Steuer denkt,
wär’ uns, glaub’ ich, längst zu Rechte
Fried und Ruh von Gott geschenkt.

Genossen oder Honores mutant mores

Wer auf hohem Stuhle sitzt
und sich auf beide Arme stützt,
der ist schwerlich aufzubringen,
den Bedrängten beizuspringen.

XXXIII. Die um Stinnes

Ein Mann wie Hugo Stinnes, der ein Riesenindustriereich beherrschte, und dessen imperialistischer Drang darauf gerichtet war, immer neue Reiche zu erobern, konnte natürlich nicht Alles allein machen. Er brauchte nicht nur Handlanger, die seine Aufträge ausführten und seinen Besitz nach den Weisungen des Herrn verwalteten, er brauchte selbständige Mitarbeiter mit Führereigenschaften — er hat sie auch gefunden, ein Beweis dafür, daß diesem in vieler Hinsicht so außerordentlichen Menschen auch die Eigenschaft nicht gefehlt hat, die Außerordentlichkeit andrer Menschen zu erkennen und, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze der Selbständigkeit, neben sich zu dulden. Dieser Stinnes verstand nicht nur, zu führen, zu herrschen, sondern er verstand auch, Andern freie Bahn zu lassen und ihnen weit zu folgen, allerdings nicht bis zur Selbstverleugnung seines politischen (manchmal vielleicht bis zur Selbstverleugnung seines geschäftlichen) Prinzips. In der Zahl der großen Transaktionen und Kombinationen, die unter seinem Namen verwirklicht worden sind, befand sich manch eine, die nicht seinem Kopf entsprungen ist, die von Andern inspiriert und durchgeführt wurde, und das große Firmenschild deckte nicht nur den Expansionsdrang des Meisters, sondern auch den seiner Jünger. Weil das eigne Wesensgesetz des Trustkönigs Expansion war und sein Urteil über Leistungen Andrer sich naturgemäß nach diesem seinem eignen Wesensgesetz richtete, stellten sich auch die Mitarbeiter — jeder in seinem Kreise — auf Expansion ein. Und der Wettlauf der verschiedenen expansiven Temperamente oder Ehrgeize führte manchmal im Gesamtkreis zu einem unruhigen Durcheinander, gradeso wie die von verschiedenen Punkten aus eingefädelten Organisationen den ganzen Kreis manchmal mit Ueberorganisation belasteten.

*

Der organisatorische Mittelpunkt des mülheimer Geschäfts ist Hermann Thomas, Amtsrichter a. D., eine vorwiegend verwaltende Natur, deren solide Geschäftsruhe den schwerindustriellen Unternehmungen des Konzerns die feste Stütze bietet. Kein Heißsporn, kein Finder, Grübler und Kombinator, sondern eine zuverlässige Hand, die doch Schwung genug hat, dem phantasiebeflügelten Geiste des Meisters die Linien der Entwürfe nachzuzeichnen und das Bild zwischen den Linien, soweit es geht, planmäßig auszutuschen. Manchmal Retardator, Bremser, Revisionsinstanz, die die Macht hat, auch einmal (nicht allzu oft freilich) zu verhindern, weil sie die Fähigkeit hat, so Vieles willig auszuführen. Ihre Domäne: Innendienst mit verhältnismäßig seltenem Hervortreten nach außen, doch repräsentativ genug, um den Konzern in einer Reihe bedeutender Beteiligungsunternehmen vertreten zu können und in keinem wichtigen Generalrat zu fehlen.

*

Eine verwandte Natur ist Albert Vögler, Generaldirektor der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten A. G., also derjenigen Gesellschaft, die den eigentlichen Stinnes-Bestandteil in der großen Interessengemeinschaft Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union bildet. Gleichfalls solide rheinisch-westfälische Schwerindustrie-Natur, aber ohne Schwerfälligkeit und fast ohne die sprichwörtliche westfälische Dickschädligkeit, im Vergleich zu dem sturen Kirdorf fast elastisch und bewegungsschnell. Einer der fähigsten Eisenleute des Westens, energisch, zielklar und selbständig. Das war er sogar, bis zu einem gewissen Grade, dem großen Oberchef Stinnes gegenüber. In der Nationalversammlung der nicht geliebten Republik volksparteilicher Abgeordneter und neben dem gewandtern Hugenberg, dem frühern Krupp-Direktor und jetzigen Inspirator des Hugenbergschen Zeitungs-, Korrespondenz- und Annoncenbüro-Konzerns (der schwerindustriellen Konkurrenz gegen die liberalen Zeitungskönige Mosse und Ullstein), ein kräftiger Opponent und Zwischenrufer wider Revolutionsgeist und Sozialdemokratie. Dabei doch im Herzen kein glatter Intrigant und scharfmacherischer Streber wie mancher Andre, sondern ein anständiger, grader Charakter, der als Aufsichtsrat der Deutschen Werke in das scheinheilige Geheul der Konkurrenten gegen den Kahn-Vertrag nicht einstimmte, sondern sich sachlich und redlich um Vermittlung bemühte. Aus seiner schwerindustriellen Haut kann natürlich auch ein Mann wie Vögler nicht heraus. Auf der Industrietagung der deutschen Arbeitgeberverbände meinte er, man habe der Industrie vorgeworfen, daß sie nur negiert und keine positiven Vorschläge für eine bessere Staatspolitik gemacht habe, aber es sei doch jetzt erwiesen, daß die Industrie wenigstens die richtige Vorstellung vom Staate gehabt habe. Die der Ansicht sind, daß die richtige Vorstellung vom Staate nicht darin besteht, ein Höchstmaß von Einfluß im Staate mit einem Mindestmaß von Pflichten gegenüber dem Staat zu verbinden, werden freilich andrer Meinung sein.

*

Generaldirektor der Abteilung Berlin des Stinnes-Konzerns war bis vor kurzem

Friedrich Minoux,

zweifellos die interessanteste Persönlichkeit unter den Mitarbeitern des Hugo Stinnes. Der „große Mülheimer“ hat ihn buchstäblich aus dem Dunkel einer kleinen, fast subalternen Stellung geholt und schnell auf den seiner Begabung zukommenden Platz gestellt. Als Hugo Stinnes sich mit dem Abbau des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes beschäftigte, merkte er, daß ihm von einer bestimmten Seite ebenso hartnäckiger wie überlegter Widerstand geleistet wurde. Er ging der Spur nach und stieß bei irgendeiner kommunalen Elektrizitäts- oder Gaswerksgesellschaft auf Friedrich Minoux. Stinnes glaubte, diesen Widerstand am leichtesten überwinden zu können, indem er den Mann engagierte. Er erreichte mehr als nur die Beseitigung einer kleinen Unbequemlich-

keit. In kurzer Zeit war aus dem kleinen Gaswerksdirektor eine große Nummer im mächtigen Stinnes-Konzern geworden, denn Minoux erwies sich im Positiven noch weit erfolgreicher als im Negativen. Ein überbeweglicher Kopf, aus dem die Geschäftsgedanken nur so hervorsprudelten. Dabei ein kritisches Urteil, das zu werten und zu sichten verstand und nicht leicht duldete, daß die überreiche Erfindungs- und Kombinationsgabe dieses Kopfes in Projektemacherei ausartete. In den Expansionismus der Inflations-Aera stürzte Minoux sich mit einem gradezu feurigen Temperament. Nicht wenige der großen Stinnes-Transaktionen sind seinem Kopfe entsprungen, die meisten der großen Finanzierungen liefen durch seine Hände, und eine außerordentliche Fähigkeit zum Ueberblick und zur geschäftlichen Polyphonie ermöglichte ihm, eine Anzahl von Strippen zugleich mit seinen Fingern zu dirigieren. Und trotzdem er das anfeuernde, das beflügelnde Element der Geschäfte war, hatten Mitarbeiter und Geschäftsfreunde doch niemals das Gefühl der Nervosität und jagenden Unruhe, wenn sie in seinem Umkreise waren. Sondern er bildete in dem „Warenhaus für Sachwerte“, wie die berliner Abteilung des Konzerns genannt wurde, trotzdem den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht dank der Klarheit seiner Instruktionen, der Sicherheit seiner Dispositionen. Schließlich wurde die Macht dieses Mannes im Konzern und selbst dem Konzernoberhaupt gegenüber so groß, daß man manchmal die Empfindung hatte, die Rollen zwischen Diener und Herrn seien vertauscht.

Für die Außenstehenden entstand so der Eindruck, daß dieser Minoux, der Reichskanzler des stinnesischen Reiches, auch ganz in den Geist des Stinnesschen Wirtschaftssystems aufgegangen sei, ja daß er persönlich diesen Geist privatwirtschaftlicher Hypertrophie sogar noch übertrumpfe. Dieser Eindruck wurde durch sein Auftreten vor dem vom Reichstag eingesetzten Untersuchungsausschuß über die Gründe für die Sprengung der Markstützung im Juli 1923 noch verstärkt. In der Presse war diese Sprengung auf gehäufte Kaufaufträge für Devisen, besonders für englische Pfunde zurückgeführt worden, die die Firma Stinnes mit Vorliebe im Devisenfreiverkehr unter Umgehung des von der Reichsbank kontrollierten amtlichen Verkehrs aufgegeben habe. Minoux trat vor dem Untersuchungsausschuß sehr selbstbewußt, beinah provozierend auf (fast so wie Ludendorff vor dem Reichstagsausschuß, der die Gründe des militärischen Zusammenbruchs untersuchen sollte). Er stellte fest, daß die fraglichen Devisenaufträge zum Zweck des Kaufs englischer Kohlen für die Reichseisenbahn von der Kohlenimportabteilung der Firma Stinnes erteilt worden seien — die Reichsbahn freilich hatte gemeint, Stinnes werde die Devisen aus seinen eignen Beständen vorstrecken — , und benutzte die Gelegenheit, um in einem großangelegten Plaidoyer die ganze Stinnessche Geschäftspolitik zu verteidigen. Dabei stellte er die Behauptung auf, daß die Devisenbilanz des Hauses Stinnes chronisch passiv sei, ohne daß die wenig auf der Höhe der Situation stehenden Leiter des Untersuchungsausschusses die naheliegende Gegenfrage stellten, wie bei so passiver Devisen-

bilanz möglich gewesen sei, daß der Stinnes-Konzern seinen Besitz an Auslandsunternehmungen ständig erweiterte.

Grade weil Minoux sich im Juli 1923 vor dem Untersuchungsausschuß so rückhaltlos für das System Stinnes eingesetzt hatte, war man erstaunt, als ein paar Monate später, nach dem Zusammenbruch des passiven Widerstandes, bekannt wurde, daß der Generaldirektor aus dem Stinnes-Konzern ausgeschieden sei. Man munkelte zuerst, daß Minoux sich von nun an ganz der Politik widmen wolle und darum allen geschäftlichen Ballast von sich geworfen habe. Bald aber wurde bekannt, daß es ein Zerwürfnis gegeben habe, und zwar einen Eclat schroffster Art, nicht wegen geschäftlicher, sondern wegen wirtschaftspolitischer und politischer Gegensätze. Im August 1923 hatte nämlich Minoux unter dem Pseudonym Friedrich Pilot einen Aufsatz in den beiden berliner Stinnes-Organen veröffentlicht, der ein Kapitel aus einer ungedruckten Arbeit; ‚Deutschlands Not und Rettung' darstellte und ein großes Programm für die sofort einzuleitende Reform der deutschen Währung entwarf. Die lapidaren Einleitungsworte dieses vielbeachteten Aufsatzes lauteten: „Die Papiergeldwirtschaft kann und muß sofort aufgehoben und die Goldwährung wiedereingeführt werden." In dem Aufsatz wurde erklärt, daß ohne eine vorangegangene Währungsreform von der Geldseite her die deutsche Wirtschaft nicht wiederaufgebaut werden könnte. Durch eine einmalige Abgabe von 5 Prozent auf alle Landwirtschafts- und Industrievermögen, die sogar mit dem verpönten Schlagwort „Erfassung der Sachwerte" charakterisiert war, sollte eine Immobiliardeckung im Betrage von 10 Milliarden Mark-geschaffen werden, auf Grund deren ein entsprechender Betrag von Reichspfandbriefen ausgegeben und die Unterlage für die Schaffung eines Sachwertgeldes gewonnen werden sollte, ähnlich demjenigen, das nachher in Form der Rentenmark tatsächlich zur Emission gebracht worden ist. Dieser Währungsplan, der in einigen Punkten, zum Beispiel in der geldmarktentsprechendern Verzinsung der Pfandbriefe mit 9 Prozent, zweckmäßiger, in andern Punkten, namentlich in dem übermäßigen Umfang der Notenausgabe, schlechter war als der schließlich ausgeführte Rentenmarkplan, widersprach der bisherigen Stinnesschen Währungspolitik, die eine Währungsgesundung nur als Folge einer Wirtschaftsgesundung für möglich hielt, aufs schärfste. Und da sich außerdem in jenem Aufsatz noch Sätze fanden wie der, daß die Eisenbahnen dem Reiche als sein wertvollster Sachbesitz unbedingt erhalten bleiben müßten (während des Chefs ganzes Sinnen und Trachten auf eine Entstaatlichung und Privatisierung der Eisenbahnen — das heißt: auf ihre Uebernahme durch die Schwerindustrie hingegangen waren), wurden hier Gegensätze zwischen dem größten Inflationsnutznießer und seinem ersten Diener offengelegt. Sie kamen allerdings der Oeffentlichkeit deswegen noch nicht sofort zum Bewußtsein, weil man aus dem Artikel folgerte, nicht nur der Autor, sondern auch sein Herr habe unter dem Eindruck der Währungskatastrophe umgelernt. Männer wie Hugo Stinnes lernen aber nie um — erweisen sich ihre Ansichten als falsch, so sind natürlich Andre, nicht sie daran schuld.

Daß Stinnes diesmal nicht hinter seinem Minoux stand, daß
er diesen Minoux nicht zur Vorbereitung eines eignen Gesinnungswechsels vorgeschickt hatte, deutete sich ein paar Wochen später an. Dieselben Stinnes-Blätter, die jenen immerhin gedankenreichen und von volkwirtschaftlichem Verantwortungsgefühl zeugenden Aufsatz veröffentlicht hatten, druckten nun das anonyme Elaborat eines „führenden Großindustriellen" ab, worin mit eigensinniger Gedankendürre, in Worten, aus denen Verärgerung und Unbelehrbarkeit sprachen, unter dem prätentiösen Titel „Wahrheit" ausgeführt wurde, daß Friedrich Pilots Vorschläge zur Währungsreform zwar sehr beachtenswert seien, daß aber die Hauptsache doch eine zweistündige Mehrarbeit sei und bleibe. Der Verfasser dieses Aufsatzes war kein andrer als Hugo Stinnes selbst. Kurze Zeit später kam es zu einem scharfen Zusammenstoß zwischen Herrn und Diener, und an demselben Tage noch verließ Friedrich Minoux brüsk und ohne Abschied seinen Posten im Hause Stinnes. Ihm, der nach der Schilderung seiner Freunde volkswirtschaftlichen, ja gemeinwirtschaftlichen Erwägungen nie unzugänglich gewesen war, den manche dieser Freunde jetzt als Wirtschaftsimperialisten „mit kommunistischem Einschlag" schildern, dessen Heilungsprogramm scharfe zwangswirtschaftliche Kontrollen der Produktion, des Außenhandels und der Devisenwirtschaft nicht ausschloß, ihm waren — spät, sehr spät — die Augen aufgegangen über seinen Herrn und Meister, über den Mann, dessen unheilvolle Inflations- und Katastrophenpolitik Deutschlands Wirtschaft bewußt zum Konkurs treiben wollte, um aus dem Reparationszwang mit einer billigen Quote herauszukommen, der aber im Rahmen dieser volkswirtschaftlichen Konkurspolitik doch seinen persönlichen Besitz ungeheuer vermehrt hatte. Eine schärfere Kritik an dem Menschen und an dem Wirtschaftspolitiker Stinnes als die nur aus volkswirtschaftlichem Abscheu (aus keinem geschäftlichen Grunde) veranlaßte Abkehr dieses Eingeweihtesten und Vertrautesten kann es überhaupt nicht geben. Sie beweist, daß dieser Stinnes von Denjenigen, die ihn von Anfang an als eine rein privatwirtschaftliche Instinkt- und Gewaltnatur beurteilt haben, nicht voreingenommen und nicht falsch beurteilt worden ist. Dabei ist Minoux ganz gewiß jeder demokratischen Denkart so unverdächtig wie nur möglich. Mit Herrn Henrich, dem Generaldirektor der zum Reichsbesitz gehörenden ‚Deutschen Werke A.-G.', zählt er zu Denjenigen, die den „unfruchtbaren Parlamentarismus" beiseite werfen und die deutsche „Revolution", ähnlich wie die französische durch ein Direktorium mit diktatorischen Vollmachten liquidieren lassen wollten. Dieser Gedanke mochte richtig oder falsch sein: es war ein aus Staatsgesinnung entsprungener Gedanke, und in diesem Punkt: in der Staatsgesinnung unterschied sich Minoux von Stinnes, für den es eigentlich immer nur eine Privatgesinnung gegeben hat.

*

Die leitende Stellung im berliner Stinnes-Geschäft hat seit diesem Wechsel Edmund Stinnes inne, Hugos ältester Sohn, der heute im Alter von 27 Jahren steht und bisher in verschiedenen

Kommissionen, zum Beispiel; bei der Verwaltung der Stinnesschen Interessen an der Alpinen Montangesellschaft, verwendet worden ist. Stinnes hat vier Söhne hinterlassen, und seine Absicht ging offenbar dahin, die wichtigsten Posten im Konzern ihnen zu übertragen, um auf diese Weise den Zusammenhang des nicht grade homogenen Gebildes durch familiendynastische Fäden zu festigen. Hugos Söhne sind in verhältnismäßig jungen Jahren auf leitende Posten gestellt worden; besonders Hugo Stinnes junior, der zweite Sohn, steht schon seit ein paar Jahren an der Spitze der hamburger Firma mit ihren großen Importhandels- und Schiffahrtsinteressen. Auch der dritte Sohn Ernst, der gegenwärtig noch dem Studium der Chemie obliegt, ist schon im Konzern tätig und offenbar zum Leiter des Departements „Chemie und Oel" ausersehen. Alle diese Söhne werden als intelligent und arbeitsam geschildert — ob ein aus ihnen zu bildendes Kollegium das Genie des Vaters, ob einer von ihnen jemals eine Kraft wie Minoux zu ersetzen imstande sein wird, ist natürlich nicht vorauszusagen. Vielleicht wird die Vielzahl der Erben sich als zersetzendes statt als zusammenhaltendes Element in dem unorganischen Konglomerat erweisen, das trotz allen horizontalen und vertikalen Vertrustungsideen der Stinnes-Konzern darstellt.

*

Auch die Frauen der Familie Stinnes sind in der mit Hochspannung erfüllten Geschäftsatmosphäre, die das Familienoberhaupt ständig umgab, zu Geschäftsmenschen geworden. (Selbst nach Feierabend wurde ja in der Heimburg, dem vor einigen Jahren „gegründeten" Ahnenschloß, der Strom nicht ausgeschaltet, und nicht selten hing der Schloßherr um Mitternacht noch am Telephon, um „in aller Ruhe" mit seinen auswärtigen Sachwaltern die Geschäfte durchzusprechen.) Hugos Gattin Cläre, geborene Wagenknecht, interessiert sich lebhaft für alle größern Transaktionen, läßt sich die wichtigern Eingänge und Akten vorlegen und dokumentiert auch äußerlich ihre Beteiligung an den Geschäften dadurch, daß sie sich in den Aufsichtsrat der „Aktien-Gesellschaft Hugo Stinnes für Seeschiffahrt" in Hamburg wählen ließ und zwar keineswegs nur als Figurantin. Hugos älteste Tochter Cläre Nore Hugo Stinnes — alle Kinder, auch die Töchter, führen in echt dynastischer Weise den Vornamen des Vaters vor ihrem eigentlichen Namen — ist gleichfalls geschäftsvertraut und geschäftsbeflissen. Von ihr wird erzählt, daß sie bei einem Besuch der südamerikanischen Zweigniederlassungen, die unter der Firma der Wagenknechtschen Verwandten laufen, gründlich Ordnung geschaffen und eine Anzahl dort eingenisteter „Offiziers-Kaufleute" an die Luft befördert habe. Hilde Hugo Stinnes ist vorläufig nur dadurch hervorgetreten, daß ein Schiff der Stinnes-Linien mit ihrem Namen getauft wurde.

*

Von den fremden Mitarbeitern sind sonst nur noch wenige der großen Oeffentlichkeit bekanntgeworden. Karl Fehrmann, Direktor der Abteilung Rußland des Stinnes-Konzerns, sollte, als das Lubersac-Abkommen ein großes Wiederaufbaugeschäft in

Frankreich erwarten ließ, die Leitung der Aktien-Gesellschaft für Hoch- und Tiefbauten, der von Stinnes in Aussicht genommenen Auftrags- und Bauvermittlungsgesellschaft übernehmen und dafür sorgen, daß die Zwischenprovisionen von sechs Prozent richtig eingingen. Auch Eugen Vögler, Albert Vöglers Bruder, war zur Mitarbeit an diesem sechsprozentigen Provisionsgeschäft der Sachlieferungen vorgesehen. Als politischer und publizistischer Verbindungsmann des Chefs figurierte der Kapitänleutnant a. D. Humann, eine sehr geschmeidige und formüberlegene Natur, die auch die Verbindung zwischen Stinnes und seiner Deutschen Allgemeinen Zeitung herstellte und durch Weitergabe gewisser, die jeweiligen Auffassungen des Konzernoberhaupts ausdrückender Bulletins dafür sorgte, daß die den Redaktionen grundsätzlich zugestandene Meinungs- und Schreibfreiheit nicht falsche Wege ging.

*

Es ist natürlich nicht möglich, zu tief in die Personalverhältnisse des Stinnes-Konzerns hineinzuleuchten und aus dem Heer der Helfer zweiten und dritten Ranges, der Leiter aller der vielen Industrieunternehmungen, Handels- und Transportgeschäfte, Landgüter und Forsten, die zu dem Stinnes-Konzern gehören, auch nur die Stabsoffiziere herauszuheben. Kenner des Innendienstes haben behauptet, die Organisation des Riesenkomplexes funktionierte nicht immer straff und elastisch, hier und da störten Spuren von Ueberorganisation und Uebergeschäftigkeit die Arbeit der einzelnen Glieder, und die Vorliebe des leitenden Kopfes für das Entwerfen neuer Kombinationen, seine nicht gleich große Geduld zur Durchbildung hätten dahin geführt, daß in der Verwaltung manchmal ein Mangel an Beständigkeit und Klarheit, der sich bis zum Durcheinander steigern konnte, zu beobachten war. Hugo Stinnes, dieser Kontormensch reinsten Geblüts, hatte dazu eine Schwäche für ehemalige Offiziere der preußischen Armee, und diese Schwäche — die teils auf wirklicher Schätzung der Qualitäten des preußischen Offiziers, teils auf politischem Frondieren beruhte — hat ihn vielleicht verleitet, eine größere Anzahl solcher Offiziere in seinen Büros unterzubringen, als diesen zuträglich ist (der aus dem Marloh-Prozeß bekannte Hauptmann von Kessel, zum Beispiel, ist seit einiger Zeit Leiter der Stinnesschen Hotelunternehmungen).

*

Nun hat der große Trustkönig früher als er selbst geglaubt hatte, die Zügel aus der Hand hat legen müssen — noch dazu in einem Augenblick, wo die schwere Zeit der Konsolidierung für die mit raschen, genialischen Inflationsgriffen zusammengeschlagenen Unternehmungen angebrochen ist. Jetzt werden Die um Stinnes zeigen müssen , ob sie mit den Problemen der Intensivierung ebenso gut fertig werden wie ihr Meister mit den Problemen der Expansion. Hugo Stinnes war es nicht vergönnt, sein Werk aus dem Stadium des Sturms und Drangs in das Stadium der Reife zu führen. Seine Jünger und Schüler werden schnell reifen müssen, wenn es ihnen gelingen soll.

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

III.

Als ich noch im Flügelkleide . . .

Das sogenannte Licht der Welt habe ich in Mönchmotschelnitz erblickt. In einem mächtigen alten Kasten, der früher zu dem Besitz der Familie v. Motschelnitz gehört hatte. Bis einmal von zwei Brüdern der eine Mönch wurde, während der andre keine Neigung zum Keuschheitsgelübde verspürte. Der Besitz wurde geteilt. Der Laie setzte sich auf Herrenmotschelnitz fest, während Mönchmotschelnitz an das Zisterzienser-Kloster Leubus vermacht wurde.

Mönchmotschelnitz stellte die Villeggiatur der Leubuser Mönche dar. Wenn sie sich dort aufhielten, waren sie von dem Fastengebot und andern Klosterregeln dispensiert. Sie pflegten dann vor allem der Jagd und der Fischerei sich zu widmen. Es sollen Leute gewesen sein, die zu leben verstanden. Sie hatten ja auch bei Leubus an der Oder einen Weinberg angelegt, dessen edle Gewächse denen von Grünberg nichts nachgaben.

Unser Haus, von der ganzen Dorfbevölkerung Schloß genannt, war riesengroß. Allerdings barg es unter seinem Dach auch noch die katholische Kirche, aus der zum Entsetzen meines Vaters immer der Weihrauchduft unsre Zimmer durchzog. Aber es blieben uns doch noch so viel Räume, daß fast ein Dutzend davon für gewöhnlich überhaupt nicht benutzt wurden. Gegenüber lag das Gesindehaus. Darin wohnten die verheirateten Knechte alle zusammen. Jede Familie — und die Familien waren oft unglaublich kopfreich — hatte nur Eine Stube. In dieser Stube wurde in Gegenwart der andern Kinder gezeugt, geboren und gestorben. Ein großer Raum enthielt die gemeinsame Küche für das Dutzend Familien, was die Harmonie der Frauen außerordentlich förderte, wie die oft bis zum Schloß hinhallenden Laute uns lehrten.

Ich wies meinen Vater manchmal auf die Ungehörigkeit dieser Wohnungsverhältnisse hin. Er gab zu, die Sache sei nicht schön. Aber, so fügte er hinzu, die Leute wollen es gar nicht anders haben. Und zum vermeintlichen Beweis erzählte er dann die Geschichte des Herrn von Alt-Wohlau, der seinen Knechten ein prächtiges Gesindehaus mit je zwei Zimmern und einer Kammer für jede Familie gebaut habe. Da hätten die Leute erklärt, die vielen Räume machten ihnen zu viel Mühe und seien im Winter auch zu kalt. Und hätten deshalb doch alle in Einem Raum zusammen gehockt.

Mein alter Freund Hans Leuß pflegte zu sagen, meine politische Entwicklung sei zu einem wesentlichen Teil dadurch bestimmt worden, daß ich in dem preußischen Kreise mit den niedrigsten Arbeiterlöhnen aufgewachsen sei. Ein Körnchen Wahrheit kann in dieser Behauptung liegen.

Eins unsrer Nachbargüter hieß Cunern. Dort hauste ein Hauptmann der Reserve Hamscher. Der Mann zahlte seinen Arbeiterinnen 30 Pfennige, den Männern 50 Pfennige Tagelohn. Sie bekamen nicht etwa Naturalien oder wenigstens Wohnung

nebenbei: die paar Pfennige waren ihre Nettoeinnahme, wenigstens die legale. Als nämlich der Landrat einmal den Herrn Hamscher darauf aufmerksam machte, daß bei solchen Löhnen die Leute doch gezwungen seien, zu stehlen, erwiderte der Hauptmann: „Das weiß ich wohl — aber ich komme dabei immer noch billiger weg, als wenn ich höhere Löhne zahlte."

Auf dem Rittergut Cunern gab es auch ein Armenhaus, worin die auf dem Gut unterstützungsberechtigt gewordenen alten Personen untergebracht wurden. Das Haus enthielt nur Einen Raum, in dem einmal drei verschiedene Parteien hausen mußten, darunter ein satyrhaft veranlagter Idiot und venschiedene weibliche Personen. Die Schule des Gutes, in der auch der Lehrer wohnte, war so feucht, daß jeder Lehrer zum Siechtum bestimmt war.

Natürlich rief der krasse Gegensatz zwischen der Paria-Existenz der Landarbeiter und dem behaglichen Leben auf den Schlössern meine Kritik wach. Nachdrücklicher noch als die Elendsexistenz der Arbeiter selbst aber wirkte auf mich die hündische Gesinnung, die durch die Unermeßlichkeit des sozialen Tiefstands hervorgerufen wurde. Ich vergesse nie die feierlichen Weihnachtsbescherungen in meinem väterlichen Schloß. Jede Familie bekam kleine Gaben und dazu für jedes Jahr, das sie im Gesindehaus verbracht hatte, einen Taler extra. Nachdem die Geschenke verabreicht und die frommen Lieder absolviert waren, kam die Dankespolonaise. Dabei küßten die alten Arbeiter und ihre Frauen nicht nur meinen Eltern, sondern auch uns Kindern die Hand. Schon als Junge von neun oder zehn Jahren empfand ich Scham und Ekel zugleich bei dieser Zeremonie.

Vielleicht wäre mein kritischer Sinn nicht so früh geweckt worden, wenn ich nicht das unerhörte Glück gehabt hätte, einen Hauslehrer von ganz besondern Qualitäten zu bekommen. Bis zum neunten Lebensjahr unterrichtete mich der Lehrer von Cunern privatim in den Anfangsgründen der Wissenschaft. Dann zog ein Hauslehrer bei uns ein, der sich schlicht Bernard nannte, aber eigentlich ein französischer Réfugié mit dem stolzen Namen Marquis de Bernard war. Der über sechzigjährige Herr hatte eine bewegte Vergangenheit hinter sich. In den dreißiger Jahren war er als Burschenschafter zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt worden. Er hatte dann ein Zigeunerleben geführt. Nur zwei Leidenschaften kannte er: Bücher lesen und Billard spielen. Da er kein eignes Heim hatte und sein ganzes Gepäck nicht überallhin mitnehmen konnte, standen an zehn verschiedenen Orten Kisten voll Bücher für ihn. Die Politik hatte er an den Nagel hängen müssen , aber er war im Herzen ein Rebell geblieben. Darum brachte er nicht fertig, den landesüblichen konservativen Kandidaten zu wählen. Der liberale Kandidat war ihm unsympathisch, weil er ihn als Weichtier ansah. So gab er einen unbeschriebenen Stimmzettel ab, was meinen Vater in Verzweiflung setzte, weil er in seiner langen Praxis als Wahlvorsteher so etwas noch nicht erlebt hatte und nicht wußte, wie er den weißen Zettel im Wahlprotokoll behandeln sollte.

Herr Bernard gewann mein ganzes Herz, als er mir zu Beginn seines Unterrichts etwa folgende Rede hielt: „Lieber Hellmut, ich will dir gleich meine Unterrichtsgrundsätze auseinandersetzen. Ich höre, du hast bisher Schulaufgaben bekommen. Die gebe ich nicht, sonst könntest du dir einbilden, du solltest für mich lernen. Du lernst aber nur für dich. Bleibst du dumm, so habe nicht ich, so hast du es in deinem spätern Leben zu büßen. Alles, was du schreibst oder lernst, will ich dir gern durchsehen und abhören. Aber, wie gesagt, was du außerhalb der Schulstunden tust, ist ganz deine Sache."

Dieser Akt des Vertrauens spornte meinen Lerneifer gradezu ungeheuerlich an. Nie in meinem Leben vielleicht habe ich so viel gearbeitet wie von meinem neunten bis elften Lebensjahr, auf dem Gymnasium später unter hartem Zwang jedenfalls nicht den zehnten Teil. Als Bernard mich nach zwei Jahren an die Schule abgab, hatte ich, zum Beispiel, schon so und so viel Bücher Homer im Urtext gelesen.

Den Unterricht eröffnete er jeden Morgen mit einer Stunde, die er „Himmelslehre" taufte. Er erging sich darin über alle möglichen Probleme der Ethik und der Astronomie, der Philosophie und der Physik. Sicherlich habe ich nicht den zehnten Teil kapiert. Aber in höchst gehobener Stimmung trat ich immer an die nüchternen Stunden der Mathematik und der lateinischen Grammatik heran.

Meiner frommen Mutter war der Mann ein Greuel. Seine Himmelslehre sah sie mehr als eine Vorbereitung für die Höllenfahrt an. Bernard ging nämlich nie in die Kirche, sondern spielte am Sonntag-Vormittag immer Billard oder ließ Drachen steigen, um die Windströmungen zu studieren. Aus seinem Atheismus machte er gar kein Hehl. Ich hörte öfters, wie meine Eltern über ihn diskutierten. Meine Mutter meinte, die Seele sei die Hauptsache, und meine Seele werde durch seinen Unglauben sicherlich vergiftet werden. Mein Vater, der mehr realpolitisch dachte, wies darauf hin, daß ich doch fabelhafte Fortschritte im Lernen mache. Resigniert zitierte meine Mutter: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Ein sonderbarer Zwischenfall machte der Tätigkeit Bernards ein Ende. Auf den uralten Linden vor unserm Schloß, deren Zweige bis in Bernards Schlafzimmer hineinragten, ließen sich im Sommer vor Sonnenaufgang immer eine Menge Krähen nieder, die dort ihr Morgenkonzert anstimmten. Unter ihnen befand sich eine, die nicht wie ihre Artgenossinnen krächzte, sondern schauerlich heulte. Ein kleines Naturwunder. Der sehr nervöse Bernard konnte diese regelmäßige Störung seines Morgenschlummers nicht länger ertragen und entlieh sich heimlich eine der vielen Flinten meines Vaters. Am nächsten Morgen um Vier erdröhnte das alte Gemäuer von einem Schuß, den er aus seinem Fenster auf das Unglücksvieh abgegeben hatte. Meine Mutter, zu Tode erschrocken, fuhr aus dem Schlaf. Sie dachte an einen Selbstmord. Der Schrecken machte sie krank. Als sie erfuhr, worum es sich gehandelt habe, erklärte sie kategorisch,

mit einem so brutalen Atheisten nicht länger unter einem Dache weilen zu können.

Abgesehen von dem Intermezzo Bernard bin ich aufgewachsen wie ein richtiges Junkerlein. Ich ritt, ich schoß, ich fischte.

Das Fischen war meine besondere Leidenschaft. Zu größter Fertigkeit hatte ich es im Krebsfang und in der Forellenfischerei gebracht. Zum Anködern der Krebse benutzte ich Frösche, die ich tötete, ablederte und dann an Stöcke gebunden ins Wasser stellte: Gierig kamen die Krebse von allen Seiten angekrochen, um dann von mir aufgenommen zu werden. Zwei bis drei Schock war das Ergebnis eines normalen Nachmittags. Die Forellen fing ich in dem kleinen Bach unsres Parkes, indem ich sie ganz sanft unter dem Bauch kitzelte. Das muß den Tieren ein so angenehmes Gefühl gewesen sein, daß sie sich in den meisten Fällen ruhig bis an die Oberfläche des Wassers emporheben ließen, worauf ich sie mit einem kühnen Wuppdich ans Land schleuderte.

Mit der Jagd begann ich schon sehr jung. Mein Vater, ein leidenschaftlicher Nimrod, behauptete, um ein guter und vorsichtiger Waidmann zu werden, könne man nicht früh genug anfangen. Deshalb schenkte er mir schon zu meinem neunten Geburtstag einen Tesching und zu meinem elften eine richtige Flinte.

Mit Sperlingen und Nußhähern fing ich an, um mich bald so edeln Zielen wie der Erlegung von Hasen zuzuwenden. Als ich in Quarta war, nahm ich in den Weihnachtsferien an der ersten großen Treibjagd teil und schoß neun Hasen. Die Kunde von diesem sensationellen Ereignis muß sich auch in meiner Gymnasialstadt Wohlau verbreitet haben. Eines Tages erschien der Direktor Eitner, ein sehr gutmütiger Herr, in unsrer Klasse und hielt eine Ansprache, die in den Worten gipfelte: „Andre schießen Böcke, aber Gerlach schießt neun Hasen."

Das war der stolzeste Augenblick meines jungen Lebens. Ich glaube, so gefreut habe ich mich nicht einmal mehr, als ich das Telegramm über meine Wahl in den Reichstag erhielt.

Legende von Carl Zuckmayer

Und als man ihren Leib im Blutgericht
gefoltert und dem Henker übergeben,
erschien auf ihrem mageren Gesicht
ein Glanz wie Kraft von einem andern Leben.

Der Henker sank zu Boden taub und blind.
Ein Priester warf sich vor ihr in den Staub.
Und ihre Seele flog als Wolke lind
aus ihrem Leib, der fiel wie welkes Laub.

Doch weiß der Dichter, daß sie in der Gruft
wie eine Wurzel ruht, und daß in vieler Zeit
ihr süßer Leib aus Rauch und Gräberduft
aufblüht und wandelt hochgebenedeit.

Die Nibelungen

Trotzdem Wilhelm der Zweite von Hebbels Werken dieses stets als das stärkste gerühmt hat: trotzdem gehört es zu seinen schwächern. Wenigstens als Gesamtheit. Man muß die Trilogie in Worten schon an der „dicken Barbarei" der Tetralogie in Tönen messen, um sie auch als Gesamtheit hochzuschätzen. Dann bezwingt ihre ethische Reinlichkeit, ihr nicht nur angemaßtes Gefühl kultureller Verantwortlichkeit, ihre Ungedunsenheit. Sie leidet erst, wenn man an den großen Hebbel denkt: an seinen Griff, an seine Konzentrationskraft, an die Selbstverständlichkeit seiner Problematik und die Tiefe seiner Symbolik. Dann ist der Reihe nach zu sagen: daß aus dem uneinheitlichen Nibelungenlied mit seinen verschiedenen Welten und seinen allzu vielen Helden ein Drama im strengsten Sinne überhaupt nicht zu machen war; daß trotz dieser unüberwindlichen Widerspänstigkeit der Vorlage Hebbel ihrer epischen Natur erfolgreicher hätte zu Leibe gehen, daß er nämlich in ‚Siegfrieds Tod' und in ‚Kriemhilds Rache' je zwei Akte auf einen hätte bringen können; daß schließlich der weltgeschichtliche Ausblick der Dichtung: der Sieg des Christentums über das Heidentum sich nicht von selbst eröffnet, sondern ein bißchen gewaltsam am Ende eröffnet wird. Freilich: was als Gesamtheit unvollkommen ist, braucht es durchaus nicht in seinen Teilen zu sein. Das gilt für Menschen, das gilt für Dramen. Der Wert der ‚Nibelungen' liegt in Einzelheiten, die schlechtweg vollkommen sind: in einzelnen Aufzügen, Auftritten, Worten, Visionen, Naivitäten, Balladenstimmungen, Verdichtungen, Zusammenstößen und Steigerungen. Diese Trilogie ist eine Folge von riesenhaften Idyllen mit tragischem Unterton, Gehalt und Ziel. Das klingt paradox. Aber es ließe sich zeigen, wie hier in Wahrheit Pastorale und Eroica gemischt, Helden unheldisch und Walküren menschlich sind, wie Todgeweihtheit lyrisch, Nächtigkeit leuchtend, entfesselte Sturmmusik melodiös, Chaos zweckvoll gesichtet und urtümlich wütende Grausamkeit förmlich zivilisiert ist. Künstlerisch ist hier nicht Heidentum von Christentum besiegt worden, sondern Heidentum in unvergleichlicher Weise mit Christentum durchdrungen.

Aufgabe des Theaters: diesen bestimmten Charakter einer monumentalen Gebrochenheit, einer klugen Zauberhaftigkeit, einer würdevoll gehaltenen Ekstatik, die Abenddämmerung einer untergehenden, die Morgendämmerung einer entstehenden Welt zum Ausdruck zu bringen und dazu noch durch mutige dramaturgische Arbeit und durch Farbe und Flamme die Einheit zu schaffen, die Hebbel nicht erreicht hat. Aber ist sie denn dadurch zu erreichen? Der Regisseur des Staatstheaters mag an seinen Kräften gezweifelt und hauptsächlich deshalb zu dem Gewaltmittel gegriffen haben, die elf Akte in Einen Abend zu zwingen. So würde gewiß ein Tempo entstehen, das die epischen Elemente wie zu dramatischen beflügelte. Was vom Text diesem Zwecke geopfert werden mußte, war schließlich zu entbehren. Unentbehrlich war nur ein schöpferischer Einfall, eine solche

Fülle von Szenen ohne Dekorationswechsel abzuwickeln. Also spielen wir ohne Dekorationen. Das ist ein Einfall, aber ein alter und somit allein für diesen Fall keineswegs schöpferisch. Fehling macht es mit Würfeln, die einmal grade, einmal schräg gruppiert sind, einmal hoch zu Brunhilds Felsen sich türmen, einmal mit Hilfe von Mauern die Heunenberg bilden — und manches Mal weggeräumt werden. Dann entsteht der Dom, wo die Burgunden, in einer Längslinie und zwei Zipfeln starr auf ihre Schilde gestützt, an Siegfrieds Leiche die Blutprobe abwarten; oder Etzels Saal, wo an einer Tafel wie auf Lionardos Abendmahl, eine steile schwarze Wand bedrohlich im Rücken, Dreizehn sitzen und davon mehr als Einer dem Tode verfallen — zwei Bilder von schauriger Größe. Die gleiche souveräne Sterbensstimmung ruht auf der Szene, wo Hagen im Burghof wacht, seine Lage kennt, die Heunen scheucht und Volkers Spiel in sich einsaugt. Aber bevor gestorben wird, hat man gelebt. Bevor es so düster wird, ist es bei Hebbel, sogar bei Hebbel, hell — und diese Helligkeit schenkt sich Fehling mit einer Entschiedenheit, die durch keine Bühnentechnik geboten ist. Denn genau dieselbe Schnelligkeit des Ablaufs war zu erzielen, wenn der Kuppelhorizont nicht immer in tiefstem Dunkel blieb, sondern je nach Bedarf weiß oder bunt beleuchtet, und wenn der Scheinwerfer nicht immer gedämpft gehalten, sondern ab und zu ordentlich losgelassen wurde. Auch das legitime Mittel, die Eintönigkeit durch die Kostüme zu mindern, hatte Fehling oder sein Pirchan verschmäht: die Nibelungen trugen Pyjamas oder Blusen, Rüdeger einen blauen Schlafrock, Etzel einen paprikaroten Sack. Und auf daß nicht einmal das Ohr eine Abwechslung habe: fast Alle, selbst wo sie unter sich sind und ruhig sprechen könnten, toben ihr Innenleben in einem nuancenlosen Geschrei aus, unbekümmert darum, daß die Welt dieser Trilogie in drei Welten zerfällt, deren Wesen Wildheit, Weichheit und Widersprüchlichkeit ist.

Kein Zweifel, daß Fehling mit den Schauspielern hingebungsvoll gearbeitet, daß er mit vielen verzweifelt gerungen hat. Aber bei weitem nicht alle hat er bewältigt. Es gibt eben Geigen, die keines Geigers Hand wohltönend macht. Warum verzichtet unter diesen Umständen ein solcher Musiker auf ein Instrument wie den alten Max Pohl? dessen prachtvoll stolzer Gang allein manchen Auftritt, in welcher Rolle immer, entbürgerlicht hätte. Diese Bürger hatten entweder gar kein Gesicht. Oder ein zu blasses. Oder ein komisches — wie aus den ‚Lustigen Nibelungen' unser König Gunther: „Er sieht so miesepetrig aus und war doch sonst so munter." Oder ein unjugendliches, wie Carl Ebert, den keine noch so blonde Perücke aus einem „schweren Helden" in diesen tumben Siegfried verwandelt. Oder ein falsches. Was, zum Beispiel, ist Hagen nicht Alles! Der geschmeidigste Diplomat, der rücksichtsloseste Realpolitiker, der furchtloseste Ritter, eine dunkelprächtige, tiefzerklüftete Seele und so gar eine Art Liebhaber; denn er, der Siegfried fast ebenbürtig ist, rächt Brunhild ja nicht nur, weil er seinem König ein treuer Vasall ist, sondern auch, weil er sie im stillen liebt. Diese Brunhild! Wie

müßte sie dastehen! Aus dem Mythos entsprungen; mit Augen, die Brände zum Himmel lodern; mit Erzklängen in der Stimme; von einem überlebensgroßen Schicksal gezeichnet. George wirkt in Momenten als die Persönlichkeit, die er ist — als Hagen ist er ein untersetzter, in die Breite gegangener, verkniffener Häßling, der mit rauhem Organ grandios gemeißelte Verse zerbröckelt. Brunhild sagt „anderst" statt „anders", stammt also aus Oesterreich, würde aber genau so wie die Provinz ihrer Heimat durch Eifer und Ausgeglichenheit Hamburg und Leipzig für sich gewinnen. An der Kriemhild der Frau Straub ist die physische Kraft einer wahrhaft abendfüllenden Leistung erstaunlicher als die Natur und die Künstlerschaft. Der Braut tut sie notgedrungen Sacharin in Blick, Ton und Lächeln. Als Gattin ist sie am besten, wo sie Hohn und Eifersucht auszudrücken hat. Daß man dann der Witwe keinen Schmerz glaubt, ist selbstverständlich. Merkwürdigerweise packt auch die Rächerin nicht. Von den Ausbrüchen ihrer Bestialität hätt' ich Wunderdinge erwartet. Aber sie schraubt nur die Stimme künstlich herab, und dann bellt sie wieder heiser, und dann wankt sie mit einem Arm schlenkernd wie halbirr umher, und dann steigert sie viermal den Ausruf: „Und Hagen lebt!" — und das Alles ist so virtuos vorbereitet und ausgeführt, daß man vor Hochschätzung der Artistin, die „Dämonie" macht, zu keinem menschlichen Anteil mit einem tragischen Dämon kommt. Diesen Anteil habe ich wenigstens nur für den jüngsten und den ältesten Darsteller aufgebracht. Granach, den Fehlings berechtigte Stilisierungsabsichten nicht hindern, dem Etzel eine ethnologisch echte Maske zu geben, zeigt nicht mit erhobenem Finger, sondern hat in allem stürmenden Unband des Heunen doch immer schon die Veranlagung, sich am Ende vor dem Kreuze zu beugen. Und Rüdeger Kraußnecks Gleichmaß, Linie, Schlichtheit, Glockenreinheit, Adligkeit und Herzbewegtheit ist so hinreißend, daß man sich vorstellen kann, wie, bei den Fähigkeiten dieses Regisseurs, die Aufführung geraten wäre, wenn er über lauter solche Helfer verfügt hätte.

Blanche Caline von Alfred Polgar

Blanche Caline ist ein gutes, hübsches Mädchen, attachiert an einen guten, hübschen Jungen, der kein Geld hat und nicht arbeiten will. Caline findet einen Gönner, einen ältern Herrn, der sich hohen Ansehens in Paris erfreut, viel Geld hat, eine Seele, die von Pomade glänzt, jederlei männliche Tugend, eine reiche Garderobe und ein sonores Herz. Der Gönner fliegt nicht auf Caline, sondern über ihr, als schützender Engel. Aber das sind Nuancen, das ist geflogen wie geflattert. Eines Tages muß der Flieger hören, daß jener gute Junge, mit dem Caline seit drei Jahren das Bettchen teilt, sich, um den Haushalt zu bestreiten, von einer Schauspielerin hat Geld geben lassen. Da ergrimmt er — dies geht ihm denn doch über die Seidenhutschnur — und läßt einen moralischen, daß die Fenster klirren. Edler Zorn packt ihn, die Kleine packt ihre anderthalb Sachen,

und er packt die Kleine, führt sie in seine feudal eingerichtete Wohnung, läßt, leibesgegenwärtig, etwas Burgunder und kalten Aufschnitt servieren und zeigt sich entschlossen, den Schatz nicht mehr herauszugeben, sondern als solchen zu behalten. Eine telephonische Anfrage des Liebhabers weist er schroff zurück, und als es zum zweiten Mal klingelt, hängt er einfach den Hörer ab, obzwar es ja diesmal auch die Kurse sein könnten. Vergeblich jedes Mühen des verlassenen Jünglings, seine Caline dem Tadellosen wieder wegzunehmen: da beißt er auf Bronze. Als der junge Mann mit Selbstmord droht, reicht ihm der Gönner einen vernickelten Revolver. Ist es zu glauben? . . . der Schwächling bringt nicht einmal das bißchen Energie auf, sich zu erschießen. Da kann man nur Pfui sagen, und das sagt oder denkt zumindest auch Caline, die nun bleiben wird, wo sie ist, nachdem schon früher des Gentlemans Freundin unter Hinterlassung des Wohnungsschlüssels und einiger bitterer Worte endgültig abgegangen ist. Wie sich Caline entschieden hätte, wäre der leichtsinnige Junge Bankdirektor und der ältere Edelmann ein Schnorrer gewesen? Ach, wer kennt verschlungene Pfade, die die Liebe träumend geht! Jedenfalls hat die Kleine Chance gehabt. Reiche ältere Herren, denen ein Edelherz unterm Biberpelz bibbert, und die, wenn ihnen ein hübsches Mädchen in die Hände läuft, von diesen nur segnenden Gebrauch machen, sind rar. Wenn man sie finden will, muß man in der Leihbibliothek suchen, wo sie am staubigsten ist.

Die Komödie von Pierre Frondaie paßt großartig in unsre Tage der Seelensanierung. Sie reicht gegen das Drachengift der Sinnlichkeit, das in den Adern der Zeit wütet, als Antitoxin die Milch vornehmer Denkungsart und erhebt aus gemeinem Leben in die Sphäre ungemeinen Theaters. Sie tut endlich einmal etwas für den Ruf der ältern, zinsenschweren Junggesellen, indem sie zeigt, daß es unter ihnen nicht nur Wüstlinge, sondern auch Oaslinge gibt, bei denen ein junges Mädchen Schutz findet und Labung, Burgunder, etwas Aufschnitt und alle Kühlung, die der Schatten einer dichten Brieftasche spendet. Es ist ferner ein Schauspiel, das Zeugnis ablegt für die unaufhaltsame Durchdringung gallischer Skepsis mit deutschem Gemüt, und der Hoffnung Raum läßt, es könnte, was dem Hindenburg nicht gelang, doch der Heimburg gelingen. Es ist schließlich ein Stück, mit dem das Burgtheater nach langer Zeit wieder einmal zu seinem heimlichen Ideal, zu sich selbst, in seine eigne Gruft gewissermaßen, zurückgefunden hat.

Herr Reimers junior macht den guten Jungen, der von der Moralität des Begüterten weggeknarrt wird. Die Figur ist ganz leer, steht nirgendwo im Raum. Das bißchen menschliche Substanz, das durchleuchtete, gab der Schauspieler aus Eignem. Blanche Caline ist Frau Mayen, gleich sicher und anmutig im Heiter-Kindlichen wie im Sentimentalischen. Sie steht über der verlogenen Situation; ihre Unbefangenheit hält sie im Gleichgewicht. Herr Devrient spielt den edlen Gönner. Er ist der denkbar feinste und würdigste Einband für solchen Goldschnitt-Charakter.

Tod und Auferstehung von Morus

Hugo Stinnes

Als Rathenau ermordet war und durch ganz Deutschland der Trauerchor scholl, wurde hier die Frage aufgeworfen, ob wirklich so bemitleidenswert ist, wer als Fünfundfünfzigjähriger, auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes, als Märtyrer noch dazu, den Tod findet. Die Frage muß heute wiederholt werden, da einige Belcantisten der Feder auch von des Hugo Stinnes „tragischem Schicksal“ faseln. Ist es Tragik, zu spät zum Arzt zu gehen, weil man glaubte, ein paar Wochen des Krankenlagers und der Erholung sich nicht gönnen zu dürfen? Oder weil der unerschrockenste Geldverdiener das Messer des Chirurgen fürchtete? Oder ist es Tragik, aus einem Leben gerissen zu werden, das man sich ganz nach eignem Willen gestalten konnte, auch wenn man nicht in geistigem Epikuräertum, sondern in ruhloser Arbeit Befriedigung fand? So ist es doch gewiß — wer stirbt sich selbst nicht zu früh? — ein beneidenswertes Los, davonzugehen, wenn der Bau fertig und Alles erreicht ist, wozu die eigne Kraft reichte.

Nichts spricht dafür, daß Hugo Stinnes, von wo aus man es auch werten mag, noch unerhörte Taten zu vollbringen hatte. Die Kritik der reinen Vernunft mag man mit Sechzig schaffen: Männern der Tat kommt nicht im Alter der göttliche Funke. Stinnes war, auch wenn er schon aus einem Millionärhause stammte, self made man, war mit Dreißig in rüstigem Aufstieg, mit Vierzig Multimillionär, aber erst mit Fünfzig trat er in die Reihe der Ersten ein. Ich habe Mißtrauen gegen die Genies der Fünfzig. Sie pflegen doch nicht von Natur erlesen zu sein, sondern nur talentvollste Ausnützer einer Konjunktur. Das war bei dem kleinern Hugo J. Herzfeld so — das ist bei dem weit größern Hugo Stinnes nicht anders. Sein Glück war die Geldentwertung, mit der er ins Ungemessene stieg. Aber ihr Ende war wohl auch sein Ende. Nicht daß er das Schicksal Strousbergs erlebt hätte, an den manches seines Tuns erinnerte. Dazu war er doch zu bedacht, sind Zeit und Gesetz zu unehrlich. Aber auch ohne Gründerkrach hätte er kaum den Turmbau halten können, den er errichtet hat. Er hätte die Fundamente vielleicht nachträglich fester ausgebaut, die Fassade geschmückt, neue und bessere Verbindungsgänge zwischen den einzelnen Teilen des Hauses angelegt. Aber seine Zeit war nicht nur um, weil die Inflation — in ihrer exorbitanten Form wenigstens — aus ist, und weil Alle sie begriffen haben, sondern auch weil das Prinzip, nach dem er zusammenraffte, von ihm bis zum Aeußersten erschöpft worden ist. Denn läßt man Alles fort, was bei seinen Aufkäufen Zufall, und was er wirklich nur erwarb, weil es billig war, so bleibt als einzig Sinnvolles: die letzte Durchbildung des Vertikaltrusts. Aber wie Stinnes sie anstrebte, erwies sich doch als unrationell. Die Vorstellung, daß man Alles im eignen Hause fabrizieren müßte, nicht nur die Kohle und das Erz, das man für seine Maschinen benötigte, sondern auch die Zigaretten, die man im eignen Hotel rauchte, hatte schließlich doch nichts mehr mit wirtschaftlicher Verknüpfung und Vereinfachung des Produktionsprozesses zu tun, sondern war einfach Spielerei. Merkwürdig übrigens, wie hier überkapitalistische Gedankengänge wieder

einmünden in die Arbeitsprinzipien mittelalterlichen Handwerks. Wie denn auch ein andrer Zug von Stinnes seltsam rückwärts weist: ihm fehlte die abstrakte Raffgier, das Kennzeichnende kapitalistischen Erwerbes, der bis ins Metaphysische gesteigerte, logisch nicht mehr begründbare Drang zum Mehrverdienen. Die letzte Triebfeder seines Schaffens war — abgesehen von einem gewissen Glauben, der Allgemeinheit zu nützen, der ihm sicher eigen war — ein außerordentlich starker Familienegoismus, so ausgeprägt, wie man ihn nur in primitivern Wirtschaftsformen findet. Ein abfälliges Urteil über Rathenau begründete Stinnes einmal damit: Nun ja, der hat ja auch für keine Familie zu sorgen. Auch darin war er wie ein Handwerksmeister der Schulbücher, daß er die Kinder frühzeitig und gründlich in väterliche Geschäft einführte — mit einer kleinen Emanzipationsnuance: auch die Mädchen sollten in seinem Metier Bescheid wissen.

Diesen Kindern fällt jetzt eine Erbschaft zu, wie sie noch kein Privatmann in Deutschland hinterlassen hat. Zwei von den sieben standen schon zu Lebzeiten des Alten an sichtbarer Stelle: Edmund, der älteste, leitete als Nachfolger von Minoux das berliner Haus; Hugo, der zweite, die hamburger Exportfirma. Beide einander recht unähnlich: Edmund, feingeistiger, mit wissenschaftlichen Neigungen, auch geschäftlich kein Draufgänger, Hugo, für seine Person bescheiden, überarbeitsam, kaufmännisch kaltschnäuziger noch als der Vater.

Ob sie es schaffen werden, das Erbe zusammenzuhalten und zu mehren? Gelingt es ihnen nicht, so trägt die Schuld daran die Ueberspannung des Prinzips durch den Alten. Der junge Hugo Stinnes hat schon im vorigen Jahr bei seinen amerikanischen Petroleumverhandlungen mit Sinclair erfahren, daß die Form des Warenhaus-Trusts grade von den ganz Großen im Ausland nicht für voll angesehen wird. Man mißtraut einem Geschäftsmann, der in allen Branchen seine Hände hat und nicht wie Rockefeller Oel, wie Schwab Stahl, wie Ford Automobile fabriziert. Vielleicht nehmen die Söhne daraus eine Lehre, den väterlichen Konzern nicht auszudehnen, sondern zusammenzuziehen und durch Konzentration zu festigen. Gewiß wird sich manches ändern, zumal in Personaldingen. Schon jetzt rumort es im Hause, und die erste Stelle, wo Palastrevolution gemacht wurde, war die Deutsche Allgemeine Zeitung, wo Paul Lensch noch am Tage nach dem Tode von Stinnes kaltgestellt und Herr v. Gottberg, bis dato Verlagsdirektor, zum Chefredakteur herauf- oder herunterrückte. Man hält jetzt anscheinend nicht mehr für nötig, sich sozialer zu gebärden. Den Söhnen wird nachgesagt, daß sie politisch noch weiter rechts stehen als der Vater. Zur selben Zeit tritt der mächtigste unter den Generaldirektoren, Vögler, der Mann von Deutsch-Luxemburg, aus der Deutschen Volkspartei aus und schwenkt mit den Nationalliberalen zu den Deutschnationalen ab. Noch steht in dieser Frage die Deutsche Allgemeine Zeitung hilflos dabei, da der sterbende Stinnes ja keine Direktiven mehr geben konnte. Aber bald wird man erkennen, von wannen der Wind bläst.

Das Gutachten der Sachverständigen

Unter uns: Es war eine Ueberraschung, auch in der Wilhelm-Straße. Man glaubte doch, daß man es schwerer haben würde, Ja zu sagen oder auch nur öffentlich vor dem Volke und vor den Wahlen

sich an den Verhandlungstisch zu setzen. Nicht als ob wir Grund zum Jubel hätten. Aber es ist doch ein Vorschlag, der sichtlich von dem Willen getragen ist, uns zu Kräften kommen zu lassen. Und den ablehnen nur kann, wer sich vor der ganzen Welt dem Vorwurf aussetzen will, ein unverbesserlicher Defraudant zu sein.

Wie es mit der Erfüllbarkeit der Leistungen steht, das ist mit Sicherheit von Keinem zu sagen. Sicher nur, daß wir die 200 Millionen im ersten Jahr tragen können. Aber sehr wahrscheinlich auch, daß in den folgenden Jahren 12-1400 Millionen und von 1928 ab 2½ Milliarden von Deutschland aufgebracht werden können, ohne daß man zu hungern braucht. Beweis? Beweisen kann es Niemand. Aber vermuten läßt es sich, wenn man die Zahlen der Vorkriegszeit heranzieht. Nach Helfferich, dessen Schätzungen wohl reichlich waren — sie wurden ja zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum Wilhelms veranstaltet —, aber doch noch die autoritativsten sind, betrug der Zuwachs an Volksvermögen in den 15 Jahren vor dem Kriege jährlich 6-7 Milliarden Mark, in den letzten Jahren sogar 10 Milliarden Mark. 10 Milliarden wurden also jährlich vom Volkseinkommen überspart. Wie kann man da sagen, 2½ Milliarden seien auf keinen Fall aufzubringen, ohne daß der Lebensstandard des Volkes stark gesenkt werden müßte!

Auch sonst gehen die Vorschläge der Sachverständigen durchweg von Zahlen aus, die im Bereich des Möglichen und Erfüllbaren liegen. Mit großem, vielleicht allzugroßem Eifer hat man sich auf die Erträge der Eisenbahn gelegt. Aber die 660 Millionen, die sie im Jahre für Reparationsverpflichtungen abwerfen sollen, sind schließlich auch noch nicht ungehechelt, wenn man bedenkt, daß vor dem Kriege die preußisch-hessische Bahn — die süddeutschen Bahnen arbeiteten schlechter — jährlich 750 Millionen Ueberschuß brachten. Und die 300 Millionen, mit denen Industrie, Handel und Verkehr belastet werden sollen, gehen nicht über Das hinaus, was die Industriellen selbst der Regierung Cuno anboten.

Trotzdem sind diese Vorschläge im einzelnen nicht unbedenklich. Sie laufen nämlich auf eine einseitige Belastung des Massenkonsums hinaus. Die Belastung der Eisenbahnen, die ohne starke Anspannung der Gütertarife vorerst nicht zu tragen sein wird, wirkt ähnlich wie eine Umsatzsteuer. Dazu kommt noch die besonders empfohlene Beförderungssteuer, also abermals eine Belastung des Verkehrs, die preistreibend wirkt. In derselben Richtung gehen auch die Meßmethoden für spätere Zusatzleistungen, die vom Jahre 1928 ab zur Prüfung der Reparationszahlungen angewandt werden sollen. Auch sie gründen sich auf Massenkonsumartikel.

Von einer besonders sozialen Regelung kann man also nicht reden. Das ist vielleicht auch mit der Grund dafür, daß sich der Präsident des Reichsverbandes der deutschen Industrie, Herr Dr. Sorge, merkwürdig schnell für die Annahme der Vorschläge erklärt hat. Aber wir wollen trotzdem diesen Umschwung bei der Industrie, die sich neulich schon in der Rede Büchers in der internen Sitzung zum Industrietag ankündigte, mit Freuden konstatieren, wofern es der Industrie mit ihren Worten wirklich ernst ist und nicht wieder, wie anno 1921, Nachforderungen kommen.

Gespensterstunde

Kürzlich wanderte ich nachts durch den Westen Berlins. In einer Seitenstraße hörte ich aus einer kleinen Weinstube mehrstimmigen Gesang eines vergnügten Kreises. „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder!“ Also betrat ich die Gaststätte. Dichter Qualm. An dem einzigen besetzten Tisch acht jüngere Leute, offenbar Offiziere und Studenten. In der vorgerückten Stunde waren alle Teilnehmer dieses kleinen Festes schon in recht angeregter Stimmung. Ich stelle mir so etwa ein Liebesmahl in einem Kasino vor.

„Hakenkreuz am Stahlhelm, Schwarz-weiß-rotes Band, die Brigade Ehrhardt werden wir genannt!“ — so schallte mirs ziemlich disharmonisch entgegen .

Da mich das Treiben dieser Leute interessierte, setzte ich mich in einer dunkeln Ecke an einen der freien Tische und bestellte mir einen Schnaps.

Kaum war das Lied beendet, als einer der Hakenkreuzler aufsprang und unter zweimaligem lauten Aufstoßen in den Raum hinausschrie:

„Unsre Brüder Schulz und Tillessen, unsre Märtyrer Kern und Fischer — Heil!“

Die ganze Bande sprang auf und gröhlte ihr dreifaches „Heil“.

Nachdem sie wieder Platz genommen hatten, unterhielten sie sich weiter, einander überschreiend, sodaß nur Bruchstücke für mich verständlich waren.

„Herr Major, wo steckt eigentlich . . .?“

„Der schiebt weiter für uns.“

„Donnerwetter, das war ein Kerl! Den möchte ich bald wiedersehen!“

„Ja, ja! sinds die Augen, geh’ zu Ruhnke! Musst du fliehen, lauf zu Thielert!“

Ein brüllendes Gelächter belohnte diesen für andre Mitteleuropäer nicht verständlichen Witz.

— —

„Was macht eigentlich das Schweizer Rathenau-Hoffmännchen und der Schieber-Emilio . . .?“

„Die möchten uns . . . aber da gibt es kein Loskommen. Sie brauchten uns zum Abstechen . . . jetzt aus der Hand fressen . . . haben sich verrechnet, die dummen Schweine!“

— —

„Hahahaha, wenn ich an den dammlichen Oel-Portugisen denke . . .“
„Wer ist das?“
„Ein doofer Jude, der uns damals . . .“
„Wie hieß er?“
„Kolk . . .“

Ein langer Blonder erhob sich und verschaffte sich Ruhe: „Kindersch, ich habe heute was Feines wieder entdeckt, womit wir die dumme Polente einmal angeschmiert haben. Merkts euch für kommende Fälle! Man schreibt einen Brief und spielt ihn den ‚Häschern‘ in die Hände. Hört gut her!

> Lieber Willy!
> Deinen Brief vom 26. Mai 21 habe ich erhalten. Es geht mir gut, wenn auch das tägliche Ringen nicht immer schön ist. Die letzte Sache hat ja nicht geklappt, wie es sein sollte. So eine Sache vom Zaun zu brechen, ist nicht gut. Es ist nötig, daß Gareis wegen Verrates geopfert wird. Die Rückwärtser sind dann hinreichend verdächtigt, wenn es einer ist, den sie am meisten hassen. Der Verdacht muß auf die O. in München gelenkt werden. Die Tat wird die drei proletarischen Parteien vereinigen in der Abwehr gegen Rechts. Dann kommt der Generalstreik, die O-Bande ist in Auflösung — Moskau siegt.
>
> Vielleicht klappt es diesmal. Unser Reich komme. Am 12. bin ich zum Wochenfest bei euch.
> Es grüßt Dein Chaim.“

Brüllendes Gelächter und ein Riesenhalloh belohnten den Vorleser.

Da plötzlich Ruhe! Leises Tuscheln!

Im nächsten Augenblick stürzte sich die ganze Meute unter den Rufen: Spitzel! Bandit! Verräter! Schwein, gemeines! auf mich los, bearbeitete mich mit Fäusten und Stöcken -— und im Nu befand ich mich auf der Straße. Hier verfolgten sie mich sogar noch ein Stück. Leider hatte ich selbst schon vorher etwas zu viel getrunken, sodaß ich das Lokal nicht wiederfand, als ich mit Schupobeamten zurückkam, um die Uebeltäter, die sicherlich schon Verbrechen auf dem Kerbholz hatten, feststellen zu lassen.

Der einzige Trost war mir, daß ich wenigstens diesen Schnaps umsonst getrunken hatte. *Ernst Matthes*

Das Geld auf der Straße

Eines Tages traf Stechbein den Paphnutius über ein Buch gebeugt. Er begrüßte ihn enthusiastisch, die Herren hatten sich, wie man weiß, längere Zeit nicht gesehen. Dann fragte er: Seit wann lesen Sie Bücher?

Seitdem, entgegnete Paphnutius, sich Bücher mit soliden und handfesten Gegenständen befassen, die mich etwas angehen, oder mit der Zentralsonne unsres Lebens, dem

Gelde. Dies hier ist ein Roman von einem Amerikaner namens Chester, heißt: ;Das Geld auf der Straße‘ und ist erschienen bei Erich Reiß.

Es handelt sich hier um Registrierkassen, um die Universal-Stoffbelag-Teppichnagel-Gesellschaft, um den Bau der elektrischen Bahn von Battlesburg nach Elliston, um großartige Grundstücksspekulationen, um fabelhafte Aktiengründungen, die nach kurzer Zeit verkrachen, und in der Hauptsache um Herrn Wallingford, einen genialen Hochstapler. Mit sehr freundlicher, wohlwollender Miene berichtet der Autor von den Taten dieses Mannes, der mit einem selbstgebauten Fahrstuhl sehr rasch auf die Höhen des Reichtums gleitet und regelmäßig abstürzt, ohne sich dabei im geringsten zu beschädigen. Seine Finanzoperationen sind mit außerordentlicher Sachkenntnis und Genauigkeit geschildert, dabei niemals langweilig, wenigstens für mich nicht, ich kenne ja die kommerzielle Welt und freue mich darüber . . .

Bei mir, sagte Stechbein, ist der Handelsteil sehr sorgfältig von dem politischen, dieser ebenso sorgfältig von dem literarisch-künstlerischen sowie von dem Feuilleton geschieden. Schließlich legt man doch Wert darauf, ein guter Deutscher zu sein. In Ihrem Roman scheint die Kunst einen wohlvorbereiteten Einfall in den Handelsteil zu machen, wodurch die sonst so sorgsam rubrizierte Welt in Unordnung gerät. Bei uns könnte das nicht geschehen.

Paphnutius: Wir stehen hier vor einer ähnlichen Erscheinung wie im Kino, das ebenfalls die merkwürdige Eigenschaft hat, in kein Schubfach zu passen; nicht in das mit der Aufschrift: Kunst, auch nicht in das mit der Aufschrift: Unterhaltung, Sport, Vermischtes, und in verschiedene andre ebenfalls nicht. Eine verteufelt unordentliche Zeit.

Sehen Sie diesen Autor an: ein sympathischer Mann, er spricht so sachlich wie ein Zahnarzt, und dabei ist seine Rede nicht kahl, sondern nur etwas einfach wie die Wände eines Zimmers in einem modernen Hotel, dabei mit guten Bildern geschmückt; diese sind allerdings nicht von Schwind und auch nicht Reproduktionen nach Lenbach oder Kandinsky, sondern es sind Ansichten von New York, Cincinnati und Detroit. Seine Vergleiche sind genau und treffen ihren Sinn mit kurzem festen Anschlag wie die Tasten meiner Schreibmaschine. Zum Beispiel: Er sah beinah so eindrucksvoll aus wie seinerzeit eine Aktie des Panamakanals . . .

Hier schrie Stechbein plötzlich laut auf. Sein Interesse für den Gegenstand des Gesprächs war radikal verschwunden, er mußte an seine eignen Aktien denken, die auch einmal sehr eindrucksvoll ausgesehen hatten, sich aber jetzt in fürchterlicher Verfassung befanden. Nach einiger Zeit hatte er

sich so weit erholt, daß er einige Worte über die angespannte Lage am Geldmarkt stammeln konnte.

Dies interessiert uns aber nicht. Wir wenden uns von den beiden Herren ab; nicht ohne Wehmut, denn wer weiß, wann wir sie wiedersehen. *Frank Aschau*

Kurt Wolff und wir

Sonderbar: ein Mal, nach Jahren stiller Erbitterung, stößt man, einstimmend in den gequälten Aufschrei gleichermaßen Leidender, seine Pein in die Welt hinaus, und dann kommt das Echo zurück, die mißtönige Verhöhnung von Dem, der diese Pein verschuldet, und man erfährt im Tone des Sklavenhalters, dem die Peitsche als Attribut gottgewollter Schicksalsmacht überantwortet ist, daß man allen Grund hätte, muckstill zu sein, und daß Das, was man als Peitschenhieb gefühlt hat, in Wahrheit süßes Zuckerbrot war.

Es ist mir tief ekelhaft, die Polemik mit dem Kurt Wolff Verlag fortsetzen zu sollen, nachdem der, ohne zu begreifen, was eigentlich an seiner Geschäftsgebarung den Autor empört, die Auseinandersetzung auf die Plattform einer öffentlichen Bilanzerörterung heruntergedrückt hat. Da er aber versucht, Grundsätzliches unter spezialisierten Daten zu ersticken, bleibt mir nichts übrig, als ihm in diese Niederung nachzusteigen — um festzustellen, daß er Unwahrheiten behauptet. Es ist nicht wahr, daß ich für meinen Gedichtband ‚Wüste, Krater, Wolken‘ vom Verlag Paul Cassirer „mit einem Pauschalbetrag vollständig aushonoriert“ worden wäre. Ich habe für das Buch, das 230 Seiten umfaßt und — anno 1914 — 4,50 Mark für das broschierte Exemplar kostete (6 Mark für das gebundene: der Einband eines Buches ist bekanntlich Reservatgewinn des Verlegers. „Sie werden doch nicht etwa an dem Pappdeckel verdienen wollen“ — er aber schon!), bei einer Auflage von 1000 Exemplaren im Ganzen 500 Mark bekommen — und zwar ausdrücklich nicht als Abfindung, sondern als Vorschuß. Meine Beteiligung sollte nach Hereinbringung des Vorschusses 15 Prozent vom Ladenpreis betragen. Vom Kurt Wolff Verlag habe ich für dieses Buch, obwohl es bis auf den Rest abgesetzt ist, nie einen Pfennig erhalten. Bevor er es verkauft hatte, bin ich, in der selbstverständlichen Einsicht, daß Lyrik, die durch äußere Umstände über vier Jahre völlig unabsetzbar war, auch nach einem weitern Jahr noch nicht gleich ohne nachdrückliche Propaganda marktfähig geworden sein kann, mit dem Gedichtband ‚Brennende Erde‘ Ende 1919 „in bestem Vertrauen“ wieder zu diesem Verleger gegangen. Mein „Erinnerungsvermögen“ war ja noch gar nicht auf die Probe gestellt worden. Das neue Buch hatte aktuellen Inhalt, und das ältere sollte — so war es brieflich mit dem Verlag ausgemacht — einen neuen Prospekt kriegen und im Schlepptau des jüngern seinen verspäteten

Weg machen. Für den neuen Band erhielt ich laut Vertrag 1000 Mark Vorschuß (Valuta 1919/20). Bei der Abrechnung ergab sich dann, daß sonderbarer Weise das neue — aktuelle! — Buch so miserabel gegangen war — wenn ich mich recht erinnere: etwa 700 verkaufte Exemplare —, daß man gradezu von Verleger-Sabotage reden durfte, während die alte, nicht aktuelle, seit fünf Jahren verstaubte Lyrik-Sammlung ausverkauft war, und zwar ohne neuen Prospekt. Das lag nicht am Inhalt oder Wert der Werke — denn die ‚Brennende Erde' war ein Buch, das bei der Würdigung, die es in der gesamten revolutionären Arbeiterpresse fand, nur darum zu keiner Massenauflage kam, weil im März 1920 gewisse politische Ereignisse in München eintraten, die dem Verlag die Verbindung mit meinem Namen peinlich machten. Wie aber kam die plötzliche Nachfrage nach dem ersten Buch zustande? Nun, dieses Buch mit seinen 14½ Bogen wurde erheblich billiger verkauft als das andre mit seinen knapp 6 Bogen! Aber Verschleuderung soll man das dann nicht nennen dürfen! Ein Neudruck wurde in den Jahren seither nicht beliebt, und daß dem Verleger „jetzt" (1924!) „natürlich die Lust vergangen ist, diese Pflicht zu erfüllen, wird ihm „gewiß Niemand ernstlich verübeln wollen".

Wozu sich weiter streiten? Für mich war die Tatsache entscheidend — entscheidend für den Zorn, der mich den Anklagen der Berufskollegen zustimmen ließ —, daß die Abrechnung ein Resultat zeigte, bei dem ich, dem im Ganzen für beide Bücher bisher 1500 Mark zugeflossen waren — davon nur 500 vollwertige vor jetzt fast 10 Jahren — nicht nur nichts mehr zu bekommen hatte, sondern dem Kurt Wolff Verlag sogar noch verschuldet blieb! Aus der Antwort dieses Instituts in Nummer 14 der ‚Weltbühne' erfahre ich nun, daß ich gradezu beschenkt worden bin von dem selbstlosen Verbreiter meiner Werke. Wahrscheinlich könnte er mich sogar selbst davon überzeugen, wenn Unsereiner, der sich mit der Kunst der Buchschreibung abgibt, einmal die Künste der Buchführung zu begreifen anfinge. Wir sind noch immer so naiv, eher der Lebensführung einige Beweiskraft zuzumessen — nämlich wenn wir die unsrige mit der unsrer sich für uns aufopfernden Verleger vergleichen.

Daß der Verlag meiner Anregung zur Befreiung der Autoren von ihren Exploiteuren durch Schaffung von Verlagsgenossenschaften förderlich entgegenkom-

men will, ist nett von ihm. Er wird eines Tages die Wirklichkeit erleben — ohne Inanspruchnahme eines Kurt Wolffahrtsausschusses. Allerdings werde ich den Termin, den er mir freundlichst stellt — bis Juli 1924 —, nicht einhalten können. Hier scheint einmal meinen verehrten Verleger das Erinnerungsvermögen im Stich gelassen zu haben. Sonst wüßte er noch, daß mein derzeitiger Aufenthalt mir nicht die Bewegungsfreiheit gestattet, die ich brauchte, um mich vor dem Wolff zu retten. Ich bedaure, dem Kurt Wolff Verlag diese unbequeme Tatsache ins Gedächtnis rufen zu müssen, zumal ich den schwachen Absatz meiner ‚Brennenden Erde' doch eben auf ein Bestreben zurückführe, auch beim Publikum die Erinnerung an seine Verbindung mit dem kompromittierenden Autor bestmöglich auszulöschen.

Endlich ein Wort aus der Seele vieler Standesgenossen: Mögen die Verleger mit unsern Werken Geschäfte machen und daran glücklich werden — aber mögen sie einmal aufhören, sich als unsre Wohltäter aufzuspielen! Das ist nicht zu ertragen. *Erich Mühsam*

Sprüche

Versetzt mich in den Himmel — ich werde unheimlich vollkommen sein!

*

Das Leben ist ganz einfach. Grade das macht die Sache so kompliziert.

*

Der geistreiche Mensch zeigt vergessene, daher eigentlich nur scheinbare Beziehungen zwischen den Dingen an, der geniale entdeckt neue, wirkliche, sehr geheimnisvolle, daher unvergeßliche.

*

Man weint über verlorene Dinge oft, nicht weil sie so großen Wert hatten, sondern weil man, ohne es zu merken, darüber betrübt ist, ihnen so hohen Wert zugeschrieben zu haben.

*

„Was habe ich davon, wenn ich weiß, wie er die Welt begreift?"
„Vielleicht eine neue."

*

Gewisse Naturen sind so eifersüchtig auf sich, daß man ihnen nichts schenken kann, ohne sie dem Gefühl der Verarmung auszusetzen.

*

Sein Vorhandensein ist seine Polemik.

*

Alle Institutionen kommen in die Lage, die Mißbräuche zu unterstützen, zu deren Bekämpfung sie angeblich oder wirklich gegründet worden sind.

*

Langt es zur Zigarre, so langt es darum noch nicht unbedingt zum Streichholz.

*

Für viele Menschen kommt der ersehnte Augenblick, da sie reden, für wenige der ersehnenswertere, da sie schweigen dürfen.

Julius Levin

Antworten

Preußisches Justizministerium. Der unschuldige Fechenbach sitzt. Wo ist, der den Ueberfall auf Harden verübt hat, der Oberleutnant Ankermann?

Annette Kolb. In Nummer 4 sind die Deutschen ob ihrer Haltung auf Auslandsreisen angeklagt, in Nummer 6 von Klabund verteidigt worden. Dazu schreiben Sie mir: „Der gute Klabund ist nicht weit gekommen. Er meint es sicherlich gut. Aber schicken Sie einmal Jemand nach Italien, lassen Sie ihn Briefmarken oder Postkarten bei den Portiers der Palaces erstehen, auch hier in Nizza, und fragen Sie ihn, welche Sprache da vorherrscht. Mein lieber Jacobsohn, sie treiben einen solchen Luxus, daß ungezählte Leute keinen Groschen mehr für die notleidenden Deutschen geben. Sie werden noch einmal durch ihre eignen Landsleute blockiert werden. Fragen Sie alle Welt.“ Ich werde mich hüten. Denn auf hundert Fragen bekäme ich hundert Antworten, die zwischen pechschwarz und schneeweiß sämtliche Töne aufweisen würden.

Provinzler. Erschüttert liest Du: „Von Eberts Scheitel, von Eberts Munde und seiner Beherztheit strahlt allein die Sonne in dieser Nacht. Baldur lacht ihm aus dem Aug’, wie Baldur muß er in seiner Blüte sterben.“ Und fragst mich, ob man hier schon jetzt auf die Präsidentenwahlen von 1925 anspiele. Keine Beunruhigung. Die Stelle ist aus dem Zusammenhang losgelöst vor deine Augen gebracht worden. Es handelt sich nicht um Fritz Ebert, den ersten Präsidenten der deutschen Republik, sondern um Carl Ebert, den Darsteller des Siegfried im Staatstheater.

Kurt Wolff, Verlag. Auf den Brief, den ich in Nummer 15 von Carl Sternheim gedruckt habe, antwortest du: „Herr Sternheim glaubt, Forderungen an uns stellen zu können, die wir als unberechtigt abgelehnt haben. Er hat erklärt, daß wir seit zwei Monaten von ihm verklagt sind. Wir erklären an Eidesstatt, daß uns bis heute keine Klage von Herrn Sternheim zugestellt worden ist. Mit dieser Feststellung erübrigt sich für uns jegliche weitere Erwiderung auf Herrn Sternheims Anwürfe an dieser Stelle. Wir werden in sachlicher Weise die ganze ‚Causa Sternheim‘ vor ein Forum bringen, das sein Urteil über Herrn Sternheim zu fällen nicht verfehlen wird.“

Mecklenburger. Der tapfere ‚Norddeutsche Anzeiger‘ beschreibt die Anfänge eurer neuen Regierung. Sie gibt zu, auf eine Minderheit aufgebaut zu sein. Bedankt euch bei den alten Mehrheitssozialdemokraten für Alles, was jetzt bei euch vorgeht; und vorgehen wird.

H. Th. Sie fragen: „Ist unter Wilhelm die Verfassung jemals auf Einen Artikel (48) reduziert worden? Ist unter Wilhelm jemals ein Schießerlaß, wie wir ihn kennen, erlassen worden? Sind unter Wilhelm Sozialdemokraten massenhaft, ‚auf der Flucht‘ erschossen worden? Hat unter Wilhelm jeder beliebige Leutnant nachts in meine Wohnung dringen und Kleinholz aus mir machen dürfen? Ist, kurz gesagt, unter Wilhelm jemals die Reaktion so toll gewesen wie heute?“ Antwort: Nein. Und es ist auch gar kein Grund vorhanden, daß Wilhelm nicht wiederkäme. Wenn er wieder da ist, stimmen wenigstens Firmenschild und Geschäftsführung überein.

E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin. Du schreibst mir: „Arthur Eloesser erwähnt in Nummer 15 das Buch von Frank Harris: ‚Shakespeare als Mensch', das er ‚gerne gelesen haben möchte'. Wir bitten Sie, in der ‚Weltbühne' zu sagen, daß die deutsche Ausgabe des Buches von uns vorbereitet wird." Gerne. Aber sage du mir dafür, was du dir eigentlich bei dem Apostroph zwischen Laub und sche denkst. Auf meiner Schule, die doch nicht Pfeifers Abendschule war, hab' ich gelernt, daß der Apostroph ein e vertritt. Heißt dein Inhaber Laube? Dann triebe er freilich eine Selbstverstümmlung, die erst recht sinnlos wäre.

Antisemiten. Ihr krebst für die Wahlen mit der „Judenregierung" und der „verjudeten" Nationalversammlung, von der das Unheil seinen Ausgang genommen habe. Da ist ganz nützlich eine Statistik der ‚Glocke', wonach in den 10 Ministerien der Republik unter 121 Ministern 5 jüdischer Abstammung und in der Nationalversammlung unter 423 Abgeordneten 8 jüdische und 4 jüdischer Abstammung waren. Aber das wird euch nicht hindern, weiterzulügen. Hier waren in Nummer 10 ein paar Sätze Marats zitiert — nicht etwa in einem Beitrag von mir, sondern als selbständiger Beitrag —, darunter der Zuruf an die Franzosen von 1789: „Fünf- bis sechshundert abgeschlagene Köpfe hätten euch Ruhe, Freiheit und Glück gesichert." Daraus macht eins eurer Lieblingsorgane: „In der ‚Weltbühne' schreibt Siegfried Jacobsohn . . .", und dann zetert es über „die Frechheit, mit der die ‚Weltbühne' verlangt, daß 600 deutschen Männern die Köpfe abgeschlagen werden sollen". Deutschen Männern! Die gleichgesinnten Organe drucken das freudig nach und empfehlen, doch zunächst einmal diesem verdammten Jacobsohn den Kopf abzuschlagen. Ach, auch damit wird Deutschland nicht zu helfen sein, solange sichs außerstande zeigt, euch — ich ermangle des Blutdursts — den Mund zu stopfen.

Radio-Abonnent. Du hast entsetzt abgestellt, als ein — sicherlich vollbärtiger — Mann dir einen großen Vortrag über die „Kriegsschuldlüge" halten wollte. Hast du geglaubt, daß du je einen republikanischen Vortrag geliefert bekommen würdest? „Rundfunk" und Seele sind fest in der Hand des Feindes. Unerhebliche Vorstöße wurden mühelos abgewiesen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Der weiße und der gelbe Papst von Friedrich Sternthal

I.

Wenn man heute irgendeinen der sogenannten „führenden“ Männer in Europa fragen wollte, was diesem zerschundenen Erdteil zu seiner Heilung nottue, so bekäme man die stereotype Antwort: „Arbeit, Tüchtigkeit, Ordnung, Disziplin.“ Die wenigen Europäer, die diese Eigenschaften für Tugenden zweiten Ranges halten, haben sich entweder in einen preziösen Epikuräismus geflüchtet, wie Hugo von Hofmannsthal; oder sie sind einer geistigen Verzweiflung, ja gradezu einem Agnostizismus verfallen, wie Bernard Shaw ihn im Vorwort seines ‚Zurück zu Methusalem‘ zeigt; oder sie sind in die dunstigen Abgründe des Okkultismus gekrochen, wie Thomas Mann. Ein paar sind selbständige Größen geblieben; man denke an Anatole France oder (wieviel immer die Beiden von einander trennen mag) an d'Annunzio. Die geistigen Menschen, die in Wahrheit schon einer neuen Welt angehören, sind innerhalb der europäisch-amerikanischen Menschheit so spärlich gesät, daß man sie an den Fingern Einer Hand aufzählen kann: die Welt, die sich von Stefan George herleiten wird, ist vorläufig nur in schwachen Umrissen zu erkennen.

Also wäre Europa-Amerika dem materialistischen Chaos ausgeliefert? Also wäre die stampfende, schwitzende „Tüchtigkeit“ der Rockefeller, Ford und ihrer europäischen Nachahmer das „Ideal“ der weißen Rasse geworden? Also gäbe es keinen Bewahrer alter geistiger Werte, der zugleich einer Zeugung neuer Werte fähig ware?

II.

Diese Vermutung wäre von vorn herein gegen alle Wahrscheinlichkeit. Wirklich gibt es eine Stelle, die den Gehalt unsrer zweitausendjährigen europäischen Kultur in sich aufgenommen, bewahrt und verteidigt hat — unsrer europäischen Kultur, wie sie sich nun einmal mit den Ueberresten der Antike schlecht und recht verbunden hat.

In dem Augenblick, da Rußland — die einzige weiße Großmacht, die sich nicht von der Antike herleitet — mit allen geistigen, seelischen und materiellen Kräften zu einem Generalangriff auf die europäisch-amerikanische Welt rüstet, ist die Römische Kirche beinahe von selbst zu einem Bollwerk Europas geworden, und zwar in einem Maße, von dem sich die meisten Menschen außerhalb der Kirche noch keine Vorstellung machen. Trotzdem, oder grade deshalb, hat die römisch-katholische Kirche den Versuch zu einer ganz großen Verständigung mit der ihr im Wesen todfeindlichen Sowjetherrschaft gemacht.

Auf der Konferenz von Genua, grade jetzt vor zwei Jahren, verhandelte Tschitscherin namens der Moskauer Regierung mit Vertretern der Kurie, dem Genueser Erzbischof Signori und dem päpstlichen Unterstaatssekretär Pizzardo. Wie das? Hätte etwa die Kirche ihre Grundsätze preisgegeben — sie, die doch sonst

so beharrlich auf ihren alten Prinzipien besteht? Aber erstens einmal wird die Kirche nicht den Fehler wiederholen, der schließlich zur Reformation geführt hat: sie wird nicht Zugeständnisse so lange verweigern, bis diese ohne sie oder gegen sie oder über sie hinweg erzwungen werden. Und dann gibt sie nicht so leicht ein Ziel auf, das zu erreichen sie sich einmal vorgenommen hat.

III.

Seit tausend Jahren versuchen die Päpste, die Bekenner des griechischen und des russischen Christentums wieder an Rom zu binden. Schon vor dem Weltkrieg haben Leo XIII. und Rampolla — deren Gestalten immer größer werden, je länger sie tot sind — durch eine Reihe von überaus klugen Maßregeln eine Annäherung der östlichen Kirchen an den römischen Papst versucht. Als nun mit der Abschaffung des Zarentums der russischen Religion die Wurzel ausgerissen war, erkannte Benedikt XV. sofort, daß, wenn je, so jetzt der Augenblick zu einem neuen römischen Vorstoß in die Gebiete des östlichen Christentums gekommen wäre. Der Papst gründete in Rom eine besondere Kongregation für die orientalische Kirche (1. Dezember 1917), vier Wochen nach der Bolschewistenrevolution. Der Papst hatte dieser Kongregation keinen Kardinal als Präfekten vorgesetzt, sondern sich selbst die Präfektur vorbehalten, außerdem aber elf Kardinäle mit der Bearbeitung der Angelegenheiten dieser Kongregation beauftragt und überdies noch einen orientalischen Bischof und eine größere Anzahl griechisch-unierter hoher Geistlicher hineingesetzt — alles Beweise dafür, wie wichtig man in Rom diese Frage nimmt. Ferner gründete Benedikt XV. in Rom ein orientalisches Priesterseminar, in das nicht nur die Zöglinge der unierten Kirche (die zwar griechischen Ritus haben, aber den römischen Papst als Oberhaupt anerkennen), sondern auch griechisch-orthodoxe und russische eintreten können.

Von 1917 bis 1922 hatten die Bolschewisten durch Beschlagnahmungen der russischen Kirchenschätze, des kirchlichen Grund und Bodens und noch aus verschiedenen andern Gründen mit der russischen Geistlichkeit einen Kampf auf Leben und Tod begonnen. Bei dem ungeheuern Einfluß, den der Pope auch heutzutage noch auf den frommen russischen Bauern hat, und bei der Bedeutung des Bauerntums für die Existenz der Sowjetherrschaft wurde allmählich die Religionsfrage zum Zentralproblem der bolschewistischen Politik. Es ist ein Beweis für die sarmatische Schlauheit der russischen Machthaber, daß sie niemals haben durchblicken lassen, wieviel für sie von der Regelung dieser Fragen abhängt.

Jedenfalls wurde in Genua, und zwar durch Vermittlung des Führers der italienischen Klerikalen Don Sturzo, der damals noch in höchstem Ansehen bei der Kurie stand, ein Abkommen zwischen Kreml und Vatikan geschlossen. Darin verzichtete der Papst auf die Rückgabe der beschlagnahmten Schätze aus den römisch-katholischen Kirchen Rußlands und verzichtete außerdem auf die Aufhebung der Sequestrierung des kirchlichen Grund und Bodens in Rußland. Diese großartige Geste fiel der Kirche leicht, denn ihr bewegliches und unbewegliches Eigentum war

in Rußland beinahe gleich Null. Die Sowjetregierung gewährte den römischen Katholiken volle Religionsfreiheit und ließ die Jesuiten und einige verwandte Orden nach Rußland hinein, damit sie sich der Krankenpflege, der Volkserziehung, der Bodenkultivierung widmen könnten.

Die russische Regierung fühlte sich stark genug, Uebergriffe der römischen Geistlichen abzuwehren. So hat sie bekanntlich im vorigen Jahr einen ihr unbequemen römischen Priester erschießen lassen trotz aller leidenschaftlichen Proteste, die damals aus Europa kamen. Seltsamerweise hat die römische Kirche sich mit diesem schweren Eingriff in ihre Prinzipien abgefunden. Sie muß also ein ungeheures Interesse daran haben, die Verbindung mit den russischen Machthabern nicht zu verlieren, ja es liegt ihr sogar daran, daß die Sowjetmacht nicht ernstlich erschüttert wird. Denn stürzt die Bolschewistenherrschaft, so besteht (unter römischem Gesichtswinkel gesehen) die Gefahr, daß die russisch-orthodoxe Kirche wieder obenauf kommt. Dadurch würde dem Vatikan, vermutlich für immer, die Möglichkeit entgleiten, Rußland der römischen Lehre zuzuführen. Und eben auf dieses Ziel kommt es dem Vatikan an. Auch für die römische Kurie ist die Leiche eines Getreuen nur ein politisches Objekt.

IV.

Die Kurie hat also das Problem zu bewältigen: die weiten Gebiete Osteuropas dem römischen Vorstellungskreise anzunähern und dann einzufügen. Ob sie sich dabei wirklich der Illusion hingibt, daß ihr die Bewältigung dieses Problems gelingt, bleibe dahingestellt. Es will aber scheinen, als hätte dem Papst Pius XI. oder seinem Kardinal-Staatssekretär Gasparri beim Abschluß des Genueser Vertrages noch ein zweites, wichtigeres Ziel vorgeschwebt. Nur wenn man dies als richtig unterstellt, kann man überhaupt begreifen, daß die Kurie sich verhältnismäßig ruhig mit der Erschießung des Priesters Budkiewicz abgefunden hat.

Sie fühlt sich als die Hüterin der alten europäischen Kultur. Es gilt (mit römischen Augen gesehen), diese zu verteidigen, und zwar nicht einmal so sehr gegen die Herrscher von Moskau wie gegen einen andern geheimnisvollern, stärkern Feind: den gelben Papst, das Haupt des zentralasiatischen Buddhismus. Die Kurie weiß, wie eng die Bindung ist, die zwischen Moskau und den Oberhäuptern des Lamaismus besteht: dem Lebenden Buddha in Urga (der Hauptstadt der Mongolei) und dem Dalai Lama und dem Taschi Lama in Lhassa (der Hauptstadt von Tibet).

Es wurde in Nummer 14 der ‚Weltbühne' erwähnt, daß der Regent der Mongolei, das heißt: der Lebende Buddha, Sowjetkommissar geworden ist. Die russisch-mongolische Eintracht geht aber noch viel weiter. Chinesische und mongolische Abteilungen bilden die Kerntruppe der Tscheka. Durch die Kanäle der geistlichen Politik der Lamas hindurch hat Rußland einen starken Einfluß auf die nordchinesische Regierung in Peking bekommen. Der Abschluß eines russisch-nordchinesischen Vertrages scheint bevorzustehen, durch den russische Wünsche — allen amerikanisch-englischen und französisch-japanischen Anstrengungen zum Trotz — maßgebend in Nordchina sein werden.

Nach Peking ist nun auch der Taschi Lama geflüchtet, da er sich — aus Furcht vor englischen Agenten — in Lhassa seines Lebens nicht mehr sicher fühlte. Rußland hat schon begonnen, via Urga-Peking seine Fühlhörner bis nach Lhassa auszustrecken. Für Rußland ist das Alles nur ein Zug in seinem großen antienglischen Schachspiel.

Ganz anders sieht die Angelegenheit aber unter mongolischem Gesichtswinkel aus. Der Lebende Buddha hat nüchtern ausgesprochen: man müsse dafür beten, daß seine Religion nach Nordwesten, also nach Europa, vorgetragen werde. Stehen wir Europäer, die wir in der Betrachtung von Exportziffern, von Wechselkursen, von Hakenkreuzen, von Liktorenbündeln und von Shimmy und Jazz versunken sind — stehen wir jetzt, nach abermals fünfhundert Jahren, vor dem Einbruch einer neuen mongolischen Sturmflut? Gewiß: die gelben Scharen werden nicht von heute auf morgen über uns herstürzen. Aber einer geistigen Ueberflutung durch buddhistische Vorstellungen würde die militärische und politische auf dem Fuße folgen. Und sicherlich ist heute die Hälfte aller gebildeten Europäer dem Eindringen der buddhistischen Ideen zugänglich. Wir haben einen Zustand wie ihn die Römer vor zweitausend Jahren hatten, als die Flut orientalischer religiöser Vorstellungen zu steigen begann. Weltverwandlungen sind zuerst immer geistiger Art gewesen. „Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen, lenken die Welt.“ Auch das Christentum hat den Weltbau des römischen Reiches geistig zersprengt; der politische, soziale, militärische, wirtschaftliche Einsturz war im Vergleich damit nur eine Angelegenheit zweiten Ranges. Wer kann sagen, ob unser Europa, das durch Krieg und Revolution schon so erschöpft ist, überhaupt noch die Widerstandskraft hat, sich der asiatischen Vorstellungen zu erwehren — ja, ob Europa in seinem tiefsten Unterbewußtsein das überhaupt noch will? Oder will es an die Brust seiner großen asiatischen Mutter zurückkehren?

V.

Im Vatikan jedenfalls fühlt man sich für die Bewahrung der alten europäischen Kultur verantwortlich; denn wie sehr sie auch an den Brüsten Asiens genährt ist — so weit sie europäisch, ist sie römisch. Wie immer man sich zur römischen Kirche stelle, man muß ihr zutrauen, daß sie mindestens den Kampf um die Erhaltung dieser Kultur führen wird. Die Kirche müßte sich selbst aufgeben, wenn sie diesen Kampf nicht führte. Und sie ist überhaupt die einzige Macht, die dazu noch imstande ist — nachdem wir den Zusammenbruch aller andern Autoritäten erlebt haben; des Staates, der Wissenschaft, der Kunst, der Wirtschaft. Ja, auch der Wirtschaft! Denn das polypenhafte Gebaren der großen modernen Industrieherren bedeutet nicht mehr Wirtschaft, sondern scheinorganisiertes Chaos. Es ist in diesem Zusammenhang sehr interessant, sich zu erinnern, daß bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Papst Leo XIII. in seinen verschiedenen sozialpolitischen Enzykliken dem Ueberwuchern des Kapitalismus den Kampf angesagt hat, da der kluge Papst ge-

nau wußte, daß das Prinzip des Hochkapitalismus das Selbe für eine alte Kultur bedeutet wie der Schwamm für ein altes Haus.

Die Kirche wird also sozial sein, aber sie wird antimarxistisch sein. Sie wird dem Individuum viel Spielraum lassen, aber sie wird auch in Zukunft anti-erotisch und eine Verleugnerin der menschlichen Sexualität sein. Denn die Kirche gäbe ihr Fundament auf, die Lehre von der Erbsünde, wenn sie in diesem Punkt irgendwelche Zugeständnisse machte. Wird Rom aber, mit solchen Voraussetzungen belastet, imstande sein, den Kampf gegen Rußland, den Kampf gegen Asien zu bestehen? Eine Lehre, die, wie die buddhistische, zum Menschen sagt: „Geh an der Welt vorüber, sie ist nichts“ — eine solche Lehre ist dem müden Europa noch annehmbar. Wie aber will sich Europa eben dieser Lehre erwehren, wenn es ihr als seinen geformtesten geistigen Ausdruck nur die Lehre entgegenzusetzen hat: „Die Welt ist Sünde“?

Wir haben also eine europäische Kultur, die bereits vom ersten Schlaganfall getroffen ist. Die römische Kirche wäre das Heilmittel. Denn sie allein hat noch das Bewußtsein, daß sie kraft ihrer geistigen Macht eine alte Kultur zu verteidigen bestimmt ist, und weiß um das Dasein dieser Kultur. Die andern europäisch-amerikanischen Machthaber, die Männer der Wirtschaft und die Militärs, haben keine Ahnung von Kultur; und die Menschen, die um diese Kultur wissen, haben keine Macht. Aber wir sehen die Paradoxie: das einzige Heilmittel ist grade das unmögliche, weil es von dem kranken Körper nicht mehr resorbiert wird. Die Vorstellungswelt der sexualitätsfeindlichen Kirche ist nicht mehr annehmbar für diejenigen europäischen Schichten, auf die es ankommt.

Die Ausflucht in den Epikuräismus, Agnostizismus, Okkultismus ist der Versuch, den Tod durch Selbstmord zu verhindern. Gibt es noch ein Mittel, Europa zu retten? Wer es wagen darf, der antworte: Ja! Aber wer darf Ja sagen an dem Tage, da der heimliche Kampf zwischen dem weißen und dem gelben Papst zum offenen wird?

Ordnungszelle II. von Paul Ahrend

Kein vernünftiger Mensch begreift den Grund — aber es gibt zwei Freistaaten Mecklenburg, wie es einstmals zwei Großherzogtümer dieses Namens gegeben hat: ein Mecklenburg-Schwerin mit 650 000 und ein Mecklenburg-Strelitz mit knapp 100 000 Einwohnern. Als im Kriege der Strelitzer Großherzog sich erschossen und keinen Thronerben hinterlassen hatte, wollte der Schweriner auf einen Erbvertrag pochen und bestimmungsgemäß den Nachbarstaat seinem eignen Duodezländchen einverleiben. Da rührten sich in Neustrelitz, der Residenz, die Kammerherren, die Lakaien, Gevatter Kürschner und Handschuhmacher und organisierten den Gegenstrom. Denn die Hofhaltung hatte bis dahin das Geschäftsleben angenehm beeinflußt, und außerdem stand auf jedem zweiten Firmenschild: „Hoflieferant Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs.“

Das waren so politische Sorgen . . .

Die Revolution erledigte den Streitfall zu beiderseitiger Unzufriedenheit: denn auch der Schweriner, Friedrich Franz, seines Namens der Vierte, wurde abgebaut und zog sich in das Städtchen Ludwigslust, seine frühere Sommerresidenz, zurück, wo er noch heute von den Offizieren der republikanischen Reichswehr des Herrn Geßler als „Königliche Hoheit“ bei jeder unpassenden Gelegenheit gefeiert wird.

Die beiden Ländchen halten sich noch immer völlig getrennt. Die Strelitzer sind überzeugt, daß die Schweriner schlechtere Menschen sind, und umgekehrt lieben die Schweriner die Strelitzer nicht besonders. Es würde Mißfallen auf der ganzen Linie erregen, wenn Einer ein Weib „von drüben“ nähme . . . Obwohl man in keinem dieser beiden Ländchen erreicht, Einem, mit dem man „böse“ ist, aus dem Wege zu gehen. Man trifft sich notgedrungen überall: im Cafehaus, in der Bahn, in der Gesellschaft.

In Strelitz gibt es einen Landtag und zwei Minister: einen Deutschnationalen und einen Demokraten. Vorher regierte derselbe Demokrat gemeinsam mit einem Linkssozialisten. Man muß sich einzurichten wissen . . .

In Mecklenburg-Schwerin regierten bisher zwei Sozialdemokraten, ein Demokrat und ein Bauernbündler, der als Abgeordneter mit der Rechtsopposition gegen die von ihm mit unterzeichneten Regierungsvorlagen stimmte. Dieses sozialistisch-demokratisch-bauernbündlerische Mecklenburg nannten die Republikaner im Lande erbittert: Deutsch-Sibirien.

Aber man muß gerecht sein: in Wahrheit regierten gar nicht die Minister, sondern die deutschvölkischen und deutschnationalen Geheimräte. Diese blamierten in den Aemtern ihre Minister, schikanierten das Volk und hetzten in öffentlichen Versammlungen gegen die Republik.

*

Der sozialdemokratische Finanzminister erklärte: „Wir haben keine rechts gerichteten Beamten!“

Ein völkischer Landrat nannte den Staat, der ihm sein Gehalt zahlte, in der Presse „einen rechtlosen Zustand“. Der sozialdemokratische Innenminister lehnte es auf Antrag stillschweigend ab, sich mit dem Fall zu beschäftigen.

In einem politischen Prozeß sagte der Staatsanwalt, die Justizbehörden hätten ja nicht wissen können, ob der Kapp-Putsch ein strafbares Unternehmen sei oder nicht.

Vier Kriegerdenkmäler wurden im Sommer allein in der Stadt Schwerin aufgebaut. Eines steht sinnvoll auf dem städtischen Schlachthof. Eines der Machwerke stellt eine nackte Frau dar, die Hand erhoben zum Racheschwur. Eines zeigt den von hinten erdolchten Siegfried; und die völkische und deutschnationale Presse schrie lärmend: Jetzt ist endlich auch der Dolchstoß verewigt — lasset uns wallfahrten . . .!

Zur Einweihung dieser Denkmäler jedes Mal großer Trara. Offizieller Festzug der alten Monturen, Blechordengeklimper. Voran aber marschierte die Reichswehrmusik und spielte — grade vor dem Ministerium — die anscheinend zur republikanischen Hymne gewordene Weise: „Siegreich woll’n wir Frankreich schlagen . . .“
Und gleich hinter dieser Musik marschierte als offizieller Regie-

rungsvertreter der demokratische Kultusminister. Zum Gaudium der nationalistischen Radauhelden, versteht sich.

Am Pfalztage stand dieser selbe Minister neben einer schwarz-weiß-roten Fahne und hielt eine Festrede im Stile Wilhelms des Auswanderers.

Daß dieses Land auch ein Schlageter-Denkmal hat, ist selbstverständlich; desgleichen, daß auf Deutschen Abenden im ganzen Lande ein Drama gemimt wird, das sich ‚Schlageter' betitelt. Beim Pfalztag in Ludwigslust, der „durch die Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich Franz ausgezeichnet" wurde, und an dem auch die Offiziere des Herrn Geßler teilnahmen, spielte die Kapelle der republikanischen Reichswehr forsch und unerschrocken: „Auf und dem Feind an die Rippen . . ." Und eine Wache in alter Maskerade zog auf, deren „Unteroffizier" für den festlichen Tag die Parole „Friedrich Franz" ausgab. Königliche Hoheit verneigten sich, und das Volk jubelte. Reichswehroffiziere salutierten.

*

Die sozialistisch-demokratisch-bauernbündlerische Regierung ging den Weg, den sie gehen mußte: die Landtagswahlen vom 17. Februar brachten für die Scheidemann-Partei das vernichtende Resultat, daß von 28 Sitzen 13 an die Kommunisten, die Völkischen und — auch an die Deutschnationalen abgetreten werden mußten.

Zersplitterter, hilfloser, verzweifelter haben die Arbeiter, die kleinen Beamten, hat der hungernde Mittelstand niemals zu einem Parlament gewählt als dieses Mal im Lande der Obotriten. Die Hitler-Partei, die bisher 1 Abgeordneten (einen von der Republik bezahlten Landrat) bescheiden im Hintergrund sitzen hatte, rückte jetzt — an der Spitze einen Gutskutscher — mit 13 in das hohe Haus ein. Die Deutschnationalen als stärkste Partei mit 19 (bisher 15) Abgeordneten.

Aber die Völkischen lehnten jede Teilnahme an der Regierung ab. Setzten sich in die Mitte des Hauses zwischen die Stinnes-Leute und die zwei übrig gebliebenen Demokraten. Und erklärten: sie seien Mittelpartei der arbeitenden Stände (mit ihrer Fraktion von Großagrariern, Landräten, Ex-Offizieren und Akademikern). Günstigenfalls wohlwollende Neutralität von Fall zu Fall.

Die Deutsche Volkspartei, der jede Koalition — und sei es mit dem lieben Gott und dem Teufel zugleich — recht ist, stellte den Deutschnationalen für ein Koalitionsministerium einen ihrer reaktionärsten Pastoren.

Die Deutschnationalen schoben an die Spitze des Ministeriums den Präsidenten des Landbundes, den Großagrarier v. Brandenstein, und gesellten dazu als Hüter von Finanzen und Landwirtschaft Herrn Dietrich v. Oertzen. Der Name Oertzen ist einer der markantesten unter den mecklenburgischen Junker-Geschlechtern. Vor sechzig Jahren führte ein Oertzen als Ministerpräsident die Prügelstrafe als staatliches Heilmittel wieder ein, die eine Zeitlang unbegreiflicherweise abhanden gekommen war. Im Weltkrieg griff ein andrer Oertzen auf dieses Rezept zurück, indem er einen hungernden Arbeiter, der auf einem Stoppelfeld Aehren gelesen hatte, auf seinem Gutshof sich entkleiden ließ, ihn an einen Baum band und schwer

mißhandelte. Der jetzige Oertzen war früher Amtsrichter in Schievelbein.

Zwei Junker und ein Pfarrer — eine Zusammenstellung, die dem mecklenburgischen Volke ohne weiteres das Aufsteigen der alten Zeiten aus Grüften modernder Vergangenheit plausibel macht.

*

Es fing gut an. Die neue Regierung wurde von der Linken rauh, aber warm begrüßt. Da war nämlich so ein alter, ungeklärter Posten: In den Kapp-Tagen hatten zwei Offiziere auf dem Gute des Herrn v. Brandenstein einen republikanischen Arbeiter niedergemacht. „Arbeitermörder!" schrie man dem neuen Ministerpräsidenten entgegen. Der war sehr echauffiert. Kämpfte mühsam gegen Zwischenrufe im althergebrachten Jargon: „Seien Sie ruhig, wenn ICH rede!" Und dann kam die Mohrenwäsche. Es hätte sich um ein „ordentliches Kriegsgerichtsverfahren" gehandelt. Der „Mann" sei „ordnungsgemäß abgeurteilt und erschossen" worden, und man habe ihn „begraben wie im Kriege" (das heißt: eingescharrt). Die Offiziere, die auf seinem Gut ein „ordentliches Kriegsgericht" bildeten, hat er nicht gekannt; denn sie „haben sich nicht vorgestellt". Diese Rechnung dürfte noch öfter präsentiert werden.

Nichtadlige nennt der Ministerpräsident: die Leute.

*

Nach diesem Auftakt begann die Arbeit. In jeder Sitzung hagelt es Dutzende von Anträgen.

Die Völkischen haben erreicht, daß die schwarz-rot-goldene Flagge vom Landtagsgebäude verschwunden ist, daß der erste Mai als Feiertag beseitigt ist, daß die republikanischen Beamten entlassen werden.

Auch die Einstellung der Reparationszahlungen an Frankreich wurde gefordert. Im mecklenburgischen Landtag . . .

*

Außerhalb des Diätenbetriebs wird ebenso wacker gestritten. Auf der Treppe des Landtags ohrfeigte der bisherige Landwirtschaftsminister Stier, einziger Abgeordneter des Bauernbundes im Hause, den landbündlerischen Chefredakteur des ‚Rostocker Anzeigers' in Erwiderung einer Reihe persönlicher Verleumdungen. Der Chefredakteur, Herr Söffing, lief zum Ehrenrat und schrieb in seinem Blatt: er, der alte feudale Corpsstudent habe sich durch das Einstecken der Ohrfeige korrekt benommen. Denn sein Kontrahent habe — mit der linken Hand geschlagen; außerdem sei es eben nur ein Bauer.

Sorgen über Sorgen . . . Schon kam von der andern Seite, aus der Fraktion der Völkischen, ein Landrat und übersandte — nach dem guten Beispiel des Herrn v. Graefe — dem Herrn Söffing wegen einiger Anrempelungen in der Presse eine Forderung auf scharf geladene Knallpistolen.

Lachen links . . . Denn der Zufall will, daß hier zwei Pastorensöhne mit einander ein Hühnchen zu rupfen haben. Wenn diese nicht mehr ganz ungewöhnliche Art, politische Debatten zu führen, immer mehr Nachahmung findet, so hofft man, daß die monarchistischen Parteien, die im Kriege nicht in erwünscht ausgiebigem Maße Ge-

legenheit hatten, ihre Begeisterung zu beweisen, mit der Zeit ohne weiteres zusammenschrumpfen werden.

Die neun Kommunisten stimmen zur Bekräftigung ihrer Anträge dann und wann, unterstützt von ihren Anhängern auf den Zuhörertribünen, die „Internationale“ an. Und die Völkischen klatschen Beifall.

Denn der mecklenburgische Landtag tagt im Konzertsaal des Staatstheaters. Und dieses Haus ist gebaut zum Vergnügen der Einwohner . . .

Severing von Johannes Fischart

Herford ist seine Geburtsstadt. Die häuslichen Verhältnisse waren bescheiden. Der Vater interessierte sich wohl für die Arbeiterbewegung; aber als er für eine Zeit eine Heilanstalt zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Nerven aufsuchen mußte, kehrte er als ein Neuer im Geiste wieder. Aus dem Sozialisten war ein glühender Bismarck-Verehrer geworden. Der Sohn kam aus der Volksschule mit vierzehn Jahren in die Lehre als Schlosser. Gleichzeitig besuchte er die Fachschule und erhielt hier für seine Leistungen mehr als eine Prämie. Dem Meister machte er sich durch seine Gewandtheit in schriftlichen Arbeiten und in der Buchführung bald unentbehrlich, und so wurden ihm vier Monate der Lehrzeit erlassen.

Das war um 1890 herum. Das Sozialistengesetz bestand nicht mehr. Bismarck hatte sich in den Sachsenwald zurückgezogen. Die kaiserlichen Februar-Erlasse schienen eine neue Aera anzukündigen. Die soziale Idee eroberte sich immer breitere Schichten des Bürgertums. Der württembergische Predigtamtskandidat Theodor v. Waechter schloß sich der sozialdemokratischen Bewegung an und hielt begeisternde Reden (bis er später wegen seiner homosexuellen Neigungen von Bebel aus der Partei hinausgedrängt wurde). Gleichzeitig rührten sich in diesem Lande die Christlich-Sozialen, in Westfalen, in diesem schwarzen Erdstrich, wo zwischen lärmenden Fabriken, altehrwürdigen gotischen Kirchen und freundlich lächelnden Barockbauten Katholiken, Protestanten, Pietisten und Quietisten in scharfer Sonderung beisammenleben und alle einen stark orthodoxen Glauben haben. Der Hof- und Domprediger a. D Stöcker, der vor kurzem erst Scheiterhaufen angezündet hatte, um Bismarck zu verbrennen, war der Antipode Bebels und Führer der christlich-sozialen Partei. Hier, in dem Wahlkreis Herford, beherrschte die Rechte das Feld. Erst war Kleist-Retzow ihr Vertreter im Reichstag. Darauf kam bei den Reichstagwahlen des Jahres 1893, auf Stöckers Befehl, der Freiherr v. Hammerstein an die Reihe, der Chefredakteur der ‚Kreuzzeitung‘, der wenige Jahre danach als flotter Lebemann wegen Wechselfälschung ins Zuchthaus geschickt wurde.

Das war das politisch-soziale Milieu, in dem der junge Severing heranwuchs. Heimlich wurden dem Lehrling bereits die ersten sozialistischen Blätter zugesteckt; so Grillenbergers ‚Sozialistische Chronik‘. Er wurde Gewerkschaftler. Er wurde

Sozialdemokrat. Als er auf der Polizei die Statuten des neu gegründeten sozialdemokratischen Vereins einreichte, sagte der Beamte herablassend zu ihm: „Warum kommt denn dein Vater nicht?“ So unansehnlich war er damals von Statur.

Zwanzigjährig wanderte er nach Bielefeld aus. Die großen Dürkopp-Werke nahmen ihn auf. Grade damals brach ein großer Streik aus. Die Fabrik hatte eine Dividende von 25 Prozent ausgeschüttet, eine Rente, die man für unerhört hoch hielt, und die Arbeiter verlangten nun eine sofortige Erhöhung der Löhne um ebenfalls 25 Prozent, die Herabsetzung der Arbeitszeit auf neun Stunden und die Bildung von Arbeiterausschüssen. Severing wurde, obgleich er vom Streik abgeraten hatte, an die Spitze der Bewegung gestellt und mußte ohnmächtig zusehen, wie hier ein Ausstand sich totlief. Von 2500 Arbeitern des Betriebes waren nur 350 organisiert. Die Disziplin war sehr locker. Morgens begannen die Besprechungen über die Streiklage und endeten immer mit einem Trinkgelage. Das war in der Heroenzeit des deutschen Sozialismus. Nach drei Wochen brach der Streik zusammen. Severing wurde als „Streikführer“ entlassen, wandte sich nach Barmen und ging schließlich mit einigen andern Arbeitern, die ebenfalls in Bielefeld gemaßregelt waren, nach Zürich.

Dort begann sein Aufstieg. Praktisch und theoretisch. Rasch wurde er in die Leitung verschiedener Metallarbeiterverbände berufen. In Zürich trafen sich diejenigen Sozialistenhäupter, die von den heimatlichen Behörden verfolgt wurden. Eduard Bernstein kam zeitweise aus seinem londoner Exil hierher, Victor Adler, Daszinski, Bebel und viele Andre gesellten sich dazu, und mit mehreren trat Severing in lebhaften Briefwechsel. Die Erkrankung seiner Eltern rief ihn, gegen Ende des Jahrhunderts, nach Bielefeld zurück. In Zürich hatte er, wenn auch in kleinen und beschränkten Verhältnissen, den Wert des Genossenschaftswesens erkannt und setzte nun zuhaus in die Tat um, was er in der Schweiz gesehen hatte: Genossenschaften und Konsumvereine wurden begründet. Für den Metallarbeiterverband wurde mit solchem Erfolg geworben, daß man Severing die Geschäftsführung übertrug. Schon 1907 schlug er bei den Reichstagswahlen Herrn v. Moeller, den frühern preußischen Handelsminister. Aber seine parlamentarische Tätigkeit beschränkte sich zunächst auf Eine Legislatur-Periode. Graf Posadowsky, der bürgerliche Sammelkandidat, machte 1912 das Rennen. Severing übernahm die Redaktion der ‚Bielefelder Volkswacht‘.

Jahre stillen Wirkens vergingen. Der Krieg kam. Der Krieg dauerte fast fünf Jahre. Die Revolution folgte. Severing wartete. Ein kaum mittelgroßer Mensch. Zart gebaut. Das Gesicht durchgeistigt. Graues Haar flieht leicht gekräuselt von der Stirn nach hinten. Ein kleiner, nur wenig gestutzter Schnurrbart gibt dem Gesicht etwas Freundlich-Einladendes. Die Augen sind lebhaft und sprechen, wenn der Mund schweigt. Im Ganzen: beweglich, energisch und zielklar, obwohl Tonfall und Gebärde scheinbar resignieren.

Severings Stunde schlug, als die sozial-revolutionären Strömungen das Rhein- und Ruhrgebiet überfluteten. Wenn man

dem wirren Drunter und Drüber, das die radikalen Elemente anrichteten, nicht rechtzeitig ein Paroli gebogen hätte, wäre die gesamte deutsche Industrieproduktion, die auf das Kohlenreservoir der Ruhr angewiesen war, aufs schwerste erschüttert worden. Das Reichskabinett und die Preußische Staatsregierung ernannten Severing zum Reichs- und Staatskommissar für Rheinland-Westfalen, um dem Riesen-Bergarbeiterstreik zu begegnen. Die Arbeiter verlangten; eine Verkürzung der Arbeitszeit von sieben auf sechs Stunden. Als Severing das Berufungstelegramm aus Berlin erhielt, reiste er sofort nach Duisburg ab, um Besprechungen mit dem Bergarbeiterverband einzuleiten. Obwohl die Situation ursprünglich hoffnungslos schien, kam doch bald eine Einigung zustande. Aber die Organisationen hatten ihre Leute nur noch zu einem geringen Teil in der Hand. Darin lag die große Gefahr. Severing erließ eine Verfügung, die sich übrigens später als rechtlich unwirksam herausstellte, wonach alle männlichen Einwohner im Alter von achtzehn bis fünfundvierzig Jahren im Streikgebiet auf Ansuchen der Gemeindebehörden Notstandsarbeiten auf den Zechen verrichten mußten. Gleichzeitig wandte er sich an die Streikleitung und ersuchte sie, selbst die Auswahl aus den einzelnen Belegschaften für die Notstandsarbeiten zu treffen. Dadurch kam sie in ein unangenehmes Dilemma. Entweder folgte sie Severings Weisung nicht und setzte sich der Verhaftung aus oder sie folgte und führte dann selbst den Streik dem Ende zu. Die Streikleitung lenkte ein, und in wenigen Tagen bröckelte der Ausstand ab.

Das Jahr 1920 begann. Eine schwüle Atmosphäre. Die Kommunisten inszenierten in dem Kampf um das Betriebsrätegesetz „Aktionen“. Im Zusammenhang damit brach ein Eisenbahnerstreik aus, und unter den Bergarbeitern wurde von neuem für die Sechsstundenschicht lärmend agitiert. Severing griff ein. Wohl kam es in dem wilden Durcheinander hie und da, wie in Hamborn, zu Gewalttätigkeiten. Dennoch gelang ihm, auch diese immer weiter um sich greifende Bewegung aufzuhalten und schließlich völlig zu überwinden. Die Bergarbeiter verstanden sich sogar zu Ueberschichten, und die Eisenbahner wurden in das System der Speck- und Butterprämien einbezogen. Das Gebiet war wieder beruhigt. Der Kapp-Putsch warf indessen Alles abermals über den Haufen. Severing trat an den General v. Watter in Münster heran und forderte ihn auf, eine Erklärung an die Bevölkerung zu erlassen, daß er gleich ihm und dem Oberpräsidenten Würmeling treu zur Verfassung stehe. Vergebens. Watter wollte sich nicht binden. Watter wollte abwarten. Die Wirkung blieb nicht aus. Die Situation im Rhein- und Ruhrgebiet wurde bedrohlich. Die Kommunisten erregten die Bevölkerung. Streiks waren unausbleiblich. Plünderungen kamen vor. Die ersten Ansätze zur Bildung einer roten Armee wurden gemacht. Watter entsandte am 15. März das Freicorps Lichtschlag an die Ruhr. Das Freicorps wurde unter dem Hauptmann Hasenclever von den Aufständigen zum Teil niedergemacht, zum Teil zersprengt. Der kommunistische Aufruhr nahm jetzt erst, nach diesem Erfolg,

ungeheure Dimensionen an. Nach einander fielen den Kommunisten die Städte Hagen, Hörde, Dortmund, Bochum, Gelsenkirchen und Essen in die Hand. Ueberall wurde die Räterepublik ausgerufen. Die Polizei wurde überwältigt und teilweise bestialisch niedergemacht. Allerlei lichtscheues Gesindel war in die Bewegung eingedrungen, und ehemalige Zuchthäusler erließen militärische Tagesbefehle, verhängten Todesstrafen und übten den furchtbarsten Terror über die Bevölkerung aus. Dem Aufstand war mit friedlichen Mitteln nicht mehr beizukommen. Der Gewalt mußte Gewalt entgegengesetzt werden. Reichswehr mußte aus dem Reiche herangezogen werden, um das ganze Gebiet systematisch zu umschließen. Jede Einzelaktion mußte vorläufig, nach den Erfahrungen mit dem Corps Lichtschlag, unterbleiben. Es hieß also Zeit gewinnen. Die Arbeiterführer wurden nach Bielefeld geladen, um zur Beilegung des Konfliktes Abmachungen zu treffen. Unter Severings Leitung sprach man sich tagelang aus und unterzeichnete dann das sogenannte Bielefelder Abkommen. Doch die radikalen Elemente kehrten sich nicht an die Abmachungen. Inzwischen war das Militär aufmarschiert, und nun begann der Kampf. Die Aufständigen unterlagen, obwohl 55 000 Gewehre, zum Teil Waffen der Einwohnerwehr, und viele Maschinengewehre und Geschütze in ihren Händen waren. An dem „Feldzug“ beteiligten sich die Corps Epp, Aulock und Löwenfeld, Verbände, die später zur Avantgarde des weißen Terrors wurden. Der Kapp- Putsch endete mit einer Umbildung der Kabinette im Reich und in Preußen. Aus der Reichsregierung flog Noske in weitem Bogen bis nach Hannover, wo er als Oberpräsident ankam. Aus der preußischen Regierung wurde Wolfgang Heine hinauskomplimentiert und zog sich in seine Anwaltsstube zurück. Sein Nachfolger wurde Severing.

Als preußischer Minister des Innern „griff er durch“. Von vorn herein war er bemüht, Republikaner in die führenden Verwaltungsstellen zu bringen und all das in rascher Folge nachzuholen, was sein Vorgänger verabsäumt hatte. Mißgriffe blieben Severing freilich nicht erspart. Das Menschliche, Allzumenschliche hatte sich auch in der Sozialdemokratie, oft mehr als wünschenswert, breit gemacht. Als Polizeiminister stellte er den Schutz der Republik allem Andern voran. Darauf war seine ganze Politik gerichtet: Schutz vor den Umsturzgefahren, vor den kommunistischen und rechtsradikalen Umtrieben. Er scheute sich nicht, in diesem Abwehrkampf die Deutsch-völkische Freiheitspartei eines Tages kurzerhand zu verbieten. Eine zweischneidige Maßnahme. Unbestritten war seine Position nicht. Die Rechte spickte ihn wie den Heiligen Sebastian unausgesetzt mit Pfeilen. Tat nichts. Severing ließ sich nicht beirren. Auch die Deutsche Volkspartei knurrte, inner- und außerhalb der Regierung, mehr als einmal. Vergebens. Severing blieb, der er war. In dem Kabinett der großen preußischen Koalition ist er der eigentliche politische Motor. Liebenswürdig, freundlich, aber konsequent und willensstark: Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, dem Turme geschworen . . .

Yorck von einem Stabsoffizier

Der preußische Generalfeldmarschall Hans David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg starb 1830 auf Klein-Oels bei Ohlau und ist daher nicht mehr imstande, sich gegen Mißbrauch seines Namens zu wehren. Es scheint heute Mode, in der schönen Unkenntnis historischer Zusammenhänge, die die Deutschen auszeichnet, einen hoffnungsvollen und lauten General als den modernen Yorck zu bezeichnen. In München wenigstens schallte es so aus dem Gerichtssaal in der Infanterieschule: „Ich sah in Lossow den Yorck, der Deutschland von der Fremdherrschaft befreien sollte"; oder: „Ludendorff, soll, wie einstmals Yorck, die schwarz-weiß-rote Fahne über den Rhein tragen." Die das sagten, waren nicht etwa „Zivilisten", sondern Offiziere, die doch eigentlich eine Kriegsgeschichte gelesen haben müßten. Aber Gesinnung ohne Kenntnisse ist ein so herrlich einfaches Ding, daß sich immer empfiehlt, sie wohl und voll tönend zu bekunden, und ganz besonders kurz vor den Wahlen.

Für die Menschen, die gern etwas schärfer nachdenken, empfiehlt sich dagegen, einmal die Voraussetzungen zu prüfen, unter denen Yorck seinen welthistorischen Schritt im Jahre 1812 wagen konnte. Das führt von selbst zu einem Vergleich mit der Gegenwart, und das Ergebnis dieses Vergleiches — das sei vorweggenommen — ist nicht eben schmeichelhaft für das politische Verständnis Derer, die jetzt so nachdrücklich, ja aufdringlich mit dem Namen Yorck operieren.

Unter den Persönlichkeiten der an markanten Köpfen nicht grade armen Zeit nach 1806 nimmt der alte Yorck einen eignen Platz ein. Ein hervorragender Soldat, dem nichts so schwer fiel wie das Gehorchen — eine Eigenschaft aller großen Soldaten — , und der schon mit zwanzig Jahren, 1779, wegen schwerer Gehorsamsverweigerung vor versammelter Mannschaft kassiert und auf die Festung nach Königsberg geschickt worden war. Der arme Leutnant aus kleiner, nicht ganz einwandfreier Adelsfamilie englischen Ursprungs geht in holländische Dienste und kämpft bis 1784 in Indien. 1785 nach Preußen zurückgekehrt, tritt er wieder in die Armee ein, schlägt sich 1794 in Polen herum, zeichnet sich 1806 bei Altenzaun nach der Schlacht bei Jena aus, ebenso beim Rückzug Blüchers nach Lübeck, und kehrt 1807 mit Blücher und Scharnhorst aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück.

Ueber die Ursachen der Niederlage von 1806 war Yorck sich vollständig klar. Die Spezialität des absolut modernen, der preußischen Schule von 1806 weit vorausgeeilten Soldaten waren die sogenannten leichten Truppen, wie die Revolution und die neuen Schußwaffen sie gezeitigt hatten. Die Jahre bis 1812 benutzte er innerhalb seines Befehlbereichs ganz im Sinne des großen Scharnhorst, um so das veraltete, bei Jena geschlagene preußische Soldatenheer zu einem Volksheer zu machen. Soweit die Franzosen es zuließen. Die hatten im Frieden von Tilsit die Stärke des preußischen Heeres auf höchstens 42 000 Mann festgesetzt — was viel mehr bedeutete als heute 100 000. So kam

das Jahr 1812. Für die Welt stand Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. Yorck dagegen wußte, daß von den 600 000 Mann der Grande Armée über die Hälfte Nichtfranzosen waren, und daß diese vielen Kontingente nur unter dem Zwang eines Machtwillens mittaten, der dem nationalen Geist der Revolution durchaus widersprach, der ein Rückfall in die Kabinettskriege des achtzehnten Jahrhunderts war, wo man oft die Gefangenen gewaltsam in die eigne Armee eingestellt hatte. Yorck, der damals erst dreiundvierzigjährige, weit herumgekommene Soldat, wußte, daß in Spanien die französischen Marschälle unglücklich gegen Wellington kämpften; daß Oesterreich den Wiener Frieden nicht verwunden hatte; daß die oesterreichische Armee von einem zweiten Aspern träumte; daß eigentlich ganz Europa, Polen vielleicht ausgenommen, besonders seit Napoleon sich mit Pius VII. überworfen hatte, die Franzosen und ihren Kaiser haßte. Yorck kannte genau die ungeheuern Schwierigkeiten des Vormarschs in Rußland für eine Armee, deren Etappenlinien notgedrungen bis nach Frankreich hinein zu schützen waren, gegen ein Volk, das wirtschaftlich schwer unter der Kontinentalsperre litt und seit Jahren systematisch auf den Revanchekrieg vorbereitet worden war. Yorck übersah ganz nüchtern die enormen Vorteile, die die Einrichtung der Volksheere im Zeichen der allgemeinen Wehrpflicht grade für Preußen bot: dessen Bevölkerung war durch den Krieg von 1806 kaum mitgenommen worden, da nur das Söldnerheer vor dem Feinde gestanden hatte, während Frankreich seit 1793 dauernd Krieg führte. Die Bewaffnung des Volksheeres war zwar schwierig, aber in einem Zeitalter, wo große Reiterangriffe noch schlachtenentscheidend waren, keineswegs unmöglich, zumal den Franzosen eigentlich nie gelungen war, die Blockade der preußischen Küsten effektiv zu machen.

Etwa mit diesem Bild der Lage im Kopf wird der Generalleutnant v. Yorck 1812 von seinem erkrankten Vorgänger Grawert die Führung des preußischen Kontingents übernommen haben, das zum linken Flügel der Großen Armee gehörte und unter dem Oberkommando des französischen Marschalls Macdonald Riga zu blockieren hatte. Den rechten Flügel „deckten“ die Oesterreicher, die langsam in Wolhynien vorrückten. Mit dieser fragwürdigen Flügelsicherung brach die Große Armee in das unwegsame weite Rußland ein. Am 18. August wird Smolensk erstürmt, am 7. September lassen die Franzosen ihre besten Truppen auf dem Schlachtfeld von Borodino liegen, und nur noch ein Sechstel der Großen Armee zieht in Moskau ein. Es gab damals in der französischen Armee wohl keinen höhern Offizier, der sich nicht eingestanden hätte, daß die Sache schief gegangen war. Aber Niemand sah es klarer als Yorck. Der lag mit seinen geschonten Truppen noch immer vor Riga und hatte gute Verbindung mit den Russen, bei denen viele ehemals preußische Offiziere dienten, und deren Führer, der siebenundzwanzigjährige v. Diebitsch, ein geborener Schlesier und im preußischen Kadettencorps ausgebildet war.

Am 19. Oktober entschließt sich Napoleon zum Rückzug, denn die riesigen Etappenlinien versagen mehr und mehr, und

nun zermürben Hunger, Kälte und die langsam nachfolgenden Russen die Reste der Großen Armee. Was, Ende November, über die Beresina kommt, ist nur noch Schlacke. Die Große Armee ist tatsächlich vernichtet. Auch Macdonald zieht sich aus den Ostseeprovinzen zurück und gibt — ein Menschenkenner war er offenbar nicht — Yorck die Nachhut. Dieser war sich der einzigartigen Chance durchaus bewußt und erkannte den welthistorischen Moment in seinem Leben (den Hindenburg nicht erkannte, als der Kaiser nach Holland floh). Indem Yorck mit seinen 14 Bataillonen und 9 Schwadronen am 30. Dezember 1812 bei Tauroggen die zweite schwere Gehorsamsverweigerung beging, nämlich nach Uebereinkunft mit Diebitsch neutrale Quartiere bezog, handelte er durchaus folgerichtig und nüchtern. Die Größe seiner Tat liegt darin, daß er sich aller moralischen Bedenken entschlug und kühnen Mutes zum Hochverräter wurde. Dadurch schuf er eine Lage, die er nach reiflicher Ueberlegung für denkbar hoffnungsvoll ansehen mußte. Sie war auch stärker als der schwache König Friedrich Wilhelm III., dessen Boten mit der Absetzungsurkunde für Yorck die Russen wohlweislich nicht passieren ließen. Yorck konnte annehmen, daß seine Tat die Franzosen veranlassen würde, bis hinter die Elbe zurückzugehen. Daß Oesterreich nicht sofort, sondern erst im August 1813 losschlagen würde, war so wenig vorauszusehen wie die beispiellose Tatkraft Napoleons, der schon im Frühjahr 1813 wieder mit 120 000 Mann den Rhein überschritt.

Yorcks Verdienst ist und bleibt, daß er eine Lage richtig erkannte und sofort, rücksichtslos bis zur Selbstvernichtung, daraus die äußersten Konsequenzen zog. Seine Tat hat etwas von antiker Größe. Sein König schätzte das Gefecht von Wartenburg am 30. Oktober höher ein und machte den Helden von Tauroggen zum Grafen Yorck von Wartenburg. Der enge Geist Friedrich Wilhelms III. hatte für den mutigen, mürrischen und eigenwilligen Rebellen nicht mehr Verständnis als für den Freiherrn vom Stein, und so nahm der alte Yorck 1815 seinen Abschied und lebte noch fünfzehn Jahre zurückgezogen in Schlesien. Um die verschiedenen Yorcks von 1924 richtig zu würdigen, braucht man nur die Weltlage von heute mit der von 1812 zu vergleichen. Damals ein zwar verarmtes, aber vom Kriegsdienst verschontes Preußen — heute ein Volk, in dessen Nerven noch immer der größte aller Kriege nachzittert. Damals leicht zu bewaffnende, leicht aufzufüllende Kadres gegen einen in ganz Europa verzettelten, auf Fußmärsche angewiesenen, durch jahrelange Kriege geschwächten Gegner — heute ein von modernen Heeren rings feindlich umgebenes Deutschland, dessen leiseste Regung bei diesem Stand der Technik (Eisenbahnen, Flugzeuge und Gase) sofort unterdrückt werden kann. Damals ganz Europa (Oesterreich, Rußland, England, Preußen, Schweden) gegen den einen Napoleon — heute das geschwächte Deutschland ohne einen einzigen Bundesgenossen, bestenfalls neben gleichgiltigen Neutralen, gegen die ganze, waffenstarrende Welt.

Es gehört eine erstaunliche, für Soldaten unentschuldbare Naivität dazu, anno 1924 von einem Yorck zu fabeln. Nicht

einmal ein Schill wäre zur Zeit möglich. Was wir brauchen, ist ein Tailleyrand. Man faßt sich an den Kopf und fragt: Wie ist denkbar, daß eine Lage so verkannt wird? Wie erklärt sich diese Leichtfertigkeit von Leuten, die verpflichtet wären, besser Bescheid zu wissen? Ist es wieder die alte, oft beklagte Ungeistigkeit eines großen Teils der Offiziere unsrer alten Armee? Macht ihre menschlich verständliche Vaterlandsliebe diese Leute blind, anstatt klug, kalt und verschlagen?

Die beste Rolle unter den Generalen spielt, wie gewöhnlich, der Führer der Reichswehr, dessen wohlberechnete Zurückhaltung beweist, daß er die Lage richtig erkannt hat. Die Forderung des Tages ist: aufbauen. Wer den Namen Yorck wirklich im Herzen trägt, der lerne schweigen und arbeiten und erniedrige sich nicht zum Bierbankstrategen.

Palästina von Frank Warschauer

Kein Zweifel: sehr viele Menschen hören das Wort Palästina sehr ungern. Es erinnert sie an den Schrecken von Religionsstunden oder an gewisse gedankliche Verpflichtungen, denen sie lange nicht nachgekommen sind. Einige erinnert es an ihre Urgroßväter, für die sie kein Interesse haben, andre an den Krieg, wieder andre an einen Komplex von Vorstellungen und Empfindungen, über den die Vernunft trotz aller Anstrengungen nicht recht Herr wird, also einen gefährlichen Komplex, den man lieber im Dunkel läßt.

Kein Zweifel: dreiundneunzig Prozent Derjenigen, welche diese Zeilen lesen, schicken ihre Gedanken gern auf Reisen — aber nach Holywood in Kalifornien, nach den Rockeymountains, Mexico, dem Uralgebirge, der Südspitze von Afrika oder den Ebenen der Wolga eher als nach Palästina. Was ist denn das eigentlich: Palästina?

Palästina: das ist erstens das Stichwort einer Bewegung unter den Juden, die ersichtlich an Mächtigkeit, vielleicht auch an Tiefe gewinnt; ich sage: das Stichwort und nicht der Inhalt, denn der Inhalt dieser Bewegung, dieser Gruppe von Bewegungen ist nicht durch den Namen eines Landstrichs zu kennzeichen, in dem auch günstigstenfalls nur ein Teil der Juden wohnen kann. Palästina ist ferner ein Ort sozialer Experimente, an dem der Aufbau sozialer Gebilde nach den kommunistischen und sozialistischen Lehren versucht und verwirklicht wird, und vielleicht der einzige Ort auf der Erde, wo diese Entwicklung nicht durch Doktrinen reglementiert wird, sondern wo neben einander mehrere Formen und Möglichkeiten ausprobiert werden, wo Formen der individualistisch-kapitalistischen Wirtschaft nicht unmöglich und solche der sozialistisch-kommunistischen Tatsache sind. Palästina ist schließlich ein Landstrich in dem die Spannungen und die Tendenzen des Britischen Weltreichs in sehr kennenswerter Weise sichtbar werden. Ueber Palästina möglichst Genaues zu erfahren, ist also wichtig für den Semiten, den Philosemiten und den Antisemiten; für Jeden, der Sozialist ist oder das brennende Verlangen hat nach neuen, edlern Formen

der Gesellschaft, der glaubt, daß die Schaffung einer neuen Gesellschaft als wichtigster Punkt auf dem Programm der Geschichte steht; und für den kühlen Betrachter der politischen Geschichte.

MacDonald, der englische Ministerpräsident, gehört zu allen drei Gruppen von Interessierten; was Gruppe Eins betrifft, so ist er ein Freund der Juden und der zionistischen Bewegung. Einige seiner Aeußerungen über diese Fragen sind zusammengestellt in einer Broschüre, die vom Keren Hajessod herausgegeben wird (Ramsay MacDonald: In Palästina, Altes und Neues).

Mit den Aeußerungen englischer Staatsmänner hat es eine eigne Bewandtnis: sie sind nämlich staatsmännisch. Das heißt: sie sind meist von einer eigentümlich rednerischen Prägnanz und verraten eine ganz bestimmte parlamentarisch-demokratische Kultur durch die Form, in der sie mitgeteilt werden; aber sonst verraten sie nicht sehr viel. So ist es auch hier. Immerhin erfährt man, wie sehr MacDonald der Besiedelung Palästinas durch Juden zugeneigt ist. Aber: „Unsre Politik ist klar. Wir sollten uns nur als Freunde im Hintergrund halten, wachsam gegenüber Schwierigkeiten, eher bereit zu negativen als zu positiven Ratschlägen, stets damit beginnend, die Mitarbeit der Völker zu allen wichtigen Dingen selbst heranzuziehen und nicht so sehr als Regierung hervorzutreten wie als private und freiwillige Hilfe.“

Daß er im übrigen das Problem mit allen Verzweigungen scharfsichtig erfaßt, ja mehr als das: empfindet, daß er die Opposition der Araber gegen die zionistische Bewegung so deutlich in ihren Gründen begreift, ebenso aber auch die Gleichgültigkeit, das Beiseitestehen, die Feindseligkeit vieler Juden: darüber wird man sich nicht wundern, denn man weiß ja, daß er mit solchen Erkenntnissen unter englischen Staatsmännern nicht vereinzelt dasteht.

Ein andres Buch über Palästina bringt Reiseeindrücke: ‚Palästina‘, ein Reisebuch von Arnold Höllriegel und Artur Rundt (bei E. P. Tal in Wien). Die Verfasser schildern lebendig die Seltsamkeit eines Landes, in dem die heterogensten Elemente neben einander zu finden sind, Araber aus Tausend und Einer Nacht, Touristen aus der ganzen Welt, wild-fanatische Pilger, Juden des mittelalterlichen Typs und Juden des neuen, ganz neuen Typs, Juden des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie schildern den provinziellen Eindruck heiliger Städte und den großartig-modernen einer neuen Stadt, die mit kalifornischer Geschwindigkeit aus dem Boden wächst. Auch ihnen prägt sich, wie allen Andern, die mit offenen Augen das Land bereisen, am meisten die Erscheinung des Chaluz ein, des jüdischen Pioniers, der als einfacher Arbeiter oder als Landwirt auf den Siedelungen beim Aufbau des Landes hilft. Und andeutend weisen sie auf die Verschiedenheit der sozialen Struktur in den Farmen.

Und dann erzählen sie, wie in den Bazaren die Grammophone plärrend ihr Gebet zum Himmel steigen lassen. Ja, ihr arabisches Gebet; denn dort spielen sie nicht nur ‚Bananes‘, sondern ganze Suren aus dem Heiligen Buche des Koran.

Unterredung mit Kant von Hellmuth Falkenfeld

Ort der Handlung: Der Himmel mit den unsterblichen Geistern des sterblichen Menschengeschlechts.

Zeit: 22. April 1924.

In Kants kleinem Gartenhaus, worin er studierend und die Werke seiner Nachfolger kritisch musternd lebt, warten eine Anzahl Gratulanten. Man sieht Professoren, Doktoren, Staatsbeamte und Kirchenhäupter. Ganz in der Ecke sitzt ein kleiner schmächtiger Student, der den Eindruck macht, als habe er sich in der Hausnummer geirrt. Die Tür öffnet sich. Kants Diener, der ihm in die Unsterblichkeit gefolgt ist, erscheint.

Lampe: Herr Professor läßt sich entschuldigen: er hat zu seinem Geburtstag so viele Metafaseleien schlucken müssen, daß er nicht einen der Herren empfangen kann. (Allgemeines unwilliges Sich-Räuspern, Murmeln, An-die-Ordensbrust-Schlagen. Die Stube leert sich. Dann steckt Imanuel Kant zaghaft den Kopf herein, fragt, ob alle weg seien, und tritt ein, als Lampe bejaht. Lampe ab. Kant setzt sich, mit einem Buch über die Quantentheorie in der einen Hand und Leonard Nelsons ‚Rechtwissenschaft ohne Recht' in der andern, auf einen Sessel. Da erblickt er Einen, der das Zimmer nicht verlassen hat. Es ist das junge schmächtige Studentlein.)

Kant (streng): Wie kommen Sie denn hier herein? Hat Sie mein Diener nicht mit den Andern, die hier warteten, fortgeschickt?
Student (stammelnd): Er — hat — mich übersehen.
Kant: Ist das ein Grund, hier zu bleiben, wenn ich das Gegenteil anordne? Wer sind Sie?

Student: Ich — bin Student.

Kant: Also kein Professor oder Magister oder Doktor. Das mildert die Sache. Haben Sie schon philosophische Kollegs gehört?

Student (sehr ängstlich): Nein.

Kant (reicht ihm die Hand): Ich freue mich, daß Sie mich aufsuchen. Sie sind gekommen, mir eine Geburtstagsvisite zu machen?

Student: Die Wahrheit zu gestehen: ich wußte nicht, daß Sie Geburtstag hatten. Aber ich wußte, daß Sie der Mann sind, der über die reine Vernunft geschrieben hat. Das zog mich zu Ihnen.

Kant (bietet dem Studenten eine Prise an): Bleiben Sie. Ich werde Ihnen sagen, was es mit der reinen Vernunft auf sich hat. Und ich werde es bei Ihnen leicht haben, denn Sie sind jung und gut und haben noch bei keinem Professor sich Ihren Verstand verbiegen lassen. Ich bin empört über die Art, wie man mit meinen Werken umspringt. Man schreibt dicke Kommentare über meine ‚Kritik der reinen Vernunft': aber fragen Sie dieselben Herren, wo die Vernunft im Weltkrieg geblieben ist, so werden Sie, das garantiere ich Ihnen, auch eine Antwort aus meinen mißverstandenen Werken geben. Wieviel Magenschmerzen hat mir schon dieser neumodisch geckenhafte Hegel, wieviel Aerger Herr Fichte, den ich zuerst sehr schätzte, mit seinen ‚Reden an die deutsche Nation' gemacht, wieviel Uebelkeit und Ekel gradezu haben mir die sogenannten Neukantianer mit ihrem pathetischen Phrasengeklingel bereitet. Nur wenige Freuden habe ich hier oben noch. Die Entwicklung der Mathematik und Technik, dies gestehe ich ein, erregt meine höchste Bewunderung. Ich freue mich über

die Herren Hilbert, Meyerhof, Einstein. Freilich: noch viel mehr würde ich mich freuen, wenn Herr Einstein, der ein Genie auf seinem Gebiet ist, sich in meine transzendentale Aesthetik gründlicher vertieft hätte als in die dilettantischen philosophischen Versuche des Herrn Mach. Aber ich merke, Sie wollen nun endlich wissen, was es mit der reinen Vernunft auf sich hat.

Student (nickt verwundert und beseligt über die liebenswerte Nähe des großen Mannes).

Kant: Ich bin heute nicht sehr systematisch aufgelegt. Der falsche Systemdrang der noch lebenden Herren — man kann schon von einem Systemkoller sprechen — hat mir alles Systematische beinah verleidet. Habe ich nicht ausdrücklich erklärt und bewiesen, daß ohne Kritik der Vernunft, das heißt: ohne genaue Untersuchung des menschlichen Erkenntnisvermögens, ein System der Metaphysik ein Nonsens ist? Aber daran kehren sich die Herren von heute nicht. Sie philosophieren auf Grund von Erleuchtungen und Offenbarungen, für die ein Grund in unsrer Vernunft gar nicht gefunden werden kann, sondern höchstens eine Ursache in unsrer Eitelkeit, Verblödung oder Gedankenlosigkeit. Ich habe schon damals von dem „dogmatischen Gewäsch“ geredet, das entsteht, wenn man ohne Kritik drauf los philosophiert — aber damals habe ich noch nicht geahnt, wie erbärmlich geschwollen und zugleich nichtig dies Gewäsch ist. Dazu habe ich mir die schwere Mühe gemacht, den Grund für die obersten Erkenntnisse der Moral und der Metaphysik in der Vernunft aufzusuchen, damit heute jeder Schuster sich aus seinem Leisten ein eignes System erfindet, das nur den Wert hat, den Familienangehörigen das Sinnbild eines selbständigen, aber unerlaubten und unvernünftigen geistigen Strebens zu bieten. Allerdings muß ich gestehen, daß die Herren, die die Geschichte der Philosophie geschrieben haben, selbst schuld daran sind, wenn man grade meine Hauptergebnisse, nämlich die Schöpfung der kritischen Methode, so verkannt hat. Haben doch diese Herren behauptet, der abscheuliche und großsprecherische Hegel führe über mich hinaus. Dabei bedeutet er den schlimmsten Rückfall noch hinter Leibniz, den ich mir vorstellen kann. Und der Einzige, der wirklich den Anspruch darauf machen kann, über mich hinausgekommen zu sein, freilich nur mit meinen Mitteln und meinen Methoden, Jacob Friedrich Fries, wird geflissentlich und ängstlich von den Herren Neu-Kantianern und Neu-Metafaselhänsen totgeschwiegen. Wie sollte man aber nicht einen Mann totschweigen, dessen Werk die Totschweiger so erledigt, daß ihr ganzes System nur noch den Wert eines unnützen Maulaufsperrens haben kann! Herr Studiosus, das Eine merken Sie sich noch, bitte: sollten Sie jemals ein Kolleg über Logik hören, worin davon die Rede ist, daß man als Philosoph nicht logisch zu sein braucht, so verlassen Sie, bitte, schleunigst das Kolleg. Ich habe die Grenzen der Logik doch gewiß scharf genug betont — denn meine Frage: Wie sind synthetische Urteile a priori der Metaphysik möglich? habe ich nur darum so schwer genommen, weil ich ohne weiteres erkannte, daß diese Urteile nicht rein logischer oder analytischer Natur sind —: aber ich habe nie den Unsinn behauptet, daß man ohne Logik wie der Herr Hegel und der entsetzliche Verfasser eines ‚Untergangs des Abendlandes‘ Philosophie treiben kann. Logisch muß man sein, Herr Studiosus, wenn man in der Philosophie

etwas erreichen will. Nur: die Logik genügt nicht, um uns weiterzubringen. In Ihrem schönen Jahrhundert aber zerfallen die Menschen in Ueberschätzer der Logik und in Unterschätzer der Logik. Die Einen glauben, die Logik genüge, um sie zu Systematikern der wahren Metaphysik zu machen; die Andern glauben — wie Leonard Nelson, mein mir liebster Sohn unter den heutigen Denkern, gesagt hat —, daß die „logische Blindheit" es ist, „die unmittelbar zum metaphysischen Hellseher macht". Daher kommt es, daß sich auf der einen Seite anhäufen: phrasenhafte Banalitäten — denn die Banalität ist das Attribut der Denkweise, die Urteile von nur logischer Richtigkeit für inhaltlich schon genügend hält —, auf der andern Seite: geschichtsphilosophische Wahrsagereien und, noch schlimmer, okkultistische und spiritistische Ergüsse, die schon gegen die einfachsten Regeln der Logik verstoßen. Ich warne Sie, Herr Studiosus, in gleichem Grade vor beiden Richtungen. Und glauben Sie den Herren Logizisten nicht, die um den Identitätssatz ihren Veitstanz mit Indianergeheul aufführen, daß sie, weil sie meinen Namen in den Mund nehmen, mir wohlgefälliger sind als die metaphysischen, logisch mit Blindheit geschlagenen Hellseher. Ich verdamme beide.

Student (da Herr Professor Kant ein Weilchen erschöpft schweigt): Nun noch eine Frage, verehrter Herr Professor. Nächstens muß ich wählen. Ich weiß aber nicht, welcher Partei ich mich anschließen soll. Darf ich auch hier Ihren Rat in Anspruch nehmen, oder bin ich bei der falschen Instanz?

Kant: Mein lieber junger Freund! Schlecht wäre es um die Vernunft bestellt, wenn sie uns nicht auch politisch leiten könnte. Gibt sie uns doch das Sittengesetz, das, auf das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens übertragen, auch für die Politik bestimmend sein muß. Das Sittengesetz aber fordert — ich habe mich da in meinen Schriften manchmal noch etwas undeutlich ausgedrückt —: daß wir die Würde aller Menschen für gleich erachten. Also wählen Sie die Partei der unbedingten Gerechtigkeit. Ich bin im Augenblick fast der Ansicht, daß die nur bei den entschiedenen Sozialisten, wenn nicht gar bei den Kommunisten zu finden ist.

Student (sehr erstaunt) : In der Schule und Hochschule habe ich ganz anders gehört. Da wurde mir immer gesagt, die Idee des Sozialismus sei an sich sehr schön, man dürfe sie aber nicht verwirklichen.

Kant: Mein junger Freund, lesen Sie meine kleine Schrift: ‚Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis'; und lesen Sie meine Schrift: ‚Zum ewigen Frieden'. Da werden Sie sehen, wie ich über die Leute denke, die solche Angst vor ihrer eignen Vernunft haben, daß sie sie nicht zu verwirklichen suchen. Was nützt denn überhaupt alle Wissenschaft und alle Kritik der Vernunft, wenn man nicht das Leben nach der Vernunft zu gestalten wagt! Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Studiosus, und dies teilen Sie, bitte, den Herren deutschvölkischen Professoren mit. Ich bin mir zwar bewußt, daß mein Hauptverdienst die Kritik der Vernunft ist. Aber viel stolzer als auf sie bin ich darauf, daß ich noch am Ende meines Lebens den ewigen Frieden gefordert habe. Und ich würde gern sehen, daß meine Schriften aus den philosophischen Seminaren verschwinden, wenn ich dadurch erreichen könnte, daß der ewige Friede in der Welt Wirklichkeit wird.

Hinkemann

Welch ein Tumult! Und worum? Und wofür? Als Ibsen das tertiäre Stadium der Lues auf die Bühne gebracht hatte, gabs einen Höllenlärm; der sich schließlich legte, weil ein vollendet gebautes Theaterstück durch nichts zu hindern ist, seinen Siegeszug von einigen Jahrzehnten anzutreten. Jetzt schreien sie über Ernst Toller, der aus der unbestreitbaren und nicht selten ausgeübten Fähigkeit einer Granate, einen Mann zur Ausübung seiner Männlichkeit unfähig zu machen, eine ‚Tragödie' hat schlagen wollen. Ueber Lawrence Sterne und Knut Hamsun, die das gleiche Malheur poetisch ausgebeutet haben, ist niemals getobt worden. Bildet bei ‚Hinkemann' den Grund zur Aufregung, daß der arme Krüppel zuletzt was ihm fehlt auf die Kommode stellt und apostrophiert? Wenn man ein realistisch gemeintes und durchgeführtes Drama an der Realität mißt: der Proletarier von heute wird nicht einmal aus schmerzhaftem Neid der besitzlosen Klasse diesen antiken Priapus-Kult treiben. Aber die Wut weckt hier ja gar nicht der Realismus des Werkes, sondern seine Symbolik. Der impotente Hinkemann soll das besiegte Deutschland sein. Und dieselben Leute, die seit fünfeinhalb Jahren von morgens bis abends, in der Presse, auf der Tribüne und vor Gericht, die Welt mit Wehklagen über die Entmanntheit ihres Volkes erfüllen — die empört bis zur Raserei die jüdische Frechheit, den Gegenstand ihres Jammers ganz sachlich, nicht etwa mit Schadenfreude, dramatisch darzustellen.

Daß er in Wahrheit keineswegs dramatisch dargestellt worden ist, das empört sie durchaus nicht. Das ist ihnen auch egal. Das merken sie überhaupt nicht. Das merken wieder nur Juden. Die sind, trotzdem ihr Herz bei einem schmählich mißhandelten Freiheitskämpfer ist, so aufrichtig, diesen drei dürren Akten vor dem Tendenzstück irgendeines Lieblingsautors der Gegenpartei nicht den Vorrang zu geben. Die Gesinnung ist überaus lobenswert. Mit der gehetzten, der geschlagenen, der gepeinigten, der gemarterten Kreatur schwingt das ehrlichste Gefühl und zieht immer neuen Nährstoff aus dem Kummer über ihre Herolde, die fette Phrasen von der Einigkeit und der Aufgeklärtheit des klassenbewußten Proletariats im Maule wälzen und für ihr Teil so uneinig und so unaufgeklärt wie möglich sind. Ach, Toller sieht den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis bei Andern und nicht bei sich. Von eben dieser sentimentalen Phrasenhaftigkeit, die er als Beschauer des Welttheaters bestöhnt und verhöhnt, ist seine Theaterwelt förmlich verseucht. Grete Hinkemann: „Man ist nur ein armes Weib. Und das Leben ist so verworren . . . Mein Leben gehörte niemals mir . . . Was ein Proletariermädchen ist, das . . .". So ähnlich sprechen Alle; unter dem Eindruck, den auf ihren Dichter Rose Bernd, Wozzeck und Michael Kramer gemacht haben. Manchmal geraten sie in Leitartikel, manchmal in Volksreden, manchmal in schlechte Verse, wie von Wildgans. Und was tut die Titelfigur? Sie grübelt. Möge sie doch. Aber es kommt, leider, nichts dabei heraus. Ernst Toller ist hier selbst Eugen Hinkemann: er kann nicht.

Dem Theatererfolg wird das nicht schaden. Der beruht auf drei Momenten: dem Reklamegeheul der Feinde; dem Stoff; der unwiderstehlichen Primitivität der Gestaltung oder Nichtgestaltung. Da Alles plakatiert und dazu noch kommentiert wird, werden Alle es fassen. César Klein hat Dekorationen gemalt, wie wir sie von ihm kennen: stimmend; auf grauem Grund ein paar alarmierende Farben; die richtige Mitte zwischen Wahn und Wirklichkeit haltend. In dieser Mitte versucht der Sommerregisseur des Residenz-Theaters seinen Toller liebevoll anzusiedeln. Aber das flächige Redestück spottet der hitzigen Bemühungen Emil Linds, ihm Tiefe, Körper und interessantes Zwielicht zu geben. Unsereiner, damit er nicht vor Langerweile vergehe, hält sich an Heinrich George. Nicht Hagen: Hinkemann ist sein Feld. Er ist ein bißchen aufgeschwemmt und gerät schon ab und zu in das Falsett des Eunuchen. Aber mit dem Mannestum ist ihm nicht das Menschentum getötet worden. Und dafür hat George einen so ergreifenden, den ausgedehnten Abend über niemals eintönig werdenden Ausdruck, daß man einmal Büchner von ihm hören und sehen möchte.

Reinhardts neues Theater von Alfred Polgar

Das alte Theater in der Josefstadt, durchschwebt von freundlichen Schatten aus Wiens guten Theatertagen und glorreich behaftet mit Erinnerungen an Wiens musikalische Heroenzeit, hat der Architekt Witzmann zu einem neuen Theater gemacht, in dem des Raums Vergangenheit reizvoll gegenwärtig wird. Zartfühlend war der Baumeister bestrebt, die Ruine so aufzufrischen, daß ihren Geistern das Umgehen nicht verleidet würde. Es geriet eine liebliche Komposition aus heute und ehegestern, ein Neubau mit Patina, eine Lokalität für Fest und Spiel, die, strahlend in funkelnagelneuer Gewesenheit, dem Geschmack von damals mit allem Witz von heute dient. Architektur ist bekanntlich gefrorene Musik; dann wäre das Musik-Gefrorne, das hier erzeugt worden, ein gemischtes: Menuett und Romanze. Form und Maße des Zuschauerraums sind geblieben, wie sie waren: er bekam nur neue rot-goldene Bekleidung, die den weichen graziösen Schwung seiner Linien schmeichlerisch unterstreicht. Ein warmer, froher Raum, durchatmet von aller sinnlichen Lust des Theaters. Sollte hier auch die Not des Menschen tragiert werden, so wohl nur im Sinn des Bittern, das die Speise würzt. Ueber den stilgerechten Reiz der Nebenräume, erhöht durch Bilder, Kristall, Barocköfen, Reliefs, Fresken und alte Türen, deren Reiz wiederum dadurch erhöht wird, daß Professor Reinhardt sie persönlich in Italien eingekauft hat, ist die Welt aus den Gesängen der Harfner (die im Festzug, der Reinhardt einholte, voranschritten) ausreichend unterrichtet. Ich kann nur sagen, daß Alles sehr wohlgefällig, heiter und deliziös ist, angefangen von dem vielbelobten Kassenraum bis zu den charmanten Sträußl-Sälen, in denen man speisen wird, in denen also die Idee einer Restauration des Theaters ihren wiengerechtest-sinnfälligen Niederschlag findet. Das Ganze macht durchaus harmonischen, vornehmen, nirgendwo protzigen Eindruck. Es

wird, in zwiefachem Sinn, deutlich, daß in diesem Theater der Prominenten die Prominenz der Weltbühne, das Geld, keine Rolle spielt.

Das Stück, mit dem die neue Bühne eröffnet wurde: ‚Der Diener zweier Herren‘, ist auch alte Venezianer Arbeit, ein Lustspiel von Goldoni, der dem Säkulum, in dem er lebte, zweihundert Komödien aus seinem Gänsekiel zugemutet hat. Das Original kenne ich nicht. In der Uebersetzung von Friedrich Ludwig Schröder, die als getreu gilt, hat das Stück zwei Akte und ist von einer Verstaubtheit und Verschlissenheit, gegen die jene des Josefstädter Theaters, ehe Castiglioni sein „Stirb und werde“ gesprochen, eitel Glanz und Frische war. Der Humor solcher alter theatralischer Lustbarkeit (und nur auf den kann es überhaupt noch ankommen) stammt nicht aus dem Menschen, der ihn trägt, haftet nicht an ihm, sondern ist ihm beigegeben wie ein Abzeichen oder Instrument. Truffaldinos Rede etwa ist die Wort gewordene Hanswurst-Pritsche, also für den Zuschauer von heute etwas Abgeschmacktes. Nun ist es ja richtig, daß auch die Abgeschmacktheit unterm Atmosphärendruck von zwei Jahrhunderten Aromatisches von sich gibt, und daß auch der schalste Spaß, liegt er nur lange genug in der Sauce der Literarhistorie, nach etwas schmeckt. So hängt auch an solchem Goldoni-Spiel ein antiquarischer Duft entwichener Fröhlichkeit, wie der der Wurst an dem Papier, darein sie einmal gewickelt gewesen. Diesen Duft aber wieder in Substanz zu verwandeln, das bringt auch Reinhardts Chemie nicht fertig.

Der Bearbeiter hat die Komödie mit allerlei Musik und Scherz, Drolerie und Tanz und Pantomime gestreckt, den Spezial-Ulk der Figuren quantitativ gesteigert, aus der Hungerkomponente Truffaldinos ein üppiges Ornament der Gefräßigkeit, aus des Dottore lehrhafter Redelust Lalomanie, aus zwei Akten drei gemacht. Reinhardts Regie gibt allem Spaß Schwingen, dem Spiel Luft- und Lichtdurchlässigkeit. Wir sind gewissermaßen auch unter Dach unter freiem Himmel, auch im Zimmer auf der Wiese. Die Bühne, Imitation und Fortsetzung des Zuschauerraums, sieht reizend aus. Die Versatzstücke werden von Theaterarbeitern, unter die sich auch, verlarvt, die Schauspieler mischen, hereingetänzelt. Alles hüpft und schwirrt und dreht sich um die eigne wie um die ideelle Achse, die der Spielleiter gelegt hat, Alles freut sich, Alles lacht, spottet der Schwere und Feierlichkeit, und Alles ist, genau wie das neue Josefstädter Theater, entzückend frisch und schon da gewesen. Die Kostüme sind köstlich, die kleinen, netten Spieleinfälle ohne Zahl, die Mischung von Pretiösem und Derbem, von Rüpelei und Niedlichkeit, von steif und übermütig sehr schmackhaft, Haltung und Gesten der Spieler zierlichst zu einander abgestimmt, der Dialog gesprochene Tanzfigur. Und den ganzen bunten Strauß hält das Seidenband der Musik so fest wie locker zusammen.

Es war sehr schön, stellenweise bezaubernd langweilig. In eine Stunde zusammengedrängt, wäre diese Goldoni-Inszenierung gewiß ein liebenswürdigster Anfang gewesen. Für die Dauer dreier Stunden ermüdet die Einstellung auf Schabernack und

Putzigkeit. Sie nötigt den Zuhörer zu einer etwas verbogenen Haltung, bei der die Füße einschlafen und nicht nur die.

Für dieses Theater haben sich Reinhardt die besten Leute deutscher Bühne, wie es heißt: um bescheidenen Sold, zur Verfügung gestellt. Es spricht für die Stärke seiner Persönlichkeit, daß die Menschen, die ihm dienen, die Freude an solchem Dienst als einen Großteil ihres Lohnes erachten (was diesen Teil betrifft, stoßen sie auch niemals auf engherzige Knausrigkeit bei der Leitung der Reinhardt-Bühnen). Wenn die Schauspieler, die Künstler, an Reinhardt schwärmerisch hängen, so läßt sich dies, abgesehen davon, daß das Gold nur Chimäre, verstehen, denn sie dienen sich selbst, wenn sie ihm dienen, dem Schatzgräber versteckter Talente und auf-die-Spitze-Treiber darstellerischer Möglichkeiten. Aber es sind nicht nur Schauspieler, die von dem theatralischen Ingenium dieses Mannes so kräftig angezogen werden. Das dumpfe Geschlecht der Dramaturgen, Beamte, Helfer jeglicher Art am Werk, verströmen sich bis zur völligen Anämie für den herzlichen Menschenfresser, haben hiebei gar nie den Wunsch, daß es ihnen, immer nur den, daß es ihm bekommen möge. Grade vom „Theater der Schauspieler", grade von diesem prangenden Kind einer plutokratischen Laune, wäre es nun allerdings vollkommen abscheulich, wenn es zwischen echtem Barock und handgewebten venezianischen Vorhängen an seinen lebendigen Mitarbeitern kargte. Daß das nicht der Fall, dafür bürgt der Professor, dessen aesthetischem Sinn so was Häßliches doch viel weher tun müßte, als es dem Geschäftssinn seiner Verwalter wohl tun könnte.

Der erste Abend schon gab einen Begriff von der Fülle der Temperamente und Begabungen, die Reinhardt zu Diensten stehen. Zum heitern Gelingen half da mit: des alten Thimig urgemütliche Komik, Waldaus hemmungslose gottergebene Wurschtigkeit in Ton und Gebärde (es war manchmal wie eine Karikatur Bassermanns ins Gleichgültig-Leere), das helle Jünglingswesen des Herrn Hartmann, Herrn Janssens Furioso, die spitze Heiterkeit in Moll der Frau Helene Thimig, die Grazie der Frau Sibylle Binder (deren Talent freilich an der Rolle keinen rechten Halt fand, im Winde wehte wie eine Ranke, der die Mauer abhanden gekommen), die Humore der Herren Danegger und Voelcker, die zart ironiefarbene Empfindsamkeit des Fräulein Servaes. In diesem bunten Garten war Hermann Thimig der Springbrunnen, der die Luft mit Frische füllte, unablässig in Bewegung, mit tausend Spiegelchen die Sonne fangend und umher verstreuend. Ein hinreißend liebenswürdiger Schauspieler, klug und herzlich, dem keine Minute Nein sagen kann, der er seine Freundschaft anträgt.

Zu Beginn des Abends gab es einen Prolog, in dem „die Schauspieler im Theater in der Josefstadt unter Führung von Max Reinhardt" — so lautet der etwas zopfige offizielle Name des Unternehmens — den Wienern ein paar Artigkeiten sagten. Verfasser des Prologs ist Hugo Hofmannsthal, hier wiederum an Goethe erinnernd, der ja auch als Gelegenheitsdichter des öftern ziemlich matt produziert hat.

Drei Preß-Prozesse von Fritz Wolter

Paris

Aus den schier unerschöpflichen Archiven des Zarenreiches ist ein Bündel Geheimakten — es kann schließlich nicht Alles Theodor Wolff bekommen — dem Kommunisten Boris Suwarine, dem Vertreter der Moskauer Exekutive in Paris, zur Veröffentlichung in der ‚Humanité' übergeben worden. Seit dem 5. Dezember 1923 werden in dem Blatt des Jean Jaurès, das heute der Kommunistischen Partei Frankreichs gehört, Tag für Tag, Spalte für Spalte Dokumente über die Subventionierung der französischen Presse durch die russische Regierung abgedruckt. Eine kaum noch übersehbare Leporello-Liste von Ziffern und Namen. Man kann darüber streiten, ob das französische Kommunistenblatt, das nicht nur geistige Nahrung aus Moskau bezieht, besonders geeignet ist, den pariser Bürgerblättern, die von Petersburg mit russischem Gelde gespeist worden sind, Vorwürfe zu machen. Aber unbestreitbar ist Das, was die ‚Humanité' aufgedeckt hat, eine „abominable vénalité", eine abscheuliche Käuflichkeit der Presse. Fast alle pariser Blätter, die großen und die kleinen, haben aus der Hand des russischen Finanzagenten Raffalowitch Jahre hindurch sehr erhebliche Summen bekommen. Manche haben dafür die ausdrückliche Verpflichtung übernommen, für die russischen Interessen zu schreiben, bei andern beschränkte man sich auf zarte Andeutungen, und bei gewissen Blättern verstand sich anscheinend das Moralische von selbst. Die Empfänger waren in den meisten Fällen die Chefredakteure oder andre prominente Journalisten, hier und da wohl auch die Verlage — wobei zu bemerken ist, daß in Frankreich der directeur, das ist: der Chefredakteur meistens stärker an dem Verlag beteiligt ist als bei uns.

Das Erstaunlichste an der ganzen Affäre ist das geringe Interesse, das man ihr in Paris entgegenbringt. Wochenlang haben sich die angegriffenen Blätter überhaupt nicht um die Angelegenheit bekümmert, und erst auf die immer wiederholten Provokationen der ‚Humanité' ließen sich ein paar Journalisten und ein paar Zeitungen herbei, Klage zu erheben. Der erste dieser Prozesse: die Schadenersatzklage des ‚Matin' gegen die ‚Humanité' steht jetzt vor der zwölften pariser Korrektions-Kammer zur Verhandlung. Die ersten Sitzungen, zu denen unter Andern auch der frühere russische Ministerpräsident Kokowzow und der französische Ministerpräsident Briand als Zeuge geladen waren, hatten zwar eine größere Zuhörerschaft angelockt; aber es wäre falsch, anzunehmen, daß sich die pariser Oeffentlichkeit dafür interessiert. Von einem Sensationsprozeß ist gar keine Rede. Die Zeitungen, mit Ausnahme der ‚Humanité', bringen darüber kein Wort. Nun kann man gewiß einwenden, daß die angegriffenen Blätter — und das ist das Gros der pariser Presse — ein Interesse daran haben, die Sache totzuschweigen, und daß eben deshalb auch das Publikum keinen Anteil nimmt. Das mag schon mitsprechen. Der Hauptgrund aber ist, daß die ganzen Korruptionen, wenn man sie etwas näher betrachtet, nicht über Das hinausgehen, was in Frankreich üblich ist und daher Niemand Wunder nimmt.

In den deutschen Zeitungen, die sich mit der Angelegenheit beschäftigt haben — und je weiter rechts die Blätter stehen, und je mehr

sie selbst auf dem Kerbholz haben, desto intensiver haben sie sich damit beschäftigt —, ist ausnahmslos die Sache als ein großer politischer Skandal hingestellt worden, und namentlich in einigen mehr oder minder offiziös inspirierten Artikeln wurde behauptet, die pariser Presse sei mit russischem Gelde „zur Vorbereitung des Krieges“ gekauft worden. Als ein besonderes Zeichen von Bösartigkeit wird angesehen, daß nicht nur der russische Ministerpräsident Iswolsky, sondern auch die damaligen französischen Minister Poincaré und Klotz ihre Hand im Spiele hatten und Petersburg gradezu animierten, die französische Presse zu unterstützen, damit man in Paris die neue Militärvorlage durchbekäme. Ich weiß nicht, ob die Deutsche Allgemeine Zeitung und ihre Verwandten von der Hugenbergschen Linie es als ein großes Verbrechen ansehen würden, wenn man entsprechende Vereinbarungen zwischen Bethmann Hollweg und dem Grafen Berchtold über die Propagierung der Wehrvorlage von 1913 entdeckte. Wie dem auch sei: die französischen Blätter werden jedenfalls dadurch entlastet, daß sie nicht nur im Sinne der russischen Regierung, sondern auch im Sinne ihrer eignen Regierung geschrieben haben.

Tatsächlich kommen für diese politischen Schmiergelder aber auch nur ein paar kleinere Boulevardblätter in Frage, die das Ausland noch heute zu mäßigem Preise kaufen kann. Man weiß in politischen Kreisen und hält es für nichts Außergewöhnliches, daß der ‚Eclair‘ mit griechischem und mit ungarischem Kapital subventioniert wird und die ‚Lanterne‘ mit polnischem. Man findet es auch weder für die Geldgeber noch für die Geldnehmer besonders schimpflich, daß politische Interessenten für eine bestimmte Campagne ein Blatt gewissermaßen mieten. Die großen Blätter sind allerdings der politischen Korruption sehr viel schwerer oder überhaupt nicht zugänglich. Man hat in der deutschen Presse trotz den vielen Auszügen aus der ‚Humanité‘ bisher merkwürdigerweise nie den folgenden Brief abgedruckt, den der Leiter des Handelsteils und zugleich der „Finanzagent“ des ‚Matin‘, Emile Laffon am 31. Dezember 1913, also kurz vor dem Kriege, an den russischen Vertreter gerichtet hat:

> Exzellenz,
> ich beeile mich, den Empfang Ihres Briefes zu bestätigen, in welchem Sie mich mit vollem Recht darauf aufmerksam machen, daß eine von uns besorgte Berichtigung im Finanzteil des ‚Temps‘ veröffentlicht worden ist, anstatt in die Rubrik ‚Auswärtige Depeschen‘ eingerückt zu werden.
>
> Der Grund liegt darin, Exzellenz, daß die Verträge, die ich mit der Presse geschlossen habe, ganz allgemein wirtschaftlicher und finanzieller Art sind.
>
> Gewisse große Zeitungen, zum Beispiel der ‚Temps‘, haben immer einen prinzipiellen Unterschied gemacht zwischen dem politischen Teil der Zeitung, dessen Redaktion unabhängig ist, und dem Wirtschafts- und Finanzteil, wo die Anmerkungen, die unsrer Initiative entstammen, veröffentlicht werden.
>
> In der Praxis und mit nur wenigen Ausnahmen sind diese beiden Spalten nicht so sehr gegen einander abgedichtet, wie man glauben könnte. Immerhin beharren einige der großen Zeitungen auf diesem Unterschied, und der ‚Temps‘ und der ‚Matin‘ befinden sich in diesem Fall.

> Wir haben bis jetzt nicht unter dem Gegensatz gelitten, der zwischen den beiden Spalten der gleichen Zeitung entstehen konnte, und ich würde gegebenenfalls immer die Möglichkeit haben, auf die Richtung dieser Organe einen genügenden Einfluß auszuüben, um eine Antimonie zu vermeiden oder auch nur eine Divergenz der Aspekte, die ernstere Unzuträglichkeiten zur Folge haben könnte.
>
> Da meine Ausführungen nie einen politischen Charakter getragen haben, erklären Ihnen diese Erläuterungen, Exzellenz, wieso meine Berichtigung in den Finanzteil des ‚Temps' hineingeraten ist und der Nachricht widersprach, die einige Tage zuvor in der politischen Rubrik veröffentlicht worden war.
>
> Ich habe die Absicht, zu Anfang des kommenden Jahres nach Petersburg zu gehen, und werde nicht verfehlen, Ihnen ein ergänzendes Projekt zu unterbreiten, das mir erlauben würde, unsre Tätigkeit weiter auszubreiten und in unsre Propaganda auch den politischen Teil miteinzuschließen, der zur Stunde in meinen Verträgen nicht miteinbegriffen ist.

Man hat in den deutschen Berichten über die Affäre auch noch einige andre Stellen aus den ‚Humanité'-Veröffentlichungen merkwürdigerweise übersehen, obwohl sie uns doch eigentlich besonders interessieren müßten. Herr Raffalovitch hat nämlich nicht nur für französische Blätter Aufwendungen gemacht, sondern er hat seine Aufmerksamkeit auch den andern Nationen zugewandt. Und zwar erhielt nicht nur, während des Krieges, der damals deutschfeindliche amsterdamer ‚Telegraaf' 30 000 holländische Gulden für die Herausgabe einer Spezial-Rußland-Nummer — das Geld sollen nur die Redakteure eingesteckt haben —, sondern auch deutsche Blätter stehen auf der Liste. Unter dem 19. September 1913 wird eine lange Abrechnung über Anzeigen in holländischen und deutschen Zeitungen des Jahres 1912 veröffentlicht. Die Berliner Börsen-Zeitung erhielt 8112 Mark, der Berliner Börsen-Courier 8115 Mark und die Kölnische Zeitung 12 493 Mark, also annähernd so viel, wie für Anzeigen im ‚Matin' und im ‚Temps' ausgegeben wurden; die andern deutschen Blätter sehr viel weniger, die Frankfurter Zeitung, zum Beispiel, nur 20 Mark. Nun liegt nicht der mindeste Beweis dafür vor, daß die Blätter, die große Einnahmen aus den russischen Anleihe-Annoncen hatten, dafür Gegenleistungen im Textteil geliefert haben; aber immerhin verdient festgehalten zu werden, daß Raffalovitch über diese Blätter an derselben Stelle und in derselben Weise Rechnung legt wie über die korrupten französischen Blätter, von denen in den Veröffentlichungen gesagt wird, daß sie mit Anzeigen bezahlt werden. Jedenfalls scheint das Annoncieren der Russen nicht ganz ohne Nebenabsicht gewesen zu sein.

Außerdem unterhielt aber die russische Regierung auch zwei Korrespondenzen in deutscher Sprache, die regelrecht subventioniert wurden, und zwar die ‚Handels-Bureau-Correspondenz des Russischen' unter Leitung eines Herrn Charstkamp-Sidon, die seit 1906 jährlich 3600 Rubel empfing, und die ‚Politische Correspondenz', die seit 1909 jährlich 600 Rubel bekam. Deren Leiter war ein Doktor Polli, ein in Berlin nicht unbekannter Herr, der, wenn ich nicht irre, mit seinem wirklichen Namen Pollaczek hieß.

Sieht man von dem vielen Beiwerk ab, das in den ‚Humanité'-Veröffentlichungen und in den Prozeß-Verhandlungen ans Tageslicht gekommen ist, so bleibt der Tatbestand, den man ohnehin von der französischen Presse kannte: Völlig korrupt ist der Handelsteil der Blätter — man kann wohl sagen: ohne Ausnahme; korrupt nach deutschen Begriffen sind auch die eigentlichen Boulevard-Blätter und die meisten kleinern Blätter im politischen Teil. Die Korruption vollzieht sich beim Handelsteil und im politischen Teil der kleinen Zeitungen durch „Pacht", also durch Bezahlung der Verleger, bei den größern politischen Organen durch Bestechung einzelner Journalisten, bisweilen durch Besoldung beider, der Verleger und der Redakteure.

Wien

In der oesterreichischen Presse lagen die Dinge vor dem Kriege ähnlich wie in Frankreich: fast allgemeine Korruption der Handelspresse, zum Teil Korruption der politischen Presse, Korrumpierung der Journalisten. Inzwischen haben sich dort die Verhältnisse wesentlich geändert. Die oesterreichische Korruption befindet sich zur Zeit auf dem Wege zu der reichsdeutschen Korruptions-Form, zu der „Stinnesierung" der Presse.

Charakteristisches Material dafür bot ein Preß-Prozeß, der vor kurzem in Wien zum Austrag kam. Im Juli 1923 erhoben die Herausgeber des angesehensten und einwandfreisten wiener Finanzblattes, des ‚Oesterreichischen Volkswirts', Gustav Stolper und Walter Federn, in ihrer Zeitschrift die schwersten Vorwürfe gegen Emmerich Bekessy, den Herausgeber der wiener Tageszeitung ‚Die Stunde' und der Wochenschrift ‚Die Börse'. Bekessy, erklärten sie, sei „ein käuflicher Journalist, der Bezahlung fordert und nimmt für die Verbreitung redaktioneller Nachrichten und Artikel, die Wertpapiere anpreisen oder sonst geschäftliche und persönliche Interessen seiner Auftraggeber fördern sollen". Herr Bekessy suchte sich zuerst durch Beschimpfungen der beiden Publizisten zu revanchieren, entschloß sich aber dann doch zur Klage wegen Ehrenbeleidigung. Am 14. November war vor dem Schwurgericht die Verhandlung angesetzt. Aber am Tage zuvor zog Bekessy seine Klage bedingungslos zurück.

Dieser Rückzug schien nicht allzu wunderbar. Aber umso größer war die Ueberraschung, als sich herausstellte, daß Herr Bekessy zu diesem Schritt von keinem Geringern veranlaßt war als von dem Präsidenten des wiener Schriftsteller- und Journalistenvereins Concordia, Dr. Eduard Wengraf, der Bekessy schriftlich aufgefordert hatte, die Angelegenheit doch lieber vor einem journalistischen Ehrengericht zu erledigen. Dieser Brief des Journalistenpräsidenten war die Antwort auf eine Eingabe Bekessys, worin er sich darauf berief, er sei durchaus nicht der einzige Journalist, der Geld von Bankleuten nehme, und ankündigte, er würde eine ganze Reihe bezahlter Journalisten — die einen sagten: siebzig, die andern: hundert — namhaft machen, wenn man ihm etwas anhabe. Zum Ueberfluß ließ er sich auch noch, ebenfalls auf Anraten Wengrafs, von seinen ehrenwerten Redaktionskollegen bescheinigen, die Vorwürfe der Korruption berührten nur journalistische Standesfragen, die vor einem fachmännischen Forum zu erledigen seien.

Damit wäre diese wohlriechende Affäre ergebnislos im Sande verlaufen, wenn nicht die Gegenseite, Stolper und Federn, nun gegen

Bekessy ein ordentliches Gerichtsverfahren wegen Ehrenbeleidigung angestrengt hätten. Das kam dann glücklich im Januar 1924 zur Verhandlung und endete nicht nur mit der völligen Reinigung der Kläger, sondern brachte auch den Beweis für die Korruptheit Bekessys. Bekessy gestand frank und frei ein, mit Castiglioni, seinem Geldgeber „kontinuierliche Verbindungen" zu unterhalten.

Camillo Castiglioni, der Compagnon von Stinnes in Oesterreich, bis zu seiner Entthronung Beherrscher der Unionbank, Mitherrscher des größten oesterreichischen Industrieunternehmens, der Alpinen Montan-Gesellschaft, kann sich nicht nur rühmen, die ‚Stunde' und die ‚Börse' des Herrn Bekessy finanziert und in Abhängigkeit zu haben, sondern er ist auch Besitzer des Elbemühl-Papier-Konzerns, zu dem drei Blätter, das ‚Extrablatt', die ‚Mittags-Zeitung' und die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' gehören. Er verfügt also über einen Presse-Park von fünf gutgeschmierten Kutschen.

Dahinter bleiben die andern wiener Finanziers doch zurück. Aber sie machen sich. Der Präsident der Oesterreichischen Kreditanstalt, Dr. Rudolph Sieghart, besitzt die vier Zeitungen, die dem Konzern der Papierfabrik Steyrermühl angegliedert sind: das einflußreiche ‚Neue Wiener Tagblatt' die ‚Oesterreichische Volkszeitung', die ‚Kleine Volkszeitung' und das ‚Neue 8 Uhr-Blatt', und Castiglionis erfolgreicher Konkurrent Siegmund Bosel, der dreißigjährige Präsident der Unionbank, hat zwei Zeitungen, den ‚Tag' und den ‚Morgen', sodaß elf wiener Zeitungen unmittelbar in der Hand der haute finance sind. Das oesterreichische Zeitungswesen ist also heute schon zum erheblichen Teil ein purer „Nebenbetrieb" des Finanz- und Industriekapitals (Abteilung Propaganda — rentiert sie sich: desto besser; rentiert sie sich nicht, schadet es nicht). Und Alles spricht dafür, daß die Entwicklung in dieser Richtung weitergeht. Die siebzig oder hundert Journalisten, die Bekessy der Korruption zieh, werden sich mit dem Einbringen der Ernte beeilen müssen. Denn wenn man erst endgültig zu dem reichsdeutschen System übergeht, ist es mit den „Nebeneinnahmen" der Journalisten aus. Dann kommandiert der Schwerindustrielle oder der Großbankier, und die Tintenkulis haben ohne „Sonderhonorare" zu parieren.

Berlin

Bei uns im Reiche kann man mit der gebührenden Verachtung über die Vorgänge in Paris und Wien die Nase rümpfen. Was dort vorgeht, ist für deutsche Journalisten eine überwundene Sache. Allerdings: sie haben es leichter, unbestechlich zu sein. Denn bei uns kauft man nicht mehr Redakteure: bei uns kauft man den ganzen Verlag.

Ein neues schlagendes Beispiel dafür bietet der Kampf um die ‚Germania' und der Prozeß des Herrn Semer, von dem in Nummer 14 der ‚Weltbühne' bereits die Rede war. Auch hier sucht man die Zeitung politisch nicht dadurch zu beherrschen, daß man mit Journalisten irgendwelche Verbindungen eingeht, sondern man sucht erst einmal das Zeitungsunternehmen als Ganzes in seinen Besitz zu bringen. Das gelang Erzberger im Januar 1921, indem er das damalige Aktienkapital der ‚Germania' von 300 000 Mark auf 2 000 000 Mark erhöhen ließ und die neuen Aktien einem seiner Vertrauensleute, Semer, gab, während der ältere Aktienanteil Erzbergers auf den Namen eines andern Protegé von ihm, des Staatssekretärs Moesle ausgestellt war. Im April 1921 verpflichteten sich Semer und Erz-

berger, bei Abstimmungen in der Generalversammlung der ‚Germania‘ konform zu gehen, um dem berliner Zentrumsblatt eine „unbeirrte christlich-demokratische Zentrumspolitik der mittlern Linie“ zu sichern. In der Folgezeit hat dann Semer dieses Versprechen gebrochen — Erzbergers Menschenunkenntnis zeigte sich auch hier wieder —, und seinen Einfluß zu Gunsten des rechten schwerindustriellen Flügels des Zentrums geltend gemacht. Das war umso leichter, als Florian Klöckner, der die politischen Geschäfte seines größern Bruders Peter zu führen hat, seit dem Sommer 1921 ein Aktienpaket der ‚Germania‘ besitzt und seit dem November 1921 als Nachfolger Moesles Vorsitzender des Aufsichtsrats war.

Die neuen Versuche des jetzigen Reichspressechefs Spiecker, die Aktienmajorität, die zur Zeit Herr Semer besitzt, in seine Hand zu bringen, sind selbstverständlich nicht ein persönliches Geschäft Spieckers, sondern der Ministerialdirektor Spiecker, der frühere, von Erzberger und Semer verpflichtete Direktor der ‚Germania‘, ist nur vorgeschoben von einer Finanzgruppe, die dem linken Flügel des Zentrums nahesteht. Spiecker selbst wäre nicht in der Lage, sich an ein Objekt wie die ‚Germania‘, zu der noch die ‚Märkische Volkszeitung‘ und eine sehr wertvolle Akzidenzsetzerei gehören, heranzuwagen. Damit entfallen eigentlich auch schon die Verdächtigungen, die in jüngster Zeit gegen Spieckers Integrität erhoben worden sind und zu der etwas merkwürdigen Anklage gegen die ‚Deutsche Zeitung‘ wegen Beamtenbeleidigung geführt haben. Rühmlichst vermerkt sei übrigens bei diesem ganzen Streit die Haltung der ‚Germania‘-Redaktion, die sich bisher aufs Tapferste gegen die Bedrängung von rechts gewehrt hat — was selbstverständlich den rechten Zentrumsflügel im Fall eines endgültigen Sieges nur veranlassen würde, eben eine neue Redaktion zu bestellen.

Der Kampf der Schwerindustrie und der mit ihm verbündeten Agrarinteressenten beschränkt sich nicht auf die ‚Germania‘. Noch ehe Florian Klöckner in das berliner Zentrumsblatt eindrang, gelang es Otto Wolff, einen größern Anteil der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ an sich zu bringen. Ebenso ist Thyssen an der westdeutschen Zentrumspresse finanziell beteiligt. Auch an die ‚Schlesische Volkszeitung‘ suchte sich schwerindustrielles Kapital schon 1920 heranzumachen.

Diese Entwicklung wird von der obersten Zentrumsinstanz, vom Klerus durchaus nicht gern gesehen. Man nimmt zwar Geld, woher immer man es bekommt. Aber die Kleriker sind viel zu schlau, als daß sie die Gefahr unterschätzten, die so mächtige Interessenten für sie bedeuten. Noch hat die Kirche den besonders gut organisierten Zentralapparat der Zentrumspresse in der Hand durch die Beherrschung des Augustinus-Vereins. Dieser Verein, der seinen Sitz in Düsseldorf hat, umschließt katholische Verleger und Journalisten. Er ist eine Gründung der Kulturkampfzeit und hat auch heute noch dadurch erhebliche Bedeutung, daß er fast die gesamte Stellenbesetzung und die Vorbildung der Zentrumsredakteure regelt. Aber diese Machtposition des Klerus würde dem Augustinus-Verein wenig helfen, wenn auch in der Zentrumspresse die Schwerindustrie die Gewohnheiten einführte, die sie in den volksparteilichen und deutschnationalen Blättern eingeführt hat; nämlich zu entlassen und zu engagieren, wie es ihr paßt.

Mussolinis Siegesfeier

Zehnter April. Rom empfängt nach dem großen Wahlsieg seinen Führer. Fahnen, Standarten, Musik: ganz Rom auf der Piazza Colonna. Brausender Lärm. Plötzlich helle Tubahörner; der Lärm verwandelt sich in rhythmische Stöße: Eja, eja — ! Mussolini erscheint auf dem Balkon des Palazzo Chigi. Begeisterung. Geschrei überschreit sich. Mütter heben ihre Kinder hoch: Ecco! Sie tun das bei Thronbesteigungen, Erstaufführungen von Schillers ‚Räubern‘ und bei Hinrichtungen. Es ist belanglos. Aber trotzdem ist etwas an diesem Manne, der dort oben steht, dessen Rede sich im Lärm verliert, aber dessen Kopf ich sehe und irgendeinem deutschen Politiker wünsche. Kein Parteihengst. Kein Pöstchenjäger. Kein Zuhälter des Glücks. Nicht irgendein Repräsentant einer Idee, sondern die Idee selber. Dieser Mann ist der Fascismus. Der Anblick hat etwas Bestechendes, wenn man aus dem Land der Halbheiten und Verlogenheiten, der Cunoereien und Stresemanniaden kommt. Wenn dies Theater ist, so ist es kein schlechtes, kein Provinztheater: — majestätischere Kulissen als das ewige Rom kann kein Schauspieler haben! Einen Augenblick werde ich irre: Wenn der Mann dort oben Recht hat? Der die Unklarheit der offenen Frage an die Zukunft, die aller Sozialismus ist, besiegt durch den Willen zur Macht: il fascio! Dann aber weiß ich: Jede Frage im Ablauf der Geschichte wird immer nur durch die Wahrheit, nie durch die Gewalt entschieden. Die Wahrheit ist die unheimlichste, stärkste Macht der Welt.

Du hast, Benito Mussolini, einmal an den Sozialismus geglaubt; bis du seine Auswirkung sahst im Osten, den furchtbaren Weg der Wahrheit. Da hast du versagt. Nicht aus Schwäche oder Feigheit — aus dem Blut heraus. Denn er zerstört, was dir und deinem Land — und Ihr seid eins — das Gesetz des Lebens ist: die Form. Sinn und Ziel eures Lebens war immer die Form. Zeugnis: all die schweigenden Monumente um euch, Zeugnis : jede Geste eures Lebens. Doch hast du eins vergessen, Mussolini: daß Rom nicht mehr die Welt ist! Ein kleiner Fehler, der dich die Unsterblichkeit kosten wird. Aber ich begreife, daß Ihr euch wehrt gegen eine Entwicklung der Welt, in der eure Werte wertlos werden. Die Dinge, die kommen, und die kein Rutenbündel vertreibt und kein Beil tötet, heißen für euch selber: Tod. Mag sein, daß es tragisch ist, nach zwei Jahrtausenden des Triumphes abtreten zu müssen von der Weltbühne. Ihr wehrt euch; euer Kampf kommt aus dem Blut; er ist nicht verächtlich.

Wir, im Norden, wehren uns auch, aber unser Tun geschieht wider unser besseres Wissen, aus der Feigheit und Trägheit des Herzens. Darum ist es so erbärmlich. Darum wandelt sich eure Würde bei uns zur Farce. Helfen wird beides nicht! Es rollt und donnert hinter dem Vorhang der Zukunft. Man stellt um. Welch neues Schauspiel wird der große Autor bringen?

Wolfgang Geise

Er ist 74 Jahre alt und hat dennoch mehr Feuer, mehr Mut mehr Lebenswillen als Einer, der erst 24 Jahre auf dem Buckel hat. Es ist nicht nur der Wille zum Eigenleben: es ist vor allem der politische Gestaltungsdrang, das Ringen um die Seele der Arbeiterklasse, um ihre Zusammenschweißung zu jener Macht, auf die sie Anspruch hat, und ohne die Deutschland nicht leben wird. Als sich die ehemalige große U.S.P.D. in Nürnberg mit der S.P.D. vereinigte, blieb er allein mit wenigen Getreuen stehen. Er hätte mit hinübergehen können und wäre jetzt aller Sorge um die Zukunft ledig. Er ging nicht, weil er besser als alle Andern die S.P.D. kannte, als die Dittmann, die Hilferding, die Geyer, die Hertz. Warum haben eigentlich diese Leute eine U.S.P.D. geführt, weshalb eine ‚Freiheit' redigiert? Jetzt führt in ihrem Sinn der alte Ledebour allein den Kampf, schreibt Flugblätter, organisiert und agitiert und wird nicht irre an der Arbeiterbewegung und an der Zukunft. Wer dazu fähig ist, kann es nur sein, wenn er ein Charakter ist. Und das ist er. Er glaubt noch! Recht und Gerechtigkeit, Freiheit und Sozialismus sind für ihn heute noch die Postulate der Menschheit, wie sie es für ihn vor dreißig und mehr Jahren gewesen sind. Die Organisationsbonzen lächeln über ihn ebenso wie die Nutznießer des Schubkarrensystems, genannt deutsches Wahlrecht, Schrittmacher aller Parlamentskorruption und des völligen moralischen Verfalls.

Ledebour läßt sie lachen, läßt sich einen Kindskopf schelten und arbeitet weiter. Gründet den ‚Sozialistischen Bund', der die rote Fahne sozialistischer Erkenntnis hinüberretten soll in bessere, schönere Tage, wie sie der Alte einst erlebt hat, als umjubelter Führer von Millionen begeisterter Anhänger.

Es sind wohl zwanzig Jahre her, daß ich den starrsinnigen Feuerkopf in einem der größten Säle Deutschlands hörte, wie er seine Worte langsam zu scharfen Dolchen schliff und seine Sätze zu Speeren spitzte, die er dann dem Gegner in den Leib rannte. Vor dem Versammlungslokal stauten sich stundenlang Tausende, um ihn wenigstens nach der Versammlung zu begrüßen. Vor einigen Monaten hörte ich ihn im Reichstag, wie er Zeigner verteidigte, gegen die eignen Parteigenossen des ehemaligen sächsischen Ministerpräsidenten. Während Ledebours Rede saßen die Parteisekretäre der U.V.S.D. im Restaurant und aßen Königsberger Klops, prosteten einander zu und machten sich lustig. Jetzt habe ich Ledebour wieder gehört. In einer Wahlversammlung, wie er gegen Kommunisten die persönliche

Freiheit und das Recht der Einzelnen verteidigte, selbst unter der Diktatur des Proletariats, der er anhängt, die er aber rein wissen will von Vergewaltigungen und Unrecht, wie sie die bürgerliche Gesellschaft stündlich begeht. So ist er, der 74jährige. Einer, der selbst rein und ein Charakter geblieben ist und keinen Posten erjagt hat und nie erjagen wollte. Der sich auch in keinen Klubsessel einladen ließ und keine dicken Zigarren raucht, und der von der Rednertribüne herunter in den Saal geht, wo seine prächtige Frau sitzt, mit der er dann sein Abendessen verzehrt, eine Butterstulle. Man muß den Hut ziehen vor den Beiden, die sich und der Arbeiterbewegung treu geblieben sind, Alles erduldet haben, von der Schutzhaft und dem monatelangen Untersuchungsgefängnis bis zum Spott Derer, die ehemals Parteifreunde und Gefährten gewesen sind, und die sich heute als die großen Staatsmänner räkeln und räuspern. Als wärs immer so gewesen und würde nie anders sein. So wahr die Menschheit lebt. An den Parteisekretären würde sie sterben: durch Charaktere wird sie leben. Ledebour ist einer. Deshalb ist er in diesem Lande mehr wert als zehntausend Andre. *Franz Baldus*

Autoren und Verleger

I.

Berlin, 19. 2. 1924

Sehr verehrter Herr Sternheim, in Sachen Wolff hat Herr Justizrat Karl Rudelsberger in München auf meinen Wunsch die Klage wegen der ‚Kassette' eingereicht.

Gronemann
Syndikus des S. D. S.
Telephon 22137

München 16. 4. 24

Auf Ihre Anfrage erwidere ich, daß meinerseits Alles geschehen ist, was geschehen konnte, nämlich daß ich die Klage beim hiesigen Landgericht eingereicht habe

Rudelsberger
Justizrat

*

Sie sehen, ein Telephonruf 22 137 hätte genügt, Herrn Wolff die alberne eidesstattliche Versicherung zu ersparen, wenn wirklich das Gericht noch nicht zugestellt hatte. Im übrigen tat seine Erklärung (in Nummer 16 der ‚Weltbühne') nichts mehr zur Sache, da meine Klage oder Nichtklage das ganz Unwesentliche, wesentlich war, daß Kurt Wolff meine, in den bei Ihnen publizierten Briefen vom 20. und 28.X.23 und 16.XI.23 praezisierten Vorwürfe und Feststellungen seinerzeit als der vollen Wahrheit entsprechend hingenommen und erst, angegriffen, vor der Oeffentlichkeit sich so aussichtslos und ungeschickt verteidigt hat, daß ich den gegen die Mißbräuche der Verleger und seinen besonders gerichteten Angriff in der ‚Weltbühne' für ganz beendet gelungen halte.
Der plumpe münchner Trick zum Schluß, aus dem überführten

Angeklagten den jammernden Kläger zu machen, wird wie mir Ihnen und Ihren Lesern ein vergnügtes Schmunzeln entlockt haben. *Carl Sternheim*

II.

Wir sind natürlich gerne bereit, prinzipielle Angelegenheiten, die das Verhältnis zwischen Schriftsteller und Verlag betreffen, in Rede und Antwort vor der großen Oeffentlichkeit zu einer Klärung zu bringen. Wir waren in unsern bisherigen Ausführungen bestrebt, in kühler Sachlichkeit den oft leidenschaftsverzerrten Ausbrüchen einiger Autoren entgegenzutreten und die gewünschten Aufklärungen zu erteilen. Dies wollen wir auch weiter so halten.

Was sollen wir jedoch dem Schriftsteller antworten, der uns (in Nummer 12 der ‚Weltbühne') wegen angeblich nicht gezahlter Honorare zur Rede stellt und, nachdem wir (in Nummer 14) die gewünschte Aufklärung aus unsern Büchern erteilt haben, uns (in Nummer 16) ankläfft, die Polemik in die ekelhaften Niederungen der Bilanzerörterungen hinabgezogen zu haben. Herr Mühsam will bloß anklagen und ist in tiefster Seele empört, daß er als Ankläger und gleichzeitig Richter eine Erwiderung des Angeklagten zu lesen bekommt. Und der angeklagte Kurt Wolff Verlag erklärt noch einmal kurz und bündig, daß alle Behauptungen des Herrn Mühsam unwahr sind.

Sein erstes Gedichtbuch wurde laut Vertrag vom ersten Verleger in 2000 Exemplaren voll aushonoriert (nicht in 1000 Exemplaren und nicht als Vorschuß!). Unwahr ist, daß er von uns für dasselbe Buch ein zweites Mal kein Honorar erhielt. Beweis: die in den Händen des Herrn Mühsam befindlichen Abrechnungen und unsre Bücher. Und somit kracht die mühsam aufgestellte Anklage in sich zusammen.

Es ist jedoch ein merkwürdiger Versuch der Herren Autoren, rein geschäftliche Differenzen vor die Oeffentlichkeit zu bringen, um daraus eine Unterdrückung der deutschen Schriftsteller durch die Verleger zu konstruieren und sich mit der Aureole der verfolgten Unschuld zu umgeben. In den letzten Angriffen handelt es sich nur mehr darum, ob Herr X oder Y einige 100 Mark mehr zu beanspruchen hat oder nicht.

Die Diskussion solcher Fragen vor der Oeffentlichkeit lehnen wir ab. *Kurt Wolff Verlag AG.*

Sprüche

Wohin die Verantwortlichkeit treibt, dort liegt auch die Bestimmung.

*

Ich schreibe nur ganz selten Aufsätze und dann ohne „Meinung". Denn ich habe eigentlich über nichts eine Meinung, sondern zwei, manchmal drei oder fünf, und alle sind gleich gut. Welche von diesen Meinungen ist die meine? Ich weiß es nicht. Ich

weiß nur, daß ich jede allein herrschen wollende bekämpfen würde, auch wenn es die meine wäre.

*

Es gibt Leute, denen es gelingt, ihre Ueberzeugungslosigkeit so geschickt als Ueberzeugung einzuführen, daß sie — davon leben können. Es sind meist grade diejenigen, welche für Menschen mit Ueberzeueung eine unbegrenzte Verachtung haben und sogar sie kundzugeben zeitweise kein Bedenken tragen.

*

Seitdem ich alles verschlossen habe, fehlt mir nichts. Aber es ist doch eigentlich nichts vorhanden, weil es mir zu beschwerlich ist, das Meinige selbst nur von Zeit zu Zeit anzusehen.

*

Ich werde ein Weib kaum fragen, was ein andres tut. Niemals, was ein andres ist.

*

Wer seine Ueberzeugungen und seine Handlungen in Uebereinstimmung zu bringen versteht, hat den Himmel auf Erden. Wer es nicht versteht, wird auch im Himmel die Hölle haben.

*

Nichts Gefährlicheres als die sogenannte Feststellung ewiger Tatsachen. Leute, die dies Geschäft betreiben, sind mit ihren Bestrebungen ohne Erbarmen auf ihre eigne Zeit zu verweisen.

*

Für Unvornehmheit ist die sonst Alles entschuldigende Ueberlieferung ein erschwerender Umstand.

*

Die irdischeGerechtigkeit wägt ab, was der Mensch getan, die himmlische, was er gelitten hat.

*

Sich opfern tut nur der Revolutionär. Der Soldat opfert sich niemals. Er wird geopfert.

*

Für die Ueberlegenheit an Güte ist dauernd der Beweis zu führen. Setzt er einmal aus, gelten die vorher geführten wenig oder gar nichts.

Julius Levin

Zu diesen . . . Religionsstiftern

Wenn die Deutschen Gott suchen, werden sie einen deutschen Gott finden; wenn sie aber einen deutschen Gott suchen, werden sie den Teufel finden.

Quidam

Sanatorium

Ein feuchter Schwamm liegt Abend schon im Tal.
Die weinerliche Sonne klettert
Den Berg hinauf und spinnt sentimental
Um alte Tannen, die der Sturm zerwettert.

Ein Jüngling träumt von seinem letzten Gin.
Ein Rechtsanwalt sieht Akten ausgebreitet.
Vorüber geht die junge Tänzerin,
Von einer hübschen Lesbierin begleitet.

Die kleine Russin prahlt mit schmalen Knöcheln.
Ein Theologe liest ein lindes Buch.
Der oder Jener kann noch lächeln.
Und Andre sterben beim Versuch.

Ossip Kalenter

Antworten

Enttäuschter. Nein, die ‚Erinnerungen eines „Junkers“ ‘ von Hellmut v. Gerlach sind keineswegs schon zu Ende, sondern werden in zwangloser Folge fortgesetzt.

Oskar Schlemmer. Sie schreiben mir: „Zu den vielen Legendenbildungen um das des Kommunismus verdächtige Bauhaus in Weimar gehörte auch, daß angeblich in geheimen Werkstätten Munition, das heißt: Geschosse hergestellt wurden. Die energisch durchgeführte Untersuchung ergab jedoch, daß es sich nur um Werkzeichnungen für die Geschosse eines Wohnhauses handelte.“ Immerhin Geschosse, Ihr Schwerverbrecher. Und wahrscheinlich hat euch den Bau dieses Wohnhauses ein kommunistischer Arbeitsloser in Auftrag gegeben, der Schwerverbrecher.

Rechtsfanatiker. Dem Grafen Arco, der den kleinen Juden Kurt Eisner von hinten erschossen hat, also ein feiger Mörder ist, dem hat man den Rest seiner Strafe gestrichen — einer Strafe, die immer ein feudaler Stubenarrest gewesen ist. Noch menschenfreundlicher verfährt man mit Hitler und den Seinen. Aber der unschuldige Fechenbach sitzt weiter im Zuchthaus. Der schändliche Justizmord an Zeigner genügt seinen Henkern so wenig, daß sie einen Prozeß wegen Landesverrats hinterherschicken wollen. Aus Bayern wird mir berichtet, daß man Toller, sobald er seine fünf Jahre abgesessen hat, in vorsorgliche Schutzhaft zu nehmen gedenkt. Das Rechtsgefühl in Deutschland, das ein Kulturland zu sein behauptet, ist so tief gesunken, daß wir uns vor den Hottentoten schämen müßten. Und man begreift den Chefredakteur einer wiener Zeitung, der von dem deutschen Gesandten eingeladen wird, diese Einladung ablehnt und die Ablehnung druckt. Der Schlußsatz lautet: „Ich meine, daß es die Pflicht eines jeden Deutschen, dessen Deutschtum in der Verwandtschaft mit dem deutschen Geist besteht, daß es dieses Deutschen Pflicht ist, so lange gegen das offizielle Deutschland von heute zu demonstrieren, solange dieses offizielle Deutschland jede Niedertracht deckt und den deutschen Namen vor der ganzen Welt schändet.“ Das ist Eine Meinung. Die andre hat das Auswärtige Amt. Und bekundet sie so, daß es alle „Stimmen“ über das Präparat ‚Deutschland‘, die diesem günstig sind, sammelt und zu Reklamedrucksachen vereint.

Walther H. Sie schreiben mir: „Sämtliche berliner Zeitungen haben ihren Bezugspreis heruntergesetzt. Warum Ihre ‚Weltbühne‘ nicht?“ Si tacuisses . . . Das Berliner Tageblatt hat im Frieden monatlich 2 Mark gekostet und kostet jetzt 5,50 Mark; und ähnlich stehts mit den meisten Blättern. Die ‚Weltbühne‘ hat im Frieden vierteljährlich 4,50 Mark gekostet und kostet jetzt 4 Mark. Aber im Frieden hatte sie 32 und jetzt hat sie 40 Seiten! Sie ist also, relativ und absolut,

viel zu billig. Sie haben das Verdienst, ihr das durch Ihre Frage nachdrücklich klar gemacht zu haben. So wird sie zum 1. Mai ihren Preis mit ihrer Leistung einigermaßen in Einklang bringen.

Vergleich in der Privatklagesache des Dr. jur. Hermann M. Popert in Blankenese, Fritz Reuter-Straße 12, jetzt Richter am Amtsgericht in Hamburg, vertreten durch den Rechtsanwalt Adolf Bartning, in Hamburg, Gerhofstraße 3-5, Barbarahaus, Privatklägers, gegen 1. den Dr. phil. h. c. Georg Graf Arco, Direktor der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, Berlin-Tempelhof, Albrecht-Straße 49/50, 2. den Max Deri, Kunsthistoriker, Berlin W. 50, Spichern-Straße 19, 3. den Hans Francke, Pastor, Berlin S. 61, Tempelherrn-Straße 3 III, 4. den Dr. Emil Gumbel, Mathematiker, Berlin-Wilmersdorf, Motz-Straße 49, 5. den Otto Lehmann-Rußbüldt, Schriftsteller, Berlin W. 62, Kurfürstendamm 125, 6. den Dr. Georg Fr. Nicolai, Universitätsprofessor, in Berlin W. 15, Kurfürstendamm 202 (der im Auslande weilt und bei Abschluß des Vergleichs daher durch seinen Prozeßbevollmächtigten Rechtsanwalt Dr. Ernst Emil Schweitzer vertreten ist), 7. den Siegfried Jacobsohn, Herausgeber der ‚Weltbühne', Charlottenburg, Dernburgstraße 25, Privatbeklagte, sämtlich vertreten durch Rechtsanwalt Dr. H. Kleinschmidt in Hamburg, wegen Beleidigung, übler Nachrede und Verleumdung. Die Parteien schließen folgenden Vergleich: 1. Die Herren Dr. Georg Graf Arco, Max Deri, Dr. Gumbel, Otto Lehmann-Rußbüldt, Professor G. Fr. Nicolai geben folgende Erklärung ab: In Sachen Paasche gegen Popert. Nachdem Herr Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche im Mai 1920 auf die bekannte traurige Art seinen Tod gefunden hatte, veröffentlichte der (inzwischen verstorbene) Herr Alfred H. Fried aus einem gegen Herrn Dr. Hermann M. Popert gerichteten Manuskript, das Hans Paasche an Alfred H. Fried im Oktober 1919 zur Veröffentlichung gesandt hatte, zunächst die folgende Behauptung Hans Paasches: „Er (Dr. Popert) dichtet mir deshalb die Gesinnung an, die jenen angedichtet wird, die man heutzutage ‚auf der Flucht' zu erschießen beliebt, und droht, mich, wenn ich mich nicht zurückhalte, durch Hinweis auf das, was ich wegen meiner pazifistischen Gesinnung ‚in großer Zeit' auf mich nehmen mußte, unschädlich zu machen." In einem Abwehraufsatz gegen diese öffentliche Beschuldigung erklärte Herr Dr. Popert öffentlich unter Angabe von Beweismitteln: „Bei dem, was mein alter Freund Hans Paasche über mich an Fried geschrieben hat, handelt es sich um die Wahnvorstellung eines tief bedauernswertenGeisteskranken." Daraufhin haben wir gegen Herrn Dr. Popert eine öffentliche Erklärung erlassen, die unter anderm die beiden Sätze enthielt: „Es ist dies dieselbe Technik, die man in Deutschland Allen gegenüber angewendet hat, die prinzipiell jeder Gewalt abhold waren" und: „Wir glauben es dem ermordeten Hans

Paasche schuldig zu sein, hiermit öffentlich festzustellen, daß sich sein ‚Freund Popert' vom Verdacht der Denunziation durch eine Leichenschändung zu reinigen versucht". Deswegen hat dann Herr Dr. Popert ein Privatklageverfahren gegen uns angestrengt. Die in diesem Verfahren stattgehabte Beweisaufnahme mit ihren Sachverständigen-Gutachten hat ergeben, wenngleich sie uns persönlich ein endgültiges psychologisches Resultat nicht zu ergeben scheint, daß Herr Popert jedenfalls der Ueberzeugung sein konnte: „Bei dem, was mein alter Freund Hans Paasche über mich an Fried geschrieben hat, handelt es sich um die Wahnvorstellung eines tief bedauernswerten Geisteskranken." Wir stehen nicht an, Herrn Dr. Popert die folgende Erklärung anzugeben: Die von uns abgegebene Erklärung: „Es ist dies dieselbe Technik, die man in Deutschland Allen gegenüber angewendet hat, die prinzipiell jeder Gewalt abhold waren" und: „Wir glauben es dem ermordeten Hans Paasche schuldig zu sein, hiermit öffentlich festzustellen, daß sich sein ‚Freund Popert' vom Verdacht der Denunziation durch eine Leichenschändung zu reinigen versucht" nehmen wir unter dem Ausdruck des Bedauerns für den Inhalt wie für die gewählte Form, besonders für den gewählten Ausdruck „Leichenschändung" hiermit zurück. Wir erklären insbesondere ausdrücklich, daß die von uns aufgenommene Behauptung des verstorbenen Paasche, Dr. Popert habe ihm gedroht oder ihn denunzieren wollen, nicht aufrechterhalten werden kann. Wir übernehmen es, für den Abdruck dieser Erklärung in der Zeitschrift ‚Weltbühne' Sorge zu tragen. Wir übernehmen als Gesamtschuldner die sämtlichen Kosten des Privatklageverfahrens einschließlich der Anwaltskosten des Herrn Dr. Popert. Dr. Georg Graf Arco, Max Deri, Dr. Gumbel, Otto Lehmann-Rußbüldt, Professor G. Fr. Nicolai. Der vorstehenden Erklärung schließe ich mich in ihrem ganzen Inhalte an. Siegfried Jacobsohn.

Mitteilung

Da die ‚Weltbühne' ihren Umfang erweitert und die Druckerei nach dem letzten Streik ihre Preise erhöht hat, sind wir gezwungen, vom 1. Mai an für die Einzelnummer 50 Pfennige zu fordern. Monats- und Vierteljahrpreis bleiben unverändert. Also vergrößert sich der Preisunterschied zwischen Einzelkauf und Abonnement. Wer davon Nutzen ziehen will, bediene sich der beiliegenden Zahlkarte, um entweder für 1,50 Mark auf den Monat Mai (5 Nummern) oder für 4 Mark auf die Monate Mai, Juni, Juli (14 Nummern) zu abonnieren.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Přikopy 6.

MacDonalds Bewährung von Joseph Friedfeld

London, 21. April 1924

Ramsay MacDonalds Regierung hat nun drei Monate hinter sich. Man kann heute schon ein abschließendes Urteil fällen, nicht über ihre Taten, wohl aber über ihre Richtung. MacDonald hat Ostern auf der Konferenz der Independent Labour Party erklärt, er gedenke noch zwei oder drei Jahre im Amt zu bleiben. Es ist kein Grund zu sehen, warum er es nicht sollte. Das Ziel seines Ministeriums war offenbar: zu beweisen, daß eine Labour-Regierung in England ebenso respektabel und vertrauenswürdig sein kann wie eine konservative Regierung, ebenso besorgt um das Wohlergehen der City und zumindest ebenso wie der Konservativen auf die Erhaltung und Stärkung des Britischen Weltreichs bedacht. Dieser Beweis ist MacDonald geglückt. Seine Bewährung, insbesondere auf dem Gebiet der Rüstungen, der äußern Politik und der Kolonial-Politik wird von den führenden konservativen Blättern lobend anerkannt, und der ‚Observer' geht so weit, eine Koalition der Konservativen und der Arbeiterpartei vorzuschlagen.

Diese Mäßigung der Labour-Regierung ist nicht etwa darauf zurückzuführen, daß sie nur über eine Minderheit im Parlament verfügt. In einer entscheidenden Frage: des Baues fünf neuer, technisch modernster Kreuzer hätte sie mit den Liberalen, die gegen die Vergrößerung der englischen Flotte auftraten, zusammen leicht die Mehrheit gehabt. Eine pazifistische Arbeiterregierung aber bildete mit den Konservativen eine Gruppe für die Durchsetzung der Vergrößerung der Rüstungen, gegen die Liberalen. Eine Regierung, auch wenn sie im Parlament nicht die Mehrheit hat, verfügt dennoch, wie MacDonald richtig hervorgehoben hat, über eine außerordentlich große administrative Macht außerhalb der Gesetzgebung. Manche alte Lords fürchteten, die Arbeiterpartei werde nach Uebernahme der Regierung diese ihre administrative Macht ausnützen. Ihre Befürchtungen waren grundlos. MacDonald war schon in der Wahl seines Kabinetts vorsichtig, um nicht unbegründete Befürchtungen zu erwecken. Alle entscheidenden Posten: Kolonien, Flotte, Armee und Luftflotte waren in der Hand von Männern, denen die Erhaltung des Britischen Weltreichs und der Britischen Wehrmacht weit mehr am Herzen liegt als etwa den radikalen Liberalen des vorigen Jahrhunderts. Manche Reden des Labour-Kolonialministers oder des Labour-Kriegsministers sind nicht nur für die ‚Times', sondern auch für die ‚Daily Mail' genügend patriotisch.

In der äußern Politik hatte MacDonald das Glück, daß der Bericht der Internationalen Sachverständigen-Kommission ihm seine Stellung im deutsch-französischen Streit sehr erleichtert hat. Die Verhandlungen mit Rußland haben begonnen; es ist aber zweifelhaft, ob sie zu einem glücklichen Abschluß führen werden. MacDonald hat sich durch den Druck der Partei zur

Anerkennung der sozialistischen Sowjet- Regierung gedrängt gefühlt; aber in der Begründung dieses Schrittes wird nirgends davon gesprochen, daß eine Selbstverständlichkeit sei, die sozialistische Sowjet-Republik ebenso anzuerkennen wie Italien oder Spanien. Man spricht nur davon, daß die Wiederaufnahme der Beziehungen zu Rußland eine Linderung der Arbeitslosigkeit in England zur Folge haben werde. Dies dürfte eine Täuschung sein, denn es ist unwahrscheinlich, daß die Beziehungen zu Rußland einen wirtschaftlich so großen Umfang annehmen werden, insbesondere da die Großbanken der City und ihnen nach der englische Ministerpräsident Bedingungen aufgestellt haben, die dem Verzicht auf die Errungenschaften der sozialistischen Revolution gleichkommen.

Der wichtigste Prüfstein aber für die Bewährung der Labour-Regierung als einer reichserhaltenden schien Indien. Es ist unterdessen aus indischen Zeitungen bekannt geworden, daß die Freilassung Ghandis, die der Labour-Regierung von einzelnen ganz rechts stehenden Kreisen in England vorgeworfen wurde, nicht von dieser ausgegangen, sondern tatsächlich auf eine lebensgefährliche Erkrankung des Inders zurückzuführen ist. Die indische Regierung hatte Angst vor den Konsequenzen, die ein Martyrtod Ghandis im Gefängnis haben mochte. MacDonalds Brief nach Indien vor der Uebernahme des Ministeriums sowie die darauf folgenden Erklärungen des Staatssekretärs für Indien zeigen Indien deutlich, daß es von einer Labour-Regierung ebensowenig wirkliche Konzessionen zu erwarten hat, wie von einer konservativen Regierung. Es ist dies für die ruhige Entwicklung zu bedauern; denn die Inder hatten große Hoffnungen auf die Regierung gesetzt. Sie wissen nun, daß sie von ihr viel weniger zu erwarten haben als seinerzeit die Iren von den Liberalen. Es ist sicher, daß die Engländer mit ihrem außerordentlichen politischen Instinkt später einmal den indischen Forderungen, die heute noch sehr bescheiden sind, nachgeben werden, ebenso wie sie es in Irland getan haben. Es wird dazu nicht nötig sein, daß eine Labour-Regierung im Amte ist. Aber es wird wahrscheinlich ebenso viel Blutvergießen vorangehen müssen wie in Irland, und dies hätte sich bei einer nachgiebigern Haltung der Labour-Regierung leicht vermeiden lassen. Denn die Inder sehen heute ein, daß Indien für die englische Industrie und für die Arbeit der englischen Arbeitermassen notwendig ist, und sie wissen auch, wie sehr sie noch der Unterstützung und Anleitung Englands bedürfen. Aber die Art, wie ihre sehr gemäßigte Forderung nach einer Konferenz, auf der ihre gewählten Vertreter gleichberechtigt mit den Engländern über die Reform der bestehenden Verfassung verhandeln sollten, schroff abgelehnt wurde, mag sie weiter treiben, als sie selbst in diesem Augenblick wünschen. Nirgends entstehen Verzweiflung und Haß so schnell wie aus enttäuschten Hoffnungen und verschmähter Liebe.

Es kann der Labour-Regierung nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß sie in drei Monaten zur Behebung der Arbeitslosigkeit oder zur Einführung sozialer Reformen so gut wie

nichts getan hat. Die Probleme sind sehr kompliziert, und die Minister merken, seit sie im Amt sind, daß sich Reformen schwerer durchführen lassen, als man in der Opposition denkt. Aber unabhängig von der Ankunft der Labour-Regierung hat sich eine Stärkung der englischen Arbeiterschaft fühlbar gemacht. Die Gewerkschaften waren seit 1920 in einem ständigen Rückzug begriffen. Ein Streik nach dem andern ging verloren, und den Unternehmern gelang, das Lebensniveau der Arbeiter unter den Vorkriegsstand herabzudrücken. Seit diesem Winter hat sich das gewendet. Die Arbeiter sind zur Offensive vorgeschritten und auf der ganzen Linie siegreich gewesen. Der Hafenarbeiterstreik war einer der größten, den England gekannt hat, und schloß mit einem vollen Erfolg der Arbeiter nach einer anfangs schroff ablehnenden Haltung der Unternehmer, die den neuen Verhältnissen noch nicht Rechnung tragen wollten. Aehnlich wars mit dem londoner Straßenbahnerstreik, und ebenso glückte den Bergarbeitern, bessere Bedingungen zu erzielen. Die Arbeiter haben neuen Mut geschöpft, und in manchen der Streiks war ihre Solidarität und ihre Disziplin bemerkenswert. Diese Streiks hätten die Arbeiterführer unter einer bürgerlichen Regierung selbstverständlich gebilligt. So aber schaffen diese Streiks der Labour-Regierung eine Reihe von Ungelegenheiten; und wenn sie auch lokal und in gewissen Industrien den Arbeitern ein menschenwürdigeres Leben sichern, so stören sie doch die Regierung in ihren Plänen und Absichten für das Wohl der gesamten Arbeiterschaft. In Regierungskreisen erwägt man die Einführung von obligatorischen Schlichtungsstellen.

So hat sich die Labour-Regierung während der ersten drei Monate ihrer Tätigkeit durchaus im Sinne der bisherigen politischen und patriotischen Traditionen des Britischen Reiches bewährt. Sie hat das allgemeine Vertrauen weiter Kreise gewonnen. Die Angst vor ihr ist geschwunden. Sie dürfte bei den nächsten Wahlen über eine wachsende Anhängerzahl verfügen.

Wahlen und Wehrpflicht von Kurt Hiller

Das Deutsche Friedenskartell hat sich Anfang März an die Reichsvorstände der Parteien mit einem Schreiben gewandt, das fünf Fragen enthielt. Eine dieser Fragen lautete: „Ist Ihre Partei bereit und gewillt, im kommenden Reichstag zu wirken: gegen die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, sei es in alter, sei es in einer neuen Form (‚Volksheer‘, ‚Volksmiliz‘, ‚Miliz nach Schweizer Vorbild‘)?“

An die Deutschvölkischen und an die Deutschnationalen war das Schreiben begreiflicherweise nicht ergangen. Die Deutsche Volkspartei antwortete ausweichend: „. . . teilen wir Ihnen ergebenst mit, daß die Entscheidung über die von Ihnen aufgestellten Einzelfragen der nächsten Reichstagsfraktion der D.V.P. vorbehalten bleiben muß . . .“ Das Zentrum blieb die Antwort schuldig. Die Kommunistische Partei antwortete schief: „Wir sind gegen jedes bürgerliche Klassenheer, erklären aber offen in Wort und Schrift, daß das Proletariat, wenn es

seine Diktatur errichtet hat, eine starke Rote Armee braucht, um sowohl die Gegenrevolution im eignen Lande niederzuhalten, wie auch um jeden Angriff der bürgerlichen Klassenfeinde des Auslandes abzuwehren. Wir anerkennen keinen ‚Verteidigungskrieg‘ eines Staates mit bürgerlicher Regierung, erklären aber für eine heilige Pflicht des Proletariats, seine Diktatur überall dort bis zum Aeußersten zu verteidigen, wo es sie erkämpft hat.“ Ein sympathisches, für politisch Gebildete überflüssiges Kolleg über Leninismus — schlau vorbei (oder dumm vorbei) an der entscheidenden Frage: Werdet Ihr, wenn, in durchaus vorrevolutionärer Phase der Entwicklung, das bürgerliche Klassenheer ohne Wehrpflicht ersetzt werden soll durch ein bürgerliches Klassenheer mit Wehrpflicht, Dem entgegenwirken, obwohl Ihr gegen jedes bürgerliche Klassenheer seid; und: wird in der revolutionären Phase, falls sie eintritt, eure Rote Armee ein Freiwilligen- oder ein Zwangsheer sein? „Wir erklären aber offen . . .“ heißt es in der kommunistischen Antwort; sie ist in Wahrheit weder offen noch klar.

Die Deutsche Demokratische Partei antwortete: „Programmäßig erstreben wir die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht ist Grundprinzip jeder demokratischen Bewegung. Die Schwierigkeiten, die der Wiedereinführung für die nächsten Jahre außenpolitisch entgegenstehen, verkennen wir nicht. Den Gedanken geben wir aber deshalb nicht auf.“ Eine ehrliche Antwort; in Uebereinstimmung mit dem Parteiprogramm von 1920; im Einklang mit öffentlichen Aeußerungen vieler Parteiprominenter: Georg Bernhard, Dirr, Gerland, Geßler, Haas, Müller-Meiningen. Da haben wir es nun authentisch: Grundprinzip jeder demokratischen Bewegung ist der Gedanke, daß schuldlose Menschen gezwungen werden müssen, schuldlose Menschen zu töten und sich selber töten zu lassen, auch für Zwecke, von deren Unsittlichkeit sie überzeugt sind.

Die Republikanische Partei Deutschlands antwortete: „Bezüglich der Wehrfrage hält die R.P.D. eine entscheidende Umbildung des deutschen Wehrwesens insofern für erforderlich, als sie die demokratische Form allen Wehrwesens, die Volksmiliz, unter Fühlungnahme mit den Vertragsmächten für notwendig erachtet . . .“ Diese Partei vermeidet, in ihrer Antwort wie in ihrem Programm, ängstlich das Wort „Wehrpflicht“, aber die Zahl der Dummen, die glauben, Volksmiliz sei etwas andres als Wehrpflicht, nimmt ab. Die Republikanische Partei, welche in den meisten politischen Fragen bemerkenswerterweise rechts von der Demokratischen steht, steht auch in dieser Frage, wie man sieht, nicht etwa links von ihr.

Die Vereinigte Sozialdemokratische Partei Deutschlands antwortete: „. . . Strittig könnte Ihnen höchstens erscheinen unsre Stellung zu der dritten Frage, da wir ja in der Vorkriegszeit für die Miliz eingetreten sind. Aber wir verurteilen Alles, was in militärischer Hinsicht dem Versailler Friedensvertrage widersprechen könnte, sodaß auch die Beantwortung dieser Frage keine Schwierigkeiten bereitet.“ Das ist (gezeichnet: Adolf Braun!) reichlich indirekt ausgedrückt. Seid Ihr gegen den Wehrzwang? „Wir sind für die Erfüllung des Versailler Vertrags.“ Fällt der Vertrag einmal fort, werdet Ihr also wieder für den Wehrzwang sein? Um keinen Zweifel zu lassen, hat der ‚Vorwärts‘ unlängst ausdrücklich die Hildesheimer Rede des Herrn Jarres gebilligt und „Wehrhaftmachung des deutschen Volkes“ verlangt. F. Stamp-

fer hat dann, für den ‚Vorwärts‘ und für den Parteivorstand, dem Friedenskartell auf Anfrage brieflich mitgeteilt, daß die V.S.P.D. die Forderung „Volksmiliz“ (also: allgemeine Wehrpflicht) grundsätzlich durchaus aufrechterhalte.

Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (Richtung Theodor Liebknecht) antwortete, daß sie bereit sei, „im kommenden Reichstag im Sinne der angeführten fünf Punkte zu wirken“. Also auch des Wehrpflichtpunkts.

Georg Ledebour (Sozialistischer Bund; die Gründung erfolgte erst nach Versendung des Frage-Schreibens an die Parteivorstände) teilte mir mündlich mit, daß er den Glauben der bürgerlichen Pazifisten an eine Erreichung ihrer Ziele vor dem Klassensiege des internationalen Proletariats für eine Illusion halte und daher zu dem Gesamtkomplex der vom Friedenskartell aufgeworfenen Fragen grundsätzlich anders stehe als das Friedenskartell, daß er aber die Wiedereinführung der Wehrpflicht durch den Klassenstaat aufs schärfste bekämpfen werde, nicht weil der Vertrag von Versailles dagegenstehe, sondern weil die Wiedereinführung der Wehrpflicht, in welcher Form auch immer, eine Stärkung des Klassenstaats, eine Stärkung des Kapitalismus, eine Stärkung der politischen und sozialen Reaktion bedeuten würde.

Dies die Antworten. Von nur akademischem Belang, wie unheilbare Optimisten meinen, ist heute das Problem der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland leider nicht. Sehr seriöse Politiker halten die Möglichkeit für gegeben, in absehbarer Zeit, vielleicht schon in der nächsten Legislaturperiode des Reichstags, mit der Entente über eine Aenderung des Versailler Vertrages in diesem Punkte zu verhandeln. Daß Frankreich je auf dergleichen einginge, ist unwahrscheinlich; für England gilt heute das Gleiche; stürzt indes MacDonald, so könnte — kalkuliert man — die Richtung Churchill ans Ruder kommen, die, aus antifranzösischen Gründen, eine „militärische Erstarkung Deutschlands“ wünscht. Dies in Verbindung mit überraschenden Umlagerungen der außenpolitischen Konstellation . . .: die Wehrpflichtfrage ist, sieht man, eine sehr reale und sehr praktische!

Sie in ihrer rechtsphilosophischen Grundbedeutung aufzurollen, ist hier nicht der Platz und heute nicht die Stunde. Ich wünsche im Augenblick nicht, Proselyten zu machen. Ich wende mich nur an Solche, die mit mir und jedem konsequenten Pazifisten der Meinung sind, daß

> die Weltabrüstung von Deutschland ihren Ausgang nehmen muß, keinesfalls also Deutschland wiederaufrüsten darf;
>
> die Wiedereinführung der Wehrpflicht in Deutschland die Wiederaufnahme des Krieges, den Rachekrieg bedeuten würde;
>
> die Wehrpflicht — jenseits alles Für und Wider aus Gründen der Opportunität — die tiefste Entwürdigung des Mannes, die empörendste Form der Sklaverei darstellt, die Zertretung des Rechtes aller Rechte, des Ur-Rechts jedes Menschen: auf Leben.

Wer dies meint und mehr als ein Meinender, nämlich ein Wollender ist, der ziehe am 4. Mai die Schlußfolgerung aus den Antworten der Parteien ans Friedenskartell. Keine Stimme der Demokratischen, keine Stimme der Republikanischen Partei, welche mit der Entente verhandeln wollen, nur um den Wehrzwang, den Mordzwang, die Kriegsknechtschaft wiedereinführen zu dürfen! Sondern

alle Stimmen dem Sozialismus,

meinethalben der V.S.P.D., obwohl sie nur aus opportunistischer Erwägung dort Widerstand leistet, wo wir es aus grundsätzlicher tun; lieber noch jenen kleineren, aber reinern Gruppen links von ihr, für die (unter dem System, unter dem wir leben: nach menschlichem Ermessen leider lange noch) die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht ein unbedingt undiskutabler Vorschlag ist. Ich stimme für Liste Ledebour.

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

IV.

Wie man Abgeordneter wurde

Im Wahlkreis Marburg-Frankenberg-Kirchhain habe ich von 1898 bis 1912 vier Mal zum Reichstag kandidiert, einmal mit Erfolg und dreimal ohne. Ich habe also mehr Praxis im Durchfallen als im Gewähltwerden. Immerhin empfinde ich einen gewissen Stolz, daß es mir als Mann der Linken wenigstens einmal gelungen ist, die Kontinuität der reaktionären Vertretung jenes rein agrarischen Wahlkreises für eine Legislaturperiode zu durchbrechen.

Außer Marburg mit seinen 20 000 Einwohnern bestand der Wahlkreis nur aus ein paar hundert Dörfern und einem Dutzend Landstädtchen, die zum Teil knapp 1000 Einwohner hatten und mit dem Düngerhaufen nach der Straßenfront ihre Häuser schmückten. Es gab weder größere Industrie noch größern Grundbesitz. Der Bauer war das ausschlaggebende Wählerelement. Er war in den fruchtbaren Kreisen Marburg und Kirchhain im Durchschnitt wohlhabend, in dem bergigen Kreise Frankenberg arm.

Ein paar Jahrzehnte hindurch war der Wahlkreis konservativ vertreten gewesen, ohne daß sich der von einem kleinen marburger Komitee aufgestellte Kandidat auch nur zu Wahlversammlungen zu bemühen brauchte. Der Kreis schien eine Art konservatives Fideikommiß.

Da auf ein Mal, Ende der achtziger Jahre, rüttelte der jugendliche marburger Bibliothekar, Dr. Otto Böckel, die Gegend mit seiner antisemitischen Propaganda auf. Die Juden wohnen in Kurhessen auch auf den Dörfern und nähren sich vor allem vom Viehhandel. Die Bauern, wirtschaftlich sehr rückständig und von unüberwindlichem Mißtrauen gegen einander wie gegen alle öffentlichen Einrichtungen erfüllt, hatten sich für ihre Vieh- und Geldgeschäfte immer des jüdischen Mittelmannes bedient. „Wenn ein Bauer seinem Bruder eine Kuh verkaufen will, wendet er sich an den Juden“, hörte ich unzählige Male auf dem Lande sagen. Natürlich hatte diese fabelhafte wirtschaftliche Unselbständigkeit der Bauern vielfach ihre wirtschaftliche Abhängigkeit von den Juden zur Folge.

Da hakte Böckel ein. Er predigte den Bauern, sie sollten sich auf eigne Füße stellen. „Die Stadt soll euch nicht bloß als Stimmvieh ansehen!“ Und er präsentierte sich in jedem einzelnen der Hunderte von Dörfern als Reichstagskandidat. „Ihr sollt eine eigne Zeitung haben!“ Und er schuf den ‚Reichsherold‘.

„Ihr sollt eure Geldsachen selber besorgen!" Und er gründete die ländlichen Darlehnskassen. „Ihr sollt euch beim Viehhandel vom Juden unabhängig machen!" Und er rief die judenfreien Viehmärkte ins Leben.

So nahm er den Konservativen spielend ihren „alten und befestigten" Reichstagssitz ab. So wurde er der „Hessische Bauernkönig". Wenn er angefahren kam, um einem judenfreien Viehmarkt die höhere rednerische Weihe zu geben, da holten ihn die Bauernsöhne als Ehrengarde zu Pferde ein, da empfingen ihn Guirlanden, da hielten die Frauen ihre kleinen Kinder in die Luft und sagten ihnen: „Seht euch den Mann an — der hat uns Bauern frei gemacht!"

Allerdings wurden auf den judenfreien Viehmärkten mehr Reden gehalten als Kühe verkauft. Die Bauern trauten einander eben immer noch nicht. Allerdings kehrten die Juden so sachte wieder auf diese Märkte zurück, da die Bauern ihre Ware doch eben loswerden wollten. Aber der Ruhm des Bauernbefreiers Böckel hielt unvermindert an.

Da kam ein Prozeß, der in Kurhessen riesiges Aufsehen erregte. Böckel hatte auf die Gegend in jeder Beziehung befruchtend gewirkt. Die Folge davon waren Alimentationsklagen gegen ihn. Zu einem der Termine schickte er, da er selbst politisch verhindert war, seine Ehefrau, um seine Rechte wahrzunehmen. Das gab einen ziemlichen Skandal in der Oeffentlichkeit, die in solchem Verhalten so etwas wie Zynismus erblickte. Namentlich die Pastoren regten sich auf.

In diese Zeit fällt meine erste Kandidatur in Marburg. Böckel hatte sich seit ein paar Jahren gar nicht mehr um den Wahlkreis gekümmert. Er schien sich selbst für erledigt zu halten. Die Bahn schien frei. In der durch Böckel radikalisierten und vor allem gegen die Konservativen scharf gemachten Landbevölkerung fand ich gute Resonanz für meine Ideen als Mann der Linken. Die Wahlaussichten standen nicht schlecht.

Da, drei Wochen vor der Wahl, tauchte Böckel wieder auf. Der alte Zauber war ungebrochen. Die Alimentensache erwies sich als gänzlich unwirksam. Selbst die kirchlichsten Bauern stellten sich auf den Standpunkt, daß uneheliche Kinder ein Naturereignis seien, dem unter Umständen auch der anständigste Mensch nicht entgehen könne. Und der Böckel habe ganz recht gehabt, seine Frau vor Gericht zu schicken, denn eine gute Ehefrau müsse ihrem Mann in jeder Lebenslage beistehen und ihn vor Allem, auch vor Alimentenzahlungen zu bewahren suchen. Wenn Böckel sprach, so strömten die Bauern meilenweit zusammen und jubelten ihm zu. Er appellierte an ihr Herz. „Der Böckel hat euch geholfen, als es ihm gut ging. Wollt Ihr ihn jetzt verlassen, wo es ihm schlecht geht?" Mich tötete er mit einem Scherz, den er in allen Versammlungen wiederholte: „Früher als Konservativer ist der Gerlach Zweiter Klasse gefahren, jetzt als Demokrat fährt er Dritter. Paßt auf: wenn er das nächste Mal kommt, fährt er als Sozi Vierter." Die Bauern sahen in dem „Roten" den Teufel, der ihnen ihren Hof nehmen wolle, lachten und wählten Böckel.

So fiel ich 1898 mit Pauken und Trompeten durch.

Aber ich hatte aus der Niederlage gelernt. Ich hatte vor allem gesehen, daß man Wahlsiege nicht mit Husarenattacken improvisieren kann, daß eine systematische Vorbereitung nötig ist.

Deshalb nahm ich mir den Wahlkreis von 1898 bis 1903 gründlich vor. Ich erwarb für billiges Geld eine Lokalzeitung in Marburg, die ‚Hessische Landeszeitung'. Ich bearbeitete jedes Dorf individuell, legte mir ein Buch an, das für jeden Ort die Angaben über die Größenverhältnisse des Besitzes und die Erwerbsverhältnisse der Bewohner enthielt. Es war die Zeit der Zollkämpfe. Ich kämpfte gegen die Erhöhung der Getreidezölle, was in einem agrarischen Wahlkreis mit starker Organisation des Bundes der Landwirte als kühnes Unterfangen erscheinen konnte. Aber ich wies den Leuten fast Dorf für Dorf nach, daß mehr Bauern an dem Kauf als an dem Verkauf von Getreide interessiert seien.

In Kurhessen bezeichnet man die Bauern je nach der Größe ihres Besitzes als Pferde- oder als Kuhbauern. Wer größern Besitz hat, bedarf der Pferde zur Beackerung, während der kleine Bauer seine paar Morgen mit seinen Kühen bestellt. Ich proklamierte überall, daß ich nur auf die Stimmen der Kuhbauern rechnete, da die Pferdebauern an den höhern Getreidepreisen Interesse hätten. Aber die Kuhbauern genügten mir ja auch — sie waren die Mehrheit.

Eine Schwierigkeit hatte ich noch zu überwinden. Der Bauer ist ebenso mißtrauisch wie materialistisch. Die allgemeine Frage war: Warum will eigentlich der Gerlach in den Reichstag? Damals gab es noch keine Diäten. Daß Jemand aus rein politischem Interesse nach einem Mandat strebte, wollte den Bauern in ihren utilitaristischen Schädel nicht hinein. Erst wußte ich den Bauern keine befriedigende Antwort zu geben. Ich sah, wie das Mißtrauen wach blieb: Was hat der Gerlach für Hintergedanken, oder wer bezahlt ihn für seine Arbeit? Bis ich plötzlich auf den Gedanken kam, den Leuten zu sagen, daß ich als Journalist meine Arbeiten selbstverständlich viel besser bezahlt bekommen würde, wenn ich im Reichstag die Nachrichten aus erster Hand erhielte und außerdem meine Artikel mit M. d. R. schmücken könnte. Das leuchtete den Bauern ein. Nun waren sie endlich davon überzeugt, daß der Gerlach doch kein bedenklicher Idealist, sondern ein ganz vernünftiger Praktikus sei, der wisse, was er wolle, und wozu er die mühsälige Wahlarbeit auf sich nehme.

Ich kam in die Stichwahl. Den Ausschlag gaben die 3000 Zentrumstimmen. Der Zentrumsführer Müller-Fulda teilte mir mit, daß das Zentrum die Parole für mich ausgeben werde. Er bat mich jedoch, in den katholischen Orten keine Versammlungen abzuhalten, sondern nur die Pfarrer zu besuchen. Das tat ich. Ich wurde überall aufs liebenswürdigste aufgenommen. Die Herren versprachen mir, dafür zu sorgen, daß „keine katholische Stimme verloren gehe".

Also geschah es. Ich kam mit Glanz durch. Meiner spätern Frau sandte ich nach Sizilien ein Telegramm: „Eletto",

worauf ich die Drahtantwort erhielt: „Felicissima“. Das war der kürzeste und inhaltreichste Telegrammwechsel meines Lebens.

Meine überraschende Wahl in dem agrarischen Wahlkreis machte die gesamte Reaktion gegen mich mobil. „Der Gerlach muß wieder aus dem Reichstag“, wurde vor allem die Parole der Landräte.

Mit welchen Mitteln man 1907 meine Wiederwahl vereitelte, davon will ich nur ein Beispiel erzählen. Der Kreis Frankenberg, der weitaus ärmste meiner drei Kreise, hatte trotzdem am schlechtesten für mich gewählt. Dort fühlten sich die Bauern nämlich am abhängigsten von dem — natürlich konservativen — Landrat. Der verstand sich auf die Wahlmache. Da gab es ein armseliges Dorf namens Rengershausen. Dort schickte der Landrat ein paar Tage vor der Wahl seinen Kreissekretär hin. Der sagte der versammelten Gemeinde: „Ihr habt beim Kreis einen Zuschuß zur Anschaffung eines Dorfbullen beantragt. Ihr wißt, daß der Landrat die Wahl von Gerlach nicht wünscht. Ob Ihr den Zuschuß kriegt, hängt von dem Wahlergebnis ab. Ich bin gekommen, euch das zu sagen, damit Ihr wißt, wie Ihr euch zu verhalten habt.“

Dorfbulle oder Gerlach? Die Konkurrenz konnte ich nicht bestehen. Das Dorf wählte einstimmig den Antisemiten. Trotzdem kam ich in die Stichwahl. Aber diesmal wählte dasselbe Zentrum, das mich 1903 einstimmig gewählt hatte, ebenso einstimmig gegen mich für den Antisemiten. Nachher erschien die Deputation eines großen katholischen Dorfes bei mir, um sich wegen dieser Abstimmung zu entschuldigen. Der Führer sagte mit tränenerstickter Stimme, sie hätten mich ja viel lieber als den Antisemiten gewählt, da ihnen meine Reden immer so zu Herzen gegangen seien. Aber am Sonntag vor der Wahl habe ihnen der Pfarrer in der Kirche gesagt, wer für mich stimme, stimme gegen die Kirche. Sie hätten zu entscheiden zwischen irdischem Wohl und ewigem Heil. Und da hätten sie ihre Seele doch nicht riskieren können.

Meine Erfahrungen in Marburg haben mich gelehrt, welch fast unvorstellbaren Einfluß auch in politischen Dingen die katholische Kirche auf die breiten Massen des katholischen Volkes besitzt. Der „Fels Petri“ ist wirklich ein Fels.

*

Einmal habe ich auch zum Preußischen Landtag kandidiert. Das war im Herbst 1903. Es handelte sich um den Kreis Bentheim-Lingen, der in Hannover an der holländischen Grenze liegt. Die Bevölkerung besteht fast zu gleichen Teilen aus Katholiken und Protestanten, mit einem kleinen Uebergewicht an Protestanten. Der konfessionelle Gegensatz bestimmt ausschlaggebend die politische Vertretung. Es werden immer etwa 100 nationalliberale und 100 Zentrums-Wahlmänner gewählt. Außerdem brachten ein paar ganz reaktionäre Dörfer ungefähr 10 konservative Wahlmänner auf. Um nicht den nationalliberalen Kulturkämpfer durchkommen zu lassen, stimmten die 100 Zentrumswahlmänner regelmäßig für den konservativen Kandidaten. Das war ein Bauer, der aber jedesmal durch einen andern ab-

gelöst wurde, da das Mandat wegen der Diäten als eine willkommene Einkommensquelle galt, die reihum gehen müsse.

Das politische Leben in dem weltverlorenen Kreise stagnierte völlig. Schüttorf, eine Industriestadt von 3000 Einwohnern mit 10 Millionären, war Sitz des Nationalliberalen Wahlvereins. Die einzige Tätigkeit dieses Vereins im Verlauf vieler Jahre hatte darin bestanden, Bismarck einmal zum Geburtstag einen Stock mit goldenem Kopf zu schicken. Dadurch, daß ich diese Tatsache in meiner ersten Versammlung in Schüttorf feststellte, zog ich mir den unauslöschlichen Haß der nationalliberalen Fabrikanten zu. Geschürt wurde dieser Haß freilich noch dadurch, daß ich der Erste war, der die bis dahin ganz indifferente Arbeiterschaft der kleinen Industriestädte Bentheims zu organisieren unternahm.

Meine Kandidatur ging von einigen Intellektuellen in Schüttorf aus. Sie basierte auf folgender Erwägung: Bei dem öffentlichen Klassenwahlrecht kann Gerlach bestenfalls 20 Wahlmänner bekommen. Aber die genügen. Denn das Zentrum will diesmal aus Sorge vor einer absoluten konservativen Mehrheit im Preußischen Landtag nicht mehr konservativ wählen. Nationalliberal wählt es niemals, weil die Nationalliberalen Kulturkämpfer sind. Bekommt also Gerlach auch nur 10 Wahlmänner, so ist seine Wahl mit Zentrumshilfe sicher.

Die Kalkulation war untadelig. Sie hatte nur ein Loch. Sie rechnete nicht mit der Gesinnungslosigkeit der Nationalliberalen. Diese Herrschaften bekämpften mich während des ganzen Wahlkampfs vor allem mit dem Argument, ich sei zu katholikenfreundlich (weil ich wider jedes Ausnahmegesetz gegen die katholische Kirche war). Als aber die Wahlmännerwahlen vollzogen waren und ich auf Grund meiner 15 Wahlmänner die Wahl schon in der Tasche zu haben schien, da begab sich eine Abordnung des Nationalliberalen Wahlvereins zum Zentrum und bot ihm an, den Zentrumskandidaten zu wählen, falls einer aufgestellt würde. Das Zentrum erwiderte: „Wir trauen euch nicht. Gebt uns das schriftlich mit den Unterschriften eurer Wahlmänner.“ Worauf 22 notable nationalliberale Wahlmänner die schriftliche Verpflichtung einsandten, Zentrum zu wählen. Das Zentrum berief eine Versammlung seiner Wahlmänner ein. Ich erhielt eine Einladung dazu. Die Situation wurde von dem Vorsitzenden auseinandergesetzt. Darauf richtete ein Priester von dem Typus des Hetzkaplans die Frage an mich, wie ich zur konfessionellen Volksschule stehe. Ich erwiderte: „Ich weiß, daß ich mir mit meiner Antwort jede Wahlaussicht vernichte. Aber mein Gewissen ist mir wichtiger als eine Wahl. Also — ich bin gegen die konfessionelle Volksschule.“

Triumphierend schlachtete mich nunmehr der Hetzkaplan.

Ein Zentrumskandidat in der Person eines gänzlich nichtssagenden Gutsbesitzers namens Degen wurde aufgestellt. Die nationalliberalen Kulturkämpfer stimmten für ihn. Ich verließ als zweiter Sieger die Wahlstatt. Der Wahlkreis bekam zum ersten und letzten Mal während seines Bestehens eine katholische Vertretung im Preußischen Abgeordnetenhaus.

Deutsche Kolonialgründungen von L. Persius

Vor vierzig Jahren wurden unsre ersten Kolonien gegründet. Die Veröffentlichungen darüber sind spärlich. Selbst das dickbändige Koloniallexikon spricht nur ganz allgemein über die ersten Flaggenheißungen. Deutsch-Südwestafrika: „Marineoffiziere erklärten die deutsche Schutzherrschaft." Wann dies geschah, und wer daran beteiligt war: darüber wird kein Wort gesagt. Neuguinea: „Finsch hißte im Dezember 1884 an mehreren Stellen im Nordosten Neuguineas und auf dem Inselarchipel von Neubritannien die deutsche Flagge." Ich war bei fast sämtlichen Flaggenheißungen zugegen. Durch Seeoffiziere wurden sie ausgeführt, und es war im November. Den Doktor Finsch entsinne ich mich nicht irgendwo dabei gesehen zu haben. Ich werde die genauen Daten aus meinen Tagebüchern und dem offiziell geführten Loggbuch geben. Auf die Gefahr hin, daß man sagt: Wer kümmert sich heute noch um diese Dinge? Wir besitzen ja keine Kolonien mehr und werden sie nach menschlichem Ermessen in absehbarer Zeit nicht wieder erhalten.

Kolonialforscher, die meine Tagebücher gesehen und sich vergeblich bemüht haben, in Staats- und andern Bibliotheken Auskunft über die deutschen Kolonialgründungen zu erhalten, sind dafür, daß ich einen Teil meines Materials, veröffentliche. Und was die Frage betrifft, ob wir wieder Kolonien erstreben sollen, so tut man gut, sich zu vergegenwärtigen, wie Bismarck seine geschickte Hand bei unsern Kolonialgründungen im Spiel hatte. Die Engländer waren damals entschiedene Gegner deutscher Kolonialerwerbungen. Trotzdem setzte sich Bismarck friedlich mit ihnen aus einander. Die politische Konstellation war freilich so, daß er die Widerstände unschwer überwinden konnte. Auf alle Fälle ist nützlich, sich dieser Zeiten zu erinnern: man lernt, wie die Sache anzufassen ist, und wie früher begangene Fehler zu vermeiden sind. Meiner Ansicht nach sollten wir nämlich, sobald Deutschlands wirtschaftliche Lage konsolidiert ist, wieder zu Kolonialbesitz zu kommen suchen. Wenn erst der politische Ausgleich vollzogen ist, wird England sich einer bescheidenen kolonialen Ausdehnung Deutschlands kaum entgegenstellen. Ein 60-Millionen-Volk ohne, ein 40-Millionen-Volk — das französische — mit gewaltigem Kolonialbesitz: das ist ein unnatürlicher Gegensatz. Frankreich wird vielleicht erkennen, daß es ein brauchbares Mittel gibt, deutsche Revanchegedanken abzulenken: es besteht darin, dem deutschen Volk Betätigung in Kolonien zu geben. Damit würde zugleich ein böses Unrecht des Versailler Friedens gutgemacht werden. In Wilsons Programm war festgesetzt, daß die Entscheidung der kolonialen Ansprüche auf Grund einer freien, unbefangenen und unparteiischen Prüfung erfolgen sollte. Aber beim Friedensschluß hat man Deutschland überhaupt nicht gehört. Ueber die Verteilung unsrer Kolonien hatten sich die Alliierten schon vorher geeinigt. Es hieß, die Deutschen hätten ihre Kolonien schlecht verwaltet und die Eingeborenen mißhandelt, seien also nicht würdig, Kolonien zu besitzen. Besonders zu verurteilen ist dabei die Form, in der die Enteignung erfolgte — nach dem Mandatssystem. Auf deutsch: es war Raub. Von englischer Seite war der Wert der deutschen Kolonien auf viele Milliarden Pfund Sterling geschätzt worden — und die hat man nicht auf die Kriegsentschädigungen an-

gerechnet. Was aber die Fähigkeit der Deutschen zum Kolonisieren angeht, so meine ich, auf Grund meiner Kenntnis fast sämtlicher deutschen Kolonien, daß wir, wie jedes Volk anfänglich, manche Mißgriffe in unsern Kolonien getan haben, daß aber zuletzt in Ostafrika, in Togo, in Kiautschou unsre Leistungen dem ersten, dem britischen Vorbild mindestens ebenbürtig waren. Noch dicht vorm Ausbruch des Krieges besuchte ich Algier und Tunis und muß sagen, daß mir die französische Art der Kolonisation — mit aller Reserve gesprochen — nicht imponiert hat.

Ende April 1884 war ich auf Urlaub in Berlin, vor Antritt einer Weltumseglung. An einem Nachmittag ging ich mit meinem Vater zu Herrn v. Bötticher in die Wilhelm-Straße, um mich „beim Onkel Heinz für sein Patengeschenk zu bedanken und Abschied zu nehmen“. Als wir in Böttichers Arbeitszimmer saßen, trat unangemeldet aus dem Garten Fürst Bismarck ein. Ich stand — als Kaiserlicher Seekadett — stramm und wurde vorgestellt. Als der Fürst hörte, daß ich auf die Kreuzerfregatte ‚Elisabeth‘ kommandiert sei, meinte er: „Da werden Sie eine sehr interessante Reise machen.“ Ich schrieb damals in mein Tagebuch: „Das kann Jeder sagen.“ Später wurde mir klar, daß das von Bismarck keine Konversationsfloskel gewesen war. Am 24. April sandte er das historisch gewordene Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt, Lippert: „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen auf deutschen Schutz Anspruch haben. Erklären Sie amtlich, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen.“ Der Schutz wurde ihnen tatsächlich erst, nachdem, erheblich später, deutsche Kriegsschiffkommandanten die Flagge in Angra Pequena gehißt hatten. Ich entnehme meinen Tagebuchaufzeichnungen:

„Am 3. Mai verließ S.M.S. ‚Elisabeth‘ den Kieler Hafen und steuerte über Helder nach Plymouth. Dort erhielten wir Befehl, vier ‚angebliche‘ Afrika-Reisende an Bord zu nehmen: die Herren Lüderitz, Dr. Höpfner, Beek und Israel, und zunächst nach Madeira zu segeln. Dort würde der bekannte Dr. Nachtigall auch noch an Bord kommen. Am 30. Mai ankerten wir auf Funchal Reede. Den Generalkonsul Nachtigall trafen wir jedoch erst auf dem Kanonenboot ‚Möve‘ in St. Vincent, wo die ‚Elisabeth‘ am 7. Juni anlangte. Mit der ‚Möve‘ zusammen dampften wir nun nach den Los Islands. Nachtigall und Dr. Büchner, der sich in seiner Begleitung befand, quartierten sich bei uns ein. Am 16. Juni wurde zwischen zwei kleinen Inseln, Faktory und Tumbo, unfern der afrikanischen Festlandsküste — Französisch-Guinea — geankert. Am Abend fand großes Palaver beim Kommandanten statt. Zwei merkwürdig kostümierte Negerhäuptlinge, ein Europäer, Besitzer einer Plantage an Land, Nachtigall und Büchner nahmen daran teil. Was hier verhandelt wurde, darüber wurde strengstes Stillschweigen gewahrt. Am 18. Juni wurde eine größere Expedition ausgerüstet. Unsre Dampf- und Ruderpinasse sowie zwei Kutter der ‚Möve‘, voll mit bewaffneten Matrosen, fuhren der am Horizont schwach sichtbaren afrikanischen Küste zu. An der Unternehmung beteiligten sich Nachtigall, Büchner und Höpfner. Während der Abwesenheit des Landungscorps wurden von uns emsig Vermessungen und Lotungen vorgenommen. Welchen Zweck die Expedition gehabt hat, ist nie bekannt geworden. Die beteiligten Offiziere und Seekadetten

erzählten, daß verschiedenen Häuptlingen Geschenke überbracht worden seien. Sonst wußten sie nichts zu berichten . . . Am 22. Juni schifften sich Nachtigall und Büchner wieder auf die ‚Möve' ein, und die ‚Elisabeth' startete südlich. Ueber Freetown langten wir am 6. August in Angra Pequena an. Hier lag bereits, seit dem 18. Juli auf uns wartend, die Kreuzerfregatte ‚Leipzig'. Am 7. August wurden die Landungscorps beider Schiffe an Land gesetzt, die Offiziere in Paradeuniform. Auf einer Anhöhe war ein Flaggenmast errichtet. Unser Kommandant, der Kapitän zur See Schering, war krank und blieb an Bord zurück; an seiner Stelle leitete der Kommandant der ‚Leipzig', Kapitän zur See Herbig, den feierlichen Akt der ersten deutschen Flaggenheißung. Er hielt eine Ansprache und las ein Schreiben Kaiser Wilhelms I. vor, worin gesagt wurde, daß mit dem heutigen Tage das Land dem deutschen Schutz unterstellt sei. Die Musikcorps spielten die Hymne, die Schiffsgeschütze feuerten 21 Schuß Salut, und unter dem Hurrarufen der Mannschaften ging die deutsche Kriegsflagge am Mast hoch. Eine Tafel wurde errichtet, mit dem deutschen Kriegsadler und der Aufschrift: Territorium Lüderitz. Die Herren der Faktorei bewirteten uns und schenkten uns mehrere lebende Ochsen. Dann gingen noch am Nachmittag ‚Leipzig' und ‚Elisabeth' Anker auf. Jene steuerte nordwärts der Heimat zu, diese südlich gen Kapstadt. Wir waren froh, so schnell Angra Pequena entrinnen zu können. Nichts als Wüstensand, so weit das Auge reichte, kein Baum, kein Strauch, nur einige Schuppen und Häuschen der Faktorei sowie jämmerliche Eingeborenenhütten. Unsre Afrikareisenden verließen uns in Angra Pequena. Ich habe sie nie wieder gesehen."

Wie konnte diese erste Flaggenheißung, der bald andre an der westafrikanischen Küste folgten, so ungestört vor sich gehen? Jener deutsche Konsul in Kapstadt, Lippert, verstand, die Kap-Regierung und die Bevölkerung, die sich über die deutsche Kolonialgründung sehr aufregten, zu beschwichtigen. Es erfolgte kein Einspruch gegen unsre Gebietserwerbung; nur wurde das Land nördlich des Orange-Flusses nun beschleunigt unter britischen Schutz gestellt. Bismarck hatte sich mit Gladstone verständigt, Herbert Bismarck war in Spezialmission nach London gegangen. Das Resultat? Die deutsche Schutzherrschaft über Angra Pequena wurde von der britischen Regierung anerkannt.

Die Reise der ‚Elisabeth' ging von Kapstadt nach Sidney, wo wir am 1. Oktober eintrafen. Schnell wurden Kohlen und Proviant genommen. Verschiedene englische Kriegsschiffe lagen im Hafen und taten desgleichen — es hieß, wir müßten uns eilen, ihnen zuvorzukommen: es gelte, wieder fremde Gebiete unter deutschen Schutz zu stellen. Mehr wurde nicht gesagt. Nur die Anweisung erging, den Angehörigen in der Heimat mitzuteilen, daß frühestens in vier Monaten Nachricht von uns zu erwarten sei. Der Kommandant hatte eine versiegelte Order erhalten, die er erst nach der Ausfahrt öffnen durfte. Wir Seekadetten waren wenig erbaut, schon nach so kurzem Aufenhalt das herrliche Sidney verlassen zu müssen. Am 16. Oktober ging es bereits wieder Anker auf gen Norden. Am 1. November taucht eine Küste über dem Horizont auf. Im Loggbuch lese ich:

„Klar Schiff zum Gefecht wird gemacht. Ein Kriegsfahrzeug kam in Sicht; es schien nach der Flagge ein englisches zu sein. Zunächst

wurde ein Schuß mit Salutkartusche gefeuert, da wir nicht wußten, was für ein Schiff es war. Das Schiff antwortete nicht, sondern dampfte anscheinend mit hoher Fahrt in einen engen Kanal zwischen zwei Inseln: Wallis Island und New-Irland. Wir folgten. Der dritte Kessel wurde angezündet, scharfe Granaten wurden gemannt. Das fremde Schiff kam dann wieder in Sicht. Jetzt wurde die Flagge ausgemacht: es war die deutsche Kriegsflagge (die auf weite Entfernung von der britischen kaum zu unterscheiden ist) — sie wehte auf dem deutschen Kanonenboot ‚Hyäne'. Wir bemerkten, daß das Schiff still unter Land lag und Boote aussetzte. Wir kamen näher. Signale wurden gewechselt. ‚Schiffe Landungscorps aus zur Bestrafung der Eingeborenen', meldete das Kanonenboot. ‚Werde Ihnen helfen', kams von der ‚Elisabeth' zurück."

Wie wir uns beteiligten an der Bestrafung? Eine Menge scharfer Granaten wurden auf den Strand und die dort sichtbaren Hütten geworfen; Boote wurden armiert; bis an die Zähne bewaffnet stürmten wir mit Kriegsgeschrei an Land, zerstörten die ärmlichen Bambushütten von Grund auf, erbeuteten zahllose wilde Schweine, Hühner und Holzwaffen und machten einige Greise, die die rasch flüchtenden Eingeborenen zurückgelassen hatten, zu Gefangenen. Dies Alles, weil angeblich die Insulaner die Bemannung eines dort gestrandeten deutschen Schoners verspeist hatten.

Am Abend desselben Tages warf die ‚Elisabeth' Anker in Matupi, und am Morgen des 3. November wurde das Land unter deutschen Schutz gestellt. Wieder gabs Salut, präsentierten Landungscorps das Gewehr, verlas unser Kommandant ein kaiserliches Schreiben. Am 4. und 5. wurden Flaggen auf Mioko und andern Plätzen, am 9. auf Kabakadei und Port Webers, am 10. auf Nusa gehißt. Stets war das Zeremoniell dasselbe. Das Landungscorps wurde ausgeschifft und errichtete einen Flaggenmast; und der Kommandant Kapitän zur See Schering hielt eine Ansprache. Die letzte Flaggenheißung fand am 20. November in Friedrichswilhelmshafen auf Neuguinea statt. Niemals werde ich unsre Einfahrt in den engen Hafen vergessen. Weit entfernt Schneeberge in Sicht, und wir kamen um vor wahnsinniger Hitze. Die Vegetation war aber so wunderbar, daß Hitze und andre Mühsale vergessen wurden. Fast noch nie zuvor waren Europäer hier gewesen. Undurchdringlich wuchs der Urwald bis ins Wasser hinein. Tagelang waren unsre Pioniere beschäftigt, einen kleinen Platz für die Flaggenheißung herzustellen. Die Eingeborenen, die zum ersten Mal Europäer in größerer Zahl und vor allem ein Kriegsschiff erblickten, wurden nach anfänglicher Zurückhaltung bald zutraulich. Aber als unsre 21 Schuß Salut ihnen in die Ohren gellten, flohen sie auf Nimmerwiedersehen. Das Gleiche taten die Affen und das viele andre Getier, das überall auf den Bäumen uns neugierig angeschaut hatte. Diese Flaggenheißungen haben ohne jede politische Verwicklung vor sich gehen können. Trotz dem erheblichen Widerstand, den die britischen Kolonien in Australien leisteten, gelang es Bismarck, die Anerkennung unsrer Schutzgebiete bei Gladstone durchzusetzen. Freilich: wäre damals gezögert worden, so hätte der Kommissar von Queensland — der dem deutschen Neuguinea zunächst gelegenen britischen Kolonie — uns Steine auf den Weg der Flaggenheißungen geschmissen. Die Taten der ‚Elisabeth' entfachten in Australien aller-

dings einen Sturm der Entrüstung. Gladstone wurde mit Vorwürfen überhäuft. Er mußte gegen Deutschland energische Töne anschlagen. Bismarck warf jedoch geschickt die aegyptische Frage in die Debatte. Damals tauchte grade zur rechten Zeit ein Krieg zwischen England und Rußland am Horizont auf — kurz: Gladstone trat schließlich den Rückzug an. Die Rechtsgültigkeit der deutschen Kolonien wurde von der britischen Regierung anerkannt.

Offiziere und Seekadetten hatten nun das ewige Flaggenheißen gründlich satt. Bei der Bratofenhitze, bei ungenügender Verproviantierung, besonders dem Mangel an Süßwasser, bei dem schlechten Klima — die Malaria-Erkrankungen nahmen erschreckend zu — sehnten wir uns trotz der herrlichen Jagd auf Kanguruhs, wilde Schweine, Kakadus und Paradiesvögel in ein zivilisiertes Land zurück. Schon damals wurden oft Debatten geführt über die Frage: Sollen wir von der Kriegsmarine es begrüßen, wenn Deutschland Kolonien erwirbt? Die ältern Offiziere waren meist für Kolonien. Sie sagten: Kolonien brauchen den Schutz durch Kriegsschiffe; die Flotte muß also vergrößert werden; das Resultat ist schnellstes Avancement! Die jüngern waren nicht so weitsichtig, lebten dem Augenblick und verwünschten die Kolonialbegeisterung und die Flaggenheißungen, weil die Kriegsschiffe von da an weitab jeder Kultur in diesen langweiligen Nestern herumliegen mußten. Unter „Kultur" ist hier zu verstehen: großer Hafen mit Restaurants, Theater und andern Vergnügungslokalen! Für und gegen Kolonien wurde auch weiterhin oft in Seeoffizierskreisen gestritten. Man unterhielt sich über die Zweckmäßigkeit von Kolonien für uns, ganz abgesehen von den persönlichen Interessen. Ueber ein Gespräch mit dem spätern Gouverneur von Deutsch-Ostafrika entnehme ich meinem Tagebuch eine Eintragung vom 17. Juni 1896:

„An Bord des ‚König Wilhelm'. Ich hatte Graf von Götzen — den bekannten Afrikadurchquerer von 1894, zur Zeit Leutnant im 2. Garde-Ulanen-Regiment, während des Sommers abkommandiert zur Matrosenartillerie in Friedrichsort, damit er Zeit für den Segelsport habe (er hatte mir auf Geheiß Wilhelms II. meine Segelyacht ‚Finesse' abgekauft) — zum Essen geladen. Es gab wieder einmal heftigen Streit über den Nutzen von Kolonien für Deutschland. Fast alle Seeoffiziere meinten, wir sollten lieber keine haben — im Kriegsfall würden sie den Engländern verfallen. Wirtschaftliche Beute in nennenswertem Ausmaß würden vielleicht unsre Großenkel machen. Wie kämen wir überhaupt dazu, den Eingeborenen ihr Land fortzunehmen! Graf Götzen verteidigte unsre Erwerbungen, nahm sein vor kurzem erschienenes Werk: ‚Durch Afrika von Ost und West', das er mir vor dem Essen grade dediziert hatte, zur Hand und las daraus vor: ‚Mit welchem Recht erklärt man seine Besitzrechte über Gemeinwesen der Wilden, und warum hat man den glücklichen Frieden, der dort herrschte, bevor die Kultur hinkam, gestört? Ich meine, man braucht als Antwort auf solche Fragen gar nicht erst anzuführen, daß die christliche Religion mit dem Gebot: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker! das Hineintragen des Christentums und der ihm stets folgenden Zivilisation in jene Länder vorschreibt. Man braucht auch nicht an das Naturgesetz des survival of the fittest zu erinnern, um ein Verschwinden oder ein Anpassen solcher Völker an höhere Gesittung

zu verstehen. Man braucht einfach die Gegenfrage zu stellen: ob es wohl gerecht ist, daß jene Menschen, die nichts zur Fortentwicklung der Menschheit tun, die unproduktiv und träge ihr Leben führen, alleinige Besitzer und Bewohner von ungeheuern, fruchtbaren Ländern bleiben sollen, in denen neben ihnen noch Millionen andrer Menschenkinder ihren Lebensunterhalt finden könnten, während in der zivilisierten Welt der Raum von Jahr zu Jahr enger wird für Alle, die da produzieren, arbeiten und dafür leben wollen.‘ Von uns Seeoffizieren erklärten sich nur einige einverstanden mit dem letzten Satz. Wir sahen uns kopfschüttelnd an.“

Am 4. Dezember traf S.M.S. ‚Marie‘ in Matupi ein zu unsrer Ablösung. Wir waren froh, dem Schwitz- und Fieberbad den Rücken kehren zu dürfen. Nordwärts gings, dem herrlichen Japan, dem Land der Mousoumes zu. Nach dem Besuch verschiedener Häfen an der ostasiatischen Küste erreichte uns in Hongkong der Befehl, über Singapore und Batavia nach Mauritius beschleunigst zu segeln. Dort sollten wir mit den Kreuzerfregatten ‚Prinz Adalbert‘ und ‚Stosch‘ zusammentreffen, um gemeinsam nach Zanzibar zu dampfen. Am 22. Mai 1885 verließen wir Hongkong und erreichten Port Louis auf Mauritius am 16. Juli. Großer Betrieb setzte ein, ständig wurden infanteristische Exerzitien unternommen, mit Geschützen und Gewehren zur Uebung geschossen. Im Geschwader gingen wir am 31. Juli ab Mauritius und langten am 7. August auf Zanzibar Reede an. Hier lag bereits die Kreuzerfregatte ‚Gneisenau‘, und am 13. August traf die ‚Möve‘, am 19. die Kreuzerfregatte ‚Fürst Bismarck‘ mit dem Kontreadmiral Knorr — von Kamerun kommend — ein. Auch das Kanonenboot ‚Hyäne‘ sowie die Transportdampfer ‚Adler‘ und ‚Ehrenfels‘ mit Soldaten und Munition gesellten sich bald zu uns. Was sollte diese große Ansammlung von deutschen Kriegsschiffen vor der Stadt Zanzibar? Carl Peters hatte in Ostafrika mit verschiedenen Sultanen im November und Dezember 1884 Verträge abgeschlossen, die ihr Gebiet unter deutsche Schutzherrschaft stellten. Diese Gebiete unterstanden aber bereits dem Sultan von Zanzibar. Als im Frühjahr 1885 auch noch die beiden Brüder Denhardt mit dem Sultan von Witu Schutz- und Handelsverträge abschlossen, schwoll Said Bargasch, dem Sultan von Zanzibar, der Kamm, er erhob bei der deutschen Regierung feierlichen Einspruch gegen das Vorgehen der Peters, Denhardt und Genossen und ließ Truppen in das umstrittene Gebiet einrücken. Es galt für uns, den Widerstand Said Bargaschs zu brechen. Das war ein leichtes Geschäft. Die vielen Schiffsgeschütze, die auf seinen dicht am Strande gelegenen Palast gerichtet waren, machten ihn rasch gefügig. Er bewilligte alle Forderungen und trat obendrein noch den für uns äußerst wichtigen Hafen auf dem afrikanischen Festlande: Dar es-Salaam ab. Dorthin wurde die ‚Elisabeth‘ entsandt. Wir nahmen in dem geräumigen Hafenbecken Vermessungen vor und entluden unsre nun schon so lange schußbereiten Gewehre auf — Nilpferde. Fürst Bismarck begegnete auch hier keinerlei Schwierigkeiten: Alle fremden Mächte erkannten an, daß der Besitz uns rechtmäßig zustehe. Mit England wurde eine Grenzfestsetzung durch Vertrag vom 30. Dezember 1886 erzielt. Die wurde allerdings durch den oft verurteilten Zanzibar-Vertrag vom 1. Juli 1890 — Austausch gegen Helgoland — geändert. Zu unserm Schaden.

Luther von Johannes Fischart

Das Reichsfinanzministerium ist nach und nach die katholische Abteilung des Reichskabinetts geworden. Erzberger regierte dort eine lange Zeit. Dann Wirth. Dann Hermes. Alles Katholiken. Jeder brachte seinen Adjutanten mit, jeder Adjutant seinen Korporal, und jeder Korporal seine Mannschaften. Wie oft bin ich die große Treppe dieses Ministeriums hinaufgegangen, begrüßt im Vestibül von der Büste Wilhelms I., und wie oft habe ich vertrauliche Zwiesprache gehalten mit dem Herrn Minister: über den Etat, über die Steuern, über die Valuta, über die Reparationsfrage und über vieles Andre noch. Inzwischen wuchs dieses Ministerium — das früher als Reichsschatzamt einer Dame ohne Unterleib glich, da die Einziehung der Steuern, der Zölle und der Abgaben Sache der Bundesstaaten war — zu einer Mammutbehörde an, zu einer Zentralstelle, von der hunderte, ja tausende von Finanzämtern abhingen mit zehn-, zwanzig-, fünfzig-, hundert-, hundertfünfzigtausend Beamten.

Je größer dieser Apparat in den letzten Jahren wurde, umso geringer wurden, bei der rasenden Geldentwertung, die Einnahmen. Wenn die Inflation im Jahre 1923 noch ein paar Monate weitergegangen wäre, so hätten die gesamten Reichseinnahmen kaum noch die Verwaltungsausgaben der Steuerbürokratie bestritten. Mit der Rentenmark zog ein neuer Geist in das Finanzministerium ein, und mit der Rentenmark kam, hurtig und flink wie ein Igel, Dr. Luther in diese Räume. Nicht Doktor Martin Luther. Aber doch immerhin ein Protestant in einer katholischen Umgebung. Ein Reformator, der sofort fünfundneunzig Thesen der Sparsamkeit an das Portal des Hauses anschlug. Was hätte dem Reich, was hätte dem deutschen Volke die Rentenmark genützt, wenn nicht zur selben Zeit der Etat des Reiches ausbalanziert worden wäre! Zunächst mit einem neuen Kredit. Diesmal mit Rentenmark. Dann mit einschneidenden Abbaumaßnahmen und mit neuen Steuern.

Natürlich hat das Alles nichts mit der Konfession zu tun. Auch nichts mit einer finanziellen Reformation. Luther nahm im Ministerium keine Personalveränderungen an den leitenden Stellen vor. Viel zu sehr war er, der an sich nicht Finanzfachmann ist, auf die Mitarbeit seiner Umgebung angewiesen. Auf die Mitarbeit des Staatssekretärs Schröder, der unlängst Präsident der Preußischen Seehandlung geworden ist, und der Herren Fischer und (außerhalb der eigentlichen Amtssphäre) Bergmann, die hauptsächlich den Verkehr mit den interalliierten Instanzen, mit der Reparationskommission und den internationalen Sachverständigen, aufrechterhielten. Unmittelbar neben ihm stand, wie der finanzielle Erzengel Gabriel, mit blankem Schwert Dr. Schacht, zuerst als Währungskommissar, dann als Reichsbankpräsident. In einiger Entfernung von ihm arbeitete die Spar- und Abbau-Kommission der drei Staatssekretäre a. D. Lewald, Busch und Freiherr von Welser, die unter der Leitung des Sparsamkeitskommissars Saemisch, des frühern preußischen Finanzministers, standen.

Luther hatte also, wie ein richtiger Finanzfeldherr, drei strategische Linien aufgebaut: Steuern; Abbau der Verwaltung; Finanz- und Währungsreorganisation. Langsam wurden diese drei finanziellen Schützengräben vorgeschickt. Unbarmherzig ging ein Maschinenfeuer von Steuern, Abgaben und Verordnungen aller Art auf das arme Publikum nieder. Leichen gab es die Unmenge. Die Währung wurde zwar stabilisiert, aber die Wirtschaft geriet in Stagnation. Die Beamtengehälter wurden fast auf die Hälfte reduziert. Was die Reichs- und Kriegsanleihen betrifft, so wurde ein kaum noch verschleierter Staatsbankerott ausgesprochen. Die privaten Schuldverpflichtungen: die Hypotheken, die Obligationen und dergleichen wurden bis zu fünfzehn Prozent aufgewertet, mit andern Worten: auf einen winzigen Bruchteil abgeschrieben. Der Mittelstand wurde noch einmal enteignet. Die Beamten, Angestellten und Arbeiter wurden in ihren Bezügen auf halbe Ration gesetzt. Die Substanzvermögen, die bis vor kurzem noch als unantastbar gegolten hatten, wurden hart mitgenommen. Auf dem Kurszettel konnte man täglich diese starke Wertminderung zahlenmäßig ablesen. Ohne auswärtige Anleihen war die deutsche Volkswirtschaft nicht mehr flott zu machen. Daher das Projekt einer Golddiskontbank.

Luther ist ohne Zweifel eine Persönlichkeit. Nicht von großem Umfang, aber doch von zäher Energie. Aus der kommunalen Verwaltungskarriere hervorgegangen, war er lange Zeit Oberbürgermeister von Essen, wo Großindustrie und Arbeiterschaft in starkem Gegensatz zusammengeballt sind, spielte dann als Geschäftsführer des Deutschen Städtetages, unter dem frühern berliner Oberbürgermeister Dr. Wermuth, eine führende Rolle, kam, als Hermes vom Ernährungs- zum Finanzministerium hinüberwechselte, unter dem Reichskanzler Cuno in das Ministerium für Ernährung und Landwirtschaft und machte schließlich denselben Gang von der Mohren- zur Wilhelm-Straße wie Hermes. Ein kleiner, beinah kugliger Herr mit einer Glatze, die ein grauer Haarkranz umsäumt, mit einem Kneifer vor den nervös hin und her rutschenden Augen und immer auf dem Wege von einer Konferenz zur andern, von einem Amtszimmer ins andre. Immer mit den Allüren eines Oberbürgermeisters, der den Stadtverordneten wie ein einsichtsvoller Stadtvater gut, aber streng zuredet, der ihre Wünsche scheinbar gelassen, in Wahrheit aber unruhig entgegennimmt, und, wenn alle sich ausgesprochen haben, doch auf seiner Meinung bestehen bleibt. Sic jubeo, sic volo. Er spricht jovial, klar, ethisch verbrämt und leitet seine Zuhörer mit fester Hand.

Im Reichskabinett ist er das Haupt der Oberbürgermeisterpartei, die außer ihm noch den Minister des Innern, Dr. Jarres, den frühern Oberbürgermeister von Duisburg, und den Reichswehrminister Dr. Geßler, den ehemaligen Oberbürgermeister von Nürnberg, umfaßt. Das Parlament sieht er als eine leider notwendige Einrichtung an. Es mag bestehen bleiben, aber es soll ihm nicht dreinreden. Die Zeit, da der Reichstag sich im Dezember 1923 selbst ausschaltete und der Reichsregierung durch das Ermächtigungsgesetz weitgehende Vollmachten gab, war für ihn

die Zeit gleichzeitigen Säens und Erntens. Die Steuern, die Verordnungen, die Verfügungen jagten einander. Kaum ein Tag verging, daß er nicht unter irgendeine solche diktatorische Maßnahme seinen Namen setzte. Der parlamentarische Ueberwachungsausschuß mochte reden, was er wollte — schließlich hatte er nur eine beratende Stimme. Der Ausschuß mochte verhandeln: Luther wollte handeln. Als nach dem Erlöschen des Ermächtigungsgesetzes das Parlament wieder zusammentrat und viele Abänderungsanträge zu den Notverordnungen auf den Tisch legte, zog der Finanzminister die Stirne kraus. Nicht ein Komma wollte er von seinen Bestimmungen preisgeben. Nicht einen Punkt. Lieber den Reichstag auflösen, als sich auf Diskussionen einlassen. Die Oberbürgermeisterpartei setzte sich im Kabinett durch, Marx, der Reichskanzler wurde weich, und das Schicksal des Reichstags war besiegelt. Die Herren Abgeordneten durften nur noch Wahlreden zum Fenster hinaus halten.

An sich will Luther kein Parteipolitiker sein, will sich nicht durch allerhand politische Erwägungen in seiner Arbeit stören lassen. Er will die Finanzen in Ordnung bringen. Weiter nichts. Ein Mann der Tat, ein Draufgänger.

Wilhelm von Bodelschwingh von Arthur Eloesser

Es geschah vor genau zwanzig Jahren im Preußischen Landtag, in der Mumienkammer des dreiklassigen Census, daß ein alter Mann zu seiner Jungfernrede aufstand, der die Abgeordneten wie die Minister duzte, der sie wie seine Brüder ansprach, und dem von Herzen gleichgültig war, ob er sich dazu nach rechts oder nach links wandte. Es geschah vielleicht auch einen Augenblick, daß sich die also Angesprochenen vor der sittlichen Ueberlegenheit und Tapferkeit eines christlichen Veteranen demütigten und die Aufträge aller der Klasseninteressen oder Egoismen vergaßen, die sie von ihren Parteien und Wahlkreisen mitbekommen hatten. Nicht lange danach meldete sich der emeritierte Pastor von Bodelschwingh, der sich christlich-sozial nannte und bei den Konservativen hospitierte, wieder zum Worte. Da bemerkte er, daß auf der Rednerliste über seinem Namen immer wieder andre eingetragen wurden, und er sagte zu dem Sohne, der auf den schon sehr alten Herren zu achten hatte: „Junge, laß uns gehen, sie wollen mich nicht.“ Die eignen Parteigenossen, und das richtet sie für immer, vertrugen einen Mann aus ihren eignen Kreisen nicht, der mit dem Christentum Ernst machte, der für die Armen und Unbehausten statt der Tröstungen des Schnapses das Recht auf Arbeit, auf ein menschenwürdiges Heim forderte und der damit erhebliche Interessen der Großgrundbesitzer arglos verletzte. Als Wilhelm von Bodelschwingh, Herr zu Sarepta, Eben-Ezer und Bethel im Westfälischen, sich mit der Siedlungsfrage, mit den Moorkolonien befaßte — mit oder ohne Gebet; er wollte nicht anders als Faust ein freies Volk auf freiem Grunde — da warnte er einen der Hochmögenden: „Vor den Russen und Franzosen ist mir nicht bange. Zwanzig Jahre habt Ihr noch Zeit. Wenn Ihr dann nicht Ernst gemacht habt,

habt Ihr die Revolution.“ Das Prophetenwort von Einem, der wahrlich keine Revolution wünschte, der vielmehr den von Luther der protestantischen Kirche eingepflanzten Gehorsam gegen die Obrigkeit wie selbstverständlich pflegte, hat uns Gustav von Bodelschwingh in einer Biographie (Furche-Verlag zu Berlin) aufbewahrt, der die Wichtigkeit, die Würde eines deutschen Hausbuches zukommt, der eine Sendung vorbehalten sein wird, wenn wir nicht in einer Zeit, da wir uns Alle als arm bekennen müssen, noch um wesentliche seelische Heilskräfte verkümmern wollen. Es schickt sich wohl nicht, dem Sohne, der in das Werk seines Vaters mit Ehrfurcht und Liebe hineingewachsen ist, seine ungewöhnliche Darstellungskunst nachzurühmen. Sagen wir also, daß die Schlichtheit, mit der hier erzählt, die Furchtlosigkeit, mit der geurteilt, die Menschlichkeit, mit der gefolgert wird, die rechten Materialien zu einem Denkmal lieferten, das nichts marmorhaft Glänzendes, Anspruchsvolles hat, sondern etwas von Körnigkeit des Granits, der aber manchen Sonnenstrahl in seine Brüche und Adern eingesogen hat.

Unsre trefflichen Italien-Reisenden, die jetzt dem Giotto, dem Michelangelo ihre Reverenz erweisen, und die, wenn sie einen feinern Tip mitbekommen haben sollten, vielleicht auch zum Heiligen Franz nach Assisi pilgern, möchte ich das noch ungemalte Bild vorstellen, wie der alte Bodelschwingh, Herr über ein paar tausend Epileptiker zu Bethel, Moorgraf im Hannoverschen und Herzog über alle deutschen Stromer, ins berliner Asyl für Obdachlose eintritt. Wie die Armen, die Trunkenen, die Blöden schon an seinem Auge ihren Herrn, ihren Bruder erkennen, und wie er geehrt wird als ein General, der über seine Armee, eine Armee von Bettlern die letzte Heerschau abhält. Viele Hände griffen nach den seinen; er hörte Bekenntnisse, er empfing Versprechungen, er gab Hoffnungen zurück. Aber während Vater, so berichtet Gustav von Bodelschwingh, sich in den Sälen der Männer lange verweilt hatte, in dem Saale der obdachlosen Frauen und Mädchen sagte er nichts. Stumm ging er an einem Ende hinein und an dem andern wieder hinaus. Das Bild war für ihn zu schrecklich, denn fast alle Insassen des Saales waren betrunken. Nach jenem nächtlichen Gang durch das Asyl, das nur Obdach bot, durch das Inferno, das Elend und Laster ansteckend machte, faßte er den Plan zur Gründung der Kolonie Hoffnungsthal.

Wir können mit der Bewunderung von Gelehrten, Künstlern, Literaten allein nicht auskommen, und wir werden das Abendland am allerwenigsten untergehen lassen, wenn wir mit einer Wendung zum Mittelalter diejenigen Erscheinungen mit Ehrfurcht umgeben, die ihre ganze Kraft aus dem Gefühl der Gemeinschaft gezogen und ihre Verantwortung darauf gestellt haben. Was ist Fortschritt? Laßt ihn geschehen, in wessen Namen es auch sei, Gottes oder eines wissenschaftlichen Prinzips oder eines sozialen Programms. Ich habe in der Schule gelernt, daß zwei Parallelen sich in der Unendlichkeit schneiden. Wenn es auf das Göttliche oder Menschliche ankommt, wird dieser Satz zutreffen, den ich damals für etwas unsinnig hielt. Die

Einen leben heute von Konjunkturen, die Andern von Programmen, die Meisten vom Haß und von der Schuld der Andern. Nach einer angeblichen Revolution sehen wir in Deutschland sehr wenige Persönlichkeiten, sehen wir heute kaum eine, die zum sittlichen Respekt nötigt, die sich im Dienst an der Gemeinschaft Unabhängigkeit erstritten hat. Die Wenigen, die was davon erkannt, sind erschossen oder auch ersäuft worden. Ich bin überzeugt: wenn der alte Bodelschwingh, der sich um eigentliche Politik nicht kümmerte, der sogar sehr wenig las, durch irgendeine günstige Begegnung die richtige Rosa Luxemburg kennen gelernt hätte — der Pastor emeritus würde in der internationalen Jüdin noch eine Schwester erkannt haben.

Bodelschwingh stammte aus einem alten westfälischen Geschlecht. Einer seiner Vorfahren soll Richter der heiligen Feme gewesen sein; aber das erzählt man da von vielen alten Familien. Viel lieber lese ich, daß ein Urahn seiner Mutter, einer von Diest, um 1200 heilig gesprochen wurde; er galt als ein „Freund Gottes“, besonders weil er die Kinder liebte und die Tiere pflegte. Der Pastor Bodelschwingh hat immer mit Kindern spielen können, er hat wohl immer bei großem Ernste etwas Mutwilliges, sogar Jungenhaftes behalten, und diese eingeborene gute Laune, die Fülle des Einfalls, der unschuldigen List half ihm, namentlich im Verkehr mit den Gebietenden, die Klugheit der Schlange zu gebrauchen. Wenn der alte Herr an sehr frühem Morgen in das Hotelzimmer eines Ministers oder Oberpräsidenten eindrang und ihm die Stiefel vors Bett stellte, wer hätte da dem Bittsteller widerstehen können? Ein Pfleger in Bethel beklagte sich, weil einer der Epileptiker; ein sehr kräftiger Bauernsohn, ihn braun und blau geschlagen hatte. „Diese Prügel, mein lieber Bruder,“ schmunzelte der Vater aller Kranken, „hast du schon lange verdient.“ Der gewalttätige Bauernbursche hatte eine Vorliebe für Blumen. Bodelschwingh veranlaßte ihn, seiner Frau an jedem Sonntagmorgen ein Sträußchen zu bringen, und so gelang ihm sehr bald, die Gemütsart des Epileptikers zu besänftigen. Es mag eine kleine Mogelei dabeigewesen sein, da die Galanterie, also, eine Selbstgefälligkeit, zu der der Bursche angehalten wurde, eher ein weltliches als ein christliches Mittel bedeutet. Aber es hat sich bewährt. Bodelschwingh war ursprünglich Landwirt, sogar ein ausgezeichneter, und er blieb auch als seelischer Sämann eine rein praktische Natur. Seine erste Missionstätigkeit übte er in Paris; erst auf Montmartre, dann in La Villette, mitten unter den Apachen, baute er ein Blockhaus als Heim für verwahrloste Kinder. Die absolut praktische Veranlagung, die reine Intuition der Handlung, scheu oder gleichgültig gegen alle Theorie und alles Schriftwesen, machte seine Stärke aus, die aber den Umfang der Wirkung auf seine eignen Unternehmungen und auf die Ermutigung des Beispiels einschränkte. Hätte ein Mann wie Bodelschwingh, dem es an Mut gewiß nicht fehlte, dem Staat gegenüber auf seiner christlichen Forderung in jeder Hinsicht, im Prinzip bestanden, er würde seine Mauern erschüttert und wieder befestigt haben, ehe sie umfielen. Aber die protestantische Kirche hat sich nun einmal an

den Staat gelehnt, statt ihn geistig zu stützen und zu verjüngen, als Seelsorgerin der Fürsten und Schule der Hofprediger.

Bodelschwingh stammte aus dem tapfern, sparsamen, strengen, vor allem gegen sich strengen und auch sozial empfindenden Altpreußentum, das auf beiden Seiten, der liberalisierenden Aufklärung wie der politischen Romantik, sehr sympathische Erscheinungen hervorgebracht hat. Und dem Wilhelm II., soweit es sich gegen die mammonistische Entwicklung noch erhalten hatte, ein Ende bereitete. Wie sehr dieser Mann der Antichrist war, hat der alte Bodelschwingh, mit seinen Krankenhäusern und Kapellen, mit seinen Kolonien und Torfmooren, mit Armut, Elend, Krankheit jeder Art beschäftigt, wohl nicht mehr vermerkt oder vermerken wollen. Daß Bebel nicht der Antichrist war, wußte er längst, obgleich er bei Bielefeld lebte und mit Stöcker Freundschaft hielt. Der Mann, dem das Salz nicht dumm wurde, dem das Feuer nicht ausging, war, wie gesagt, kein Politiker, kein Theoretiker, kein Bücherschreiber und nicht einmal ein Bücherleser. Wie er gewirkt hat und weiter wirken kann, unmittelbar, rein persönlich, also apostolisch, sagt das Buch seines Sohnes, durch das der Vater, so weit es geht, in eignen Worten spricht. Da sind große Kostbarkeiten. Als einmal von theologischen Streitigkeiten die Rede war, sagte Bodelschwingh, indem er auf seine Lieblingskranken, die Epileptiker, wies:„Hier sitzen die Professoren auf ihren Lehrstühlen und bringen uns deutlich bei, was Evangelium und was Gotteskraft zur Seligkeit ist." Keinem Schriftgelehrten steht das Recht zu, für seinen Dostojewski zu schwärmen, bevor er diesen Satz nicht auswendig gelernt hat.

Karl Kraus von Max Rychner

Zum fünfzigsten Geburtstag von Karl Kraus und fünfundzwanzigsten seiner ‚Fackel' läßt der Herausgeber der Neuen Schweizer Rundschau ‚Wissen und Leben' bei Richard Lanyi in Wien eine Schrift erscheinen, deren Schluß hier wiedergegeben sei.

Wie lächerlich billig ist es, sich mit Kraus um bloßer sachlicher Uebereinstimmungen willen auf gleicher Ebene zu wähnen, die doch nur mit dem gleichen Tempo seiner jagenden Begriffs- und Gedankenphantasie errungen werden könnte; wie belustigend aber erst, zu glauben, daß man ihn von anderm „Standpunkt" aus ablehnen dürfe. Kann es mit ihm ein objektives Einverständnis geben, da ihm sogar die „unerträgliche Objektivität der Sonne, mit der sie alle Mitbürger ohne Ansehen der Person bescheint", derart auf die Nerven geht, daß er lieber die Nacht zum Tage macht und den Tag, während dessen wir uns wichtig vorkommen, grade noch für gut genug hält, ihn zu verschlafen? Wenn unsre Hände, müde vom Mißlingen des Tages, in Ruhe sinken, setzt er sich einsam an den sausenden Webstuhl der Zeit, und was er wirkt, ist von seiner Dämonie selbst für Blinde kenntlich gezeichnet. Was schadet und was nützt es, daß die am Wort sich reibenden Mitgänger der Literatur, die Kraus mit Leidenschaft in Mitleidenschaft zieht, von dem Schicksal, das

über ihn verhängt ward, so wenig begreifen! Man nimmt ihn meistens einzig als Negationsphaenomen, als Einen, der ganz gut anders könnte, wenn er es für geraten hielte und sich raten ließe, gütigst eine andre Richtung einzuschlagen. Aber was sollte er denn eigentlich, meine Herren, außer diesem: ein bewunderungswürdiger Prosaist sein? Was sind das für Schriftsteller, die seine Meisterschaft in ihrem Metier verleugnen, weil sie ihr teures Haupt gegen seinen Blitzschlag nicht durch einen Ableiter gefeit wissen! Da seine Leidenschaft geistigster Natur ist, vermißt man an ihm die lyrisch fließende Stimmung; da seine ‚Letzten Tage der Menschheit' Europa zum Schauplatz haben, sieht man nichts als die Bühnenunmöglichkeit des Ganzen und möchte die letzten Tage auf einen ersten Liebhaber und sechs Statisten beschränkt haben; da Kraus die Antithesis liebt, bezweifeln beherzte Synthetiker ihre Existenz; da er Humor hat, verlieren sie den ihren, und wo er Ernst macht, finden sie ihn humorlos. Und den Winter finden sie zu kalt, und am Himmel ärgert sie das läppische Blau, die Tiere finden sie zu viechisch (schon weil sie nicht gern mit Kraus eine Liebe teilen würden), die Menschen zu wenig ehrerbietig ihnen gegenüber und Gott einen Mißgriff seiner selbst. Dabei sehen sie in Kraus nur den Nörgler. Wer aber von diesen tapfern Bejahern der besten aller unmöglichen Welten ist so rasch imstande, die hinreißende Tonart zu finden, in der beispielsweise die Grabrede auf Peter Altenberg geschrieben ist oder die Aufsätze über Girardi und Nestroy? „Ich habe immer dem kleinsten Anlaß zuviel Ehre erwiesen" — jawohl, und damit erreicht, daß er zu einer großen Begebenheit des Geistes wurde. Wer sich dafür keine Empfänglichkeit bewahren kann, möge diese gänzlich und endgültig der Jugend zuerkennen und überlassen, die zwischen Tertia und Prima die ‚Fackel' auf ihre heimlichen Altäre legt.

Sie wird mit wachem Gefühl für Werte erkennen, daß die Welt, wie Kraus sie sieht, kläglich, doch nicht beklagenswert ist, denn es liegt ja an ihr, das verlorene Paradies einer edlern kulturhaften Geistigkeit neu zu erschaffen. Und wenn Gebirge von Widerständen entgegengetürmt werden, so möge ihr Glaube sie versetzen. Sie wird nicht Dogmen eines durchbluteten Lebenswerkes übernehmen, das keinen andern Sinn hat, als den dogmatischen Panzer um verstautes und verstocktes Lebensgefühl zu zerhämmern, sie wird nicht Sprüche nachbeten wollen, die Kraus mit Widersprüchen aufgeknüpft hat. Ihre Verehrung wird einem Kämpfer — und das heißt ein Mensch sein — gelten, in dem ein zürnendes und großmütiges Herz schlägt, der uns zeigte, was der Eifer vermag, wenn er fest ist wie die Hölle. Sein Wort auf Altenberg wird sich zur Quelle ihres Ursprungs wenden und ihr Zeichen sein: Er war ein Element, deß Zorn und Güte keine Grenzen kennt. Ihm und seinem Werk wird immerdar der Dank all Jener zuströmen, die im Gewitter seiner Worte furchtlos bleiben konnten, weil ihr Wachstum von ihm gesegnet ward. Und wenn die Wahrheit, der er dienend sich opfert, nicht die Wahrheit Aller ist, so hat doch sein begeisterter Dienst aus ihr eine Göttin gemacht, die nicht zu ehren Frevel wäre, und sie

hat sein Werk mit der Schönheit des Geistes gesegnet und ihren Hohepriester zum Herrn gemacht über Viele.

Er selber zeuge für sie und für sich:

Was im Ursprung
jeweils das Angesicht der Wahrheit trug,
es wird die Zeit am Ende Lügen strafen.
Was hilft es ihr, daß sie mir nun entflieht
und mich die Jüngern spielend überwinden!
Ich treff' sie noch in meinem Abschiedslied,
und Junge werden leichter zu mir finden.
In ihrem dunkeln Drang und Weltverwirren
zurück als Führer bleibt mein ganzes Irren!

Niggerlied von Walt Mirk

Ich habe Heimweh, trage müdes Sinnen
nach Welt, die tief in meinen Steppen brennt.
Bin immer nur verquältes Tagbeginnen
und habe Sehnsucht nach Westend.
Ich sing in Bars und Kellern Niggerlieder,
schlag Xylophon und dumpfes Gong.
Ich hab verbrannte Augen, summe immer wieder
die Melodie aus meinem Niggersong.
Ich bin ein Wind, bin dieser Welt so fremd —
I want to be down home in dixiland.

Ich füll mit Schnaps die Lust in meine Glieder,
ich spiel zum Tanz und bin ein müder Hund.
Ich streich der Mädchen Brüste auf und nieder
und streich die blonden Herzen wund.
Ich trage rote Kappen, farb'ge Schlipse,
ich bin der Clown der Laffen im Lokal.
Ich grinse breit bei ihrem schalen Witze,
und täglich bin ich tausendmal der Wind,
der weht nach Ländern, die der Nigger kennt —
I want to be down home in dixiland.

Ich trotte argen Trott in staub'gen Straßen.
Man hat mein Herz wie in New York den Kopf gehängt.
Eastside, Harwood, ich kann Westend nicht lassen,
das aus dem Sinn, nicht aus dem Herzen mir gedrängt.
Die alte Welt ist fad mit ihren Tänzen,
ich weiß mir einen bessern Schritt.
Ich will, den Kopf voll Blut, in meinen Steppen glänzen.
Good by, my brother, der den Tod erlitt.
Komm, Richter Lynch, ich sing das Lied, das meine Sehnsucht nennt —
I want to be down home in dixiland.

Ich hab ein blondes Mädchen, das hat spitze Brüste
und einen Mund, der tiefer als der Hudson ist.
Wir haben weiß und brennendschwarze Lüste,
ich hab noch nie bei ihr Westend vermißt.
Ich will mit ihr mich übers Wasser wagen,
wir tanzen in Hoboken steping Schritt.
Man soll mich nie nach ihren Wonnen fragen,
lacht ihr das Glück, nehm ich sie in die Steppe mit.
Dann sind wir Wind, ihr Haar weht in Westend —
I want to be down home in dixiland.

Von Pirandello

So ist es! — ist es so?

Aus dem Lande, das seine größte Schauspielerin auf Nomadenart und in Melancholie offenbar so ähnlich hat sterben lassen, wie ihr hingerissenster Anbeter Herman Bang gestorben ist; aus dem Lande der Schönheit, das kaum unschuldig sein kann, wenn himmlische Geschöpfe wie Eleonora Duse sich mit fünfundsechzig Jahren durch das Land der Unschönheit haben hindurchschlagen müssen; aus dem Lande also, wo die Zitronen blühen und die Künstler verwelken — aus diesem Lande kommt zu uns ein greiser Dramatiker, damit wir ihm seinen späten Ruhm bestätigen. Hat er Anspruch darauf? Das eine Schauspiel von vierzehn, das im Theater der Königgrätzer Straße gezeigt wird, ist, ach, ein Schauspiel nur. Ist es das? Ist es wirklich nicht mehr? Der kleine Beamte Ponza fällt in seiner Provinzstadt dadurch auf, daß er seine Frau versteckt hält. Auch seine Schwiegermutter darf zwar vom Hof aus mit ihr sprechen, sie aber nicht sehen. Warum? Herr Ponza sagt, daß die Tochter dieser Frau Frola vor Jahren tödlich verunglückt sei, daß er zum zweiten Mal geheiratet habe, und daß er in seiner verrückt gewordenen ersten Schwiegermutter den Glauben nähre, als ob ihre Tochter noch lebe. Die Schwiegermutter erklärt, höchst liebevoll, Herrn Ponzas Marotte anders und ihn für verrückt. Der Raisonneur des Stückes vermutet, daß jene junge Frau gar nicht existiere: daß sie nichts weiter als ein Phantom sei. Und wir? Wir sind drei Akte lang gespannt.

Da das erreicht ist, steht dieser Schüler Sardous zum mindesten ebenbürtig neben den internationalen Bretterbeherrschern. Der Schauplatz: die Provinzstadt ist nicht in Italien angesiedelt, hat keine Farbe, gibt keinen einzigen Zug her, der über das Bedürfnis des Kriminalereignisses hinausginge; und so wenig wie lokal ist das Drama temporär begrenzt und bestimmt. Es ist in seiner Magerkeit zeitlos und dem Theaterpublikum sämtlicher zivilisierten Völker faßbar. Trotzdem ist dieser Luigi Pirandello doch wohl was mehr als unser Sudermann. Er hat einen Menschenton von echter Schwermut. Er stellt unablässig die Pilatus-Frage und zweifelt seine und unsre Fähigkeit an, dem Nachbarn unter die Epidermis und hinter die Stirnwand zu blicken. Jeder ist Jedem ein Rätsel und bleibt es. Vermessenheit, den Mitopfern dieses bißchen Daseins auf den Seelengrund zu dringen oder etwa einander zu beurteilen. Wenn zum Schluß tiefverschleiert die vielumstrittene Dame erscheint und sich sowohl Tochter der Frau Frola wie zweite Frau des Herrn Ponza nennt: so wäre sie die Verkörperung der Wahrheit so gewiß, daß sie nicht einmal einen Interpreten brauchte. Der Wahrheit, von der das Gegenteil auch Wahrheit ist, je nach dem Standpunkt des Betrachters. Der Wahrheit, deren Doppelbodigkeit und Janusköpfigkeit ihren Kindern auferlegen sollte, nur mit feinhäutigster Scheu dem fremden Bezirk zu nahen.

Aufgabe der Regie: das Theaterstück zu voller Geltung zu bringen, ohne den Menschenton zu ersticken — in Pirandello den grobfäustig geschickten Szenenbauer herauszuarbeiten und den Jens Peter Jacobsen, den Freund der Stille, der Einsamkeit, das schweigenden Verständnisses. Reinhard Bruck setzt und stellt ein halb Dutzend Leute so, daß sie wie der Dutzendmensch in Person wirken, daß sie beängstigend zu einer Verkörperung des Spießertums förmlich zusammenwachsen: was eigentlich kaum noch nottut, da schon der eine Hans Herrmann ein Albdruck ist. Merkwürdig, daß Niemand darauf gekommen ist, im Interesse der „Spannung“ keinen Theaterzettel auszugeben. Wenn der Raisonneur — von Hermann Vallentin warmen Herzens und nur manchmal etwas zu schmatzend gesprochen — die Möglichkeit erörtert, daß die junge Frau gar nicht existiere, so wird die legitime Neugier, die anderthalb Akte vorhalten könnte: ob sie denn nun existiert oder nicht, befriedigt, sobald man liest: Frau Ponza — Erika Meingast. Aber das macht nicht viel. Man sieht und hört ja doch nichts weiter als die Mutter der Frida Richard.

II.

Sechs Personen suchen einen Autor von Alfred Polgar

Sechs Personen, schicksalhaft zu einander gehörig, erscheinen auf dem Theater und suchen einen Autor, der sie gestaltete. Sie sind Erdichtungen des Lebens und begehren, ins Leben der Dichtung gerufen zu werden. Eigentlich suchen sie keinen Autor, sondern Darstellung. Der Autor ist nur der Vermittler, das Schadchen, das Schein und Wirklichkeit zusammenbringt. Wir sind Rollen, sagen die Sechs, und wollen gespielt werden. Was sie davon haben? Dies vor allem, daß sie, als Theaterfiguren, in ihrem Schicksal, sei es wie es sei, gesichert und beschlossen waren, indes sie, als gewöhnliche Existenzler, bis zum Ende den verwirrenden und quälenden Launen des Lebens preisgegeben sind. (Solche Sicherheit des Ablaufs finden sie freilich besser noch als im Theater im Kino. Dort ist ja das Spiel, einmal gespielt, sogar unabhängig von den Spielern.) Die sechs Personen verlangen auch deshalb nach dem Aggregatzustand der Bühne, weil sie in ihm rascher, binnen wenigen Stunden, zu ihren letzten Erledigungen kommen, indes die wirkliche Zeit sich Zeit läßt, die die ihr Ausgelieferten hinhält, mit Hoffnung und Drohung martert, solang ihr die Laune danach steht. Dem Wunsch nach einem Autor gibt der Führer des Sextetts noch andre dialektische Begründung. Der Schein, sagt er, hat eine bessere Wirklichkeit als die Wirklichkeit. Erstens einmal, weil er, wie erwähnt, unverletzbar — du ruhst gewissermaßen sicherer in Dichters als in Gottes Schoß —, zweitens, weil der Schein nicht trügt, was die Wirklichkeit unablässig tut. Theaterfiguren sind, was sie sind. Kann das wer von den Menschen sagen? Quo vadis? Weiß man das von dir und mir? Aber von den Personen des Theaterstücks weiß man es.

Das, ungefähr, ist das spirituelle Drahtnetz, auf dem, seine Elastizität voll ausnützend, die Komödie ihre Gedankensprünge

macht. Es sind hohe Sprünge, die der Schwerkraft der Vernunft munter spotten. Die souveräne Gelassenheit, mit der Luigi Pirandellos Spiel logische Verantwortung ablehnt, ist dieser Ablehnung Rechtfertigung. Mit Wonne läßt der Zuhörer sich von all der dialektischen Gaukelei klug und dumm machen, weil ihn Geist und Geschicklichkeit des Taschenspielers faszinieren. Zuweilen wird die Sache etwas konfus (verwickelt wie eine algebraische Formel mit allzu viel Klammern), erinnert dann an das Bild des Malers Pinsel, wie er den Maler Pinsel malt, wie er den Maler Pinsel malt. Aber grade dieses Ueber- und Ineinandergreifen von Realität und Irrealität, von gespielter Wirklichkeit und wirklichem Spiel, dieses flimmernde Changeant, in das Farben der Komödie und der Echtheit zusammenfließen, hat seinen Reiz. Es kommt am Ende so, daß Bild und Spiegelbild, Klang und Echo darum streiten, wer eigentlich das andre bedinge.

Ein originelles Theaterstück für und wider das Theater. Durch den Nebel, in dem Pirandello Wirklichkeit und Spiel verschwimmen macht, schneiden scharfe Lichter, manchmal ein Genieblitz. Eine Szene wie jene, in der die Atmosphäre den ihr gemäßen Menschen herruft, reichte allein aus, die dichterische Wertigkeit des Spiels zu beweisen. Auf schmalster Linie hin und her balanzierend, treibt es verwegenen Schmuggel über die Grenze zwischen Sein und Schein.

Das Drama, das die „sechs Personen“ schicksalhaft an einander bindet, ist trocken wie ein Beispiel, das hohle Modell eines Dramas. Für dieses Teilnahme zu wecken, bringt Pirandello nicht fertig, und die Darsteller der sechs Personen im Raimund-Theater vermögen das natürlich auch nicht. Aber, was wichtiger: sie treffen — oder der Regisseur Karlheinz Martin traf für sie — den Ton des Zwischenreichs, aus dem sie stammen. Herr Schmieder agiert sehr eindringlich eine Figur, von der man weniger sagen könnte: sie lebt, als: sie trägt den Fluch des Lebens. Um Fräulein Karolyi, wie hervorgestiegen aus tiefem Brunnen der Traurigkeit, sammelt sich, wo sie steht und sitzt, eine kleine Lache von Melancholie. Herr Duschinski mimt das Gespenst eines Jünglings, der dem beschwörenden Zauber zwar gehorcht, aber nicht gern. Sehr interessant die leblose Lebhaftigkeit des Fräulein Lilly Lohrer. Sie bewegte sich und tanzte wie ein aufgezogenes Püppchen und verfiel, war die Feder abgeschnurrt, wieder in Starre. Breitesten Raum in der Pirandello-Inszenierung Karlheinz Martins nimmt der Theaterulk ein. Es war sehr lustig. Komödianten sind immer herzlich froh, wenn sie sich über der komödiantischen Situation zeigen dürfen, keine Maske tragen sie mit solchem Behagen wie die Maske der Demaskiertheit, und einfach rührend ist die kindisch-kokette Freude, mit der sie sich in die Karten schauen lassen. Der Clou des Abends war die Verkörperung des Direktors Dr. Beer durch den Direktor Dr. Beer. Eine Partie, weder leicht noch auch besonders dankbar. Aber dieser Darsteller ist ihr gewachsen. Es steckt vielleicht sogar mehr in ihm, als er in der Rolle zeigen kann.

Erfüllung von Morus

Karl Helfferich

Nun hat der Tod in einem Jahr alle Drei fortgeräumt: Havenstein, den Verwalter; Stinnes, den Nutznießer; Helfferich, den Gesetzgeber der Inflation. Alle Drei starben in den Sielen. Aber der sechsundsechzigjährige Havenstein ging fort als Ueberreifer, der vierundfünfzigjährige Stinnes als Vollendeter, der zweiundfünfzigjährige Helfferich als ewig Unfertiger, als Einer, der immer am Anfang stand, soviel er auch hinter sich hatte. Wäre das Ende nicht so plötzlich gekommen, hätten die Jahre schwerer Krankheit, die er mit zähester Energie ertrug, ihn zerrieben, immer hätte es ihn mitten aus der Bahn gerissen, vor der doch nie ein Ziel sichtbar war.

Der grauenvolle Feuertod — vierzehn Tage, nach des Hugo Stinnes fürstlichem Brandmal — sichert Helfferich menschliches Mitleid nicht minder als den andern Toten des Bellinzona-Unglücks. Aber die Gloriole, die ein furchtbares Schicksal ihm verschaffte, reicht nicht über den Tag hinaus. Der Ausgang vermag nichts an einem Leben zu ändern, das schwer auf seinem Träger und schwerer auf dem deutschen Volke gelastet hat. Von all den Politikern, die selbstisches Denken vorwärtstreibt, schien keinen der Stachel des Ehrgeizes so zu stechen wie Helfferich. Es war, als ob er körperlich darunter litt. Aber er konnte nicht anders. Irgendein Alb saß ihm auf. Immer schien er gehetzt, immer gereizt, immer verärgert. Immer glaubte er sich in der Defensive, meinte zustoßen zu müssen, um sich zu befreien — und war doch fast immer der Angreifer. Keine kampfesfrohe Natur und doch immer streitbar und immer händelsüchtig. Er war nicht der Mann des offenen, ehrlichen Frontalangriffs, aber er war, wenn es auch manchmal den Anschein hatte, im Grunde kein Intrigant, der heimtückisch den Gegner überfiel. Sein Element war der Flankenangriff. Zupacken, wenn einer von vorn Feuer bekam. Die schwächste Stelle attackieren. Wehrlos machen. Das war seine Kunst. So hat er Erzberger beseitigt. So hätte er, wenn ihn nicht durch seine Jünger die Mühe erspart worden wäre, Rathenau beiseite geschafft.

Nicht der Hieb, sondern der Stich war seine Waffe. Sein eigentlicher Kampfplatz war nicht die Rednertribüne, wo er, in der Mitte des Saales, Auge in Auge, dem Gegner gegenüberstand, sondern der Winkel. Keine Reichstagssitzung, in der er nicht ein paar Mal die Stufen zur Empore hinaufhastete, aber dann noch von der Treppe aus das Gefecht führte. Die Worte überstürzten sich, auch wenn nichts zur Eile drängte. Zwei, drei Sätze, und die Kampfesstimmung war da. Denn immer waren seine Worte provozierend, aufreizend und verletzend. Und dann stand Helfferich da, schmächtig, kaum mittelgroß, den Geierkopf eingezogen, wie ein Tier auf dem Sprunge, die Worte mit heiserer Stimme vorstoßend, laut manchmal, aber nie klingend. Alle Nerven des überreizten Körpers arbeiteten mit, so sehr er sie auch bändigen wollte. Die eine Hand in der Hosentasche wühlend, die andre in der Westentasche Halt suchend oder, mit zitternden Fingern, an der schwarzen Uhrkette — Gold gab ich für Eisen — und doch ohne Ruhepunkt, ohne Selbstbeherrschung. Immer wieder schoß der Arm hoch, der Ton bekam etwas Bellendes, und das fahle Asketen-

gesicht mit den tiefliegenden Augen wurde noch bitterer. Es war, als ob ein Raubvogel sich auf seine Beute stürzte.

Niemand kann es leugnen: Helfferich war eine Persönlichkeit. Eine von den wenigen, die wir haben. Aber diese Persönlichkeit war das Gegenteil von Sachlichkeit. Er war die personifizierte Unsachlichkeit, deren Gefahr darin bestand, daß er sich nicht, wie Hergt und Westarp, auf Phrasengewirr beschränkte, sondern daß er Ideenlosigkeit mit Tatsächlichem zu umhüllen verstand, daß er nicht nur lärmte, sondern argumentierte, und daß er in allen Künsten der Dialektik bewandert war. Er war kein Logiker. Ihm fehlte die Gradlinigkeit des folgerichtigen Denkens. Aber er verstand zu beweisen und — was ihm am meisten Geltung verschaffte —: er verstand zu belegen. Er hatte Das, was den Andern mangelte: die professoralen Spezialkenntnisse. Worüber es auch war, auf dem Gebiet der Finanzen und der Währung und in letzter Zeit auch auf dem Gebiet hoher Politik — er hatte immer ein paar Ziffern zur Hand, ein paar Daten, ein paar Zitate. Das imponierte. Denn, so verjudet Reichstag und Regierung auch sind: es sind ja doch gute Deutsche, die den Kleinkram über alles schätzen. So blieb Helfferich in den Spezialdebatten oft Sieger, vor dem die Gegner trotz klarern Denkens und feinern Wollens sich beugten. So fand er, nach all seinen eklatanten Mißerfolgen und Beweisen von Unfähigkeit, doch immer wieder Eingang bei den Maßgebenden und galt einem Drittel des Volkes nicht nur als der siegreiche Führer, sondern als das Hirn des kommenden Deutschland.

Was Helfferich angerichtet, was das Volk durch ihn erlitten hat, ist bekannt. Auf sein Schuldkonto kommt der erste und der letzte Akt der Inflation, das Unheil der Kriegsfinanzierung und die verbrecherische Wiederholung derselben Methoden im Kohlenkrieg. Helfferichs Tat und Helfferichs Rat wirkten gleich verhängnisvoll.

Was steht der Passivseite seines Wirkens an Aktiven gegenüber? Die Schaffung der Rentenmark? Die Linke hat in den letzten Monaten einen ebenso unehrlichen wie unnötigen Kampf dagegen geführt — aber warum sollten wir es ableugnen: Helfferich ist der Vater der Rentenmark, auch wenn Dieser und Jener vor ihm den Plan gehabt und ein Dutzend Leute mitgeholfen haben mögen; den Ruhm wollen wir ihm nicht rauben. Etwas Andres ist, ob ihm die Vaterschaft der Stabilisierung zukommt. Dagegen spricht Alles. Die Ausgleichung des Etats, die Umstellung auf Goldsteuern hat eben jede Währung möglich gemacht, selbst eine so schlecht gesicherte wie die Rentenmark. Aber hätte Helfferich auch einen Anteil an der Beendigung der Inflation: nichts befreit ihn von der tausendfachen Schuld, daß er nicht nur die Inflation inauguriert hat, sondern daß er es auch gewesen ist, der ihre Verlängerung und ihre maßlose Ausartung auf dem Gewissen hat. Helfferich ist es gewesen, der seine ganze Autorität immer wieder dafür eingesetzt hat, daß man sich vor Aktivierung der Zahlungsbilanz und vor endgültiger Regelung der Reparationsfrage — alias vor Zertrümmerung des Versailler Vertrags — nicht an den Versuch einer Stabilisierung wagen dürfe. Seiner Geltung ist zum großen Teil zuzuschreiben, daß es erst bis zur Repudiation der Papiermark kommen mußte, ehe man sich aus der Lethargie aufraffte.

Es hilft nichts: die Bilanz seines Lebens schließt mit einem schweren Defizit. Helfferich bleibt der Bankrotteur unsres Finanz-

und Geldwesens, an dessen Zusammenbruch Deutschland jahrelang zu tragen haben wird.

Die Erbschaft des Hugo Stinnes

Alles war so weihevoll, daß man eigentlich in jenen Tagen gar nicht von so Profanem sprechen konnte: die Frühlingsblumen und der lila Sammet und die Lorbeerbäume und die Musik der Bergknappen. Spaltenlang, spaltenlang. (Das Volk braucht seine Könige). Dazwischen eine kurze Notiz: Hugo Stinnes hat zum Alleinerben seine Gemahlin Cläre Hugo Stinnes eingesetzt. Als er am . . . . . . 1895 mit ihr eheliche Gütertrennung vereinbarte, hieß sie noch Clara Stinnes, geborene Wagenknecht. Aber das macht nichts. Auch daß die sieben Kinder auf ihren gesetzlichen Pflichtteil verzichteten — wen wundert das bei diesem Familienidyll? Die Ehefrau war Lebensgefährtin, treueste Kameradin, eifrigste Mitarbeiterin im Geschäft; sie soll auch Alleinerbin sein.

Und sicherlich ist nur ein Zufall, daß bei dieser Regelung, die anscheinend noch vom Krankenlager aus getroffen wurde, die gesamte Erbschaft des reichsten Deutschen steuerfrei bleibt. Denn nach der famosen Novelle vom Erbschaftssteuergesetz vom Sommer 1922 bleibt das Erbe des Ehegatten abgabenfrei. Erst beim Uebergang zur nächsten Generation, also beim Erbantritt der Kinder ist Erbschaftssteuer zu entrichten. Und — Frau Cläre Hugo Stinnes ist noch jugendlich und rüstig. Warum soll man nicht warten, ob die nächsten Jahrzehnte nicht eine Milderung der Erbschaftssteuer bringen? Das Reich hat zwar zu dem Vermögen des Hugo Stinnes durch Diskontierung seiner Papiermarkwechsel und durch Lieferungsaufträge manche Million hergeben müssen. Aber nur ein Esel ist päpstlicher als der Papst und dümmer als unsre Gesetzemacher.

So tun auch noch im Tode Liebe und Geschäftssinn ihr Gutes.

Die Erfüllungspolitik der Industrie

Nun hat das Präsidium und der Vorstand des Reichsverbandes der deutschen Industrie bestätigt, was Doktor Sorge schon wenige Tage nach Bekanntgabe des Sachverständigenberichts ankündigte: daß die deutsche Industrie den Expertenplan annehme. Selbstverständlich nur als Verhandlungsgrundlage und auch nur unter zwei „fundamentalen Voraussetzungen“. Aber die Voraussetzungen sind nicht ungeschickt formuliert, und wenn man nicht gewaltsam hinein- und herausinterpretieren will, muß man konstatieren: die Industrie hat ihr Placet erteilt. Die Scharfmacher selbst haben für Annahme gestimmt, und kein andrer als Dr. Vögler soll die Resolution formuliert haben.

Kein Zweifel: ein Umschwung hat sich vollzogen. Von wannen kommt er? Warum soll man es nicht rund heraussagen: die Micum-Verträge haben die Schwerindustrie kirre gemacht. Sie hatte seit dem 15. Dezember zum ersten Mal am eignen Leibe gespürt, was der „vertragslose Zustand“ zwischen Frankreich und Deutschland auf sich hat, und was es bedeutet, eine fremde Militärmacht als Exekutor im Lande zu haben. Der Ruhrkampf — nun ja, da gab es noch von der Regierung so viel bedrucktes Papier, wie man haben wollte. Aber jetzt, wo man selbst die Lasten tragen mußte (wenn auch über der Frage der Rückvergütung noch immer mysteriöses Dunkel liegt), ver-

ging einem die Lust zum passiven Widerstand. Ein letztes Mal noch bewies man seine Unvernunft. Indem man bei der Erneuerung der Micum-Verträge dasselbe Theater aufführte, mit dem Deutschland sich in den letzten Jahren nun schon so viel geschadet hat: daß man erst kategorisch Nein sagte und dann, als Frankreich zu drohen begann, sein Ja-Wort gab. Bei der Beantwortung des Sachverständigenberichts hat man jetzt endlich diese unheilvolle Methode aufgegeben und ohne langes Hin und Her seine Zustimmung gegeben. Die Erziehung der Industrie zu einer Politik der Vernunft war für die deutsche Industrie und viel mehr noch für das deutsche Volk ungemein schmerzhaft. Aber wenn die Schläge nur geholfen haben, sollen sie auch verwunden werden.

Der MacKenna-Bericht

Man muß der Arbeit MacKennas und seiner Mitarbeiter dasselbe Zeugnis ausstellen, das selbst die bisherigen Gegner der Erfüllungspolitik dem Dawes-Ausschuß geben mußten: sie ist mit großem Bestreben zur Objektivität und ohne jede Deutschenfeindlichkeit, eher, möchte man meinen, mit einem gewissen Wohlwollen abgefaßt. Denn es wäre leicht gewesen, die Ziffern so zu gruppieren, daß Deutschland noch einmal vor aller Welt als der betrügerische Bankerotteur hingestellt wurde. Man braucht damit nur das Urteil eines doch unverdächtigen Kritikers wie Keynes zu vergleichen, der in einer Besprechung des MacKenna-Berichts zu dem Schluß kommt: die bisherigen Reparationsleistungen Deutschlands werden nahezu aufgewogen von dem Betrag, den Ausländer in den letzten Jahren an der Geldentwertung verloren haben — mit andern Worten: eigentlich habe das Ausland bis jetzt die Reparationen bezahlt.

Der Ausschußbericht dagegen stellt unumwunden gegenüber, daß Deutschlands Auslandsguthaben vor dem Kriege 28 Milliarden Goldmark, jetzt dagegen nur 5,7-7,8 Milliarden betragen, wobei jetzt schon der industrielle deutsche Besitz in den abgetretenen Gebieten, besonders in Oberschlesien miteinbegriffen ist. Recht niedrig, nämlich auf 1,2 Milliarden, werden von den Experten die Ende 1923 in Deutschland vorhandenen ausländischen Banknoten beziffert. Andrerseits wird auch der gegenwärtige ausländische Besitz an Immobilien und Wertpapieren in Deutschland mit 1½ Milliarden sicherlich als zu gering eingeschätzt, wohingegen die Sachverständigen die Verluste der Ausländer an Papiermarkkonten und Papiermarknoten auf 7,6-8,7 Milliarden Goldmark angeben. An diesen Verlusten soll rund eine Million Ausländer beteiligt sein.

Die letzten Ziffern sollen durch eine Enquete und Nachprüfungen durch Bilanzsachverständige bei den deutschen Großbanken gewonnen sein. Leider haben die Experten, die ja selbst durchweg führende Großbankdirektoren sind, unterlassen, entsprechende Recherchen auch bei den ausländischen Banken anzustellen. Ein andrer Mangel des Berichts ist, daß nur die Abschlußziffern der einzelnen Konten vorgelegt und bei delikaten Posten — den Ausgaben der Ausländer auf Reisen in Deutschland oder den Besatzungskosten nach Angaben der Alliierten — auch die noch nicht einmal genannt werden. In dem Bericht steckt aber so viel Arbeit und Material, daß es höchst bedauerlich wäre, wenn nur diese paar Ziffern und nicht die Unterlagen dazu der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht würden.

Fechenbach

Ueber den Reichsjustizminister a. D. Emminger, der Rechtsprechung mit Parteimache verwechselte und ius, iuris, n. nicht mehr schlicht mit „das Recht“ übersetzte, sondern es „dichterisch-einschränkend“ „das Recht für meine Gesinnungsgenossen“ nannte, wird eine kommende Historie sagen, daß . . . Doch wir wollen nicht vergessen: Deutschland ist das Land, wo bauernschlaue Stümper die Würdigung der Unsterblichkeit erfahren.

Herr Sozialdemokrat Radbruch, der ebenbürtige und congeniale Vorfahre des Herrn Obervolksparteiischen Emminger, stellte als Abgeordneter „Forderungen um das Recht“ auf und war als Justizminister dienstlich verhindert, diese durchzuführen. Ob dieser Tatenlosigkeit scharf angegriffen, antwortete er — durch Verdoppelung seiner Anstrengung (arithmethisch dargestellt: 0 × 2), und war enttäuscht, das Justizministerium verlassen zu müssen, bevor er durch Verdrei-, -vier-, -fünf-, -zehn-fachung seiner Mühe endlich das „zerstampfte Recht“ in Sachen Fechenbach wieder aufgebügelt hatte. Was tut er heute? wahrscheinlich Wahlreden schwingen, worin er nachweist, daß er insofern eine tragische Persönlichkeit sei, als man ihn durch verfrühten Sturz immer daran hindere, sich ein monumentum aere perennius zu erwerben. Er ist sicherlich wieder als Spitzenkandidat eines Wahlkreises aufgestellt. In Deutschland kann man sich politisch nicht kompromittieren.

Um der Ahnenkette noch ein Glied anzufügen, seien die großen Worte des Reichsjustizministers Heinze dem Dunkel der Vergessenheit entrissen:

> Ich bitte um einstimmige Annahme des Zentrumsantrages, damit der Reichstag so dokumentiert, daß wir alle die Einheit des Rechts, die allerdings durch den Bestand der Volksgerichte alteriert ist, in möglichster Kürze in Deutschland wieder einführen wollen.

In dieser Sitzung vom 3. Juli 1923 wurde noch viel mehr konstatiert. Abgeordneter Dr. Bell vom Zentrum meinte, zum Beispiel:

> Der fühlende Mensch erschrickt förmlich bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß die im Fechenbach-Prozeß über drei Angeklagte verhängten 33 Jahre Zuchthaus wirklich abgesessen werden sollten.

Herr Dr. Bell: sind Sie, als fühlender Mensch, so anhaltend erschrocken, daß Sie gar nicht bemerken, wie bereits (bis heute) insgesamt 51 Monate oder 1530 Tage oder 21 420 Stunden Zuchthaus abgesessen worden sind? Als führendes Mitglied einer mächtigen Partei hätten Sie, wenn Sie Ihr zweifellos ehrliches Gefühl durch Taten geadelt hätten, viel erreichen können. Wenn nicht, so zeigen Sie uns die Klippen, an denen Ihre Versuche scheiterten. Oder sollen wir auch Sie zu den unsaubern Rhetoren

zählen, deren die Arena deutscher Politik voll ist?

Von Heinze bis Radbruch herrschte damals Einigkeit, daß die deutsche Rechtsprechung einer Reparierung bedürfe. Die dadurch vorgenommen wurde, daß dreiviertel Jahre später Herr Emminger ungestraft den „kleinen Drakon aus der Volkspartei" markieren und Frau Justitia für seine Rechnung auf den Strich schicken durfte.

Der deutsche Reichstag, Vertreter des deutschen Volkes, schloß sich der Meinung bedeutender Sachverständiger wie Kitzinger, Friedrich Thimme, A. Freymuth an und entschied, daß Fechenbach zu Unrecht verurteilt und das Urteil zu revidieren sei. Resultat: Fechenbach sitzt dreiviertel Jahre später noch immer.

Artikel I der Weimarer Verfassung lautet : „Das Deutsche Reich ist eine Republik. Alle Gewalt geht vom Volke aus!" Also identifiziert sich das deutsche Volk mit jenen unsaubern oder feigen Gesellen, indem es ihr Treiben duldet, und macht sich schuldig am langsamen Hinsiechen eines unschuldigen Menschen.

Gerhart Pohl

Sieg bei der DAZ

Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' hat einen Verbrauch an Redakteuren, der im deutschen Zeitungsgewerbe ohne Beispiel ist. Beispiel dafür gibt es nur auf dem Geflügelhof („Taubenschlag"). Das große schöne Vogelhaus in der südlichen Wilhelm-Straße wird, seit es Stinnes gehört, nach militärischen Grundsätzen regiert. Kapitän Humann ist Chef, Herr v. Gottberg, der U-Boot-Gottberg, sein I.O., und Alles hat einzuschwenken. Das Federvolk hat schon manchmal gemeutert, und einmal hat es durchgesetzt, daß Verlagsangehörige nicht den internen Redaktionsbesprechungen beiwohnen dürfen, die Professor Lensch zwar sehr gentleman like, aber doch im Stil einer Paroleausgabe abhält. Jetzt hat die Geschäftsleitung erneut einen Vorstoß ins Gebiet der Redaktion unternommen, der zeitlich zusammenfiel mit dem Tode des Besitzers und der Erklärung des Erben, er beabsichtige, sich mehr als sein Vater um das Hausblatt zu kümmern. Dieser Vorstoß ist abgeschlagen worden.

Anfang April vernahm die Redaktion aus dem Munde Dessen, der am Kopf des Blattes als ihr Chef verzeichnet steht, also von Paul Lensch, daß er künftig von Haus aus wirken, das heißt: leitartikeln werde. Der Geschäftsführer des Verlages, Herr v. Gottberg, werde als Vertreter des Chefredakteurs in die Redaktion eintreten. Bei dieser Mitteilung fiel Allen — nur Lensch nicht — ein, daß auf dieselbe Weise der Mitarbeiter der DAZ, der Sozialdemokrat Lensch, seinen Einzug in die DAZ gehalten, daß aber der damalige Chefredakteur, Rudolf Cuno, die Konsequenzen gezogen, und daß damals unter gewaltigem Lärm

ein großer Teil der Redaktion gewechselt hatte. Lensch war wenigstens Journalist von Beruf und Berufung, Herr v. Gottberg dagegen nur Seemann von rauher Art und Bildung. Dem Kapitän Humann wurde daher angezeigt, daß ein großer Teil der Redaktion den Hinzutritt Gottbergs mit der Kündigung zu beantworten beabsichtige. War es die mit dem Todesfall im Hause Stinnes zusammenhängende Erschütterung jeder Stabilität, war es die Scheu vor neuem Skandal: man lavierte und teilte Beruhigungspillen aus. Nur für Zeit trete Gottberg in die Redaktion ein, und nicht als stellvertretender Chefredakteur — deren gibt es in diesem merkwürdigen Blatt ohnehin drei —, sondern als Vertreter des Chefredakteurs; was eigentlich nach mehr klingt. Am 15. April vollzog Lensch den feierlichen Akt, der einem Harakiri gleichzukommen schien. Noch nicht zehn Tage später, zur Osterzeit, beging er Auferstehung. Gottberg verließ die Redaktion nach kürzestem Gastspiel, mit der Begründung, eine Erkrankung Humanns fessele ihn stärker an die Verlagsgeschäfte. Es hatte nämlich der Leiter des innenpolitischen Ressorts seine Funktionen auszuüben aufgehört, sobald der neue Vertreter des Chefredakteurs die seinen auszuüben begann, es hatten der kulturpolitische „Stellvertretende“ und der Wirtschaftspolitiker Ihren Austritt angekündigt, und auch sonst war das Flugloch am Taubenschlag sehr umlagert.

Das hat diesmal genügt, den Anschlag auszuwehren. Aber man weiß, daß Militärs beharrlich sind. Das Reichsinnenministerium wohnt im Gebäude des vormaligen Generalstabs. Schleunigst sollte es den Referenten-Entwurf eines Journalistengesetzes, der dort ausgearbeitet worden ist, in jene Mappe tun, welche die Vorlagen an den Reichstag birgt. Nutzanwendung und Lehre: Die Allgemeinheit braucht ein Journalistengesetz!

Robert Perker

Italienischer Film

‚Messalina‘ ist ein großer, italienischer, historischer Prunkfilm mit Gastmählern, Opferfeiern, Zirkusspielen, Volksversammlungen, mit den obligaten Löwen und auch mit zartem Liebesglück, kurz: Allem, was dazu gehört. Regisseur ist Enrico Guazzoni. Man hat einen beträchtlichen Teil der Stadt Rom originalgetreu aufgebaut, das Forum wird bevölkert von ungeheuern Menschenmassen, und in einem riesigen Zirkus sieht das Volk von Rom dem Wagenrennen, den Gladiatorenkämpfen, den Wettspielen der Patrizier und ähnlichen Vergnügungen zu. Togageschmückte Männer durchziehen die Straßen, Volkstribunen

geben sich ihrer Hauptbeschäftigung hin und hetzen das Volk auf, der Albanersee selbst spielt ebenfalls mit, seine Ufer geben dem Liebesidyll einer griechischen Sklavin die besondere, unvergleichliche römische Tönung.

Wäre Alles nur Nachbildung von Mimen, Dekorateuren und Statisten, so wäre die Wirkung keine andre als die so vieler historischer Filmbilderbogen, nämlich die: peinliche Reminiszenzen an Geschichtslehrer und Hoftheater zu wecken. Oder heiteres Staunen, wie es jene griechischen Jünglinge aus Schwabing in uns erregten, die vor kurzem im Film vorbeispazierten, und die unvergleichlichen Griechinnen aus Magdeburg, Chemnitz und Friedrichsroda. Denn im Film kann nichts dargestellt werden, was nicht irgendwo vorhanden ist, und das oberste Gesetz, die kategorische Forderung des Kinos heißt: Wahrhaftigkeit.

Wenn man nicht wüßte, wie mächtig die Tradition der Antike in Italien lebt: ein solcher Film könnte es einen lehren. Denn hier ist Einiges wahrhaft römisch: nicht die Fabel des Films, aber die Gestalten von Gladiatoren, von Wagenlenkern, von diskuswerfenden Männern. Oder die fetten Greise und die würdevollen bärtigen, hagern Greise; eine bestimmte Nuance des Süßlichen dicht neben dem Ausdruck der Kraft und der Brutalität; etwas Unbestimmbares in Haltung und Gebärde; das Maßvolle des Maßlosen; jene Tendenz zu Rundungen und zur Geschlossenheit der Linie.

Messalina wird von einer Schauspielerin gespielt, die wunderbar italienisch ist. Sie hat nicht die Fähigkeit, eine Gestalt zu prägen, die Einzelheiten zerflattern, ab und zu setzt sie ein grausames Lächeln auf wie eine Maske — wenn sie Theater spielt, fühlt man die Macht und die Enge von Konventionen, die wir gar nicht mehr kennen: aber wie vornehm und lässig sitzt sie da, wenn sie mit irgendeinem Silvius oder Marcus konversiert; wie schön ist ihr Gang und die wunderbare, stolze Haltung des Kopfes; wie hoheitsvoll die übliche und ganz bekannte Gebärde, mit der sie einen lästigen Liebhaber hinausweist.

Eine andre Frau ist zarter, melodisch-mädchenhaft und sehr anmutig. Und Tänzerinnen treten auf, die nicht aus Pankow sind.

Für die Fabel der Sache habe ich mich nicht interessiert, die ist vielleicht gut erdacht oder blödsinnig, es kommt nicht darauf an. Aber das ist ein Film, in dem man schöne Menschen sieht.

Frank Aschau

Antworten

Deutsche Bergwerks-Zeitung. Du schreibst am 15. März 1924: „Vor mir liegt die Nummer eines von Scherenarbeit lebenden Lokalblattes, die den Abdruck eines Artikels: ‚Die Jagd nach der Null' von Ludwig Quessel aus der ‚Weltbühne' vom 17. Januar enthält. Das Blatt ist mir von einem befreundeten Akademiker als Beweis dafür übergeben worden, mit welcher Unverfrorenheit Deutsche im Solde des Auslandes in der deutschen Presse antideutsche Politik treiben." Also geht über euer Fassungsvermögen, daß Jemand eine Ueberzeugung hat, selbst wenn sie ihm Frankreich nicht bezahlt? Wer hat Geld bekommen: ich oder der Reichstagsabgeordnete Quessel? Von wem haben wirs bekommen? Wofür? Für die simple Verkündung der simplen Wahrheit: daß die Bergwerksbesitzer nichts bezahlt und so die Reparation unmöglich gemacht haben, obgleich sie sie möglich machen konnten? Du lieber Himmel: das sagen wir auch umsonst. Aber bezeichnend für den deutschen Akademiker, der es schickt, und für den nationalen Feigling, der es — pseudonym — drucken läßt, wie mit dieser Redensart: „im Solde des Auslands" herumgeworfen wird. Euer „Industrie- und Handelsblatt" ist der Beweis dafür, mit welcher Unverfrorenheit Deutsche im Solde des Inlands Kohlenpolitik treiben. Und so etwas braucht nicht einzufahren!

Weltfreund. Was zum achtzigsten Geburtstag von Anatole France zu sagen wäre, hat schon in den Nummern 43, 44, 45 des XIX. Jahrgangs Hermann Wendel gesagt.

Max Heimann in Duisburg. Im Inseratenteil der Nummer 17 ist das Buch einer „Französin" angezeigt worden: ‚Brücken führen über den Rhein, Brücken und keine Lafetten!' Jetzt schreiben Sie mir, und nicht Sie allein, daß dies eine der übelsten antisemitischen Hetzschriften, daß sie im besetzten Gebiet verboten, und daß die Französin bestimmt keine ist. Aber ich kann unmöglich jedes Buch lesen, dessen Verleger der ‚Weltbühne' eine Anzeige schickt, weil mir sonst keine Zeit bliebe, den Textteil zu machen, habe dieses dem Titel nach für ein fördernswertes Stück pazifistischer Literatur gehalten und bedaure, daß eine Anzahl Leser genau so getäuscht worden sind wie ich.

Germane. Du schreibst mir: „In Nummer 16 der ‚Weltbühne' schildert Annette Kolb Befinden und Verhalten der lieben armen Deutschen in Nizza. Nach Zeitungsnotizen hat für die Aufbahrung von Hugo Stinnes die Firma Hermann Rothe allein Blumen im Betrage von mehr als 150 000 Mark geliefert. Darunter und anderswo und überall steht, daß das täglich geschmähte Ausland um Geld für die deutsche Kinderhilfe angebettelt wird. Ich flüchte als Germane zu Ihnen, lieber Herr Jacobsohn, der Sie mir sicherlich verzeihen werden, daß ich vom Stamme dieses und nicht Ihres Volkes bin — antworten Sie mir: Kann man das Beileid für einen toten Mann nicht ebenso gut etwas billiger ausdrücken in einem Lande, wo dank der großzügigen Inflationspolitik eben dieses Mannes Hunderttausende verhungert sind und noch verhungern? Wie viele Mägen wären mit der Summe, die allein die Firma Hermann Rothe erhalten hat, zu sättigen gewesen! Gleicht diese Monarchie ohne Monarchen nicht aufs Haar einer Familie, deren ver-

antwortliche Führer und Erzieher, moralisch total verkommen, eine Anzahl Kinder in die Welt gesetzt haben — der Kaiser braucht Soldaten —, ihr Vermögen und ihre Einkünfte verpraßt haben und nun zu den Nachbarn laufen und diese unter wilden Beschimpfungen auffordern, für ihre hungernden Kinder zu sorgen? An diesem deutschen Wesen wird die Welt bestimmt verwesen. Ich möchte hinauf auf den Mount Everest, um eine so unerträgliche Schmach hinauszuschreien in den Weltenraum, bis die Sonne erbleicht und diesen Verbrechern ihre Wärme versagt, auf daß sie zur Besinnung kommen oder untergehen." Ach, nicht dies noch das wird geschehen. Sondern es wird weiterg'suffa.

Kurt J. Sie schreiben mir: „Ostern war ich in Hannover. Kam an einem großen Hause vorbei. Aus geöffneten Fenstern drang fürchterlich Geschrei vermischt mit Ziehharmonikaquetschtönen: ‚Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarzweißrotes Band, die Brigade Ehrhardt werden wir genannt!' Am Tor befand sich ein Schild, und da las man schwarz auf weiß: 13. Preußisches Reiterregiment. Und nun sagen Sie mal: Ist der Herr Reichswehrminister Geßler demokratischer oder deutschvölkischer Spitzenkandidat?" Ha, Schnöder! Nach Zeitungsberichten soll neulich in einer Wahlversammlung Herr Geßler einige Gegner „abgefertigt" haben. Vermutlich sind ihm ähnliche Fragen wie die Ihre vorgelegt worden. Also fühlen Sie sich gefälligst auch abgefertigt.

Georg Ledebour. Hier hat einmal gestanden, daß Sie den Plan Ihrer Jugend, Schauspieler zu werden, nur eines Beinleidens wegen aufgegeben hätten. Sie schreiben, daß an der Geschichte kein wahres Wort sei, daß Sie aber seitdem bei jeder Gelegenheit als „alter Schauspieler" verhöhnt würden. „Mich dagegen öffentlich zu wehren, habe ich bisher vermieden, da schließlich Schauspieler an sich ein ebenso anständiger Beruf ist wie Schuster, General oder Journalist." Immerhin: wenn jetzt in der ‚Weltbühne' Ihre politische Tätigkeit gewürdigt würde, so sollte auch diese Legende abgewürgt werden. Was hiermit geschieht.

E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin. In Nummer 16 hab' ich dich gefragt, was der Apostroph zwischen Laub und sche zu bedeuten habe. Darauf antwortest du: „Der Apostroph soll bekunden, daß der Besitzer unsres Verlages nicht Laubsche, sondern Laub heißt. Ein andres Zeichen steht zu diesem Zweck leider nicht zur Verfügung, und der Apostroph hat dieser Aufgabe wohl nach den Regeln der Grammatik nicht ganz korrekt, jedoch mit ausreichender Wirksamkeit genügt. Als wir die Nummer 16 der ‚Weltbühne' lasen, gedachten wir, Firmen wie dem Laupp'schen Verlag in Tübingen eine Kommission als Gericht über den inkriminierten Apostroph und zur Erfindung eines neuen Zeichens an seiner Stelle vorzuschlagen. Bei der Durchsicht des Firmenverzeichnisses allein des Buchhandels jedoch fanden wir eine so ungeheure Reihe von Firmen, die von ‚Apostrophie' befallen sind, daß

solcher Versuch undurchführbar scheint.“ Also eine Firma, deren Inhaber Laub heißt, soll wirklich gar nicht anders heißen können als: E. Laub’sche Verlagsbuchhandlung? I bewahre! Nicht nur der Apostroph ist falsch, sondern auch das sche. Hebbels Dramen sind Hebbels Dramen — Hebbelsche Dramen sind Dramen wie von Hebbel. Die Firma eines Mannes, der E. Laub heißt, nennt sich zweckmäßig, sauber und richtig: E. Laubs Verlagsbuchhandlung.

Bayer. Spezialtelegramm des Fränkischen Kuriers: „Graf Arco, der sich schon in Landsberg mit Landwirtschaftsstudien beschäftigte und im Rahmen seiner Festungshaft praktisch arbeitete, übernimmt eine Verwalterstelle auf dem Gut seiner Mutter am Chiemsee. Graf Arco ist nun 27 Jahre alt. Er sieht stark und gesund aus.“ Wie sich für einen feigen Mörder nach fünf Jahren „Festungshaft“ ziemt. Erich Mühsam ist weder feig noch ein Mörder. Wie er nach ebenso vielen Jahren Festungshaft ohne Gänsefüße aussieht, das begehre, wer sich den Schlaf seiner Nächte bewahren will, nicht geschildert zu kriegen.

Zeitungsleser. „Endlich ein Film, über den man lachen, und für dessen Handlung man sich interessieren kann, ohne sich dessen hinterher zu schämen. Zwar ist ‚Der Hottentott‘ auch nicht frei von handgreiflichen Unwahrscheinlichkeiten, aber . . . sehr lustig und bildmäßig ausgezeichnet dargestellt. Die große Rennszene ist ein technisches Meisterstück.“ „ . . . ‚The Hottentott’ ist eine fünfaktige unglaublich langweilige Angelegenheit. Angeblich soll ein Pferd die Hauptrolle spielen, aber vier Akte lang fällt dem Regisseur nichts weiter ein als Kitschszenen und witzig sein wollende Texte. Es gibt auch schlechte amerikanische Filme, um das zu beweisen, braucht man sie uns aber eigentlich nicht zu zeigen.“ Was das ist? Das ist wahrscheinlich die Kritik der X-Zeitung und die Kritik der Y-Zeitung, und ich drucke sie beide ab, um dich vor dem blinden Glauben an Kritik zu warnen und dir Mut zu deinem eigenen Urteil zu machen? Aber nicht doch! Das wäre reizlos, weil hundertmal dagewesen. Nein: diese beiden Kritiken bringt Eine Nummer der Vossischen Zeitung auf Einer Seite in Einer Kinoschau hinter einander. Daß das Haus Ullstein kein Geld für einen Redakteur hat, ist schwerlich anzunehmen. Also weiß es offenbar nicht, wie man zu einem brauchbaren Exemplar dieser Gattung gelangt. Mich bittet täglich mindestens eines, daß ich ihm eine Stellung verschaffe. Vielleicht bedient das Haus Ullstein sich meiner (gebührenfreien) Vermittlung.

Hamburger. Eine der 23 oder 26 deutschen Parteien, die für den neuen Reichstag Kandidaten aufgestellt haben, ist der Haeusser-Bund. Jetzt wird mir folgendes feierliche Schriftstück überreicht: „Der Haeusser-Bund hat in einer Vorstandssitzung vom 23. März 1924 beschlossen: Herr Siegfried Jacobsohn wird zur Kandidatur im Rahmen des Haeusser-Bundes vorgeschlagen und ersucht, auf beiliegender Erklärung die Annahme der Kandidatur sofort zu bestätigen. Der Haeusser-Bund tritt ein für . . . Demgemäß wäre Ablehnung der Kandidatur und Weigerung, an unsrer guten volkstümlichen Sache mitzuwirken, gleichbedeutend mit Hochverrat an den Volksinteressen.“ Darauf zur Antwort hab’ ich nichts als Tränen. Nämlich der Rührung und Dankbarkeit. Dieweil Ihr neben mir „Seine Exzellenz von Hindenburg“ zur Kandidatur vorgeschlagen habt. Daß ich noch einmal erleben würde, Arm in Arm mit IHM mein Jahrhundert in die Schranken fordern zu sollen: das wäre über meine kühnsten Erwartungen gegangen. Aber mein Sinn für Groteskkomik ist nicht unausgeprägt genug, als daß ich die Schaustellung solcher Kontraste nicht bereitwillig den Stettiner Sängern überließe.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Kant-Feier von Ernst Bloch

Wer mag das nun eigentlich erfunden haben: sich jeweils zu erinnern, daß der oder jener große Mann hundert; hundertfünfzig, zweihundert Jahre grade tot oder geboren ist? Auf die Jahre, ja selbst auf Geburt oder Tod kommt es ja nicht mehr an. Kants Geburt ist keine Art Weihnacht, Kants Tod keine Art Karfreitag, sondern es wird sehr einfach nur irgendetwas gefeiert, das Land mit einer Salve von Phrasen überschüttet.

Mit Kants Leben ist nicht viel anzufangen. Dies Leben hat Kants Amanuensis Ehregott Andreas Christoph Wasianski, Diakonus bei der Tragheimschen Kirche zu Königsberg, dermaßen richtig dargestellt, daß man gar nicht mehr weiß, mit wem man zu tun hat. Der Amanuensis und sein Titel sind allein schon wie von Jean Paul, und das vorgeführte Leben nicht minder. Oder vielmehr: diese in achtzig Jahren angehäufte Verschlackung und Verschrullung hat in keiner Dichtung ihresgleichen, ist von furchterregender Größe der Kümmerlichkeit. Kant in Wahrheit trug sich Woanders zu, ist zu schwer zu jeglichem Bedarfe, nicht aus Königsberg, nicht aus dem achtzehnten Jahrhundert in das er kaum mehr als Dostojewski etwa ins neunzehnte Jahrhundert hineingehört. Ebensowenig wie mit Kants Leben freilich läßt sich mit diesem Königsberg Staat machen, und mit Recht verlieh der Nachfolger Kants, namens Goedeckemeyer, seine Doktorhüte teils verdienten Amtsrichtern, teils der Agnes Miegel. Nachdem die medizinische Fakultät dieser Universität bereits den Ehrendoktor Ludendorff kreiert hatte, konnte die Moral ja keinen Schritt mehr tun, ohne zuvor der Brutalität gehuldigt zu haben; und der Kitsch war allezeit die Herzensfalte, das Wochenende der deutschen Brutalität. Kritik und Ehrfurcht, sagte ein Staatssekretär, seien die beiden Elemente der Kantischen Philosophie. Die Kritik krönte Ludendorff, die Ehrfurcht Agnes Miegel; und so wird es ein schönes Jubiläum in der deutschen Finsternis (excipe solch würdig Paar!).

In der Tat aber: Wozu und zu welchem Ende werden hier bloße Zahlen gefeiert? Draußen leuchtet es wenigstens grün, wenn die Schmocks der gemäßigten Zone ihren Pfingstartikel liefern. Der Leser fühlt wenigstens etwas dabei, der Kalender trägt ihm selber, mit Händen und mit Füßen, das Fest des neuen Mutes zu. Und als das Jahr Tausend kam: die Christenheit heulte auf vor Entsetzen, verspürte schon die Glut des Höllenschlunds unter dem Erdreich, jede Wolke mochte der Schemel sein für die Füße des wiederkehrenden Menschensohns. Damals hatte die Zahl einen Sinn, und im Kalender der Jahreszeiten, der Feste der Jahreszeiten hat sie einen Sinn, und auch noch im völlig naturentfernten Datum der hohen jüdischen Feste hat sie einen Sinn, den Sinn des Termins, des ein für alle Mal gesetzten himmlischen Gerichtstags. Aber die Kabbalistik unsrer Gedenktage nach dem Dezimalsystem, ganz gleich, in welche Zeit oder Zeitbewegung sie fallen, ist ein echtes Zeichen bürgerlicher Ausgeliefertheit an die Mechanik. Und die verlogene, ewig nationalliberale Festrede, das Be-

kenntnis des Bourgeois zu „Idealen“, gibt die Musik hinzu. Der regierende Spießbürger feiert seinen „geistigen Mittelstand“ beliebig durcheinander: heute den zweihundertjährigen Kant, morgen den sechzigjährigen Richard Strauß, übermorgen wieder den heiligen Franz von Assisi, als wäre das Alles das Selbe, in wahrhaft skeptischer Toleranz.

Solche Feste lehren, wie es mit uns steht. Das Bürgertum glaubt selbst nicht mehr, seit langem schon nicht mehr an die Ideale seiner Geburt, seiner ersten Zeit. Schon damals, schon 1789 und zu Kants Zeit war der Freiheitsgedanke nur halb, nicht radikal gegen jegliche Abhängigkeit gefaßt. So fielen zwar Leibeigenschaft und Zunftschranken, aber die selbstherrliche Oekonomie schuf von neuem Ausbeutung, Lohnsklaven und Kapitalsherren. Immerhin strahlte die große französische Revolution, ja auch noch die Ideologie der Paulskirche im Glanz und Pathos eines echten Glaubens; den Geßler und Jarres von damals schien die bürgerliche Freiheit das Selbe wie die Erlösung der Menschheit. Aber seit Sismondis Krisentheorieen, Carlyles Gesellschaftskritiken schon mehrt sich das Selbstunterwühlen der bürgerlichen Ideologie, die Einsicht in ihre Halbheit und schließlich völlige Verlogenheit, völlige Gegensätzlichkeit zu dem, was unter ihrem Namen tatsächlich geschieht. Der oekonomische Materialismus wird zunehmend auch subjektiv, nicht nur objektiv die Selbsterkenntnis der kapitalistischen Gesellschaft. In Deutschland mehr noch als in der übrigen bürgerlichen Welt, wo immerhin die Erinnerung an halbe, an demokratische Ideale, für die man tatsächlich gekämpft und geblutet hatte, mehr oder minder heimatlos, uneingelöst nachwirkt. Wie Lukacs mit Recht betont, ist das gesellschaftliche Bewußtsein des Kapitalismus in seiner letzten Phase hüllenlos, ideologisch unfruchtbar geworden; die soziale Theorie der großen Arbeitgeberverbände, zum Beispiel, ist ein offener, sogar zynisch ausgesprochener Klassenkampfstandpunkt. Den pflegt das Proletariat zwar nicht minder, aber nur als Sprengmittel der bürgerlichen Gesellschaft auf ihrem eignen Boden und nicht als zersetzte proletarische Ideologie, nicht als Selbsterkenntnis des Proletariats. Dessen Selbsterkenntnis involviert vielmehr gänzlich andre Inhalte: den Sprung aus dem Reich der Abhängigkeit ins Reich der Freiheit, der radikalen Freiheit; dieses Klassenbewußtsein setzt grade die Aufhebung aller Klassen, bedeutet grade, daß die verdinglichten Beziehungen der Menschen zu einander ihre Macht dem Menschen abzugeben beginnen. Die Bourgeoisie freilich glaubt den Marxismus „erledigt“, weil sie sich darunter die Sozialisierungs-Kommission vorstellt; aber was sie nun dem „halbtoten Marxismus“ an Leben entgegenstellt, ist der Untergang des Abendlandes, ist die Flucht des Bildungsphilisteriums in vergangene, leblos aufgereihte Kulturen. Dieses Genießen von allem und jedem, dieser völlig unbeteiligte Historismus, ohne Fähigkeit, den Prozeß zu erkennen, den Einheitspunkt, die Pointe, das Thema der Geschichte grade im eignen Bewußtsein noch zu erfassen, schöpferisch zu besitzen, ist das Zentrum des Selbstzerfalls der Bourgeoisie. Sie verwechselt auch hier nur wieder, wie die Sozialisierungs-Kommission mit dem Marxismus, so sich selber mit dem Abendland, mit der neuen „Rasse“ unbürgerlicher Jugend, mit

dem taumelnden Riesen des Proletariats. Auf dem Boden des Kapitalismus jedenfalls gibt es keine Kultur; was in den vergangenen bürgerlichen Jahrhunderten als solche blühte, kommt nicht aus der Bourgeoisie; sondern aus Adel und Kirche, wie sie freilich, zu unserm tiefern Glück gleichfalls vergangen sind. Denn auch die Kultur, diese Schmückung der Macht, dieser schöne, formende Diebstahl aus der Ueberwelt, schafft nicht das Heil, sondern der Zustand ist zu suchen, in dem nach Marx alle Kritik der Religion endet, der Zustand, in dem der Mensch aufhört, ein gedrücktes, ein verächtliches, ein verschollenes Wesen zu sein. Von der Realität wie der Idee dieses Zustandes freilich ist die heutige Bourgeoisie noch fast weiter entfernt, als es der Feudalismus jemals war.

So verdiene der Bürger und höre auf, große Denker zu feiern. Das jetzige Bürgertum hat keine Beziehung zu ihnen, selbst wo das Fest, wie scheinbar im Fall Kant, dem Enthusiasten seiner eignen Befreiung, seiner eignen Ideologie gilt. Deshalb nur kann die regierende Mittelklasse (und der Schmock als wahrster Ausdruck der Bürgerseele) alle Feste feiern, wie sie grade dezimalisch fallen, selbst das Widersprechendste an Idee dabei noch leicht ertragend. Bald Strauß, bald Buddha, bald Kant, bald Okkultismus — es ist der elastischen Seele solennes Hekuba, nichts real als das Geschäft, vielleicht noch der Genuß, äußerstenfalls die Langeweile des leeren Gewissens. Eine andre Menschenklasse als diese wird dereinst wieder „Kultur“ schaffen und zwar nicht mehr in dem Timbre, das man heute darunter versteht. Bis dahin ist Kant suspendiert, sein Unsterbliches steht auf der Seite, wo man ihn nicht feiert, sondern realisiert. Das Abendmahl aber, das die Bourgeoisie von ihm nimmt, unreinsten Herzens, ißt sie sich selber zum Gericht. Doch es war ja freilich gar kein Abendmahl, sondern nur ein Festessen, von professoralen Kleinbürgern im Namen der Nation verzehrt; und draußen geht der Jammer weiter, vertreibt die wertloseste Menschenklasse, die man jemals sah, sich und uns die schöne Zeit.

Waffenschieber von L. Lania

An den Reichsminister des Innern ist der folgende Brief gelangt:

Berlin, den 22. März 1924

Den Herren Johannes Häußler, Berlin, Kronprinzen-Ufer 29, und Erich Albrecht, Berlin, Luisen-Straße 60 bei Radau, sowie ihren politischen Freunden ist es nach langer, mühevoller Arbeit gelungen, einwandfrei Folgendes festzustellen:

Wie in Berlin, so treiben sich auch in fast allen größern Städten des Reiches Elemente herum, die ihren Beruf darin finden, Waffen und Kriegsgerät aller Art zu verschieben. Es hätte keinen Sinn, alle diese Leute den Behörden auszuliefern, denn wohlweislich halten sich die großen Schieber, welche über beträchtliche Geldmittel verfügen, deren Herkunft nicht zweifelhaft ist, im Hintergrunde. Nur durch ganz intensive und systematische Arbeit ist es möglich, die Fäden in die Hand zu bekommen, welche an die Wurzel dieses Uebels führen. Es muß ein gut lohnendes, wenn auch gefährliches Geschäft sein, dem sich die Schieber mit Eifer hingeben, denn es besteht nach Aussage eines der Beteiligten sogar ein Schutzverband, der durch rege Spitzeltätigkeit alle organisierten Waffenschieber zu schützen

sich bemüht. Wir haben Grund zu der Annahme, daß die Fühler dieser Organisation bis in die Abteilung Ia des Polizeipräsidiums reichen. Daß diese Geheimorganisation gegebenenfalls mit allen Mitteln arbeitet, ist nach den eignen Aussprüchen einiger Schieber nicht in Zweifel zu ziehen.

Wir offerierten folgendes fingierte Waffenlager: 1780 Gewehre, 1800 Seitengewehre, 47 800 Schuß Munition, 18 schwere Maschinengewehre, 18 leichte Maschinengewehre, 6800 Stielhandgranaten, 6800 Eierhandgranaten, 2 leichte Minenwerfer, 80 Minen, 1 Geschütz, Kaliber 7,7 cm mit 50 Granaten, 2 Geschütze, Kaliber 10,5 cm mit 100 Granaten, 1 Feldküche. Auf diese Offerte schnappten wunschgemäß eine große Menge Schieber ein; gegen einzelne von ihnen konnten wir ziemlich geschlossenes Beweismaterial, wie schriftliche Kaufverträge auf Waffen lautend sowie Briefe, zusammenbringen. Wir haben dieses Material teils an das Reichsministerium des Innern, zu Händen des Herrn Oberregierungsrat Mühleisen, teils an das Berliner Polizeipräsidium Abteilung Ia, zu Händen des Herrn Kriminalkommissars Weitzel, abgeführt.

Eine der ersten sich für unsre Offerte interessierenden Firmen war die ‚Allgemeine Bedarfsgesellschaft', Wilmersdorf, Holsteinische Straße, welche auf ihren Briefköpfen ganz offiziell die Bezeichnung: Abteilung Heeresausrüstung trägt. Wir verhandelten mit Herrn Thormann, welcher uns durch die Herren Leuschner und Seiwerth zugeführt wurde. Mit welcher Dreistigkeit diese Firma arbeitet, zeigen die an uns gerichteten Briefe. Es geht aus diesen sowie dem Kaufvertrag einwandfrei hervor, daß die ‚Allgemeine Bedarfsgesellschaft' ihre Waffenaufkäufe für das Ausland tätigt. Die Käufer des Thormann sind nach unsrer Ueberzeugung dieselben wie die des Herrn Hirsch. Die Waffen gehen, wie uns Thormann sagte, nach Adrianopel, werden aber nach dem Freihafen Stettin verschoben, um dort für einen Kommunistenputsch jederzeit bereit zu liegen. Thormann war es auch, der uns die Existenz eines Schutzverbandes ganz unumwunden zugab. Die Spediteure der ‚Allgemeinen Bedarfsgesellschaft' sind Cohrs & Ammé.

Als zweite Käufergruppe nennen wir die Herren Kirsch und Döbler, welche uns ebenfalls durch Leuschner und Seiwerth zugeführt wurden. Kirsch ist nach seiner eignen Aussage unabhängiger Landtagsabgeordneter in Hessen, er ist aber zweifellos noch linksradikaler orientiert. Der Spediteur der Herren Kirsch und Döbler ist Prüfer Nachf., Anklamer Straße, eine Filiale der Spediteure Cohrs & Ammé.

Mit einer dritten Käufergruppe, den Herren Seiwerth und Schmied, stehen wir noch in Vernandlungen, doch hat auch diese Gruppe bereits das zum Kauf erforderliche Geld flüssig gemacht und schriftliche Kaufverträge aus den Händen gegeben, die wir an das Reichsministerium des Innern abführten. Die Hinterleute dieser Gruppe sind ebenso wie ihre Spediteure noch nicht bekannt.

Aber auch die vom Feindbund eingesetzte Kontrollkommission bringt den Waffenschiebungen das größte Interesse entgegen. Ende 1922 wurde Albrecht bekannt, daß die französische Kontrollkommission ihr Mitglied Major d'Andria mit dem Aufkauf von Waffen betraut hatte, um diese zu gegebener Zeit „beschlagnahmen" zu können. Tatsächlich hatten sich auch unter den Schiebern Lumpen gefunden, die dieses landesverräterische Treiben unterstützten. Um den Behörden einwandfreies Material zu liefern, vermittelte Albrecht den von den Franzosen vorgeschobenen Leuten ein ihm grade angebotenes Waffenlager und ließ alle Beteiligten verhaften. Nur durch diese Machination war der Beweis zu erbringen, daß seitens der Waffenschieberorganisation tatsächlich Beziehungen zur Kontrollkommission bestehen. Aus Dank für seine im Interesse des Reiches geleistete

wertvolle Arbeit wurde Albrecht zusammen mit seinem Freunde Ulf Weiß-Südende wochenlang in Untersuchungshaft gehalten und steht noch heute unter Anklage wegen Verstoßes gegen das Gesetz zum Schutze der Republik, da er das ihm bekannte Waffenlager nicht sofort der Polizei, zu der er nicht unbegründetes Mißtrauen hat, meldete. Wir fügen zur Bekräftigung die Abschrift einer eidesstattlichen Erklärung bei, deren Original Albrecht zu treuen Händen hat.
Aus allem bisher Gesagten ist klar ersichtlich, daß wir mit unsern politischen Freunden schon lange, teils sogar unter recht großen persönlichen Opfern, tätig sind, um das Waffenschieberunwesen mit Stumpf und Stiel auszurotten, da es eine riesige Gefahr für das Reich darstellt. Es dürfte wohl kaum Privatpersonen geben, die ein so umfangreiches Material gesammelt und so genaue Kenntnis von dem Treiben der Waffenschieber haben. Die Behörden stehen, da sie ja nur streng nach den Buchstaben des Gesetzes gehen können, diesen ihnen nicht unbekannten Geschehnissen vollkommen machtlos gegenüber. Uns aber ist es sowohl aus finanziellen Gründen, weiterhin aber auch wegen der Unzulänglichkeit der bestehenden Gesetze unmöglich, all das wertvolle Material, das wir im Laufe der Zeit sammeln konnten, zu verwerten und alle Beteiligten dahin zu bringen, wohin sie gehören. Wir brauchen wohl nicht besonders zu betonen, daß diese Waffenschiebungen, welche sich in aller Oeffentlichkeit abspielen, die größten innen- und außenpolitischen Gefahren in sich bergen. Es muß daher im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung unbedingt sofort Abhilfe geschaffen werden.

Wir machen folgende Vorschläge:

I. Die Regierung stellt uns etwa folgendes Waffenlager zur Verfügung: 200 Gewehre, 20-40 000 Schuß Munition, einige Maschinenpistolen, optisches Gerät, 200 Seitengewehre, 3-5 leichte Maschinengewehre, 3-5 schwere Maschinengewehre, nach Möglichkeit ein Geschütz mit Munition. Dieses Lager wird von der Reichswehr kontrolliert und instandgehalten. Es wird den Schiebern einzeln regulär verkauft. Erfolg: 1. das Reich beschlagnahmt sämtliche Gelder, 2. Verhaftung der überführten Schieber, Vermittler und Spediteure.

II. Das Reich stellt uns oder einem den Schiebern bekannten Beamten Geldmittel zur Verfügung zum Ankauf von Waffen. Bei Angeboten geht man auf das Geschäft ein und kommt so an den Aufbewahrungsort, was nur möglich ist, wenn man vorher das Vorhandensein des zum Kauf erforderlichen Geldes nachweisen kann. Jetzt erfolgt die Beschlagnahme oder, wenn dies nicht möglich, tatsächlicher Kauf.

III. Das Reich gibt sämtlichen Einzelstaaten und Reichswehrinstanzen Anweisung, ihre Waffenaufkäufe einzustellen, damit diese große Aktion des Reiches nicht gefährdet und gehemmt wird.
Wir haben Grund zu der Annahme, die ja leider der der Behörden widerspricht, daß in Deutschland noch eine riesige Menge von Kriegsgeräten aller Art sich in den Händen staatsgefährlicher Elemente befindet.

Wir stellen es der Regierung vollkommen anheim, auf unsre Vorschläge einzugehen, betonen aber, daß sofortige Abhilfe im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung dringend geboten ist.

* * *

Diese Eingabe an den Reichsinnenminister Jarres zeigt deutlich, wie solch ein Ding gedreht wird. Kein Zweifel: die Herren verstehen schon, „das Kind zu schaukeln“. In der Republik Deutschland sind die gleichen Methoden im Schwang, die das zaristische Rußland, allerdings ebensowenig erfolgreich, anwandte, bis es schließlich so weit

kam, daß kein Spitzel mehr sicher davor war, von einem noch fleißigern Spitzel verhaftet zu werden, und die agents provocateurs selbst nicht mehr ein noch aus wußten. Man muß gestehen: die Herren haben es auch in Deutschland nicht leicht.

Jedenfalls enthüllt diese Eingabe in schätzenswerter Weise nicht nur die üblichen Methoden, sondern gibt auch einen Fingerzeig, wie die grade in letzter Zeit so oft von der Presse verbreiteten Meldungen über alle möglichen Enthüllungen, Entlarvungen und so erfolgreich durchgeführten Aufdeckungen kommunistischer Waffenlager, Attentatspläne und Mordversuche zu werten sind. Man kann den Herren, die im Schweiß ihres Angesichts ihren Lebensunterhalt als Spitzel bestreiten müssen, gewiß nicht verdenken, daß sie ihre Unentbehrlichkeit stets von neuem und immer eindringlicher „höhernorts" demonstrieren wollen. Wie man sieht, haben sie bei diesem löblichen Tun schöne Erfolge zu buchen.

> Mein Gewährsmann bemerkt dazu:
>
> Nach der Auflösung des Entwaffnungskommissariats beauftragte die Reichsregierung die Erfassungsabteilung des Reichsschatzministeriums mit der Sicherstellung von Waffen im Privatbesitz. Die Erfassungsabteilung ging hierbei wie folgt vor: Sie ließ sich durch Mittelspersonen Offerte machen, leistete teilweise auch Anzahlungen, besichtigte die Muster und griff dann auf dem Wege der polizeilichen Beschlagnahme zu. Um das zu können, mußte sie natürlich Leute haben, die sich zu einer solchen Spitzeltätigkeit hergaben. Es ist gewiß nicht verwunderlich, wenn diese Herrschaften recht bald zu der Erkenntnis gelangten, daß es trotz alledem für sie noch immer finanziell vorteilhafter ist, ihre Beziehungen zu amtlichen Stellen auf eigne Rechnung auszunützen, als sich nur streng an die Aufgaben ihrer Auftraggeber zu halten. Man brauchte ja nur selbst sich Offerte machen zu lassen, das Geschäft allein durchzuführen und das Geld in die eigne Tasche zu stecken. Ging eine Sache schief, so konnte sie immer als Spitzelaktion dargestellt werden, glückte sie oder war man im Verlauf der Unternehmung mit einigen Unterbeamten, die gewisse Befugnisse hatten, in nähere Fühlung getreten, so konnte man das Geschäft noch rentabler gestalten, indem man die Waffen tatsächlich beschlagnahmte — also überhaupt nichts bezahlte — , dann einen Bruchteil davon ablieferte und für den Rest die Gesamtkaufsumme einstrich. Die Erfassungsabteilung beschäftigt eine ganze Reihe von Personen in diesem Handwerk. Wenn auch jeder einzelne nur gewisse Teilausschnitte aus dem „großen Geschäft" zu sehen bekommt, so war doch auf die Dauer nicht zu vermeiden, daß die einzelnen Leute sich gegenseitig kennen lernten, ihre Erfahrungen austauschten, um sich schließlich zu gemeinsamen Aktionen zu vereinigen, bis sie dann zu einer geschlossenen, durch ihr Wissen um so viele Dinge gefährlichen Macht wurden. Beamte, die einmal in dieses Netz geraten waren, fürchteten ein Bekanntwerden ihrer kleinen Durchstechereien, und so müßten sie, freiwillig oder unfreiwillig, auf dem einmal eingeschlagenen Wege weitergehen.

So weit mein Gewährsmann. Der in diesen Dingen genau Bescheid wissen muß. Denn er hat fast ein ganzes Jahr lang im Auftrag seiner Organisation „Oberland" für die Bewaffnung bayrischer Geheimbünde in Berlin gewirkt und dank der Unterstützung, die er bei diesem patriotischen Tun von gewissen Reichsbehörden empfing (und rückhaltlos anerkennt), einen genauen Einblick in den unentwirrbaren Rattenkönig von Schiebung, Korruption und Spitzeltum gewonnen.

Die mexikanische Revolution von Alfons Goldschmidt

I.

Die Personen

Erst der Erfolg einer Aktion klärt den Wert der Persönlichkeit für diese Aktion. Während der Aktion erscheinen die Dimensionen der Führer vom Interesse-Urteil der Parteien bestimmt. Es sind Wunschdimensionen. In dem Augenblick, wo die Entscheidung gefallen ist, gibt es wohl noch zu wünschen; aber die Hoffnungen auf bestimmte Persönlichkeiten wenden sich oft andern Persönlichkeiten zu, um für die Zukunft die Wünsche wieder erfüllungsmöglich zu machen.

Auf die verlorene mexikanische Revolution oder Gegenrevolution angewendet bedeutet das: De la Huerta ist abgetan — die Anhänger dieses Mannes hoffen auf einen Andern mit denselben Tendenzen. Wer das Gesicht de la Huertas durchsucht, findet nichts von dem Caesaren, den das Kapital in Mexiko sich herbeiwünschte. Nach Primo de Riveras Staatsstreich, der hier begreiflicherweise noch mehr imponierte als die Erhebung Mussolinis, flackerte es im Busen der Reaktion hoffnungsfreudig auf. Man konnte es überall hören: Mexiko braucht einen Rivera, auf daß er das Werk des Porfirio Diaz, das Sozialisten und Agraristen zerrüttet haben, wieder aufrichte.

Das Vertrauen der Kapitalsvertreter in de la Huerta war in der Tat unbegrenzt. Selbstverständlich wurde ihm völlige Integrität zugesprochen. Das Haus, das Huerta nach seinem Austritt aus der Regierung bewohnte, liegt gegenüber meiner Wohnung in Mexiko, sodaß ich in den Wochen vor Ausbruch der Rebellion die Demonstrationszüge für Huerta beobachten konnte. Auf den hier üblichen, zwischen zwei Stangen breitgezogenen Plakaten wurde behauptet, daß Huerta ein besonders ehrenhafter Bürger sei. Die Ehrenhaftigkeit war die Parole der Gegenrevolution. Begründet wurde sie weiter nicht, und sie erlitt einen heftigen Stoß, als der auf Huerta folgende Finanzminister Einzelheiten aus der Finanzführung seines Vorgängers veröffentlichte. Danach war allerdings der von Huerta hinterlassene Etat recht dunkel, und ich glaube, daß man jetzt noch mit der Aufhellung einzelner Posten beschäftigt ist.

Der wahre Grund der Vorliebe des mexikanischen wie des fremden Kapitals für Huerta scheint auch ein andrer gewesen zu sein. Huerta wird mir von mexikanischen Politikern als ein Mann langsichtiger Pläne und umsichtiger Vorbereitungen geschildert — ein tüchtiger Minierer, der imstande war, durch ein geschicktes System der Verteilung wichtiger Finanzposten den Aufstand gegen die Anfänge des Sozialismus in Mexiko materiell vorzubereiten. Die Einzelheiten seiner Vorbereitungen sind allerdings derart, daß sie dieses Lob rechtfertigen, und das Defizit im Etat, das die Vorbereitungen verursacht haben, muß sehr erheblich sein. Wären die Huertisten nicht sozusagen von ihrer eignen Revolution überrascht worden, so wäre der Ausgang des Kampfes sehr zweifelhaft gewesen. Denn die Fortsetzung der Vorbereitungen hätte nicht nur eine außerordent-

liche Stärkung der militärischen Front der Huertisten vorm und im Kampfe, sondern auch die Gewinnung vieler ziviler Elemente bedeutet. Selbstverständlich wurde der „gebildete“ Huerta vom mexikanischen Bürger den „ungebildeten“ Sozialisten entgegengestellt. Es ist das eine alte Taktik: der Gegenrevolutionär behauptet, der Mann mit einfacher Kultur könne nicht regieren, weil ihm die Kenntnisse fehlen. Meines Erachtens heißt das: komplizierte Regierungsmenschen oder durch Kenntnisse verwirrte sind von den Interessenten leichter zu leiten, weil sie jedes Ding problematisch sehen und daher eher vom rechten Wege abzulenken sind. Sie sind den sogenannten Gründen eher zugänglich, das heißt: sie sind schwankender als etwa der Arbeiter, der an die Regierung kommt. Wenn der Kapitalist in Mexiko schon nicht einen Diktator für seine Interessen erhalten kann, so will er wenigstens ein Kompromiß schließen, das die üblichen Konzessionen an die soziale Regierung macht, aber grade dadurch dem einheimischen und fremden Kapital Kalkulationssicherheit verschafft.

An politischen Persönlichkeiten hatte die Huertistische Bewegung so gut wie gar nichts von Bedeutung aufzuweisen. Die provisorische Regierung Huertas bestand aus Durchschnittsqualitäten. Anders war es schon mit den militärischen Führern, besonders an der Westfront. Estrada gilt allgemein als ein begabter General, weshalb man denn auch annahm, daß die Niederzwingung seiner Truppen die meisten Schwierigkeiten machen würde. Der Präsident Obregon hatte, wie in die andern Generäle der Erhebung, so auch in Enrico Estrada außerordentliches Vertrauen gesetzt. Er wollte ihm das Ackerbauministerium übergeben. Dieses Angebot hat er zwar einige Zeit vor dem Aufstand wieder zurückgenommen, weil Estrada sich strikt gegen die Landaufteilungspolitik der Regierung erklärt hatte; aber den General Estrada schätzte er weiter als einen regierungstreuen Soldaten. Er hat sich schwer getäuscht und hat dem Gefühl der Enttäuschung nach Estradas Abfall in lebhaften Worten Ausdruck gegeben. Ebenso getäuscht hat sich Obregon in Guadalupe Sanchez, der die Ostfront kommandierte. Die reaktionäre Tendenz dieses Generals war vor der Erhebung noch deutlicher zu erkennen als Estradas: hat Sanchez doch die revolutionären Bauern des Staats Vera Cruz der Waffen beraubt, die sie zur Verteidigung der ihnen zugewiesenen Aecker gegen die spanischen Hazendados brauchten. Vor Jahren galt der noch verhältnismäßig junge Sanchez für einen treuen und energischen, ja brausenden Revolutionär. Man sagt hier, daß die Politiker, die in Mexiko identisch sind mit den Advokaten, ihn eingefangen haben, und daß er ein reicher Grundbesitzer geworden sei.

Vielleicht eine der interessantesten Persönlichkeiten der Erhebung ist Maycotte. Als die Nachricht von seinem Abfall in die Hauptstadt gelangte, glaubten Viele, daß er noch radikalere agraristische Tendenzen verfolge als die Regierung Obregon. Aber das war wohl ein Irrtum, denn er gliederte sich bald der Huertistischen Front ein. Wie Estrada und Sanchez hat auch er die bis kurz vor Ausbruch der Revolution von der Regierung

Obregon reichlich gezahlten Heeresgelder zur Vorbereitung des Aufstands benutzt. Man sagt hier, daß Maycotte noch einige Tage vor dem Abfall große Summen zu treuen Händen empfangen habe.

Viel verschwommener als das Profil dieser Männer der Erhebung ist das Raoul Maderos, der von Anfang an nur eine unbedeutende Rolle spielte. Die maderistische Bewegung, die eine liberal-revolutionäre Bewegung war, ist wohl endgültig vorüber in Mexiko. Was jetzt angefangen hat, ist die Klassenbewegung.

Noch eine große Reihe von Nebengenerälen hatten sich gegen die Regierung erhoben: Figueroa, Carazos, Flores und andre mehr. Sie konnten aber das Schicksal des Aufstands nicht wenden, obwohl sie teilweise in der Nähe der Landeshauptstadt operierten. Ihre Kriegführung hatte von Anfang an Guerilla-Charakter, während Estrada und Sanchez die Erhebung mit strategischen und taktischen Methoden führten.

Wie immer in Mexiko flackerten an vielen Stellen des Landes noch kleinere Teilerhebungen auf, die aber über das Bandenformat nicht hinauskamen. Auch die Truppe eines Villa hat nur unter dem Namen des einige Zeit zuvor ermordeten Volksgenerals, und nicht von dessen Energie geführt, gefochten. Der größte Teil aller dieser Personen wird wohl inzwischen ins Ausland geflohen sein, um entweder eine neue Erhebungsgelegenheit abzuwarten oder dauernd dort zu verbleiben. Viele Generäle und Coronels haben sich ergeben, nachdem sie die Aussichtslosigkeit des Unternehmens erkannt hatten.

Das nächste Mal will ich von den markantesten Persönlichkeiten der siegreichen Regierungspartei sprechen.

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

V.

Juden und Antisemiten

Ich bin in meiner Jugend Antisemit gewesen. Daraus brauche ich gar kein Hehl zu machen. Dessen brauche ich mich nicht einmal zu schämen. Ich hätte ja ein politisches Wunderkind sein müssen, wenn ich, ohne Kenntnis der Juden und in ihrer Verachtung auferzogen, aus dem schlesischen Junkerschloß gleich mit beiden Füßen in die Demokratie hineingesprungen wäre.

In meiner Heimat gab es fast keine Juden. Nur hie und da kam einmal ein sogenannter Bündeljude hausierend oder Felle suchend auf unsern Hof, mit seinem Gemauschel und seinem unterwürfigen Benehmen der Typus der „minderwertigen Rasse“, an die zu glauben unsereins sozusagen von Mutterleib und Kindesbeinen an gelehrt worden war.

Auf dem Gymnasium der kleinen Stadt Wohlau, wo ich meine ganze Schulzeit zugebracht habe, waren die Juden nur äußerst spärlich vertreten. Mit ihnen kam ich überhaupt nicht in Berührung. Als Leitsatz fürs Leben war mir ja eingeprägt worden: Meide den Juden!

Als Student ging ich in keins der feudalen Corps, wohin mich eigentlich die Tradition meiner Familie gewiesen hätte. Offen gestanden: mich hielt von den Corps vor allem das Obligatorium des unmäßigen Saufens zurück, obwohl ich keineswegs Abstinent war. Aber ein älterer Schulkamerad, der nach dem Abiturium zu den Göttinger Bremensern gegangen war, schwebte mir als abschreckendas Exempel vor. Als er zum ersten Mal in den Ferien nach Hause kam, sah er furchtbar aus. Er erzählte mir, sein Fuchsmajor habe ihn jeden Tag bis zur Besinnungslosigkeit vollgepumpt. Für den Fuchsmajor sei oberster pädagogischer Grundsatz gewesen: Der Corpsstudent muß lernen, auch wenn er besinnungslos besoffen ist, noch so viel Besinnung zu haben, daß er sich korrekt benimmt.

Ich trat bei dem Verein Deutscher Studenten ein. Mich, den die Politik schon früh leidenschaftlich interessierte, lockte an diesem Verein vor allem, daß er damals eigentlich die einzige studentische Verbindung war, die sich systematisch mit Politik beschäftigte. Sie war nicht nur Grundlage der Vereinsbildung: sie war vor allem Gegenstand des Vereinslebens. Regelmäßig jede Woche hatten wir die sogenannte Redehalle, das heißt: eine politische Redeübung mit Referenten und Diskussionen. Ich war ungemein stolz, als ich gleich im zweiten Semester meiner Vereinszugehörigkeit zum Leiter der Redehalle gewählt wurde.

Im Verein Deutscher Studenten machte ich die hohe Schule des Antisemitismus durch. Die Juden waren nicht nur von der Mitgliedschaft ausgeschlossen, sondern der Kampf gegen das Judentum war sogar einer der Daseinszwecke des V.D.St. Mit Juden in Berührung kam ich nun natürlich erst recht nicht. Durch Personen- und Sachkenntnis nicht getrübt konnte sich mein Antisemitismus also üppig entfalten.

Was machte mich empfänglich für die Judenfeindschaft? Die Behauptung der mir jugendlichem Studenten als Autoritäten geltenden antisemitischen Führer Treitschke, Stöcker und der Andern, das Judentum sei der Ausdruck des Materialismus, des Egoismus, des schmarotzenden Händlertums. Ungeheuern Eindruck auf mich machte namentlich das von den Antisemiten immer wieder tendenziös zitierte Wort des großen liberalen Historikers Mommsen, das Judentum sei ein „Ferment der Dekomposition“. Ich war leidenschaftlicher Ideologe, Staatssozialist im Sinne Adolf Wagners, Feind des manchesterlichen Gehen- und Geschehenlassens. Mein Ideal war konstruktives Deutschtum, Neubau der Gesellschaftsordnung auf christlich-sozialer Grundlage. Als Todfeind für meine Ideale erschien mir der schrankenlose Individualismus des Händlergeistes, der für mich identisch war mit Judentum.

Auf den Kommersen des Vereins Deutscher Studenten erschienen alle Größen der antisemitischen Bewegung. In kürzester Frist wurde ich mit ihnen bekannt und bald darauf intim. Ich darf wohl sagen, daß ich die Führer des Antisemitismus in den achtziger und neunziger Jahren fast ohne Ausnahme aus nächster Nähe habe kennen lernen können. Ich war ja eine der Hoffnungen der antisemitischen Bewegung. „Unser Kronprinz“ nannte mich einmal scherzend Liebermann von Sonnenberg.

Ich denke gar nicht daran, mich besser zu machen, als ich bin. Und: so will ich ruhig bekennen: Wenn ich fast zehn Jahre in der antisemitischen Bewegung ausgehalten habe, so trug meine Eitelkeit einen Hauptteil der Schuld. Es schmeichelte mir, daß ich junger Dachs von den Männern, deren Namen man täglich in der Zeitung las, die im Reichstag donnernde Reden hielten und in den Volksversammlungen von Tausenden bejubelt wurden, jedes Vertrauens gewürdigt wurde. Man zog mich zu den internsten Beratungen zu. Man beehrte mich mit den wichtigsten journalistischen und rednerischen Aufträgen. Man bot mir schon mit 26 Jahren eine Reichstagskandidatur an.

Meine Abkehr vom Antisemitismus vollzog sich nicht an einem bestimmten Tag von Damaskus. Sie. war das Ergebnis jahrelanger Erfahrungen und Betrachtungen: Je näher ich die Antisemiten kennen lernte, umso ferner wurden sie mir. Und als ich dann auch endlich mit einigen Juden wirklich in Berührung kam und vergleichen konnte, da wandte sich mein Weg.

Mit Liebermann von Sonnenberg war ich besonders vertraut. Dieser alte Rittmeister, der wegen Schulden den Dienst hatte quittieren müssen , war ein feucht-fröhlicher Kamerad. Wenn er nach der dritten Pulle Wein seine antisemitischen Schnadahüpfeln sang, war er einfach unbezahlbar. Dazu ein Redner von hohem Pathos und schlagfertigem Witz zugleich. So ein Kerl konnte einem jungen Menschen schon imponieren. Zumal wenn er, der berühmte Mann, unsereinen ganz als seinesgleichen behandelte und mir sogar seine Gedichte mit freundschaftlicher Widmung dedizierte.

Die Ernüchterung trat bei den vertraulichen politischen Beratungen ein. Da entdeckte ich bald, daß sein unendliches Pathos eigentlich nur einer unendlichen Höhlung im Gehirn entstammte. Der Mann hatte, außer agitatorisch, in seinem Leben nie gearbeitet. Seine politischen Kenntnisse waren gleich Null, von anderm Wissen ganz zu schweigen. Als ich ihn einmal darauf aufmerksam machte, daß der antisemitischen Bewegung doch eigentlich jede wissenschaftliche Grundlage fehle und diese vor allem zu schaffen sei, erwiderte er mit gutmütigem Lächeln: „Lieber Freund, erst wollen wir eine Macht werden, und dann wollen wir nach einer wissenschaftlichen Grundlage suchen.“

Ich fiel aus allen Himmeln. Denn ich hielt damals jeden Tag für verloren, wo ich neben der Tagesarbeit nicht noch ein Kapitel Marx oder Treischke, Schopenhauer oder Laband gelesen hatte.

Auch die „wissenschaftliche“ Größe des Antisemitismus, Herr Theodor Fritsch, enttäuschte mich tief. Ich hatte einmal neben ihm in Freiberg in Sachsen in öffentlicher Versammlung zu referieren. Und zwar sprach ich über die Reichsbank, was freilich eine Unverschämtheit ersten Ranges war, da ich davon weiter nichts wußte, als was ich in ein paar Büchern gelesen hatte. Nach mir sprach Fritsch über die Sozialgesetzgebung. Sein Referat bewies, daß er nicht einmal ein einziges Buch über sein Thema gelesen haben konnte. Er, der ein Dutzend Jahre

ältere Mann, kam denn auch nachher zu mir, um sich bei mir ob der Dürftigkeit seiner Rede zu entschuldigen. Ich aber hatte einen fades Geschmack im Munde: So also sehen die Männer aus, die Deutschland vom Judenjoch befreien und es rein germanisch regieren wollen!

Dieselben Enttäuschungen wie in intellektueller Beziehung erlebte ich in moralischer. Ich war damals noch ein sehr weltfremder Ideologe, so ein bißchen „reiner Tor". Ich hatte daran geglaubt, daß die Antisemiten das deutsche Volk von jüdischer Unmoral säubern und zu der von Tacitus gepriesenen Keuschheit zurückführen wollten! Ich hatte deshalb gläubig gelauscht, als ein paar antisemitische Abgeordnete in einer Riesenversammlung die Verführung deutscher Verkäuferinnen durch die Konfektionsjuden brandmarkten. Aber dann kam das Nachspiel. Reden macht Durst. Nach der Versammlung ging es zu dem Antisemitenwirt Rieprich in die ‚Hopfenblüte'. Bald hatte jeder der braven Familienväter ein oder zwei Kellnerinnen auf den Knieen sitzen. Und dazu sangen sie das bekannte Westfalenlied, es leicht variierend: „Glückselig, wessen Arm umspannt zwei Mägdlein aus Westfalenland."

Ich war mit Antisemiten verschiedener Richtung befreundet. Alle haßten die Juden oder schimpften wenigstens auf sie. Viel stärker aber als der Haß gegen die Juden war der Haß der einen antisemitischen Richtung gegen die andre. Pasch, zum Beispiel, nannte Liebermann nie anders als Leibermann und Hammerstein nie anders als Chammerstein und faßte sie zusammen als „die beiden Pferdejuden aus dem Osten". Liebermann aber, der Führer der deutschsozialen Antisemiten, erklärte von seinem Konkurrenten Zimmermann, dem Führer der antisemitischen Reformer, er (der Verfasser des Buches: ‚Die Wonne des Leids') sei der Typus jüdischer Geilheit.

Während so der Nimbus der antisemitischen Führer immer mehr verblaßte, lernte ich die Juden kennen, die mir bewiesen, daß ich, solange ich die Juden nur in absentia kritisiert und sozusagen in contumaciam verurteilt hatte, mich einer sehr üblen und sehr ungerechten Verallgemeinerung schuldig gemacht hatte.

Vielleicht den stärksten Eindruck von allen Juden, mit denen ich in meinem Leben zu tun gehabt habe, hat auf mich Charles L. Hallgarten gemacht. Ich hatte Ende der neunziger Jahre eine erste Besprechung mit ihm in Sachen des Wahlkreises Marburg. Wir fanden rasch derart Gefallen an einander, daß sich ein freundschaftlicher Verkehr daraus entwickelte.

Hallgarten hatte als Bankier ein großes Vermögen in Amerika gemacht, war aber noch in voller Manneskraft nach seiner Vaterstadt Frankfurt zurückgekehrt. Sein Vermögen verwandte er fast ganz für gemeinnützige Zwecke. Um selbst im Hintergrund bleiben zu können, behielt er seine amerikanische Staatsangehörigkeit bei. Jedes Ersuchen, den Vorsitz in einer der von ihm begründeten und subventionierten Institute zu übernehmen, konnte er mit dem Hinweis auf seine amerikanische Staatsangehörigkeit ablehnen. So verfuhr dieser Vertreter des

Judentums, das sich bekanntlich immer in den Vordergrund drängt!

Hallgarten war nicht Sozialist, aber durchdrungen von leidenschaftlicher Sehnsucht nach sozialer Gerechtigkeit. Bei jedem großen Streik prüfte er, auf welcher Seite das Recht sein mochte. Kam er, wie bei dem Hamburger Hafenarbeiterstreik, zu der Ueberzeugung, daß die Forderungen der Arbeiter begründet seien, so steuerte er zu dem Streikfonds großzügig bei.

Was mir an ihm besonders imponierte, war die Vereinigung von nüchternstem Geschäftssinn mit großartigster Opferwilligkeit. Ich habe wiederholt den Verhandlungen zwischen Petenten und ihm beigewohnt. Kam Jemand, der für irgendein Unternehmen etwas haben wollte, mochte es eine Waisenanstalt oder eine Volksküche oder eine Arbeiterkolonie sein, so schied zunächst das konfessionelle Moment völlig für ihn aus. Er fragte nur nach zweierlei: dem Zweck des Unternehmens und der geschäftlichen Grundlage. Mochte der Zweck noch so gut sein: schien ihm die finanzielle Grundlage in den Wolken zu schweben, so war für ihn die Sache negativ erledigt. War aber neben dem guten Zweck noch ein rationeller Finanzierungsplan vorhanden, so zog er sein Scheckbuch und zeichnete manchmal die ganze fehlende Summe, ohne mit der Wimper zu zucken.

Dieser Jude, der sein Judentum nie verleugnet hat, erschien mir als der vollkommenste Typus des guten Europäers: Synthese von Kapitalismns und Idealismus.

Zahllose Juden sind seit Hallgarten in meinen engern Gesichtskreis getreten. Ich habe unter ihnen, namentlich unter den getauften (und dann vielfach als Antisemiten sich gerierenden!), sehr üble Exemplare des homo sapiens kennen gelernt. Aber nie habe ich feststellen können, daß der Prozentsatz der schlechten Kerle unter ihnen größer sei als unter den reinrassigen Germanen. So manche unter ihnen (ich denke, zum Beispiel, an den ermordeten Hugo Haase) gehörten zu den Menschen, mit denen zusammen zu arbeiten mir das Leben lebenswert zu machen schien. Diese herrliche Präzision der Gedanken in Verbindung mit der Intensität des idealen Strebens: das war es, was mich das Judentum als eins der wertvollen Elemente menschlichen Fortschritts erkennen ließ.

Mein verstorbener Freund Hans Leuß, der ehemalige antisemitische Abgeordnete, hat in Sachen des Antisemitismus eine ähnliche Entwicklung durchgemacht wie ich. Wenn Bekannte ihm gegenüber anzweifelten, ob Jemand, der einmal Antisemit gewesen sei, jemals wieder ganz davon loskommen könne, pflegte er zu sagen: „Im Gegenteil. Grade wer den Antisemitismus von innen her kennen gelernt und am eignen Leibe durchgemacht hat, der ist gefeit gegen jeden Rückfall, wenn er erst einmal zur Erkenntnis seiner Jugendtorheit gekommen ist.“

In der Tat: immun gegen die Masern ist nur, wer sie durchgemacht hat.

IV.

Ruth Fischer

Die Kommunistische Partei Deutschlands hat, seit sie mitten in den revolutionären Wirren des Dezember 1918 von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg begründet wurde, zahllose Wandlungen durchgemacht. Das ergab sich aus ihrer ganzen Situation. Ursprünglich, als noch der Spartakus-Bund und die Internationale den Ton in der Partei bestimmten, wollte sie nichts von einer aktiven Tagespolitik, von einer Beteiligung an den Wahlen und am Parlamentsleben wissen. Gegen den Willen der beiden Gründer blieben die Kommunisten der Nationalversammlung fern. Wie die Jünger des Heilands glaubten sie an das sofortige Erscheinen des Tausendjährigen Reiches, an die Weltrevolution, die die Völker durcheinanderwerfen und alle Nationen nach dem bolschewistischen Vorbild nivellieren würde. Mehrfach versuchten die Kommunisten, dieser Entwicklung durch revolutionäre Aktionen den Weg zu ebnen. Vergebens. Dann trat allmählich eine leichte Resignation ein, und man entschloß sich, von den Bergen der Zukunftsziele doch in den parteipolitischen Tageskampf hinabzusteigen. Man beschloß, die Unabhängige Sozialdemokratische Partei zu unterminieren. Man beschloß, die Gewerkschaften durch Zellenbildung von innen heraus auszuhöhlen. Man beschloß, in die Parlamente zu gehen und Kandidaten für die Wahlen zu Landtag und Reichstag aufzustellen. Die Politik der „Aktion" rückte an die zweite Stelle. Sie diente als Reservewaffe, um von Zeit zu Zeit die Arbeitermassen durch große Ereignisse aufzupeitschen. Aber als man dieses Kampfmittel wiederum einsetzte, sooft die Stimmung der Massen flau zu werden begann, gab es Fehlschläge über Fehlschläge. Die Riesendemonstration vor dem Reichstag, als im Januar 1920 das Betriebsrätegesetz beraten wurde, als in und vor dem Hause Tumulte und Krawalle entstanden, führte zu einer beschämenden Niederlage. Arbeiterleichen und Verwundete waren das Ergebnis. Sonst nichts. Nach dem Kapp-Putsch, zwei Monate später, folgte ein neuer Schlag gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung. Abermals umsonst. Im Ruhrgebiet ging es zwar tagelang drunter und drüber. Lokale Räte-Republiken wurden ausgerufen. Opfer fielen unerhört. Als dann aber das Militär der Reichswehr das ganze Aufstandsgebiet umschloß, ging den Kommunisten und dem plündernden Gesindel, das sich ihnen angeschlossen hatte, rasch der Atem aus. Ein Jahr später, um Ostern 1921, hielt man von neuem die Zeit für gekommen. Dieses Mal rebellierten im eignen Parteilager die Intelligenzen der Partei, selbst der Parteivorsitzende Paul Levi. Aber die Radikalen drangen durch. Max Holz erschien, aus dem Vogtland kommend, und das ganze mitteldeutsche Industriegebiet stand binnen wenigen Tagen in hellen Flammen. Die Schutzpolizei rückte vor und machte, wenn auch erst nach erbitterten Kämpfen, dem Spuk ein Ende. Die Partei

spaltete sich darüber. Die Intelligenz bildete mit ihrem Anhang eine besondere Kommunistische Vereinigung, die später in der Unabhängigen Sozialdemokratie aufging und schließlich, als sich die beiden sozialistischen Parteien vereinigten, in die Reihen der Sozialdemokratischen Partei sich eingliederte. Die Kommunisten waren fortan Massen ohne Führer. Die Stoecker, Koenen, Brandler regierten, und Thalheimer war der Gelehrte und Großsiegelbewahrer der Partei. Die Zeit war ungünstig. Die Partei drohte zu versumpfen. Die Franzosen marschierten ins Ruhrgebiet. Eine neue Lage entstand auch für die K.P.D. Was sollte sie tun? Sollte sie ein neue „Aktion“ hervorrufen, die schließlich nur dem französischen Imperialismus zugute gekommen wäre? Oder sollte sie, als ausgesprochen revolutionäre Partei, tatenlos Gewehr bei Fuß stehen bleiben? Die Parteileitung schwankte. Man entschied sich schließlich, nur von Zeit zu Zeit Kundgebungen zu veranstalten, im übrigen aber die französischen Soldaten kommunistisch zu infizieren.

Da greift Ruth Fischer zum ersten Mal, aktiv vorwärtsstürmend, in die zögernde und unklare Taktik der Partei ein. Zusammen mit dem Russen Masslow propagierte sie den kommunistischen Ruhrkampf und forderte in dem Durcheinander, das durch die französische Okkupation eingetreten war, die Arbeiter auf, von den Bergwerken und Industrie-Anlagen Besitz zu ergreifen, um gleichzeitig dem französischen und dem deutschen Kapitalismus durch ein fait accompli zuvorzukommen. Aber sie drang mit ihrer Ansicht nicht durch, und die Parteileitung, die sich an die Oberinstanz in Moskau gewendet hatte, bekam recht. Ruth Fischer gab indessen das Rennen nicht auf. Seitdem war sie die Führerin der radikalen Minderheit und agitierte und wühlte gegen die Mehrheit der Partei in der festen Ueberzeugung, daß ihrer über kurz oder lang doch der Erfolg sein werde. Der Staatsanwalt interessierte sich für sie. Die Polizei war ihr auf den Hacken. Illegal war ihre Existenz vor der großen bürgerlichen und vor der kleinern kommunistischen Oeffentlichkeit. Tat nichts.

Wer ist Ruth Fischer? Eine wiener Jüdin. Eine Frau, die vor zehn Jahren schon als Studentin in das Fahrwasser des radikalen Sozialismus geriet und als überschäumendes Temperament immer da zu finden war, wo es am heißesten zuging. Fritzi Eisler war die Tochter eines Gelehrten, heiratete den Sozialisten Dr. Friedlaender, ließ sich scheiden, heiratete noch einmal und wurde auf diese Weise die Reichsdeutsche Ruth Fischer. Gleich als die Kommunistische Partei in Oesterreich aus der Föderation revolutionärer Sozialisten hervorgegangen war, stand sie an der Spitze dieser Bewegung, die fortan die Arbeiterbataillone gegen die bürgerlich-sozialistische Republik mobil machen sollte. In Budapest wurde die ungarische Räte-Republik ausgerufen, und Sendlinge Bela Khuns erschienen in Wien, um ihre Gesinnungsgenossen zu gleichem Vorgehen zu veranlassen. Es kam zu einem Putsch. Die Polizei griff ein. Es gab fünfzehn Tote, und Ruth Fischer, damals noch Fritzi Friedlaender, wurde festgenommen. Aber man ließ die sistierten Führer bald wieder frei, um die Massen zu besänftigen. Ruth Fischer verließ Oesterreich, weil es ihr nicht

mehr aussichtsvoll erschien, und wandte sich nach Berlin. Hier geriet sie grade in die heftigen häuslichen Auseinandersetzungen zwischen dem rechten und dem linken Flügel der Partei, als der mitteldeutsche Aufruhr niedergebrochen war. Selbstverständlich stellte sie sich sofort auf die Seite der Radikalen. In einer großen Parteiversammlung, als die gegenseitige Abrechnung begann, ergriff auch sie das Wort. Sie sprach und sprach. Mit glühenden Augen. Mit nimmerruhendem Munde. Mit Gesten, die so wild waren, daß darüber ihre leichte Bluse aufsprang. Die männliche Jugend war begeistert. Beifallstürme umtobten die Rhetorikerin. Die Opposition meldete sich zu Wort. Die Opposition des rechten gemäßigtern Flügels. Adolph Hoffmann erhob sich von seinem Platz und — kapitulierte, indem er auf die offene Bluse der Ruth Fischer hinwies: „Mit solchen nackten Tatsachen kann ick nich oparieren."

Die Frau hat in der Kommunistischen Partei von jeher eine bedeutende Rolle gespielt. Erst Rosa Luxemburg. Dann Klara Zetkin. Jetzt Ruth Fischer. Ist auch sie eine überragende Intelligenz wie Rosa Luxemburg? Nein. Sie ist ein Temperament. Ein sprudelndes Maulwerk. Ein Vulkan des Radikalismus. Ein Motor. Ein von allem erwägenden und überlegenden Denken freier Wille. Ein Wille zur Macht. Zwei, drei Jahre hat sie in der Partei rumort. Im September-Oktober 1923, in der Zeit des tiefsten Papiermarkverfalls, waren die Massen von der Parteileitung, wenn auch mit einigem Bedenken, wieder einmal auf die Straße gejagt worden. Zusammen mit den halb sozialistischen, halb kommunistischen Regierungen Sachsens und Thüringen hoffte man die bürgerliche Republik niederreißen zu können. Falsch kalkuliert. Reichswehr marschierte vor. Der Ausnahmezustand wurde erklärt. Die Parteiorgane wurden verboten. Die ganze Partei wurde schließlich vom General Seeckt untersagt. Die kommunistischen Weisen waren entmutigt. Nur Ruth Fischer und ihr Anhang bebten vor Tatendrang. Jetzt war ihre Stunde gekommen. In der Stille wirkte sie hinter den Kulissen landauf landab und berannte vor allem die Positionen der Parteihäupter. Moskau wurde als Schiedsrichter angerufen, Moskau fällte ein salomonisches Urteil. Moskau ließ geschehen, daß Ruth Fischer eines Tags die Thalheimer und Brandler von ihren Thronen stieß und auch das kommunistische Zentrum, den „Sumpf" der Koenen, Stoecker und Konsorten, trocken legte. Nun ist sie die unbestrittene Führerin der Partei. Der Radikalismus hat gesiegt Der Radikalismus fordert Aktionen, fordert Spaltung der freien Gewerkschaften, fordert, um eine Diktatur der Parteileitung zu stabilieren, blinden Gehorsam der kommunistischen Parlamentarier. Ruth Fischer will unumschränkt kommandieren und will, über allen Zufälligkeiten des Tages stehend, angebetet werden, wie der Dalai Lama. Ist sie aber der Geist, der Menschen und Dingen zu gebieten vermag? Oder ist sie, weil alle guten Geister die K.P.D. verlassen haben, das letzte Stümpfchen Licht, das den kommunistischen Massen in der Finsternis leuchtet?

Übersetzungen (und kein Ende) von Otto Flake

Etwa wie man im Leben sagt: Es sind zuviel Ausländer bei uns, viele davon recht nette Leute, aber sie machen sich zu breit — so kann man auch in der Literatur feststellen: Viel zu viel Uebersetzungen, meist sympathisches Mittelgut, das sich ebenfalls zu breit macht.

Nehmen Sie den deutschen Autoren das Brot weg? Gewiß, zum Teil. Aber es kommt schon nicht darauf an. Das Entscheidende ist, daß die Sache auf Einseitigkeit beruht. Kaum hat irgendein Isländer, Grönländer, Finne, Lappe sein erstes Buch veröffentlicht, so laufen sich zehn Uebersetzer den Rang ab, um ihn zu verdeutschen, und finden zehn Verlage. Aber da oben in den nordischen Ländern fällt Keinem ein, auch nur den tausendsten Teil deutscher Autoren zu übertragen.

Die deutsche Objektivität, ich weiß. Indessen, man wählt nicht mehr aus, man reißt die deutsche Tür auf, jener sympathischen Talente ist kein Ende. Das Uebel liegt darin, daß das Uebersetzen ein Beruf geworden ist, die Uebersetzer schaffen zu neunzig Prozent die Nachfrage. Es sind aber auch die Verleger, die das Angebot ermöglichen. Noch immer finden sich Leute, die einen Verlag beginnen, sie sehn sich nach deutscher Produktion um: es gibt angeblich keine, weil die Autoren den Existenzkampf nicht mehr bestehn. Also drucken die Verleger fünf, sechs Ausländer, um einen Posten Ware auf den Markt werfen zu können.

Das fremde Talent, das sich draußen, wo normale Verhältnisse sind, entfaltet, verdrängt das einheimische, das sich nicht entfalten kann. Das ist das Ungesunde dieser Zustände.

Ich habe ein Dutzend solcher Uebersetzungen gelesen, fast alle mit dem Eindruck, es mit respektablen Leuten zweiten, dritten, vierten Ranges zu tun zu haben. Fehlt mir etwas, wenn ich nicht weiß, was in der Welt überhaupt gedacht und geschrieben wird? Man sollte bei Uebertragungen sich nur auf erprobte, ganz wichtige Talente beschränken. Man sollte sie sich durch ein Lebenswerk legitimieren lassen, man sollte warten, bis ein Geist sich kraft seiner Energie über die Länder ausbreitet und die Aufmerksamkeit erzwingt.

*

‚Die neue Welt' von Paludan (bei Franz Schneider verlegt) ist ein zu Dreiviertel in Romantechnik geschriebenes, zu einem Drittel impressionistisch aufgefülltes Resumé eines Amerika-Aufenthaltes. Der Uebersetzer übertreibt seinen formalen und inhaltlichen Wert gar zu sehr, indem er es die Erfüllung Dessen nennt, was Herman Bang in seinen besten Werken angestrebt hat.

Davon kann gar keine Rede sein, und ich finde, daß ich das sehr maßvoll ausdrücke. Ganz interessant diese Geschichte eines Mannes, den sein Weib verläßt, und der nun als Gelegenheitsarbeiter in der neuen Welt herumzieht. Am ergiebigsten darin die Opposition des Europäers gegen die vorgeschrittenste Mechanisierung, die es gibt, die amerikanische. Aber grade da kommt der Literat zum Vorschein; dieses Wort nicht weiter als Schimpfwort benutzt.

Im Bemühn, seinen Helden als gänzlich unintellektuellen Menschen darzustellen, verfällt der Autor auf den Ausweg, Dem, der für die Kultur die bittern Worte findet, nicht den geringsten Einfluß auf jenen naiven Helden einzuräumen. Aber in vielen Kapiteln des Buches, zum Beispiel den südamerikanischen, legt der Autor, als Sprecher desselben Helden, keinen Wert auf Naivität, sondern benutzt das Mittel der Ironie und ist selbst ein Stück Opponent. Das Buch ist also uneinheitlich, die beiden Pole Naivität und Kritizismus durchdringen sich nicht, sie stehn unverbunden neben einander. Herman Bang hätte das gestaltet.

*

Ein andres Beispiel, wie überflüssige Uebersetzungen zustandekommen. Ein Verlag läßt ein Buch eines bestimmten Autors übertragen, mit vollem Recht, er hat seine Hand auf ein ausgezeichnetes Werk gelegt. Alsbald fahndet er nach andern Arbeiten des gleichen Autors und bringt eine veraltete, schlecht komponierte heraus.

Eben diesen Fehler beging der Seeverlag in Konstanz, als er auf Jack Londons ‚Ruf der Finsternis' desselben London Buch ‚Die eiserne Ferse' folgen ließ. Jenes ist ein prächtiger Tierroman, die Geschichte eines Hundes, der nach Alaska gerät und sich zurückentwickelt zum Tier der elementaren Zeit bis zum Führer einer Schar Wölfe.

‚Die eiserne Ferse' dagegen ist eine Ausgrabung. Dieser Roman muß in der Frühzeit des amerikanischen Hochkapitalismus geschrieben worden sein, vor mindestens dreißig Jahren oder mehr, als pessimistische oder warnende Utopie. Es ist die Entwicklungsgeschichte eines möglichen Syndikalismus; auf die Zeit um 1920 werden die Ausrottungskämpfe zwischen den Trusts und dem Kommunismus verlegt.

Statt in einem Vorwort von diesem imaginären Charakter des Romans unterrichtet zu werden, nimmt man ein paar hundert Seiten lang die Schilderungen für bare Münze und erstarrt über eine Korruption und eine Brutalität, vor allem über Einzelheiten, von denen ich nicht nicht leugne, daß sie auf der logischen Linie liegen; aber sie verlieren ihren Wert dadurch, daß sie doch nur hypothetisch sind. Die Folge ist, daß der Leser sie, sobald er hinter die Voraussetzung des Buches kommt, weniger tragisch wertet, als sie vielleicht verdienen.

In der letzten Hälfte versinkt Alles in einem chiliastischen Gemetzel, und dieser Vorläufer Upton Sinclairs kommt aus den angegebenen Gründen um seine Wirkung.

*

Zum dritten gibt es Konstellationsübersetzungen. Wer sich auf dieses Gebiet begibt, mußte wenigstens wissen, wann eine Konstellation vorüber ist. Wenn ich mich recht erinnere, hatten wir eine Zeit, wo wir mit den Türken verbündet waren. Damals ging es an, allerlei jungtürkische Literaturerzeugnisse zu übersetzen, weil sie wenigstens über den Geist dort hinten unterrichteten. Warum aber heute der Verlag Hans Lohmann in Leipzig — unter dem Titel: ‚Eine Weibergeschichte' — Novellen von Jaakub Kadri
622

herausbringt, läßt sich nicht anders als durch eine Postfestum-Sentimentalität des Uebersetzers erklären.

Diese Geschichten sind echtester Maupassant, nur daß er statt des Boulevardzylinders den Fez trägt. Die Technik des Franzosen ist kopiert, und seine Stoffe ebenfalls, mit ihrer pointierten Abrundung.

Man kann grundsätzlich sagen, daß aus dieser Vertauschung der Kopfbekleidungen, zu der auch die Einführung der europäischen Frauenemanzipation gehört, alias aus der ganzen jungtürkischen Literatur nichts Rechtes entstanden ist. Eine fremde Welt und ihre originalen Kräfte bekannt machen, das ist legitime Uebersetzertätigkeit, der Rest aber unkontrolliertes Manchestertum der geistigen Vermittlung.

Ich betone das Parasitäre des Uebersetzungsbetriebes deswegen so stark, weil hier bereits am deutlichsten die kommende Gefahr der literarischen Verhältnisse hervortritt: die künstliche Schaffung einer Nachfrage, die Diktatur des Zwischenhändlertums, kurz: der Rationalismus und der Amerikanismus.

Man begnügt sich nicht damit, einen guten nordischen Autor zu verdeutschen, man verdeutscht auch gleich seine Schwester mit, weil sie ebenfalls Romane schreibt. Wenn wir die Hüter der Weltliteratur sind, geraten wir doch in Gefahr, ihre Lakaien zu werden. Das mußte einmal gesagt werden, wie es so schön heißt.

*

Darüber, daß ein deutscher Verlag die gänzlich überflüssigen, uns nicht im geringsten angehenden Werke Marmontels, eines Zeitgenossen Voltaires, herausbringt, werde ich überhaupt kein Wort verlieren. Aber ich halte nicht einmal für notwendig, die zweite oder dritte deutsche Gesamtausgabe von Maupassant zu veranstalten, wie der Verlag Kurt Wolff nun tut. Man mache die Probe und lese ein paar Bände Maupassant — ich glaube, daß man, wie ich, der Maupassant immer wieder zur Hand nahm, melancholisch feststellen wird, daß dieser Schriftsteller seinen Rang nicht behauptet hat.

Es ist zu viel Canaille in seinen Figuren, pure Canaille. Das heißt: es ist in ihm selber zu viel Gleichgültigkeit gegenüber dem, was im Menschen gegen die Canaille ankämpft, zu wenig Adel. Ich sage nicht etwa, daß sein Haß schlecht sei, sondern nur, daß sein Haß sich gemein mache mit dem, was er geißelt.

Es ist zuviel Boulevard in seinen Büchern, im Grunde bewundert er den Bel ami. Er ist ein Autor, der seine grandiosen Gaben zu zynisch behandelte. Deswegen also erscheint mir seine Uebertragung eine in sich ungerechtfertigte Sache, während zum Beispiel die Zola-Ausgabe des gleichen Verlags ihre Rechtfertigung in sich trägt, obwohl gegen Zola Manches zu sagen ist.

*

Eine andre Ecke Europas, aus der viel Unbrauchbares kommt, ist Ungarn. In den meisten Fällen sagt man sich, daß es für Den, der nach Paris reisen will, nur ein Umweg ist, über Budapest zu fahren. Café und Feuilleton sind hier zur Virtuosität ausgebildet, ich gebe es zu; aber ich möchte in ungarischen Büchern Ungarn außerhalb dieser Kategorien kennen lernen.

Der Einzige, der auf wirkliche Vermittlung Anspruch erheben kann, scheint mir Zsigmond Moricz zu sein. Sein Roman ‚Waisenmädchen' (bei Ernst Rowohlt, Uebersetzung von Heinrich Horvat) führt in ein unerwartetes Milieu, dasjenige ungarischer Pfarrhäuser, füllt es mit einer echt menschlichen Tragikomödie — der unbefriedigten Frau — aus und symbolisiert in einem Einzelfall ein Allgemeines.

Dazu eine Liniengebung von Griff, eine Energie oder ein Mut der Entschleierung, der von Rang ist, und ein Einschlag von jener Ironie, die zwischen Härte und Milde zu balanzieren weiß. Die calvinistische Pfarrerin, deren robuste Vitalität von ihrem Eheherren nicht aus dem einen Punkt kuriert wird und nun ins Böse, Grausame, Rabiate ausschlägt, bis endlich in der letzten, gefährdetsten Minute ein Idyll — auf wie lange? — erblüht, diese Pfarrerin ist eine Gestalt.

Man könnte Moricz einen ungarischen Lemonnier nennen, nur daß er dem Belgier an Ueberlegenheit voransteht.

*

Ich habe hier früher die Stendhal-Augabe des Propyläen-Verlags empfohlen und erwähne nun insbesondere den neuen, siebenten Band: ‚Bekenntnisse eines Ichmenschen'. Es sind darin alle Selbstbiographien vereinigt, deren Stendhal mehrere schrieb, ferner die Tagebücher, darunter die so interessanten und noch wenig bekannten der verschiedenen deutschen Aufenthalte, und schließlich Testamente, Nekrologe, Auszüge aus Polizeiakten, Erinnerungen an Stendhal, kurz: Alles, was ein echter Beylist herbeitragen kann.

Der Herausgeber, Oppeln-Bronikowski, hat gewiß Anspruch auf diesen Ehrennamen. Ich gestehe: manchmal wird mir der Noten, Daten, Kontrollen und kritischen Verarbeitung zu viel, und es ist mir völlig gleichgültig, ob der und der, dessen Namen Stendhal grade erwähnt, von 1766 bis 1817 oder von 1762 bis 1825 gelebt hat. Aber es bleibt doch dabei: hier sind schöne stattliche Bände zustande gekommen, die dank dem feinen Papier und dem großen Format erlaubten, Zusammengehörendes in einen Band zu vereinen.

*

Ich möchte auf die deutsche Ausgabe der Erinnerungen Henri Fords aufmerksam machen (Verlag Paul List). Unsre Nationalisten glauben, diesen König der Industrie als einen Mann ihrer Auffassung in Anpruch nehmen zu können, auch die Antisemiten tun es. Aber es ist ein Unterschied, und ich sehe nicht, was Ford, der von den Gefahren der Vormacht des jüdischen Kapitals im amerikanischen Geschäftsleben spricht, mit dem pathologischen Judenschlächter Fritsch gemeinsam hat — ich sehe nur, daß er, den man mit Stinnes vergleicht, in jedem Zug geprägt ist, während das Gesicht Stinnes nicht existiert.

Ford ist ein Arbeitgeber, der denkt und Verantwortung fühlt, der niemals dem Machtrausch und dem Herr-im-Haus-Standpunkt verfällt. Er ist unkompliziert wie alle Amerikaner, aber er hat auch ihren noch immer fortwirkenden religiösen Einschlag, der Leser muß ihn nur fühlen. Man muß arbeiten; manche

sind berufen, die Arbeitsmöglichkeit und die Arbeitsmethoden zu verbessern: das schon ist „religiös“. Man macht Geld, aber nicht nur beteiligt man den Arbeiter, sondern man läßt das Geld auch an die Allgemeinheit zurückkehren. Wo in Deutschland ist ein Mann, der bei sinkenden Produktionskosten steigende Löhne einführt? Es wird Mühe kosten, mehr als drei Namen zu nennen.

Ford ist kein Freund der Theorie, der Weltverbesserung, der Diskussion. Aber er ist ein ungemeiner Praktiker, will sagen: er findet, daß man das Problem der menschenwürdigen Existenz unmittelbar anpacken muß. Er greift zu, er ordnet, er löst seine Aufgabe, das Leben ist kurz. Nochmals, er hat Züge, faßbare und benennbare Antworten, er zieht nicht den Volksgenossen das Fell über die Ohren, er schaltet die Banken aus, er schaltet die Zwischengewinnler aus, produktiv ist ihm nur ehrliche Arbeit.

Zehn Leute dieser Art in Deutschland, und wir hätten das Reparationsproblem gelöst, damals, als es noch zu lösen war. Man kann viel aus dieser Biographie lernen.

Neubauten und Antiquitäten von Adolf Behne

Das Mosse-Haus

Endlich wieder einmal eine Leistung. Unter den leisetreterischen Kompromissen ringsum eine mutige, selbstbewußte, freudige Tat. Endlich wieder einmal ein Bau in unsern Straßen, der vorwärts weist, der nicht Semi-Barock und Pseudo-Klassizismus ist, sondern unsre Zeit; der nicht Potsdam oder Neu-Ruppin ist, sondern Großstadt, moderne City, konzentriertes, mächtiges Leben, Zuversicht, Bejahung, Wille und Arbeitstempo. Erich Mendelsohn hat zwischen den alten Sandstein-Mosse von Cremer und Wolffenstein und seinen Neubau resolut einen dicken Trennungsstrich gelegt. Kein Kompromiß ist gesucht, keine Neufrisierung des Alten ist wichtig genommen worden, sondern es ist das Neue frei und kühn neu begonnen — und das ist die Gesinnung, die wir brauchen. Der Aufruf zur Kühnheit eines vorwärts strebenden Konstrukteurs.

Das neue Gewerkschaftshaus

Das Bürohaus, das Max Taut den Gewerkschaften an der Inselbrücke gebaut hat — der Plan sieht die Weiterführung auch um die Ecke an der Spree vor —, ist in seiner ersten Anlage noch etwas trocken und zaghaft empfunden. Aber mit fortschreitender Arbeit wurde aus einem sehr anständigen Entwurf eine wirklich starke und überzeugende Leistung, deren bestes Stück der Kassenraum des Erdgeschosses ist. Enthalten die Sitzungsräume noch gewisse Absichtlichkeiten, so sind diese Bankräume ein schöner Beweis für die Fruchtbarkeit der Anschauung, daß vollendete Sachlichkeit am ehesten zu einer guten, aesthetisch einwandfreien Lösung führt. Die Reinheit der Horizontalen und Vertikalen, die große Helligkeit, die Knappheit und Exaktheit aller Glieder, die bestimmte, bewußte Behandlung der gut in ihren Spannungen empfundenen und gewerteten Materialien, die sichere Proportionierung schaffen einen Raum, dessen klare Eindeutigkeit und Ruhe, dessen selbstverständlich wirkende Einfachheit voll Lebendigkeit, Frische und Reichtum ist. Ein ausgezeichneter Baumeister hat sich in dieser Arbeit selbst gefunden.

Die Sammlung neuer Kunst in Weimar

Die Museen haben sich zumeist entwickelt aus fürstlichen Privatsammlungen, und bis auf den heutigen Tag ist für viele Menschen ihre wichtigste Eigenschaft, daß sie ihre Bilder „besitzen“. Moderne Museumsleiter haben die Wirkungsmöglichkeiten ihrer Institute erweitert durch Heranziehung von Leihgaben. Justi hat sogar regelmäßige wechselnde Ausstellungen eingeführt. (Gute Maler haben hier schon von 70 Jahren an Zutritt, schlechte entsprechend früher.) Diese Erweiterung der Museumsarbeit ist sehr erfreulich, denn die Funktion eines Museums ist nicht so sehr, einen Bilder-Geldschrank zu verwalten, als Werte zu zeigen. Niemals wäre doch dem Leiter der Weimarer Kunstsammlungen, Dr. Köhler, möglich gewesen, jene hervorragende und reiche Sammlung moderner Kunst, die er jetzt im Weimarer Schloß eingerichtet hat, durch Kauf zusammenzubringen. Es handelt sich in der Hauptsache um Leihgaben — der Künstler und einiger Sammler wie Citroen und Graf Kielmannsegg. Wenn die Akademie-Künstler das Museum wegen seiner Leihgaben angreifen, so kommt das wohl daher, daß sie im Interesse der Sammlung nicht vertreten sind. Weimar hat nämlich durch Dr. Köhler die beste öffentliche Sammlung moderner Kunst — oder sagen wir: die einzige gute, die einzige, die von dem üblichen Schema Heckel-Kirchner-Pechstein ganz klar und deutlich abweicht, die unsre stärksten Leistungen nicht durch wahllose Nachbarschaft wieder entwertet, sie vielmehr mit bewußter Entschiedenheit und Bestimmtheit hervorhebt. (Solches Erkennen und Vertreten von Werten nennt der Bürger dann „Einseitigkeit".) Köhler hat eine Feininger-Kollektion zusammengebracht, die ohne jeden Vergleich ist und einen Standard deutscher Malerei aufstellt. Wie Feininger und auch Klee hier ausgewählt und dargestellt sind — und des weitern finden wir Severini, Carrà, Dexel, Molzahn, Kandinsky und Andre —, ist bewundernswert, schafft Klarheit, verrät Sinn. Köhlers entschiedene, aktive und freie Gesinnung bewährt sich auch in der hellen, straffen Behandlung der Räume, die auf alle Mätzchen verzichtet. Hier ist die erste öffentliche moderne Sammlung, die, weil sie einen Willen zur Führung bekundet, Vertrauen erweckt. Käsbachs Erfurter Museum ist in der Darstellung moderner Kunst weit weniger glücklich, weil weniger entschieden. Man kann nicht gleichzeitig Nauen und Feininger vertreten. Ihr Nebeneinander bewirkt, daß das Publikum weder dem Einen noch dem Andern glaubt. Doch muß die große Sorgfalt und der ungewöhnliche Geschmack in der Neueinrichtung, besonders der mittelalterlichen Sammlung, anerkannt werden. Die Ausmalung eines (dazu sehr ungeeigneten) Raumes durch Erich Heckel scheint mir mißlungen. Dieser zaghaft aquarellierende Bethmann-Hollweg-Idealismus bleibt illustrativ und weicht vor allen Problemen der Raumgestaltung zurück. Aber alle Achtung vor dem Mut und der Tatkraft Käsbachs, der den Versuch wagte, eine Aufgabe stellte. Gegenstück: das Kronprinzenpalais erwirbt Slevogts Wandbilder aus Cladow. Slevogt bessert sie aus, „ohne dabei die eigenartigen Verwitterungsreize zu stören“. Es gibt viele Bilder in dieser Sammlung, die durch Verwitterung nur an Reiz gewinnen könnten.

Berliner Sezession

Rückzug auf der ganzen Linie — Rückzug auf das „Glück im Winkel“. Die hier Versammelten schwören feierlich und innig der

menschlichen Vermessenheit ab und fügen sich demutvoll und talentlos der göttlichen Wirklichkeit ein. „Selig sind, die geistig arm sind, denn sie werden Gott schauen“. Ihr schaut Gott, Ihr schaut ihn im roten Siegellack auf einem armseligen Flaschenhals, den das Licht warm und zärtlich macht. Ihr schaut ihn in den unschuldvollen Augen der Kreatur, die Ihr langweilig abpinselt. So bringt Ihr wieder Menschlichkeit, Wärme, Nähe in die Kunst — und Ihr habt es damit schon ziemlich weit gebracht. Aber warum stellt Ihr eigentlich nicht lieber ganz richtige alte Biedermeier-Bilder aus? Ihr kokettiert immer noch verschämt mit dem 20. Jahrhundert. Seht Euch doch einmal den alten Erdmann Hummel an, den jetzt die National-Galerie ausstellt. Immerhin: Ihr habt den richtigen Instinkt. Wenn wieder Bilder gekauft werden sollten, so werden es Abziehbilder sein, kunstgeschichtlich gebildeter Kitsch, viel Liebe, schlichte warme Liebe zum Einfachen und Alltäglichen. Warum nicht zum Süßen? Da ist das Kind. Besser: das arme Kind, das Bettlerkind. Aber die Armut mit Liebe gemalt, Licht und sorgfältige Arbeit auch auf der rauh zerlumpten Hose. Noch besser: das ein bißchen blöde Bettlerkind. Aber seine Blöde verschönt Demut, Fügsamkeit. Am besten: das etwas blöde, aber doch auch etwas hübsche Bettlerkind wird ein bißchen primitivistisch entrückt (weil man sich doch mit der Tradition auseinandersetzt), und ein allerliebstes Kätzchen macht listig-liebe Naschaugen nach der Börse des Betrachters. Ihr habt einst revolutionäre Phrasen gemacht. Kehrt Ihr euch jetzt zur Phrasenlosigkeit? Das wäre schön. Aber nein: Ihr vertauscht nur die revolutionäre Phrase mit der franziskanischen. „Secessio in montem sacrum!“ Wohin geht die Reise? Zu Henri Rousseau? Sie geht — marsch, marsch!!! — zum Katzenadam. Es lebe das Genrebildchen! (Sehr fremd in dieser Umgebung I. Ryback.)

Von Mutter und Vater von Else Lasker-Schüler

Aus der Broschüre gegen meine Verleger: ‚Ich räume auf‘, die in kurzer Zeit erscheint.

Lang ists her, da ich auf dem Schoß meiner teuern Mutter saß und sie mit mir spielte. „Einwortsagen!“ Einwortsagen nannten wir geheimnisvoll ein Spiel, das meine Mutter, eine Weile wenigstens, von meinen Quälereien befreite. Ich langweilte mich nämlich immer so . . . Meine Mutter rief wichtig: „Schokolade“, und ich erwiderte ein sich darauf reimendes Wort. Meine Mutter: „Tinte“, ich: „Finte“ (Flinte), „Paul“ — „faul“, bis mein viel älterer Bruder, der mir seiner Herbheit wegen imponierte, und den ich darum wohl auch „Mann“ nannte, sich einmischte, auf das Wort „hoch“ das ungeschickt reimende Wort „Koch“ wählte und ich zu ersticken drohte vom dumpfen Schall der Paarung, ja gradezu außer mir geriet, vom Knie meiner besorgten Mutter wild auf den Teppich purzelte. Ich zählte zwei Jahre. Im vierten lernte ich zum Zeitvertreib von der Gouvernante schreiben. Jedem Buchstaben malte ich ein Tuch um den Hals, da er fror, es war Winter. Fünfjährig dichtete ich meine besten Gedichte; meine Mutter fand immer die bekritzelten Papierflocken, die mir aus meinem Kleidertäschchen beim Herausholen von Lieblingsknöpfen meiner Knopf-

sammlung entkamen. Die rettete mich vor meinem kleinen Selbstmord. Ich hatte mich bis dahin so gelangweilt, und ich erinnere mich, daß ich entschlossen auf den Turm unsres Hauses kletterte, von dem man über die Stadt Elberfeld hinweg noch hinter dem sauerländischen Gebirge bei lichtem Wetter den Rhein fließen sehen konnte, und auf die Menschen herabschrie: „Ich langweile mich so!"; und erst als die vielen vielerlei großen und kleinen blauen, grünen, lila, roten, gelben, weißen Knöpfe ankamen aus den Knopffabriken meiner Heimat, mit denen mich meine teure Mutter überraschte, die meine teure Mutter für mich zum Spielen bestellt hatte, milderte sich beträchtlich mein Uebel. Ich legte Knopf an Knopf, je vier oder fünf, ebenmäßige Reihen in Zwischenräumen auf den großen Tisch und führte dann mein klein Fingerchen über die Knopfreihen der abgeteilten Knopfstrophen. Wenn ich dann durch die Unregelmäßigkeit der Knopfgrößen mit der Fingerspitze stolperte oder gar mit dem ganzen Finger abglitt, schrie ich laut auf, genau wie ich mich heute körperlich verletzt fühle durch einen Vokal oder Konsonanten, der Störungen im Maß oder Gehör undefiniert verursacht. Aber einer der herrlichen Knöpfe durfte überall liegen, wo er wollte, er war aus Jett, besät mit goldenen Sternlein, und ich staunte ihn an. Er war das Himmelreich meiner Knöpfe und hieß: Josef von Aegypten. So oft neckt man mich mit einem Ausdruck, der sich immer wiederhole in meinen Gedichten. Es ist wahrscheinlich der sternbesäte Knopf.

*

In Elberfeld im Wuppertal, wo meine teuern Eltern so viel Gutes taten, besuche ich alle Jahre die heimatlichen Gräber und wandle durch die Gänge unsres morschen Hauses. Mich besternend, betrachtete ich als Kind so gerne das ehrfurchtsvolle künstlerische Priesterantlitz meines Urgroßvaters, der, Oberrabuni von Rheinland und Westfalen, in religiösem und politischem Heile seiner Gemeinde Oberhaupt, so weihevolle Jahre Frieden brachte. Die Legende erzählte: Er habe sein Herz aus der Brust nehmen können, was er nach kühlen staatlichen Konferenzen zu tun pflegte, um den Zeiger des roten Zifferblatts wieder nach Gottosten zu stellen. Mein Urgroßvater liebmütterlicherseits, spanischer Jude, Großkaufmann, Pablo von Elkan, Vater des Vaters meiner jungverwaisten teuern Mutter. Der übersiedelte unter dem in England angenommenen Namen Kissing nach Süddeutschland und pflanzte auf den Bergen Wein. Nahm sich eine Dichterin, die wunderschöne blauäugige Johanna Kopp, die Tochter einer angesehenen bayrischen Judenfamilie, zur Frau. Wir Enkel noch tragen ihren blauen Ehering um die dunkeln Kuppeln. Von meinem Vater, dessen Tod man in den Zeitungen mit den Worten den Lesern kündete: Der Till Eulenspiegel von Elberfeld ist früh am Morgen gestorben, ehrt es mich, zu berichten, daß er, der vierte Bruder von dreiundzwanzig Geschwistern, sich des Lebens ausgelassenster Laune erfreute in seiner Geburtsstadt Hexengäseke zu Westfalen. Dieses kleine Städtchen, berühmt durch seine tiergeschnittenen Hecken, diente

meinem Yater zu seinen unsterblichen Streichen. Den letzten, der für ihn hätte ernstere Folgen nach sich ziehen können, absolvierte er in der geistlichen Kaplanstadt Paderborn, wo er das Gymnasium täglich schwänzte. Noch heute spricht man im Biedermeierzimmer der altmodischen Häuser beim Kaffee von der Menschen- und Schinkenknochenaffäre, die dazumal die Einwohner in Schreck und Spannung versetzte, und die nach des Spukes Aufklärung mit Besserungsanstalt oder hoher Geldstrafe für zwei Sekundaner, meinen sechzehnjährigen Vater Schüler und seinen Freund Paderstein endete, deren Väter weiland wohl oder übel die Sünden der Kinder heimzahlen mußten. Mit Vorliebe beschäftigte sich mein Vater mit dem Bauen der Häuser, namentlich der Aussichtstürme der Stadt und ihrer Umgegend, die sich immer zu hoch verstiegen, jedenfalls der Nachbarschaft Sorge für Haus und Hof, der Herbststürme eingedenk, verursachten. „Wegen so ein paar verfluchte vermaledeite Ställe bin ich gezwungen, meinem Bau den Kopf abzuschlagen!“ dröhnte meines Vaters choranschwellende Stimme frühmorgens durchs Haus. Man vernahm sie schon aus einem andern Viertel der Stadt, die schwamm gradezu auf seinem vollen Bariton. Wir Kinder im Versteck lauschten, noch ungewiß, was sie bringen könnte. Ich mußte mit ihm als sein jüngstes Kind die Gerippe der Neubauten besteigen. Wir bebten zwar beide wie Espenlaub, und einmal erinnere ich mich, wie die Arbeiter auf meines Vaters Kommando zwischen Luft und knarrenden Brettern zwei Fahnenstöcke in Form einer Riesennull bogen und brachen und sie dann oben auf das noch unbefestigte Dach hißten mit einem schwarz-weiß-roten Fetzen daran. Schon beim Aufwachen beschäftigte die ganze Stadt das wehende Bilanzrätsel, die Null, das mein Vater aber jedem Fragenden, sich schüttelnd vor Lachen, löste op Wupperdhaler Plattdütsch: „Eck hann meek verstiegen, lewe Lüte, fragt nur ming Elsken, eck han verdeck keng Kastmännecken mähr äm Bütel.“ Aber das hat Niemand meinem Vater geglaubt. Er war gezwungen, ein reicher Mann zu sein, bis zu seinem Tode, und nach seinem Ableben bescherte er die Leute noch mit seinen ihn überlebenden Anekdoten. Damals war noch eine herzliche Zeit. Von den Armen nahm mein Vater keinen Mietzins, denn wer in seinem Hause wohnte, der wohnte auch in seinem Herzen. Und ich bin stolz darauf, da mein Vater sich ganz ausgab, kein Heimatloser heimatlos blieb, daß die eigne Tochter für seine Weilherzigkeit zeugt, nicht eine Stube besitzt, gar ein Fleckchen Erde erbte. Schwatzsüchtigen wurde es nicht schwer, mich mit allerlei sensationseifrigen Gerüchten zu bekleben, der wollte das, jener dies von mir erfahren haben. Ich flüchtete immer durch die liebevollen Bäume des Waldes, über Wiesen, ich liebe jede Blume — heute eile ich ans Meer, und überall blicke ich nach einem heimatlichen Boden aus. Wer von uns hätte den gefunden und nicht erlitten des Heimwehs qualvollste Angst. Fand ich denn einmal die Heimat — in deinem Auge —, durfte ich auch dort nicht rasten. In der Nacht meiner tiefsten Not, erhob ich mich zum Prinzen von Theben. Welchen Ahnen nachfolgte ich, welche Mumie salbte meine entschlossene Tat?

Anarchie in Sillian

Der Leiter der Kraftstation Sillian kann Niemand lieben — er hat was zu tun. Die Frau will den Mann, der Mann will sein Werk; wie Moritz Heimann es ausdrückt. Henrik Ibsen hat das gedichtet, als Alles vorbei war. Aus dem Plusquamperfektum des alten Norwegers wünscht der junge Oesterreicher sich ein Praesens zu machen. Wenn wir Toten erwachen, entdecken wir, daß wir niemals gelebt haben. Wenn wir das aber schon bei Lebzeiten merken — so sterben wir eben? Bronnens Rubek namens Carrel tötet lieber; und zwar dergestalt, daß er dem Bärenjäger namens Grand eine Flasche Lysol in den Rachen gießt. Da das Stück in der Dämmerung endet, ist schwer zu erkennen, ob Irene namens Vergan, um die der Handel ging, bei der Gelegenheit auch stirbt. Maja namens Cel bleibt offenbar leben. Und Carrel ist froh, daß der Männer- und Weiberkampf hinter ihm liegt. Er hat Unzucht, Anarchie und Hölle „den Kragen gebrochen". Die Zeit des Nebels und der Verwirrung ist aus. Er schreitet weiter. Er sagt es ja selbst.

Auf Psychologie kommt es Bronnen so wenig an wie auf Logik. Daß Carrel plötzlich eine schmierige kriminelle Vergangenheit hat, paßt nicht zu dem Mann, hilft nicht dem Ablauf der Fabel, ist willkürlich hingehauen wie hier die meisten sogenannten Charakterzüge und Vorgänge. Umgekehrt wird genau solch ein Stiefel draus. Worauf also kommt es Bronnen an? Auf das Tempo. Auf die Dynamik. Auf die Musik der Umwelt: Regen, Hundegeheul, Telephongeklingel, Autosignale. Auf den Kontakt der Lokalität und ihrer technischen Bestimmung mit der Natur. Auf den Gang hinter, den Hof neben, den Keller unter dem einen Zimmer der Schrecken. Auf Revolver, die nicht schießen, und Schlüssel, die keine Tür öffnen. Auf den Strom zwischen den Elementen und ihren Hütern. Gut und schön. Auch mir soll es nur darauf ankommen, ob Bronnen die Elemente und ihre Hüter beschwört und den Strom zwischen ihnen tatsächlich herstellt.

Das Instrument des Dichters scheint dieses Mal leider der Blasebalg. Die Dynamik, die ihm Selbstzweck ist, wird ohne Beteiligung erzeugt, mit der kalten la main, durch unablässige Bewegung jenes nützlichen Instruments, das ja doch aber auf Lärm- und Luftmacherei beschränkt ist, sobald der anzufachende Funke fehlt. Man fühlt kein Erlebnis, kein geistiges und kein seelisches, dem diese neunzehn eintönig wirren Szenen entstammen könnten, und hat deshalb keines; und das artistische, dem sie vielleicht entstammen, springt nicht auf uns über. Alles ist Renommage, die Kraftausdrücke ebenso wie die Fachausdrücke; und eine falsche Exaltation versteigt sich bis zur Anrufung Gottes, die in dieser gähnenden Leere doppelt peinlich wirkt. Die Komik ist niemals fern. Damit wird Bronnen einverstanden sein. Er wird sagen, daß er gespielt habe. Aber er hat nicht aus künstlerischer Ueberlegenheit gespielt, sondern aus innerer Kälte. Und dieser Unterschied ist entscheidend.

Nach dem ‚Vatermord‘ war die Junge Bühne sich schließlich die ‚Anarchie in Sillian‘ schuldig. Jener kam aus der Matinee legitim ins Deutsche Theater. Daß diese ins Renaissance-Theater gelangt ist, verdankt sie allein dessen Ziellosigkeit und Repertoirenot. Auch die Aufführung ist nicht überwältigend. Durch Ladung des einen Raums mit Elektrizität, wie sie etwa Reinhardt in ‚Totentanz‘ geglückt ist, und durch äußerste Beschleunigung des kurzatmigen Dialogs, der prasseln, aber prägnant prasseln müßte — dadurch wäre vermutlich aus dem einen langen Akt ohne Herz ein theatralisches Bravourstück herauszuschlagen, das wenigstens an die Nerven ginge. Hier interessiert weiter nichts und niemand als Walter Franck. Dieser proletarische Bärenjäger Grand, groß, breit, schmutzig, gedunsen, bringt in die Oede Abwechslung, in die Dürre Fleisch, in die Grauheit Farbe, in die Anämie rotes Blut, in die Eisigkeit Hitze und in die Pathetik Humor. Ohne ihn wär’ ich mittendrin weggelaufen.

Kabale und Liebe von Alfred Polgar

Das bürgerliche Trauerspiel hat Reinhardt und Reinhardt hat das bürgerliche Trauerspiel immer wieder versucht. Es ist gut zu begreifen, daß an der Flamme dieses Stücks einem richtigen Theaterherzen warm und wohl wird. Schillers Opus 3 gab, seinerzeit, dem Geist wie dem Gemüt unendlich viel; das Meiste aber gab, und gibt es noch, der Bühne. Dauer über die Jahrhunderte hinweg dankt es weniger seinem Ideen- und Gefühlsinhalt als den Gefäßen, in die dieser Inhalt gegossen ist. Den Gestalten des bürgerlichen Trauerspiels sichert nicht ihr hohes Menschentum (oder ihr exzessives Unmenschentum) Unsterblichkeit: unsterblich sind sie als Theaterfiguren.

Es gilt, sie so zu spielen, daß sie unter dem Pathos, das ihnen aufgeladen, nicht zusammenbrechen. Durch eine Abschwächung des Pathos wäre das nicht zu erzielen. Realistische Experimente müssen an Schillers Diktion scheitern; es wäre ein vollkommener Nonsens, Ueberlebensgröße, um sie darzustellen, auf Lebensgröße herabzusetzen. Damit würde die Aufgabe nicht gelöst, sondern von der Tafel gewischt. Reinhardt dämpft die Flamme, in der das Werk und die in dem Werke brennt, nur, um den Effekt des Aufloderns zu verstärken. Sehr schön das reiche Spiel der Reflexe, das er ihr abgewinnt. Seine Regie, lieber absichtlich als leer, hat wenig tote Punkte. Sie leitet Spannung bis in den letzten Winkel auch des unbelebten Raums (dessen Schweigen schon Rollers Bühnenbilder beredsam machen), und es glückt ihr so, unterstützt von vortrefflichen Schauspielern, eine Aufführung, die alle dramatische Kraft und Affektfülle des Werks ungebrochen widerspiegelt.

Forster gibt dem Präsidenten interessante Schärfe. Die Intelligenz dieses Schauspielers wirkt substanzbildend . . . aber ein wenig auch als Säure, die die Rander der Figur anfrißt. Es steckt in seinem Spiel immer etwas wie: verhaltene Karikatur. Man hat das Gefühl, daß er sehr auf seiner Hut sein muß, den dünnen Ueberzug, der jene deckt, nicht durchzuscheuern.

Prachtvoll der Ferdinand des Herrn Hartmann. Schillers Idiom klingt wie Muttersprache von seinen Lippen. Diesem Schauspieler glaubt man das glühende Herz und die hohen Gefühle. Sicher und mühelos kommt er, seinem Temperament vertrauend, um alle Ecken herum, niemals ist sein Pathos rhetorischer Zierat: es steigt auf wie Blasen, die erhitztes Blut wirft. Sprache und Haltung, Schritt und Mienenspiel: alles Stimmen einer Fuge über Melodie der Leidenschaft. Ach, wie ist es doch erfreulich, solchen Jüngling noch zu finden!

Waldau gibt dem Hofmarschall von Kalb zu den traditionellen Lächerlichkeits-Attributen einen Schimmer von Liebenswürdigkeit, der Dummheit einen Zug ins völlig Arglose. Sie entschuldigt sich mit ihrer Ohnmacht.

Lady Milford: Frau Maria Fein, vornehm, klug, konventionelles Theater fast bis zum Ueberschmelzen ins kunstlos Natürliche steigernd. In den Augenblicken der großen Ergriffenheit und Erschütterung verhehlte leider die Edel-Kurtisane den Zuschauern ihr Antlitz. Im Leben kehrt man sich ab, um seine Rührung zu verbergen, auf der Szene, um sie eben dadurch zu offenbaren.

Thimig Vater als alter Miller eine saftigste Mischung von Bärbeißigkeit und Grundgüte. Manchmal braucht er einigen komödiantischen Anlauf zum echten Zorn und Schmerz, aber hat er die Tränen nur einmal bis zur Augenhöhe emporgepumpt, dann fließen sie warm und salzig; und die des Zuhörers mit ihnen.

Helene Thimig trägt die Martyrkrone des schmerzenreichen Mädchens mit unvergleichlicher Würde. Ihre Empfindsamkeit geht sehr tief, und die aufbrechende Blüte ihrer Leidenschaft leuchtet herzblutfarben. Aber zuweilen gebärdet sich diese Luise auch recht zimperlich, steht da von einer heiligen Dürftigkeit umflossen, von einer Askese gebleicht, wie sie dem Kind der Millerischen gar nicht gemäß scheint.

Besonders nicht der Tochter einer solchen Mutter, wie Else Lehmann sie verkörpert, ein Geschöpf, strotzend von Natürlichkeit, aus dicker, warmer Erde, die nie ein Gärtner betreut hat, erwachsen. Die Figur lebt, nicht wie der Dichter, sondern wie Gott sie schuf, mit jeder kleinsten Lebensäußerung, jedem flüchtigsten Blick, jeder unwillkürlichen Gebärde ihrem eigensten Menschentum eng verbunden. Ein wahrhaftiges Natur-Spiel, dieses Spiel der Frau Lehmann, in dem jede Hilfslinie darstellerischer Kunst restlos weggelöscht erscheint.

Den Kammerdiener spricht, bedrohlich aufgewühlt, Reinhardt — ein guter König, der sich unter seine Dienstmannen selbst als Dienstmann mischt —, die Kammerjungfer Sophie macht das zierliche Fräulein Binder. Wurm ist Kortner, mit allen Insignien kalter Bosheit und Abscheulichkeit geschmückt. Die große Szene am Schluß, das Platzen des Giftgeschwollenen, spielt er sehr stark; aber er wirkt da eben deshalb ein wenig artistisch und die Szene als Solonummer. Sehr merkwürdig der Einfall, das „Arm in Arm mit Dir . . .“ wörtlich zu nehmen, die Phrase gewissermaßen zu effektuieren.

Stinnes und Rathenau von Karl Radek

Was war für Stinnes die Sprungfeder seiner Tätigkeit? Was verlieh ihm das gewaltige Uebergewicht über die andern deutschen Industriekapitäne? Wer zwang sie, sich ihm unterzuordnen? Man wind es erkennen, wenn man Stinnes mit dem Manne vergleicht, den er am meisten haßte: mit Walther Rathenau.

Rathenau glaubte schon nicht mehr an die Festigkeit der kapitalistischen Gesellschaft. Sohn eines großen Technikers, gestützt auf dessen Riesenvermögen, gebildet wie Wenige in Europa, unter Büchern lebend, ermaß er die ganze Fäulnis und Hohlheit der kapitalistischen Gesellschaft und fühlte dunkel den Beginn einer neuen Epoche. Er glaubte nicht an die Stärke der Arbeiterklasse; aber er glaubte auch nicht mehr an die schöpferischen Kräfte des Kapitalismus und schuf die Ideologie der Intellektuellen, in denen er die Organisatoren der neuen Gesellschaft sah. Stinnes, der sein Vermögen durch eisernen Willen und den vollständigen Mangel an jeglicher Zaghaftigkeit selbst erworben hatte, war tief davon überzeugt, daß die Herren der Welt, die Schöpfer eines neuen, bessern Lebens nur die Kapitalisten sein könnten. Sehr charakterisch ist das Verhältnis von Rathenau und Stinnes zum Erbrecht. Rathenau war ein entschiedener Gegner des Erbrechts, weil mindestens der Enkel eines energischen Kapitalisten ein Idiot oder Sybarit sein würde. Stinnes erklärte, daß er für seinen Sohn arbeite, der ein besserer Organisator als er, und dessen Sohn gleichfalls nicht degeneriert sein werde. Für Rathenau war der Sozialismus die Form der Zukunft, selbstverständlich ein Sozialismus, wie er ihn auffaßte. Er gab zu verstehen, daß nach Marx er allein die neue Form des Sozialismus begriffen habe. Stinnes hielt nicht nur den Sozialismus, sondern auch die Demokratie einfach für ein Hirngespinst von Menschen, die von der Verbreitung dieser Ideen lebten.

„Welche Demokratie braucht der Arbeiter?“ fragte er.

„Einige Millionen in Deutschland lebender Menschen haben sich nach dem Kriege verheiratet, haben keine Wohnungen und müssen mit ihren Frauen bei ihren Eltern wohnen.“

„Geben Sie jedem von ihnen ein Zimmer, in dem er mit seiner Frau ruhig schlafen kann: das ist die Demokratie, die die Arbeiter brauchen. Anteil an der Leistung der Produktion? Wenn ein Mensch schwer gearbeitet hat — und ich rate Ihnen, wenigstens ein Mal sechs Stunden auf dem Bauche im Schacht zu liegen oder am Schmelzofen zu stehen —, dann dankt er Gott, daß ein Andrer die Produktion leitet und er selbst sich nur sattessen und anziehen kann. Sozialismus braucht er wahrhaftig nicht . . . Der Krieg hätte nicht kommen dürfen, oder man hätte ihn gewinnen müssen. Dann hätte es auch keine Revolution gegeben. Jetzt reden Alle nur vom Sozialismus, weil es nichts zu fressen gibt. Und diese Sozialdemokraten, die nicht im geringsten an den Sozialismus glauben, haben weder Mut noch Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem Volke und schwatzen immer noch vom Klassenkampf. Einzig der Gewerkschaftsführer Legien — das war

ein Mann, mit dem konnte man sich verständigen. Jetzt handelt sichs darum, zehn Stunden zu arbeiten, die schwerste Zeit zu überwinden, Häuser zu bauen. Die Wohnungsfrage ist der Kern der sozialen Frage. Wenn jeder Mensch ein kleines Haus mit einem Garten besitzt, eine gute Schule besucht hat und gut verdient, dann wird er zufrieden sein. Und Jeden, dem Gott Talent gegeben hat, den nehmen wir in unsern Dienst. Sehen Sie, was ich aus Minoux, einem gewöhnlichen Feldwebel, gemacht habe. Er ist jetzt mein finanzieller Direktor."

Auf die Frage, wie er die Arbeiter zwingen wolle, zehn Stunden zu arbeiten und mit leerem Magen zu warten, bis er ihnen ein Häuschen bauen und unter ihnen neue Minoux aussuchen werde, erklärte er:

„Wir werden sie zwingen. Eine starke Regierung ist notwendig. Das Volk wird der Unruhe müde, und dann kann man diese Regierung bilden."

In Gesellschaft von Stinnes beklagte sich Rathenau einmal darüber, daß man aus Rücksicht auf das Prinzip der Pressefreiheit die Propagierung des Bürgerkrieges zulassen müsse. Als ich ihn auf die Prinzipien der Demokratischen Partei, deren Mitglied er doch sei, aufmerksam machte, fiel Stinnes lachend ein: „Ja, Herr Rathenau ist ein großer Demokrat. Wie wir Alle Demokraten sind, solange es sich nicht um unsre eigene Sicherheit handelt. Dann hat die Demokratie ein Ende." Und er verachtete diese Demokratie aus tiefster Seele.

Stinnes war ein Fanatiker seiner kapitalistischen Idee, und das gab ihm den mächtigen Schwung. Er war sogar überzeugt, daß wir russischen Kommunisten infolge der Mühen unsres Weges umlernen und die Wege zum Kapitalismus einschlagen würden. Als Krassin bei Verhandlungen unentwegt auf dem Außenhandelsmonopol bestand, sagte Stinnes boshaft:

„Ihre Ideen haben doch bankrott gemacht. Weshalb klammern Sie sich noch an das Außenhandelsmonopol ?"

Krassin erwiderte ruhig:

„Man sollte nicht mit Steinen aus dem Glashaus werfen. Sie wollten einst Deutschland durch den Krieg retten, und jetzt weinen Sie an unsrer Brust, daß Sie arm sind, und daß die Entente Sie hart bedrängt."

Stinnes schlug vor, sich auf ein Kompromiß zu einigen: sowohl Sowjet-Rußland wie Deutschland habe Bankrott gemacht, und man müsse ein „vernünftiges" Abkommen zu treffen suchen. Er war sehr erstaunt, daß ein so bedeutender Techniker wie Krassin die bolschewistischen Ideen immer noch nicht preisgegeben hatte. Ueberhaupt hoffte er, als er in Verhandlungen mit uns eintrat, daß ihm gelingen würde, uns aufzuklären; sehr enttäuscht schied er von uns. Wir hoffen, daß die deutschen Arbeiter seinem Sohn, dem Erben der Dynastie, noch größere Enttäuschungen bereiten werden.

Ein Krieg ist die größte Gemeinheit, die man sich erdenken kann.
Feldmarschall Waldersee

Bemerkungen

Das Limetta-Spiel

Der Mann, der die „Limetta“ erfunden hat, ist der Heilsbringer des deutschen Volkes. Jedes national gegröhlte Couplet, jeder Schwur der Agitatoren, die die fortgeflogenen Tauben wiederzufangen versprechen, ja der ganze Rhythmus des Frühlings im Taunus verstummt gegen ihn. Im Kurhaus zu Homburg vor der Höhe, zwischen Wunderquellen und blühenden Pfirsichgärten ist das Erlösungswerk aufgestellt. Es ist scheußlich teuer dort; aber das Spiel ist so wohlfeil, daß sich Jedermann beteiligen kann. Es ist gradezu die Allegorie, die zu dem Schicksalsspiel des deutschen Volkes paßt.

Also die „Limetta“. Eine Nachbildung der Roulette, Ersatz selbstverständlich, und mit Vereinfachung der Fülle: Variationen sind zu romanisch, Einheitsmarken sind deutsch. Unter der blassen Maske eines Geschicklichkeitsspiels geht es vor sich, obzwar, genau wie in der Republik, die Demokratie des Zufalls und mehr noch die der Regie deutlich ist. Man kann auf dreierlei Art setzen. Zunächst auf die Graden und die Ungraden. Die das tun, das sind die normalen Patrioten: sie verlassen sich noch auf den Charakter, und sie gewinnen das erste Mal den einfachen Einsatz, aber das zweite, dritte und das letzte Mal verlieren sie sicher. Dann kommen die Einsätze auf die Farben, die blau, gelb und, ich glaube, auch rot schillern. Dort tummeln sich die Parteigläubigen, um im Fall des Sieges den doppelten Einsatz davonzutragen; aber leider bleibt hier der Lohn noch öfter aus, denn die Farben sind zu unbeständig und wechseln zu schnell und sehr undurchsichtig mit einander. Schließlich kann man auch noch sein Glück bei den Individualitäten versuchen und die Einzelnummern erproben; aber es sind nur sechs, denn die großen Männer sterben aus, und die Theorien Treitschkes gelten nichts mehr, und es liegen nur wenige Gewinne in dieser Reihe, obwohl sie mit dem Dreifachen zahlt. Die Wahrheit zu sagen, so nutzt das national approbierte Spiel bei keiner der drei Modalitäten auf die Dauer etwas. Denn alle Augenblicke wirft der allegorisch angestellte Bankhalter teils „Zéro“ , teils „Limetta“ — und dann gehört natürlich Alles ihm. Der Croupier rafft die Bestände der mitspielenden Gesellschaft schnell zusammen, und nur den Prominenten, die eben auf „Zéro“ oder „Limetta“ gesetzt hatten, wird ein Trinkgeld des Kapitals ausgezahlt. Im übrigen ist dieses Kapital allein der Siegende. Und die ganze republikanisch-demokratische Limetta scheint nur Fassade.

„Limetta“ müßte der Heldensang unsrer Tage werden. Natürlich sind die Strophen nicht in Versen, sondern in geschäftlicher Prosa zu dichten. Preisausschrei-

ben vor! Das Preisrichterkollegium befindet sich: im Bureau des neuen Reichstags. *Hans von Zwehl*

Ein Erster Mai

Ich weiß nicht, wie es an diesem Tage im finstern Spanien Primo de Riveras zugegangen ist — aber wie es im Berlin Fritz Eberts zugegangen ist, das habe ich mit eignen Augen gesehen. Und da muß ich gestehen, daß uns unsre deutsche Polizei mitsamt unsrer Sozialdemokratie Keiner nachmacht. Mussolini und Horthy brauchen sich, weiß Gott, nichts einzubilden.

Ich habe schon manche Polizeiattacke mitgemacht, ich habe auch im fascistischen Italien die Gendarmen an der Arbeit gesehen — Berlin hält doch jeden Rekord. Ahnungslose Passanten, die zwischen 11 und 1 Uhr mittags die Straße Unter den Linden überquerten, wurden da von einer Horde wildgewordener Schupo-Leute — nein, nicht auseinandergetrieben oder zurückgedrängt, sondern buchstäblich die Straße langgejagt. Beim Lustgarten hatten sich größere Gruppen von Arbeitern angesammelt, und nun säuberte die Schupo den Platz, indem sie bis zur Markgrafen-Straße hinauf mit gefälltem Bajonett und geschwungenem Gummiknüppel zur Attacke stürmte. Was des Weges kam, flüchtete in panischem Schrecken. Die Schupo beschränkte sich nicht darauf, die Straße frei zu machen: sie veranstaltete auch förmliche Hetzjagd hinter jedem einzelnen Passanten, der ihr nicht schnell genug auswich, und verfolgte ihn bis in die Seitengassen, um ihn, sobald sie ihn gestellt hatte, mit ihrem Knüppel nach allen Regeln der Kunst zu bearbeiten. Ein Bild abstoßender Barbarei.

Als ein englischer und ein amerikanischer Journalist, die keiner sozialistischen oder kommunistischen Gesinnung verdächtig sind, und in deren Gesellschaft ich Zeuge dieses Spektakels war, ihrer Entrüstung über diese widerlichen Brutalitäten laut Ausdruck gaben, meinte Jemand ganz begeistert über das forsche Vorgehen der Polizei: „Ja, warum kommen die Leute auch hierher." Die Journalisten blickten sich gegenseitig an, blickten mich an, verständnislos, in grenzenlosem Staunen, das sich noch steigerte, als sie erfuhren, daß der Polizeipräsident von Berlin und der Innenminister von Preußen Sozialdemokraten sind. Da zuckte der eine die Achseln und meinte: „Nun, wenn sich die Leute das gefallen lassen . . . !"

Am Nachmittag stellte die gesamte berliner Presse befriedigt fest, daß die Mai-Kundgebung ohne Zwischenfälle abgelaufen sei, und vergaß nicht, der taktvollen und disziplinierten Haltung der Polizei rühmend zu gedenken. Während die Herren vom ‚Vorwärts' sich, ganz durchdrungen von der Größe ihrer Heldentaten — es war doch gelungen, die kommunistischen Kundgebungen zu unterdrücken —, stolz in die Brust warfen und auf . . . MacDonald verwiesen, der jetzt dazu herhalten muß, das Reklameschild für die V.S.P.D. abzugeben. *Leo Herrmann*

Das Drama der Liebe

So heißt ein kleines Buch von Julius Bab (erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart); wie die vielen andern

Werke des Verfassers, die dasselbe Wort im Titel führen, ist es einer ebenso anhänglichen wie fruchtbaren Liebe zum Drama entsprungen. Für Bab ist die dramatische Form selbst „ein Geschöpf der Liebe“, der gegenüber alle Lyrik „in der Einsamkeit des Ich stecken bleibt“; und das ist, wie Vieles hier, überraschend fein gesagt. Es geht uns oft so, daß wir zunächst fast ein wenig darüber lächeln möchten, wie feierlich Bab an die Dinge der Kunst herangeht: so, wenn er gleich zu Anfang feststellt, daß die Weltliteratur bisher nicht mehr und nicht weniger als genau zehn Schöpfungen hervorgebracht habe, die er als Liebesdramen im strengen Sinne anzuerkennen vermöge. Aber langsam gewinnt seine Andacht zum Werk unsern Ernst, sein unbeirrter Sinn für Maß und Form unsre Achtung, und das schöne Feuer, das er aller Tageswirrsal zum Trotz für die ewigen Werte aufbringt, unsre Liebe.

Bab verspricht „eine Philosophie der Erotik auf dramaturgischem Wege“. Im Bilde von fünfmal zwei dramatischen Dichtungen zeigt er uns einen Gestaltwandel der Liebe — wie er, ein geübter Grenzabmesser im Nebelreich der grauen Begriffe, sie auffaßt: ihr tragisch-siegreiches Zerbrechen am Widerstand der Welt; die Kluft, die sie zwischen den grundverschiedenen Erlebnisweisen der Geschlechter aufreißt; ihren Zusammenprall mit dem Macht- und Behauptungswillen der Einzelseele; die Urgewalt, mit der sie über die unbewußten, traumhaften Wesen hereinbricht, sie in den vollen Strom des Lebens reißt; und zuletzt und zutiefst den unkittbaren Bruch zwischen ihrem Zielflug ins Grenzenlose und der engen Endlichkeit, Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge. Babs Auslese von zehn Standardwerken ist kühn und muß zunächst den Widerspruch herausfordern; doch bei näherer Betrachtung erscheint die vorgenommene Wahl erstaunlich treffsicher. Sie läßt, mir zumindest, nichts zu wünschen übrig als höchstens, daß er, der die Beschäftigung mit Wagners Texten in guten Worten ablehnt, die schönste Gestaltung des erlösenden Liebeswunders: Hauptmanns ‚Armen Heinrich‘ in die erwählte Schar hätte aufnehmen sollen. Aber freilich kann man an Babs Gegenstandswahl nicht im einzelnen rütteln, ohne seine eigenste Gedankenkette zu zerreißen.

Und viel wesentlicher, als was er allenfalls vermissen läßt, ist, was er gibt. Man lese, wie er in den wenigen Seiten über Grillparzers schönes Hero- und Leander-Gedicht die Züge dieser asiatischen „Pflanzen-Menschen“ nachzeichnet und die Schicksalsgewalt, die sie willenlos über erdteilscheidende Meere zu einander treibt — „keine Ferne macht dich schwierig, kommst geflogen und gebannt . . .“: das haftet im Gedächtnis. Und Dank sei ihm, daß ‚Leonce und Lena‘ nicht vergessen wurde, dies romantischste, traumhafteste, deutscheste Liebesspiel!

Bisweilen gibt Bab wirklich mehr und echtere Philosophie als manch professoraler Wälzer, wiewohl nicht immer „auf dramaturgischem Wege“, sondern auf Seitenpfaden, in locker eingefügten Gedanken-Gängen; schön und gültig formuliert er etwa die hoffnungslose Unrealisierbarkeit der

„Illusion“, des „Ideals“ — es geht um ‚Herodes und Mariamne‘! — und ihre gleichwohl wirklichkeitsformende Geistesmacht.

Was das Wichtigste: hier ist keine Sammlung von Feuilletons, sondern ein Buch. Es liest sich tatsächlich wie ein Drama, mit Exposition, Steigerung, Peripetie und allem Zubehör, worin sich der erfahrene Dramenbautechniker Bab ja am besten auskennen muß; wenn er uns auch nicht, wie er zu glauben scheint, „das“ Drama der Liebe erschöpfend gezeigt hat — denn das unendliche Meer läßt sich nicht in Begriffsnetze fangen —, so doch seines, eine erlebte und überzeugende Vision. Am Schlusse spürt man, daß hier ein Ganzes seinen gesetzmäßigen Ablauf erfüllte — und zugleich das Bedauern, das wir stets empfinden, wo der Vorhang über etwas Schönem fiel.

Darum sei dies kleine edelgeistige Erotikon aus der Schar achtbarer dramaturgischer Traktate Julius Babs rühmlich hervorgehoben. *Heinrich Jacobs*

Katta Sterna und Jap Kool

Katta Sterna gab einen Tanzabend, der Komponist Jap Kool begleitete sie mit einem kleinen Orchester. Die feinen und etwas dünnen Tanzgebilde, die Katta Sterna zeigt, haben einen besondern Reiz. Es ist dies der aromatische und würzige Reiz eines hellen und witzigen Temperaments, haftend an einer Gestalt, die von Natur einen bestimmten, ihr eigentümlichen Ausdruck hat. Ihre Tanzspiele sind wirkliche Spiele, gehen leicht und hold vorüber, sind erschaffen ohne Absichten und Grübeleien, aber auch ohne den mächtigen und ruhelosen Willen zur Prägnanz, zu vollkommener, fehlerloser Eindringlichkeit. So sah man sie in vielen Pantomimen, zuletzt in der witzigen und bunten Pantomime: ‚Die Schießbude‘ von Vollmoeller, so sieht man sie diesmal. Vieles zufällig, manches wie improvisiert; dann wieder Gebärden von klingender Anmut, die aus tiefern Quellen des Wesens strömen mag, nicht nur aus der Lust an der schönen Bewegung. Alles parodistisch überhaucht, mit einer dünnen schimmernden Glasur ironischer Ueberlegenheit. Nur schade, daß diese Gebilde nicht fest gefügt sind; in der Erinnerung zerbröckeln sie rasch und zerfließen zu blauem Dunst.

Jap Kool gehört zu den Wenigen, die gute Tanzmusik schreiben können. Er hat die jetzt ganz seltene Gabe der Erfindung von originellen und prägnanten Rhythmen, und seine musikalische Intelligenz befähigt ihn, seine Einfälle sehr geschickt zu verwerten. Am besten gelingen ihm kurze Tanzstücke, er gibt ihnen eine eigentümliche Struktur, eine neuartige Gebundenheit, in der man den verarbeiteten Einfluß exotischer Musik erkennt.

Seine Musik zu der ‚Schießbude' ist überaus witzig und farbig, es ist Musik, die den Tanz und die Pantomime nicht nur möglich macht, sondern sie gradezu erschafft, eine gebärdenreiche Musik, in der oft mehr Tanz steckt, als sich auf der Bühne aus ihr entfaltet. Er experimentiert auch viel mit exotischen Instrumenten, ein Mal holte er ein seltsames javanisches Instrument, das Anklong, aus dem Friedhof eines Museums in den Konzertsaal, ein ander Mal verwandte er in einer Symphonie ein großes, chinesisches Gong. Das war allerdings damals die Hauptperson, die Symphonie war viel weniger bemerkenswert.

Man sagt, daß die schillernde und farbige Instrumentation seiner Werke nicht von ihm allein ist, daß er sich von einem jungen Musiker, namens Wind, helfen läßt. Möglich, daß es so ist, aber ausgedacht wird er sich das Alles wohl selber haben, sonst würde wohl kaum ein so einheitliches Ganze herauskommen. Er stellt auch sonst Hilfskräfte an, zum Beispiel seine eigne Intelligenz; aber er fängt es sehr klug an und weiß meistenteils, wann er die musikalische Phantasie rufen soll und wann nicht. Auch seine künstlerische Persönlichkeit ist nicht sehr mächtig, sondern etwas schmal. Man darf gespannt sein, ob er ihr die scharfe Kontur und deutliche Sichtbarkeit geben wird.

Comock

Sprüche

Der Wortintellekt sieht dort eine bewundernswerte Wahrheit, wo der Schauintellekt schon Banalität sieht. Daher die glückliche Lage des Wortintellekts, der immer etwas zu sagen findet, und die unglückliche des Schauintellekts, der es kaum einladend finden kann, die sogenannte Wahrheit bis zum Ende aufzudröseln und sich und Andre mit einer dann Allen offensichtlichen Banalität zu belasten.

*

Der Kenner des Unendlichen dürfte von Ursachen reden, der Kenner des Endlichen von Gründen.

*

Der gewöhnliche Mensch gehe Veranlassungen nach! Er wird schon damit sattsam zu tun haben.

*

Das Meiste, was wir Untat nennen, erscheint uns als solche infolge des Mißverhältnisses zwischen unsern eignen moralischen Leistungen und unsern Ansprüchen an die Moralität Andrer.

*

Die Menschen sind nicht barmherzig. Warum sollten sie es auch sein? Wer ist es zu ihnen?

*

Die meisten Konflikte, besonders in Familien, kommen dadurch zustande, daß der durch Macht oder Recht geheiligte Teil sich selbstverständliche Leistungen als Verdienste und als Entschuldigung für an sich ganz unverständliche, persönliche Ekelhaftigkeit anrechnet.

*

Gewisse Dinge beklagen, ohne gegen sie vorzugehen, heißt eigentlich: sie billigen. Meist mit dem beiläufigen Gefühl der Genugtuung darüber, nicht von ihnen betroffen werden zu können.

Julius Levin

Antworten

Leser. ‚Stinnes und Rathenau' in dieser Nummer ist ein Stück aus einem längern Aufsatz, den Karl Radek für die ‚Prawda' über Hugo Stinnes geschrieben, und dem er als Motto die Worte des John Gabriel Borkman gegeben hat: „Ich wollte in meinen Händen alle Bergwerke vereinigen. Neue Schachte ins Endlose. Wasserfälle, Steinbrüche. Handelsbeziehungen über Land und Meer mit der ganzen Erde . . . In meinen Händen lag Macht. Und dann dieses unbestimmte innere Hingerissensein. Verstreut über das ganze Land waren Millionen zusammengeschmiedet, waren tief in den Eingeweiden der Felsen vergraben, riefen nach mir, flehten um Befreiung."

Biograph. Ihr Objekt, Herr Präsident Ebert, hat in den Jahren seiner Tätigkeit Industriellentagen, Filmproben und Königlich Preußischen Gedenkfeiern beigewohnt. Haben Sie ihn schon einmal zwischen Arbeitern gesehen?

F. S. . Also spricht Hermann Bahr: „Wenn ich einen Sohn hätte, und der wäre kein Hitler-Mann, und der stünde nicht jetzt auch vor Gericht, ich kann mir nicht vorstellen, daß ich mich über einen solchen lobenswürdigen Jüngling besonders freuen würde." Parce qu'on revient toujours . . . (wofern man einem so teutschen Mann französisch kommen darf). Seine erste Liebe war der Antisemitismus, von dem also offenbar doch nicht, wie Hans Leuß gern sagte, für Lebenszeit geheilt ist, wer ihn einmal überwunden hat. Ob der frischgebackene Hakenkreuzler nun wenigstens aufhören wird, Autor jüdischer Redakteure und jüdischer Verleger zu sein? Ich glaube nicht. Und ob die jüdischen Redakteure und die jüdischen Verleger aufhören werden, ihn zu drucken? Ich glaube auch das nicht. Denn die Juden assimilieren sich überall ihren Wirtsvölkern. Zwischen Max Naumann und Max Maurenbrecher ist nicht einmal mit schwerbewaffnetem Auge ein Unterschied zu entdecken.

Propagandakünstler. Vor der Premiere von ‚Kriemhilds Rache' lag der gesamten berliner Presse ein prunkvoll ausgestattetes illustriertes Flugblatt bei, das bestimmt schien, in ganz Deutschland und über die deutschen Grenzen hinaus für den Nibelungen-Film und die Nibelungen-Treue Propaganda zu machen. Dazu diente hauptsächlich dieser Passus: „Es gibt in der Weltgeschichte keine tückischern Gesellen, keine rücksichtslosern Wortbrecher, keine kältern Mörder

als die Germanen. Aber, und das ist der springende Punkt, es waren allezeit Menschen, die zu ihrem Wort und zu ihren Taten standen, und die mit derselben unerhörten Nichtachtung, mit der sie fremdes Gut, fremdes Leben, fremde Ehre zerbrachen, die Folgen ihrer Taten auf sich nahmen und auf eine so trotzige Weise zu sterben verstanden, daß ihr Tod meistens glorreicher und ruhmwürdiger war als ihr Leben." Darauf wäre folgerichtig gewesen, in den kurzen und einfachen Schrei: Laßt sie sterben! wahrhaft auszubrechen. Dieser Schrei, selbstverständlich, mußte erstickt werden. Und so war wieder einmal Alles nicht wahr gewesen. Die Decla-Bioscop-Gesellschaft, angeregt von der offiziellen Stelle zur Beaufsichtigung der öffentlichen Meinung, verschickte die Mitteilung, daß der heitere Passus ursprünglich anders, nämlich so gelautet habe: „Es heißt ihnen aber auch ernstes Unrecht tun, wie ihnen von fremder Seite getan wird, die behauptet, es gibt in der ganzen Weltgeschichte keine tückischern Gesellen, keine rücksichtslosern Wortbrecher, keine kältern Mörder als die Germanen." Wenn man das Deutsch der ersten mit dem Deutsch der zweiten Fassung vergleicht, so heißt es Thea von Harbou ernstes Unrecht tun, wie ihr von fremder Seite getan wird, die behauptet, auch die zweite stamme von ihr. Wie aber wurde der neudeutsche Prospektstil den Vorfall nennen? Ein Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Filmindustrie und der deutschen Heldenverehrung.

E. F. T. in Berlin. Sie schreiben mir: „Geehrter Herr Jedesmal ich ihre Zeitschrift durchsehe finde ich immer etwas von der unschuldige Fechenbach. Der mann hat reichlich sein strafe verdient. Hitler und Lundendorff wollte uns retten von der Franzöischen schmach, aber der communist Fechenbach hat noch wahrscheinlich seine gelder von die franzsonen bekomm. Hierzu möchte ich noch bemerken das ihre name sehr Jüdisch klingt. Wir wollen hoffen das Sie kein Jude sind. Ich bin neugierig ob sie diesen brief antworten wird. Ich glaube nicht, das sie so viel courage finden wird." Ich auch nicht.

Bruno Frank. Auf einen Satz, den in Nummer 17 Friedrich Sternthal geschrieben hat, antworten Sie: „Es geht nicht an, von dem klarsten deutschen Prosaisten Thomas Mann ganz allgemein zu behaupten, er sei ‚in die dunstigen Abgründe des Okkultismus gekrochen'. Ich weiß wohl, worauf Sternthal anspielt. Thomas Mann hat in der Neuen Rundschau einen Aufsatz: ‚Okkulte Erlebnisse' publiziert; darin erzählt er die Vorgänge während einer Sitzung bei Schrenck-Notzing, zu der man ihn, wie früher hundert Andre, eingeladen hatte, er bekennt, was er gesehen hat, ohne im Geringsten metaphysische

Folgerungen aus dem gezeigten Phaenomen abzuleiten, und mit sehr starker Betonung seiner menschlichen und Geschmacks-Distanz." Gut. Thomas Mann mußte ja aber wohl, um seine ‚Okkulten Erlebnisse' zu haben und zu beschreiben, ‚in die dunstigen Abgründe des Okkultismus' kriechen. Insofern hat Friedrich Sternthal ganz recht gehabt. Sie haben zur Ergänzung festzustellen gewünscht, daß Thomas Mann wieder zurückgekrochen ist. Wie eben von einem unverschwommenen Geist dieses Grades nicht anders zu erwarten war.

Morus. Fünf Minuten, bevor diese Nummer in Druck geht, Montag mittag, trifft von Ihnen die folgende Kundgebung ein: „Eine Woche ohne Wirtschaft. Angefüllt mit dem Dunst der Parteien. Zielloser, inhaltloser noch als sonst geht das Gerede. Denn man hat ja den Reichstag davongejagt, ohne dem Volk zu sagen, weshalb es vorzeitig wählen soll. Sehr langsam kam etwas wie Wahlbewegung in Gang. Und ebenso langsam formt sich jetzt das Ergebnis. Obwohl, ganz unnötig, um fünf Uhr die Wahllokale geschlossen worden sind, wird es später Abend, bis die ersten größern Resultate eintreffen. Aber in der zweiten, dritten Montagstunde wird sichtbar, was das deutsche Volk an sich begangen hat. Von den beiden schlimmen Möglichkeiten scheint die schlimmere Wirklichkeit geworden: nicht die Völkischen, sondern die Deutschnationalen scheinen gesiegt zu haben. Das ist das Entscheidende. Was sonst zwischen den Parteien vorging, verschwindet daneben. Selbst der Zuwachs der Kommunisten in allen Revieren, wo man die Arbeiter acht und neun Stunden in die Bergwerke und zwölf Stunden an die Hochöfen zwängte, ist belanglos. Von der Alternative: Große Koalition oder Bürgerblock spricht bis zu diesem Augenblick Alles für den Bürgerblock. Bringen nicht noch die letzten Ergebnisse einen Umschwung oder bleiben nicht — was das Wunderbarere wäre — die Demokraten bei dem, was sie in Weimar beschworen haben, so ist unvermeidlich, daß Hergt der Curator der deutschen Republik wird. Er soll zeigen, was er nicht kann? O, die Amerikaner konnten zwar weder schwimmen noch fliegen — Hergt aber kann sogar den Dawes-Bericht unterschreiben, den er eben noch bis aufs Messer bekämpft hat. Die Deutschnationalen sollen nur regieren — sie werden schon abwirtschaften? In einem Volk, das nach fünf solchen Jahren so wählt, wirtschaftet auch ein Hergt nicht so schnell ab." Kein Zweifel. Aber bis jetzt ist er ja noch nicht am Ruder. Und wenn diese Nummer erscheint, Dienstag mittag, ist zum mindesten nicht unmöglich, daß . . . Der Maschinenmeister läßt mich den Satz nicht zu Ende schreiben.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Přikopy 6.

Welche Koalition? von Felix Stössinger

Dem deutschen Volke stehen schwere Tage bevor: der Reichstag tritt zusammen. In aller Oeffentlichkeit wird der Schacher um die Regierungsmacht beginnen und mit dem nun schon seit Jahren bis zum Brechen bekannten Jammer der Sieger endigen, daß sie schweren Herzens ihr Amt annehmen. Eine Regierung wird sich finden — aber welche? Der kleine Block der Mitte braucht eine Erweiterung. Aber wohin? Nach links, zu den Geschlagenen, oder nach rechs, zu den Siegern? Für Rechts spricht Sympathie, innerste Zusammengehörigkeit, Klassengemeinschaft. Für Links nichts. Gegen Rechts nur die Frage, ob die Rechte für den Sachverständigenbericht zu haben sein wird. Aber die Antwort ist schon gegeben: Hergt macht mit und bereitet sich vor zur Nachfolge Rathenaus.

Wenn man die Dinge vom parlamentstechnischen Standpunkt aus ansieht, bleiben sie schwer zu entwirren. Versuchen wir es also statt mit der Taktik mit der Vernunft. Die Frage lautet dann nicht: Wer soll regieren? — sondern: Was soll geschehen?

Darauf gibt es allerdings nur eine einzige Antwort: Deutschland hat den Sachverständigenbericht mit Haut und Haar zu schlucken. Auf dieses Gutachten ist die ganze Welt festgelegt. Samt Deutschland! Denn das ist ja die von Deutschland seit Jahren geforderte „unpolitische“ Entscheidung der Wirtschaftler; das ist ja das amerikanische Urteil, das Fehrenbach von Amerika erbettelte, wie einst Wilhelm den Frieden; das ist der englisch-amerikanische cnock out, den wir mit Handkuß einstecken, nachdem wir jahrelang die günstigern Bedingungen der französischen Vorschläge, den Plan Seydoux von 1921, den Plan Poincaré von 1923 als unerfüllbar abgelehnt haben.

Gibt es aber nur ein einziges Regierungsprogramm, so kann es auch nur eine einzige Regierung und eine einzige Regierungsgefolgschaft geben: nämlich den ganzen Reichstag mit Ausnahme der zwei Außenparteien, die nichts als Agitationsinteressen vertreten. Die neue Regierungskoalition ist daher nicht mehr die große, sondern die größere Koalition. Die aus den Machtverhältnissen entstandene neue Regierung kann keine andre sein als die Regierung Hergt-Wels.

Wenn man das zum ersten Mal hört, erschrickt man nicht wenig. Aber war die Koalition Deutsche Volkspartei-Demokraten einmal nicht ebenso befremdend, war die Koalition Deutsche Volkspartei-Sozialdemokraten einmal nicht ebenso absurd?

Zunächst muß man allerdings aufhören, die Parteien so zu sehen, wie sie sich gegenseitig an die Litfaßsäulen gemalt haben, und sich gewöhnen, sie zu nehmen, wie sie sind: als eine mehr als homogene Einheit. Nachdem man sechs Jahre dieselben Parlamentsbänke gedrückt hat, kennt man sich ziemlich gut. Niemand glaubt mehr an das Löwenfell des Andern. Wenn die Auguren, wie man in Rom die Bonzen nannte, sich im Restaurationssaal

treffen und die Parteimasken abnehmen, um das Messer in den Mund zu stecken, lächeln sie nicht mehr, sondern lachen sich tot. Das deutsche Gehirn ist wohl auch nicht so subtil, daß es dreiundzwanzig Parteiformen braucht, um seine Gedankenfülle auszudrücken, wo das bescheidene England mit dreien auskommt. In Wahrheit gibt es überhaupt keinen nennenswerten geistigen Unterschied mehr zwischen den Parteien. Wozu soll unter den heutigen veränderten Verhältnissen der ganze Humbug veralteter Parteiillusionen in Form von Regierungspartei und Opposition verewigt werden? Unter Luther werden mehr Steuern bezahlt als unter Hilferding. Mit sozialdemokratischer Zustimmung ist der Kronprinz zurückgekehrt. Die Militärexpedition gegen Zeigner wäre ohne die Dolchstöße seiner eignen Partei niemals möglich gewesen. Und ist schließlich seit dem Waffenstillstand unsre Politik jemals anders als deutschnational gewesen? Nicht weil die Macht der Deutschnationalen, sondern weil die Aehnlichkeit der Linken mit ihnen so groß war, stand das öffentliche Leben seit Jahren unter einem deutschnationalen Terror.

Gewiß: mein Ideal ist es nicht, die sozialdemokratische Partei mit der deutschnationalen zu koalieren. Aber mein Ideal sind diese 100 Mann auch nicht, die Wels aus den Trümmern seines Ruhrkriegs in den Reichstag zurückbringt. Eine schöne, würdigere Stellung wäre es wohl, die Sozialdemokratie als Oppositionspartei zu neuer geistiger und politischer Macht zu führen. Aber wogegen soll am 20. Mai Opposition gemacht werden? Gegen die Hauptfrage, das Sachverständigendiktat nicht. Gegen Nebenfragen aber, etwa gegen die Unsauberkeit und Widerlichkeit unsres staatlichen Lebens, Opposition zu machen, geht erst recht nicht. Allerdings, innerhalb der Erfüllungspolitik gäbe es eine sehr wichtige Variante: Deutschland soll nämlich nach Annahme des Sachverständigenberichtes nicht, wie leider zu erwarten ist, eine stumpfe, passive, knechtische, hinterhältige Erfüllungspolitik treiben, sondern eine freie, große, opferbereite, die uns allein mit Frankreich versöhnen und unser Schicksal neu gestalten kann. Aber abgesehen davon, daß auch das keine ausreichende Oppositionsgrundlage wäre, sondern vielmehr eine politische Moral, die man durch Wort und Schrift ins öffentliche Leben bringen soll, wo immer man sich befindet, so ist die Sozialdemokratie ja auch dazu außerstande.

Nachdem sie versäumt hat, als Partei der absoluten, uneingeschränkten und freudigen Erfüllung die Erfüllungssabotage der Bourgeoisie zu bekämpfen und aus dem Zusammenbruch des Ruhrkrieges Deutschland zu einer wahren Erfüllungspolitik heraufzuführen, hat sie für absehbare Zeit jede Möglichkeit eines wirklich selbständigen Wirkens eingebüßt. Wenn in Zukunft ihre Prominenten aufhören werden, die Stichwortträger der allwöchig fälligen Hetzen zu sein, so werden wir schon dankbar sein müssen.

Als Partei aber ist die Sozialdemokratie so groß geblieben, daß sie unter allen Umständen an der Gestaltung des deutschen Geschickes verantwortlich teilnimmt. Als Oppositionspartei kommt sie, wie gesagt, nicht in Betracht, da ihr dazu alle innern Vor-

aussetzungen fehlen. Als Regierungspartei wird sie weder Furcht noch Achtung erregen; aber sie könnte durch eine feste und kluge Politik wieder zu Ansehen kommen. Es gibt wohl noch eine dritte Möglichkeit: die der anonymen Koalitionspolitik, wie sie die U.S.P.D. unter Wirth betrieben hat. Aber die Erfahrungen werden wohl schrecken. Bei unehelichen Beziehungen zu den Deutschnationalen hätten die Sozialdemokraten nur die Lasten der Kompromittierung zu tragen, ohne an Erfolgen beteiligt zu sein. Einer Auseinandersetzung über die Koalition mit den Deutschnationalen, wird die Sozialdemokratie nicht entgehen, aber diese Auseinandersetzung wird unnütz erschwert werden, wenn sie mit der Pression des Volksentscheids eingeleitet wird. Wie solche Auseinandersetzungen enden, ist bekannt. Sie beginnen nicht, wenn sie illusionär sind; wenn sie aber nicht illusionär sind, setzt sich die politische Dynamik durch.

Wie bei diesem Bündnis die Republik fahren wird? Sehr gut. Es wird ihr unter der größern Koalition besser gehen als je vorher. Jede Stabilisierung der Wirtschaft stabilisiert die Republik. Schon aus diesem Grund ist zu wünschen, daß der Sachverständigenbericht von der größern Koalition gesetzlich durchgeführt wird.

Der Deutsche ist kein Realpolitiker, und er kann sich den Dingen erst beugen, wenn sie ihm auf den Kopf fallen. Ganz freiwillig und ganz von selbst wird diese neue Konstellation der politischen Kräfte nicht eintreten. Aber Gott sei Dank helfen die Tatsachen mit. Zu den verfassungsändernden Gesetzen bedarf es einer Zweidrittelmehrheit, und die existiert nur in der Koalition von Hergt bis Wels. Zu einer Reichstagsauflösung wird gar keine Zeit sein, und so werden sich vielleicht alle Teile ganz gern damit abfinden, wenn Dawes als Schadchen Hergt und Wels, dieses nur allzu gleichgeschlechtliche Paar, zusammenführt.

Deutsch-russischer Zwischenfall von Ernst Matthes

Die Unternehmung der Berliner Politischen Polizei gegen die Handelsdelegation der Russen hatte eine gewisse Berechtigung. Tief bedauerlich ist dabei nur, daß die Unternehmung, wie es scheint, von dem Leiter der Politischen Polizei ohne Rücksprache mit den zuständigen Reichsstellen angeordnet worden ist. In einer solchen Position ist zweckmäßig, weiter als bis zum nächsten Laternenpfahl zu sehen, nämlich auch politische, besonders aber außenpolitische Interessen zu berücksichtigen. Ob die Handelsdelegation das Recht der Exterritorialität für sich hat, ist zweifelhaft in Bezug auf den Präsidenten Stomanjakoff, seinen Stellvertreter und die Gehilfen des Stellvertreters, die ungefähr eine diplomatische Stellung innehaben wie im allgemeinen die Handelsattachés oder Referenten für Handelssachen bei fremden Botschaften. Ein Asylrecht aber kann der russischen Handelsdelegation ebenso wenig zuerkannt werden, wie unanfechtbar diplomatische Personen in ihren Wohnungen verfolgte Persönlichkeiten bergen dürften.

Das ist die Theorie. Praktisch steht es freilich ganz anders. Wenn man in Deutschland sozusagen gewohnheitsrechtlich die Handelsdelegation der Russen exterritorial behandelt, so ist das Sache des

Auswärtigen Amtes, das wissen muß, wie weit die Vorteile einer solchen Behandlung die Nachteile aufwiegen, die aus der Unterstützung der iliegalen kommunistischen Organisationen durch die Handelsdelegation entstanden sind.

Den Behörden war sicherlich bekannt, daß das Aktenmaterial der iliegalen Organisationen im Gebäude der Handelsdelegation aufbewahrt wurde. Es war weiter bekannt, daß dieses Aktenmaterial in dem Zimmer des Schneiderratus, eines Angehörigen dieser Delegation, aufbewahrt wurde. Es war drittens bekannt, daß hier Relaisketten des iliegalen Kurierdiensts der KPD begannen und endeten. Wollte man etwas unternehmen, so mußte Herr Oberregierungsrat Weiß mit dem Auswärtigen Amt und dem Reichsamt des Innern sprechen. So aber ist aus dieser Angelegenheit ein Schlag ins schmutzige Wasser geworden. Die Aktion mußte vorzeitig abgebrochen werden. Die Russen werden sich die Gelegenheit, Vorteile herauszuschlagen, nicht entgehen lassen. Eine günstigere Gelegenheit, unsre diplomatische Leitung fünf Minuten vor den französischen Wahlen, am Vorabend eines Balkankonflikts und im Hinblick auf die Wirkung unsrer Wahlen bei MacDonald gehörig zu zwicken, wird es für sie so bald nicht wieder geben.

Wer ist nun schuld: die schwäbischen Polizisten, die sich von dem entsprungenen Bozenhard haben düpieren lassen, die Russen, die ihren Genossen aufnahmen, der Reichskommissar für die öffentliche Ordnung Kuenzer, der mit den Stuttgartern zusammen die deutsche Tscheka aushob, oder der Leiter der Politischen Polizei? Wenn man nicht Ursache und Wirkung verwechselt, liegt der Schluß nahe, daß Herr Weiß der Schuldige ist.

Die beiden württembergischen Beamten haben ihre Pflicht nicht verletzt, wenn sie dem Untersuchungsgefangenen Bozenhard erlaubten, etwas zu essen, und ihm als Ortsunkundige in ein Haus folgten, das er als geeignetes Lokal bezeichnete. Sie haben dabei Pech gehabt, sind aber nicht schuldiger als jeder Kriminalbeamte, der einer sistierten Person den Wunsch, einmal auszutreten, nicht abschlägt.

Die Meinung der Russen ist, daß sie die Pflicht hatten, ihrem Genossen zu helfen. Daß sie die Gesetze des Empfangsstaates damit gröblich verletzten, wird ihnen bei ihrer revolutionären Gesinnung, die „Kleinigkeiten“ wie öffentliches Recht negiert, ziemlich gleichgültig sein. Der Erfolg gibt ihnen ja auch recht. Und solange sie mit diesem Verhalten durchkommen und die Billigung ihrer Regierung haben, würden sie Unrecht tun, anders zu handeln.

Der Reichskommissar für die öffentliche Ordnung hat gar keine Schuld, denn er hat, soweit übersehen werden kann, weiter nichts getan als an der Aufdeckung der deutschen Tscheka mitgearbeitet.

Bleibt Herr Weiß. Bekannt ist die merkwürdige Spannung zwischen der Politischen Polizei und dem Reichskommissariat. Der Reichskommissar hatte im Januar bei der Thormann-Grandel-Affäre die Politische Polizei übergangen, weil er, wie der Prozeß ja ergeben wird, gar keine Zeit hatte, die Politische Polizei zu informieren. Die Ereignisse drängten sich derartig zusammen, daß aus einer Angelegenheit, der der Reichskommissar zunächst mit Interesse, aber immerhin kühl gegenüberstand, durch ein plötzliches Drängen Thormanns über Nacht eine Gefahr reifte, der nur so zu begegnen war, daß sofort ein Haftbefehl des Staatsanwalts erwirkt wurde. Die Ausführung dieses Haftbefehls und die ganzen übrigen Maßnahmen wur-

den dann, wie es richtig ist, der Politischen Polizei des Landes, wo das Verbrechen stattfinden sollte, also Preußen (Berlin) übergeben. Hätte der Reichskommissar damals erst Herrn Weiß informiert, so hätte er bei dessen Haltung zu dieser Reichsstelle gewärtigen können, daß der die Angelegenheit unter den Tisch fallen ließ, jedenfalls aber anders behandelte, als der Reichskommissar wünschte.

An diesen Fall schloß sich eine Polemik an, die von Herrn Weiß ausging und außerordentlich unsympathisch war. Die knappen Dementis des Reichskommissars brachten auch keine Klärung. Man merkte die Absicht dieser Behörde, das Material für den Prozeß aufzusparen. Das unerfreuliche Bild eines Kampfes zweier Behörden, die an sich gleiche oder ähnliche Aufgaben haben — jedoch mit dem grundsätzlichen Unterschied, daß das Reichskommissariat eine Stelle zur Informierung der Reichsregierung ist, während die Politische Polizei die Exekutive für Berlin hat —, ist typisch für die Zerrissenheit auf politischem Gebiet. Diese beiden Behörden, die doch ungestört arbeiten könnten, befehden einander sogar in der Presse. Keine reagiert auf Anfragen der andern. Warum? Weil Herr Weiß eifersüchtig auf jede Angelegenheit ist, die auch nur entfernt seinen Machtbereich berührt. Es ist daher anzunehmen, daß die ganze Aktion gegen die Handelsdelegation seiner Eifersucht auf den Erfolg des Reichskommissars in Sachen der deutschen Tscheka entsprang.

Herr Weiß wollte auch einen Erfolg, möglichst einen noch größern auf dem Gebiet der Kommunistenverfolgung erringen. Seine Vermutung, daß in der Handelsdelegation allerhand zu holen sei, war richtig. Er vergaß nur die außenpolitischen Folgen. Es wäre ja so schön gewesen, sagen zu können: Ich muß den Häftling, der den Stuttgartern des Reichskommissars entsprungen ist, wieder einfangen und finde dabei noch so und so viel Material. Aber Verzicht auf den Fund und nichts weiter als Schädigung der deutschen Interessen? Bemerkenswert ist übrigens, daß Herr Weiß vor einiger Zeit aus der Demokratischen Partei ausgetreten ist, und daß er sich bei den Angriffen des Berliner Tageblatts und der ‚Germania' auf den Alldeutschen Verband in Sachen der Hintergründe des Rathenau-Mordes (die zuerst in Nummer 15 der ‚Weltbühne' aufgedeckt worden sind), so offensichtlich auf die Seite des Alldeutschen Verbandes gestellt hat, wie die Meldungen der B.S. Korrespondenz in der Deutschen Tageszeitung erkennen lassen. Vielleicht tut man Herrn Weiß Unrecht, wenn man die Motive zu dem Sturm auf die Handeldelegation in seinem Gegensatz zum Reichskommissar sucht: vielleicht wollte er sich einfach nach seinem Austritt aus der Demokratischen Partei kurz vor den Wahlen bei den Rechten in empfehlende Erinnerung bringen.

Erschreckend ist unter allen Umständen die Planlosigkeit in führenden Stellungen, mit der Unternehmungen von Tragweite begonnen und wieder abgeblasen werden. Erschreckend ist weiter der Niederbruch der Beamtenmoral, der bei diesen Katzbalgereien zwischen den Behörden offenbar wird. Erschreckend ist schließlich die Unsumme von Arbeitskraft und die Unsumme von Geld der Steuerzahler, die diese Unbesonnenheiten kosten.

Es wird endlich Zeit, daß durch Abbau und Zusammenlegung von Behörden die Reibungen und Lächerlichkeiten unmöglich gemacht werden.

II.

Die Regierungsfront

Zu Beginn des Huertistischen Aufstandes sagten viele meiner Bekannten dem Präsidenten Obregon ein schnelles Ende voraus. Diesen Leuten durfte man gar nicht mit Gegengründen kommen, so sehr wünschten sie den Sturz des Präsidenten. Heute hoffen sie auf Obregon, selbstverständlich in ihrem Sinne. Der Präsident soll ihnen Wirtschaftsruhe garantieren, das heißt: er soll ihnen die Geschäfte sichern. Gestern noch nannten sie ihn einen Bolschewisten: heute wollen sie ihn für ihre kapitalistischen Interessen einfangen. Er imponiert ihnen, weil er gesiegt hat.

Ich kenne den Präsidenten persönlich noch nicht; aber die ihn persönlich kennen, nennen ihn einen tätigen Optimisten mit viel Vertrauen in die Menschen und mit mehr militärischer als politischer Leidenschaft. Man streitet hier über seine Herkunft, und es heißt, daß in ihm indianisches und irisches Blut sich vereinige, was eine seltene Mischung wäre. Jedenfalls steht er in engen Beziehungen zu den Jaquis. Dieser Indianerstamm, der im Norden des Landes wohnt, war vor der Eroberung Mexikos von einer hohen Kultur zusammengehalten. Die Jaquis haben sich niemals den Spaniern unterworfen und niemals den Bewohnern der Vereinigten Staaten. Sie besitzen noch den Indianerstolz, von dem wir in unsern Kinderbüchern so viel gelesen haben. Natürlich konnten sie ihre alte Unabhängigkeit nicht bewahren; aber unterworfen haben sie sich niemals. In den Jaquis lebt noch der alte Gemeinschaftssinn, und die Regierung gibt ihnen Land und Kultivierungsinstrumente, so viel sie kann.

Obregon ist seit langem Freund dieser Indianer; er unterstützte sie, als sie von Porfirio Diaz verfolgt wurden, und er spricht selbst die Sprache der Jaquis, die auch seine Mutter versteht. Obregon war früher ein kleiner Maishändler im Gebiet der Jaquis, der sich mit geringem Nutzen begnügte und daher das Vertrauen dieser stolzen Indianer gewann. Im Jahre 1910 kämpfte er für die Madero-Revolution. Zur selben Zeit erhob sich Callez, der bis dahin Volksschullehrer im Norden gewesen war und heute der Präsidentschaftskandidat mit den besten Aussichten ist. Auch de la Huerta gehörte damals zu den Revolutionären, allerdings weniger militärisch als kaufmännisch aktiv. Er war ein kleiner Bankbeamter in Sonora und kaufte für die Maderisten Waffen, Park, und was sie sonst brauchten.

Ich glaube, daß Obregon beim Antritt seiner Präsidentschaft sich für einen Uebergangspräsidenten hielt. Er sah die sozialwirtschaftlichen Notwendigkeiten Mexikos, erkannte aber auch, daß das Land erst im Anfang seiner Umformung steht. Wie mir Freunde Obregons sagen, sah und sieht er noch als das Hauptproblem der sozialen Revolution die Landverteilung an, ohne dabei die Industrialisierungsnotwendigkeiten zu verkennen. Sowohl seine Acker- wie seine Industriepolitik ist proletarisch. Er wollte die Umgestaltung, das heißt: die Landverteilung an den expropriierten Indio, und die Organisation des Industrieproletariats als

Folge der mit fremdem Kapital erleichterten Industrialisierung Mexikos so unblutig wie möglich durchführen. Sein Sozialismus ist also pazifistisch. Daher sind die proletarischen Parteien Mexikos nicht einig in der Stellung zu ihm. Die Parteitendenzen orientieren sich an der Dritten Internationale, also für die Dritte Internationale oder gegen sie. Die wichtigste radikale Partei ist augenblicklich die der Agraristen, deren Programm agrarkommunistisch ist, und die daher mit den Kommunisten Mexikos mehr oder weniger wesensverwandt sind. Die Agraristische Partei — die Bauern und das Landproletariat — unterstützen die Regierung Obregon außerordentlich tatkräftig. Es heißt, daß sie die Schlachten um Okotlan im Westen und um Esperanza im Osten entschieden haben. Deshalb sind die Agraristen heute der Kern der sozialen Revolution Mexikos, und jede Regierung muß ihre Politik auf ihre Wünsche einstellen. Ausgenommen die Anarcho-Sozialisten unterstützten alle Arbeiterorganisationen die Regierung Obregons gegen de la Huerta, aber am erfolgreichsten, wie ich glaube, die Agraristen.

Obregons Generale bekannten sich mehr oder weniger alle zum Sozialismus. Hier sei besonders Arnulfo Gommez erwähnt, der ein Waffengefährte von Callez ist und im Norden des Landes sowie in San Luis Potosi eine agraristische Truppe von 19 000 Mann in kurzer Zeit organisiert hat.

Waffengefährte von Callez sein, heißt: für die Landesverteilung sein. Callez ist in dieser Hinsicht vielleicht der Radikalste in der jetzigen Regierung. Allerdings konnte er als Ministerpräsident seine politischen Ideen nicht so radikal verwirklichen, wie er vielleicht wollte, da er viel mit innern Kämpfen, besonders gegen den Huertismus, beschäftigt war, der sich hauptsächlich auf die Anarcho-Sozialisten und auf das Syndikat der Agrikultoren, der bürgerlichen Landeigentümer gestützt haben soll.

Die Abwehr der Huertisten hat viele Opfer gekostet. Das schwerste dieser Opfer war der Verlust des Gouverneurs von Yucaten, Carillo Puerto. Der war außerordentlich verehrt vom mexikanischen Proletariat, besonders von den Agraristen. Ich konnte mich davon bei einer Erinnerungsfeier überzeugen, die in der Stadt Mexiko für ihn und Lenin veranstaltet wurde.

Puerto war ursprünglich Eigentümer von Transportfahrzeugen, weil es im Yucaten nur wenig Verbindungen gab. Er setzte sich dann sehr energisch gegen die Yucatener Latifundisten für eine Bauernkultur ein, nachdem er schon im Jahre 1910 mit Zapata für die Landesverteilung gekämpft hatte. Er hat in verhältnismäßig kurzer Zeit Yucaten wirtschaftlich unabhängig gemacht, sodaß er 1922 schon eine große Menge Mais exportieren konnte. In zwei Jahren organisierte er die Henequel-Produktion durch die Yucatener Bauern. Man sagt hier, daß trotz Irrtümern, die er begangen habe, besonders bei der Heranziehung technischen Personals, seine Organisationsarbeit beispiellos gewesen sei. Auch sonst hat er außerordentlich viel geleistet, namentlich in der Unterrichtsorganisation, im Kampfe gegen den Alkohol und gegen die Prostitution. Er ist heute eines der größten Beispiele der proletarischen Revolution Mexikos.

V.

Brauns

Das Reichsarbeitsministerium ist eine Kriegsgeburt. Als das Reichsministerium des Innern unter der ungeheueren Fülle neuer Aufgaben, die der Krieg mit sich brachte, wie ein Wasserkopf anschwoll, als der Staatssekretär Delbrück unter der Last der Arbeit zusammenbrach, da löste sich aus dem riesigen Gefüge ein Stein nach dem andern. Das Reichsernährungsministerium entstand. Das Reichswirtschaftsministerium. Schließlich das Reichsarbeitsministerium. Der Sozialdemokrat Gustav Bauer, der massive Ostpreuße mit einem hölzernen Bein, war der erste Chef dieses neuen Ministeriums und blieb es auch, als die Revolution Vieles von dem wieder in Trümmer schlug, was während der letzten Periode des Krieges in rascher Anpassung an die veränderten Verhältnisse geschaffen worden war. Die Pépinière an der Linien-Straße wurde das Heim des Arbeitsministeriums. Vornehme Vestibüle, riesige Treppenaufgänge, imponierende Empfangshallen und Säle aller Art reihen sich in dem gewaltigen Bau an einander. Von den Wänden gucken die großen Tierärzte der preußischen Vergangenheit in wunderlichen Uniformen auf den Besucher herab. In der Pépinière, durch die im Laufe der Jahrzehnte, wenn auch früher an andrer Stelle, tausende von Studenten gegangen sind, haben diese würdigen Gestalten, diese ordenbehängten Marionetten oft von Pferden zu Rössern gesprochen. Nun, da das alte Reich verschwunden, da eine Militärärztliche Akademie ausschließlich für die Armee nicht mehr am Platze ist, versucht der Arbeitsminister eine Pferdekur an der deutschen Sozialpolitik. Nach Bauer kam Schlicke, der sozialdemokratische Gewerkschaftsführer, und nach Schlicke zog mit dem sozialistenreinen Kabinett Fehrenbach ein Geschorener ein. Ein Mann im schwarzen Rock. Ein Theologe und Staatswissenschaftler zugleich. Ein Kaplan, der für dieses weltliche Amt erst den Dispens des Papstes einholen mußte.

Brauns ist im Januar 1868 zu Köln geboren. Eine breitschultrige Gestalt mit einem durchgeistigten Gesicht, leicht gebückt von einer schleichenden Krankheit. In seiner Vaterstadt besuchte er das Apostel-Gymnasium und zog nach Bonn, um Theologie zu studieren. Später ging er zu Nationaloekonomie und Staatsrechtswissenschaft über. In Freiburg wurde er promoviert. Zehn Jahre lang war er in Westdeutschland, in Krefeld und in Borbeck, Geistlicher. Dann trat er als Direktor in den Volksverein für das katholische Deutschland zu München-Gladbach ein, leitete dort die Organisationsabteilung und hielt volkswirtschaftliche Kurse ab. Allmählich wuchs er so in das soziale und politische Leben hinein. Im Zentrum zählte er zu den Linksdemokraten und vertrat, beinah ein Draufgänger, mit großem Eifer die sozialen und wirtschaftlichen Forderungen der Christlichen Gewerkschaften, die sich mehr und mehr den freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften näherten. Nach der Revolution war

er einer der sogenannten neuen Männer. Der Wahlkreis Köln-Aachen entsandte ihn in die verfassunggebende Deutsche Nationalversammlung. Hier wurde er Vorsitzender des Ausschusses für die Volkswirtschaft. Auf der Rednertribüne des Plenums erschien er nur selten. Aber er galt als ein fleißiger, hingebender Arbeiter, der sein Mandat sehr ernst nahm. Die Materie beherrschte er wie nur Einer. Kein Wunder. Denn hinter ihm lag eine ganze Reihe von Schriften, Gutachten und Autsätzen, in denen er sich mit all den großen sozialen Problemen: mit der Christlichen Gewerkschaftsbewegung, mit dem Achtstundentag und mit dem Lohntarif im Bergbau auseinandergesetzt hatte. Er selbst schien indessen bald die Lust am parlamentarischen Leben verloren zu haben. All Das, was auf die Nationalversammlung einstürmte, berührte ihn seelisch und körperlich so stark, daß er mehr als ein Mal zu seinen Fraktionskollegen äußerte: Niemals nehme ich ein Mandat an. Wie schön wäre es, wenn ich mich als Seelsorger in irgendein verlassenes schweizer Dorf zurückziehen könnte!

Indessen — als die Nationalversammlung auseinanderging, stürzte sich Brauns in den Wahlkampf und bewarb sich um eine aussichtsreiche Kandidatur. Der Wahlkreis Köln-Land winkte ab. Als er in Düsseldorf-Nord anklopfte, winkte man auch dort ab. Schließlich wurde er auf die Reichsliste des Zentrums gestellt. So kam er wiederum in das Parlament, und gleich darauf wurde er auch schon von Herrn Fehrenbach, seinem Parteifreund und Kanzler, in das neue Kabinett berufen. Seitdem hat er, während alle Personen (bis auf Geßler) und Aemter wechselten, ein Kabinett nach dem andern überdauert. Er sah als Reichskanzler kommen und gehen Fehrenbach und Wirth, Cuno und Stresemann. Er blieb. Auch unter Marx. Nur in seiner seelisch-politischen Struktur, vollzog sich allmählich eine Aenderung. Der Demokrat in ihm begann langsam, selbstverständlich immer im Rahmen der großen, einigenden Zentrumspartei, erst nach der Mitte, dann nach der Rechten zu wandern. Die politische Moleküle verlagerten sich in ihm. Das Zusammenarbeiten mit dem Parlament wurde ihm unbequem. Die immer wechselnden Wünsche, Beschwerden, Anträge, Forderungen störten ihm den gleichmäßigen Lauf seiner amtlichen Uhr. Die furchtbare Geldentwertung, die alle sozialen Einrichtungen erschütterte, die Alles über den Haufen zu werfen drohte, und die ihn täglich vor neue Entschlüsse stellte, bedrängte ihn von der andern Seite. Unsichtbar hing über seinem Schreibtisch, wie in jedem Ministerzimmer, die Tafel mit den drei gleichen Worten: Handeln, Handeln, Handeln! So trat ihm der Gedanke immer verführerischer nahe, die Regierungsgeschäfte einem Direktorium mit diktatorischen Befugnissen zu übertragen. Er wurde ein lebhafter Vorkämpfer für das diktatorische Ermächtigungsgesetz, und im Kabinett Marx hielt er sich eng an die Oberbürgermeisterpartei Luther-Jarres-Geßler, die das Parlament beiseite schieben und ungehindert eine Politik der Tat treiben wollte.

Seine Sozialpolitik ist in den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der letzten Jahre mehr negativ als positiv

gewesen; ein Retardando. Seine Wohnungspolitik endete in einer Sackgasse. Seine Lohn- und Tarifpolitik desgleichen. Die Arbeiter murrten über die niedrigen Löhne, die hinter dem Friedensstande zurückblieben. Die Arbeitgeber kündigten ihm den Gehorsam auf, als Schiedssprüche gegen sie für verbindlich erklärt wurden. Der allgemeine Abbau der staatlichen Maschinerie ließ auch sein Ressort nicht unberührt. Streiks und Aussperrungen folgten, nach einer längern Ruhepause, als die Mark stabilisiert wurde. Die Arbeitslosenziffer ging in die Millionen. Das Deutsche Reich, das immer so stolz auf seine Sozialpolitik gewesen war, mußte auch hier Schritt um Schritt zurückweichen und resignieren. In seiner eignen Partei hatte er mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Arbeiterflügel begann zu murren. In der Fraktion gabs Vorwürfe aller Art. Er selbst erklärte, daß er gern zurückträte, wenn ihn nicht die Verantwortung, die er mit seinem Amt übernommen habe, davon abhielte. Mehr als einmal legten sich Parteifreunde für ihn ins Mittel und wiesen auf seine Krankheit hin, der man eine gewisse Rücksicht schuldig sei. So wurden die Gegensätze immer wieder verkleistert. Und Brauns blieb.

Abstieg nach Süden von Oskar Loerke

Der Paß ist gefunden, ich bin dir entgangen,
Schmerzgebirg, dem Schweigen geschworen!
Mit starrem Flutgefäll behangen:
Seelen verschneit, Seelen erfroren!

Mag mich der Schall meiner Füße nicht wecken,
Die zwischen Limonen abwärts mich tragen!
Und nicht in den Gärten die klappernden Stecken,
Die von den Bäumen die Oelfrucht schlagen!

Weiße Schauer vom alten Meere
Zerren im Hafen umsonst an den Schiffen.
Licht wetzt am nassen Schieferwehre,
Als würden Prophetenschwerter geschliffen.

Die Schwerter schlugen das Auge mir offen,
Die Schauer haben es gereinigt,
Die Stecken haben gut getroffen,
Der Stein unterm Fuß hat gut gesteinigt.

Nun schweben die Wehberge, mondüberlichtet,
Im Nordhimmel heim, geflügelte Hünen.
Wind, von Salz beschwert und verdichtet,
Salbt mir den Mund: mein Wort auch will grünen.

Wiegende Lampensterne bescheinen
Datteln im Büschel rötlicher Halme.
Darüber zum Himmel, darunter auf Steinen
Spielt mit den Schattenwedeln die Palme.

VI.

Die beiden Onkel

Von Vaterseite her waren meine Verwandten mit wenigen Ausnahmen Offiziere. Ihr typischster Vertreter war mein angeheirateter Onkel v. Hertzberg, Generalleutnant a. D. in Frankfurt an der Oder.

Der alte Herr hatte den Krieg 70/71 als Flügeladjutant des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin mitgemacht. Nach der Zahl seiner Orden zu schließen, müssen seine militärischen Verdienste enorm gewesen sein. Wenn er sie sämtlich hätte anlegen wollen, hätte er zu einem Drei-Etagen-System greifen müssen, da es ja als unschicklich galt, Orden auf einem andern Körperteil als auf der Vorderseite zu tragen. An den Orden konnte man jedenfalls ganz genau feststellen, welche Potentaten jemals vor dem Kriege, während des Krieges oder nach dem Kriege dem Großherzog von Mecklenburg Besuch abgestattet hatten. Der gewöhnliche Sterbliche hinterläßt ber einer Einladung als Andenken ein Trinkgeld. Fürsten hinterlassen Orden.

Warum mein Onkel seine militärische Karriere, die allerdings in der Hauptsache Hofkarriere gewesen war, in noch verhältnismäßig rüstigen Jahren abbrechen mußte, will ich nicht erörtern, da ich in militärischen Dingen absoluter Laie bin, soviel ich auch in meinem Leben mit Offizieren zu tun gehabt habe. Jedenfalls fühlte er, als er sich nach Frankfurt zurückzog, noch so viel Arbeitskraft in sich, daß die Lektüre der Kreuzzeitung nicht ausreichte, seinen ganzen Arbeitstag auszufüllen. So setzte er sich denn von Zeit zu Zeit hin und schrieb Artikel für die Kreuzzeitung.

Freiherr v. Hammerstein gestand mir einmal, daß das Eintreffen eines Artikels von Hertzberg immer einen kleinen Schrecken in der Redaktion hervorrufe. Man wagte natürlich nicht, die Arbeit eines adligen Generalleutnants einfach als unverwendbar zurückzusenden. Andrerseits genierte man sich, sie als Artikel zu bringen. Hertzberg behandelte nämlich ausschließlich religiöse Gegenstände, und zwar mit einer so naiven Orthodoxie, daß selbst einzelne Leser der Kreuzzeitung und vor allem ihre Redakteure daran Anstoß nahmen. Der alte Herr stand auf dem Standpunkt der starren Verbalinspiration, will heißen: er hielt jedes Wort des Bibeltextes für göttlich inspirierte Wahrheit. Wenn, zum Beispiel, an einer Stelle der Bibel der Sonne geboten wird, stille zu stehen, so folgerte er daraus, daß zwar im Allgemeinen die Sonne um die Erde kreise, aber durch Gottes Gebot für einige Minuten angehalten werden könne. Solche Himmelswissenschaft mit der Autorität der Kreuzzeitungsredaktion zu decken, schien selbst Herrn v. Hammerstein bedenklich. Es erging deshalb die Anweisung, Hertzbergs Artikel zwar zu bringen, aber nur als Eingesandt.

So lange ich mich für Orden und Theologie interessierte, brachte mir mein Onkel wohlwollende Patronage entgegen, da er mich für eine Hoffnung der Konservativen Partei hielt. Als mein

Weg allmählich nach links ging, lud er mich nicht mehr ein und mied überhaupt meinen Umgang.

Es war im Jahre 1903, einige Zeit nach meiner Wahl in den Reichstag. Ich saß in meiner ziemlich kümmerlichen Junggesellenbude in der Bernburger Straße. Plötzlich klopfte es. Und herein trat die alte Exzellenz, feierlich im Bratenrock mit dem Zylinder in der einen und dem Hörrohr in der andern Hand. Ich war paff. Seit zehn Jahren hatte der alte Herr nichts von sich hören lassen, und nun klomm er die drei Treppen zu mir hinauf. Was hatte das zu bedeuten?

Ich sollte es gleich erfahren. Mit Grabesstimme eröffnete mir mein Onkel, er habe aus der Kreuzzeitung ersehen, daß ich leider in den Reichstag gewählt worden sei, und zwar für eine Linkspartei. Nun werde ja demnächst der Reichstag eröffnet werden. Da sei er denn von Frankfurt herübergekommen, um mir im Namen der Familie ein Ultimatum zu stellen: entweder solle ich sofort auf mein Reichstagsmandat verzichten, oder, falls ich dazu wider Erwarten nicht bereit sei, dann wenigstens auf meinen Adel und mein Erbrecht.

Ich war zwar einigermaßen überrascht über diesen mir unerwarteten kategorischen Imperativ. Aber da ich in den Wahlkämpfen Taktik gelernt hatte, versuchte ich, den Frontangriff des Generalleutnants zunächst durch eine Flankenbewegung zu erschüttern. Ich fragte ihn, welche Ansichten der Freisinnigen Vereinigung (der ich mich als Hospitant angeschlossen hatte) ihm mit den Pflichten eines Edelmanns unverträglich erschienen. Der alte Herr, in der Politik weniger beschlagen als in der Bibel, fing an zu stottern. Ich, immer höflich, namentlich gegenüber alten konservativen Onkels und Tanten, kam ihm zu Hilfe, indem ich ihm eine kleine Rede etwa folgenden Inhalts hielt:
„Lieber Onkel, ich weiß, daß Du in Deinem ganzen Leben nur die Kreuzzeitung gelesen hast. Du hast also nie etwas von mir, sondern höchstens einmal etwas über mich gelesen. Du wirst zugeben, daß es grade vom christlichen Standpunkt aus unbillig ist, Jemand zu verurteilen, ohne ihn selbst gehört zu haben. Ich habe hier eben den Abdruck eines meiner Artikel erhalten. Bitte, lies ihn und sage mir dann, was Du daran auszusetzen hast.“

Damit schob ich ihm einen Artikel aus der wiener ‚Zeit‘ hin, worin ich den Dresdner Parteitag der Sozialdemokratie behandelt hatte. Es war das jener Parteitag der Abrechnung Bebels mit den Revisionisten. Ich hatte ziemlich energisch gegen Bebel Stellung genommen.

Der Onkel setzte sich seinen Kneifer auf und fing an zu lesen. Namentlich der Anfang des Artikels mit meiner scharfen Kritik an Bebels Intransigenz mußte ihm gefallen. Seine Züge wurden immer interessierter. Ich fühlte, daß er unwillkürlich unter den Bann der Argumentation des Artikels geriet.

Plötzlich gab er sich einen Ruck, schob den höchstens zu einem Viertel gelesenen Artikel zurück und erklärte mit starrer Stimme: „Führe mich nicht in Versuchung!“ Ich, sehr liebenswürdig: „Aber, lieber Onkel, willst Du nicht zu Ende lesen?

Er: „Nein. So etwas liest man nicht. Ich frage Dich also zum letzten Mal, ob Du auf Dein Mandat oder auf die Zugehörigkeit zur Familie verzichten willst." Ich erklärte, daß ich dazu umso weniger Veranlassung hätte, als er mir ja weder Gründe angegeben noch meine Ansichten auch nur kennen zu lernen unternommen hätte. Worauf er schweigend das Hörrohr ab- und den Zylinder aufsetzte und auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Das Ersuchen, auf den Adelstitel zu verzichten, ist übrigens öfters in meinem Leben an mich herangetreten, namentlich von Personen der Linken, die das für eine Konsequenz der Demokratie halten. Ich bin zwar stets für eine allgemeine Abschaffung der Adelstitel im Gesetzgebungswege eingetreten. So lange sie aber gesetzlich zu Recht bestehen, würde ich es für törichte Konzession an das Junkertum halten, wenn ich durch Verzicht auf das „von" gewissermaßen zugäbe, daß ein Demokrat weniger würdig sei, einen historischen Namen zu tragen, als irgendein Konservativer, dessen einzige positive Leistung im korrekten Gebrauch des Monokels besteht.

*

Meine Verwandten von Mutterseite her waren fast samt und sonders Landwirte, Rittergutsbesitzer oder Domänenpächter. Die charakteristischste Erscheinung unter ihnen war mein Großonkel Philipp Kühne, Mann einer Koppe, Amtsrat und Domänenpächter in Wanzleben in der Provinz Sachsen. Ein Mann, der mit einem kleinen Kapital begonnen hat und gestorben ist mit einem Vermögen von 20 Millionen Mark, die er ausschließlich in der Landwirtschaft verdient hat. Und zwar in den Jahrzehnten verdient hat, wo die „Not der Landwirtschaft" das ständige Kriegsgeschrei der Agrarier war.

Freilich: der alte Kühne war ein Musterlandwirt von höchster Fachintelligenz. Wenn ich in seinem stolzen Viererzuge durch seine herrliche Domäne in der Magdeburger Börde fuhr, dann lachte mir als Landwirtssohn das Herz im Leibe. Landschaftlich war es schrecklich öde, landwirtschaftlich prima, primissima. Wie ein sauber gedeckter Tisch lagen die flachen Felder da, ohne Stein, ohne Quecke, nur üppiger Weizen und saftige Zuckerrüben in harmonischer Abwechslung. Er holte aus dem Boden, was nur eben menschliche Intelligenz und menschlicher Fleiß herausholen kann.

Auch außergewöhnlichen Ereignissen war er gewachsen. Einmal hatten wir einen total verregneten Sommer. Die Gerste wuchs auf dem Halme auf. Es lohnte überhaupt nicht, sie abzuernten. Die Nachbarn verzweifelten. Er aber sandte, kurz entschlossen, einen seiner Söhne nach Rußland, um dort viele Tausend magere Gänse billig einzukaufen. Sie wurden in die Gerstenfelder gesetzt, fraßen sich dort voll und fett und wurden im Herbst mit erklecklichem Gewinn verkauft. So diente ihm die ausgewachsene Gerste wenigstens zu etwas, während sie bei den Andern nutzlos verfaulte.

Der alte Kühne war ein Riesenenergie und eine hohe Intelligenz, aber ein Materialist vom reinsten Wasser. Der starke Mann mit der dröhnenden Stimme hatte eine enorme Vitalität

bis in die achtziger Jahre seines langen Lebens hinein. Ein starker Esser und ein tüchtiger Zecher, machte es ihm ein Mordsvergnügen, seine Gäste, des süßen Weines voll, unter den Tisch sinken zu sehen.

Ich bin von meinem Vater durchaus nicht antialkoholisch erzogen worden. Nach seiner Meinung war es gut, wenn man eine Menge vertragen könne. Aber er fand es scheußlich, wenn sich Jemand betrank. In der Tat habe ich ihn, der als der berühmteste Bowlenbrauer weit und breit galt, nie auch nur angeheitert gesehen. Selbst von den Kaisergeburtstags-Essen, wo die Besoffenheit eigentlich patriotisches Obligatorium war, kam er immer nüchtern zurück.

In solcher Schule zielbewußter Alkoholgewöhnung bin ich aufgewachsen. Ihr verdanke ich, daß ich selbst den härtesten Proben in Offizierskasinos und auf Corpskneipen standhalten konnte, ohne je den Verstand umnebelt zu bekommen. Erst in spätern Lebensjahren habe ich eingesehen, daß der regelmäßige Alkoholgenuß an sich ein Uebel ist.

Als ich Regierungsreferendar in Magdeburg geworden war, empfing ich die erste Diner-Einladung zum alten Kühne. Ich wußte, welche Trinkprobe mir bevorstand. Aber die Hauptsache war: ich war gewarnt. Ich konnte meinen Schlachtplan machen.

Es war ein heißer Maientag, durstiges Wetter. Trotzdem trank ich fast nichts, solange die Damen bei Tische saßen. Ich wußte: die große Saufschlacht ging erst los, wenn sie sich erhoben hatten. Richtig! Kaum waren die Damen fort, so tranken der alte Kühne und seine Söhne und Schwiegersöhne mir ununterbrochen zu. Ich tat ihnen, wie der Komment erforderte, immer mit einem vollen Glase Bescheid. Ich konnte mir das ja leisten, da ich mich vorher völlig geschont hatte, was Niemand aufgefallen war, da alle Herren durch die Tischgespräche mit den Damen in Anspruch genommen waren. Bei Beginn des Turniers stand bei mir der Pegel auf 0,0, während von den Andern jeder schon mindestens seine 1½ Flaschen intus hatte. Nach etwa einstündigem scharfen Kampf standen wir auf, und ich stand noch immer fest auf den Beinen. Da rief der alte Kühne anerkennend: „Verrückt ist der Kerl zwar, aber saufen kann er wenigstens.“

Meine Verrücktheit bestand in seinen Augen in meinen sozialen Anschauungen. Besonders wütend war er auf mich, weil ich seine Frau, die ein empfindsames Gemüt besaß, von der Notwendigkeit überzeugt hatte, die gradezu grauenhaften Arbeiterwohnungen auf den Domänen zu verbessern. Das kostete Geld, das nach Ansicht des alten Kühne für nichts ausgegeben war. Darum stand er dauernd auf dem Kriegsfuß mit mir.

Später traf einmal Stöcker mit ihm zusammen. Das Thema „Gerlach“ wurde abgehandelt. Kühne erklärte: „Der Mensch hat einen Vogel.“ Stöcker: „Wenn es ein Vogel ist, dann sicher ein Adler.“ Worauf Kühne die Unterhaltung mit dem Ausruf abbrach: „So ein Weltbeglücker!“

Das war für diesen konservativen Agrarier der Inbegriff des Hassenswerten.

Phili von Arthur Eloesser

Ich lese die Erinnerungen: ‚Aus 50 Jahren‘ (Verlag Gebrüder Paetel) des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, der am 12. Februar 1847 in Königsberg geboren wurde und am 17. Sepember 1921 auf seinem Gute Liebenberg gestorben ist. Schon der Säugling wurde in die Wirren der Zeitgeschichte verwickelt. Sein Vater hatte als Kürassierleutnant einen revolutionierenden Bürger während der Märzrevolution vom Pferde herab niedergeschlagen. Die Familie des verhaßten Offiziers mußte mitten im Winter — damals heulten die Wölfe noch in Ostpreußen — nach Wehlau in Sicherheit gebracht werden. Verdächtige Männer wollten dann das Kind stehlen, das man auf einer Wiese am Pregel in die Sonne gelegt hatte; nur der Geistesgegenwart der tüchtigen ostpreußischen Magd gelang es, das „Jungche“ zu retten, das sie vorurteilslos als ihr eignes ausgab. Das Mädchen rettete nicht nur einen Grafensohn, sondern auch einen künftigen Dichter, der ihr eigentlich eine von seinen vielen Balladen hätte widmen sollen; aber er erzählt auch so sehr hübsch, wie die Entschlossene als eine Art Jungfrau von Orleans gefeiert und in der Familie mit „Schmand“ und andern ostpreußischen Leckerbissen verwöhnt wurde. Diese Memoiren sind nach Erinnerungen, Briefen, Tagebüchern des Fürsten von dem Tübinger Geschichtsprofessor Johannes Haller geordnet worden, der uns auch noch ein vollständiges Lebensbild als Ergänzungsband versprochen hat. Der Herausgeber bemerkt, daß dem Staatsmann und Dichter die Lust an seinem Bekenntniswerke vergangen sei, und daß ihm sein hinfälliger Zustand auch keine regelmäßige, anstrengende Arbeit mehr erlaubt habe. Man erinnert sich, daß dieser hinfällige Zustand die Austragung des Harden-Prozesses Jahre lang vereitelt hat, und damit wird es wohl auch seine Richtigkeit gehabt haben. Schon lange vor Ausbruch des großen Krieges, so versichert der Herausgeber, habe Philipp Eulenburg das Verhängnis erkannt, das er abzuwenden sich vergeblich bemühte. In dem Untergang des Vaterlandes beklagte er zugleich den Schiffbruch des eignen, dem Staate und der Freundschaft mit dem Herrscher geopferten Lebens. „Travaillé pour le roi de Prusse.“ Es ist merkwürdig: alle von den Oberen haben etwas davon erkannt und dennoch, wenigstens bei Lebzeiten, klug ihr volles Herz gewahrt. Immerhin: diesem postumen Rechtfertigungsdrang verdanken wir eine Menge ungemein spannender Memoirenliteratur über das wilhelminische Zeitalter, wie es ja immer fragwürdige und verderbliche Epochen sind, die das Beste dieser Art hervorbringen. Eine recht interessante, aber auch entsprechend kostspielige Lektüre. Für diese Unterhaltung werden wir noch lange zu zahlen haben.

Den Erinnerungen des Fürsten möchte ich meine eignen an ihn vorausschicken, mit denen ich allerdings gleich fertig sein werde. Während eines Manövers in den neunziger Jahren war ich sein Gast in Liebenberg. Unter den Unteroffizieren unsres altmärkischen Infanterieregiments — dieser Stand hat seine eigne

Empfindlichkeit — ging ein erbitterndes Gerücht herum, daß sie mit den Mannschaften zusammen in einem Kuhstall untergebracht werden sollten. Wo doch jede „Charge“ ein Recht auf ein Bett, in dessen Ermanglung mindestens auf eine Matratze hat. Aber die Gekränkten wurden durch die Tatsachen versöhnt. In dem Riesenstall, der uns abends aufnahm, standen keine Kühe mehr oder vielleicht noch nicht. Mit einer fabelhaften Regelmäßigkeit war für uns Stroh aufgeschüttet, es sah wie frisch gemalt oder in diesem Fall wie frisch gedichtet aus. Die tadellos getünchten Riesenwände schienen gradezu auf ein Fresko mit Szenen aus dem ehrwürdigen Betrieb der Landwirtschaft zu warten, von der es hier gar nichts zu riechen gab. Darauf war ich wohl der einzig Unzufriedene; wenn meine Nase zu entscheiden hat, schlafe ich lieber mit hundert Kühen als mit hundert Männern. Das Nächtigen im Stall soll ja ein Mittel gegen Schwindsucht sein; man kann für seine Gesundheit nie früh genug sorgen.

An die Geruchlosigkeit dieser Landwirtschaft mußte ich denken, während ich die Erinnerungen des Fürsten las, besonders wenn sie sich mit dem Hause Bismarck beschäftigen; aber auch einen Hautgout andrer Art, von Sumpf und Fäule korrupter Ueberkultur habe ich da nicht erschnüffeln können. Mit der sittlichen Verdorbenheit scheint da gar nicht viel los gewesen zu sein. Aus wie klugen Augen Phili auch um sich und nach oben sah — nach unten war die Aussicht ihm verstellt —: im Wesentlichen war er Poet und Troubadour und insofern ein Aesthet des schönen Scheins nach der ausgehöhlten Konvention. Seine paar hundert selbstgedichteten und selbstkomponierten Bardengesänge kenne ich nicht, was schon gegen sie spricht, mehr noch die Tatsache, daß Wilhelm II., alles Unechten sicher, sich dafür begeisterte, daß er als junger Prinz bei den Dohnas auf Pröckelwitz dem hinreißenden Barden in einem Zustand von Verzückung die Noten blätterte. Der Dichter, dem man seine unschuldige Marotte nachsah, der sehr amüsante Plauderer, der das Privileg hatte, als Freund Herberts zugleich bei Bismarcks und in dem verdächtigen Literatursalon der Schleinitzens verkehren zu dürfen, hat aus dem Hause des Altreichskanzlers Beobachtungen von erschreckender Wahrheit mitgenommen, aber doch nur Augenblicksaufnahmen, grade weil er ein Poet, weil er ein unbefriedigter Aesthet war. Den damaligen münchner Gesandten verletzt in Kissingen die gründliche Betrachtung Bismarcks mit seinem Verwalter, um wieviel teurer sich die Bestellung eines Morgens mit Hackfrüchten als mit Halmfrüchten stellen könnte. Friedrich der Große, Napoleon, auch Julius Caesar hätten wahrscheinlich nicht weniger sachlich gefragt, wie die großen Leute, auch die Genies des Gedankens, die Shakespeare, Goethe, Michelangelo sich als oekonomische Naturen erwiesen haben. Am bayrischen Hofe wird ein Prinzeßchen ohne Hirnschale geboren, das aber das Glück hat, schon nach wenigen Tagen diese harte Welt zu verlassen. Prinzessinnen brauchen keine Hirnschale — entscheidet Bismarck gelassen. Dieses entzückende Wort verletzt den Troubadour, der sich doch einmal das elegische Bekenntnis entschlüpfen läßt, daß von seiner Künstlernatur, von seinen Lie-

dern, von seinem Gesang grade bei Bismarck niemals die Rede war. Der geniale Barbar entsetzt ihn auch durch das Geständnis, daß er nichts Schöneres an Landschaft kenne als die bewaldete pommersche Küste. Soll man sich Bismarck lieber als Touristen in einer venetianischen Gondel, von Mondschein aufgelöst und an der Süßigkeit des Südens vergehend, vorstellen? Der Mann wußte wenigstens, wohin er seinen Fuß zu setzen hatte, und welche Landschaft ihm stand in seinem Schlapphut, in dem langen schwarzen Rock und der von Eulenburg so auffällig oft hervorgezerrten leinenen Binde. Es war nicht nur der Poet, es war auch der Sprößling eines viel größern, verwöhntern, dem großbäuerlichen Grunde entferntern Hauses, der über die ländliche, noch von Ackerbau und Viehzucht genährte Atmosphäre bei Bismarcks aristokratisch die Nase verzog. „Denn internationale Gepflogenheiten des Verkehrs waren in diesem Kreis nicht zu finden. Der Hauch provinzieller Landedelleute aus kleiner Begüterung ist niemals aus dem Salon gewichen. Darum trug der ganze Familienkreis den Stempel der Echtheit." Immerhin der Echtheit, wenn sie auch peinlich war oder kompromittierlich in den Augen der großen Welt. Es kommt doch wohl nicht richtig heraus, wenn selbst ein feiner Beobachter und außerordentlicher Plauderer einen Großen so nahe sieht wie etwa die Maus den Löwen. Das alte Preußen ist bekanntlich auch durch einen Radolin, einen Münster, einen Hohenlohe nie besser repräsentiert gewesen als durch den noch gar nicht weltberühmten Junker, der in Petersburg, in Paris, in Biarritz nicht nur die Kaiser, sondern auch die Kaiserinnen und gar die Minister bezauberte. Eulenburg bringt die beiden Enden nicht zusammen; erzählt er doch selbst staunend, daß Bismarck seine Erzfeindin, die Kaiserin Friedrich, in acht Tagen und die alte Königin Victoria, die ihn wie die Pest haßte, in einer Stunde auf seine Seite gebracht hat. Doch nicht mit seinen Kürassierstiefeln.

Wir wissen, daß Bismarck, der überdies spät zu Vermögen kam, nach früherer Sorglosigkeit, nicht nur erwerbstüchtig, sondern auch habsüchtig wurde wie die meisten Menschen, auch Dichter und Künstler, wenn sie die Fünfzig hinter sich haben. Und daß er sich auf seine Interessen mit der Zähigkeit eines Junkers, mit der Gerissenheit eines Pferdehändlers verstand. Phili der Skalde, der so viel Seeräuberkönige in Musik gesetzt hat, konnte sich gewiß nicht vorstellen, daß dieser Mann auch einmal Troubadour gewesen war, daß er mit Byron weltschmerzlich schwärmte und sogar an seine Braut über das Recht der Jugend auf Melancholie einen Brief schrieb, der alle Leistungen unsrer Literarhistoriker, auch von der neuen sublimen Schule, einfach zu Makulatur macht. Und wenn schon Dichter, hätte er doch gegenwärtig haben müssen, daß der bekannte Redner Bismarck ein sprachschöpferisches Genie, also auch ein Künstler war, daß er nach Luther, nach Goethe noch in Bildern zu denken verstand. Der zweiseitige Phili, den die Staatsmänner zu den Dichtern, die Dichter zu den Staatsmännern schoben, ersehnte für Deutschland und für sich ein goldenes Zeitalter, nachdem dem Reichsschmied das eherne so gut gelungen war. Bismarck hätte die Kraft ge-

habt, heißt es da recht naiv für einen Lebenskenner, in Preußen-Berlin „großzügige“ Kunst zu entfalten, ihr Atem einzuhauchen, sie zu heben, zu begeistern. Dieser Satz beweist den Dilettanten, an dem sich der Kaiser notwendig entzücken mußte; er bezeichnet auch den gewissen Idealismus, der so elegisch nach Förderung seufzt und so gutwillig an eine Verordnung oder Verleihung von Kultur glaubt. Mit welchem Mehrbesitz an Bildung, Erfahrung, Lebenskenntnis er seinen kaiserlichen Freund übertrifft, mit welchem Respekt er auch Ueberlegenheiten des Charakters oder der Leistung anerkennen mag — eins hat Eulenburg mit ihm gemein: daß er auch kein Lernender ist. Ihn blendete sein Dichtertum, wie den Andern das Gottesgnadentum. Die Kunst blühte ja, die der Skalde ersehnte, nur daß sie nicht grade wie eine Apotheose kam, um des Reiches Herrlichkeit den letzten Akt mit großer Beleuchtung und Musik zu liefern. Aber ich habe schon gesagt, daß diesem feinen Beobachter, diesem sehr reizenden, sehr hörenswerten Plauderer die Aussicht nach unten verstellt war. Und es lag wohl so, daß auch die Kunst für ihn geruchlos sein mußte, so wie mir seine Landwirtschaft vorkam. Der sonst so Höfliche bezeichnet die Sezession kurz als einen Dreck oder etwas länger als eine Kunst, die ihr Haupt unter den frechen Ballonmützen der Berliner erhoben habe. Wir wollen ihm das nicht nachtragen. Bürgerlich geboren, auf eine literarische Karriere angewiesen, wäre Phili wahrscheinlich etwas wie Julius Wolff geworden, und da konnte er unmöglich auf die andre Seite, zu Max Liebermann und Gerhart Hauptmann hinüberkommen.

War Philipp Eulenburg, der Freund des Kaisers, gefährlich? Der Memoirenschreiber beruft sich auf die Loyalität, mit der er zwischen Kaiser und Kanzler vor der Entlassung zu vermitteln suchte, im übrigen aber nicht ohne elegische Befriedigung auf eine Einflußlosigkeit, die ihm beim teuflischsten Willen nicht gestattet hätte, gefährlich zu werden. Höchstwahrscheinlich stimmt es so, auch ohne die Bestätigung des Grafen Zedlitz-Trützschler, der uns sehr klar macht, daß von einzelnen Persönlichkeiten nur die Einfluß haben konnten, die immer da waren, und die sich die Weisheiten des Kaisers staunend in beide Ohren gießen ließen. Ueber den Politiker Eulenburg, soweit es einen solchen gibt, wird billig erst zu sprechen sein, wenn mit dem andern Bande die vollständige Publikation vorliegt. Aus dem ersten haben die Zeitungen schon sehr viel Anekdotisches, Zeitgeschichtliches, Intimes von den Häusern Hohenzollern und Bismarck herausgepflückt, besonders die Liebestragödie, die Herbert zum Teufel machte, weil er die schöne Fürstin Elisabeth Hatzfeld nicht heiraten durfte. Phili war sein Freund; ich kann mein Mitleid nicht so verschenken. Dem Fürsten blieb noch genug; ist doch auch sein Sohn schon Reichstagsabgeordneter.

Der Dichter Phili, der bei Bismarcks nicht singen durfte, hat dafür umso besser beobachtet, und er weiß plaudernd zu gestalten, sodaß es sich durchaus lohnt, ihm zuzuhören und zuzu sehen.

In Sachen Sternheim von Kurt Wolff

Ich komme eben nach zweimonatiger Abwesenheit aus New York zurück und finde die deutsche Welt nicht sehr verändert wieder. Auch mit mir selbst ist keine große Veränderung vorgegangen, trotzdem ich lese, daß Carl Sternheim mich inzwischen „erledigte". Da diese Erledigung in Abwesenheit des Erledigten erfolgte, muß ich zu einer kurzen Replik ums Wort bitten.

Ich habe die Veröffentlichungen Sternheims in der ‚Weltbühne' zum Anlaß genommen, gestern abend eine Stunde dem Durchblättern der Korrespondenz zwischen Carl Sternheim und dem Kurt Wolff Verlag in den letzten sechs Jahren zu widmen. Ich muß gestehen, daß ich ein paar Minuten stark in Versuchung war, persönlich zu der Angelegenheit nur dadurch Stellung zu nehmen, daß ich zum Abdruck eine kleine Sammlung von Zitaten ohne Kommentar schickte, betitelt: Briefe an meinen Verleger (2. Folge) von Carl Sternheim-Zitaten, die genau das Gegenteil der von Sternheim (in Nummer 10 der ‚Weltbühne') veröffentlichten Stellen enthalten und auch im übrigen eine überwältigend komische und groteske Wirkung haben könnten. Ich unterlasse das, weil ich den Spaß zu billig, das Verfahren zu unsachlich finde, und weil mich nach dem Durchblättern dieser Korrespondenz ernsthaft die Frage beschäftigt: Wie war es überhaupt möglich, den Verkehr mit einem Autor von der übersteigerten Exaltiertheit Carl Sternheims so lange Jahre hindurch zu balancieren? Ein gewisses Maß von Exaltiertheit erscheint mir bei dem schöpferischen Menschen selbstverständlich. Und der Mann der realen Welt hat die Pflicht, im mündlichen und brieflichen Verkehr mit dem Dichter dieser Tatsache Rechnung zu tragen. Im Falle Sternheim geht nun die Hysterie des Autors meiner Meinung nach über das mögliche Maß hinaus, und wenn der Verlag immer wieder bemüht war, die sich entladende Hysterie zu equilibrieren, so geschah es, weil wir Sternheims Komödien wirklich sehr gut finden, und weil uns in unsrer sachlich-literarischen „Einstellung" weder Herrn Sternheims Liebe noch Haß beirren konnte.

Um was aber handelt es sich denn in diesen Briefen, soweit sie nicht rein sachlich praktische Angelegenheiten betreffen? Die willkürlichen Zitate, die Herr Sternheim daraus mitteilt, um sich mit der Pöbelhaftigkeit seiner Ausdrucksmöglichkeiten zu brüsten, lassen nichts davon erkennen.

Daß im Kurt Wolff Verlag andre Bücher und andre Autoren Erfolg haben, ist selbstverständlich das für Sternheim Schlimmste und Aufreizendste. Aus einem Brief:

> Ich verstehe Sie nicht: sieht man den Lärm, den Sie bei jedem Buch von Mann oder sogar Unruh anschlagen, und die Totenstille, die das Erscheinen meiner Bücher bei Ihnen begleitet, so muß man glauben, Sie wollen sie sabotieren.

Ein Telegramm aus dem Ausland:

> Muß nach Vorausgegangenem in jetziger Zeitungspropaganda für — andern — Autor statt für Europa [von Sternheim] Provokation und schwere Hintansetzung meiner Interessen sehen, die mir Hingabe weiterer Werke an Sie aus Interesse für dieselben verbietet.

Der Publikumserfolg andrer Bücher oder andrer Autoren führt immer wieder zu den Drohungen, die sichtliche Sabotage seines Wer-

kes gerichtlich feststellen zu lassen, und durch Jahre hindurch wird in jedem einzelnen Jahr ebenso oft geschworen, daß nunmehr endgiltig das Gesamtwerk an einen andern Verleger übergehen soll, wie selbstverständlich die neuen Bücher unmittelbar darauf wieder zum Druck angeboten werden. Die idée fixe, daß der Verlag Sternheims Bücher erwirbt und in hohen Auflagen druckt, um sie aus politischen Gründen zu sabotieren, nimmt Formen an, die der Nervenarzt als Verfolgungswahnsinn bezeichnen würde. Im Jahre 1918, beispielsweise, heißt es schon:

> Bevor ich unter breiter Darlegung der Gründe, die Sie veranlassen, meine Bücher in den tiefsten Schatten zu stellen, bevor ich mich gegen den falschen neuen Geist und die Hypokrisie Ihres Verlages an die Oeffentlichkeit wende, bitte ich Sie noch einmal eindringlich, auf alle Verlagsrechte meiner Schriften zu verzichten und dieselben mir zurückzustellen. Durch Ihre Weigerung würde nur offenbarer, daß Sie den Verlag meiner Schriften nur deshalb behalten wollen, um dieselben der Oeffentlichkeit vorzuenthalten. Es wird in den alsdann nicht mehr zu verhindernden öffentlichen Verhandlungen auch der finanzielle Schaden festgestellt werden, den Sie durch die mit Energie verhinderte Auslieferung meiner Werke mir seit langem verursachten.

Und in dem gleichen Brief heißt es späterhin, wie schon in so vielen andern, daß die Klage auf Aufhebung der Verlagsverträge eingereicht würde. Daß danach Sternheim mehr als ein Dutzend Bücher dem Kurt Wolff Verlag übergab, sei nebenbei erwähnt.

Noch ein Beispiel für viele, wie unmittelbar dem Ausdruck des Gekränktseins über die Sabotage und dem Entschluß, endgiltig sich vom Verlag zu lösen, das Angebot neuer Bücher folgt:

> Ich bin es aber so satt, Sie von dem Weg einer fast sorgfältigen Geheimhaltung meines Werkes noch abzubringen, daß ich nur noch auf den Beweis aus nächster Zeit warte, daß Sie Neuerscheinungen andrer Autoren Ihres Verlages weniger verschleiern, um meine endgiltigen Entschlüsse zu fassen.

Genau 9 Tage später:

> Zwei Umstände, der Ausfall der Reichstagswahlen und der Rummel gelegentlich der Aufführung des Unruhschen Metapherncombles, haben mir bewiesen, daß mein Kampf gegen juste milieu in Ermanglung von Kampfgenossen, die ihn fortführen könnten, weitergehen muß, und daß ich mir für die nächste Zeit den Luxus eines Ausruhens im Drama oder der Erzählung nicht leisten kann. Ich bin geneigt, die Schrift ‚Berlin' in der Art zu erweitern, daß ich sie durch Hinzufügung 5 ähnlicher Teile in je gleichem Umfang zu einer „Enzyklopädie des Juste milieu" erweitere, die erst einzeln, am Schluß als ein monumentales Werk gemeinsam herauszugeben wäre. Und zwar beabsichtige ich folgende Teile:
> 2. Das Geschäft (des juste milieu)
> 3. Die Kunst (des juste milieu)
> 4. Die Politik (des juste milieu)
> 5. Die Wissenschaft (des juste milieu)
> 6. Die Gesinnung (Sprache) (des juste milieu).
>
> Ich müßte mich täuschen, wenn das Werk nicht bei weitem nötiger und verdienstvoller als der beste Roman, das genialste Stück für die allerärmsten Deutschen wäre.

Diese noch nicht geschriebenen Schriften werden dem Verlag mit der Versicherung „einer Anhänglichkeit, die schwer wiegt", angeboten.

Wutausbrüche über die Erfolge Andrer und Beschimpfungen lösen sich in heiterer Folge nicht nur mit der Versicherung ab, daß „die Pflege des Sternheimschen Werkes mit allen Kräften für die Zukunft einer meiner größten Ruhmestitel sein werde“, sondern auch mit Belobungen wie dieser:

> Man darf Sie auch zu dem Leiter Ihres Betriebes unter so schweren Umständen beglückwünschen, wenn auch nicht verschwiegen werden kann, daß der große Erfolg eines durchschnittlichen Buches zeitweise das sonstige Fortschreiten und Gedeihen des Verlages vor eine schwere Prüfung stellte.
>
> Wir, die wir an dem Verlag Kurt Wolff herzlich interessiert sind, waren gewiß diejenigen, die das hundertste Tausend eines Buches mit der größten Freude haben erscheinen sehen, da wir wußten, der geldliche Erfolg gibt ihm die Mittel zur geistigen Tat, wir hoffen jetzt aber, jenes Buch vermag weiter allein zu gehen, und man wendet die kostbaren Arbeitskräfte auf Bedeutendes.
>
> Ich habe neulich das Angebot der Firma S. Fischer, die mir das doppelte Salär für den Abdruck der Novelle Meta geboten, abgeschlagen und das Manuskript aus der Presse gezogen, weil ich weiß, man hat Pflichten. Mehr als jemals — jetzt. Was mich an Ihren Verlag bindet, ist die Ueberzeugung, Sie vielleicht allein unter Deutschlands Verlegern haben denselben Grundsatz. So läßt sich mühelos und freundschaftlich mit einander arbeiten.
>
> Vermögen Sie des trefflichen Herrn Meyers wahrhaft prachtvollem Organisationstalent leitend den letzten Aufschwung zu geben, so dürften wir — in ruhigen Zeiten — aus Ihrem Hause Dinge erhoffen, die dem wahrhaften Menschenfreund rührend und ein hohes Bedürfnis sind.

Dieser selbe treffliche Mitarbeiter, der hier geschätzt wird, ist ein ander Mal natürlich „ein in seiner Eitelkeit gekränkter Herr, ein früherer Lexikonreisender, der heimlichen Feldzug der Sabotage gegen Sternheim führt“.

Und so wechselt Schimpf und Lob, Drohung und Angebot bunt und unentwegt ständig mit einander ab. Die gegebenen Zitate mögen genügen.

Zwischendurch sieht sich der Verlag vor die schwierige Aufgabe gestellt, Zumutungen auf Drucklegung eines von Sternheim unter dem Titel „Sternheim, der Prophet“ selbst verfaßten Prospekts zu parieren, eines Prospekts, der — Sternheims eigenhändiges Manuskript liegt mir vor — wortwörtlich beginnt:

> Der trotz gegenteiliger, hysterischer Anstrengungen berliner Zeitungsschmocks, die vor Carl Sternheims lapidarer Sprache, ihr eignes Feuilleton Afterdeutsch auslöschend, zitternd verzagen, seit Jahren anwachsende Erfolg des Dichters hat ihn durch die Vorstellungen von ‚1913‘ im Nationaltheater zu München im Februar und März 1920 endlich ins Licht allgemeiner Bewunderung gestellt. Widerstand der Hartnäckigsten ist besiegt. Deutsche Presse, die Sternheim seit einem Jahrzehnt zu Gunsten seiner Nachahmer verdunkelte, gibt seine Berufung und einziges Prophetentum zu.

Dieser Hysterie gegenüber führt der Verlag seit zwölf Jahren einen enervierenden Eiertanz auf, dessen Strapazen wir eben auf uns nehmen, weil wir glauben, daß dies vorübergeht, aber gute Komödien bleiben. Sternheims „Oeuvre“ ist im Kurt Wolff Verlag mit 22 Veröffentlichungen, das heißt: annähernd vollständig vereinigt. Es haben nach meiner Erinnerung die Leiden und Freuden eines Schriftwechsels

wie des hier zitierten gehabt die Verleger: Insel, Rowohlt, Drei Masken Verlag, Musarionverlag, Erich Reiß, Paul Cassirer, Paul Steegemann, Verlag Die Schmiede, Hans von Weber, E. Pierson.

Die Spalten einer Zeitung oder einer Zeitschrift sind nach meiner Auffassung nicht dazu da, um den Auseinandersetzungen eines Autors und eines Verlegers über irgendwelche Einzelheiten in geschäftlichen Angelegenheiten zu dienen. Ich meinerseits bin jedenfalls ein Gegner dieser Form von Auseinandersetzungen, während ich jede Form eines schiedsrichterlichen oder gerichtlichen Verfahrens gern begrüße.

Was übrigens Sternheims Prozeß-Drohungen angeht, die wir nun seit mehr als einem Jahrzehnt kennen, und seine häufigen unzutreffenden Behauptungen eingereichter Klagen, so sei zum Schluß und Spaßes halber bemerkt, daß nun endlich vor drei Tagen tatsächlich eine Klagezustellung Sternheims contra Kurt Wolff Verlag eintraf. Es ist nicht glaubhaft, aber wahr: sie bezieht sich ganz ausschließlich auf das Verlangen der Fortsetzung unsres Verlagsverhältnisses, nämlich auf Herstellung einer neuen Auflage einer seiner Komödien.

Aber was ist nun der Grund der endgiltigen Explosion Sternheims? Einzig und allein der, daß der Verlag sich letzthin aus sachlichen Gründen veranlaßt sah, die Verlagsübernahme der Bücher: ‚Fossil‘, ‚Fairfax‘, ‚Paul und Vincent‘ abzulehnen. Das war zu viel und wurde mit der an mich persönlich gerichteten Aufforderung beantwortet, mich zu erschießen.

Ich weiß: viele Leser werden alle diese Zitate spaßhaft finden. Mir selbst erschien das früher auch einmal komisch. Aber ich habe den Sinn für diese Komik im Lauf der Jahre verloren. Ich frage mich mitunter, was seit langem Freunde mich fragen: Verpflichtet mich die Verantwortlichkeit des Berufes, in diesem Fall die hohe Schätzung eines dramatischen Oeuvre, wirklich, ein solches Maß von Hysterie und Ekelhaftigkeit jahrzehntelang zu ertragen? Mit mir sind gut ein Dutzend deutscher Verleger auf der Strecke geblieben. Vivant sequentes!

Parc Monceau von Theobald Tiger

Hier ist es hübsch. Hier kann ich ruhig träumen.
Hier bin ich Mensch — und nicht nur Zivilist.
Hier darf ich links gehn. Unter grünen Bäumen
sagt keine Tafel, was verboten ist.

Ein dicker Kullerball liegt auf dem Rasen.
Ein Vogel zupft an einem hellen Blatt.
Ein kleiner Junge gräbt sich in der Nasen
und freut sich, wenn er was gefunden hat.

Es prüfen vier Amerikanerinnen,
ob Cook auch recht hat und hier Bäume stehn.
Paris von außen und Paris von innen:
sie sehen nichts und müssen alles sehn.

Die Kinder lärmen auf den bunten Steinen
Die Sonne scheint und glitzert auf ein Haus.
Ich sitze still und lasse mich bescheinen
und ruh von meinem Vaterlande aus.

Komödie der Worte

Motto: Mit Worten läßt sich trefflich streiten. Einer rächt sich, Einer rettet sich, Einer tut beides zugleich mit Worten. Worte sind Waffen, die Leben erhalten und Leben vernichten können; sie brauchen nicht einmal vergiftet zu sein. Der Sprachkünstler Schnitzler wider den Sprachkritiker Mauthner, der die Ohnmacht der Worte verkündet hat. Aber von der weiß in Mauthners Sinne auch Schnitzler. Worte sind Schwerter, die treffen; nicht Werter, die „treffen". Worte sind Sieger, die die Wahrheit vor sich her jagen; nicht Sigel, die sie einfangen. Worte sind Wechsler im Krieg, die für einen Franken vierzig oder vier Pfennige geben. Und so wäre noch eine Weile mit Wortspielen halbdeutlich zu machen, welche Assoziationen die wehmütig-überlegene Bildung von der „Komödie der Worte" in uns aufrollt, wenn diese Bildung was andres bedeutete als das Dach zu drei mehr oder minder theaterwirksamen Einaktern. Wortschwangere Anekdoten, zu schade für eine Festbeilage der Neuen Freien Presse, verlangte es nach der Bühne. Die Bühne ist immer dankbar für eine Arbeit von Arthur Schnitzler.

Erstens: Stunde des Erkennens. Ort der Handlung: am Schnittpunkt dreier Lebenswege, der leider unglaubhaft gewählt ist. Professor Ormin geht in Pest und Krieg. Nicht deshalb, sondern weil sonst das Stück nicht in Schwung käme, gesteht ihm Frau Eckold, daß sie ihn einstmals geliebt, aber, um nicht dem Frauenliebling als Spielzeug zu dienen, den unverwöhnten Flöding erhört habe. Ehebruch, scheint es, muß für sie sein; und sei es aus Mitleid. Und Eckold, der Gatte? Der wußte vom ersten Tag an Bescheid, hat bis zur Hochzeit der Tochter — zehn Jahre! — gewartet und entlädt jetzt — nach zehn Jahren! — seinen ganzen Haß auf die Frau und den stets beneideten Hausfreund. Eckolds Irrtum bestärken, daß der Fachrival auch die Ehe gebrochen, heißt: ihn nachträglich noch einmal tödlich verletzen. Das leistet mit Wonne das wackere Weib. Dann tut sie, als zöge sie stolz und frei durch die Tür, die ihr der unversöhnliche Mann gewiesen. Der gekünstelte Schluß aus einer Voraussetzung, gegen die nichts zu sagen wäre, wenn Schnitzler die Dame — beileibe nicht bemoralisiert, sondern richtig geschildert hätte: als wenig wertvolles Wesen, das in der Wirrnis der Welt das bequeme Prinzip der Arbeitsteilung befolgt, nämlich an Einem die Seele, am Andern die Männlichkeit, am dritten die praxis aurea geschätzt und genutzt hat. Aber eigentlich Alles deutet darauf hin, daß der Dichter hoch über den kleingeistigen, pharisäischen, erstaunlich langsamen Rächer seiner Ehre diese frischgebackene Schwiegermutter erhoben wissen will — als eine Frau, die fassungslos zornig vor der Schäbigkeit ihres Ehekumpans stehen darf. Das darf sie nicht. Ihr geschieht nach Verdienst. Daß Schnitzler das nicht merkt, daß er der plumpen und laxen Madame, wo es ihm paßt, mit gutem Gewissen das Recht auf mimosenhafte Empfindlichkeit einräumt: das macht den Akt schwer erträglich.

Zweitens: Große Szene. Zu der es nicht schnell genug kommt. Denn weil Schnitzler auf „Fülle des Lebens“ hält, hat die Frau des Schauspielers Konrad Herbot ihre kleine, harmlose Spezialgeschichte, verschleppend und zwiefach entbehrlich. Herbot aber: das ist Delobelle, Hjalmar Ekdal, Krasinski, Micawber, Kean — bis zu Polgars sterbendem Talma die ganze Reihe der Gaukler, Kunsthalbmenschen und Halbkunstmenschen, Bühnen- und Lebenskomödianten, denen sich Schein und Sein, Wahrheit und Lüge, Betrug und Selbstbetrug unentwirrbar verknäueln. Ihre Großartigkeit ist verlogen und ihre Verlogenheit großartig. Jeder Alltags-Zusammenstoß wird ihnen zum Solo-Auftritt und dadurch romantisch. Ihr Gesicht ist ihre Maske: wer unter dieser Maske das Gesicht zu greifen sucht, greift nichts. Die Perücke ist das angewachsene Haar und das Trikot die Haut. Sie müßte schon in neuen Farben schillern, um für uns reizvoll zu sein. Schnitzler findet nicht eine einzige neue Farbe, fügt ins vertraute Bild keinen eignen Zug. Höchstens, daß sein Mime ein außergewöhnlich unappetitliches Exemplar der Gattung ist. Er hat eine Braut verführt und entwischt dem Bräutigam — dank seiner Suada? Mit Hilfe einer Komödie der Worte? Daß es möglich ist, wollte Schnitzler ja wohl beweisen. Aber diese Worte, die den Sprecher selber berauschen, würden auf den Bräutigam niemals Eindruck machen, wenn nicht ein sorglich gefälschter Brief bereit läge und im entscheidenden Augenblick gezückt würde. Für einen Dialektiker wie Schnitzler kein genügend fernes Mittel. Späße des Lokals und Ateliers belustigen zwar Den, der in dem Theaterdirektor Falk Otto Brahm und seine besondere Art von Witzigkeit wiedererkennt, drücken aber für uneingeweihte Hörer das künstlerische Niveau noch weiter. Hätte die Farce nicht einen so robusten Theaterschmiß, daß jede Wendung sitzt: ich würde sie dem sanften Raoul Auernheimer zuschreiben.

Drittens: Das Bacchusfest Stammt das nicht wirklich von Auernheimer? Dann ist es ein Zufall. Der skeptische Schnitzler beansprucht sicherlich selber nicht, daß man seiner jungen Dichtersfrau den Versuch glaubt, nach fünfjähriger Ehe und sechswöchiger Trennung von ihrem klugen und lebenstüchtigen Gefährten zu einem unschönen Blödian von Sportfex überzugehen; daß man diesem Situationsbeherrscher von Dichtersmann den Wortschwall zutraut, den er aufwendet, um sein Eigentum wieder an sich zu bringen. Ein Blick auf das Ferienpaar, eine Ohrfeige, und die deutsche Literatur ist um eine Plauderei ärmer. Dabei richtet Schnitzler seine Abfälle so adrett her, daß sie nicht für jedes Auge als Abfälle kenntlich werden. Aber wer von uns soll denn das heute noch aushalten: dieses zärtliche Wichtiggetue mit Wurmstichigkeiten, dieses geistreichelnde Metiergeschwätz, diese Parfümierung von erfundenen und durchaus nicht immer gut erfundenen Stichwortträgern! Als Schnitzler mit Schwermut auf seine Welt sah, blieb man selten unbewegt. Hier bringt ers, wo er nicht gelassen duldet, nur zu einer billigen Ironie, die als hochmütig verletzt, weil der Ironiker sich nicht selber dagegen feit, ironisch betrachtet zu werden.

Aber die Sache so betrachten hieße: sie zu feierlich betrachten. Schnitzler wollte drei Rollen liefern und hat das große Glück, daß sie, in den Kammerspielen, von Bassermann eine stupende Existenz erhalten. Man sieht ihn nach langer Zeit wieder und stellt erfreut fest, daß ihm die Gastiererei nicht ein bißchen schadet. Er verschwendet sich grenzenlos. Aber das bedeutet nicht, daß er die Grenze zum Virtuosentum überschreitet, sondern daß der Reichtum seiner künstlerischen Mittel aus einer Lebensfülle stammt, die ohne Grenzen scheint. Hier ist überströmendes Daseinsgefühl Kunst geworden und diese Kunst wieder naiv. Ich habe selten ein Theaterpublikum so wahrhaft kindlich jubeln gehört. Und selten so dankbar mitgejubelt.

Die Wölfe von Alfred Polgar

Der Wolf, den die Frau des Pfarrers im Hause hält und hegt, und der ihr schließlich den Gefallen tut, ihr den Gefallen zu tun und sie dann zu zerfleischen, ist ein Symbol für Ur-Triebe und -Wünsche ihres Bluts und Ihrer Nerven. Der Pfarrer zieht Lämmer auf, das Weib des Pfarrers Wölfe. So ist das Leben, zumal im Winter in Ostpreußen, aber keineswegs nur dann und dort. In der Frau — sagt der Dichter —, deren Wesen viel naturverwandter als das des Mannes, lebt eine tiefe Sehnsucht nach Erlösung durch Vernichtung. Sie will weniger angebetet als gefressen werden. Sie hat zum Elementaren eine so tödlich-innige Beziehung wie die Flamme zum Sturm, der sie anfacht und verlöscht. Jede Frau träumt, da in ihr eine Ahnung, daß die Götter vor die höchste Lust das höchste Entsetzen gestellt haben, den Wunsch-Angst-Traum von der Vergewaltigung, vom Genommen-Werden, von dem Heimfinden und Aufgehen in jene Naturkraft, als deren Exponent auf Erden sie sich fühlt. Jede Dame, auch jede gute und insbesondere jede bessere Dame, hält Wölfe, nur sind diese meist domestiziert. Alfred Brust räumt ihnen das Zahme herunter, zeigt sie in ihrer dämonischen Gier. Das ist sehr aufregend. Leider wird, indes hinter der Bühne die Symbole heulen, auf der Bühne die Theorie hiezu gesprochen, was die dramatische Wirkung des Winterstückes erheblich abschwächt. Der Dichter dringt, offenbar ein laissez-passer des Professors Freud in der Tasche, in acherontische Tiefen, in die Höhlen des Eros, und begehrt, kuragiert zu schauen, was dort gnädig bedeckt ist mit Nacht und Grauen. Die Natur-Mystik, von der die Vorgänge des Spiels umwittert sind, schafft für deren Grauslichkeit kosmische Milderungsgründe.

Dem Theater bedeutet das „Winterstück" nicht viel, der gemeinen Wahrheit auch nicht. Es führt zu nahe ans Leben, als daß man dieses noch sehen könnte. Der Regisseur des Modernen Theaters Renato Mordo hat die Tragödie taktvoll-schauerlich inszeniert. Sie wurde, wenn man den ekstatischen Litaneiton, in dem Frau Pünkösdy ihr wölfisches Kredo sprach, beiseite läßt, von dieser sowie von den Andern wirkungsvoll gespielt, mit strenger Beobachtung des Ritus, den derlei schwarze Messe erfordert.

Geld und Macht von Morus

Die Chartalwährung

Dem Geldhistoriker wird der heutige Zustand unsrer Währung gewiß einmal interessanter erscheinen als die Inflationsperiode. Denn da bestätigte sich doch nur, was man von andern Inflationen wußte, wenn auch die Dehnbarkeit des Geldwertes auf den millionsten Teil einer Million Niemand für möglich gehalten hatte. Jetzt aber haben wir etwas völlig Neuartiges: die stabile — auf etwa 90 Prozent der Vorkriegsmarkstabile — Billmark ist ein reines Chartalgeld; das heißt: ein Papiergeld, das seinen Wert nicht von irgendeiner Golddeckung oder einer andern Realsicherung herleitet, sondern von der „staatlichen Satzung". Dabei ist der Ton nicht auf das Wort „staatlich" zu legen, wie es der Begründer des Chartalismus, der straßburger Nationaloekonom Friedrich Knapp, tat. Die „Ernennung" eines Stücks Papier zum staatlichen Zahlungsmittel ist zwar von Wichtigkeit, auch bei der Mark, aber sie sichert nicht die Wertbeständigkeit, wie wir ja von der Inflationszeit her zur Genüge wissen. Das Ausschlaggebende ist das Prinzip der Anweisung. Die heutige Billmark ist nicht wie die Reichsbanknote oder wie der Dollar eine Anweisung auf einen Goldwert, der wirklich da ist, auch nicht auf irgendeinen Sachwert, der „hinter" dem Gelde steckt, sondern sie empfängt ihren Wertcharakter nur daraus, daß parallel zu ihrer Ausgabe sich ein Wirtschaftsvorgang abgespielt hat, nämlich die Diskontierung eines Handelswechsels bei der Reichsbank, zu dessen Einlösung in einer bestimmen Frist die gleichen Papierscheine wieder gebraucht werden. Die jetzige Schaffung von Reichsbanknoten entspricht im Prinzip und beinahe auch in der Ausführung genau dem, was der hamburger Bankdirektor und Geldtheoretiker — auch so etwas kommt in Deutschland alle Jubeljahr' vor — Bendixen vor einer Reihe von Jahren empfohlen hat: der Geldausgabe nur gegen gute Handelswechsel.

Daß die Reichsbank nebenher noch eine Goldreserve hat, die, wenn man eine Billmark einer effektiven Goldmark gleichsetzt, noch etwa halb so groß ist wie der Notenumlauf und, selbst wenn man die Goldsicherung für die Dollarschatzanleihe abrechnet, noch annähernd zur „Dritteldeckung" genügen würde, ist belanglos. Denn diese Reserve sichert weder tatsächlich noch rechtlich die Noten. Die Zettel der Reichsbank sind vollkommen unabhängig von den deutschen oder — auf dem Umweg über Devisen — von ausländischen Metalltresors. Sie sind, wie gesagt, reines Chartalgeld.

Und nicht viel anders steht es mit der Rentenmark. Die Rentenmark wird zwar, wenigstens zum Teil, nicht gegen Handelswechsel ausgegeben. Die ersten 1200 Millionen, von denen 1100 Millionen bereits ausgegeben sind, waren ein Blanco-Credit an den Staat, auf den Nimmerwiedersehnstag; sie waren also ausgesprochen künstliche Geldschöpfung, Schaffung zusätzlicher Kaufkraft. Aber die Rentenmark hielt sich — ebenfalls zu etwa 90 Prozent der fiktiven Goldmark — in ihrem Wert, weil man dem Staat diese Summe eben „kreditierte", das heißt: glaubte, und weil man ihm glaubte, daß er die Geldmacherei nicht weiter treiben würde, als die Satzung ihm erlaubte. Das ist die eigentliche Ursache für die Stabilität der Rentenmark. Alles andre ist Humbug. Es mag sein, daß der Grund- und Boden- und Hypotheken-

und Rentenbriefzauber bei der Errichtung der Rentenbank mit dazu beigetragen hat, die neuen Scheine erst einmal zu stabilisieren, und indirekt auch bei der Stabilisierung der alten Reichsbanknoten mitgewirkt hat. Aber selbst als psychologisches Moment kann man Helfferichs ganzen „Sicherungs-Apparat“ nur äußerst niedrig einsetzen. Denn tatsächlich waren ja im November vorigen Jahres nicht nur die Gelehrten, sondern auch das große Publikum von der Wertlosigkeit der „Realsicherung“ felsenfest durchdrungen. Die psychologischen Gründe der Stabilisierung waren andre: man wollte eben, da die Papiermark schon im Begriff war, der Repudiation zu verfallen, um jeden Preis ein neues stabiles Geld, und man hatte vorher durch die Einführung der Goldmarkrechnung die Hauptinteressenten der Inflation außer Gefecht gesetzt. Um jene Zeit hätte man wahrscheinlich auch Kauri-Muscheln als deutsche Währung einführen können, und die Sache hätte geklappt, wofern man nur das Ausgaberecht des neuen Geldes beschränkte. So vollzog sich die Geburt der Rentenmark aus dem Geiste der Inflation, und wenn die Sache trotzdem so war wie mit dem Ei des Columbus — nun, dann ist Helfferich bestimmt nicht Columbus gewesen, sondern nur die Henne, die besagtes Ei gelegt hat. Dieses zur Kenntnis des Berliner Lokal-Anzeigers, der dumm oder verlogen genug war, die Attestierung der „Vaterschaft“ Helfferichs in Nummer 18 der ‚Weltbühne‘ noch in letzter Stunde als Wahlreklame zu benutzen.

Die Bewährungsfrist des Chartalismus in Deutschland wird wahrscheinlich von recht kurzer Dauer sein — denn die Noten der neuen Bank, die die Sachverständigen uns bringen wollen, sind wieder rein metallistisch konstruiert. Gleichwohl beginnt auch im Ausland die Kritik am Metallismus, die ja während der Inflationszeit ganz verstummt war, wieder stärker zu werden. Selbst ein so orthodoxer Metallist wie Keynes hat jetzt in seinem ‚Traktat über Währungsreform‘ Vorschläge gemacht, mit Hilfe einer beweglichern Gold- und Diskontpolitik das innere Preisniveau des Landes zu stabilisieren, um die Bevölkerung gegen die Schwankungen des Lebensstandards zu schützen, die fortwährend von der Goldseite her und aus der Kreditpolitik der großen Banken erwachsen. Die neue deutsche chartalistische Geldverfassung wird leider in der Schrift, die in England bereits im vorigen Oktober erschienen ist, noch nicht behandelt. Aber es wird Zeit, daß die internationale Nationaloekonomik sich stärker dem Gedanken des Chartalismus zuwendet, nachdem er seine Feuerprobe in Deutschland bestanden hat.

Geldnot und Konkurse

Es ist eine traurige Wahrheit, aber es ist nun einmal so: der erste Selbstmord eines verkrachten Bankiers war das Signal dafür, daß wir uns wieder „normalen“ Zuständen nähern. Nervöse Menschen werden, wenn sie sich aufs Geldverdienen legen, künftig wieder riskieren müssen, noch nervöser zu werden und unter Umständen einen schlichten Abschied ohne Pension zu nehmen. Man wird nicht mehr an die Börse gehen können ohne die Möglichkeit, gehörig hereinzufallen. Die Effektenspekulation hört wieder auf, etwas für Grünkramhändler und Studienräte zu sein, und selbst das Frankenfixen ist nichts für Geheimratswitwen. Man hat nicht einmal den schönen Schein, daß das Geld immer mehr wird, sondern nach acht tüchtigen

Baissetagen hat man bereits schwarz auf weiß, daß man Kopf und Kragen verloren hat.

Daß die großen Pleiten erst jetzt, sechs Monate nach der Stabilisierung, einsetzen, liegt einfach daran, daß ja in der letzten Inflationszeit Niemand mehr Kredit erhielt und daher auch Niemand das Abgeben vergessen konnte. Die Zahl der monatlichen Konkurse war fast auf Null gesunken, weil, namentlich im Warenhandel, der Kreditverkehr nahezu aufgehört hatte. Die Neigung zum Kreditieren ist ja auch jetzt noch außerordentlich gering, und ich glaube, daß die jahrelange Entwöhnung einer reellen Kreditwirtschaft mit die wichtigste Ursache der gegenwärtigen Kreditnot ist. Die Vorstellung, daß Kredit bereitstellen so viel bedeutet wie: neues Geld machen, ist zu tief eingewurzelt. Daher immer wieder der Appell großer Verbände und womöglich sogar von Handelskammern: die Notenbanken sollen mehr Geld ausgeben, um der Kreditnot zu steuern.

Die gefährlichste Folge der Geldknappheit sind die unerhörten Zinssätze, die alle Ansätze zu rationellerer Wirtschaft vernichten. Ein Geschäft, das mit einem durchschnittlichen Leihzins von 30 Prozent rechnen muß — er kann aber auch das Drei- und Vierfache betragen —, ist selbst bei schäbigsten Löhnen auf Ueberweltmarktpreise angewiesen. Nun bleibt freilich die Frage offen, was denn Die machen, die diese hohen Zinsen bekommen. Denn Kapital hat ja, wenigstens zu Friedenszeiten, gleich andern Substanzen die hübsche Eigenschaft, daß es nicht verloren geht, und wo es Verlierer gibt, muß es ja auch Gewinner geben. O, die Gewinner sind schon da. Es finde zur Zeit sicherlich wieder eine sehr beträchtliche Vermögensumschichtung in Deutschland statt, und bald wird es eine neue Schicht von nagelneuen Reichen geben, die ihren Effektenbesitz rechtzeitig realisiert und den Erlös in ein paar Monaten auf die bequemste Art und Weise verdoppelt haben. Ein paar dieser ganz neuen Reichen — man spricht besonders von dem „Berliner Bosel", dem noch nicht dreißigjährigen Michael — sind es auch, die jetzt mit größter Rücksichtslosigkeit die zahlungsunfähigen Schuldner legen und dadurch die tägliche Akkord- und Konkursziffer heben. Im Ganzen aber darf man sich durch die jetzt beliebten Pleitestatistiken nicht schrecken lassen. Die Zahl der Konkurse hat noch nicht das Normalmaß der Vorkriegszeit erreicht, weder an Zahl noch an Verlusten. Daß der Pleitegeier nicht immer die Gesetze der Anciennität beachtet und bisweilen auch Firmen daran glauben müssen, die schon zehn oder zwanzig Jahre bestanden, ist auch nicht eine Eigentümlichkeit des republikanischen Zeitalters. Wer etwa geglaubt hat, daß nach dem Kriege oder jetzt, nach der Stabilisierung, die Alten wieder hochkommen und die Jungen kaputt gehen werden, hat sich schwer getäuscht. Die Ahnherren des Patriziats sind alle einmal Konjunkturgewinnler gewesen.

Der Machtkampf im Reichsverband der Industrie

Im Reichsverband der deutschen Industrie geht es wieder recht hoch her. Der große Stinnes fehlt, gegen den Keiner zu mucksen wagte, und dem Alle, die Ruhrleute und die Konzessionsschulzen aus der weiterverarbeitenden Industrie, Gefolgschaft leisteten, wenn er „hohe Politik" machte. Von seiner engern Kumpanei hat noch Keiner einen entscheidenden Vorstoß gewagt, und auch Albert Vögler, dem man es am ehesten zutraute, hat sich bis jetzt noch nicht durchzu-

setzen verstanden. Dadurch gewinnt Bücher, das „geschäftsführende Präsidialmitglied“, mehr Bewegungsfreiheit — Sorge, der Präside, ist ja nur ein Dekorationsstück und nicht einmal das — und nutzt sie weidlich aus. Bücher springt zwar mit seinen Geschäftsführern um wie mit Schuljungen, aber mit den hohen Herren geht es nicht so einfach. Die alte Disziplin fehlt. Alfred Hugenberg, gleich Peter Klöckner und Silverberg der getreusten Stinnesianer einer, tanzt offen aus der Reihe und agitiert in seiner Presse gegen Büchers Resolution für den Dawes-Plan. Bücher sucht sich zu revanchieren, fährt im Lande umher und wirbt bei den Nebenverbänden. Wer von Beiden Sieger bleiben wird, läßt sich nicht übersehen.

Aber in einem finden sich Beide zusammen. Die Versuche der weiterverarbeitenden Industrie, sich gegen die Schwerindustrie zu rühren, müssen „im Keime erstickt werden“. Hat da der frühere Stellvertreter Büchers, Geheimrat Schweighoffer, der schon wegen seiner verdächtigen Beziehungen zur verarbeitenden Industrie exkommuniziert werden ist, zusammen mit ein paar andern Apostaten des Reichsverbands in der Tauentzien-Straße eine „Deutsche Industrie-Beratungszentrale“ aufgemacht, die offenbar von seiten der verarbeitenden Industrie unterstützt wird und vorerst einmal den Beratungsstellen des Reichsverbands Abbruch tun soll, aus der sich aber womöglich etwas entwickeln kann wie ein neuer „Bund der Industrieellen“, eine neue Sezession der Verarbeitenden. Der muß erledigt werden. Ergo wird in einem Schreiben an die Mitglieder die Beratungszentrale als „reines Erwerbsunternehmen“ — das Schlimmste, was man in diesem Kreis von Idealisten einem Institut nachsagen kann — diskreditiert und Schweighoffer selbst angeschwärzt wie ein ungetreuer Diener, der seiner Herrschaft silberne Löffel gestohlen hat. Zwar unterhält der Reichsverband selbst eine ganze Reihe von Einrichtungen, eine Steuerstelle, das Institut für auswärtiges Recht, die Vermittlungsstelle für Wiedergutmachungsaufträge, die Kartellstelle, die Auskunftsstelle für Zoll- und Verkehrsfragen, die sämtlich auch von Mitgliedern Gebühren erheben. Dazu haben die Mitglieder des Präsidiums selbst hübsche Nebeneinnahmen aus der Treuhandgesellschaft für die holländischen Kredite. Aber der Reichsverband ist selbstverständlich kein Erwerbsunternehmen. Denn ein Erwerbsunternehmen betreibt doch nur, wer Umsatzsteuer zahlt.

Zu diesen Beamten

Noch wird die Bemerkung hier Platz finden dürfen, daß Beamte, denen die Grundsätze der Regierung antipathisch, die also widerstrebend, aber auch klug genug sind, sich kein greifbares Verbrechen zuschulden kommen zu lassen, für jede Regierung die allergefährlichsten sind. Sie neutralisieren die Maßregeln der Regierung, durchkreuzen ihre Zwecke, ohne daß diese sogleich — also zu spät — ihren eigentlichen Feind erkennen mag. Ueberhaupt bringen in stürmischen Zeiten, das heißt: da, wo eine Regierung, sei es für ihre Existenz oder auch nur für die Bewachung der Oberherrschaft, zu kämpfen genötigt ist, die Neutralen, deren Zahl stets die größte ist, größere oder vielmehr die eigentliche Gefahr weit mehr als die Empörer selbst.

Freiherr Du Thil

Hessen-Darmstädtischer Staatsminister 1803—1848.

Bemerkungen

Angoritis

Es gibt viele Krankheiten. Solche, die trotz der ärztlichen Bemühung heilen, und solche, bei denen sich die Aerzte gar keine Mühe geben.

Zu der zweiten Sorte gehört die Angoritis, die augenblicklich bei den in die Türkei einfallenden Deutschen herrscht. Es sind meist sehr feudale Herren oder sehr eindeutige Schieber, die als Vertreter von Kriegsindustrien oder in „eignen Geschäften" nach Angora kommen, dort sich in Schnaps und Projekten erschöpfen und dem Ansehen des deutschen Namens außerordentlich zuträglich sind.

Sie sind schwarz-weiß-rot bis in die Knochen, bedauern, dem verdufteten Khalifen nicht dahinein kriechen zu können, wohinein das dem unsterblichen Untertanen geziemt, begnügen sich aber dann mit Mustapha Kemal und sind so geschäftstüchtig, daß sie sogar republikanisch werden. Türkisch-republikanisch heißt das, denn deutsch-republikanisch sind nur Judensäue und vaterlandsverräterische Marxisten.

Der Geschäftsgeist liefert die Disposition zur Angoritis. Die von Angoritis Befallenen strömen in die Türkei ein wie Abspülwasser in eine Kloake. Sie füllen alle Lokale in Konstantinopel, sie hocken bei den Ministern und Deputierten in dem Drecknest Angora, sie planen, schieben, projektieren und repräsentieren Deutschland.

Einer — vielleicht war es kein Deutscher, aber ein Gesinnungsgenosse und an Angoritis Erkrankter — schlug der türkischen Regierung vor, er wolle die Gebeine all der griechischen Soldaten kaufen, die in Anatolien gefallen sind und dort begraben liegen. Erstaunt fragte der Türke — es ist Wahrheit und kein Märchen, so sehr es auch danach klingt —, was der edle Europäer denn mit den Gebeinen machen wolle.

„Oh", meinte der, „ich werde daraus Kunstdünger fabrizieren."

Erhabene Zukunft der Opfer des Weltkriegs, Kunstdünger zu werden! Helden und Händler!

Die türkische Regierung, gewiß nicht reich an Kultur, lehnte doch diese Proposition ab.

Wir haben es herrlich weit gebracht.

Die Türken amüsieren sich köstlich über die Erscheinungen der Angoritis. Wenn einer kommt, wird er geneppt, bis er mit eingezogenem Schweif wieder abzieht. Nur wenn er Bakschisch zahlt, wird er ernst genommen, so lange, bis er keinen mehr zahlt. Das Ganze heißt dann: orientalisches Geschäft.

Lossow hatte auch die Angoritis. Meinte, er könnte türkische Truppen à la bayrische Reichswehr zur Treue gegen die Verfassung erziehen. Man dankte in Angora auch dafür, wie für den Kunstdünger.

Welche Symptome aber hat beginnende Angoritis? Idee von aufsteigendem Halbmond; Meinung, daß Türkei Geld hat; Glaube an das, was Rosarotes über da unten verzapft wird; Ueberzeugung, daß man in der Türkei Männer aus Stinnesien besonders liebt.

„Ach, nein!“ sagte Mustapha Kemal. „Mir sind Ludendorff und Falkenhayn noch zu deutlich in der Erinnerung.“

Paul Zöllner

Helden und Heldenverehrung

Ein Ausschuß, von einem Pastor geleitet, hatte in Hamburg Behörden, Vereine, Verbände und Organisationen zu einer Besprechung eingeladen. Seit fünf Jahren bemüht sich der Ausschuß, auf dem Ohlsdorfer Friedhof eine riesige „Heldenhalle“ zu errichten. Die Inflation hat die Spenden aufgezehrt. Vorhanden ist nur das preisgekrönte und baureife Modell. Nun wirbt man öffentlich um die Baumittel. Mit günstigen Aussichten. Denn der alte Demokrat und neue Bürgermeister Petersen hat jetzt das Protektorat übernommen, und da wollen die Finanzdeputation, die Baupflegekommission, die Friedhofsverwaltung die Sache kräftig fördern. Pauli, der verdienstvolle Direktor der Kunsthalle, der tüchtige Gartenbaudirektor Linné und viele andre bekannte Persönlichkeiten helfen mit. Es handelt sich um ein Millionenprojekt. Man plant, rund 40 000 Namen Gefallener in die Ziegel des Baus einzubrennen, geordnet nach Kriegsmonaten, Waffengattungen und Anfangsbuchstaben. Was wird allein diese Registrierarbeit kosten! Nur die Nächstbeteiligten, nämlich die Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen, wehren sich ganz energisch gegen diesen Dank des Vaterlandes. Die beiden größten Organisationen, der Bund und der Verband der Kriegsbeschädigten — der Verband vertritt allein in Hamburg 18 000 Kriegsbeschädigte — weisen darauf hin, daß die Monatsrente eines hundertprozentig Geschädigten ganze 35,50 Mark beträgt. Beihilfe wird nur rückerstattungspflichtig als Armenunterstützung gewährt. Solange die Not der Kriegsopfer zum Himmel schreit, sollte man alle verfügbaren Mittel zur Linderung dieser Not verwenden, ehe man Denkmäler baut. Der Sprecher wird von der Versammlung der Patrioten durch wiederholte Pfui!-Rufe unterbrochen. Eine Vertreterin der Kriegshinterbliebenen teilt mit, daß sie schon 1920 dem Ausschuß vorgeschlagen habe, statt einer Gedenkhalle eine Heilstätte zu bauen. Dann hätte man zusammen arbeiten können, anstatt die Erbitterung der Verelendeten herauszufordern. Eisiges Stillschweigen beantwortet diese Ausführungen. Dagegen stellt der Bund jüdischer Frontsoldaten sich ganz zur Verfügung und wird durch ein (freilich nur leis gemurmeltes) Bravo! belohnt. Der Bund deutscher Akademiker sieht in der Halle den Platz, „Rache zu schwören dem gemeinsamen Feind!“ Weder der Pastor Andresen noch sonst jemand findet ein Wort der Zurückweisung. Dem Bürgermeister, der sich entfernt, ruft unter lautem Beifall ein Major v. Hoffmann vom Nationalverband deutscher Offiziere nach: „Nu soll er aber auch was dafür tun und gefälligst dafür sorgen, daß der Staat das erforderliche Geld zur Verfügung stellt! Der Staat hat ja für verdammt viel unnütze Sachen Geld!“ Die Protestler werden als pietätlose Materialisten gebrandmarkt. Man müsse doch vor allem der seelischen Not steuern.

Das ist nicht schwer, wenn man ein warmes Essen im Leibe hat. *Oswald Pander*

Kleines Rechenexempel der Menschlichkeit

Am 20. Oktober 1922 wurde Fechenbach von dem sogenannten Volksgericht München I unter Vorsitz eines deutschen Richters namens Haß zu 11 Jahren Zuchthaus verurteilt, unter Anrechnung von 2 Monaten Untersuchungshaft.

Fechenbach hat also, weil er seinen Beruf ausgefüllt hat, ohne dadurch in wirklichen Konflikt mit dem deutschen Recht zu kommen, was eindeutig und vielköpfig festgestellt ist — Kitzinger: Der Fall Fechenbach (Zeitschrift für die gesamte Strafrechtskunde, Band XXIV, Heft 2) —, 10 Jahre 10 Monate Zuchthaus erhalten.

10 Jahre 10 Monate sind: 130 Monate oder 3900 Tage oder 93 600 Stunden.

Er hat bis heute im Zuchthaus verbracht: 18 Monate und 25 Tage oder 13 560 Stunden.

Wie wäre es, Herr Haß, Herr Heinze, Herr Radbruch, Herr Emminger, wenn Einer von Ihnen die gleiche Zeit in Sankt Moritz oder Abazzia bei bester Verpflegung und guter Luft in das behagliche Zimmer eines Luxushotels eingeschlossen würde? Nur so zur Probe. Um mitreden zu können, wie „Verhaftetsein" tut. Was dem Einen Recht ist . . .

Außerdem bliebe der nötige Abstand gewahrt : Fechenbach sitzt ja in einem deutschen Zuchthaus. *Gerhart Pohl*

Uebersetzungen

Flake hat in Nummer 19, leider zu schwach, den merkwürdigen Uebersetzungstaumel innerhalb der deutschen Literatur berührt. Zunächst: Die Sache dauert jetzt zweihundert Jahre. Ohne Unterbrechung pumpt man seit Gottsched in den deutschen Geist, was irgendwo irgendwem gelungen ist. Wie ein geschwächter Organismus vermag der deutsche sich gegen dieses Eindringen fremder, aber geformter, daher doppelt virulenter Reize nicht zu wehren; und dabei wird dieser Vorgang gefährlicher noch dadurch, daß jede Generation glaubt, nur in ihr werde so wahllos übersetzt, weil ja das übersetzte Mittelgut, nachdem es seine Wirkung getan hat, veraltet, vergessen wird, verschwindet. Welche Wirkung? Aber wer sieht nicht, daß von Prosa, Stil, Erzählung keinen Begriff ein Publikum bekommen oder behalten kann, dem ohne Unterbrechung berühmte oder wertvolle Erzählung in dem flauen, farblosen, unanständigen Papierdeutsch der allermeisten Uebersetzungen eingeflößt wird! Uebersetzer können meist notdürftig die Sprache lesen, aus der sie übersetzen: die aber, in die sie übersetzen, dies junge, bildsame, prachtvoll lebendige Deutsch, können sie gewöhnlich nur im Paukersinne schreiben. Und aufs Schreiben kommt es doch an, zum Donnerwetter! Wenn ein Uebersetzer schon wenig Ahnung von der Sprachsphäre hat, in der das Original sich bewegt — keinesfalls hat er eine Ahnung von derjenigen, in die hinein er es deutsch erheben müßte, um dem Original sein stärkstes Charakteristikum, seinen Stil, das Prinzip seiner Wortauswahl zu wahren und damit

zugleich ein gutes, gedichtetes, produktives Deutsch zu schreiben. In einem Roman von Anatol France hatte die Uebersetzerin jedesmal nach einem Komparativ „wie“ geschrieben; in einem andern hatte der Uebersetzer, ein bekannter Schriftsteller, brasserie mit Brauerei übersetzt; in einem dritten Buch, aus dem Englischen, war tentacle mit Fühlhorn übersetzt worden, und zwar gelegentlich eines Tiefseepolypen. Und wenn man nun die Masse so verantwortungslos hingehauener Sätze sich einmal auf einen Haufen denkt und dann den deutschen Leser bereit und fertig, diesen Haufen zu verschlingen, wozu ihn einige Institutionen, so am Gewinn beteiligt sind, angelegentlich verführen wollen: soll man dann den deutschen Leser nicht anstaunen, der trotzdem noch immer etwas von seiner Sprache versteht oder besser: fühlt, und nicht mildernde Umstände den Millionen zubilligen, die gerne Gutes läsen und dabei, ohne Unterschiede zu merken, auf Staatsmänner, Suderfrauen und ähnliche „Prosaisten“ stoßen, auf Verhunzungen der Nibelungenepen in Zeitungsdeutsch, auf — ach Gott: auf Alles, was man in dieser Beziehung erfinden oder albträumen kann. Aber davon fände ich kein Ende.

Arnold Zweig

Die Aehnlichen

In den Bouffes-Parisiens gab es neulich eine Operette, darin waren die Witze so alt, daß sogar der Titel altfranzösisch lautete: ‚En chemyse‘ (was etwa unserm: Im Hemmet entsprechen würde). Es handelte sich um die — heiliger Rodin! — Bürger von Calais, die im Hemd, mit dem Strick um den Hals vor dem Belagerer der Stadt anzutreten hatten. Weil es sich also um ein Stück Mittelalter handelte, sprachen alle Darsteller die Circonflexe mit, die einstmals ein s gewesen waren, und so gab es die niedlichsten Couplets mit : „l‘hostel“ und „ta teste“ und so fort. Dranem wirkte mit, der fast schon eine historische Figur ist, und unter den Statistinnen war eine, die war so entzückend dick, daß sie nur noch zum Vergnügen mitmimte, mit vielen Ringen und sicherlich nur einem Freund — ganze Szenen hindurch sah ich nur sie. Sie blickte mit völlig ausdruckslosen Augen, die schon so oft gesiegt hatten, ins Publikum und machte ab und zu bei den Refrains ein bißchen mit. Ach, diese Refrains! Das gibt es hier Alles auch:

> Isoline — va dans la cuisine!

und:

> C'est le bon pas de Calais,
> la plus vielle danse
> de la doulce France . . .

Der gute Aermelkanal . . . Aber davon wollte ich gar nicht erzählen.

Da machte ein Schauspieler mit, mit Namen Lucien Baroux, der hat mir einen tüchtigen Schrecken eingejagt, als er auf die Bühne kam. Aber das war ja Meinhard, unser guter Carl Meinhard!

Dasselbe große Auge, dieselbe etwas schneiderhafte Komik — und als Herr Baroux gar mit einer großen Schere herumzulaufen hatte, war die Aehnlichkeit vollkommen. Teure Heimat, ich seh dich wieder — teure Heimat, sei gegrüßt! Als sich die historische Situation zugespitzt hatte, besah sich Meinhard II. die Dinge

nur unter dem Aspekt eines Hemmetfabrikanten, der er war, und ließ alles Pathos außer Acht. Beinah hätte ich zum Schluß geschrien: Meinhard! Meinhard!

Und ich bin nur froh, daß keiner von den beiden Aehnlichen je den Andern zu sehen kriegt. Denn dann würde er dasitzen, bei den Späßen des Doppelgängers keine Miene verziehen, zum Schluß aufstehen und sagen: „Dem da soll ich gleichen? Das sieht Pantern ähnlich — !“ *Peter Panter*

Zu diesen Verlegern und Autoren

Dessenungeachtet war unter den deutschen Autoren eine allgemeine Bewegung entstanden. Sie verglichen ihren eignen, sehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zustand mit dem Reichtum der angesehenen Buchhändler, sie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener sei, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter deutscher Schriftsteller sich behelfen müsse, wenn er sich nicht durch sonst irgendeinen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittlern und geringern Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbessert zu sehen, sich von Verlegern unabhängig zu machen. *Goethe*

Sprüche

An den Fluch, der auf dem Menschen lastet, erinnern ihn die äußern Dinge; an den Segen, der auf ihm ruht, die innern.

*

Wehe Dem, der Kinder ohne große Hoffnungen in die Welt setzt! Mehr wehe Dem, der große Hoffnungen nicht bei Zeiten aufgibt!

*

Das Entsetzlichste am Kriege ist nicht einmal so sehr seine eigne Entsetzlichkeit, sondern der Rückschluß, den er auf die Alltäglichkeit zu machen zwingt.
Was muß im Frieden vor sich gehen, wenn es den Krieg in sich tragen kann!

*

Hätte die Menschheit dieselbe Erfindungsgabe für Klugheiten wie für die Variierung von Dummheiten, so wäre sie eben nicht mehr die Menschheit, sondern schon längst in — Göttlichkeit erstarrt.

*

Der Mensch muß immer dieselben Dummheiten, allerdings in neuer Fassung, begehen. Was sollte auch sonst aus der Poesie werden?

*

Wem beschieden ist, Anstoß zu erregen, dem gelingt es mit einem Wattebausche.

*

Was der Mensch nicht erlebt, das braucht er auch nicht eigentlich zu erleiden. Wer besonderes Unglück hat oder Dichter ist, erleidet, ohne zu erleben, und erlebt meist, um zu erleiden.

*

Könnte ich, was ich nicht kann, brauchte ich nicht zu können, was ich kann. *Julius Levin*

Antworten

Antisemit. Sie behaupten mit unflätigen, aber, wie immer, anonymen Beschimpfungen: der Satz in Nummer 19, daß der Krieg die größte Gemeinheit ist, die man sich erdenken kann, stamme unter gar keinen Umständen von dem Generalfeldmarschall Waldersee, sondern müsse unbedingt eine freche Fälschung von mir sein. Eine niedliche Verwechslung: die Fälschungen leisten sich deine Organe. Neulich haben sie ein paar Worte, die Marat vor fast anderthalb Jahrhunderten an die Franzosen seiner Revolution gerichtet, und die ich mit Nennung seines Namens, ohne jeden Zusatz, in Nummer 10 abgedruckt hatte, mir wahrhaft zuge-schoben. Kurz darauf stand in dem führenden Blatt Ihrer Gilde, der Deutschen Zeitung: „Siegfried Jacobsohn macht seinem Zorne Luft. Feste! Und sagt allen derb die Wahrheit. Da kommt keiner zu kurz; alle bekommen sie ihr Fett: die Fürsten, die immer unerlaubt langweilig aussehen sollen . . . Ich darf vielleicht hinzufügen — Herr Siegfried Jacobsohn war zu bescheiden, das selbst zu tun — besonders, wenn man sie so neben den Brüdern (ich bitte mich nicht mißzuverstehen: meine Glaubensgenossen) von dem auserwählten Volke sieht. Diese blödsinnig langweilige Visage des Kronprinzen zum Beispiel neben dem vergeistigten und interessanten Kopf eines Alt-Kleider-Händlers Isidor Udelsmann. Und irgend so ein andrer Hohenzoller neben dem minderwertigsten Chaim Aschheim meinetwegen. Gar kein Vergleich!“ Nicht der Schimmer einer Andeutung, daß ich unter die Zeile groß und deutlich den Namen des Autors gesetzt hatte: Theodor Fontane; der sich immerhin neben dem Kronprinzen sehen lassen konnte. Und was Waldersee angeht, rate ich Ihnen, trotzdem Sie keinem Lebewesen so ähneln wie einem Analphabeten, sich die unerschöpflich interessanten ‚Denkwürdigkeiten‘ des Grafen, die bei der Deutschen Verlagsanstalt erschienen sind, zu Gemüte zu führen. Dort werden Sie auf der Seite 98 des Ersten Bandes jenen Satz finden, der von mir stammen soll. Von mir stammt er auch, selbstverständlich. Aber eben weil er in meinem Mund selbstverständlich ist, hab’ ich ihn erst gedruckt, als er mir bei einem Ihrer angebeteten Heerführer wiederbegegnet war.

Otto L. In Nummer 19 hat L. Lania einen Brief veröffentlicht, den die Herren Johannes Häußler und Erich Albrecht an das Reichsministerium des Innern gerichtet haben. Von diesen beiden Herren schreiben nun Sie mir: „Sie sind nicht nur als agents provocateurs bemerkenswerte Leute. Sie sind die Gründer der sogenannten ;Freischar Schill‘, die sich äußerlich völkisch trägt und in Windjacke, Hitlermütze und roter Armbinde posiert, andrerseits aber ihre antivölkische ‚Einstellung‘ betont und als ideellen und materiellen Hintergrund Herrn Max Naumann nennt. Herr Max Naumann, der Leiter des Verbands nationaldeutscher Juden, hat die Unvorsichtigkeit besessen, an Herrn Häußler Briefe zu schreiben, mit denen dieser nun hausieren geht. Nebenamtlich ist Herr Häußler, wie er sich selbst bezeichnet, Nationalbolschewist. Seine Beziehungen zu Herrn Max Naumann erklärt er mit vielsagendem Lächeln so, daß man die Juden völkisch erfassen, das heißt: für nationale Ziele einspannen, ihre Mittel für die nationale Bewegung nutzbar machen müsse. Aber es dürfte wohl nicht schwer zu erraten sein, daß die Nutzbarmachung dieser Mittel hauptsächlich für die ‚Freischar Schill‘ gedacht ist. Deren Kopfzahl gibt er auf mehrere Tausend an. Daß er daneben solche hübschen Provocateurbriefe schreibt, wie in Nummer 19 einer zu lesen steht, ist ein Beweis seiner Vielseitigkeit. Sein Gefährte Erich Albrecht war bis vor kurzem Angestellter der Firma ‚Heimschutz‘, die ihren Beruf zweifellos auch im Verkauf von allerlei Mordinstrumenten erfüllt. Herr Albrecht wird also wohl vor der Zunft der Waffenschieber nicht gar

so großen Ekel empfinden, wie er aus dem Brief für harmlose Gemüter herausklingt. Bei Licht besehen, ist der Brief ein Racheakt, der gleichzeitig Geld bringen soll. Zu Herrn Thormann hat die ‚Freischar Schill‘ keine guten Beziehungen. Somit hat sie am Alldeutschen Verband kaum den Rückhalt, an den zu glauben wäre, wenn sie wirklich in irgendeiner Form mit Herrn Max Naumann arbeitete. Uebrigens leben heute in Berlin noch Hunderte von dem Luftgeschäft mit Waffen, die es gar nicht gibt. Außer mit Waffen handeln diese Herren auch mit den Plänen zur Aufdeckung einer rechtsradikalen Tscheka, deren Obermohren sich aus Berlin in ein Landstädtchen zurückgezogen hätten. Die Zwischenleitung befände sich in Berlin, und die Unterleitung kenne die Oberleitung nicht. Dann wird ein bißchen mit den Augen geblinzelt und der und jener prominente Name genannt. Man kann vor diesen Politikern, ob sie nun Häußler oder Thormann, Albrecht oder Uli Weiß heißen, nicht dringend genug warnen. Es gibt ja doch immer wieder Leute von der berühmten Sorte, die nicht alle wird.“ Die man also auch kaum vor immer neuen Reinfällen bewahren kann.

Ossip Kalenter. Sie schreiben mir: „Befreien Sie mich vom Albdruck folgender Verse, die mir seit drei Tagen nicht aus dem Kopf gehen: ‚Um Mitternacht begegnet mir Ein Geist mit Namen Kasimir. Wie bin ich froh, daß dieser Geist nicht obendrein noch Edschmid heißt!‘ Von wem ist das? Meines Erinnerns hörte ichs zuerst von Ludwig Hardt. Ich bitte Sie: fahnden Sie öffentlich nach dem Autor.“ Was ich hiermit tue.

Sachkenner. Ernst Matthes schildert in dieser Nummer, wie gut Kuenzer und Weiß zusammenarbeiten. Als Ergänzung dazu wünschen Sie zu vermerken, wie gut Maltzan und Stresemann zusammenarbeiten. „Die Sowjet-Mission appelliert an das Auswärtige Amt. Der Außenminister verspricht, sofort einzugreifen. Aber die nachgeordneten Stellen, die seinen Befehl ausführen sollen, versagen vollständig. Und zwar nicht nur die nachgeordneten Stellen in der Polizeiverwaltung, sondern im Auswärtigen Amt selbst. Es ist kaum anzunehmen, daß eine vom Auswärtigen Amt im Reichsinteresse erhobene Forderung, die Untersuchung sofort einzustellen oder wenigstens in der Form auf ein erträgliches Maß zurückzuführen, von den Polizeibehörden nicht erfüllt worden wäre, wenn der Außenminister den guten Einfall gehabt hätte, persönlich an die Polizei zu telephonieren. Das ist leider nicht geschehen. Die Sache geriet auf den Dienstweg. Obwohl die Bremsleitung grade über die Stelle ging, die uns den Rapallo-Vertrag, die hiesige Arbeit der russischen Handelsvertretung, die ja verschiedenartig beurteilt wird, und alle ihre Begleiterscheinungen beschert hat, funktionierte sie grade in diesem Falle merkwürdigerweise gar nicht. Und so nahm das Unheil seinen Lauf. Der Befehl des Reichsaußenministers verhallte im Winde, die Kriminalpolizei stöberte und stocherte weiter in der russischen Handelsgesellschaft und in den deutsch-russischen Beziehungen herum. Und damit erst wurde aus dem Schwabenstreich der beiden Waiblinge der deutsch-russische diplomatische Zwischenfall.“ Zu welchem es lohnt sich die Bilder zu betrachten, in denen die russischen Zeitungen den Aufmarsch der Borussen in der Linden-Straße festgehalten haben.

L. Käbitz in Hannover. Sie schicken mir aus dem Hannoverschen Kurier einen Ausschnitt, der mit den Worten beginnt: „In einer berliner Wochenschrift, deren ganze Existenz darauf aufgebaut ist, daß sie auf amüsante Weise — man verzeihe mir den Ausdruck — stänkert, wird seit kurzem eine Schlacht zwischen Verlegern und Autoren geschlagen“, und fügen hinzu: „Ob Herr Frank Thieß selbst wohl glaubt, was er hiermit seinen Lesern serviert? Ich glaub’ es nicht und Andre auch nicht, und deshalb ist zu bedauern, daß er den Namen des amü-

santen Stänkerblättchens verschweigt; denn wer die Probe aufs Exempel machte, würde die ‚Weltbühne‘ erfrischender und reinlicher finden als den Hannoverschen Kurier.“ Das sowieso. Aber jetzt weiß ich wenigstens, weshalb Herr Frank Thieß mir oft und nachdrücklich seine Mitarbeit angeboten hat: er wollte mein Niveau heben. Was ich nicht weiß, ist: ob ich begrüßen oder beklagen soll, daß ich, nach einem einzigen Versuch, nicht minder oft und nicht minder nachdrücklich abgelehnt habe. Daß die ‚Weltbühne‘ stänkere, hätte man ihr mit Frank Thieß als Protagonisten oder auch nur als Ensemblemitglied bestimmt nicht nachsagen können. Aber mit der Amüsantheit wär‘ es dann aus gewesen.

Wiener Moralist. In Nummer 12 habe ich ein paar Seiten aus Hans Reimanns Parodie auf das pariser Modebuch ‚La Garconne‘ von Victor Margueritte abgedruckt, bevor sie im Interterritorialen Verlag Renaissance zu Wien erschien. Jetzt schreibt mir der Autor: „Meine Parodie war nur für Wien bestimmt, wo das Original in ungezählten Exemplaren gefressen worden ist — wie kein Buch zuvor. Aber es geht jetzt eine ungeheuer moralische Welle durch das verlogene Wien, und da hat man nun meine Parodie konfisziert. Ich schicke Ihnen ein Exemplar. Die inkriminierten Stellen hab’ ich rot angestrichen. Sehen Sie sich die einmal an!“ Das hab’ ich getan. Eine Stelle lautet: „Die Dreizehnjährige lag da und grübelte und grübelte. Bis sie in den eignen metaphysischen Gletscherspalt rutschte. Niemand half ihr heraus.“ Eine andre Stelle lautet: „Er betrachtete, trunken vor Freude, diesen herrlichen Leib. Die schlanken Beine, die Rundung der Hüften unter der Durchsichtigkeit des kurzen Hemdes, die Arme auf der entblößten Brust gekreuzt. Mit der Frische und Anmut des jungen Mädchens hatte diese Teufelin die Fülle des Weibes.“ Und nun sagen Sie mir: Setzt der Brunner, dessen wir uns entledigt haben, bei euch seine Tätigkeit fort? Aber so hat er ja nicht mal bei uns gehaust.

Hans L. Daß von der Staatlichen Porzellanmanufaktur illustrierten Blättern für Besprechungen und Abbildungen Belegstücke zur Verfügung gestellt worden sind, erinnert mich an eine Geschichte, die mir Fritz Mauthner einmal erzählt hat. „Ich treffe den Kollegen M. G. ‚Wohin, lieber Mauthner? Man sieht Sie doch sonst niemals um diese Zeit in der Stadt.‘ ‚Ich geh mir einen Hut kaufen.‘ ‚Wie? Einen Hut — den kaufen Sie sich?‘ ‚Ja, was denn? Soll ich ihn stehlen?‘ ‚Aber nein! Von Hüten läßt man sich doch selbstverständlich Rezensionsexemplare kommen!‘ “

Coamag. In Nummer 19 hat sich L. Lania mit ‚Waffenschiebern‘ beschäftigt. Da schreibt mir nun dein Syndikus: „In Berlin bestehen zwei Firmen, in deren Namen die Worte Cohrs & Ammé vorkommen: 1. die unsrige, deren Stammhaus in Hamburg ist, und deren Bedeutung und Ausdehnung Sie aus den beigefügten Schiffahrtsnachrichten vom April

1924 ersehen wollen, 2. die Firma Cohrs & Ammé Nachfolger, C. 2, Burgstraße 27. Beide Firmen sind Speditionsfirmen. Cohrs & Ammé Nachfolger hat ihren Hauptsitz in Stettin und Zweigniederlassungen außer in Berlin nur noch in Leipzig, Lübeck und Rotterdam. Sie ist zwar aus unserer Firma vor etwa 30 Jahren hervorgegangen, hat aber heute mit uns nichts zu tun. Die in dem Artikel ‚Waffenschieber' genannte Firma Cohrs & Ammé kann nur die Stettiner Firma Cohrs & Ammé Nachfolger oder deren hiesige Zweigniederlassung sein. Sie können dieses selbst daraus ersehen, daß es in dem Artikel heißt: ‚Die Waffen gehen nach Adrianopel, werden aber nach dem Freihafen Stettin verschoben.' Die dann weiter genannte Firma Prüfer Nachfolger, Anklamer Straße, ist die Güterannahmestelle und das Lager von Cohrs & Ammé Nachfolger." Ich weiß, wie es mir früher tat, wenn ich mit Benno oder mit Leopold Jacobsohn verwechselt wurde, wie es mir jetzt tut, wenn ich von Ausschnittbüros Alles geschickt kriege, was über Egon Jacobsohn, und sogar, was von ihm erschienen ist. Also schon aus Leidensgefährtenschaft, Coamag, bin ich weit davon entfernt, die Aufnahme deiner Zuschrift zu verweigern.

Zweifler. Sie haben mir Beschuldigungen übermittelt, die gegen mich und mein Blatt erhoben worden sind, und wundern sich, daß ich darauf nicht feierlich antworte. Da werden Sie sich lange zu wundern haben. Solche und ähnliche und überhaupt alle Beschuldigungen der Welt gegen mein Blatt und mich haben etwa dieselbe Durchschlagskraft, wie wenn man die Venus von Milo ein ekelhaft häßliches Weibsstück oder ‚Figaros Hochzeit' eine einzige Kakophonie hieße. Meine schwere Arbeit von zwanzig Jahren muß mir doch mindestens das Recht eingebracht haben, sie durch sich selber wirken zu lassen. Wer nach der Lektüre Einer Nummer, ja, Einer Seite für möglich hält, daß jene oder sonst irgendwelche Beschuldigungen sachlich begründet sind, soll dieses Glaubens bleiben und zum Berliner Lokal-Anzeiger übergehen. Als ich anno 1901 zu schreiben begann, sprach Rudolf Rittner — im Café Westminster; „ich denk es noch wie heut" — die folgendermaßen geflügelten Worte zu mir: „Lieber Jacobsohn, schaffen Sie sich von vorn herein einen Buckel an, so breit, daß ihn das Gesindel Ihnen in zwanzig Reihen neben einander herunterrutschen kann, und daß immer noch für eine einundzwanzigste Reihe Platz ist." Der Platz ist da und unvermindert meine Entschlossenheit, von sogenannten Beschuldigungen allenfalls Notiz zu nehmen, um mich über sie lustig zu machen, nicht, um sie zu entkräften.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Der Republikanische Block von Alfons Steiniger

I.

Es gibt einen Punkt, wo auch der pflichtbewußte Menschenfreund, der die Kargheit des Erfolges seiner uneigennützigen und beständigen Arbeit immer von neuem erleben muß, aufhören möchte: einen Weg aus der Hilflosigkeit zu suchen, Irrtum, Wahn und Betrug zu vernichten, die freche Heiligung vermoderter Fetische und die kindischen Versprechungen künftiger Glückseligkeit auszurotten und das Korn wieder vom Unkraut zu unterscheiden. Es gibt solche Stunden der Resignation, da auch der Einsichtige im Gefühl nutzlos verschwendeter Mühe die Lasten des Strebens und Forschens von den müden Schultern heben und in starre Gleichgültigkeit gegenüber dem täglichen Geschehen verfallen möchte, um das Ringen nach Vollkommenheit im Reich des absoluten Gedankens, der Kunst oder Technik, jedenfalls außerhalb des politischen Tagkampfes fortzusetzen. Sieht man genau zu, so ist dieses Gefühl des Verzichts sicherlich bei vielen Deutschen dieser Tage lebendig, die in dem ständigen Ringen um das Leben der Nation sich, ihre Gedanken und Freunde immer wieder betrogen, besudelt und gemordet sahen; und wäre es möglich (wie das vereinzelt geschehen ist), das Wahlgeheimnis zu durchbrechen, so würde sich vielleicht herausstellen, daß unter den sechs Millionen Nichtwählern mancher jener Geister zu finden ist, die sich von Vernunft und Herz bislang zur Politik getrieben fühlten, sich nun aber, trotzig und verärgert, in ungestörtere Regionen menschlicher Bemühung zurückgezogen haben. So verständlich, entschuldbar und erklärlich diese Ohnmacht, Trübsal und Schaffensmüdigkeit ist, läßt sich doch nicht die Feststellung umgehen: daß sie für den Einzelnen den Stumpfsinn und für die Nation den Wahnsinn heraufführt. Wer nicht gelernt hat und im ungeheuersten Wust von Unsinn und Irrtum nicht aufrecht erhält, daß es in der Politik um das Säen, nicht um das Ernten geht, wer nur unter der widersinnigen Vorstellung schneller Belohnung und raschen Erfolges zu arbeiten vermag, der ist kein geeigneter Kämpfer in dem äonenlangen Kampf der Wahrheit gegen die Vernunft, der Sittlichkeit gegen die Brutalität, und so mag er ruhig außer der Reihe bleiben!

II.

Woran aber liegt es, daß das Unrecht: die erstickte Regsamkeit des Geistes, der Verzicht auf den Kampf um Wesenheit und Wahrheit hier erklärlich, ja entschuldbar genannt werden konnte? Heißt das nicht: den Ungeist loben und dem abgewandten Zuschauer unsrer Qual beistimmen, die unfruchtbare Lässigkeit ermutigen? Wie ist es möglich, daß sich der suchende Geist zu solchen Entscheidungen hergibt? Es gibt keine andre Erklärung dafür, als daß Urteil und Beschluß, die man von uns verlangte, dem Geist nicht gerecht gewesen sind. Welchem schaffenden Menschen kann man verdenken, daß er sich weigert, seine Entschei-

dung zwischen Geusen-Bund und Haeußer-Bund, zwischen den Zirkeln der Bettler und der Narren zu treffen und, unwillig zu einer Wahl zwischen 75 Bewerbern, entweder überhaupt sich zurückzieht aus dem Ring der Nation (in dem nun nur noch die starken Fäuste und die geschickten Manager bei dem grellen Licht der Scheinwerfer das Heldentum ihrer Siege und Erfolge unter dem staunenden Beifall der begeisterten Schwächlinge: exzentrischer Jünglinge, nicht mehr ganz fester Greise und exaltierter Jungfern vollbringen) oder, statt zu urteilen, dem jähesten Instinkt, dem lautesten Gerede nachgeht? Es war wohl im Reich des Herrn Jarres möglich, 75 Parteien zur Entscheidung zu stellen: im Reich der Vemunft ist es unmöglich. Hier gibt es keine Wahl zwischen Weingärtnern und Kinderreichen, zwischen Halbidioten und Harlekinen: hier geht es um klares Urteil nach den wenigen Begriffen, Gefühlen und Ordnungen, unter denen ein Einzelner und eine Nation ihr Leben zu führen wünschen. Wenn den Parteien, wenn dem Staat wirklich daran gelegen ist, die Entscheidung der suchenden Kräfte zu erlangen, sie an dem Ringen um neuen Sinn und geläutertes Glück wieder zu beteiligen, in das sie hineingehören nach der Kraft ihrer Geister und Herzen, dann braucht er nur ein Einziges zu tun: Klarheit zu schaffen. Wenn eine deutsche Regierung mit der Frage vor die Nation träte: Monarchie oder Republik oder Rätestaat? Weltkrieg oder Reparation? Klassenherrschaft oder Solidarität?, so würden auch die suchenden Kräfte unsres Volkes wieder ihr Urteil geben, und reine Entscheidungen wären erlangt. Das, was wir erlebt haben in diesem letzten Wahlkampf, war ein Wust von Verlegenheit und Verlogenheit, von Ratlosigkeit und Unredlichkeit, von Torheit und Tierheit: wer die wirkliche Entscheidung Deutschlands über sein Staatssystem wünscht, der darf nicht, wie jene republikanische Exzellenz, mit schwarzweißroter Fahne für ein Volkskaisertum garantiert reiner Mischung werbend durchs Land ziehen, sondern er muß klar und deutlich sagen, was sein Herz schauernd bewegt: Der Kaiser der Chinesen ist der Sohn des Himmels.

III.

Aus der allgemeinen Festsetzung auf die Praxis dieser Wochen übertragen, heißt das: Es ist nur ein Weg aus dem Wirrwarr — scharfe Abgrenzung der politischen Kräfte, ehrliche Blockbildung: der Monarchische, der Republikanische und der Sowjet-Block in der Innenpolitik und der Block für Weltkrieg, der Block für Reparationspolitik in der Außenpolitik. Bleibt die Hoffnung, daß diese parallelen Gebilde irgendwann naturgemäß zusammenwachsen in dem radikalen und dem republikanischen, dem Block für und gegen den Staat. Die Politik der kleinen Kniffe, der superklugen Taktik, der unentschlossenen Halbheit hat die Niederlagen dieses Wahlgangs herbeigeführt, und den geschlagenen Sündern bleibt überlassen, das alte Spiel unentschlossener Vielseitigkeit so lange fortzusetzen, bis die Auszehrung sie nicht nur verstümmelt, sondern gänzlich zerfressen hat. Wenn sich jetzt noch Eitelkeit, Hemmungslosigkeit und Rechthaberei entscheiden, die klärende Blockbildung verhindern und jedes Dutzend seinen eignen Beglückungsplan weiter zu propagieren wünscht,

besteht für keinen denkenden Menscken deutscher Nation weiter noch die Verpflichtung, Gnade zu üben und das Todesurteil aufzuhalten, das den kleinen Geistern bestimmt ist. Jene tiefe Wahrheit, von Weininger in jungen Jahren gefunden, steht als flammendes Metanoeite über dem deutschen Weg: „Jedes wahre ewige Problem ist eine ebenso wahre ewige Schuld: jede Antwort eine Sühnung, jede Erkenntnis eine Besserung.“

VSPD von Hans Schwann

Die VSPD rückt mit 100 Mann in den neuen Reichstag ein. Der Wahlkampf hat 75 Mandate gekostet. Sachlich begründet wird dieses Resultat durch die Tatsache, daß die Partei vier Jahre direkte oder indirekte Regierungspartei war, als solche der Kritik viel breitere Angriffsflächen bot und wie die übrigen Koalitionsparteien die Folgen zu tragen hatte. In zweiter Linie ist zu berücksichtigen, daß die Arbeiterschaft noch in keinem Zeitpunkt ihrer politischen Geschichte durch die wirtschaftspolitischen Verhältnisse und die hieraus entstehenden Kämpfe derart in ihrem Existenzminimum beengt und bedroht war wie in den vergangenen Jahren. Die Not, der Hunger, der systematische Abbau der erkämpften Rechte auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet machte sie immer empfänglicher für radikale und radikalste „Führer“. Die Voraussetzungen einer wirklichen, solidarischen Politik wurden immer mehr verkannt. Die berechtigte Unzufriedenheit und Verzweiflung veranlaßte die immer größer werdende Abwanderung zu den Kommunisten und Unionisten, wodurch wiederum eine zielstarke Politik der Partei immer mehr erschwert wurde.

Diese beiden Gründe genügen aber nicht, um den großen Verlust an Stimmen und Mandaten zu erklären. Entscheidend war die Politik der Partei selbst. Die ist hier und anderswo zu oft kritisiert worden, als daß es Sinn und Zweck hätte, auf all die begangenen Fehler zurückzukommen. Wir brauchen nur an den Ruhrkampf zu erinnern, in welchem die „Prominenten“ die Schildträger der Cuno-Politik waren, als die wirklichen Träger des Kampfes schon längst seine Aussichtslosigkeit erkannt hatten. Der Mangel an Zivilcourage zu einem: Bis hierher und nicht weiter!, jene ständige Neigung zu Kompromissen vergrößerte die Entfernung der Führer von ihren Wählern immer mehr. Das Leben in der Partei wurde dem „Bonzen“ geopfert. Hinzu kam eine Partei-Prestigepolitik, die unmöglich machte, an und für sich gewiß brave, aber für ihre Posten untaugliche Mitglieder von diesen zu entfernen oder andre, deren sozialistische Weltanschauung nur noch im Mitgliedsbuch dokumentiert war, zurückzupfeifen. Grade diesem Umstand ist nicht zum geringsten Teil zu verdanken, daß die Zersplitterung der Linksparteien diesmal besonders bedrohliche Form annahm. War doch die Opposition nie imstande, das Gefüge der Parteibürokratie zu durchbrechen und durch Blutauffrischung die Verkalkung zu verhindern.

II

Trotz dieser Tatsachen ist die Partei auch heute noch ein Faktor von ausschlaggebender Bedeutung. Bei richtiger Verwendung ihrer Machtmittel wird keine Politik getrieben werden können, die den berechtigten Ansprüchen der hinter ihr stehenden Massen nicht Rechnung trüge. Mehr denn je wird die Politik der französischen Linken —

die eine Verständigung mit Deutschland will — sowie die Politik Ramsay Macdonalds durch die Politik der VSPD in Mitleidenschaft gezogen. Darum wird Alles darauf ankommen, wie die Partei sich zur Regierungsbildung verhält. Opposition oder Koalition: das ist hier die Frage. Mir will scheinen, daß es unter den Machtverhältnissen, die die Wahlen geschaffen haben, nur Eines gibt: Opposition! Koalition kann nur bedeuten: bis zu den Deutschnationalen, die für die Durchbringung der Dawes-Gesetze notwendig sind. Das bedeutet für kommende Neuwahlen — und sie werden nicht allzu lange auf sich warten lassen — wiederum eine Verstärkung der Flügelparteien, eine neue Abwanderung der Arbeiterbataillone zu den Kommunisten. Opposition dagegen ermöglicht Korrekturen allzu scharf gespannter „Vorbedingungen“ für die Erfüllung der nächsten außenpolitischen Aufgaben und schärfsten Kampf für die Interessen der Arbeiter- und Angestelltenschaft in innenpolitischer Beziehung. Dieser Kampf wird umso notwendiger sein, je mehr die parlamentarische Macht der Rechten sich auswirkt, je schärfer die wirtschaftlichen Kämpfe werden, je rücksichtsloser das Unternehmertum im Bunde mit den Agrariern die Zersplitterung innerhalb der Arbeiterparteien zu ihrem Vorteil ausnutzt.

III.

Parteipolitisch gesehen, ist noch ein Erfordernis dringend zu erfüllen: die Versöhnung der Opposition innerhalb der Partei. Nichts ist lähmender und korrumpierender, als wenn die Opposition in der Partei sich an der Parteibürokratie wundreibt und keine Möglichkeit findet, sich ein Forum zu schaffen. Wenn heute vor allem im Westen die Kommunisten reiche Ernte halten, so nicht zum geringsten Teil deswegen, weil man den Wählern Persönlichkeilen präsentierte, die das Vertrauen der Wähler nicht genossen. Ich weiß, daß große Teile deshalb abseits standen und andre lieber den Kommunisten ihre Stimme gaben als diesen durch die Parteibürokratie gesicherten Anwärtern der Mandate. Hier muß Wandel geschaffen werden, wenn neue Verluste verhütet und Verlorenes wiedergewonnen werden soll. Ausschlaggebend ist nicht die Kopfzahl einer Partei, sondern ihre innere Struktur. Niemand hat die ganzen Jahre seit der Revolution parteipolitisch so großen Einfluß gehabt wie das Zentrum, obwohl es erheblich geringer an Zahl war als die VSPD. Niemand hat die Gefahren einer Regierungspartei so gut überstanden wie dieser politische Machtfaktor. Das verdankt er nicht allein dem religiösen Bindeglied — dem Pfarrer — , sondern auch der klugen staats- und parteipolitischen Leitung. Hier kann, hier muß gelernt werden. Und es wird die vornehmste Aufgabe der Neugewählten sein, diesen Erfordernissen Rechnung zu tragen. Alle Macht muß auf die Reorganisation der Partei als solcher verwendet werden. Dann können sogar diese Wahlen ihr Gutes haben.

Zu diesen Völkischen von Scharfrichter Sanson

Ihre kranke Einbildungskraft meint, der Dolch sei das letzte Mittel einer Weltanschauung. Sie erhoffen und entwerfen ihre Tat in der Einsamkeit. Dann treibt es sie hervor aus dem Dunkel, in das glorreiche Märtyrertum. Aber auch Alle, die dulden, Alle, die widersprechen und fluchen, werden zu Anstiftern ihres Verbrechens. Denn zuvor in der Stille haben jene Besessenen in dem, was sie von Andern lesen, sehen und hören, ihre Rechtfertigung gesucht und begründet.

VI.

Paul Löbe

Ein kleiner Kerl mit schwarzem Haar, mit schwarz umrandeter Hornbrille, mit schwarzem Rock, mit schwarzem Schlips und mit flinken Bewegungen. Bald eilt er hierhin, bald dorthin und grüßt freundlich, während die Rockschösse flattern, nach allen Seiten. Stets hilfsbereit. Stets auskunftswillig. Weiß in allen Ecken und Winkeln des Hauses Bescheid: Kennt sich aber auch in allen Ecken und Winkeln der Menschen aus. Ist aus der Tiefe heraufgekommen und hat das Leben gesehen.

Geboren zu Liegnitz, der niederschlesischen Regierungsstadt. In den siebziger Jahren. Das Grollen der bismärckischen Politik hörte er als Knabe und Jüngling nur ganz von ferne. Das Sozialistengesetz berührte ihn noch nicht. Grade als er die Volksschule nach achtjährigem Besuch verließ, brach die antisozialistische Ausnahmegesetzgebung in sich zusammen. 1890. Er kam in die Lehre, wurde Schriftsetzer, und nun begannen auch seine geistigen Interessen zu erwachen und sich zu entfalten. Als Geselle wanderte er durch Süddeutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, die Schweiz. Und 1899 kehrte er in die schlesische Heimat zurück.

Aus dem Schriftsetzer wurde der Redakteur der sozialistischen breslauer ‚Volkswacht'. Der erste soziale Hauch der jungwilhelminischen Aera war längst verflogen. Politisch, wirtschaftlich und sozial hatte die Reaktion Schritt für Schritt das verlorene Terrain wiedererobert. Die drei großen Meilensteine auf diesem Wege zurück waren: die lex Heinze, die Zuchthausvorlage und die neuerliche Heraufsetzung der Zölle. Löbe focht für die sozialistischen Ideen, fünfundzwanzig, dreißigjährig, wie ein Wilder und rüttelte an den Stangen des staatlichen Käfigs, ohne sie doch zerbrechen zu können. Der Staatsanwalt schritt ein. Die Polizei erschien. Haussuchung. Verhaftung. Gefängnisstrafe. Mehr als ein Mal wurden so seine politischen Vergehen geahndet. Zuletzt 1905, als er durch einen Artikel die Arbeitermassen angeblich zum Klassenhaß aufgereizt hatte. Ein Jahr Strafanstalt Wohlau.
Kein Tag wurde ihm geschenkt. Er hat sich im Kampf um die Freiheit, um Recht und Gerechtigkeit ehrenvolle Wunden geholt. Möglich, daß manches Wort unbedacht war. Möglich, daß er als Publizist mitunter über die Stränge schlug. Aber die Strafen, die ihm die ostelbische Justiz aufbrummte, standen in keinem Verhältnis zu seinen schriftlichen oder rhetorischen Entgleisungen.

Löbe ließ sich nicht unterkriegen. Er blieb, was er war: der Redakteur der breslauer ‚Volkswacht'. Er wurde, als er die zwei Semester in Wohlau hinter sich hatte, zum Stadtverordneten in Breslau gewählt und hat fast anderthalb Jahrzehnte ersprießliche kommunale Arbeit geleistet. Bald kam er auch in den Provinziallandtag für Schlesien, und zum ersten Mal wurde sein Name in der breiten Oeffentlichkeit genannt, als der Sechs-Männer-Rat der Volksbeauftragten nach der revolutionären Weihnacht des Jahres 1918 auseinanderfiel, als die drei Unabhängigen Haase, Dittmann

und Barth die Reichskanzlei in stürmischer Nacht verließen und eine Oppositionsstellung bezogen. Die drei zurückgebliebenen Mehrheitssozialisten Ebert, Scheidemann, Landsberg sahen sich nach Ersatzmännern für die ausgeschiedenen feindlichen Brüder um. Löbe? Löbe schüttelte den Kopf und bat, von ihm abzusehen, denn in Breslau und Schlesien, wo die politischen und sozialen Verhältnisse auch noch völlig ungeklärt schienen, war er als Führer der Sozialdemokratie unentbehrlich. Trotzdem kam er bald darauf in den Mittelpunkt der großen Politik. Er wurde Mitglied der Verfassunggebenden Nationalversammlung und, bei dem Rollenwechsel der David und Fehrenbach, ihr Vizepräsident. Was die Partei ihm auch übertrug, erledigte er mit Geschick und Anstand. Er erwies sich als ein Mann, auf dessen Takt man sich unbedingt auch in der heikelsten Lage verlassen konnte.

Fehrenbach hatte als Präsident die Nationalversammlung mit quadratischen Worten und gewaltiger Tonfülle wie ein Feldwebel, freilich nicht witzlos, beherrscht. Jeder Satz von ihm klatschte mächtig und schwer wie eine Tatze auf die Zuhörer nieder. Dennoch war er weich von Gemüt. Oft, in den entscheidenden nationalen Momenten, hatte er mehr als eine Träne im Auge. Ueber allem stand ihm, dem aufrechten Zentrumsdemokraten, die Gerechtigkeit. Auch als Präsident war er, wie in seinen Zivilberufe, Jurist. Ein Jurist des Verstandes und des Herzens. Das war die geistig-moralische Hinterlassenschaft, die Löbe übernahm, als Fehrenbach, gleich nach dem Zusammentritt des neuen Reichstags, im Sommer 1920, vom Reichspräsidenten den Auftrag erhielt, das neue Kabinett zu bilden, das Kabinett Fehrenbach-Simons-Scholz. Die Minderheitsregierung der bürgerlichen Mitte, die auf die wohlwollende Neutralität der Sozialdemokratie angewiesen war, kam zustande. Die Sozialdemokratie stellte als zahlenmäßig stärkste Partei des Hauses den Präsidenten.

Löbe hat Fehrenbachs Erbe gut verwaltet. Keine Partei hat sich je ernstlich über ihn als Präsidenten beschweren können. Es hat oft stürmische Szenen gegeben. Skandale. Zusammenstöße. Mitunter fast Tätlichkeiten. Löbe wankte nicht. Teilte Ordnungsrufe aus. Unterbrach den Redner. Rührte die Glocke. Griff selbst zu den stärksten Maßnahmen, um eine rasend gewordene Opposition oder Obstruktion im Interesse des parlamentarischen Ansehens niederzuringen. Abgeordnete der äußersten Linken wurden von ein, zwei und mehreren Sitzungen ausgeschlossen. Kommunisten wurden von der Polizei mit Gewalt aus dem Saale entfernt. Das ganze Haus wurde tage- und nächtelang von Polizei umstellt, um ausgeschlossenen Mitgliedern unter allen Umständen offenen oder heimlichen Zutritt zu verwehren. In der Geschäftsführung schaute er weder auf Person noch Partei. Nicht so selten wurden seine eignen Parteigenossen von ihm gerüffelt. Trotz diesen oft recht unerquicklichen Auseinandersetzungen war er auf dem Präsidentenstuhle kein Unteroffizier, kein schnauzbärtiger Gamaschenknopf, sondern ein feiner, liebenswürdig lächelnder Mensch, der, wenn es irgend anging, mit einem heitern Wort oder mit einer humoristischen Anspielung über eine unangenehme Situation hinwegzukommen versuchte.

Die reine Objektivität, die diesen Präsidenten des Reichstags auszeichnet, hindert nicht, daß seine parteipolitische Betätigung durchaus entschieden, ja radikal ist. Wenn man will, kann man ihn eher zum linken Flügel der alten Mehrheitssozialdemokratie zählen, als zur Mitte oder zum rechten Flügel. Man soll nicht glauben, daß ein Mäuschen, wenns lächelt, sich von der Katze einfangen lassen will. Die Katze ist die Reaktion, und mit der mag Paul Löbe, der Sozialdemokrat und Republikaner, im Gegensatz zu manchen seiner Genossen, parteipolitisch nichts zu tun haben. Da gibt es für ihn keine Verständigung. Aber jenseits aller Politik, jenseits von Gut und Böse in der Politik liegt das Menschliche. Den Menschen Löbe hat auch sein erbittertster politischer Gegner niemals umsonst angegangen. Er ist im besten Sinne des Wortes ein Sozial-Demokrat.

Die Wahlen in Japan von Shigenori Ikeda

Nach dem Krieg hat sich die wirtschaftliche, soziale und politische Lage in Japan mit großer Schnelligkeit verändert. Besonders in der Politik gab es Konflikte, umso mehr, als sozialistische, kommunistische und bolschewistische Ideen verschiedentlich Einfluß auf das politische Leben gewannen. Hierin liegt auch der Grund für zwei große Bewegungen, die seit einer Reihe von Jahren ständig an Umfang gewonnen haben. In demselben Grade, wie die Bestrebungen der Arbeiter, sich zu organisieren, um sich griffen, wurde der Wunsch nach einer Reform des geltenden Wahlrechts ungestümer. (In Japan ist nur wahlberechtigt, wer jährlich mindestens 3 Yen direkte Steuern zahlt). Beide Bewegungen sind bis jetzt noch nicht zum Stillstand gekommen.

Kurz vor Beendigung des Krieges war die Seiyukai die stärkste Partei und stellte unter ihrem Führer Hara eine Alles beherrschende Macht dar. Hara war ein geschickter Parteipolitiker und regierte wie ein Diktator; er ignorierte die Arbeiterbewegung vollständig, und statt das Wahlrecht weiter auszudehnen, beschränkte er es noch mehr. Die wachsende Erregung im Lande entlud sich in einem Attentat, dem er zum Opfer fiel. Sein Nachfolger als Ministerpräsident war Graf Takahashi, der aber auch nach kurzer Tätigkeit gestürzt wurde. Zu dieser Zeit erweiterte das Oberhaus seine Einflußsphäre beträchtlich, und so kam es, daß der Admiral Kato ein fast nur aus Oberhausmitgliedern und Beamten bestehendes Kabinett bilden konnte, dem die Seiyuka auch Unterstützung gewährte.

Als Hara Ministerpräsident wurde, bewegte die Wahlrechtsreform die Gemüter schon sehr heftig, und unter dem Vorwand, daß der Reichstag dem Volkswillen nicht mehr entspräche, löste Hara ihn auf (1920). Die daraufhin ausgeschriebenen Neuwahlen brachten folgendes Ergebnis:

Seiyukai (konservativ)	281 Sitze
Kenseikai (demokratisch)	103 Sitze
Kakushin-Club (linksdemokratisch)	45 Sitze
Coshin-Club (Vertretung der besitzenden Klassen)	25 Sitze
Parteilos	8 Sitze

Wohl war nun die Seiyukai die bei weitem stärkste Partei; aber diese 281 Abgeordneten waren nicht auf das Parteiprogramm eingeschworen, sondern Hara hielt sie mit der Macht seiner Persönlichkeit zusammen. Sofort nach seinem Tode begannen daher häßliche innere Kämpfe, und die Seiyukai büßte nach und nach viel von ihrer Machtfülle ein.

Die Theorie verlangte, daß nach Katos Tode die Seiyukai wieder ein neues Kabinett bildete. In der Praxis mißlang das jedoch, dank dem innern Zerfall der Partei. Die zweitstärkste Partei, die Kenseikai, hatte ebenfalls keinen Erfolg. Aber nach dem Sprichwort: „Wenn Zwei sich streiten, freut sich der Dritte" gelang dem Grafen Yamamoto, ein überparteiliches Kabinett zustandezubringen, dem der Volksmund den Namen „Erdbebenkabinett" beilegte. Doch auch dieses verschwand bald vom Schauplatz seiner Tätigkeit, wozu das mißglückte Attentat auf den Kronprinzen den Anstoß gab. Graf Kiyoura schuf ein neues, gleichfalls überparteiliches Kabinett, gestützt auf das Oberhaus, mit der Kenkyukai als stärksten Partei, die daher auch fast alle Mitglieder zum Kabinett stellte.

Der Teil der Seiyukai, der den Grafen Kiyoura unterstützt hatte, löste sich nun von der Partei, um unter den Namen Seiyuhonto (mit 148 Mitgliedern) selbständig aufzutreten. Und das gab mit den Anlaß zur Reichstagsauflösung im Anfang dieses Jahres.

Mitte 1923 hatte Muto eine politische Gruppe gebildet, die sich nur aus Vertretern der Industrie- und Handelswelt zusammensetzte: den „Wirtschaftsclub". Zum ersten Mal trat hier eine politische Partei mit scharf umrissenen Zielen an die Oeffentlichkeit, denn alle andern Parteiprogramme sind farblos gehalten.

Unter diesen Verhältnissen fanden nun die diesjährigen Wahlen statt. Seiyuhonto war auf das Aeußerste bemüht, alle Macht in ihrer Hand zu vereinigen, und genoß dabei die volle Unterstützung der Regierung, was beim Wahlkampf zu schweren, teilweise blutigen Zusammenstößen führte. Die Wahlergebnisse bis heute sind:

Kenseikai	147 Sitze
Seiyuhonto	126 Sitze
Kakushin-Club	30 Sitze
Wirtschafts-Club	8 Sitze
Neutrale	56 Sitze

In der Zahl der Neutralen befinden sich auch die Gewählten des Koshin-Clubs und die Parteilosen. Allgemein wird nun die Ansicht laut, daß Graf Kiyoura zurücktreten wird, um einem Kabinett unter Führung des Vorsitzenden der Kenseikai, des Grafen Kato, Platz zu machen. Sollte das eintreten, so werden in der japanischen Innen- und Außenpolitik tiefgreifende Veränderungen vor sich gehen, denn die Kenseikai war seit zehn Jahren in der Opposition und wird nun die Gelegenheit benutzen, um die geplante Wahlrechtsreform durchzuführen. Auch in der Sozialpolitik wird Vieles anders angesehen und angefaßt werden, und in der äußern Politik wird man sich auf den Osten beschränken und allzu enge politische Verbindungen mit Europa vermeiden.

Wenn nicht Alles täuscht, bricht eine neue Aera für Japan an.

Paris von Kurt Tucholsky

Meine Eindrücke nach fünfwöchigem Aufenhalt in Paris sind folgende:

Den Fremden umfängt zunächst die Weltstadt. Der ungeheure Zusammenfluß von Vergnügungsreisenden, Sportsleuten der Olympischen Spiele, Diplomaten, Kaufleuten aus fünf Erdteilen, modischen Frauen, Schmarotzern, Abenteurern, Passanten, französischen Provinzlern brodelt über die Boulevards, jagt den Strom der großen und kleinen Automobile über die Champs Elysées, stept in den Nachtlokalen und überfüllt die Hotels. Die Fremdenindustrie ist groß, doch nicht so groß, wie man denken sollte. Fast immer ist die „Aufmachung“ sehr reizvoll, unerträglich nur da, wo sie „echtes altes Paris“ vortäuscht und eine Romantik herzustellen bestrebt ist, die den literarischen Assoziationen der Fremden von Murger bis Jésus-la-Caille entgegenkommt. Diese Art Romantik existiert entweder überhaupt nicht, oder sie ist nur zeitlich zu fassen, das heißt: man empfindet sie vielleicht nach Monaten. An einen Ort ist sie nicht gebunden.

Paris ist eine liebenswürdige Stadt: Alles wird aus einer leichten Hand gegeben. Vor allem verlangt die Stadt nicht, daß man sich durchaus nach ihr richte — sie läßt in Aeußerlichkeiten dem Fremden Willen und Bequemlichkeit. Das Erste, was dem Deutschen auffällt, ist nicht ein Wagenverkehr, der einer großen Stadt angemessen ist, sondern die Tatsache, daß alle Leute nett zu einander sind. (In Deutschland sind die Menschen zunächst einmal unhöflich — hier zunächst einmal höflich.)

Hinter der Fremdenstadt, fast völlig von ihr abgeschlossen, liegt das arbeitende Paris. Paris ist eine Stadt, in der ungeheuer gearbeitet wird; soweit ich das übersehen kann, mehr als bei uns und vor allem viel intensiver. Paris arbeitet — Berlin schuftet. Es wird hier vielleicht weniger organisiert — aber mehr getan. Die reizvolle Tatsache, daß abends um neun Uhr noch viele Läden offen halten, und daß man sich um diese Zeit, auch am Sonntag, wenn es einem Vergnügen macht, eine Krawatte kaufen kann, bedeutet für die Angestellten eine erhöhte Arbeitszeit. Es sind nicht immer nur die Ladenbesitzer, die zu diesen Zeiten arbeiten.

Bei näherer Betrachtung lassen sich innerhalb von Paris Kleinstädte völlig verschiedenen Charakters feststellen, die quartiers, deren kleinbürgerliche Bewohner oft genug ihren Aktionsradius nicht allzuweit ausdehnen. Die „rive gauche“ ist nicht nur für den Hausmeister des rechten Ufers ein Land hinter den Bergen.

Das Leben ist nicht billig. Das Schlagwort „La vie chère“, das in der Wahlbewegung eine so große Rolle gespielt hat, ist berechtigt, mißt man den Lebensstandard nicht an den Mitteln eines Vergnügungsreisenden. Maßgebend ist: Wieviel Stunden muß der Angestellte arbeiten, um sich einen Anzug, ein Stück Fleisch, ein Kinderbett zu kaufen? Die Löhne sind ähnlich unzureichend wie in Deutschland — der Aufwand für den Lebensunterhalt im Ganzen wohl etwas kleiner. Am teuersten ist die Miete; es gibt viele Budgets, in denen sie ein Drittel der Ausgaben

ausmacht. Schuld daran ist zur Zeit neben der Wohnungsnot wohl die Spekulation auf die Zureisenden zu den Olympischen Spielen. Die Preise für Bekleidungsgegenstände sind nicht ganz so hoch wie in Deutschland, für Vieles niedriger, so für Wäsche; Gebrauchsgegenstände sind im Allgemeinen billiger. Wesentlich niedriger sind die Preise für fast alle Nahrungsmittel — das Essen in allen Lokalen besser, billiger und mannigfaltiger als in Deutschland. Noch in den kleinsten Kutscherkneipen ißt man gut — es wird fast überall gekocht und nicht industriell fabriziert.

Was das Leben so sehr angenehm macht, ist die Leichtigkeit: von der Küche bis zum geistigen Meinungsaustausch haben die Dinge Gehalt, ohne zu lasten.

Das gesamte äußerliche Bild ist schöner als in Berlin: Architektur und das Licht der hellen Tage geben einen zarten Glanz. An Regentagen sieht das Auge kritischer und klarer: man wird gewahr, daß unter den gleichen oekonomischen Bedingungen in dem gleichen Mitteleuropa die Menschentypen nicht so wesentlich verschieden sein können und es auch nicht sind. Die arbeitende Pariserin, die Commis, die Buchhalter sehen so aus, wie sie zum großen Teil auch in Berlin denkbar sind. Der Frauentypus, der auf den Straßen zu sehen ist, ist nicht hübsch und hat zum allergrößten Teil nicht den flair, den man ihm heute noch andichtet. Was festzustellen ist: Die Leute sind nicht so verdrossen und nicht so gereizt wie in Deutschland. Ich bin morgens mit der Flut der Angestellten in der Untergrundbahn gefahren, ich habe sie abends gesehen, wenn sie von der Arbeit zurückkamen — sie waren morgens eilig und abends müde, aber niemals in ihrer Gesamtheit so verärgert und stumpf, wie wir das kennen.

Die ungeheure Größe der Niederlage, die wir dem deutschen Militarismus verdanken, wird erst klar, wenn der so lange Zeit hindurch abgesperrte Deutsche wieder ins Ausland kommt: nicht das erschüttert bis zu Tränen, daß es Butter und fröhliche Menschen und Seide auf der Welt gibt, sondern daß Niemand ein Wesens davon macht, und daß Alle es selbstverständlich finden.

Der Franzose ist ein außerordentlich zurückhaltender Mensch, der fast anonym lebt und leben will. Es ist kein Zufall, daß an den Türen keine Wohnungsschilder befestigt sind — wer da wohnt, geht nur Den an, dens angeht. Wenn ich ein Bild gebrauchen darf : in den französischen Salon kommt man sehr leicht — ins Eßzimmer nur sehr schwer. Sieht man von den Plätzen ab, wo ausschließlich Fremde verkehren, so wird man nirgends betrogen und nirgends hineingelegt. Zwanzig Centimes sind ein kleiner Wertgegenstand; „nach oben abzurunden“ ist unbekannt.

Der Fremde wird überall mit gleichmäßiger, routinierter Höflichkeit behandelt. Wenn er nicht ganz grobe Anstandsfehler begeht, kann er sicher sein, niemals wegen eines Versehens, wegen einer Unkenntnis ausgelacht oder gar, wie bei uns, angefahren zu werden. In Berlin sind die Untergrundbahnschaffner persönlich beleidigt, wenn ein Inder ihr Dienstreglement nicht kennt — hier gibt es viel zu viel Fremde, als daß dergleichen auffällt.
Eine leichte Animosität gegen Deutsche besteht — ich spreche

jetzt immer von anonymen Bürgern, nicht von den Läden und Vergnügungsstätten, die von Fremden leben, und nicht von den internationalen Salons und Gesellschaftskreisen, die den Deutschen mit einfacher Selbstverständlichkeit aufnehmen. (So die wahrhaft internationale Frau Ménard-Dorian.) Die Animosität ist übrigens lange nicht so groß wie die gleiche in Deutschland gegen Franzosen. Zur Ungezogenheit versteigt sie sich meines Wissens niemals. Mütter, deren Söhne im Kriege gefallen sind, tragen dem einzelnen Deutschen nichts nach — man erzählte mir, daß selbst im zerstörten Gebiet schon 1919 ein deutscher Professor, der die Leiche seines Sohnes suchte, von den Frauen bemitleidet und unterstützt wurde.

Der Deutsche in Paris hat, nach meinen Erfahrungen und nach den mir gewordenen Informationen, einen Halt an der hiesigen Gesandtschaft, die zugleich die Konsulatsgeschäfte versieht; der Ton ist mit dem bei andern deutschen Behörden nicht zu vergleichen, die Beamten sind höflich und hilfsbereit.

Was die Kunst angeht, so ist Paris eine Stadt des „Noch". Sie liegt von Amerika; und von Rußland viel weiter entfernt, als die Karte angibt. Sie ist noch nicht zerstampft von der Industrialisierung der einen und noch nicht angefressen von der skeptischen Problematik der andern Seite. Es ist alles „Noch" — Vieles davon in der höchsten Vollendung.

Das Theater erscheint — in seiner Gesamtheit — für unsre Anschauungen veraltet, wenn man an Stanislawski, Brahm, Reinhardt, die berliner Zeit vor dem Kriege denkt. Um nicht falsch verstanden zu werden, möchte ich betonen: Das französische Theater erscheint mir nicht so wertvoll wie das nichtoffizielle deutsche Theater; was die deutschen Hoftheater brachten, und was die Kommissionen der deutschen Stadttheater heute noch anordnen, steht natürlich weit unter jedem pariser Niveau. Die französischen Autoren denken sich oft genug „Geschichten" aus, Einzelfälle, mit denen der moderne Hörer nichts anzufangen weiß. Die Deklamation ist die Stärke der französischen Schauspiel-Tradition — man kann in den meisten Fällen nur grundsätzliche Einwendungen machen. Das Publikum in vielen Theatern ist weitaus naiver als das deutsche.

Die Wahlen haben das Stadtbild von Paris nicht sehr verändert. Kenner sagen, daß die Interesselosigkeit noch niemals so groß gewesen sei wie diesmal. Der Mischmasch der Parteien, die im Grunde alle das Selbe sagten und alle etwas Andres meinten, die Verworrenheit der internationalen Lage, die der Wähler nicht übersehen hat, die allgemeine Müdigkeit und die Abneigung vor der großen Phrase erklären das wohl.

Die Wahlversammlungen waren nicht sehr ergiebig, wenigstens nicht in Paris. Sehr viel Spektakel und sehr wenig geistige Bewegung. Auch Herr Léon Daudet, der übrigens nicht wiedergewählt worden ist, als Schriftsteller besser denn als Redner, konnte daran nichts ändern. Erstaunlich ist die außerordentliche Informiertheit französischer Politiker über Deutschland — und zwar nicht über die Zahlen der schwarzen Reichswehr, sondern, was viel blamabler ist, über die deutsche Denkart.

Auch aus den Zeitungen konnte man ersehen, daß die Wahlen nicht im Mittelpunkt des Interesses standen, aus diesen Zeitungen, die nicht einmal viel unterhaltsamer sind als die deutschen. Die beste Zeitung, weit über dem Niveau auch der deutschen Presse stehend, weil viel freier, viel unabhängiger, viel, viel mutiger, ist ‚L'Oeuvre'.

Der Ausfall der Wahlen wurde im Allgemeinen so erwartet, wie er gekommen ist — an einen so großen Sieg hat allerdings die Linke selbst nicht geglaubt. Bis zuletzt war man dort beinahe pessimistisch — besonders in den letzten Tagen vor der Wahl. Die Provinz hat gegen Paris entschieden.

Wenn Frankreich gegen Poincaré votiert hat, so bedeutet das nicht, daß es eine besondere Liebe zu Deutschland hat. Deutschland spielt hier nicht die Rolle, die monomanische Deutsche ihm zusprechen. Deutschland ist in Frankreich ganz einfach ein Faktor in der Beurteilung innenpolitischer Fragen — eine Politik des Deutschenhasses gibt es nicht. Wenn das französische Volk die bisherige Ruhrpoltik verurteilt hat, so ist das geschehen, weil es über die Methoden dieser Politik andrer Meinung ist als Poincaré. Ueber die Tatsache, daß gezahlt werden muß, und daß bisher nicht genügend gezahlt worden ist, besteht keinerlei Zweifel, auch auf der Linken nicht. Was der Franzose will, ist: Ruhe. Den beiden Schlagworten: „Pas de guerre!" und „Pas de vie chère!" steht unsichtbar ein drittes zur Seite, der das gesamte französische Leben beherrscht: „Pas d'histoires!" Das Volk mag nicht mehr: keinen Krieg, keine Verwicklungen, keine Reibereien. Der Krieg ist hier nie so populär gewesen wie in Deutschland. Bretonische Bauern glaubten im Jahre 1914, als es gegen die Boches ging, das seien Engländer — die Einen waren ihnen so fern wie die Andern, und das Wort, das der Süden im Kriege zu durchreisenden Parisern zu sagen pflegte, ist berühmt: „Et votre guerre — ça marche bien?" Deutschland dachte darin strammer.

Das Volk will keinen Krieg. Ich habe in einem Panoptikum pariser Bürger vor dem Bild Wilhelms des Zweiten passieren sehen: er sitzt da in einem Käfig, gebrochen und ohnmächtig fletschend. Es fiel kein Wort — das interessiert nicht mehr. In einem kleinen, von Handwerkern und Arbeitern besuchten Theater wird eine Szene im Schützengraben vor dem brennenden Reims gespielt; einer der Soldaten sagt eine große Arie gegen den Krieg auf und schließt: „Nous voulons une république européenne!" Donnernder Beifall. Sie wollen nicht mehr.

Es hat politisch nie so günstig für Deutschland ausgesehen wie in diesem Augenblick. Seit Jahren treibt Deutschland dieses törichte Spiel: es gibt in der Sache nach, behält sich aber vor, den Verhandlungsgegner hinterher zu beschimpfen. Man nennt das bei uns Prestige.

Es mag ja in Halle sicherlich einen großen Eindruck machen, wenn irgendein Leutnant feststellt, Deutschland sei eigentlich gar nicht besiegt worden, und für Halle reichen diese Redeübungen auch aus. In der Welt kümmert sich kein Mensch mehr um diese Frage, die längst entschieden ist. Wenn aber die

deutschen Richter, die den Unfug der Völkischen in jeder Weise begünstigen, eine Ahnung hätten, was draußen aus den Torheiten des Herrn Ludendorff-Lindström gemacht wird, dann würde ihnen vielleicht, wofern sie dieser Einsicht noch fähig sind, ein Licht über das Wesen des viel zitierten „Landesverrats“ aufgehen.

Deutschland spricht längst nicht mehr zur Welt. Es hat erneut eine Gelegenheit, es zu tun. Die Unsitte, nicht zu den Leuten draußen, sondern mit Rücksicht auf den Wähler in Anklam Reden zu halten, die in gar keinem Verhältnis zur Lage stehen, hat bisher Alles verdorben. Frankreich streckt erneut die Hand hin — die Welt streckt erneut die Hand bin. Wir haben keine Bedingungen zu stellen — denn sie haben den Krieg gewonnen. Nicht wir.

Was wir verlangen können, ist, daß Exekutionen das nationale Selbstgefühl nicht unnötig verletzen. Es sind sicherlich in der Ruhr Dinge vorgekommen, die nicht zu entschuldigen sind, und das weiß die französische Linke ganz genau. Aber mit kindischen Scheltartikeln auf Poincaré ist es jetzt nicht getan. Es muß vernünftig und besonnen von einer Demokratie zur andern verhandelt werden. Dazu müssen freilich zwei da sein. Frankreich hat eine.

Was die Flauheit des deutschen Bürgertums, was die verächtliche Haltung der Sozialdemokratie in Deutschland hat groß werden lassen, kann der Beginn einer neuen Katastrophe sein. Kein Francsturz hilft uns; die französische Währung kann wanken, aber nicht zusammenbrechen. Frankreich ist gesund. Für Deutschland aber ist es jetzt an der Zeit, mit der Welt wieder ins Reine zu kommen Jetzt oder nie.

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

VII.

Adolf Stoecker

Der Hofprediger Stoecker gehörte zu den Menschen, denen gegenüber Niemand eine mittlere Stellung einnahm. Haß oder Liebe — ein Drittes gab es nicht.

Kein Wunder. Er war ein Kerl. Man konnte ihn in den Himmel erheben oder in die Hölle verdammen, aber gleichgiltig ließ er Keinen.

Das Größte an ihm war seine Redegabe. Das ist ja die Gabe, die im deutschen Volk am spärlichsten verbreitet ist. Er besaß sie in einem Maße, daß er auch in jedem andern Lande einen ehrenvollen Platz als Rhetoriker eingenommen hätte. Denn er verband das hohe Pathos des Romanen mit der geschulten Gemessenheit des englischen Parlamentariers. Seine Erscheinung auf der Rednertribüne wirkte so frappant, daß seine Feinde verbreiteten, er habe bei einem Schauspieler Unterricht genommen. Das war dummes Gerede. Seine oratorischen Wirkungen erzielte er einfach dadurch, daß es seine außerordentlichen natürlichen Anlagen in stärkste Selbstdisziplin genommen hatte.

Vor allem bewundernswert, wie er seine Rede seinem Milieu anzupassen verstand. Ich habe die Menschen ebenso oft bei seinen Predigten vor Ergriffenheit schluchzen wie in Volksversammlungen bei seinen Witzen sich vor Lachen krümmen gesehen. Aber auch als Parlamentarier versagte er nicht, wie das so oft Predigern und Volksversammlungsrednern passiert. Er imponierte. Wenn er in Reichstag oder Landtag sprach, stand Alles in seinem Bann. Seine Stellung als Parlamentsredner läßt sich etwa mit der vergleichen, die Jean Jaurès in der französischen Kammer einnahm (ich sehe in diesem Zusammenhang ganz vom Moralischen ab und denke nur an das Oratorische).

Noch stärker als der Redner wirkte der Plauderer. Von allen bekannten Männern, die mir im Leben begegnet sind, hat in der Beziehung nur Fürst Bülow einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich weiß: Stoeckers Konversation trug in jeder Einzelheit einen andern Charakter als Bülows Causerie. Aber bei aller Verschiedenheit: der Charme war der gleiche.

Stoecker hatte eine wohlhabende Fabrikantentochter geheiratet. Das erlaubte ihm, ein ziemlich großes Haus zu machen. An jedem Sonntagabend war offene Tafel bei ihm, einfach, aber reichlich. Neben einigen anbetenden ältlichen Gräfinnen fanden sich immer eine Anzahl Studenten samt jüngern Intellektuellen zusammen, so zwanzig bis dreißig Personen. Gewöhnlich war außerden der eine oder andre interessante Gast aus dem Reich oder aus dem Ausland zugegen.

Stoecker beherrschte die Unterhaltung vollständig. Aber er hatte die Geschicklichkeit, sich nur als primus inter pares zu geben. Auch das jüngste Glied der Tafelrunde hatte das Recht zu Frage und Einwurf. Oft wurde ein bestimmter Gegenstand zur Debatte gestellt. Standen mehrere von gleicher Bedeutung auf der Tagesordnung, so ließ Stoecker durch Abstimmung feststellen, welches Thema erörtert werden sollte.

Seine Hauptstärke lag in seiner intimen Verwachsenheit mit dem praktischen Leben. Fast in jeder Woche war er zu Vorträgen auf Reisen. Er kannte zahllose Menschen und wußte sie prägnant zu charakterisieren und durch köstliche Anekdoten lebendig zu machen. Seine Kritik machte vor nichts Halt, nicht vor Ministern oder Kirchenoberen, nicht einmal vor patriotischen Denkmälern. Ich entsinne mich, wie einmal das Gespräch auf die Siegessäule kam (notabene: eine Siegesallee hatten wir damals noch nicht). Stoecker erklärte sie für den Gipfel der Geschmacklosigkeit. „Die Kanonenrohre sind wie Importen frisiert, und darüber schwebt ein Frauenzimmer, das sich die Röcke hochhebt. So eine Scheußlichkeit ist auch nur in Berlin möglich.“

Als einmal ein braver Provinzpastor, erschrocken über Stoeckers rücksichtslose Offenherzigkeit in einem immerhin nicht ganz kleinen Kreise, ihm warnend sagte: „Aber, lieber Bruder, wenn das ausgeplaudert wird!“, erwiderte Stoecker sehr ernst: „Wenn ich nicht einmal bei mir sprechen sollte, wie mir der Schnabel gewachsen ist, dann hört das Leben überhaupt auf. Ich rechne darauf, daß selbst ein Lump, der sich hierher verirren sollte, das Gastrecht respektieren wird.“

Durch die Sonntagabende erzog sich Stoecker einen Kreis begeisterter junger Anhänger, die für ihn durchs Feuer zu gehen bereit waren. Sie hielten eben den Stoecker der Sonntagabende für den wahren Stoecker. Ich längere Zeit auch.

Stoecker stammte aus kleinen Verhältnissen. Sein Vater war Wachtmeister in Halberstadt gewesen. In der Kaserne war er aufgewachsen. Was er geworden war, verdankte er sich selbst.

Seine sozialen Anschauungen wurzelten in seinen Ursprüngen wie in seinen Erfahrungen als Geistlicher. Ich halte sie auch noch heute für echt. Er war durchdrungen von der Unsittlichkeit unsrer sozialen Zustände. Deshalb ging er in der sozialen Kritik so weit wie später Friedrich Naumann, als dieser seine ‚Sozialen Briefe an reiche Leute' schrieb. So fanatisch er die Sozialdemokratie bekämpfte, so nahe stand er dem Sozialismus. Bismarck wollte ihn ja auch auf Grund des Sozialistengesetzes aus Berlin ausweisen lassen. Nur die Intervention des Ministers v. Puttkamer rettete ihn.

Bebel hatte den Sozialismus für identisch mit Atheismus erklärt. Stoecker wollte die Massen für einen christlichen Sozialismus gewinnen. Er gründete die Christlich-soziale Partei, indem er an die Gedanken des Urchristentums anknüpfte. Erst als er sah, daß ihm an Stelle der Arbeiter fast nur die wirtschaftlich ratlosen Kleinbürger zuströmten, flüchtete er sich unter die Fittiche der großen Konservativen Partei, die ihm als Hospitanten Aufnahme gewährte.

Ich habe mich oft gefragt, ob sein orthodoxes Christentum so echt war wie sein soziales Empfinden. Zu einem abschließenden Urteil bin ich trotz aller meiner Intimität mit ihm nicht gekommen. Man kann eben Keinem ins Herz schauen. Das Letzte bleibt immer Geheimnis. Namentlich wenn Einer sich so in der Gewalt hat wie Stoecker, der zwar nie bei einem Komödianten in die Lehre gegangen war; aber wie ein ganz universaler Schauspieler jede Rolle beherrschte. Sehr zu denken gab mir eine Unterhaltung, die ich einmal mitanhörte. Ein jüngerer Theologe, der an die Bibelkritik gegangen war, wandte sich in wahrer Herzensbedrängnis an Stoecker, um ihn zu fragen, wie man denn über gewisse Ergebnisse der modernen Forschung hinwegkommen könne. Worauf Stoecker die Unterhaltung mit den Worten abbrach: „Lieber Bruder, Zweifel kommt vom Teufel. Es gibt Gedankengänge, die man einfach totschlagen muß."

In dem großen Redner mit dem warmen sozialen Herzen steckte eben vor allem auch ein maßloser Ehrgeiz, der die kleinen Künste der Demagogie nicht verschmähte und durchaus bereit war, das totzuschlagen, was ihm nicht in den Kram paßte. Stoeckers Stellung zum Judentum erklärt sich nur auf diese Weise.

Als er seine soziale Tätigkeit begann, lag ihm der Antisemitismus ganz fern. Aber wer seine sozialen Forderungen am gehässigsten zurückwies, das war jene Spezies der berliner liberalen Presse, die den berüchtigten Kommunalfreisinn und mit ihm das unsozialste Manchestertum vertrat. Sie wurde großenteils von Juden redigiert. Gegen sie wandte sich Stoecker, indem

er zunächst mehr nebenbei ein paar Bemerkungen gegen das Judentum machte, das sich allzu sehr vordränge.

Diese antiscmitischen Bemerkungen brachten ihm stürmischen Versammlungsapplaus, weit größern als seine ernsthaften sozialen Ausführungen. Das verführte ihn, auf der antisemitischen Bahn weiter zu gehen, als eigentlich seinen Ueberzeugungen entsprach. Er suchte eben vor allem den Erfolg und war ziemlich skrupellos in der Wahl seiner Mittel.

Die Welt kennt Stoecker hauptsächlich als Antisemiten. Und doch war ihm der Antisemitismus nur Beiwerk, Mittel zum Zweck. Er wollte die Massen gewinnen und beherrschen. Dazu schien ihm die antisemitische Verbrämung seines sozialen und kirchlichen Programms der bequemste Weg.

Ein eigentlich antisemitisches Programm hat er nie aufgestellt. Er konnte es gar nicht. Die Theologie war ihm viel zu vertraut, als daß er nicht Christentum und grundsätzlichen Antisemitismus für unvereinbare Gegensätze gehalten hätte. Darum führte er einen erbitterten Kampf gegen den Rasse-Antisemitismus, den er als antichristllch ansah. Darum beschränkte er sich auf ebenso demagogische wie unverbindliche Redensarten gegen die „Auswüchse“ des Judentums.

In Wahrheit ist Stoecker nie vom Judentum losgekommen. Jesus konnte er nicht verleugnen. Seine christlichen Freunde jüdischen Ursprungs, von denen manche, wie der Oberverwaltungsgerichtsrat Hahn, zu seinen getreuesten Mitarbeitern gehörten, wollte er nicht verleugnen. Und selbst die ungetauften Juden mochte er nicht zurückstoßen, wenn sie der Hofgunst zuliebe Stoeckers Sammlungen für den berliner Kirchenbau mit reichen Gaben unterstützten.

Mit begründetem Hohn dichtete der damals manchmal noch witzige ‚Kladderadatsch‘ als Stoecker bei der Landtagswahl in Westfalen wieder durchgekommen war:

Siegreich von Bielefeld
Steigt er hinab,
Sammelnd das viele Geld
Nimmt er Euch ab.
Flüchtet, Ihr Ketzer!
Zittert, Hebräer,
Allzumal!
Denn Euer Hetzer
Kam durch die Wahl.

In Stoecker lebten zwei Seelen: eine kirchliche und eine politische. Oft gerieten sie in Konflikt mit einander. Da er keine der andern unterzuordnen vermochte, macht seine kirchliche Linie einen ebenso gebrochenen Eindruck wie seine politische. Hofprediger und Agitator? Als ihm dies Ultimatum von Wilhelm II. gestellt wurde, zog er sich auf ein Kompromiß zurück und kompromittierte sich damit endgiltig.

Die größte Schwäche des in vielen Beziehungen großen Mannes war seine innere Unwahrhaftigkeit.

Es ging ihm wie so manchem Andern, der seinen Weg aus der Tiefe in die Höhe genommen hat. Er wollte den kleinen

Leuten helfen. Aber nichts lockte ihn mehr als der Umgang mit den Großen der Erde. Daß Graf Waldersee sich mit ihm auf Verschwörungen einließ; daß irgendeine Prinzessin Reuß oder Bentheim ihre Tochter von ihm einsegnen ließ; daß Prinz Albrecht von Preußen ihm vertrauliche politische Mitteilungen machte; daß gar die künftige Kaiserin ihn sozusagen zu ihrem Beichtvater machte: das bezauberte, das berauschte ihn förmlich. Und wenn es dann politische Entschlüsse radikaler Natur zu fassen galt, so ließ ihn der Gedanke zurückbeben: Wie wird man das oben aufnehmen?

Je länger ich, sein sogenannter Adjutant, mit ihm zusammenarbeitete, umso mehr mußte ich mich davon überzeugen, daß in der Tat Die recht hatten, die da behaupteten, für ihn heilige der Zweck das Mittel.

Eine persönliche Erfahrung bezeugte es mir schließlich mit Brief und Siegel.

Es war im Jahre 1896. Stoecker hatte sich, ich darf wohl sagen: mit unter meinem Einfluß, von den Konservativen getrennt. Aber sein Herz war nicht bei der Sache. Namentlich von kirchlichen Kreisen wurde ihm furchtbar zugesetzt, wieder seinen Frieden mit den Konservativen zu machen. Man bedrohte ihn sonst mit übeln Folgen für seinen Evangelisch-sozialen Kongreß, für seine Stellung auf der Generalsynode, für seine Stadtmission.

Ich war damals Redakteur an Stoeckers ‚Volk' und verbrachte meinen Sommerurlaub auf dem Balkan. Ganz überraschend erhielt ich von dem Eigentümer des Blattes, dem mir persönlich befreundeten Regierungsrefendar Bresges, die Kündigung nachgesandt. Ein paar Tage darauf hatte ich einen Brief von Stoecker, worin er mir sein schmerzliches Bedauern über den Schritt von Bresges mitteilte und versicherte, daß die Kündigung selbstverständlich ohne sein Zutun und wider seinen Willen erfolgt sei.

Als ich wieder in Berlin war, traf ich zufällig ein Mitglied des Stadtmissionskomitees. Der ebenso gesprächige wie naive alte Herr erzählte mir, Stoecker habe dem Stadtmissionskomitee bereits im Frühjahr feierlich zugesagt, er werde für meine Entfernung aus der Redaktion des ‚Volk' sorgen. Das sei ja nun erfolgt, und damit sei die weitere finanzielle Mitarbeit der Konservativen bei der Stadtmission gesichert.

Ich wußte genug. Warum hatte Stoecker, dessen Unbehagen über meine antikonservative Haltung mir längst bekannt war, nicht offenes Spiel mit mir beliebt? Weil er hoffte, daß seine Desavouierung der Kündigung ihm gestatten würde, mich als Trumpf in seinem Spiel zu behalten, auch wenn ich aus der ihn kompromittierenden Stellung bei seinem Organ ausgeschieden wäre. Daß ich je die Wahrheit erfahren würde, hatte er nicht geahnt.

Der große Gladstone hat einmal das Wort gesprochen: „Letzten Endes ist nur moralische Politik eine gute Politik."

Von Stoeckers politischem Wirken hat ihn fast nichts überlebt. Das war nicht Schuld seiner Gaben, das war ausschließlich Schuld seines Charakters.

Der G’wissenswurm

Man ist von den kritischen Göttern seiner Jugend zur unbedingten Bewunderung Ludwig Anzengrubers erzogen worden. Die Mauthner und Schlenther hatten für ihre Zeit ja auch teilweise recht. Sie sahen die schuhplattlernden Münchner vom Gärtnerplatz-Theater in sentimental-verlogenen Bauernkomödien mit Alpenglühen und Zithergeklimper, empfanden ihre Wanderkunst als den Dialektausdruck des Juchhe-Optimismus der siebziger Jahre, dessen hochdeutscher Ausdruck Paul Lindaus Salonkomödien waren, und ehrten in dem Wiener, der den Norddeutschen nicht gefiel, schon den Kämpfer: den Kämpfer gegen Aberglauben und Heuchelei, den Kämpfer für die Freiheit des Gewissens und der Persönlichkeit. Von jener trostlosen Folie und dieser lobenswerten Tendenz bestochen, glaubten sie, daß der Beherrscher der oesterreichischen Provinzbühnen in seinen Schauspielerstücken nicht nur äußere Gewohnheiten, sondern wirklich das innere Leben eines Menschenschlags zeichne; und wir glaubten und sprachen es ihnen nach. Bis Gerhart Hauptmann kam.

Und wenn man jetzt, seit zweiundzwanzig Jahren zum ersten Mal, den ‚G'wissenswurm‘ wiedererblickt, fährt einem kein kleiner Schreck ins Gebein. Dramatischer Jeremias Gotthelf? Durch das Gebirgsidiom hindurch hört man ein Schriftdeutsch, um dessentwillen Berthold Auerbach erbarmungslos verulkt worden ist. Die Bauern machen schlagfertig richtige Wortwitze wie Literaten. In Hieb und Stich erweist sich eine bessere Kenntnis sicherer Theaterwirkungen als der menschlichen Seele. Die meisten Liedertexte sind kitschig. Ein Grad von Bauerndummheit wird vorausgesetzt, wie er sich kaum je irgendwo begeben haben dürft; und sie und eine ganz konventionelle Liebe wird mit einer Umständlichkeit entwickelt, daß man erstaunt ist, dafür früher einmal Geduld aufgebracht zu haben. Die Charakteristik ist so simpel wie die Namengebung: Dusterer und Grillhofer. Grillhofer spricht leise aus dem Schlaf; und wenn dazu die Musik (mit dem Ton auf der ersten Silbe) spielt, fragt man sich ernstlich, mit welchem Recht man eigentlich den seligen Ganghofer so beschimpft hat. Dusterer soll komplizierter, der Erbschleicher soll nicht schlechtweg bigott, sondern in aller Heuchelei gläubig sein; aber das zu zeigen ist kein andres Mittel da als ein Monolog. Und der Humor? Die Tiroler san lustig, die Tiroler san froh, die Salontiroler.

Barnowsky mags ähnlich wie mir gegangen sein: er wird die Erinnerung an eine urwüchsige Bauernkomödie gehabt haben und in schöne Verlegenheit geraten sein, wie die sich auf den Proben als eine angejahrte Posse mit Gesang entpuppte, voll von Publikumsschlagern und durchzogen von dünnen, allzu dünnen Adern realistischer Poesie. Was tun? Einer unanfechtbaren Vermenschlichung widersetzen sich die Kulissenvergröberungen: also ist vielleicht richtiger, resolut gutgelauntes, farbiges, leckeres Theater zu machen. So erkläre ich mir, daß die Striche grade die künstlerisch wertvollern Teile

getroffen haben. Aber dann bemächtigte sich doch wieder der G'wissenswurm dieses „literarischen“ Regisseurs, nahm seinem Mut zur Pietätlosigkeit den Schwung, und das Ergehnis ist ein solcher Mischmasch von Wirklichkeitsabklatsch, Operette, Groteske, Selbstpersiflage, Schliersee und Berlin W, daß man in Gefahr geraten wäre, seekrank zu werden, wenn nicht wenigstens das Ohr einen Halt an dem echtesten Element dieses Theaterabends gefunden hätte: der reizend altmodischen Musik des immer zu wenig gewürdigten A. Müller, von dem auch Anzengrubers größere Landsleute: Raimund und Nestroy so viel Nutzen gezogen haben.

Wie das Gesamtbild, so die Einzeldarstellung. Jeder versuchte, auf eine andre Fasson selig, nämlich unsres Beifalls teilhaft zu werden. Emil Lind schien überzeugt, daß uns mit einem schunkelnden Chor wie vom Stadttheater Bautzen am ehesten eine Huldigung an die Manen Otto Brahms aussöhnen werde. Sein sorgfältig angelegter Grillhofer hatte das trüb sinnende Auge des dörflichen malade imaginaire. Aber die Derbheit des Bauern ist diesem Intellektschauspieler nicht leicht erreichbar, und da sie mit Gewalt aufgebracht werden sollte, so gabs manchmal Gekreische eines Theaterfalsetts, das wehtat. Käthe Dorsch hätte mit onduliertem Haar, Brillantohrringen und dem Händegespreiz der G'schamigkeit eine Horlacherlies von Defregger abgegeben, wenn ihrer Süße nicht schließlich doch ein erquickender Schuß Herbheit beigemengt wäre. Einen dritten Stil: der plakathaften Drastik hatte Klöpfer für den Dusterer. Schwarze Betbruderkappe, schwarzes Schornsteinfegergewand, schwarze Schuhe — rote Strümpfe, rotes Schnupftuch, rote Halsbinde, rote Nase: so spielte er weniger die Rolle als mit der Rolle. Aber es war einem eh' Alles eins.

Kraus-Feier in Wien von Alfred Polgar

Ein höchst ungewöhnlicher Abend. Was und wie gespielt wurde, war ganz fern üblichem Theater. Und ein Schauspiel für sich, gipfelnd in den Szenen, die nach Schluß kamen: das Ueberwältigtsein einer Hörerschaft, die keineswegs aus lauter Kraus-Verschworenen bestand. Auch der Widerspänstige konnte sich vor der Entschiedenheit des Geistes, der ihm da an den Geist rückte, nicht in Gleichgültigkeit retten. Auch der Schläfrige wurde von der Essenz, die ihm ins Hirn stieg, heftigst aufgeweckt.

‚Traumtheater‘. Eine zarte, lichte Vision vom fraulichen Urgesicht, das sich in der Sphäre des Theaters am reinsten offenbart. Die Maske demaskiert es. Fällt sie, wird es unsichtbar. Auf der Bühne ist die Frau „im Element“, Täuschung ihre holdeste, niemals enttäuschende Wahrheit, ihr Inhalt; Gefäß zu sein. Vom Manne wird die Rolle gedichtet, die die Frau spielt, seine Phantasie und ihre Sinne erfüllen, erlösen einander. Seine Träume schlagen die Bretter auf, die ihm die Welt bedeuten, der Frau, der lügelosen Lügnerin, zur Bühne taugen, dienend dem Spiel der Lust und der Lust des Spiels. Es ist ein vergebliches Bemühen, aus solcher Extrakt-Dichtung Extrakt pressen zu wollen.

Karl Kraus nützt die Sinn-Tragkraft der Worte so voll aus, seine Sprache ist so oekonomisch und, wo sie Bild wird, so kühn in der perspektivischen Verkürzung, daß hier gar nichts mehr zu sparen ist. Zusammenfassen mißriete da zu einem Auseinanderfassen. Und jeder andre Bericht von des Spiels ideellem Inhalt als der durch das Spiel selbst müßte dieses an Umfang übertreffen. Es läßt, traum-souverän, Schein und Sein zart und luftig in einander schweben. Dort, wo die transparenten Kugeln sich schneiden, liegt das Theater, zuständig nach dieser wie nach jener Sphäre. Traum wirkt hier als zauberkräftiger Schleier, der, Laut und Licht weich dämpfend, gemeine Zusammenhänge verhüllt, tiefere offenbar macht.

‚Traumstück‘. Da ist es wesentlich leichterer Schlaf, der den Träumer-Dichter bindet. (Es heißt auch in der szenischen Bemerkung nur: „Halbschlaf".) Der Poet träumt mit offenem Aug und Ohr. In die höhere Wirklichkeit seiner Gedankenwelt mischen sich Gesichter der unwirklich-gespenstischen Realität, der Traum ist dem mißtönenden Leben auf Horweite nah, Stimme der Zeit zerreißt die Melodie der Ewigkeit, die abzuhören des Dichters Sendung ist. So wird sein Dichten zum Teil Revanche für erlittene Störung. Die Gespenster, die ihn riefen, werden ihn nicht los, die üblen Stimmen bannt er in seine Partitur. ‚Traumstück‘ ist viel schärfer, an Erscheinung, Bewegung und Kolorit reicher als das pastellfarbene ‚Traumtheater‘; es hat Lungen, Bühnenluft zu atmen. Die Verkörperungen der Niedertracht, Brutalität und Dummheit, die das Kind: Zeit schaukeln, treten mit unheimlichem Applomb ins Gesichtsfeld, Spottgeburten aus Zorn und Gelächter. Eine wütende Witzigkeit treibt sie zur Uebersymbolgröße auf. Umso zarter wirkt dann eine Szene wie die unter der Baumkrone, die Flucht des Dichters in jene Erdnähe, die Himmelsnähe ist. Da geträumt wird im ‚Traumstück‘, fehlen auch die Traumdeuter nicht, die Wegdeuter des Traumes aus dem Leben, das jener allein doch lebensmöglich macht. Karl Kraus widmet ihnen ein hinreißend boshaftes Couplet: jede Strophe ein Tropfen Gift. Daß er mit Namen Scherz treibt, ist, wenn je, so hier sein gutes Recht, denn die Psychoanalytiker treiben es in diesem Punkt noch weit ärger. Wie anders fällt dann „der Tropfen aus der Wasserleitung“, die unvergleichlich fein erlauschte Stimme der Nacht, der Einsamkeit, des Lebens der Unlebendigkeiten. Schöne Sprachmusik die Verse der Imago (die zwar so heißt wie eine Zeitung, aber mit ihr weder verwandt noch verschwägert ist) und die hochgestimmte Trostrede des Traumes. „Du lebst im Wort . . .“: das ist allerdings leider ein magisches Privatissimum des Dichters, ein Trostbezirk, in den mindere Erdenwaller keinen Zutritt haben. Teppichklopfen endet den Traum und ein revolutionärer Haßgesang wider die Gewalten, die „vom Haben, nicht vom Sein die Herrn der Welt“, die Dichtung. Auch von ihr ist anders als in ihrer eignen Sprache kein rechter Begriff zu geben, einer Sprache, in der jedes Wort auch Stichwort ist, Sinn Klang, Klang Sinn wachruft, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Am außerordentlichen Erfolg der Neuen Wiener Bühne gebührt den Bühnenbildern Leopold Blonders, der Musik von Hein-

rich Jalowetz und insbesondere Berthold Viertels Regie Anteil. Erstaunlich, wie Viertel diese Spiele, die Gedankendichtungen sind (noch über die Tautologie des Worts hinaus), aus der Abstraktion erlöst, ohne ihre Gedanken zu beschädigen. Viertel ist ein leidenschaftlicher Charakter und leidenschaftlich ein Charakter. Er stellt an das Theater die ideale Forderung, will lieber gar kein Verhältnis mit der Bühne als eines, das ohne Befriedigung ihrer Hurenlaunen sich nicht aufrecht halten ließe. Er wirds also, da, wie der Dichter im ‚Traumtheater' sagt, es auf dem Theater durchaus weiblich zugeht, nicht leicht haben. Viertel gibt nicht entfesseltes, aber intensives Theater. Er zwingt dem lyrischen Augenblick Süßigkeit, dem dramatischen ein Aeußerstes an Wucht ab. Auf seiner Bühne baut sich der Geist den Körper, und Herr der Szene, dem Alles untertan, ist das Wort. Viertel hat Phantasie, Zartgefühl, eine leidenschaftliche Figurenliebe. Der Schauspieler unter seiner Führung darf, muß sich völlig, auf Gnad und Ungnade, der Figur ergeben, die er darstellt, muß sie mit Sprache und Gebärde schamlos, sozusagen auch vor Gott, bekennen. So gedeihen dann wilde schauspielerische Prachtstücke wie „der Gürtelpelz" und der „Zinsfuß" des Herrn Homolka, oder dieser himmlische alte Esel, den Herr Goetz spielt, umschimmert vom Sternenlicht der Lächerlichkeit. In beiden Stücken ist Herr Lothar Müthel der Dichter. Sein inneres Pathos scheint echt, jedenfalls größer als die Mittel, die, es auszudrücken, ihm zur Verfügung sind. Seine Rede spannt Flügel auf, aber sie taugen nicht recht zum Flug. Fräulein Lvovsky spricht blumenzart die Imago. Die Schauspielerin im ‚Traumtheater' denke ich mir, trotz aller Traumsublimierung der Figur, warmblütiger, fraulich-verheißungsvoller, mit lebendigern Kräften der Anziehung begabt. Häßlichschön der Wirbeltanz der Valuta (Frau Salmonowa), für den der hübscheste und bizarrste aller Shimmys (kitten on the keys) verwendet wurde. Sehr spaßig, in reichem Wechsel von Tonfall und Geste, die drei Psychoanalen. Der Humor dieser Szene hatte wirklich was Leichenkaltes. Ergreifend arm und dürftig spricht Fräulein Schöller das kranke Kind. Herr Stahl-Nachbaur ist der rechte Mann für Rollen, die intellektuelle Haltung erfordern.

Den Beginn des Abends machte eine Rede Viertels, in der er Karl Kraus, arma virumque, feierte und mit klugen Worten darlegte, daß die Stadt, in der Kraus lebt und schafft, für dieses Leben und Schaffen mehr bedeute als bloße Kulisse. Die Rede hatte, trotz aller, auch anklägerischen, Entschiedenheit, einen fast gütigen Unterton. Es schien, als wundere sich Viertel, daß die von Kraus Dekapitierten die Gelegenheit versäumten, Kopf unterm Arm, zur Gratulation anzutreten. Er huldigte dem Werk, aber mehr noch dem Mann, der vor dem Werke steht. Daß Mann und Werk so restlos einander decken, diese vollkommene Kongruenz von Sein und Tun, diese in jedem Augenblick ganz durchsichtig-klare sittliche und geistige Bilanz eines Lebens, das Arbeit, einer Arbeit, die Leben bedeutet, diese kompromißlose, zelotische Treue, gehalten einer Welt, wie sie sein müßte, das ist es, was Vielen so schwer macht, Karl Kraus zu bejahen: weil ihn bejahen sich selbst verneinen hieße.

Zwischen Politik und Wirtschaft von Morus

Die Schließung der russischen Handelsdelegation

Der deutsch-russische Konflikt geht nun in die dritte Woche, ohne daß man einen Schritt weiter gekommen ist. Erst warf man einander Vertragsbruch vor, dann Illoyalität und böswilliges Mißverstehen, und nun ist man glücklich so weit, dem Gegner Verschleppungsmanöver zu unterstellen. Die Russen haben angeblich aus Niedertracht noch nicht auf den deutschen Schiedsgerichtsvorschlag geantwortet, und die Deutschen sollen die russische Antwortnote absichtlich haben liegen lassen, ohne davon Notiz zu nehmen. Am zwölften Mai, heißt es, hat die Sowjet-Regierung bereits dem Grafen Brockdorff-Rantzau ihre Forderungen schriftlich überreicht. Am fünfzehnten wußte Herr Stresemann in Berlin merkwürdigerweise noch nichts davon. Die berliner Russische Botschaft stellte darauf dem Auswärtigen Amt eine Abschrift zur Verfügung, und nun erst sah sich die deutsche Regierung genötigt, bekannt zu geben, daß die Note eingetroffen sei. Am selben Tage gelang es, den Kommunisten Bozenhardt, den Stein des Anstoßes, bei einem Angestellten der russischen Handelsvertretung festzunehmen. Aber aus diesem Glückszufall wurde für die deutsche Regierung gleich wieder eine Niete, denn man mußte amtlich zugeben, daß Bozenhardt selbst im Dienste der russischen Handelsvertretung gestanden hat, was den Fall natürlich noch mehr kompliziert.

Nun liegt gewiß gar kein Anlaß vor, das Verhalten der Sowjet-Regierung zu beschönigen. Die Moskauer treiben wieder einmal Prestigepolitik übelster Sorte, wie sie kein wilhelminisches Kabinett anmaßender hätte treiben können. Sie sind, kurz und bündig gesagt, von unglaublicher Frechheit. Aber die Deutschen haben eine viel größere Sünde begangen als die Russen . Denn ihr Verhalten war einfach dumm, nichts als dumm.

Als man zuerst von dem heroischen Feldzug der berliner Schupo in der Lindenstraße hörte, da gab es für jeden noch nicht von den Geheimkünsten der Wilhelmstraße befangenen Menschen eigentlich nur zwei Möglichkeiten: entweder wollte man einen Krach mit den Sowjetleuten provozieren und arangierte dazu einen „Zufall", sowie man anno 19 auf dem Bahnhof Friedrichstraße beim Ausladen grade die Kiste hatte fallen lassen, in der das Propagandamaterial des Herrn Joffe enthalten war; oder die Abteilung Ia des Berliner Polizeipräsidiums hatte auf eigne Faust Krieg gespielt, und dann mußte man sich selbstverständlich sofort entschuldigen und den Matador des Schwabenstreichs, Herrn Weiß, umgehend kaltstellen.
Statt dessen geschah ein Drittes. Das Auswärtige Amt behauptete zwar, daß es nichs von der Sache gewußt hätte, deckte aber trotzdem die Politische Polizei und stellte sich den Russen gegenüber auf den „Rechtsstandpunkt". Und erst als man in der Wilhelmstraße merkte, daß die Russen Ernst machten, entschloß man sich peu à peu zum Rückzug. Man will es nicht zum Bruch kommen lassen, aber man will auch — gute alte deutsche Tradition — nicht mehr tun und lieber ein bißchen weniger als nötig. Erfolg: alle drei Tage wird etwas mehr zurückgenommen und bedauert und die Position verschlechtert.

Inzwischen liegt der deutsch-russische Handel brach. Die Russen haben die Stelle, durch die alle legalen Geschäfte gehen müssen, fest verschlossen, haben ihre Bankverbindungen abgebrochen, annullieren Kaufabschlüsse, haben die Leipziger Pelzauktionen abgesagt und sind ostentativ nicht auf der Kölner Messe erschienen. Ist das alles besonders tragisch zu nehmen? Die Russen haben mit ihrer eignen Geschicklichkeit sofort ein paar Nachrichten in die Presse lanziert, als müßte die Suspendierung der Handelsbeziehungen katastrophale Folgen für Deutschland haben. Die russische Handelsdelegation, hieß es, tätigte jeden Tag für mehrere Millionen Goldmark Geschäfte. Nun, ganz so großartig ist es nicht. Aber die Berliner Außenhandelszentrale ist eine der größten, wenn nicht das größte Handelskontor, das Berlin beherbergt, und sicherlich eines der größten Deutschlands. Ich glaube nicht, daß das Berliner und das Hamburger Stinnes-Haus, dessen Monatsumsatz der junge Stinnes im vorigen Frühjahr auf 30-40 Millionen bezifferte, zur Zeit der russischen Umschlagsstelle weit voraus ist, die für Januar 1924 einen Getreideumsatz von über 23 Millionen Goldrubel verzeichnet und dazu noch fast 2 Millionen Goldrubel an andern Exportwaren. Allerdings war das ein außergewöhnlich günstiger Monat. Im ganzen letzten Quartal 1923 war der Getreideumsatz nur wenig höher als in diesem Januar. Der gesamte Handelsumsatz zwischen Deutschland dürfte, nach den bisherigen stark divergierenden Veröffentlichungen, rund eine halbe Milliarde Goldmark betragen haben, also etwa den vierten Teil dessen, was vor 1914 umgesetzt wurde, während unser Außenhandel mit den andern Ländern nur um die Hälfte zurückgegangen ist.

Der Wirtschaftsverkehr mit Rußland befindet sich also immer noch erst in stadio nascendi. Das gilt auch von den deutschen Konzessionen, von denen im vorigen und vorvorigen Jahr soviel Aufhebens gemacht wurde. Von den beiden großen Agrarkonzessionen soll die Krupps mit ihren 250 000 Hektar langsam in Gang kommen. Die im Dezember vorigen Jahres an die deutsch-russische Agrargesellschaft erteilte Landkonzession über 100 000 Hektar, deren Teilhaber preußische adlige Großgrundbesitzer sind, wie die Rheinbabens, Lochows, Kalkreuths, steht wohl noch in den Anfängen. Von den Handelskonzessionen ist die größte, die der Deutsch-Russischen Handels-A.-G., bereits wieder in die Brüche gegangen, nachdem Otto Wolff allerdings gleich im ersten Jahr tüchtig Geld herausgeholt hatte, was die Russen wohl mißtrauisch machte. Am weitesten vorwärts gekommen ist bisher die Mologa Holzindustrie A.-G., der im Mologa-Rytinsker Gebiet ein Areal von über einer Million Hektar zur Holzausbeute überwiesen worden ist. Ende vorigen Jahres soll die Gesellschaft bereits 15 000 Arbeiter beschäftigt haben. Die Träger dieser Konzession sind ein paar badische Industrielle, besonders die freiburger Brüder Himmelsbach, und auch als wirtschaftspolitische Manager hat man sich zwei Männer aus dem Ländle, den Doktor Ludwig Haas und den Doktor Josef Wirth gewählt. Dieser Posten gab dem Doktor Wirth Gelegenheit, jetzt in dem Lindenstraßenkonflikt sich zum Wort zu melden und beim Auswärtigen Amt sehr energische Vorstellungen zu erheben.

In jedem Fall muß die leidige Affäre jetzt schleunigst aus der Welt geschafft werden. Denn die Wirtschaftsrepressalien schädigen

nicht nur Deutschland, sondern auch die Nachbarländer. Von der russischen Getreideausfuhr, die über die russische Handelsdelegation dirigiert wird, gingen im letzten Winter mehr als die Hälfte nach Holland, weiter wurden Belgien und Skandinavien über Berlin beliefert. Unbequemlichkeiten, die auch für diese ganz unbeteiligten Länder durch die Berliner Polizeiaktion entstanden sind, werden nicht grade die Sympathie für Deutschland erhöhen. Schließlich erleichtert der Regierungsumschwung in Frankreich den französischen Industriellen die Möglichkeit, auf Kosten der deutschen Industrie in Rußland festen Fuß zu fassen. Es ist also wirklich höchste Zeit, daß man sich in der Wilhelmstraße eines bessern besinnt. Das Auswärtige Amt hat einen Bock geschossen. Durch juristische Spitzfindigkeiten kann man politische Dummheiten nicht aus der Welt schaffen, sondern nur durch kluges Einlenken und durch rasches Handeln.

Die Aussperrung im Bergbau

Zum ersten Mal seit der Revolution wagt die deutsche Oeffentlichkeit, bei einem Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern nicht rückhaltlos auf die Seite der Unternehmer zu treten, die Arbeiter zu beschimpfen, von kommunistischen Drahtziehern zu sprechen und die Regierung gegen das arbeitsscheue Gesindel scharf zu machen. Selbst ein so bürgerfrommes Blatt wie die Kölnische Zeitung erkennt an, daß die Bergleute in Vielem Recht haben. Da muß es wirklich schon auf den Zechen lustig zugegangen sein. Wie es so weit kam, die Arbeiter bei kargem Lohn 8½ Stunden in der Grube und 10 bis 12 Stunden an den Hochöfen zu halten, dazu die soziale Gesetzgebung zu boykottieren, den Arbeitern den Urlaub zu entziehen und sich wieder uneingeschränkt als Herr im Hause zu fühlen, liegt ja auf der Hand. Die Auspowerung der Gewerkschaften während der Inflation gab den Unternehmern die Macht, der Micum-Vertrag den Rechtsvorwand. Sollte die Schwerindustrie monatlich 80-90 Millionen in Kohle und Devisen abgeben — nach französischen Aufstellungen kommen nur 50-60 heraus — so mußten die Arbeiter mehr schaffen und schlechter entlohnt werden. Aber die Micum-Verträge laufen ja am 15. Juni ab, und dann treten vielleicht schon die Sachlieferungen auf Grund des Dawes-Plans in Kraft, also die Rückerstattung der direkten Reparationsleistungen an die Schwerindustrie aus der 800-Millionen-Anleihe. Und was dann?

Da muß Vorsorge getroffen werden. Zwar steht noch nichts fest über die spätere Verteilung der Lasten — im nächsten Jahr hat ja Deutschland aus eignem keine wesentlichen Summen zu zahlen —: aber die Errungenschaften der Sozialreaktion während der Inflationszeit müssen auf alle Fälle hinübergerettet werden, koste es, was es wolle. Und so sehr viel kann es ja gar nicht kosten. Verdient wird während der Dauer der Micum-Verträge doch nichts, eher zugesetzt. Die Bar- und Sachleistungen richten sich nach der Kohlenförderung, fallen also fort, wenn nichts gefördert wird. Die Arbeiterlöhne spart man. Bleiben die Generalunkosten — und so viel ist die Machtprobe wert. Vor allem muß den Leuten klar gemacht werden, daß an die Wiederkehr der Faulenzerei — sieben Stunden unter Tage, acht Stunden über Tage — nicht zu denken ist. Zwar bestimmt das Gesetz über die Arbeitszeit unter Tage vom Juli 1922 die Siebenstundenschicht im Steinkohlenbergbau, zwar wird selbst in der

Kautschuk-Verordnung über die Arbeitszeit vom Dezember 1923 grundsätzlich der Achtstundentag anerkannt. Aber was gehen der Schwerindustrie Gesetze an? Die Wirtschaft gibt sich ihre eignen Gesetze. Zwar wird beinahe in allen zivilisierten Ländern der Achtstundentag und eine entsprechend niedrige Arbeitszeit unter Tage eingehalten. Aber Deutschland soll Reparationen zahlen, Deutschland muß mehr arbeiten. Die Substanz darf selbstverständlich nicht angerührt werden. Einverstanden. Doch selbst wenn die Reparationsleistungen einzig durch Verlängerung der Arbeitszeit aufgebracht werden sollten, auch dann stimmt die Rechnung nicht. In Deutschland stehen gegenwärtig trotz den Gebietsabtretungen mehr Menschen im Erwerbsleben als früher, nämlich 33 Millionen gegen 30 Millionen im Jahre 1907. Sollen diese 33 Millionen die Reparationszahlungen der nächsten Jahre — Annuität 1¼-1½ Milliarde — durch Mehrarbeit aufbringen, so brauchten sie — die Arbeitsstunde nach Rathenaus Schema zu 50 Goldpfennigen gerechnet — nur etwa 20 Minuten täglich länger zu arbeiten. Und selbst wenn man die Zahl der wirklich produktiv Tätigen nur auf 20 Millionen veranschlagt, käme nur eine halbe Stunde tägliche Mehrarbeit heraus.

Aber kommt es den Bergherren denn überhaupt auf den volkswirtschaftlichen Ertrag der Mehrarbeit an? Im letzten Monat wurden im Ruhrgebiet allein täglich etwa 340 000 Tonnen Kohle gefördert. Die zwei Wochen der Aussperrung kosten also der deutschen Wirtschaft 4 Millionen und in allen Kohlenrevieren zusammen nicht weit von 5 Millionen Tonnen. Das ist — selbst bei günstigster Bewertung der Mehrarbeit — der Ertrag, den die gesamten deutschen Belegschaften erst in zwei Monaten durch die achte Arbeitsstunde herausholen könnten. Und in zwei Monaten können, wenn nicht Katastrophenpolitik getrieben wird, die Micum-Verträge erledigt sein. Aber Macht geht vor Sinn und Verstand.

Deutsche Industrielle Vereinigung

Nun wird es Frühling in der deutschen Industrie. Das Bäumchen, das Herr Hugenberg so pfleglich begossen hat, schlägt aus. Zuerst hat sich ein Zweig nach rechts abgespalten. Die alldeutschen Unternehmer können die Erfüllungspolitik der Sorge und Bücher nicht länger ertragen und drängen aus dem Reichsverband der deutschen Industrie heraus. Der Reichsverband möchte zwar glauben machen, daß er die Gründer der „Deutschen Industriellen Vereinigung“, die im Esplanade den Rütlischwur gegen den Sachverständigenplan geleistet haben — die einzige Leistung, zu der sie bereit sind —, lauter Outsider seien, die nicht mehr dem Reichsverband angehören. Aber der Neustädter Spinnereibesitzer Krawinkel ziert den Hauptausschuß, und Carlson, der Inhaber der Elbinger und Danziger Schichauwerften, wäre bei der letzten Wahl beinahe in den Vorstand des Reichs verbandes gekommen.

Dieser Herr Carlson gibt bisher der neuen Vereinigung die Note. Ein schwedischer Ingenieur, als Techniker und als Kaufmann ohne Meriten, aber dafür ein schöner Mann, dem deshalb Carl Ziese, der Schwiegersohn des alten Schichau, seine einzige Tochter gab. So ist der denn — wie die Magd zum Kind — zu einem Riesenvermögen gekommen, das vor dem Kriege mit 50 Millionen Goldmark deklariert wurde und eine Jahresrente von 5 Millionen abwarf. Das wird es

heute nicht mehr. Denn die Schichau-Werft ist tüchtig heruntergekommen, zum Teil durch die Ungunst der Konjunktur — die Gnadensonne von Cadinen leuchtet nicht mehr über Elbing —, zum Teil durch die Tätigkeit oder richtiger die Untätigkeit Carlsons, der seine Langfuhrer Villa der scheußlichen Arbeit in einem grauen Provinznest vorzieht. Aber dafür ist er wenigstens der schlechteste Arbeitgeber Deutschlands. Die Löhne der Elbinger Schichauwerft sind die niedrigsten, die im deutschen Metallgewerbe gezahlt werden.

Kein Wunder, daß sich Carlson berufen fühlt, das deutsche Unternehmertum zur Abwehrfront in völkischem Geist gegen einen zweiten Schmachfrieden von Versailles aufzurufen. Denn nur wenn Hungerlöhne die deutsche Arbeiterschaft bedrücken, wird sie den Mut und die Kraft finden, Deutschland vom Erbfeind zu befreien.

Unnötige Erlebnisse in Breslau von Hans Reimann

Deutschland liegt in Europa, und Sachsen liegt in Deutschland; mithin liegt Sachsen in Europa. Aber das ist weniger Logik als Gefühlssache, und Dresden ist die Hauptstadt von Sachsen. Ich persönlich, wenn ich Geographie wäre, ich würde dazu inklinieren, Nordpol oder kalifornische Obstplantage zu sein. Nun ist jedoch Dresden einmal die sächsische Hauptstadt, und da wollen wir dies als ein unumstößliches Faktum hinnehmen und uns wohl oder unwohl damit abfinden. Als sächsische Hauptstadt war Dresden königliche Residenz. Auch Friedrich August II. weilte meist in Dresdens Mauern. Bis zur Beendigung des Weltkriegs. Bis zur Gründung des Vereins Wettin. Denn die Wettiner haben in Nürnberg allen Ernstes einen Verein zur Wahrung berechtigter Interessen gegründet, und Friedrich August II. ward als Erster Vorsitzender in das Vereinsregister eingetragen. Er verlegte sein Domizil nach Sibyllenort bei Oels bei Breslau und haust alldort als simpler Privatmann. Als einer von unsersgleichen. Was er immer schon war. Denn er ist nie König gewesen, sondern einer von unsersgleichen. Ein richtiger Mensch. Und darum hab ich ihn geliebt.

Populär, wahrhaft populär geworden ist er erst durch sein lapidares: „Da solln se ihrn Dreck alleene machn!“

Wir machen ihn ja seitdem tatsächlich alleene, unsern Dreck.

Auch ich. Auch ich mache meinen Dreck alleene, schaue ab und zu die Sonne oder die Sterne an oder meinen Verleger Steegemann und denke mir allerhand.

Als ich am 19. Oktober 1923 nach Breslau kam, dachte ich mir nichts. Jedenfalls nichts Böses. Ich hatte da einen Vortragsabend, der dadurch geschmückt wurde, daß mir ein durch und durch seriöser Gerichtsbeamter ein Manifest überreichte, in welchem geschrieben stand: bei Vermeidung einer Haftstrafe von vier Wochen sei mir verboten, irgendwelche Geenijs-Anekdoten zu rezitieren.

Ich wunderte mich ins Fäustchen (insofern die bewußten Anekdoten seit Monaten in Buchform vertrieben wurden), las das Dokument der Zuhörerschaft vor und erzählte diverse Histörchen vom Geenij. Es geschah dies nicht nur in Gegenwart

des Stellvertretenden Polizeipräsidenten, der mir hinterdrein herzlich die Hand schüttelte, sondern auch in Gegenwart etlicher bei Friedrich August bediensteter Waldarbeiter, die zwecks einschlägiger Aergernisnehmung erschienen waren.

Von Breslau reiste ich nach Danzig, von Danzig nach Königsberg, von Königsberg nach Frankfurt, von Frankfurt nach Prag, von Prag nach Wien, und in Wien verblieb ich ein geschlagenes Vierteljahr.

Ende März 24 betrat ich abermals die Stadt Breslau, wo ich infolge eines mit der Konzertdirektion Hainauer geschlossenen Paktes drei Vortragsabende abzuwickeln hatte. Der erste fand statt im Saale der „Matthiaskunst“, an einem Sonntag.

Er fand nicht statt, weil: weil Glock einhalb Acht der Manager im „Künstlerzimmer“ auftauchte — Künstlerzimmer ist, wenn eine Karaffe mit uraltem Trinkwasser dasteht — und mir mitteilte, daß ein Herr vom Gericht den sehnlichen Wunsch habe, mit mir zu reden. Saubern Gewissens bat ich, den Herrn in Christi Namen eintreten zu lassen.

Er trat ein, sichtlich erregt, legte mir eine bleiche Hand auf die Schulter. Ich probierte grad eine Tischlampe und kniete am Boden. Der Mann erklärte mich für verhaftet. „Machen Sie keinen Unsinn!“ sagte ich und schob ihn beiseite. Der Mann (es war der Gerichtsvollzieher) beteuerte mit aufgeregten Lungenflügeln, mich auf der Stelle sofortigstens verhaften zu müssen. „Lieber Freund,“ entgegnete ich, „ich hab jetzt einen Vortragsabend; setzen Sie sich hinein in den Saal; warten Sie, bis ich fertig bin; dann stehe ich Ihnen zur Verfügung!“ Der Mann erklärte mit blubberndem Pathos, daß der Vortrag nicht stattfinden dürfe. „Machen Sie sich nicht lächerlich!“, rief ich ihm zu und versuchte, die Saaltür zu erreichen. Da wuchteten zwei Kriminalgardisten ins Zimmer, wahre Hünchen, muskelbepanzert, zielbewußt. „Na, wie steht die Sache?“ fragte der eine dräuend. Während mich die Drei auf Hautnähe bedrängten und mit dem Worte „Gewalt“ herumfuchtelten, raunte ich meinem Manager zu, er möge schleunigst aufs Podium steigen und an meiner Statt den Haftbefehl verlesen. Er tat es; allerdings ohne das (ihm verweigerte) Schriftstück. Draußen rauschte die Stille. Ich vertiefte mich derweilen in den Haftbefehl. Und kapierte ihn nicht. Ich war mit einem Monat Zivilhaft bestraft worden. Vom ehemaligen König der Sachsen. Vertreten durch Oberst v. Thaer. Vertreten durch Rechtsanwalt Friedrich. Vertreten durch den Gerichtsvollzieher.

Draußen, im Saale, meckerte Jemand: „April, April!“, und ich fühlte mich mit dieser fremden Stimme stracks solidarisch. Wie einen Raubmörder stopfte man mich in die wartende Droschke und transportierte mich nach dem breslauer Gefängnis. Unterwegs bekam ich das große Lächeln und berichtete den drei wackern Beamten, um was es sich handle. Sie kapierten ein bißchen, wurden verlegen und versicherten, ihre Pflicht ausüben zu müssen. Mit dem Satz: „Es tut uns ja leid . . .“ lieferten sie mich in der Graupen-Straße ab.

Schlüssel klirrten, Wärter nötigten mich in klösterliche Abgeschiedenheit. Ich bekam mein Geld abgenommen, hatte mich

auf steingetäfeltem Flur auszukleiden und wurde in eine kalte Zelle gesperrt.

Das war am Sonntag abend um acht Uhr. Inbezug auf Odeur herrschte das Gegenteil von Dr. Albersheim. Zwischen Sonntag abend und Montag früh lag eine Nacht. In dieser Nacht beschloß ich, von einer versprengten Wanze ermutigt, am Panier der deutschvölkischen Partei hinaufzuklettern.

Montag früh sechs Uhr Wecken. Dann rhachitischen Kaffee und eine Scheibe trockenes Brot Meine Sachen werden hereingereicht. Ich darf mich ankleiden und das Klosett vor die Tür stellen. Zelle stets geschlossen. Mein dringendes Verlangen, einige Telegramme loszulassen, wird gewährt. Die erste Depesche schreit nach einem Rechtsanwalt. Um Elf gibt es Reis mit Birnen. Halb Sechs gibt es Haferschleim. Der Nachmittag war vom Uebel. Um Sechs werde ich zum Hausvater bestellt. Hausvater — o trauter Name! Feldweblerisch befiehlt der Träger des trauten Namens, mich voll und ganz auszuziehen, also meinen Akt netto darzubieten. Dann kommandiert er: „Arme hoch!“ — Niemand ahnt, warum — und schickt mich auf die Wage, damit ich spindeldürres, elendes Wesen beim Verlassen des Gefängnisses weiß, wem ich meine Korpulenz zu danken habe. Alsbald darf ich hinauf in das zweite Stockwerk, Abteilung C III, Zelle 220. Rechts von mir ein kleiner Einbruch, links ein Spezialist für Taschendiebstähle. Der Wachtmeister, der mich geleitet, überläßt mir die Zeitschrift ‚Parole‘, ein Blatt für die deutschen Krieger, Jahrgang 1915. Auf sotane Weise erfuhr ich endlich die nähern Details über den Fall von Przemysl. Absichtlich brach die Nacht herein.

Am nächsten Morgen erhielt ich teils ein Gesangbuch, teils ein Neues Testament. Auch begehrten verschiedene Menschen, mich von Mund zu Mund zu sprechen. So der Gefängnisdirektor, ein emeritierter Hauptmann. Er war sehr freundlich und sehr unsicher. Den einzigen Wunsch, den ich hegte, erfüllte er im Nu: den Wunsch nach einer Petroleumlampe. Denn ein Tag im Kittchen ist emmes lang, und abends gegen Sechs wurde es duster.

Der Rechtsanwalt! Endlich! Ich darf hinunter ins Sprechzimmer. Wir einigen uns auf fünfhundert Mark. Die Pleite, die ich durch die Verhaftung erleide, ist dermaßen groß, daß es auf die Anwaltskosten nicht ankommt. Hiobsbotschaft: Der Vertreter des Vertreters des Königs ist nach Leipzig gereist. Man sollte die Stadt abschaffen.

Warten, bis er zurückkehrt. Besuch von netten Leuten; Minutenzahl vorgeschrieben. An neutralem Ort selbstverständlich. Ich bekomme Zigaretten, Obst, Wurst, Schokolade, Zeitungen. Berichte über den münchner Prozeß und Urteilsverkündigung. Bei mir: Walhalla.

Von Mittag an hocke ich wieder allein in der muffligen Zelle. „Alles ist vergänglich — auch lebenslänglich!“ hat Einer an die Wand gekriekelt. Nun, ich habe nur vier Wochen. Aber trotzdem. Sich hinterrücks überfallen lassen müssen, das heiße ich schnöde. Man ist kein einsamer Wanderer, der trällernd durch die Landschaft schweift. Man ist mit tausend Fäden an dieses

Dasein gebunden. Man hat Schiffe unterwegs — da eins, dort eins. Heut ist ein Abend in Bautzen, morgen einer in Berlin. Und Andres noch plumpst ins Wasser beziehungsweise in den hochprozentigen Essig. Ich kalkuliere die Unterbilanz. „Schwarzer oder Weißer — König oder Kaiser — Ob Arm, ob Reich — Alles vorm Tode gleich!“ lautet ein handgemachter Spruch an der Wand. König oder Kaiser . . . ich weiß nicht. Vorm Tode: ja. Vorm Tribunal: nebbich. Wie? Wenn mir einfiele, einen Zeitgenossen, den ich nicht leiden mag, verhaften zu lassen? Wir leben in einer Republik, in einer Rechtsrepublik, in einer stramm monarchischen Republik. Ekelhafte, säuische Witze, die den Fritz Ebert zum Objekt haben, werden bejubelt. Wenn hingegen Einer aufnotiert, was im Sachsenlande vom Geenij erzählt wird . . . tendenzlos aufnotiert . . . na ja.

Es hat einmal in Deutschland einen Monarchen gegeben (den die Wotan-Windjacken-Wikinger unnützerweise im Munde führen): den Alten Fritzen. Der hat, als ein gegen ihn gerichtetes Pasquill an die Häuser Berlins geklebt worden war, gegen dessen Urheber ein Prozeß wegen Staatsverbrechens mobil gemacht werden sollte, nur zwei Worte geknurrt: „Niedriger hängen!“ (Paul Rilla erinnerte in den ‚Breslauer Neuesten Nachrichten‘ an den Vorgang.)

Aerztliche Untersuchung. Die Zelle wird geöffnet, ich muß hinab in den ersten Stock und warten.

Es dauert lange. Ich schaue mir die sonderbare Struktur des Gebäudes an. Da ruft ein Bezirkskommando-Organ: „Reimann, lümmeln Sie sich nicht so hin!“

Ich reckte die Ohren.

„Stehn Sie grade, Reimann!“ brüllt das Organ.

Es war ein Wachtmeister mit Kneifer und Haby-Bart, der mich zur Raison zu bringen willens schien. Er hatte mich vom Erdgeschoß aus beobachtet und kam jetzt heraufgekeucht und schrie mich emsig an.

Ich fragte ihn, was er davon habe, daß ich grade stünde. „Wenns der Direktor sieht, krieg ich was ab“, wetterte er. Aus Mitgefühl stand ich grade.

Doch sonst wars ganz gemütlich. Anderthalb Stunden (unter schweren Jungen) auf den Arzt warten. Einer fragte mich: „Einbruch?“

Der Arzt schlenderte die Reihen entlang und fragte: „Gesund? — Fehlt Ihnen was? — Gesund? — Gesund?“ Das war die Untersuchung.

Am Abend kam der gegnerische Rechtsanwalt zurück aus Leipzig, und am folgenden Mittag wurde mir ein Papier unterbreitet, folgende Vereinbarung enthaltend:

> Herr Reimann verpflichtet sich, S. M. den vorm. König von Sachsen betreffende Anekdoten, sei es aus dem von ihm verfaßten Buch ‚Dr Geenij’, noch sonst irgendwie zu verbreiten.

Hinfürder existiert für mich nur noch Karl der Große.

> Herr Reimann verpflichtet sich, den Prozess lediglich durch objektive Wiedergabe der Tatsachen zu berichten.

„Objektiv“ ist ein subjektiver Begriff.

> Die beiden für Anfang April angekündigten Abende wird Herr Reimann nicht veranstalten. Für jeden Fall der Zuwiderhandlung verpflichtet sich Herr Reimann zur Zahlung von dreihundert Goldmark, unbeschadet des Verbietungsrechtes.

(Ich zahlte dreihundert Mark und hielt am 4. April den letzten der angekündigten Abende.)

> S. M. vorm. König von Sachsen nimmt die gegen Herrn Reimann erhobene Privatklage zurück.
> S. M. der vorm. König von Sachsen nimmt den Antrag auf Erlaß der Einstweiligen Verfügung zurück, ebenso den Antrag auf Festsetzung der Haftstrafe und verzichtet auf die Rechte aus beiden Beschlüssen.

Und dann fuhr ich nach Danzig und nach Königsberg und zurück nach Frankfurt. Und dann verklagte mich die Firma Hainauer auf tausend Mark Schaden-Ersatz. Und dann brachte die Berliner Illustrierte ein Photo von mir, und alle Freunde schmunzelten: „Fabelhafte Reklame!“ (Das Titelbild mit Carola Toelle schloß jegliche Reklame-Absicht aus.)

Und Donnerstag, den 24. April, wurde ich auf die frankfurter Kriminalpolizei bestellt. Und da wurde mir eröffnet, daß eine Staatsanwalt-Anzeige vorliege, indem daß ich Mitte März in Rathenow (wo ich mich noch keine Sekunde aufgehalten habe) nach Eröffnung eines Industrie-Handels-Geschäftes (was mir bis dato versagt blieb) der Firma Fritz Rieffert 615 Mark und 50 Pfennige gestohlen habe.

Unser Wachtmeister, wenn er ganz perplex war, sagte immer: „Ich bin perpeplex!“ Ich desselbigengleichen.

Ein Herr Fritz Rieffert in Rathenow hatte gelesen, daß es endlich gelungen sei, den Humoristen Reimann hinter Schloß und Riegel zu setzen, und hatte mich mit einem Gauner meines Namens identifiziert. Das Signalement stimmte. Und schon wollte man eine Lichtbild-Aufnahme von mir bewerkstelligen (und womöglich das System Bertillon anwenden), als mir die wahrhaft sächsische Langmut riß und ich einen mir befreundeten Kriminal-Kommissar herbeibat.

Des Diebstahls verdächtigt, vom frankfurter Kabarett ‚Astoria‘ abgebaut, von der Firma Hainauer in Breslau verklagt, aus der Haft beurlaubt: so laufe ich als freier, als vogelfreier Schriftsteller umher, habe furchtbar viel Sonne im Herzen und anderswo, denke mir allerhand; schaue ab und zu die Sterne an oder meinen Verleger Steegemann, mache meinen Dreck alleene und warte immer noch darauf, daß mich mein König zu einem zwanglosen Gabelfrühstück einladet.

Asphaltgesicht von Frank Warschauer

Mensch ohne Sterne, Asphaltgesicht,
wie trägst Du die schmierigen Abende mit Dir herum,
trüben Dunst, ausgeatmete Luft, ätzenden Dampf des Benzins,
Teebrodem, Geruch von Kot und Moder aus Kellern,
Nacht ohne Wind und Tag ohne Licht.
Hinweg,
Mensch ohne Sterne, Asphaltgesicht.

Bemerkungen

Die Ententen und Deutschland

In den letzten Monaten haben die Wahlen in England und Frankreich ungefähr ein gleichartiges Bild ergeben. Dies kann nicht ohne Einfluß auf die europäischen Geschicke sein. Mussolinis Presse steht dieser Erscheinung, die die prophezeite Rückkehr der Welt vom Fluche der Demokratie zu den Segnungen der Ordnung unterbricht, ratlos gegenüber. Den schwersten Schlag aber bedeutet das Ergebnis der Wahlen für die Staaten der Kleinen Entente. In Prag und Warschau hatte man mit einem unbedingten Sieg des Nationalen Blocks und der Politik Poincarés gerechnet. Alles, was auch nur im entferntesten nach einer langsamen Revision der gröbsten Fehler der Friedensverträge von 1919 aussieht, wirkt dort wie ein rotes Tuch. Wird sich auch Frankreichs allgemeine Politik Deutschland gegenüber im Wesen vielleicht nicht ändern (der Ton wird wahrscheinlich anders werden), so werden doch sicherlich die Millionen Subventionen aufhören, mit deren Hilfe die Staaten der Kleinen Entente den alten gefährlichen Militarismus in Europa gekräftigt haben. In diesem Sinne könnten die englischen und die französischen Wahlen zusammen selbst in den führenden Staatsmännern der Kleinen Entente und Polens den Gedanken wecken, daß die durch die Friedensverträge geschaffenen Verhältnisse in ihren Grenzbestimmungen nichts Unabänderliches darstellen und nicht allein durch Gewalt aufrecht erhalten werden können. Die englischen und die französischen Wahlen, die in einem Zeitraum von fünf Monaten auf einander gefolgt sind, können den Beginn einer allmählichen Revision gewisser Kraßheiten der Friedensverträge und eine Pazifizierung Europas mit sich bringen. Gefahr droht dieser Möglichkeit nur von Deutschland. Die Ereignisse der letzten zwei Jahre lassen befürchten, daß Plumpheit und Mangel an weltpolitischem Takt, die die Einkreisung Deutschlands vor dem Weltkrieg erzwungen haben, auch diesmal die Bemühungen MacDonalds und der Führer der französischen Linken durchkreuzen werden. *Joseph Friedfeld*

Ebert und Halle

Der taktvollste Republikaner der Deutschen Republik ist ihr Präsident. Seine vornehme Stimmenthaltung im Streit der Parteien wird viel gerühmt. Aber man sollte den Takt nicht übertreiben; denn die Präsidentschaft verpflichtet zu mehr als zur Ausübung einer Reserve, die nun schon zur kommentmäßig vorgeschriebenen Haltung des Staatsoberhauptes erstarrt ist. Es gibt Situationen in einer Republik, die notwendig machen, daß ihr Oberhaupt sich regt — auch wenn es gegen den Komment verstößt. Es könnte nämlich geschehen, daß über den vorbildlichen Takt des Präsidenten die Republik in die Brüche geht.

Eine republikanische Autorität gibt es heute in Deutschland nicht mehr. Denn Der, der sie — vielleicht — noch besitzt, schweigt. (Ob es eine republikanische Majorität gibt, ist nach dem Wahlergebnis zumindest ungewiß.) Was

sich in Halle abgespielt hat, dieser von der republikanischen Regierung und den republikanischen Behörden freundlichst geförderte Monarchistenaufmarsch, das hat nichts mehr mit Duldsamkeit und Langmut zu tun: das ist die ärgste Selbstverhöhnung der Republik. Die Monarchie trat zum Appell an, und die Republik stand stramm.

Diese Republik hat nichts mehr zu verlieren. Denn der Verlust ihres schweigenden Schein-Oberhauptes wäre keiner. Mit Zurückhaltung, Langmut und Takt ist in sechs Jahren nicht gelungen, den sehr zähen Gegnern der Republik, die um ihre soziale und wirtschaftliche Wiedereinsetzung kämpfen, Respekt vor der neuen Staatsreform einzuflößen. Vor ihrem Geist kapitulieren und aus ihrer Hand die befristete Duldung einer republikanischen Scheinform hinnehmen: das ist schlimmer als eine ehrliche Monarchie. Der wahrhaft Herrschende in dieser Republik ist der Geist des Stahlhelms und der Hitler-Ludendorff. Das Bürgertum schwingt jubelnd die alten, antirepublikanischen Fahnen, und selbst seine fortschrittlichen Elemente werden schwankend beim Anblick der monarchistischen Parade, die die Republik erlaubt. Und der Präsident schweigt; denn er ist taktvoll. Er hat den Vorzug, daß seine Stimme, da er selten redet, gehört werden würde. Aber er macht keinen Gebrauch davon. Diese Stimme ist, da die Republik mit militärischen Paraden nicht demonstrieren kann, die einzige Möglichkeit einer Kundgebung. Das mausestille Erlöschen des republikanischen Geistes ist unerträglich. Der Präsident hat zur münchner Ludendorff-Hitler-Justizkomödie geschwiegen, wiewohl doch Bayern vorläufig noch zur Deutschen Republik gehört, er hat geschwiegen zur Haftentlassung des Grafen Arco, der jetzt im Fackelzug von weißgekleideten Jungfrauen heimgeholt wurde, ein innig-minnigliches deutsches Willkomm dem Mörder, dessen Opfer ein Parteigenosse des schweigenden Reichspräsidenten ist — und er schweigt zum Monarchistenappell von Halle. Wenn diesem Appell eines Tages die Tat folgen sollte, dann würde den Republikanern der Abschied von einer Republik, die nichts getan hat, um den Staat mit ihrem Geist zu durchdringen, wenigstens nicht schwer fallen. *Hans Natonek*

Dunkle Punkte

Vor mir liegt eine Legitimation, wie sie alle Beamten der Russischen Handesvertretung, soweit sie nicht deutsche Staatsangehörige sind, vom Auswärtigen Amt ausgestellt erhalten haben. Auf der Rückseite dieses Lichtbildausweises heißt es:

Auf Grund des Artikels 2 des Vertrages vom 6. Mai 1921:

> Bezüglich der bei den Vertretungen beschäftigten Personen, die nicht Angehörige des Aufenthaltsstaates sind, verpflichten sich die beiden Regierungen, die geeigneten Maßnahmen zu treffen, damit Haussuchungen nur unter Benachrichtigung der Zentralbehörden für auswärtige Angelegenheiten des Aufenthaltsstaates erfolgen dürfen, sofern nicht Gefahr im Verzug im Beisein eines Beauftragten dieser Behörde.

Wohlgemerkt: es handelt sich hier um Haussuchungen in den Privatwohnungen der Angestellten. Und da wird jetzt plötzlich erklärt, die Handelsvertretung sei gar nicht als exterritorial anzusehen! Warum hat dann das Auswärtige Amt bis jetzt jene Ausweise an die Beamten dieser Handelsvertretung ausgegeben? Oder gilt nicht für das Amtsgebäude, was für die Privatwohnungen der einzelnen Beamten gilt?

*

Englische und amerikanische Blätter veröffentlichen Berichte unparteiischer Augenzeugen, „bourgeoiser" Kaufleute, die zufällig bei dem Ueberfall im Hause weilten. Daraus geht hervor, daß die republikanische Polizei wie eine Horde Barbaren gehaust hat. Man hieb auf Beamte, die nicht schnell genug „Order parierten", mit Knüppeln los, beschimpfte weibliche Angestellte in scheußlichster Form — „Sie sind wohl Ehrenmitglied in diesem Bordell?" „Halt' die Schnauze, duseliges Luder!" — kurz: die Polizei zeigte sich völlig auf der Höhe der Situation.

*

Man erzählt uns so viel von den Verbindungen, die die Handelsdelegierten mit der Tscheka und allen möglichen illegalen Organisationen der Kommunisten unterhalte. Die Polizei hat vier Stunden in diesem Haus ihres Amtes gewaltet. Bis heute ist nicht mitgeteilt worden, was sie dort gefunden hat. Wo ist das belastende Material? Warum wird darüber nichts „verlautbart"?

*

Auf alle diese Fragen und auf noch manche mehr werden wir wohl nie eine Antwort erhalten. Aber das Ende vom Lied, dessen Text und Melodie uns aus der Großen Zeit so vertraut ist, das kennen wir. Da Ludendorffs Siege am Rhein bisher ausgeblieben sind, betätigt man sich kriegerisch in der Linden-Straße — oder in Halle. Bis man dann wieder einmal „Alles reiflich erwogen" und es „nicht gewollt" haben und eben deshalb tun wird. Hurra!

L. Lania

Erzberger und Helfferich

Karl Helfferich, der gefährlichste Gegner der deutschen Linken, ist vor den Wahlen durch einen Eisenbahnunfall ums Leben gekommen. Hat auch nur in Einem Nachruf gestanden: „Das ist ihm recht"? Hat einer seiner Gegner das beklagenswerte menschliche Los mit der

politischen Beurteilung vermengt? Hat auch nur einer die Gelegenheit benutzt, einen Toten, während die verstümmelte Leiche noch nicht unter der Erde war, zu beschimpfen?

Nein.

Was hat die gesamte Rechtspresse beim Tode von Matthias Erzberger getan? Sie hat — allenfalls — ein paar Alligatorentränen vergossen, um dann desto wütender über den Ermordeten herzufallen. Sie hat dem Opfer, das sich da im Staub der Chaussee von Griesbach verblutet hatte, ins Grab nachgespuckt. Das sei dem alten, ehrwürdigen Generalfeldmarschall nicht vergessen, daß er damals dementierte: „Es ist nicht wahr, daß ich Erzberger jemals die Hand gegeben habe." Der Berliner Lokal-Anzeiger, die Deutsche Tageszeitung, die Kreuzzeitung — all das ließ nach der journalistisch vorgeschriebenen Verurteilung der Tat nicht den allermindesten Zweifel, daß man bei den feinen Herrschaften zufrieden sei. Und ein unflätiger Hohn wurde dreimal über das Grab gebrüllt. Hat die rechtstehende Presse damals gegen einen Mann, der Frau und Kinder hinterließ, wie eine Rotte Betrunkener gegröhlt?

Ja.

Im Hof des französischen Armeemuseums zu Paris steht der Eisenbahnwagen, in dem der unglückliche Erzberger den Waffenstillstand mit Foch zu Compiègne unterschrieben hat. Warum? Ludendorff hätte es tun müssen, Ludendorff, der damals ausriß. Der betriebsame Zivilist tats für ihn. Ein Eisenbahnwagen hat auch ihm den Tod gebracht. *Ignaz Wrobel*

Analphabeten

Aerztliches Gesundheitszeugnis und polizeiliches Führungszeugnis müssen dem Paßgesuch (nach Amerika) beiliegen, mit ansteckenden Krankheiten behaftete, verkrüppelte, geistig defekte Personen werden überhaupt nicht zugelassen, so wenig wie Bolschewisten, Anarchisten, Polygamisten, Prostituierte und Analphabeten."

Berliner Illustrierte Zeitung

Der südliche Park

Palmen wehn in grünem Winde.
Zwei Fontänen sprühn
Bunte Perlen, und es duften linde
Sonne und Benzin.

Falter taumeln lichtumsponnen.
Rasen schimmert weich.
Lilien leuchten milde und Madonnen
Gleich.

An den Bänken lehnen biegsam
Braune junge Herrn.
Hübsche Damen, schmal und schmiegsam,
Lächeln fern.

Kinder spielen mit der schönen Bonne
Blick erblüht.
Und wir denken nur an Sommer, Sonne,
Süd . . . *Ossip Kalenter*

Antworten

Ehrenfried Wagner. Sie teilen in der ‚Internationalen Roten Hilfe' mit, daß Erich Mühsam, der noch zehn Jahre in Niederschönenfeld abzusitzen hat, schwer erkrankt ist. Schon vor zwei Jahren zeigten sich bei ihm Symptome von Arterienverkalkung. Die ist nun im Gehör so weit vorgeschritten, daß das linke Ohr vollständig, das rechte teilweise taub ist. Neuerdings leidet er an starken Schwindelanfällen, die von einer Herzneurose herrühren. Mühsams Zustand wird dadurch verschlimmert, daß er, wie alle seine Genossen, den „Mediziner" Steindel ablehnt, der im Januar 1923 vier Stunden vor dem Tode des Festungsgefangenen Hagemeister dessen Todeskampf als Simulation bezeichnet hat. Herr Poehner, der zu einer lächerlich geringen Strafe verurteilt ist, darf seine „Grippe" im Sanatorium auskurieren. Dem feigen Mörder Graf Arco ist der Rest einer Strafe, die seine jugendliche Frische nicht angetastet hat, geschenkt worden. Den dreißig Jahre ältern Erich Mühsam will man ohne die Hilfe eines humanen Arztes verrecken lassen. Und kein Blitz fährt vom Himmel nieder, dieses Schurkenpack zu erschlagen.

Ludwig P. Sie schildern mir den letzten Corps-Abend der „Schwaben" in Baden-Baden. Ehrengast: der Großherzog von Baden. Ein Corpsbruder aus Mainz steht auf und hält folgende markige Ansprache: „Es lebe Seine Majestät der Kaiser! Es lebe Seine Königliche Hoheit der Großherzog! Es lebe das Corps Suevia! Alles Andre egal!" Daß der Mann ganz recht hat, beweist jeder Tag in Deutschland. Aber wie sind denn Sie schlichter Bürger in diese feudale Gesellschaft gekommen? Sollte auch die schon von der Demokratie angefressen sein?

Allgemeine Bedarfsgesellschaft m. b. H. in Berlin-Wilmersdorf. Du wünschst, zu L. Lanias ‚Waffenschiebern' (erschienen in Nummer 19) diese Erklärung abzugeben: „In der Eingabe an den Herrn Reichsminister des Innern vom 22. März 1924 behaupten die Herren Johannes Häusler, Berlin, Kronprinzen-Ufer 29, und Erich Albrecht, Berlin, Luisen-Straße 60 bei Radau, daß wir Waffen für Adrianopel gekauft und nach dem Freihafen Stettin verschoben hätten zu einem Kommunistenputsch. Weiter hätten wir die Existenz eines Schutzverbandes zugegeben, und daß unsre Spediteure Cohrs & Ammé seien. Das Ganze ist Lüge. Wir beurteilen die Herren Johannes Häusler und Erich Albrecht nur nach ihrem Treiben, das uns veranlaßt hat, am 13. Februar 1924 folgendes Rundschreiben an die Großhandels- und Exportfirmen Berlins abzusenden: ‚Seit einiger Zeit treibt eine Schwindlerbande ihr Unwesen. Ein angeblicher Offizier Hans Schubert interessiert mit offenbar gefälschten Ausweispapieren vom Reichswehrministerium und Polizeipräsidenten Berlin zum Ankauf von Waffen aller Art für Reichswehr und befreundete Staaten. Bald darauf finden sich wie zufällig Personen, die solche Waren offerieren und darauf Anzahlung fordern. Gelingt ihnen das nicht, dann machen sie Scheinverträge und verlangen hinterher zunächst 100 bis 150 Goldmark für angeblich geleistete Fuhren. Als solche Zufallspersonen sind uns gegenüber aufgetreten: Gustav Adlung, Berlin-Charlottenburg, Niebuhr-Straße 65, Johannes Häusler, Erich Albrecht. Wir vermuten, daß die vorgenannten vier Herren, die sich angeblich nicht kennen wollen, Hand in Hand mit verteilten Rollen und mit Helfershelfern und Schleppern arbeiten und grundsätzlich nur mit Warenposten operieren, deren Handel grade verboten ist. Zu spät bemerkt man dann den Hereinfall, und die Schwindler fühlen sich überdies noch geschützt. Wo überall diese Namen auftreten sollten, bitten wir ergebenst, uns und der Polizeiabteilung Ia sofort entsprechende Nachricht zu geben. Wir hatten durch solche Schwindeleien jedenfalls viel Unannehmlichkeiten.' Von diesem Rundschreiben haben Häusler und Albrecht irgendwie

Kenntnis bekommen. Verärgert darüber entstand der ‚Schutzverband‘ und ‚Kommunistenputsch‘ etcetera, Phantasien also, mit denen man uns glaubte treffen zu können. Ein Antwortschreiben auf die Eingabe an den Herrn Reichsminister des Innern würde, soweit wir beide Herren kennen, kaum anders ausgewertet worden sein als nur als angeblich amtlicher Ausweis zur verbesserten Auflage ihrer bisherigen Praktiken.“ Aus allen Zuschriften, die zu den ‚Waffenschiebern‘ eingelaufen sind, geht jedenfalls deutlich hervor, daß L. Lania da nicht grade in die reinlichste Zelle gelangt hat.

Dr. Berthold Rodewald. Sie schreiben: „L. Persius, der sich in Nummer 18 mit den Deutschen Kolonialgründungen befaßt, sollte, immer mal wieder, Tirpitzen abmalen. Vor dem Mann kann nicht früh genug und nicht eindringlich genug gewarnt werden. Der Mann hat schon ein Mal den Ehrgeiz gehabt, Reichskanzler zu werden, und alte Männer sind beharrlich. Und seit es keine Kaiser mehr gibt, gibt es Reichspräsidenten, und gegen geballte bürgerliche Dummheit ist in Deutschland viel Arbeit nötig, um Unglück zu verhüten.“ Aber auch noch so viel Arbeit verhütet es nicht. Und wenn ich jetzt sehe, wie sie Alle, die man längst tot geglaubt hatte, aus ihren Mauselöchern hervorgekrochen kommen und nicht nur ihren Platz an der Sonne begehren, sondern sogar behaupten, Deutschland wieder den herrlichen Zeiten entgegenführen zu können, die ihre Untertanen schon ein Mal so glücklich gemacht haben: dann vergeht selbst mir munterm Seifensieder die Lust an Spaß und Gesang, und unter einer Gänsehaut schaudert mir wie vor Strindbergs ‚Gespenstersonate‘.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Eine von deinen Sympathie-Adressen hat folgenden Wortlaut: „Die Unterzeichneten versichern den frühern sächsischen Ministerpräsidenten Zeigner ihrer uneingeschränkten Hochschätzung. Sie wünschen grade nach dem Ergebnis des Prozesses, daß er auch in Zukunft die politische Stellung einnehmen möge, die ihm nach seiner Tatkraft und seinem Bürgermute gebührt. Sie reichen ihm hier öffentlich die Hand zum kameradschaftlichen Gruß.“ Bravo! Und noch ein Mal Bravo!, daß du unaufhörlich tätig bist, den armen Fechenbach zu befreien.

Alfons Steiniger. Von den Antworten, die auf Felix Stössingers Frage: Welche Koalition? (gestellt in Nummer 20) eingelaufen sind — Hans Schwanns ‚VSPD‘ lag schon früher vor —, ist am bemerkenswertesten die Ihre: „Selten wird in Deutschland ein Aufsatz, der politische Propaganda treiben will, so leidenschaftslos geschrieben, so großzügig erdacht wie dieser. Schade nur, daß er zwar großzügig, aber nicht weitherzig ist, daß die leidenschaftslose Seele des Verfassers die Leidenschaft der Politiker und vor allem ihrer Mandanten übersieht. Gewiß: ein sehr lebenskluger Mann meinte einmal, die deutsche Republik wäre so lange gefährdet, wie sie nicht wirkliche Republikanische Geheimräte in vier Rangstufen ernenne. Das gilt für die Menschen, nicht für die Parteien. Die deutschen Parteien sind Konfessionen: sie hassen sich (grade wegen ihrer frappanten Aehnlichkeit) mit jenem boshaften, ausschließenden Haß, den eben Konfessionen gegen einander hegen. Im übrigen tut man nicht gut, glückliche Gedanken vor der Zeit zu verschleudern; kann sein, daß Stössingers Vorschlag in einem Jahr Sinn hat, Rettung bringt. Es gibt ja keine Utopien in der Politik, aber freilich Utopisten, solche nämlich, die wertvolle Einfälle vor ihrer Stunde herausbringen und damit vernichten. So hat mans mit der großen Koalition getrieben: man brauchte das Spiel mit der ganz großen nicht zu erneuern. Im Augenblick gibt es nichts Besseres, als den Willen der weisen Wähler zu achten, die nicht den Wunsch haben, Hergt und Wels zu koalieren, sondern einzig und allein Exzellenz Hergt zum Regenten wünschen.“ Wenn da, bei der Bequem-

lichkeit der unpolitischen Deutschen, nur nicht zu fürchten wäre, daß dieser Regent uns länger erhalten bliebe, als dieses arme Land noch verträgt. Abgesehen davon, daß mir der Volkswille keineswegs so ausgeprägt scheint wie Ihnen.

Ossip Kalenter. Ich habe auf Ihren Wunsch in Nummer 20 gefragt, welcher Dichter darüber froh sei, daß der Geist Kasimir, der ihm um Mitternacht erscheint, nicht obendrein noch Edschmid heißt. Ein paar Antworten lauten: Erich Mühsam. Andre sagen, daß jene schöne Strophe von Peter Scher sei, vor anderthalb Jahren im ‚Simplizissimus' gestanden und richtig gelautet habe: „Oft begegnet auf der Straße mir Ein Gespenst mit Namen Kasemir. Immerhin doch freu ich mich, daß dieser Geist Wenigstens nicht auch noch Edschmid heißt."

Idiot der Reichshauptstadt. Nicht nur in Deine Leibzeitung muß man täglich beim Barbier blicken, sondern manchmal auch in die ‚Woche' desselben Verlags, die jeden siebenten Tag dafür sorgt, daß um Himmels willen kein Lichtstrahl in dein armes Gehirn fällt. ‚Wieland der Schmied' heißt ein Roman von Rudolf Herzog, und da ist es endlich so weit, daß Frau Minne Thorsberg im Sarg liegt. „Ueber dem Fußende des Sarges hing ein Fahnentuch in den schwarzweißroten Farben. — Die deutsche Fahne, die reine. — — ‚Ist dir wohl darunter, Minne?' fragte der Mann und ließ die Hand über das Fahnentuch gleiten. ‚Nun kannst du sie dem einen und alleinigen Herrgott vorzeigen und dazu sprechen: ‚Herr, was ich auch sonst verfehlt haben mag — Glauben und Ehre habe ich rein erhalten.' Er küßte sie." Man weiß nicht, ob die Fahne oder die Tote. Aber bei dieser Art Dichter kommt es ja mehr auf die Gesinnung als auf den Stil an, der gewöhnlich ein Fahnenstiel ist.

Antisemit. Sie übertreffen sich selbst; was ich kaum für möglich gehalten hätte. Nachdem ich Ihnen in Nummer 20 dargetan habe, daß Waldersees Satz über den Krieg tatsächlich von ihm ist, beschimpfen Sie mich noch unflätiger als vorher — aber ebenso anonym — und erklären, daß ich wohl einer dieser „verdammten jüdischen Zeitungsschmierfinken" sein werde, die heute wütend gegen den Krieg schreiben, wie sie früher für ihn geschrieben haben. Da kann ich mir doch den Scherz nicht verkneifen, Ihnen unter die Augen zu bringen, was ich vor dreizehn Jahren, am 28. September 1911, dem ‚Monde Illustré' zu einer Enquete über Krieg und Frieden geschickt habe. Wie die Fragen lauteten, geht aus meinen Antworten hervor: „1. Die Gründe eines Krieges wären heute, nach meiner Meinung, weder politischer noch sozialer Natur: man müßte sie diplomatische oder dynastische Gründe nennen. Kein Volk will jemals, unter wie immer gearteten Umständen, den Krieg. Wo es anders aussieht, liegen letzten Endes doch wohl mehr oder minder fein inszenierte diplomatische oder dynastische Massenverhetzungen vor. Die Diplomaten brauchen den Krieg, um über ihre

Ueberflüssigkeit wegzutäuschen; die Dynastien, um ihnen gefährliche Volksenergien abzuleiten. Weder dies noch jenes hat in Wirklichkeit mit Politik oder sozialen Notwendigkeiten zu schaffen. Der Krieg ist insofern tatsächlich das Zeichen einer gewissen pathologischen Rassenentartung, als die Verhetzung in einem geistig vollkommen gesunden Volke ein Feld nicht finden würde. 2. Daraus folgt, daß ich einen Krieg stets für vermeidbar, nie für nötig oder gar nützlich halte. Was dem Instinkt der Völker zuwiderläuft, was ihnen mit List und Gewalt aufgedrängt werden müßte, ist unbedingt der Entwicklung in hohem Grade schädlich. Die nächsten Folgen eines Krieges lassen sich ja all in ihrer Furchtbarkeit und Verderblichkeit für die wirtschaftliche Wohlfahrt wie für den Volkscharakter nicht nur schätzungsweise, sondern mit mathematischer Genauigkeit vorausberechnen. Und da Ihre Fragen nicht von Frankreich an Deutschland, sondern ganz international gestellt sind, so brauchen wir einen möglichen materiellen Zuwachs aus Landgewinn oder Kriegsentschädigung gar nicht zu erwägen. Abgesehen davon, daß solch ein Zuwachs niemals in irgendeinem vernünftigen Verhältnis zu den Verlusten jeder Art stehen könnte. 3. Ob ein Krieg zwischen zwei Großmächten zu einem Weltkrieg führen müßte, wage ich nicht zu entscheiden. Daß aber die Gefahr des Weltkrieges bei der internationalen Interessenverquickung immer besteht, ist jedenfalls ein großes Glück für die Völker der Gegenwart: denn diese Gefahr, die sogar den skrupellosesten Diplomaten schreckt, ist schließlich die beste Gewähr des Friedens. 4. Ihre letzte Frage vermag ich nur zu beantworten, soweit Kunst und Literatur in Betracht kommen. Sie würden zunächst bestimmt unter einem Kriege zu leiden haben. Die unvermeidliche Verrohung des Nationalcharakters, die der Krieg mit sich bringt, die ausschließliche Hinlenkung der Sinne auf Ereignisse von krassester Ungeistigkeit könnte keine andre Folge haben als die Geschmacksverderbnis, die sich, zum Beispiel, in den beiden Jahrzehnten nach dem siebziger Kriege über Deutschland gebreitet hat.“ Ich hege durchaus nicht etwa die Hoffnung, daß Sie sich jetzt beruhigen werden. Sondern jetzt werden Sie, aller guten Dinge sind drei, am unflätigsten schimpfen, weil ich schon vor dem Kriege mit einer Zeitschrift des Erbfeindes in Verbindung gestanden habe. Woraus hervorgehe, daß die Deutsche Bergwerks-Zeitung im Recht gewesen sei, mich von den Franzosen bestochen zu nennen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Von Cannes nach Canossa von Meridionalis

So hat nun also Herrn Poincaré doch jenes Mailüfterl angeweht, von dem hier in dem Nachruf auf seinen engern Landsmann Barrès, den Barden der Union sacrée und des Génie du Rhin die Rede war. Ist es an der Zeit, auch auf den andern „großen Lothringer" einen Nekrolog zu verfassen? Mir scheint nicht. Hei lewet noch. Und: hei schriewet noch. Zäh wie eine Katze, die ja nicht umsonst ein Duodez-Derivat des Tigers ist, gibt er das Spiel noch nicht verloren, wenn ihm auch schon Schach geboten ist. So weit hinaus als möglich sucht er noch die französische Politik festzulegen: sein jüngster Briefwechsel mit MacDonald zeigt wenig Spuren von Resignation, weder von seelischer noch von amtlicher, und das läßt erkennen, wessen man sich von ihm zu versehen haben wird, wenn er erst den Quai d'Orsay verlassen hat. Nicht nur in England, aber dort am lautesten, warnen einsichtige Stimmen: ein Poincaré in der Opposition sei weit gefährlicher als ein Poincaré an der Regierung. Wir in Deutschland werden noch manchmal mit ihm zu tun und noch mancherlei von ihm zu hören bekommen. Schon haben amerikanische Zeitungen ihm Dollarberge geboten für ständige Mitarbeit. Wer sich dafür interessiert, wie eine solche aussehen mag, braucht nur die Bände der Revue des deux mondes aus den Jahren 1921 und 22 vorzunehmen und dort nachzulesen, wie es zum Eclat von Cannes gekommen ist. Kein Nachruf also, nur eine kleine Rückschau. Meminisse juvabit.

Von Cannes nach Canossa: Raymond Poincaré ist es nicht, der diesen Weg gegangen ist. Wieder, wie vor einem knappen Jahrtausend, war es der Deutsche, der frierend und bittend im Vorhof der Mächtigen stand, sich von einem Bann zu lösen. Nach Canossa gehn wir nicht? Ist es kein Canossagang, daß Alldeutschland heute — bis zu den Alldeutschen, die ja nur ein Rest von Scham über ihre schamlose Wahldemagogie hindert, wie ein Mann hinter ihren Hergt zu treten — darum bettelt, die Bestimmungen der Dawes-Berichte ausführen zu dürfen, die doch im Effekt wohl schwerer sind als Das, was Lloyd George und Briand uns in Cannes zuzumuten gedachten? Schwerer auch als Mussolinis und schwerer als Bonar Laws Reparationsschema. Das Alles war zu seiner Zeit — wie der schöne Ausdruck lautet, der aus dem überdeutsch tuenden, aber undeutsch redenden Bayern in die Amtssprache der Reichsstellen übergegangen ist —: nicht tragbar. Wieso sind es die Sachverständigenvorschläge auf ein Mal? Sogar für die unter den Daumschrauben der Micumverträge ächzende Schwerindustrie? Das macht, es hat die Nachtigall, die eherne Nachtigall an der Ruhr hat allerhand gesungen. Unter ihrem süßen Schall sind wahrlich keine Rosen aufgesprungen. Nur die deutsche Währung ist in den Abgrund der Billionen hinuntergesprungen. Nur ein paar irregeleitete deutsche Leben sind über die Klinge gesprungen. Nur einige andre Dutzend sind in der Fremde gestorben, verdorben;

nur andre Hunderte verderben noch in französischen Gefängnissen und kolonialen Bagni; nur Tausende und Abertausende deutscher Männer, Frauen und Kinder sind von Haus und Hof, Tisch und Bett verjagt worden. Niemand behauptet, daß das Ruhmesblätter der französischen Geschichte seien; sehr gute Franzosen sind sich mit uns darüber einig. Aber das nimmt von der Schuld derjenigen Deutschen, die es dahin haben kommen lassen, einer Schuld, höher als die höchsten Kohlenhalden, kein Staubkorn weg. Wer Politik treibt, hat sich zuallererst darüber klar zu werden, was der Gegner will, und wessen er fähig ist. Schätzt er den Gegner falsch ein, so ist es seine, nicht des Gegners Schuld. Zuerst hat sich Herr Cuno darauf verlassen, es werde schon nicht zur Ruhrbesetzung kommen: und als es dann doch so weit war, hat er sich, getreu seiner Ueberzeugung vom Primat der Wirtschaft über die Politik, darauf verlassen, es würde nichts dabei herauskommen. Nämlich: nichts Verbuchbares; ein Begrriff, der für den „ehrbaren Kaufmann" über dem Lieben Gott steht; also auch weit über dem Wohl seiner Volksgenossen, die zu regieren ihn ein unseliges Geschick und der kurzsichtige Blick des kleinbürgerlichen Leiters der deutschen Reichsgewerkschaft berufen hatte. Als ob sich Herr Poincaré jemals eingebildet oder ausererechnet hätte, er werde auch nur die Kosten der Expedition aus der Ruhr herausschlagen können! In solch cunonische Optik konnte ein wirklicher Politiker sich niemals verirren. Aber die Rechnung, die er tatsächlich aufstellte, war richtig. Wenn sie auch nicht ganz glatt aufgegangen ist — teils, weil er die Langmut deutscher Menschen unterschätzt, teils weil er die Langlebigkeit der englischen Konservativen überschätzt hat —, wenn auch zuletzt ein Bruch als Rest geblieben ist: das durch die Erfahrung bewiesene zählende Resultat deckt sich mit dem seiner politisch-psychologischen Hypothese nicht viel weniger genau als das experimentelle Ergebnis mit der astronomisch-physikalischer Hypothese Albert Einsteins. Sein Ziel hat er erreicht: er hat einer überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes Erfüllungswillen beigebracht. Er hat die deutschen Schwerverdiener dazu gebracht, die Nation über die Konjunktur, den Frieden Europas über das Fischen im trüben Teich der Inflation und im goldenen des internationalen Kapitals, kurz: die Politik über die Wirtschaft zu stellen. Er hat damit Erzberger und Rathenau gerächt, die töricht genug waren, ihr für Deutschland volles Herz und ihr einsichtsvolles Hirn nicht vor den Kugeln jener Afterpatrioten zu wahren, die, mit der antikapitalistischen und nationalen Phrase im Mund und den Maschinenpistolen in der Hand, nichts andres besorgt haben als die Geschäfte des einzig gefährlichen Internationalismus, der Morgan und Stinnes, Otto Kahn und Louis Hagen, Puritaner und Juden, zu einem brüderlichen Bund vereint. Der Meuchelmord an dem einzigen deutschen Außenminister, der zwar kein Bismarck und kein Talleyrand war, der aber immerhin Format hatte und damit dem Ausland wenigstens ein bißchen Achtung und Gehör abgenötigt hat, diese ebenso feige wie dumme Tat zeigt, wohin es gekommen wäre, wenn Briand nicht von Poincaré gestürzt worden und die Konferenz von Cannes

nicht aufgeflogen wäre. Nur weil damals Poincaré gekommen ist, kann heute Herriot kommen. Nur weil jener die Zuchtrute der Ruhr geschwungen hat, kann dieser jetzt mit dem Zuckerbrot der Versöhnung hantieren. Es ist eine Schmach —, und als eine solche wird die Geschichte einmal die am 11. Januar begonnene (und noch keineswegs beendete) Episode werten —, es ist eine Schmach, wenn die Leiter eines Volks dieses in die Lage versetzen, auf die Notwendigkeit erst hören zu können, wenn es fühlen gelernt hat. Törichte Pädagogen tun dergleichen, nicht tatkräftige, für Phrasen taube und mit Zivilkurage ausgestattete Politiker. Grade dazu sind ja die Politiker da, daß sie ein besseres Vor-Gefühl und mehr Vor-Sicht haben als die dumpfe und stumpfe, in ihren Trieben und Geschäften befangene Masse. Aber wenn das Salz dumm ist, wenn die Regierenden selbst keine andern facultés maîtresses haben als dumpfe Triebe und stumpfe Geschäfte, dann muß ein Rehabeam kommen, der mit Skorpionen züchtigt, wo die Geißeln des weisen Salomo nicht zureichten.

Raymond Poincaré tritt für jetzt einmal von der Bühne ab; seine Rolle ist einstweilen ausgespielt. Sympathisch war sie nicht; vielleicht nicht einmal ihm selber. Der Galerie hat sie von Anfang an nicht gefallen. Wie der Bauer im Theater hat sie den Darsteller des „Bösewichts“ mit Invektiven überhäuft, die Rolle mit dem Mann verwechselnd. Aber auch den Leuten im Parkett, die, von ihren gepolsterten Sesseln aus, Laster und Leid mit mehr Seelenruhe betrachten können als Der, der sich auf harter Holzpritsche müd und mürrisch sitzt, war er zuletzt nicht mehr angenehm. Deshalb wäre es doch eine schäbige Ungerechtigkeit von dem Rezensenten, der behaupten wollte, der Mann habe seine Rolle schlecht gespielt. Er hat sie gut gespielt. Er war ihr würdiger Vertreter. Wollte Gott, das deutsche Theater hätte nur Einen ähnlich sichern Protagonisten statt seines Ensembles von unsichern Kantonisten.

Die Welfen von Christian Iffert

Am 18. Mai ist in Hanover eine verkehrt gestellte Frage verkehrt beantwortet worden. Die Deutsch-Hanoversche Partei hatte eine Volksabstimmung darüber beantragt, ob man aus der jetzigen Provinz Hannover und aus den Freistaaten Braunschweig und Oldenburg einen Freistaat Niedersachsen machen sollte. Nach der Verfassung war nötig, daß sich ein Drittel der Abstimmungsberechtigten für diesen Vorschlag aussprachen. Diese Zahl ist nicht erreicht worden, und deshalb geschieht zunächst weiter nichts. Das Problem, um das es sich handelt, ist damit um keinen Schritt gefördert, sondern nur umgangen worden.

Dieses Problem läßt sich auf die Formel bringen, ob auch in der Deutschen Republik die alten Bundesstaaten in ihrer zufälligen Gestalt, die sich unter dem monarchischen Regime historisch rechtfertigen ließ, bestehen bleiben, oder ob sie einem vollkommenen Zentralismus oder einer wirtschaftlich und stammesmäßig begründeten Einteilung Platz machen, oder ob sie sich in eine Form fügen sollen, die die beiden letzten Möglichkeiten gegen einander ausbalanziert.

Alle Achtung vor historischen Gebundenheiten; aber daß diese Gebundenheiten in dem Augenblick ihre Existenzberechtigung verloren, wo der Zusammenbruch, den eine ungeschickte Propaganda Revolution zu nennen uns gewöhnt hat, die Bindungen zerschnitt, auf deutsch: die Dynastien zum Teufel jagte — das sollte eigentlich für Jedermann, insbesondere für gläubige Revolutionäre auf der Hand liegen. Statt dessen stellte sich der Allerradikalste, Eisner, hin und proklamierte einen handfesten bayrischen Partikularismus. Wir wollen nicht den ganzen Komplex der Gefühle, die ihn damals zu solchem Tun veranlaßten, zergliedern: das Hauptmoment war jedenfalls, daß er glaubte, mit Bayern hinter sich die Revolution schneller und energischer vorwärtstreiben zu können, als die bedächtigern Leute in Berlin für möglich hielten. Heute wird die Waffe, die er schuf, von der Reaktion benutzt. Und trotz dieser Lehre ist man heute in Preußen noch nicht einen Schritt weiter gekommen. Der gute Glaube, daß das republikanische Regime in Preußen, das heute sicherlich die festeste Stütze der Deutschen Republik ist, durch eine Zerschlagung Preußens vernichtet werden könnte, ist der entscheidende Grund für die Stellungnahme der Preußischen Staatsregierung zu der Abstimmung in Hannover. Bei Denen, die ihr Hilfe gebracht haben, werden viele andre Motive mitgesprochen haben, nicht zum mindesten das, daß Preußen für eine Restauration intakt bleiben muß. Die Folge aber ist gewesen, daß die Preußische Staatsregierung in einer Weise Partei er griffen hat, die nicht zu billigen ist. Man kann sagen, daß auch die Reichsregierung in den Wahlkampf eingegriffen hat; aber hier handelte sichs nicht um eine Wahl, von deren Ausgang das Bestehen der Regierung abhing. Man könnte auch nichts dagegen sagen, wenn die einzelnen Minister je nach den Parteien, denen sie angehören, sich zum Wort gemeldet hätten; statt dessen aber hat man den ganzen amtlichen Apparat eingespannt. Vorneweg natürlich Noske, der den negativen Erfolg der Abstimmung sofort zu einem historischen Ereignis gestempelt hat.

So ist die ganze Angelegenheit in ein schiefes Licht gesetzt worden. Wer den Mut hatte, für den Freistaat Niedersachsen zu stimmen, war amtlich beinahe als Vaterlandsverräter abgestempelt. Es war fast so schön wie in der Zeit der beschlagnahmten Welfengelder. Und deshalb ist nötig, die ganze Angelegenheit post festum einmal ohne die verzerrende Brille zu betrachten. Dabei ist von vorn herein Eins zu unterstreichen. Die Abstimmung bezweckte nicht einen Freistaat Hannover, sondern einen Freistaat Niedersachsen. Niedersachsen ist ein wirtschaftlich, stammesmäßig und kulturell ziemlich genau zu umgrenzendes Gebiet, dem nur aus wirtschaftlichen Gründen die Hansestädte Bremen und Hamburg herausgeschnitten sind. Im alten Deutschen Reich bildete Niedersachsen einen Kreis wie Franken und Schwaben. Auf diese Kreiseinteilung könnte zweckmäßig überhaupt zurückgegriffen werden.

Nach der Revolution herrschten in Berlin ziemlich starke zentralistische Tendenzen, Beweis dafür ist Erzbergers Finanzreform, deren gar nicht hoch genug zu bewertende historische Bedeutung nur auf diesem Gebiete liegt. Aber mit der Durchführung der Finanzreform hatte sich der Impetus erschöpft. Statt die Lösung der Frage mutig anzugreifen, umging man das Problem im weiten Bogen. Soweit man es nämlich überhaupt sah. Die Weimarer Verfassung, so doktrinär sie

im Ganzen ist, machte durch eine Anbahnung des Weges zu einer Abstimmung gewisse Konzessionen; aber den Kern fühlte man damals nicht. Dabei bestand die Möglichkeit, grade auf diesem Wege den monarchischen Gedanken endgültig zu erledigen und doch den gefühlsmäßigen Neigungen, die wir hier einmal mit einem falschen Wort „partikularistisch“ nennen wollen, Genüge zu tun. Wir haben jetzt ein Reich, zusammengesetzt aus einer Anzahl von Ländern, die entsprechend der alten monarchischen Verfassung noch fast alle Merkmale der Souveränität aufweisen, nur daß anstatt der Fürsten Staatspräsidenten oder Ministerpräsidenten an der Spitze stehen. Den Vorteil davon haben fast ausschließlich die reaktionären Elemente, die nun dem Reich von den Ländern aus erfolgreich Opposition machen können. Wenn die Namen Bayern und Mecklenburg nicht genügen, dann mag an den deutsch-russischen Zwischenfall erinnert sein, wo der Uebergriff von Polizeiorganen eines Landes, die einem sozialistischen Minister unterstehen, der Reichspolitik ernstliche Schwierigkeit bereitet hat. Das Reich hat ja keine Exekutive, sondern muß sich in allen Fällen der Vermittlung der Länder bedienen, die seine Absichten nach Herzenslust sabotieren können und sabotiert haben. Notwendig ist deshalb eine Stärkung des Reiches auf dem Gebiet der Exekutive. Dazu kommen aber andre Gebiete, insbesondere die Rechtsprechung, denn nach Reichsrecht urteilen Richter, die der Disziplinarbefugnis des Reiches nicht unterstehen und unter dem Schutz einer reaktionären Länderregierung nach Herzenslust sabotieren können. Beispiele sind nicht nötig.

Diese Andeutungen dürften genügen, um die Richtung zu zeigen, in der der Zentralismus jede Förderung verdient. Im Wesentlichen kommt das darauf hinaus, daß die Länder ihres souveränen Staatencharakters entkleidet werden sollen, denn die Deutsche Republik ist nicht mehr wie Bismarcks Deutsches Reich ein Staatenbund. Was ist es für ein Unsinn, daß Preußen in München einen Gesandten unterhält und neuerdings in Hamburg sogar einen Generalkonsul ernennt!

Aber das ist nur die eine Seite. Kein Zweifel, daß das deutsche Volk, wie es die Weimarer Verfassung ausdrückt, aus einer Anzahl von „Stämmen“ besteht, Volksgruppen, die nach Kultur, Wirtschaft und Charakter recht beträchtliche Unterschiede von einander aufweisen. Und diese Stämme sind mit den Ländergrenzen nur teilweise identisch. In Bayern wohnen eigentliche Bayern und Franken, in Preußen Rheinländer, Westfalen, Hessen, Niedersachsen, Obersachsen und eigentliche Preußen. Sie waren bisher durch die Klammer der Monarchie zusammengespannt; jetzt bedeuten sie nur noch eine Art von Zwangsfraktion in der Politik der Lender gegen einander, segensreich, solange die große Koalition in Preußen herrscht, unheilvoll, sobald die Deutschnationalen, deren einziges Streben danach geht, und denen an der Reichsregierung blutwenig gelegen ist, sich hier einnisten. Diesen „Stämmen“ könnte, wenn der Zentralismus genügend weit geführt ist, Vollmacht auf andern Gebieten nach Herzenslust gegeben werden. Sie dürfen keine Staaten sein, aber sie sollen innerhalb des Reichsganzen und auf den Gebieten, die sie am engsten angehen, ihr berechtigtes Eigenleben führen. Das sind vor allem die kulturellen und wirtschaftlichen Gebiete. Die Zelle der künftigen Entwicklung steckt in der kommunalen und provinziellen Selbstverwaltung. Das ist es, was kräftig zu fördern wäre. Und das Reich hätte den Segen davon.

Eine nicht kleine Anzahl von Ministern wäre freilich damit degradiert. Seis drum — die Reichsminister genügen vollständig. Die Vollmachten von Staatsparlamenten wären eingeschränkt. Auch das würde kein Nachteil sein. Und das politische Leben würde bei dieser reinlichen Scheidung, ach, wie viel gewinnen! Wer die Vorteile ganz begreifen will, versuche einmal, sich das Eingreifen Bayerns aus der Politik der letzten fünf Jahre fortzudenken. Wieviel wohler wäre uns, wenn nur die Störungen aus jener Ecke gefehlt hätten!

Mexiko und die Vereinigten Staaten von Alfons Goldschmidt

Kürzlich sprach ich mit einem Mitglied des mexikanischen Parlaments über die Verteilung der Naturreichtümer Mexikos. Er meinte, die Sache sei sehr einfach: das Petroleum sei in den Händen der Amerikaner und Engländer; die Edelmetalle ebenfalls; die Textilindustrie in den Händen der Franzosen; das Land sei Eigentum der spanischen Latifundisten. Und was machen, fragte ich weiter, die Mexikaner? Wir haben nichts zu tun, wir gehen spazieren, antwortete er.

Nun, das war ein Witz, wenn auch ein Witz mit Wahrheit. Tatsächlich müssen die eingeborenen Mexikaner, das heißt: die Indios, das Leben des fremden Kapitals in Mexiko bestreiten. Sie müssen schwer schuften, damit die Amerikaner und Engländer das mexikanische Petroleum, die Franzosen die Pflanzenfasern Mexikos und die mexikanische Baumwolle, zu Gespinst und Geweben verarbeitet, die Spanier den Mais und die Bohnen zu guten Preisen verkaufen können. Deshalb will der mexikanische Indio Land, und Mexiko will frei werden von fremdem Kapital. Hier ist die Hauptursache der Revolutionen und Gegenrevolutionen in Mexiko, und das Hauptproblem ist naturgemäß das Problem Vereinigte Staaten.

Das amerikanische Kapital wirkt direkt über die Nordgrenze Mexikos hinweg und hat, wie man weiß, einen großen Teil der früher den Norden Neuspaniens bildenden Gebiete besetzt. Die Vereinigten Staaten sind zu einem sehr günstigen Preise Eigentümer dieser Gebiete geworden, und der Hunger nach so wohlfeiler Speise scheint noch keineswegs befriedigt. Die Affäre Fall zeigt deutlich die Eroberungstendenz des amerikanischen Großindustriekapitals.

Das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Mexiko ist durch Kolonisierungsnotwendigkeiten des schwer belasteten Industriekapitals bestimmt, das soeben in den Vereinigten Staaten eine Scheinkonjunktur oder eine Insichkonjunktur hinter sich hat und nun die ungeheuern Investierungen verzinsen muß. Es ist das Bestreben, die Last auf den Märkten oder mit wohlfeiler Arbeitskraft außerhalb der Vereinigten Staaten zu vermindern.

Die Lösung dieses Problems ist außerordentlich kompliziert. Es handelt sich um zwei große Interessengruppen: Die eine Gruppe setzt sich aus Fabrikanten in den Vereinigten Staaten selbst zusammen, die andre will in Mexiko Petroleum, Gold und Silber ausbeuten. Mit andern Worten: die eine Gruppe hat ein

Interesse an der Steigerung des Exports nach Mexiko, die andre an der Steigerung der Ausbeute ihrer mexikanischen Konzessionen. Beide brauchen mehr Absatz — aber sie suchen den Absatz auf verschiedenen Wegen.

Diese Verschiedenheit in der Methode der Ausbeutung Mexikos äußert sich in verschiedenen Stellungnahmen zum Problem der mexikanischen Arbeit. Die nordamerikanischen Fabrikanten der vielen kleinen Exportartikel wollen eine Besserung der Lebenshaltung des mexikanischen Proletariers, insbesondere des mexikanischen Bauern, des Indios. Sie wollen also die Kaufkraft der produktiven Basis Mexikos heben, um dadurch ihren Markt auszudehnen und zu sichern. Die andre Gruppe, die in Mexiko selbst produzieren läßt, hat ein Interesse an niedrigen Arbeitslöhnen, weil so die Produktion billiger und der Markt günstiger würde.

Daraus ergibt sich ganz logisch die Stellungnahme der beiden Gruppen zur mexikanischen Revolution. Die Petroleum- und Minengruppe sympathisiert, ebenso wie etwa, die englische Pe troleumgruppe und der spanische Latifundist, mit allen Bestrebungen, die auf Niederhaltung des mexikanischen Proletariats zielen. Die amerikanische Exportgruppe unterstützt die proletarische Bewegung in Mexiko aus den angegebenen Gründen. Es ist also zu schließen, daß die Anerkennung der Regierung Obregon hauptsächlich von der zweiten Gruppe ausgegangen ist, und daß die Regierung der Vereinigten Staaten selbst ein Interesse an der Erhöhung der Kaufkraft des mexikanischen Proletariats hat. Anscheinend hängt das mit der Steuergesetzgebung der Vereinigten Staaten zusammen, die die sogenannten werbenden Anlagen unbehelligt läßt — sodaß die eben vergangene Insichkonjunktur der Vereinigten Staaten, das heißt: die eben vergangene Baukonjunktur, in der insbesondere das zentrale ameri kanische Trustkapital riesenhafte Investierungen gemacht hat, eine erhebliche Verminderung der Steuereinnahmen der Regierung aus diesem Kapital bedeutet. Allerdings sind hier allerlei Widersprüche zu sehen, die aber im Augenblick nicht wesentlich sind.

Von Seiten des amerikanischen Kapitals und seiner Regierungsvertretung ist daher die Sympathie für die proletarische Bewegung Mexikos sehr deutlich sichtbar geschäftlich bestimmt, wie man denn überhaupt auf diesem Kontinent immer mehr erkennt, daß das Kapital sich auf soziale Revolutionen einstellt oder die soziale Revolution zum Aktivposten in seiner Bilanz zu machen sucht. So ist gar nicht ausgeschlossen, daß das nordamerikanische Goldkapital sich auf die Finanzierung der sozialen Revolution, nicht nur auf dem amerikanischen Kontinent vorbereitet. Dieses Problem ist augenblicklich eines der wichtigsten in der Weltwirtschaft, und es ist daher notwendig, daß man die Stellungnahme des internationalen Großkapitals zur sozialen Revolution sehr aufmerksam verfolgt.

Die Haltung der Regierung Coolidge ist noch von einem andern Faktor abhängig. Es ist das die Vorbereitung der nordamerikanischen Präsidentenwahl. Die Sympathie der nordamerikanischen Regierung für die Regierung Obregon, und damit für

die Ansätze insbesondere der sozialistischen indianischen Bauernbewegung, läßt sich aus dem Bestreben herleiten, die spanisch sprechenden Bauern von Texas, Niederkalifornien und andern Gegenden für die Wahl eines republikanischen Präsidenten zu gewinnen. So ist auch die Haltung der Regierung zur Frage der irischen Autonomie und der deutschen Reparation zu verstehen. Die spanisch-amerikanischen, irischen und deutsch-amerikanischen Stimmen machen einen nicht unwesentlichen Prozentsatz der Gesamtstimmen für den neuen Präsidenten aus. Es ist klar, daß diese Situation eine außerordentlich kluge Politik der mexikanischen Regierung erfordert. Mexiko befindet sich in einer neuen sozialwirtschaftlichen Uebergangsperiode und hat vielleicht zum ersten Mal Gelegenheit, die Gegensätze unter den Gegnern realpolitisch, nämlich im Interesse seiner eignen wirtschaftssozialen Notwendigkeiten auszunützen. Ich glaube, daß hierbei jene Gegensätze in Mexiko selbst noch des öftern explodieren werden. Mit andern Worten: Mexiko hat nicht mehr als die erste kleine Etappe der politischen Aeußerungen seiner sozialen Umwälzung hinter sich.

Völkische Helden als Flintenschieber von L. Lania

Der Name des Oberleutnants Marauhn ist in weitesten Kreisen Deutschlands wohlbekannt. Er ist der Führer des Jungdeutschen Ordens (Jungdo) und hat zuletzt von sich reden gemacht, als bekannt wurde, daß er bei den Bestrebungen zur Aufrichtung eines Direktoriums im November 1923 eine führende Rolle gespielt und sogar mit dem Chef der Reichswehr und verschiedenen Ministern darüber Verhandlungen gepflogen hatte. Der Jungdo ist gewiß einer der bedeutendsten Geheimverbände in Norddeutschland, obwohl oder vielleicht grade weil er nur als unpolitischer Verein ehemaliger Frontsoldaten firmiert und als solcher auch nicht unter das Parteiverbot des preußischen Innenministers fiel. Nachdem der Jungdo eine Zeitlang in engstem organisatorischen Verhältnis zu Kapitän Ehrhardt und dessen Wiking-Bund gestanden hatte, kam es nach dem Hitler-Putsch zu einer Spaltung, und seither hat sich der Orden ganz unter die Führung Ludendorffs und seines preußischen Stellvertreters Graefe-Goldebee begeben. Heute bildet er in Preußen die schlagfertigste Kampforganisation der Völkischen. Ueber seine Ausrüstung und Bewaffnung gibt folgender Bericht meines Gewährsmanns wertvolle Aufschlüsse:

> Im Dezember 1922 hatte ich mit Oberleutnant Marauhn, dem Führer des Jungdeutschen Ordens, in Gegenwart des Komturs der Ballei Berlin, Butterweck, eine Besprechung, in deren Verlauf Marauhn sich bereit erklärte, die seiner Organisation gehörigen 22 500 Gewehre, die in der Nähe von Berlin deponiert waren, und über die er das alleinige Verfügungsrecht besaß, in den Besitz einer legalen bayrischen Organisation überzuführen. Ich leitete daher die Verhandlungen ein, um bayrischerseits, und zwar durch die bayrische Gesandtschaft in Berlin, das Einverständnis zu dieser Ueberführung und die Sicherstellung des Transports durch die Reichswehr zu erwirken.
>
> Ein Herr Stephany, der besondere Beziehungen zu den bedeutendsten Waffenschiebern unterhielt, aber angeblich sich da-

bei nur von nationalen Erwägungen leiten ließ, bekam nun, da er mit Herrn Butterweck persönlich bekannt ist, Kenntnis von der geplanten Aktion und stellte mich deswegen sehr energisch zur Rede. Er erklärte mir rund heraus, daß die Waffen ihm gehörten, und daß er einen Skandal provozieren würde, falls sie nach Bayern transportiert würden. Marauhn behauptete dagegen, daß die Gewehre von Angehörigen des Jungdo unter seiner persönlichen Verantwortung und nur zur Verfügung dieses Verbandes bei Berlin eingelagert worden seien, und daß Herr Stephany nicht den geringsten Rechtsanspruch auf sie besitze. Tatsache war aber, daß Herr Stephany Butterweck veranlassen konnte, die Angelegenheit nicht weiter zu verfolgen, und so mußte die Ueberführung der Waffen nach Bayern unterbleiben.

Die Haltung des Herrn Stephany in dieser Frage erscheint umso unverständlicher, als er doch in einem scharfen Gegensatz zur Orgesch und Reichswehr steht, denen er allzu gute Beziehungen zu Severing vorwirft, sodaß doch gewiß in seinem Interesse liegen mußte, die gefährdeten Waffen nach Bayern in sichere Hände zu bringen und sie einer Beschlagnahme durch Severing zu entziehen. Da wurde mir etwa sechs Wochen später von der Firma Kirchner in Zehla-Mehlis (Thüringen) eine Offerte auf 22 500 Gewehre aus dem Besitz eines berliner Industrie-Unternehmens unterbreitet. Mich befremdete sofort die genaue Uebereinstimmung zwischen diesem Posten und dem von Marauhn angebotenen. Meine Nachforschungen ergaben, daß ich hier auf einen jener typischen Fälle von Kettenhandel gestoßen war, die dadurch interessant werden, daß man prominente Führer der Rechtsorganisationen mit Schiebern und seriösen Industriefirmen einträchtig zusammenwirken sieht. Es erwies sich, daß Kirchner selbst die Waffen von einer berliner Firma der Metallbranche „Tihag" offeriert erhalten hatte, dem sie wieder von einer noch bekanntern berliner Metallwarenfirma, nämlich vom Werk Berlin-Burg zum Kauf angeboten worden waren. Aber auch diese Firma war nicht Besitzerin der Ware und hatte die Offerte durch zwei Herren Liborius und Sievers empfangen. Diese stehen wieder in engster Verbindung mit einem als Waffenschieber bekannten Geheimrat Haehn, der ein guter Bekannter des Herrn Stephany ist. Den Herren Liborius und Sievers aber waren die Waffen durch einen Herrn Bernhard offeriert worden, den berliner Adjutanten des Oberleutnants Roßbach, dem Marauhn die Gewehre für seine Organisation zur Verfügung gestellt hatte. Berührte es schon nicht angenehm, zu sehen, wie sich hier finanzielle, nationale und Schieber-Interessen begegneten und mit einander vermischten, so entrollte die Gestaltung des Warenpreises ein abstoßendes Bild der Korruption in unsern völkischen Verbänden. Bei meinen ersten Verhandlungen mit Marauhn stellte dieser die Forderung, daß seiner Organisation für das Gewehr eine Pauschalsumme von 4000 Mark (2,40 Goldmark) kreditiert würde. Die Summe war nicht als Bezahlung gedacht, da eine Bezahlung für eine Ware, auf die kein Eigentumrecht besteht, undenkbar ist: die Summe von rund 90 Millionen sollte vielmehr der Jungdo dazu verwenden, um einige in seinen Kreisen gemachte Erfindungen auszubauen und seine Organisation zu stärken. Durch das Dazwischentreten des Herrn Stephany zerschlugen sich also diese Verhandlungen, und Marauhn verlangte von Roßbach für die Gewehre je 10 000 Mark. Oberleutnant Roßbach wollte angeblich von den Gewehren nur 5000 Stück für seine Organisation behalten und den Rest zu einem solchen Preis verkaufen, daß ihn diese 5000 Gewehre nicht nur nichts kosteten, sondern daß er auch noch einen ganz erheblichen

> Profit dabei erzielte. Deshalb übertrug er den Weiterverkauf seinem Adjutanten Bernhard, der die Waffen den Herren Liborius und Sievers offerierte, wobei er beim Preis 5000 Mark für jedes Gewehr sich selbst anrechnete. Die folgenden Schieber beteiligten sich gleichfalls sehr erfolgreich an der Hinauflizitierung des Preises, sodaß mir dieselben Gewehre, die ich von Herrn Marauhn mit 4000 Mark offeriert erhalten hatte, mit 38 500 Mark (6,30 Goldmark) das Stück angeboten wurden. Ich fand empörend, daß dank solchen Praktiken 600 Millionen in die Taschen von Schiebern und andern nicht ganz einwandfreien Elementen fließen sollten, und so stoppte ich das Geschäft ab.

Leider erfahren wir nicht, welche Wandlungen dieser Posten von 22 500 Gewehren später noch durchzumachen hatte. Es ist aber zu hoffen, daß sich dann doch eine Persönlichkeit fand, die nicht so zartbesaitet war wie mein Gewährsmann, sondern den Abschluß des Geschäftes zur Freude aller Beteiligten ermöglichte. Die Herren Roßbach und Marauhn werden gewiß nicht schlecht dabei abgeschnitten haben. Ist ihnen doch, wie man sieht, neben ihrem christlich-germanischen Idealismus ein „Wirklichkeitssinn" zu eigen, wie ihn selbst Ostgalizier nicht ausgeprägter besitzen, und wodurch sich erst in ihnen jenes Wesen manifestiert, an dem die Welt einmal noch genesen soll.

Vielleicht wird mancher Leser hier einige Fragen stellen wollen. Etwa: Wie ein so großer Posten von Gewehren, monatelang „in der Nähe von Berlin" lagern kann, ohne einer Beschlagnahme durch die preußischen Behörden zu verfallen. Oder: über wieviel Waffen wohl der Jungdo verfügt, wenn der Besitz von 22 500 Gewehren für ihn so gar nicht ins Gewicht fällt. Oder: welche Rolle die bayrische Gesandtschaft in Berlin bei den Verhandlungen gespielt hat. Oder . . . Aber man soll nicht gar zu neugierig sein.

——————

Dieser Aufsatz und ‚Waffenschieber' in Nummer 19 sind Bruchstücke aus einem Buch, das auf Grund eines umfangreichen Materials die Korruption und das Schiebertum im völkischen Lager behandelt, ‚Gewehre auf Reisen' heißt und diese Woche im Malik-Verlag zu Wien erscheint.

Die Kriegspläne vom Prinzen Alexander Hohenlohe †

Der letzte Beitrag des Autors zur ‚Weltbühne'

Waldersee, der spätere „Weltmarschall" von Wilhelms II. Gnaden, war bekanntlich des alten Feldmarschalls Moltke Nachfolger als Chef des Großen Generalstabs, fiel dann zeitweise in Ungnade und mußte diesen Posten mit dem eines Kommandierenden Generals in Altona vertauschen. Er blieb aber, auch fern von Berlin, wohlunterrichtet über Das, was dort vorging. Deswegen sind seine kürzlich von seinen Neffen (in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart) veröffentlichten ‚Denkwürdigkeiten' zum Unterschied von manchen Memoiren früherer „Größen" des alten Regimes in jeder Beziehung von höchstem Interesse.

So gibt er darin Antwort auf eine Frage, die man sich seit 1914 oft gestellt hat: wie es möglich war, daß der deutsche Generalstab den „Weltkrieg" nicht nach dem Kriegsplan begann, der bis 1897 allen Kriegsvorbereitungen der deutschen Armee

zugrunde gelegen hatte, der noch vom alten Moltke stammte und nicht nur dessen, sondern auch Bismarcks Autorität für sich hatte. Nach diesem Plan sollte, ebenso wie es 1870 geschehen war, die durch Vertrag geheiligte Neutralität Belgiens sorgfältig respektiert und Frankreich von uns nicht angegriffen werden, wenn wir in einen Krieg mit Rußland gerieten; sondern unsre Armee sollte diesseits der Grenze in Defensivstellung bleiben, dagegen unsre Hauptmacht nach Osten geworfen werden, um die russische Armee zu vernichten.

Wie konnte der deutsche Generalstab im August 1914, ganz im Gegensatz dazu, den Krieg mit dem Bruch der belgischen Neutralität beginnen? Er mußte doch wissen, daß dadurch sofort England auf den Plan gerufen und unsre moralische Stellung in der Welt, besonders bei allen andern Neutralen erheblich verschlechtert werden würde. Und die Regierung? War sie nicht immer wieder vom Grafen Metternich, unserm Botschafter in London, nachdrücklich gewarnt und darauf hingewiesen worden, daß schon durch jeden Angriff auf Frankreichs Territorium Englands Teilnahme am Kriege und damit der Weltkrieg entfesselt werden würde? Um wieviel sicherer wurden diese Gefahren heraufbeschworen, wenn wir den Krieg mit dem gewaltsamen Durchmarsch durch das neutrale Belgien begannen! War der Regierung denn nicht der Kriegsplan gegenwärtig, an dem der alte Moltke bis zu seinem Tode festgehalten hatte, und der immer noch jede Verletzung der belgischen Neutralität aus wohlerwogenen Gründen vermied? Kannte denn Herr Bethmann nicht diesen Plan, der doch von Bismarck nach seinem Sturz in den ‚Hamburger Nachrichten' anno 1893 veröffentlicht worden war?

Graf Waldersee, als er des alten Moltke Nachfolger geworden war, hatte nichts an diesem Plan geändert. Erst sein Nachfolger, Graf Schlieffen, hatte einen andern Plan an seine Stelle gesetzt. Das war der sogenannte „Schlieffensche Kriegsplan", und dieser kam 1914 zur Anwendung. Danach sollte die deutsche Armee mit ihrer Hauptmacht unter Verletzung der Neutralität Belgiens (und Luxemburgs) zunächst gegen Frankreich offensiv vorgehen und gegen Rußland sich nur mit schwachen Kräften defensiv verhalten, bis die französischen Armeen überwältigt wären — was man in wenigen Wochen zu erreichen hoffte. Dann erst sollte die Kampfmacht des deutschen Heeres von Westen nach Osten gebracht und die russische Armee vernichtet werden.

Um wieviel vernünftiger und vorsichtiger der Plan des alten Moltke war, liegt auf der Hand. Hätten wir zunächst Frankreich ganz aus dem Spiel gelassen und gar nicht angegriffen, sondern unsre Armee nur in defensiver Stellung diesseits der Grenze behalten, so ist sehr fraglich, ob der französischen Regierung so leicht geworden wäre, trotz Allianz mit dem Zaren, das französische Volk von der Notwendigkeit eines Krieges zu überzeugen, der wegen der Ermordung eines oesterreichischen Erzherzogs durch Emissäre eines kleinen, von Rußland beschützten Balkanstaates geführt werden sollte. Ganz anders aber

wurde die Lage, wenn Deutschland Frankreich gegenüber der angreifende Teil war, wenn es sich für den französischen Bürger darum handelte, sein Land, sein Heim und seine Familie gegen den einbrechenden Feind zu verteidigen. Daß da jeder Franzose für seine heilige Pflicht halten werde, zu den Fahnen zu eilen, das war unzweifelhaft und begreiflich. Wer die Tage der Mobilisation kurz vor Ausbruch des Krieges in Paris miterlebt hat, der hat den Ausdruck nie vergessen, der damals auf den Gesichtern all der hinausziehenden Männer lag. Von einer lauten Begeisterung war auch da nichts zu spüren. Ein finsterer Fatalismus blickte aus jedem Auge, und was man immer wieder hörte, das war: „Man muß ein Ende machen." Die Aufregungen und Besorgnisse infolge der Marokko-Politik in den letzten Jahren vor 1914 und die gleichzeitigen Hetzereien in den alldeutschen Zeitungen, die auf der andern Seite eifrig und geschickt zur Kriegshetze benutzt worden waren, hatten in jedem Franzosen die Ueberzeugung hervorgerufen, daß Deutschland entschlossen sei, Frankreich zu überfallen, und daß man, da dem doch nicht zu entgehen sei, besser tue, das Unvermeidliche auf sich zu nehmen, um endlich einmal Ruhe zu bekommen. Die französische Regierung wußte das wohl; deswegen ist sehr unwahrscheinlich, daß sie den Befehl zum Angriff gegen eine in Defensivstellung befindliche deutsche Armee gegeben hätte, die Frankreichs Boden nicht betreten und Belgien respektiert hätte. Hätte aber schließlich doch, angenommen, Rußland wäre gleich anfangs durch einen deutschen Angriff in Bedrängnis geraten und hätte seinen Alliierten dringend um Hilfe angerufen, die französische Regierung uns den Krieg erklärt, so wäre die Stimmung der französischen Armee und des französischen Volkes bei weitem nicht dieselbe gewesen. Denn das muß man nicht vergessen: bei der Respektierung der belgischen Neutralität durch Deutschland hätte sie ja nicht mit Sicherheit auf Englands Unterstützung rechnen können; war doch die Verletzung der belgischen Neutralität, wenigstens offiziell und für die öffentliche Meinung, der Hauptgrund, mit dem die englische Regierung die Teilnahme am Kriege rechtfertigen konnte.

Wie dem auch sei: der Plan des alten Moltke hatte so große Vorzüge — wie sich ja auch nachher nur zu deutlich und zu unserm Unheil am Mißerfolg des Schlieffenschen Plans gezeigt hat —, daß gradezu unbegreiflich erscheint, wie Graf Schlieffen ihn beiseite schieben und durch einen neuen Plan ersetzen konnte. Graf Schlieffen galt in der Armee als eine hervorragend fähige Persönlichkeit. Wie kam er dazu, den Plan seines größten Vorgängers umzustürzen? Traute er sich zu, mehr zu wissen, als dieser anerkannte und erfolgreiche Meister der Kriegskunst?

Die Antwort gibt Graf Waldersee in seinen ‚Denkwürdigkeiten'. Eine Tagebuchaufzeichnung vom 1. August 1894 berichtet über einen Besuch, den ihm der Kriegsminister General v. Verdy du Vernois in der Schweiz machte. Waldersee war damals schon nicht mehr Chef des Großen Generalstabs, wurde aber von seinem Freunde Verdy über Das, was dort vorging, unterrichtet. In dieser Tagebuchnotiz heißt es:

> Verdy ist gestern abgereist. Wir haben längere Unterhaltungen über Aufmarsch und Kriegführung gehabt, die vielleicht einigen Nutzen bringen, da Verdy von Schlieffen öfter gehört wird. Zu meiner Betrübnis erfuhr ich, daß auf beiden Kriegsschauplätzen gänzlich anders verfahren werden soll, als zu meiner Zeit feststand. Der Kaiser will gegen Frankreich sogleich die Offensive ergreifen und hat deswegen das Ostheer um zwei bis drei Corps geschwächt. Er tut genau Das, was die Franzosen hoffen, worauf sie sich eingerichtet haben. Wir rennen gegen ihre durch permanente Werke verstärkte Stellung an und haben alle Aussicht, mit blutigen Köpfen abgewiesen zu werden . . . Ich meine, Schlieffen müßte seine Stellung dafür einsetzen, den Kaiser von seinen unreifen Ideen abzubringen.

Warum hat das Schlieffen nicht getan? Warum fand der Kaiser keinen Widerstand, als er das Ostheer zu Gunsten des Westheers schwächte?

Warum? Ganz einfach, weil Schlieffen im Grunde auch ein „Byzantiner" gewesen zu sein scheint, wenn man sich auch bei der Erinnerung an diese vornehme, ernste Soldatenerscheinung das kaum vorstellen kann. Aber Waldersee erzählt, wie Schlieffen die Lösung der taktischen Aufgaben der Generalstabsoffiziere dem Kaiser jedesmal heimlich durch einen Flügeladjutanten mitteilen ließ, die dieser dann für das Produkt seines eignen Genies ausgab, und wodurch er vermied, sich zu blamieren, wie das früher vorgekommen war, wenn er sich an der Ausarbeitung der vom Generalstabschef seinen Generalstabsoffizieren gestellten Aufgaben beteiligte. Ebenso wußte Schlieffen, nach Waldersees Erzählung, es so einzurichten, daß der Kaiser, wenn er am Kriegsspiel der Generalstabsoffiziere teilnahm, stets siegen mußte. War das nicht Byzantinismus? Es beweist, wie weit man schon damals in dieser Beziehung gekommen war. Es war eben unter diesem Regime in die Armee ein Geist eingezogen, den man unter Wilhelm I. nicht kannte. Deshalb konnte Waldersee in seinem Tagebuch vermerken:

> Das Land ahnt gar nicht, wie es in der Armee wirklich aussieht. Man lebt nur von unsern Erfolgen von 1870.

Wir erfahren also hier, daß die Schuld an der Verwerfung des guten alten, sich auf die Autorität eines Bismarck und eines Moltke gründenden Kriegsplans und dessen Ersetzung durch einen neuen schlechtern und gefährlichern auf Niemand anders als auf Wilhelm II. zurückzuführen ist. Waldersee sagt das ganz deutlich. Aus dem, was er sagt, geht aber auch hervor, daß er schon damals die Gefahren der Ausführung dieses Planes voraussah. Seine Hoffnung, daß man den Kaiser „von seinen unreifen Ideen abbringen" werde, erfüllte sich nicht. Bis zuletzt hielt der Kaiser an dem sogenannten Schlieffenschen Plan, also an seinem eignen, fest, und als die deutschen Soldaten hinauszogen in den Krieg, der dank diesem Kriegsplan zum „Weltkrieg" und zu Deutschlands Schicksal werden sollte, da war es nach diesem Plan, daß sie in das feindliche neutrale Belgien einrücken und eine schwere moralische Schuld auf sich nehmen mußten — eine Schuld, die sich bitter gerächt, und für die heute das ganze deutsche Volk zu büßen hat.

VII.

Freiherr Curt von Lersner

Wie ein benutztes Streichholz stolziert er durch den Reichstag. Schlank. Schmal. Mit schwärzlich abgebranntem Kopf. Hinter sich zieht er, unsichtbar, eine lange Reihe von Ahnen, manchen Diplomaten darunter. Einer war anno 1521 auf dem Wormser Reichstag tätig, als Martin Luther aus gepreßtem Herzen vor Kaiser, Fürsten, Bischöfen und Städtevertretern die Worte sprach: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen." Die Familie, die aus Hessen stammte und von Karl V. in den Adelstand erhoben wurde, erwarb im Jahre des Friedens von Osnabrück, der den Dreißigjährigen Krieg beschloß, das Fideikommißgut Niedererlenbach in Oberschlesien. Der Vater war preußischer Offizier in der lothringischen Garnison Saarburg, als der Sohn geboren wurde. Dessen Karriere stand von Anfang an fest: er sollte als Diplomat die Traditionen seines Geschlechtes fortsetzen.

Curt mochte das Gymnasium durchmachen, mochte in Bonn, Heidelberg, Paris und Berlin Rechtswissenschaften studieren, mochte die diplomatische Laufbahn einschlagen, mochte sein Jahr bei den Bonner Königshusaren abdienen, mochte Rittmeister der Reserve werden: er blieb zeitlebens der Attaché, auch als er sich längst schon wie ein Diplomat von vielen Meriten vorkam — der ewige Attaché, wie es den ewigen Kadetten gibt.

Dabei hatte ihn das Glück auf dem Höhepunkt des Krieges mitten in die diplomatischen Ereignisse gestellt. Bereits 1916 wurde er als Vertreter des Auswärtigen Amtes ins Große Hauptquartier entsandt. Zuerst ging Alles ganz gut, solange er nämlich nur den Briefträger nach Berlin von Pleß, Kreuznach oder Spaa zu spielen hatte. Später, als er mitunter vor eigne Entscheidungen gestellt wurde, die der Augenblick erforderte, ging die Sache schief und schiefer.

Anfang 1917 war, nach dem deutschen Friedensangebot und nach der Sabotierung von Wilsons Friedensschritt, auf Drängen der Obersten Heeresleitung der unbeschränkte Unterseeboots-Krieg erklärt worden. Seine Majestät hatte wieder einmal mit dem Säbel im Munde gerasselt und einen schroffen Armeebefehl, einen Aufruf an sein Volk erlassen. Das war in der Oeffentlichkeit des In- und Auslands nicht grade mit Wohlgefallen aufgenommen worden. Aber Seine Majestät erfuhr nichts davon. Im Gegenteil: er wußte sich vor „Zustimmungstelegrammen" nicht zu retten. Wie war das möglich? Herr von Lersner berichtete in dem Telegramm Nummer 71 vom 15. Januar 1917, das nur für den Herrn Reichskanzler und den Herrn Staatssekretär bestimmt war, darüber: „Seine Majestät haben eine große Anzahl von Zustimmungs- und Huldigungstelegrammen nach Erlaß des Aufrufs an das Deutsche Volk erhalten. Streng vertraulich erfahre ich, daß Feldmarschall Hindenburg und General Ludendorff dies zum großen Teil veranlaßt haben, um der Welt zu zeigen, wie ein-

mütig das gesamte Deutschland hinter seinem Kaiser steht. Seine Majestät haben sich hoch erfreut über die Huldigung ausgesprochen. Eine weitgehende Veröffentlichung derselben in der Presse würde nach meinem gehorsamsten Dafürhalten Seiner Majestät Freude machen.“ Geschah. Die Kamarilla sorgte auch später für die nötigen Morphiumeinspritzungen in Seine Majestät.

Keine zwei Jahre später hat sich das Blättchen gewendet. Der Kaiser wird selbst von seiner nähern Umgebung bereits abgeschrieben. Im Januar 1918 schon hatte Oberst Bauer bei Ludendorff auf die Absetzung des Monarchen gedrungen, eine Abdankung auf gesetzmäßiger Grundlage. Jetzt, im Oktober desselben Jahres, ist auch die Oberste Heeresleitung, die wie eine göttliche Zweieinigkeit über allem militärischen und politischen Geschehen in Deutschland gethront hatte, „unten durch“. Herr von Lersner warnt, „auf Grund seiner langjährigen Erfahrung“, das Auswärtige Amt davor, Versprechungen der Obersten Heeresleitung noch Glauben zu schenken. Der größte Teil der Armee habe das Vertrauen in die Oberste Heeresleitung verloren. Ludendorff sprach seit Lersners Warnung nur noch von dem „Verbindungsbeamten des Auswärtigen Amtes bei der Obersten Heeresleitung, Rittmeister, Legationsrat und Vertreter der Deutschen Republik in Versailles Herrn Freiherrn von Lersner“.

Nach dem Zusammenbruch war er Vertreter der Deutschen Regierung in Spaa und dann, von April bis Juni 1919, Regierungskommissar bei den Friedensverhandlungen in Versailles. Graf Brockdorff-Rantzau war, nach dem Empfang des Friedensdiktates, abgereist. Herr von Haniel, der ihn vertrat, wurde bald darauf abberufen. Herr von Lersner blieb als letztes Stümpfchen von der großen Deutschen Friedensdelegation übrig. Wiederum Briefträger. Seitdem ziert seine Visitenkarte die stolze Unterschrift: „Ehemaliger Präsident der Deutschen Friedensdelegation“. Ein bißchen viel.

Immerhin: seine große Stunde sollte noch schlagen. Die Entente wollte ihm eine Note über die Auslieferung derjenigen deutschen Offiziere unterbreiten, die des Kriegsverbrechens geziehen wurden. Herr von Lersner verweigerte, gegen die Ordre Berlins, die Annahme der Note und fand mit dieser großen Geste starken Beifall in Deutschland. „Ein Mann!“ Ueber Nacht war er ein populärer Held geworden. Leider nur wurden im selben Augenblick die Transporte deutscher Kriegsgefangener von der französischen Regierung gestoppt, und viele Tausende von Leuten, die, nach jahrelangem Martyrium einsamer Gefangenschaft, schon an der Pforte der Heimat zu sein glaubten, fanden sie plötzlich verschlossen und wurden in das Elend zurückgestoßen.

Aber „Pepi“ — wie er auch in den Kreisen der Deutschen Volkspartei genannt wurde, in die er nach dem Ausscheiden aus der diplomatischen Karriere geriet — hatte seine Lorbeeren. Die Leipziger waren so begeistert von seiner grandiosen Geste, daß sie ihn im Jahre 1920 sofort als Kandidaten für den Reichstag aufstellten. Pepi verfertigte eine Rede über die Kriegsschuldfrage, stellte sich damit seinen Wählern vor und ward von ihnen ins Parlament geschickt. Seitdem, seit vier Jahren, zieht er mit

dieser Einen Rede durch Dörfer und Städte und deklamiert sie immer wieder in dem gleichen auflackierten Pathos. Ein genaues Register schützt ihn davor, an derselben Stelle dieselbe Rede zweimal zu halten. Als ihn einmal im Reichstag der Abgeordnete Kuhlenkampf bat, in Magdeburg zu reden, wandte er ihm ganz entrüstet den Rücken: „Da habe ich doch schon gesprochen." Nachdem er einmal in Potsdam seinen Spruch aufgesagt hatte, passierte es ihm, daß Einer aufstand und meinte: „Die Rede habe ich doch schon vor fünf Jahren gehört. Nur eins ist mir neu dran. Das mit dem Stacheldraht. Was meinte der Herr Redner damit?"

Im Plenum des Reichstags hat Lersner nie das Wort ergriffen. Nicht ein einziges Mal hat er seine Schuldlügenrede vorbringen können. Nur bisweilen stand er im Auswärtigen Ausschuß auf, um Dieses und Jenes zu sagen. Seine Parteifreunde nahmen ihn nie recht ernst. Das passierte merkwürdigerweise drei Abgeordneten der Reichstagsfraktion, drei ehemaligen Diplomaten: dem Freiherrn von Lersner, dem Freiherrn von Rheinbaben und dem ehemaligen Gesandten von Kemnitz, dem Verfasser jener tragikomischen Depesche, worin Deutschland der mexikanischen Regierung ein Bündnis anbot, als Entgelt amerikanische Gebietsteile versprach und sie aufforderte, ein Zusammengehen mit Japan anzubahnen, wenn die Vereinigten Staaten (1917) in den Krieg eintreten sollten. Diese drei Mitglieder der Fraktion wurden von bösen Zungen „Das Krüppelheim des Auswärtigen Amtes in der Partei" genannt.

Lersners besondere Spezialität also war die Kriegsschuldfrage. Der Arbeitsausschuß der „Vereinigten Verbände" ernannte ihn deshalb zu seinem Vorsitzenden. Aber bald verkrachte sich Einer nach dem Andern mit ihm, und jetzt sinnen sie Alle bei Tag und bei Nacht darauf, wie sie ihn auf anständige Weise loswerden können, ohne daß ein solches Arrangement bisher zu ermöglichen war. Herr von Lersner geriet auch mit dem Parteichef Stresemann, der inzwischen Minister des Auswärtigen geworden war, in eine Fehde. Der Minister tue nichts für die Aufklärung in der Kriegsschuldfrage — warum werde nicht die Schuldlüge öffentlich von ihm bekämpft? So? Als Herr von Rosenberg unter Cunos unseliger Kanzlerschaft das Auswärtige Amt leitete, brachte sowohl die Deutschnationale wie die Deutsche Volkspartei unter dem Kennwort Lersner Interpellationen im Reichstage ein. Herr von Rosenberg intervenierte und bat, von einer Besprechung abzusehen, da sie ihm im Augenblick außenpolitisch inopportun erscheine. Die Deutschnationalen fügten sich knurrend. Aber Stresemann wollte nicht darauf verzichten. General von Schoch, das Mitglied der Fraktion, begab sich aus diesem Anlaß zum thronenden Reichstagspräsidenten, um ihm davon Mitteilung zu machen. Da zuckte der mit den Achseln und erklärte: „Das tut mir sehr leid — Herr von Lersner hat Ihre Interpellation bereits zurückgezogen." Und ein Halbjahr später stellte sich Herr von Lersner hin, veranlaßte ein Kesseltreiben gegen Stresemann und beschuldigte ihn, die Kriegsschuldfrage vernachlässigt zu haben. Ein Pressestreit entstand. Die

Funken stoben. Die Fetzen flogen. Herr von Lersner ging bleich und gekränkt herum, und als die Kandidaten für die Reichstagswahlen 1924 aufgestellt wurden, stieß er in Leipzig, seinem Wahlkreis, auf Ablehnung mit dieser schmeichelhaften Begründung: Bei der Schwierigkeit der diesmaligen Wahlen müssen wir eine sichere Lokalgröße an die Spitze der Liste stellen; ein Mann wie Freiherr von Lersner, ein Diplomat von so hervorragenden Verdiensten, der der Partei unbedingt erhalten werden muß, darf nicht den Zufälligkeiten eines einzelnen Wahlkreises ausgesetzt sein, sondern muß auf die allein sichere Reichsliste kommen. Das war nicht nur eine Abschiebung: das war ein Begräbnis, das war eine Einäscherung. Denn nach dem Konflikt mit Stresemann, den Lersner von hinten dauernd unangenehm gekitzelt hatte, war gar nicht mehr daran zu denken, daß der Parteivorstand ihn, ausgerechnet ihn auf die Reichsliste stellen würde. Nicht einmal an die fünfzigste Stelle. Wie eine Raupe legte er sich hin, gedachte sich, nach diesem politischen Tode, in Seide einzuspinnen und dann am vierten Mai, am Tage der Reichstagswahlen, zu neuem Leben zu erwachen und als blühender Schmetterling abermals seine Fähigkeiten entfalten zu können. Die Seide, in die er sich hüllte, war die neue Partei, die er flugs ins Leben rief , zusammen mit einigen andern Gekränkten, mit Herrn Dr. Maretzky und mit mehreren schwerindustriell gefüllten Portemonnaies. Mit dem Landbunde wurde eine Listenverbindung eingegangen, und der imponierende Erfolg dieser Koalition war, daß die Nationalliberale Vereinigung im ganzen Deutschen Reich 33 000 (in Worten: dreiunddreißigtausend) Stimmen auf sich vereinigte. Maretzky kam auf den Krücken des Landbundes grade noch in den Reichstag hinein. Lersner blieb draußen. Er war hinausgedrängt worden. Was wird nun aus der deutschen Diplomatie werden, nachdem der parlamentarische Wächter vom Turm gestoßen worden ist?

Erinnerungen eines „Junkers“ von H. v. Gerlach

VIII.

Vom Orthodoxen zum Atheisten

In einem auch nicht von der leisesten Kritik berührten protestantisch-orthodoxen Milieu bin ich aufgewachsen. Mein Vater, ohne alle religiösen Interessen, besaß nur das für einen konservativen Rittergutsbesitzer obligatorische Maß von Kirchlichkeit: er ging alle vierzehn Tage „um des guten Beispiels für die Leute willen“ in die Kirche. Meine Mutter dagegen war eine innerlich fromme Frau. Da ihre Kränklichkeit ihr fast nie den Kirchenbesuch gestattete, eröffnete sie jeden Morgen ihr Tagewerk mit einer Andacht, die sie mit uns Kindern abhielt. Ein Mittag- oder Abendessen ohne Tischgebet habe ich in meinem Elternhause überhaupt nicht erlebt. Das Religiöse als Lebensbestandteil schien für uns Geschwister einfach eine Selbstverständlichkeit.

Die Pastoren, mit denen ich in meiner Jugend zu tun hatte, waren eigentlich keine besondere Reklame für ihren Stand. Der pastor loci war ein alter Herr, der zwar sterbenslangweilig pre-

digte, dafür aber wenigstens sehr würdig aussah. Nur stellte sich leider nach seinem Tode heraus, daß die seiner Verwaltung unterstellten kirchlichen Fonds sich entmaterialisiert hatten. Den Konfirmandenunterricht genoß ich bei einem alten Superintendenten, der noch langweiliger als der Ortspastor war. In den Konfirmandenstunden werden hauptsächlich Bonbons gegessen. Außerdem hatten wir unter uns einen Jungen, der das war, was meine schlesischen Landsleute einen „Räudel“ nennen. Er las während der Konfirmandenstunde immer die Bibel, aber nur, um darin alle sexuell interessanten Stellen aufzustöbern und sie dann angestrichen unter den Anwesenden kursieren zu lassen.

Nur mit dem traditionellen konservativen Christentum ausgerüstet, bezog ich im achtzehnten Lebensjahr die Universität Genf. Dort übte den allerstärksten Einfluß auf mich der Pastor Hoffmann von der Deutschen Gemeinde aus. Er war nicht nur ein Prediger, sondern ein Täter des Wortes. Leidenschaftlicher Stoeckerianer, hatte er sein Leben den Gedanken einer Umgestaltung aller sozialen Verhältnisse auf christlicher Grundlage gewidmet. Seine Predigten waren ein immer wiederholter Herzensschrei: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühsälig und beladen seid! Er glaubte an das Bibelwort, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen könne als ein Reicher in den Himmel kommen. Und er handelte danach. Zwischen Predigt und Leben herrschte bei ihm völlige Uebereinstimmung.

Durch ihn wurde ich in die Ideenwelt des Volkskirchentums und des werktätigen Christentums eingeführt. Die sozialen Ideen, denen damals mein ganzes Herz gehörte, schienen mir in diesem Rahmen am ehesten realisierbar zu sein. Und zwar nur auf dem Boden des orthodoxen, nicht des liberalen Christentums. Wer waren die Vorkämpfer des kirchlich-sozialen Gedankens, wer hatte ihn in die Praxis umesetzt? Das war Wichern, der Gründer des Rauhen Hauses; das war Bodelschwingh, der Schöpfer des wundervollen Liebeswerkes in Bielefeld; das war Stoecker, der Vater der Stadtmission. Alle waren orthodox. Was hatte dem gegenüber der kirchliche Liberalismus ins Leben gerufen? Nichts Positives. Da er mir nicht schöpferisch schien, lehnte ich ihn ab.

Wer einmal in den Bannkreis der Orthodoxie geraten ist, kommt so leicht nicht wieder heraus. Es liegt ja in ihrem Wesen, daß sie ihre Anhänger gegen alle kritischen Einflüsse abschließt.

Was mich mit ihren Führern besonders verband, das war deren Kampf für die Trennung von Staat und Kirche. Die „Freie Kirche im Freien Staat“ war immer mein Ideal. Darum haßte ich den Kulturkampf Bismarcks und sein Ausnahmegesetz gegen die Jesuiten ebenso wie jene mit Staatsbeamten besetzten Konsistorien, die im Auftrag des Staates die evangelische Kirche nach den Wünschen der jeweiligen Regierung dirigieren mußten. Ich schwärmte für den amerikanischen Freikirchengedanken. Deshalb kämpfte ich mit meiner ganzen jugendlichen Wärme für die Anträge der Stoecker und Hammerstein, die die evangelische Kirche aus den Fesseln der Staatsknechtschaft lösen sollten.

Mein erster Besuch in England bestärkte mich in diesen Tendenzen. Es war im Jahre 1894. In London sollte der Weltkon-

greß der „Christlichen Vereine junger Männer“ stattfinden. Mich hatte der Jünglingsverein in Schleswig delegiert, in dem ich mich als Regierungsreferendar, zum Entsetzen meiner Kollegen und meiner Vorgesetzten (die korrekte Staatschristen waren, aber jene Vermischung mit dem gemeinen Volk standesunwürdig fanden) intensiv betätigt hatte.

Die Tagung in London war eine Enttäuschung für mich.
Ich denke dabei weniger an den Reinfall mit dem als einziges Tafelgetränk servierten Gingerbier, das ich, des Englischen und der alkoholfreien Getränke damals noch wenig kundig, für wirkliches Bier gehalten hatte. Aber die Verhandlungen selbst bewegten sich auf einem sehr tiefen intellektuellen Niveau. Der Hauptdiskussionsgegenstand war der, ob ein wahrhaft christlicher junger Mann tanzen dürfe. Mit elementarer Leidenschaft wurde über diese welterschütternde Frage gestritten. Fromme Angelsachsen wiesen darauf hin, daß die frommen Juden sogar vor der Bundeslade getanzt hätten. Ihnen wurde erwidert, das wären doch nur Männer gewesen. Und der Tanz unter Personen desselben Geschlechts könne moralisch allerdings nicht beanstandet werden. Die Gefahr beginne erst bei der im Tanz unvermeidlichen körperlichen Berührung mit dem andern Geschlecht. So ging es hin und her. Die schärfste Rede gegen das Tanzen hielt der deutsche Oberförster a. D. von Rothkirch, der allerdings nur ein Bein hatte.

An dem Christlichen Verein junger Männer und ähnlichen Enrichtungen habe ich mich seit der londoner Abkühlung nicht mehr beteiligt. Von den englischen Freikirchen aber habe ich damals den allerbesten Eindruck bekommen. Ich lernte sie schätzen als die Wurzel englischer Freiheit und englischen sozialen Empfindens. Auch die Heilsarmee imponierte mir. Nachdem ich alle ihren sozialen Institute besucht und auch ihren Führer, den genialen General Booth, interviewt hatte, stand für mich fest, daß es sich hier, alles störenden Beiwerks ungeachtet, um ein großes und tapferes Werk christlicher Nächstenliebe handle.

Meine Abkehr von der Orthodoxie vollzog sich ganz allmählich. Zunächst mehr gefühlsmäßig. Je näher ich die konservativen Führer kennen lernte, umso mehr merkte ich, daß für sie (von ehrenvollen Ausnahmen wie dem alten Kleist-Retzow abgesehen) das Eintreten für die Orthodoxie nicht Herzenssache, sondern nur Takik war. Das Wesentlichste an der Bibel war für sie das Gebot: Seid untertan der Obrigkeit! Sowie Pastoren, und waren sie noch so orthodox, die sozialen Gedanken des Evangeliums hervorkehrten, wurden sie verketzert, boykottiert, denunziert. Die Gläubigkeit war Schaustück. Interessenpolitik ging den „orthodoxen“ Agrariern über Alles.

So wurde ich gefühlsmäßig für das vorbereitet, was ich intellektuell erleben sollte. Eines Tages saß ich mit Max Maurenbrecher in einem Café am Potsdamer Platz. Das Gespräch kam auf Bibelkritik. Maurenbrecher, der die moderne Theologie aus dem ff kannte und damals ein sehr scharfsichtiger Denker war, trug mir in kurzen Zügen das Hauptergebnis der neusten Forschungen vor. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Ich

ging nunmehr selbst an das Studium der wesentlichen Schriften kritischer Art. Und mit der Orthodoxie wars ein für alle Mal aus.

Ich wandte mich dem kirchlichen Liberalismus zu, brachte es durch ihn sogar zum Gemeindekirchenrat und zum Synodalen. Aber eine wirkliche Befriedigung habe ich in ihm nie verspürt. Einmal fand ich bei den meisten Kirchlich-Liberalen nur sehr wenig soziales Interesse. Sodann mußte ich feststellen, daß hier, wo man grundsätzlich für die Trennung von Staat und Kirche sein mußte, eigentlich nur Angst vor dieser Trennung herrschte. Man hatte gar kein Selbstvertrauen. Man fürchtete, daß bei der Trennung die Orthodoxie dauernd die Oberhand über den Liberalismus gewinnen werde. Man hatte eben das wohl richtige Gefühl, daß eine große Zahl der liberalen Wähler gar nicht aus Liebe zu dem Liberalismus, sondern nur aus Abneigung gegen die Orthodoxie links wähle. Oder um es kraß auszudrücken: man fürchtete, daß bei völlig kirchlicher Freiheit die Ueberzahl der Kirchlich-Liberalen sich einfach als Kirchlich-Indifferente herausstellen würden.

Ich selbst kam mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß es sich in religiösen Dingen nicht um ein Mehr oder Weniger, sondern nur um ein Alles oder Nichts handeln könne. Orthodoxie oder Atheismus: dazwischen scheint es mir kein logisch mögliches Zwischenglied zu geben. Wer mit der Kritik anfängt, muß als Ungläubiger enden. Wenigstens falls er logisch denken kann und nicht vor den Konsequenzen zurückschrickt.

Aber wer ist denn immer tapfer genug? Ich selbst habe noch ein paar Jahre der Landeskirche angehört, als ich das eigentlich mit meinem Gewissen nicht mehr vereinigen konnte. Ich sagte damals meinen Freunden immer: Solange die Landeskirche Gottfried Traub ertragen kann, kann ich die Landeskirche ertragen. Traub, der sich seit dem Kriege zum reaktionären Fanatiker entwickelt hat, gab vor dem Kriege ein Blatt heraus, das sich ‚Evangelische Freiheit‘ nannte. Er übte kühne Kritik an der Staatskirche. Er stand mir so nahe, daß ich ihn gebeten hatte, eins meiner Kinder zu taufen.

Als ich 1912 in Afrika las, daß Traub von der Kirche gemaßregelt sei, reichte ich sofort meinen Antrag auf Austritt aus der Landeskirche ein. Ich vollzog damit einen Akt, den ich ehrlicherweise schon ein paar Jahre früher hätte vollziehen sollen. Denn schon vorher war ich Atheist, hatte keine metaphysischen Bedürfnisse mehr.

An der Bewegung für den Austritt aus der Landeskirche habe ich nur geringen Anteil genommen. Ich habe es nie für meine Aufgabe gehalten, den Leuten, wie man zu sagen pflegt, den Glauben zu nehmen. Ich habe in den Austrittsversammlungen immer nur Die zum Austritt ermahnt, die nichts mehr glaubten, weil ich für die Aufrichtigkeit in jeder Beziehung bin.

Warum führe ich keinen Kampf gegen die Kirche, wie das so manche meiner Freunde wünschen?

Weil ich sehr oft gefunden habe, daß die, die der Kirche den Rücken kehrten, das nur taten, um sich andern Bewegungen zuzuwenden, die meines Erachtens einem kritischen Intellekt genau

so wenig standhalten. Ob es sich nun um Neobuddhismus oder Bahli, um Theosophie oder Anthroposophie oder sonst um eine der zahllosen neuen Glaubenslehren handelt: immer finde ich, daß dem Gehirn Untragbares zugemutet wird. Wenn schon, denn schon. Genügt Jemand der Verstand nicht, hat er transzendentale Bedürfnisse, so kann er gleich bei der katholischen Kirche mit der Unfehlbarkeit des Papstes und der unbefleckten Empfängnis stehen bleiben. Jeder Schritt links davon führt auf eine Bahn, die konsequent nur beim Atheismus endigen kann. Alle Zwischenstationen scheinen mir nur Stationen der geistigen Unklarheit oder der Feigheit zu sein. Dessen braucht man sich selbstverständlich nicht bewußt zu sein. Denn ich habe unter den Kirchlich-Liberalen wie unter den Angehörigen aller religiösen Bewegungen subjektiv völlig ehrliche und dazu bedeutende Menschen kennen gelernt. Ihren Standpunkt freilich kann ich seit langem nicht mehr begreifen.

Am wenigsten begreife ich jene Freidenker, die auf der einen Seite den Kampf gegen den Kirchenglauben für Gewissenspflicht erklären, auf der andern Seite aber dem Okkultismus eine Gläubigkeit entgegenbringen, die zur Annahme jedes Dogmas ausreichen würde. Es scheint eben doch, daß die meisten Menschen etwas haben müssen, woran sie glauben können, und wären es nur die Klopfgeister oder die Unglückszahl 13. Ist dem aber so, dann würde ich immer noch die Encycliken der Päpste (allerdings nicht gewisse protestantische Traktätchen!) bei weitem den vierdimensionalen Ohrfeigen vorziehen, die irgendwelche von einem Medium in den Dunkelraum gelockte Geister den Anwesenden als Beweis ihrer Realität fühlbar zu applizieren pflegen.

An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! Ich persönlich brauche keinen Glauben. Mir genügt die pazifistische Ethik Kants vollkommen. Aber wenn ich als Mitarbeiter an den Zielen dieser Ethik gläubige Katholiken oder Evangelische, Israeliten oder Anthroposophen finde, so würde ich es für eine Torheit ersten Ranges halten, sie minder zu schätzen, weil ein mir unbegreifliches Glaubensbedürfnis ihnen Wesenskern ihres Lebens ist.

Ein neuer Hermann Stehr von Arthur Eloesser

Der Dichter Hermann Stehr hat mir, besonders in seinen Anfängen, oft den Eindruck eines Mediums im Trance gemacht. Vor kurzem haben wir Gott sei Dank seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Stehr gehört wohl zu den Leuten, die durch zwanzig Krankheiten und einundzwanzig Auferstehungen ein Patriarchenalter erzielen, aber damals habe ich mich ängstlich gefragt, wie lange er wohl selbst bei willigster Inspiration diese furchtbaren Séancen aushalten würde, die ihm ganz bestimmt auch nicht viel einbrachten. Das Medium sitzt auf seinem Stuhl. Zwei Beobachter halten ihm die Füße, zwei andre die Hände fest, die erst heiß sind, dann fürchterlich kalt werden. Ueber seinem Haupt erscheint plötzlich ein Lichtkegel, den man auch Glorie nennen kann. Weißliche Protuberanzen wehen schleierhaft durch das verdunkelte Zimmer. Eine Gestalt schlurft durch die verschlossene

Tür. Eine Glocke tönt von irgendwo, ein Kind weint aus einem Winkel. Der Mann hat sich nicht gerührt, aber die Luft ist so voll von Spuk, daß man sich wirklich nicht wehren kann. Die telepathische Wirkung oder besser gesagt: die magische Kraft des Mediums ist unbestreitbar, und die Beobachter, die es festhielten, sind am Ende völlig zerschmettert.

Der Geisterseher ist, hier muß man wieder Gott sei Dank sagen, auf seine alten Tage nun gemächlicher geworden. Stehr schreibt nicht nur die kurzen Geschichten, die Märchen, die Visionen und Halluzinationen, mit denen er sich ohne weiteres auf die andre, die unsichtbare Bühne des Lebens entrückt; er läßt sich auch Zeit für längere Geschichten, für ausführlichere, gegenständlichere Romane, und da hat er sich, wie jeder Erzähler, mit den Problemen seiner besondern Technik auseinanderzusetzen. Ist denn das Erzählen so schwer und eine so verwickelte Angelegenheit? In Deutschland ganz gewiß. Jeder Erzähler hat da seinen eignen Wickel und geht mit ihm um, als ob die Kunst ganz neu zu erfinden sei, mit jedem Kunstgriff, den ihm kein Andrer überliefern darf. Nur die Frauen spinnen den Werg ungehemmt von ihrer Kunkel herunter. Eine ganz talentvolle Dame, die im Monat ihre dreißig Geschichten schreiben kann, fragte ich einmal, wie sie das fertig bekäme, da man schon manchmal nachdenken müsse, um ein Semikolon richtig zu setzen. Worauf sie nach kürzestem Nachdenken recht unbefangen antwortete: Semikolon brauche ich überhaupt nicht.

Hermann Stehr schenkt uns zu seinem sechzigsten Geburtstag einen neuen Roman: ‚Peter Brindeisener‘ (Friedrich Lintz Verlag zu Trier) und er hat ihn in einer doppelten Schachtel verpackt. Der liebenswürdige Banklehrling, der den Namen Jungmann führt, bringt den unheimlichen, fast gespenstischen alten Buchhalter Brindeisener endlich dazu, seine Lebensgeschichte richtig zu erzählen, weil er ein richtiger Zuhörer, nämlich ein Liebender ist. Das trägt ihm ein Nervenfieber ein. Der alte Buchhalter hatte sich am Schluß seiner nächtlichen Beichte in den Teich gestürzt, wie um da etwas zu retten, und der genesene Jungmann begreift, daß er im Wasser seine Erlösung gefunden hat. Wir lernen also diese Lebensgeschichte durch ein doppeltes Medium kennen, durch das des Erzählers und durch das des Hörers, der seine Seele empfangen und sich darbietend zur Sühne, zur Erlösung mit geholfen hat. Denn in den Auf- und Abstiegen unsres innern Lebens, so ungefähr heißt es hier einmal, geraten wir leicht in die Gebiete andrer Seelen. In jedem Menschen schlummert jeder Mensch, hat Stehr wohl auch einmal in einem Gedicht gesagt.

Kann der Dichter sich das Amt des Erzählens von seinen Figuren überhaupt abnehmen lassen? Und wenn sich auch das hinterlassene Manuscript in dem geheimnisvollen Turm auffinden läßt, das geschieht doch immer nur scheinbar. Mit wieviel Mühe, mit welcher künstlerischer Genauigkeit Stehr nun auch die eine Schachtel in die andre eingepaßt hat, wir können uns doch die Situation, aus der diese Beichte kommt, und die ganze nächtliche Szenerie nicht dauernd vorstellen. Oder konnte

Brindeiseners Bericht nur aus dieser Situation, als Beichte vor dem Sterben, als letzte Zusammenfassung und Auflösung dieses Temperament, diesen stoßenden Atem und vor allem die ungemeine Gegenwärtigkeit bekommen, die ein Gestern, auch das langer Jahrzehnte nicht anerkennt? Hermann Stehr wird ein langes Leben haben. Ein Dichter, der sich so, wie hier durch den alten Brindeisener, alle Not, alle Ratlosigkeit der Jugend als eines aus der Natur gefallenen Naturwesens vorstellen, der es noch einmal erleben und in uns wieder zittern machen kann, der grünt selbst mit neuen Säften in eine zweite Jugend hinein. Es ist viel Roman in diesem Roman, Hermann Stehr erlaubt sich jetzt mehr als früher, fabulierend auszuschwärmen, und ich möchte im Einzelnen nicht nacherzählen, wie der Bauernsohn, der Student ein wüster Kerl wurde, wie er sich der irdischen Liebe auslieferte und darüber die himmlische verlor. Wie das Lenlein, die Nachbarstochter, eine kleine Heilige, erst blind war und dann wie durch ein Wunder das Gesicht gewann. Wie die ungleichen Väter in ererbter sinnloser Feindschaft stritten, wie das Band zwischen den beiden jungen Menschen zerreißen mußte. Man kann sagen, daß Tizian das von der himmlischen und irdischen Liebe schon gemalt, Richard Wagner schon komponiert und Gottfried Keller schon gedichtet hat, und daß eine Dorfgeschichte sich immer etwas drapieren oder heroisieren muß, um Venusberg und Wartburg zugleich aufzubauen. Aber das Leben steht auf schwarz und weiß, solange man jung ist. Die Jugend verlangt von sich heroische Entscheidungen; jeder Junge ist einmal Held oder Büßer oder Märtyrer gewesen. Das Leben lehrt ihn dann lächeln, hält ihn zum Vergessen an; aber grade wenn er einmal böse lachen will, wird er vielleicht erkennen, wie früh die Entscheidungen seines Lebens schon gefallen sein können.

Alle Freudianer sollten diese Jugendgeschichte des Brindeisener lesen; sie können viel daraus lernen. Mit dem Oedipus-Komplex allein ist es wirklich nicht gemacht. Wißt Ihr etwa, daß Jungen zaubern können, so wie sie leicht zu verzaubern sind? Daß sie sich furchtbarer Beschwörungsformeln mächtig fühlen, die die Welt, und das heißt hauptsächlich die Väter, in die Luft sprengen könnten! Oder daß sie Gelübde tun, daß sie sich vor dem himmlischen Richter für Andre zum Bürgen erbieten! Daß sie mit solchen magischen Aussendungen sehr ernsthaft herumspielen, wie die Jungen von heute mit ihren Radios! Frühlings Erwachen, mit fruchtbaren, mit verwüstenden Gewittern. Der sechzigjährige Dichter zeigt sich als ein wahrer Draufgänger in der sexuellen Sphäre, er läßt gehörig blitzen, damit wir sehen und erkennen. Zieht man von Brindeiseners Schicksal das Besondere des Falles ab, besonders die sinnlose Roheit des Vaters, die Feindschaft zwischen den Nachbarhöfen, so bleibt immer noch ein gewaltiges Lied von der Jugend, an dem wir alle mitsingen können, eine Klage, an der wir mitheulen müssen. Diese Dichtung rührt an unsre Lebenswurzeln, und der Dichter kann uns nur wohl tun, indem er uns da weh tut. Das ist seine Stärke, das ist seine Tugend.

Der Zweite Teil der Nibelungen

Der Nibelungen-Film ist ein großes, nach einem bestimmten Plan geschaffenes Ganze, an dem Jahre lang intensiv gearbeitet wurde. Die Anerkennung solcher Leistung hat mit der Beurteilung des Films nicht das Mindeste zu schaffen. Es ist eine Eigentümlichkeit des Films, daß seine Wirkungen unmittelbare sind, sie haben gewissermaßen nur eine Dimension, nämlich die des gegenwärtigen Augenblicks. Das Gefühl entscheidet sofort autoritativ über Gut und Schlecht, Wirksam und Unwirksam, man kann ihm nicht widersprechen, es gibt keine Berufungsinstanzen. Bei allen andern Gebilden der Künste und Schauspiele ist es anders: jede Wortdichtung, jedes Drama hat drei, zuweilen aber auch vier Dimensionen, es hat nicht einen Aspekt, sondern mehrere; was das Auge mißbilligt, kann die Reflexion zuweilen gutheißen, das Ohr mischt sich auch hinein, die Wirkungen spielen auf vielen Ebenen. Der Film appelliert an das Auge als entscheidenden Richter oder an die Vermittlung des Auges: das Gesicht aber ist kein logischer oder philosophischer Sinn, es ist ein Organ der Unbefangenheit, ja der Unwissenheit, dazu vollkommen unbestechlich. Wenn ich ihm mitteile, daß an einem Film zwei Jahre lang gearbeitet wurde, oder daß der Verfasser die Historie geschändet hat, oder daß die und jene Handlung im Gegensatz zu dem Urbild des Stoffes in den Vordergrund geschoben, eine andre aber zurückgedrängt wurde — so reagiert der Sinn, der mich im Kino leitet, das Auge, überhaupt nicht darauf, es ist ihm ganz gleichgültig; und ich werde mich hüten, ihm da hineinzureden, es weiß schon, was es tut, Gott hat es so geschaffen.

Dies ist der Grund, warum mich die dramaturgische Struktur meist wenig interessiert, und warum ich mich auch bei scharfer Ueberlegung selten veranlaßt fühle, sie genau zu untersuchen und über sie zu sprechen. Es kommt auf Andres an: auf Gestalt, Gebärde, Rhythmus und Vieles, das zu benennen man sich komplizierte Begriffsmaschinen fabrizieren müßte, die nachher doch verkehrt funktionieren und mich tyrannisieren anstatt mir zu helfen.

Was brachte der vor einigen Monaten zum ersten Mal gespielte Erste Teil des Nibelungen-Films an Gestalt und Gebärde? „Dem Deutschen Volke zu eigen", steht auf dem Titelblatt. Also erhebt der Film den Anspruch, ein repräsentativ nationales Werk zu sein, wie er es durch die Wahl des Themas an sich ist. Man durfte in ihm den bildmäßigen Ausdruck und die Sichtbarmachung germanischer Menschen und germanischen Wesens suchen. Was er gegeben hat, war aber ein Spiegelbild der Wilhelminischen Epoche mit aller Glätte, Marmorverschwendung (diesmal war es der Marmor des Gefühls, mit dem besonders diese Chriemhilde stets angetan ist) und jener faden Blondheit, die für ungermanisch zu halten ich so freundlich bin. In jedem Fall bedeutet sie ja wahrhaftig keine Bestätigung oder Steigerung des Typs. Der Regisseur Fritz Lang suchte vielleicht nach etwas Anderm: aber die Einfachheit, die klare Linie, die Schnörkellosigkeit, die er dem Film geben möchte, ist Glätte und Ausdruckslosigkeit geblieben. Das alte Lied von den Nibelungen ist nicht einfach, sondern vielfach, aber einfältig. Es darzustellen, bedurfte es vielleicht einfältiger Menschen: diese sterben aber in Deutschland aus.

Der Zweite Teil ist in dem Maße lebendiger, bewegter und fesselnder, wie er sich von der germanischen Welt entfernt. In dem Hunnenlande Etzels hat der Regisseur viel mehr Möglichkeiten, scheint er ungehemmter und unbefangener zu schaffen, weniger beeinflußt durch eine Tradition, zu der er keine bestimmte Stellung der Bejahung oder Ablehnung finden kann. Den kleinen bösen oder urmenschenhaft gutmütigen Hunnen gibt er einen merkwürdig echten Schimmer mongolischer Wildheit; der König Etzel Rudolf Klein-Rogges mit seinem sonderbaren Haarschopf und dem bizarren Kopfschmuck ist ein lebendiges Wesen mit Zügen barbarischer Kindlichkeit. Die Freude des Regisseurs am Exotischen ist die Freude des Zuschauers. Wie diese Hunnen über die Steppen jagen oder ihre echt hunnischen Feste feiern oder die Stiegen der Etzelburg ruckweise hinunter- und wieder hinaufdrängen: da sind Szenen, in denen die Bewegungen der Masse und der Einzelnen rhythmisch gegliedert und gestaltet sind, in einem Wechsel des Tempos und der Akzente, der den Ausdruck eines Kunstwerks hat. Und in dem Brand der Burg, den Bildern der Kämpfe in dem brennenden Saale, auf den Zinnen, an den Mauern der Burg erhebt sich der Film zweifellos zu einer Düsterkeit und einem Ernst, die an das alte Lied denken lassen.

Er erinnert daran: nicht mehr. Denn Filme dieser Art sind nun einmal unter allen Umständen Nachbildungen, und zwar Nachbildungen in einem fremden Material. Es wird möglich sein, ein großes Filmepos zu schaffen, aber aus dem Geiste des Films heraus, ohne Anlehnung an literarische Vorbilder, die in dem Maße, wie sie genau ist, eine künstliche Stutzung des Films bedeutet und Elemente ganz andrer Zonen hereinbringt. Ich sah einmal einen „chinesisch-tibetanischen Winterfilm“, er war im Riesengebirge aufgenommen, aber viele seiner schönen, aus dem Geist einer Landschaft und einer einfachen Handlung erdachten Bilder hatten den Klang der Strophen eines neuen epischen Werkes. Es gab da einen Gesang von den Wölfen im Schnee, einen Bildergesang, den mußte man sich genau merken. Hier gibt es nichts Derartiges. Die Idee, einen Film durch die Anlehnung an große literarische Werke zu legitimieren und ihm dadurch Autorität und Unantastbarkeit zu erschwindeln, gehört einer Epoche an, die zum Glück mindestens außerhalb Deutschlands vergangen zu sein scheint. Kurz und gut: man soll keine Volksepen verfilmen.

Ausgerechnet Wolkenkratzer

Der amerikanische Harold-Lloyd-Film ‚Safety last‘, dem man hier den sinnigen Titel ‚Ausgerechnet Wolkenkratzer‘ gegeben hat, gehört zu jener beträchtlichen Anzahl von Schlagern, die in New York sowie der gesamten Union vor siebenfach überfüllten Häusern täglich vierzehnmal dreiundsiebzig Wochen oder zweieinviertel Jahre ununterbrochen hinter einander gespielt werden. Die Reklame für solche Filme brüllt einem derartig eindringliche und offensichtlich unbezweifelbare Versicherungen über Erfolg, Quali- und Quantität ins Ohr, daß man keinen rechten Anlaß und auch nicht den Mut hat, seine eigne Meinung ins Theater mitzubringen.

Ich habe es aber dennoch gewagt. Mit bekannter Konsequenz beuten hier die Amerikaner ihre Entdeckung vom Sinn des Sinnlosen und von der Wahrheit des Unwahrscheinlichen aus. Sie tun es mit jenem unbarmherzigen Geschäftssinn, der systematisch und rechnend alle Mög-

lichkeiten durchforscht und keine ungenutzt läßt. Alle diese Dinge spielen an einer Grenze, wo ein Schritt zuviel nach der einen oder der andern Seite das Verderben bringen kann. Wenn in diesen Filmen die ehrwürdigen Väter unsres Lebens verspottet werden, wenn man den Urkräften der Natur, zum Beispiel der Schwerkraft, an dem weißen Barte zupft und ein metaphysisches Vergnügen daran empfindet, sich über sie lustig zu machen, so ist das eine Frivolität, die den Rang atheistischer Kühnheiten hat. Wenn man aber an dem besagten weißen Bart nicht zupft, sondern beständig und nachdrücklich an ihm zerrt, ja ihn auszureißen bestrebt ist, so bin ich wenigstens doch sehr geneigt, die Partei des mißhandelten Wesens zu nehmen und mich gegen die Spötter zu wenden.

Hier handelt es sich in der Hauptsache darum, daß ein junger Mann an einem Wolkenkratzer emporklettert, um sich tausend Dollar zu verdienen. Immer, wenn er eigentlich herunterfallen sollte, und das geschieht jeden Augenblick, fällt er keineswegs herunter, und zwar ausschließlich deswegen, weil das ein Film ist und nicht die normale, rücksichtslose Wirklichkeit. Viele Leute finden das ungeheuer komisch, andre wieder empfinden dabei eine interessante Mischung von Grauen und Komik. Mir persönlich war dabei recht unbehaglich zu Mute, ich sehe nicht gerne, wenn Leute beinah oder tatsächlich von Wolkenkratzern abstürzen, bin aber offenbar mit dieser Empfindung isoliert.

Es ist eine Sache des Handgelenks; dieser blasse, etwas fade Harold Lloyd hat es manchmal, nicht immer. Seinen Filmen merkt man deutlich an, daß sie deswegen gut sind, weil sie in Amerika entstehen, in jedem andern Lande würden sie mittelmäßig werden. Was in ihnen wirkt, ist der Filmgenius des amerikanischen Kontinents, nicht der dieses etwas zufälligen jungen Mannes. Welchem Filmgenius wir bei dieser Gelegenheit wieder unsre Reverenz erweisen müssen, ohne deshalb den andrer Länder kränken zu wollen, insbesondere nicht den Deutschlands. Der schläft nur etwas lange.

Der Alpenkönig und der Menschenfeind von Alfred Polgar

An der Spitze des Zuges wunderlicher und liebenswerter Gestalten, der Ferdinand Raimund, dem Mann aus dem Volke, als fürstliche Suite in die Unsterblichkeit folgt, schreitet der Rappelkopf. Er ist um einen Kopf höher, um ein Herz reicher, um ein paar Nervenbündel komplizierter als die andern, und seine Stirne trägt das Falten-Zeichen der tragischen Würde, die der Titel Mensch verleiht. Zur Schöpfung dieser Figur hat der Dichter den Dämon, der ihn selbst plagte, in Dienstpflicht genommen. Und ihm glückte hier, mit den arglosen Linien des Zauberstücks, mit Possen- und Märchenfarben, ein Charakterbild, das viele spätere Psychologie und Pathologie genialisch vorwegnimmt. Rappelkopf ist ein Kranker. Seine Seele hat, wie man heute sagen würde, ein „Trauma“ erlitten, das Gifte des Mißtrauens und des Hasses absondert. Eine natürliche Disposition war freilich auch vorhanden: Rappelkopf, wie das kostbare Lischen sagt, hatte „was Düsteres, selbst wie er noch Buchhändler war“. Die Heilung des Misanthropen vollzieht sich nach neue-

sten Methoden: der gute Alpenkönig — ein gemütvoller Zauberer, der nur leider eine, bei so naturverwandtem Wesen doch sonderbare, Sympathie für den Tier-Mord der Jägerei hat — verdoppelt das Ich des Rappelkopf und erzielt damit die gleiche Wirkung, als ob er es gespalten hätte. Nun sieht er sich, der Menschenfeind, das Schlimme, das er in Tiefen herbergte, kommt ihm zu Bewußtsein, wird dort gefaßt und hinausbefördert. Im Märchenspiel geschieht das so, daß Rappelkopf, der in der Tinte sitzt, wo sie am galligsten ist, vom Alpenkönig mit der Kratzbürste reingescheuert wird. Das heißt: bei Raimund vollzieht sich die Heilung des Gemütskranken noch mit allem Applomb einer moralischen Besserung. Der Geist, der des Dunkels Herr wird, erscheint nach außen projiziert, als leibhaftiger Geist mit Kron' und Bart, den Tempel der Erkenntnis deckt ein marmornes, kein Schädel-Dach, und der gleiche Mechanismus, der die Kulissen bewegt, bewegt auch die Seelen.

Aber wie viel echte Magie wirkt der kindliche, theatralische Zauber! Wie viel Blutwärme und Lebenston hat diese prinzipielle Figur des Menschenfeinds von dem Dichterherzen, an dem sie gelegen, abgekriegt! Wie grünt und blüht der Pappendeckel, aus dem die Welt des „romantisch-komischen Märchens" geschnitten ist! Wie kräftig atmet die gemalte Erde, wärmt die Sonne aus Goldpapier! Ganz erfüllt von Menschenliebe scheint dieses Spiel vom Menschenhaß. Mit welch' gütigem Humor, wie zärtlich-nahe ist das Lumpenvolk in der Köhlerhütte gesehen, wie viel frohe Bejahung selbst des elenden Lebens in der Realistik dieser unvergleichen Szene! Auch die Tränen, die im Märchen geweint werden, sind ein Spiegel, der der Welt schmeichelt, ihre Bosheit und Torheit zu Schönheitsfehlern herabmildert; und das tiefste Stimmungsdunkel, das erreicht wird, ist das eines melancholischen Optimismus.

Dem Burgtheater (Regie Herterich) glückte eine hübsche Aufführung, die dem Naiv-Romantischen ohne Uebertriebenheit und ohne Herablassung ihr Recht gibt und den erdentsprungenen Humor der Dichtung breit und kräftig sprudeln läßt. Thallers Rappelkopf ist prachtvoll in seiner Mischung von Galligkeit, Narretei und Mutterwitz. Die Wut dieses Menschenfeindes hat nichts Elementares, schmeckt manchmal wie sauergewordene Bonhommie. Der Strom von Bitterkeit, der ihm aus dem Busen springt, schleppt so viel Skurriles und Launiges mit, daß er die Landschaft mehr heiter als düster belebt. Dieses warme, wienerische Herz kann keinen Winter vormachen, höchstens einen verregneten Sommer. Herrlich, wie der alte Künstler Haltung wahrt, wie wenig er sich von den Koliken des Gemüts zu Wort- und Körperverkrampfungen hinreißen läßt, wie er immer nur die Figur, niemals sich produziert. Die Raimund-Sprache klingt aus seinem Mund wie dessen natürlichstes Idiom. So hat sein Rappelkopf Stil, einen klassisch-volkstümlichen Stil, dessen letzter großer Vertreter Willy Thaller wohl ist.

Mayerhofers behäbige Spaßigkeit trägt, durchaus zum Vorteil des Habakuk, satte Vorstadtfarbe. Dieser Habakuk war „zwei Jahre in Paris", aber noch viel länger am Carl-Theater.

Kapellmeisterei von Paul Schlesinger

Das holde Spiel heißt: „Verwechselt, verwechselt . . .“, und der Hauptspaß ist, wenn am Ende Eins ohne Baum dasteht. Im vorigen Jahr hieß das herzige Kind Stiedry, diesmal heißts Blech. Besonders interessante Kinder versuchen, an zwei Bäumen zugleich zu stehen, was der begabteste Hund nicht fertig bringt. Höchstens ein Generalmusikdirektor. So Otto Klemperer, der mit dem einen Bein nach unsrer Großen Volksoper, mit dem andern nach Wiesbaden zielt.

Im übrigen wird in die (musikalische) Welt keine Ruhe und Ordnung kommen, bevor nicht einer dieser Halbgötter auf die vernünftige Idee kommt, diesen greulichsten aller Titel freiwillig niederzulegen und sich wieder einfach und nett Kapellmeister nennen zu lassen. Denn was ein Generalmusikdirektor vielleicht sein könnte, ist kaum einer von ihnen. Auch der verehrungswürdige Blech nicht, der ein wundervoller Kapellmeister ist und nichts Andres. Das Andre ist ja weder von ihm noch von den meisten seiner Kollegen auch nur zu verlangen. Wie gut Herr Blech ‚Carmen‘ dirigiert, brauchte er in der Großen Volksoper nicht noch einmal zu beweisen. Wir wissen es vom Staatsopernhaus, vom Deutschen Opernhaus her. Eine ganz andre Frage ist, ob er der Mann ist, die in der Großen Volksoper begonnene Arbeit fortzusetzen. Diese Bühne ist eigentlich die einzige, die einen Generalmusikdirektor brauchen kann. Da hat es sich bisher darum gehandelt, ein Repertoire und ein Ensemble auf die Beine zu stellen, gelegentlich was Neues, dann aber auch das Ueberkommene in einer Weise aufzuführen, die namentlich im Dekorativen, dann aber auch im allgemein Künstlerischen Geschmacksforderungen des Tages erfüllt. Die Große Volksoper hat sich um diese Dinge bisher sehr rühmlich bemüht und eine sehr ernste Arbeit geleistet. Dabei spielt es gar keine Rolle, ob vielleicht die eine oder andre Aufführung immer das Höchste erreichte. ‚Carmen‘ zum-Beispiel war mißlungen und auch Blechs gelegentliches Eingreifen änderte daran wenig. Herrlich war die Energie, mit der er seine Auffassung durchkämpfte. Aber diesem Künstler von sehr großem Format stand ein mittelmäßiges Ensemble gegenüber. Er ist gewohnt, mit dem erlesensten Material zu wirtschaften, und es ist nicht gut zu denken, daß ihm heute noch einmal liegen könnte, die Erziehungsarbeit an Sängern und Publikum, um die es sich in der Großen Volksoper handelt, zu übernehmen. Hier ist der Tummelplatz für junge Kräfte.

An Blechs bisherigem Bäumelein steht wenigstens für ein paar Abende Felix Weingartner — immer noch schlank, hübsch und gefällig. Auch er bewies nur Etwas, was wir längst wissen: Er ist ein ausgezeichneter Kapellmeister. Er kann die ‚Meistersinger‘, wenns sein muß, ohne Probe dirigieren, vielleicht sogar am besten ohne Probe. Höher scheint sein Ehrgeiz nicht mehr zu gehen. Das Deutsche Opernhaus hatte ihm ausgezeichnete Künstler zur Verfügung gestellt: Plaschke, Fritz Krauß, Zottmeyer waren als Gäste erschienen. Die Seinemeyer ist ein stimmlich ausgezeichnetets Evchen, die Baßth deutete als Magdalena an, daß sie eine Künstlerin von Rang ist. Zador ein prächtiger Beckmesser. Rein klanglich war das eine der besten Vorstellungen, die man je gehört hat. Aber geistig und musikdramatisch schlug Herr Weingartner diplomatische Wege ein. Es ging so glatt und gefällig zu, als handle sichs um eine Partitur von Lortzing. Gleich-

mäßig und akkurat wurde Takt geschlagen, Niemand kam heraus, Niemand geriet aus dem Häuschen.

Das Deutsche Opernhaus hat inzwischen unter ihrem Kapellmeister Wilhelm Freund Paul Gräners an andern Orten schon gegebene Oper: ‚Don Juans letztes Abenteuer‘ aufgeführt. Welchem Generalmusikdirektor diese Erwerbung zu danken ist, bleibe ununtersucht. Das Schicksal Gräners ist insofern bedauerlich, als es einem immer leidtut, wenn ein braver Mann vor Aller Augen und Ohren der künstlerischen Unzulänglichkeit überführt werden muß. Sich überhaupt an dieses Textbuch von Otto Anthes zu machen! Jemand sagte während der Generalprobe, es sei schon ein Fehler, ein Werk zu schreiben, bei dem man Mozart voraussetzen müsse. Nun ja, der Zuhörer tut das unwillkürlich — nur Anthes und Gräner tun es nicht. Bei Mozart ist Don Juans letztes Abenteuer ein behagliches (wenn auch gestörtes) Souper mit zwei Kokotten. Und das ist zweifellos das würdige und logische und einzig mögliche Ende. Bei Anthes-Gräner ist Giovanni ein älterer Lebemann der Renaissance, der zwar noch immer sinnlich verführt, diesmal die Braut eines Andern; aber dieser Don Juan will von der verführten Braut, die sich am Ende viel schlechter benimmt (wenigstens auf der Bühne) als die beiden Kokotten bei Mozart, auch noch geliebt werden. Das heißt: mit deutscher Liebe geliebt. Die deutsche Liebe hat mit der Renaissance leider nur sehr wenig zu tun, und sie ist so, wie sie uns Anthes vormacht, etwas Gräßliches. Die deutsche Liebe ist aber grade der Punkt, der Herrn Gräner interessiert. Gräner schreibt ein sehr wohlklingendes, gelegentlich schwelgerisches Orchester. Eine eigne Physiognomie zeigt er nicht. Er komponiert illustrativ drauf los und gibt sich hin, wenn er lyrisch sein darf, mit jenen oft gebrauchten Phrasen, die immer wieder auftauchen, wenn in der nachwagnerischen Oper von Liebe die Rede ist. Ach, als Wagner das Herzblut ausgelaufen war, hat er zeitgemäß angefangen, mit Dampf zu lieben. Seine Nachtreter sind bei der Dampfheizung geblieben, ohne daran zu denken, daß man inzwischen technisch viel weiter gekommen ist. Gräner zeigt in einigen melodischen Sätzen, daß seine Begabung auf einem ganz andern Gebiet liegt. Vielleicht ist er auch da nicht weit von Trivialität, aber er ist doch wenigstens in seiner Art echt, wenn er ein behagliches und gutklingendes Lied machen darf — während der große Stil weit über seine Verhältnisse geht. Unter den Darstellern fiel abermals Frau Baßth, diesmal in einer Jünglingsrolle, durch Schönheit des Gesanges und beseelte Darstellung auf.

Der Gewinn der Woche aber war die ‚Entführung aus dem Serail‘ in der Staatsoper. Kleibers darstellerische Entwicklung ist sicherlich noch nicht abgeschlossen. Diesmal zeigte er sich aus Laune ganz einfach, ganz liebenswürdig, anmutig und feurig zugleich, und er erlebte seinen Triumph. Die zauberhafte Grazie, in der er im Verein mit dem Griechen Aravantinos, dem Schöpfer der sehr reizvollen Dekorationen, Mozarts Werk erstehen ließ, machte kaum fühlbar, daß die Herrschaften auf der Bühne nicht immer Zulängliches lieferten. Irene Eden (Constanze) ist immerhin eine Hoffnung. Ganz dem Kapellmeister congenial war Tauber — ein Belmonte, bei dem man nicht weiß, was man mehr bewundern soll: die Schönheit des Materials, die unerhörte Kunst der Behandlung oder den vornehmen Menschen, der sich in jedem Zuge kundtut.

Nach der Schlacht von Theobald Tiger

Wenns mir mal schlecht geht, wird mich Keiner kennen.
Ein fremder Hunger langweilt fürchterlich.
Und Mancher sagt, hört er den Namen nennen:
„Ja, ich erinnre mich . . .“

An allen Türen klingle ich vergebens.
Ich schlucke so, wenn ich da draußen steh.
Es bleibt als Fazit eines ganzen Lebens:
„Mein Gott, das ist passé — !“

Es kommt ein Freund aus frühern, bessern Tagen,
der spricht mit mir ein gutes Männerwort,
und spricht und schenkt mir einen alten Kragen
und macht rasch wieder fort.

Wenns mir mal schlecht geht, will ich mich verstecken.
Da sind ja Andre noch viel schlimmer dran:
Da gibt es welche bettelnd an den Ecken.
Die stehen Mann für Mann.

Was klag denn ich, wenn ich einst nicht mehr tauge?
Den Andern ward, nach blutigem Höllentanz,
mit Holzbein und mit ausgelaufnem Auge
der Dank des Vaterlands.

Krisenanfang von Morus

Unter Geschäftsaufsicht

Es war ein besonderer Akt von Kulanz, daß die größern unter den insolventen Firmen, wie Stahlwerk Becker, der Oeffentlichkeit ihre „Geschäftsaufsicht“ mitgeteilt haben. Das Recht, das Luther-Emmingers Notverordnungsfabrik entstammt, verpflichtet weder das Gericht noch die Firmen selbst dazu. Im Gegenteil: das Prinzip dabei ist, die ganze Angelegenheit „unter der Hand“ zu erledigen. Davon wird in manchen Gegenden denn auch reichlich Gebrauch gemacht. Im Wuppertal, beispielsweise, sollen 160 Firmen sich unter Geschäftsaufsicht begeben haben. Anfragen an das zuständige Amtsgericht über die Namen der insolventen Firmen werden abgelehnt mit der Begründung, daß das unzulässig sei. Mit behördlichen Unterstützungen wird also wackligen Unternehmungen die Möglichkeit gegeben, den wahren Tatbestand zu verschleiern.

In Westdeutschland scheint man dabei ganz besonders freigebig mit der Bewilligung der Geschäftsaufsicht zu verfahren. In Elberfeld sollen 30, in Barmen 18, im Solinger Bezirk 60 Unternehmungen unter Geschäftsaufsicht stehen. Von Tag zu Tag treten neue Firmen den garnicht dornenvollen Weg zum Amtsgericht an. Warum soll man sich die Gelegenheit entgehen lassen, sich billig zu salvieren? Die Aufsichtsperson — hie und da ist dazu der eigene Rechtsanwalt bestellt worden — hat nach dem Wortlaut der hübschen Verordnung vom 8. Februar 1924 darauf Bedacht zu nehmen, daß der Geschäftsbetrieb des Schuldners tunlichst aufrecht erhalten und sein Vermögen nicht geschmälert wird. Die notwendige Voraussetzung zur Einleitung

der Geschäftsaufsicht, nämlich „Zahlungsunfähigkeit infolge der aus dem Kriege erwachsenen wirtschaftlichen Verhältnisse“, kann selbstverständlich jeder erbringen. Ein großer Teil der Firmen und der Vermögen, um deren Schutz es geht, ist ja selbst nur ein Produkt der aus dem Kriege erwachsenen wirtschaftlichen Verhältnisse. Ruchbar braucht die Sache auch nicht einmal zu werden. Also warum nicht?

Es hat lange genug gedauert, bis die Geschäftswelt selbst sich rührte. Den ersten Schritt hat die Berliner Handelskammer getan. Inzwischen haben sich Resolutionen und Proteste und Eingaben an das Reichsjustizministerium vermehrt, und eine der ersten Aufgaben des neuen Reichstags wird die Beseitigung jener pseudosozialen Notverordnung sein, eines Stückes der herrlichen „unteilbaren“ Ukassammlung, um deren Konservierung willen angeblich der Reichstag nach Hause geschickt werden mußte. Erst wenn diese unnatürliche gesetzliche Schranke gefallen ist, wird hoffentlich in großem Umfange der Unternehmerabbau einsetzen, der der deutschen Wirtschaft noch viel mehr nottut als der Angestellten- und Beamtenabbau.

Wiener Bankenkrach

In Oesterreich, wo die Stabilisierungskrise sich in fast noch mildern Formen abgespielt hat als bei uns und die bittre Pille durch die große Aufwertungshausse versüßt wurde, ist man eben jetzt dabei, Generalreinigung durchzuführen. Es regnet Pleiten. Die Zahl der wöchentlichen Insolvenzen ist von 5 im vorigen Jahr auf 39 gestiegen, was im Jahr ungefähr 2000 ausmachen würde. Das ist für ein Sechsmillionenländchen immerhin ganz reichlich. Besonders im Bankenviertel ließ sich der Pleitegeier auf den Häusern mit den prächtigsten Fassaden nieder. Den Weg der Allgemeinen Industriebank, der Deutschen Handelsbank, der Austropolnischen Bank ist nun auch die Allgemeine Depositenbank gegangen, der frühere Herrensitz Castiglionis. Die Stützungsaktion der Großbanken hat zwar den offenen Zusammenbruch verhindert, aber die Wirkung für mit der Depositenbank arbeitenden Unternehmungen war ungefähr die gleiche, als ob man es zum regulären Krach hätte kommen lassen.

Der Ausgangspunkt für den großen Kladderadatsch war, ähnlich wie bei uns, die verfehlte Francspekulation, nur daß man sich in Wien noch gründlicher engagiert hatte als in Berlin. Auf der Seite der Verlierer befindet sich diesmal auch der junge Bosel, der in Oesterreich schon in aller Form „totgesagt“, aber wahrscheinlich bald wieder auferstehen wird. Dagegen hat angeblich Castiglioni sich rechtzeitig aus der Affäre gezogen und ungeheure Summen verdient. Aber wahrscheinlich handelt es sich nur um eine bequeme legendäre Gegenüberstellung: wenn Bosel unter ihm liegt, muß Castiglioni doch oben liegen. Richtiger ist wohl, daß die alte wiener Haute finance an der Franc-Hausse sehr viel verdient hat und die Gelegenheit der vielen Fallisements benutzt, um sich gegen die neuen Reichen wieder durchzusetzen. Besonders rührig sind die wiener Rothschilds gewesen, die während der großen Baisse am Effektenmarkt sich tüchtig eingedeckt haben.

Wer aus der Bank- und Börsenkrise endlich siegreich hervorgehen wird, ist noch ungewiß. Aber sicherlich wird es unter den wiener Finanzgrößen ein allgemeines Revirement geben.

Ich glaube, daß man die Unheilsjahre der Inflation noch schneller vergessen wird als den Krieg. Schon jetzt ist die Erinnerung daran geschwunden, wann man sich anfing, für den Dollar zu interessieren, wann die Tausendmarkscheine und wann die Millionen Kleingeld wurden. Aber es ist nützlich, sich von Zeit zu Zeit die Vorgänge wieder ins Gedächtnis zu rufen und des Schuldigen zu gedenken.

Einen höchst lehrreichen Beitrag dazu bietet ein mit allerlei neuen Dokumenten versehene Schrift des frühern Staatssekretärs im Reichswirtschaftsministerium Julius Hirsch über „die deutsche Währungsfrage“ (Kieler Vorträge, Heft 9. Kommissionsverlag G. Fischer-Jena), in der namentlich die Gegeneinanderarbeit der einzelnen Ressorts aufs treffendste illustriert wird. Da ist vom Reichswirtschaftsministerium im September 1922, als der Dollar schon von einem Tag auf den andern um zwanzig, dreißig Prozent stieg, der Vorschlag gemacht worden, Goldschatzanweisungen auszugeben, um wenigstens das große Publikum von der Jagd auf die Devise fernzuhalten. Das Kabinett Wirth beschloß denn auch die Ausgabe. Aber der Reichsfinanzminister — Hermes mit Namen — befolgte den Kabinettsbeschluß überhaupt nicht. Dabei konnte er sich auf ein Gegengutachten des Reichsbankdirektoriums berufen, worin es — im Oktober 1922! — so heißt: „Das Schicksal hängt letzten Endes völlig von allgemeinen außen- und innenpolitischen Verhältnissen, in erster Linie von der Gestaltung der Reparationsfrage und von der damit eng verknüpften Gestaltung unsrer Handels- und Zahlungsbilanz ab. Solange keine greifbare und nachhaltige Besserung unsrer Lage in der Reparationsfrage erzielt ist, müssen unter dem Druck der unmöglichen Belastung Deutschlands unsre gesamte Wirtschaft und unsre Währung mit Naturnotwendigkeit immer weiter und immer rascher sinken.“

Also der Marksturz hängt ab von der Handelsbilanz, die damals bereits einwandfrei aktiv war; von der Zahlungsbilanz, die wahrscheinlich ebenfalls aktiv war, soweit sie nicht durch die Kapitalflucht verschlechtert wurde; und von den Reparationszahlungen, die damals minimal waren. Nur von einer Ursache ist nicht die Rede: von der Luderwirtschaft im Reichsetat. Das war dieselbe hübsche Theorie, die sieben Jahre zuvor Helfferich vorgetragen hatte: Der Rückgang unsrer ausländischen Wechsel beruht auf „der starken Unterbindung unsres Exports und der Sperrung unsrer Kapitalanlage im Ausland“ und steht „nach meiner Ansicht in gar keinem Zusammenhang mit der innern Stärke unsrer finanziellen Position“. Ergo: auf die Handels- und Zahlungsbilanz, nicht auf die Ausbalanzierung des Etats kommt es an. Könnte es eine schönre Theorie geben? Man schimpft auf den Feindbund, der an allem Schuld hat, legt selbst die Hände in den Schoß und ist ein Ehrenmann.

Und diese Position sollen wir jetzt freiwillig aufgeben?

Tirpitz, Hassel und Humann

Als unmittelbar nach der Bekanntmachung des Wahlergebnisses die Deutschnationalen begannen, ihre Machtgelüste in Rede und Schrift kundzutun, regte ich in einem Artikel an, eine Kabinettsliste vorzuschlagen, in der Ludendorff als Kriegsminister, Tirpitz als Marineminister und Hitler als Reichspressechef aufmarschieren sollten. Die Liste ist nicht erschienen, da der Herausgeber der ‚Weltbühne' mit diesen Dingen keinen Scherz treiben wollte. Inzwischen haben sich die Deutschnationalen selber Das geleistet, was man noch vor vierzehn Tagen als Witz angesprochen hätte — aber natürlich in blutigem Ernst. Der frühere Großadmiral v. Tirpitz, der Dauerminister des Exkaisers, das rote Tuch für jede englische Regierung, besonders aber für eine pazifistisch angehauchte Arbeiterregierung, ist von den Deutschnationalen als Reichskanzler vorgeschlagen worden. Die Sache rutschte ab, und Herr v. Tirpitz mit seinen Freunden verschwand unter dem Gelächter der Zeitgenossen wieder in der Versenkung (wahrscheinlich um bei erster Gelegenheit wiederaufzutauchen). Es gibt zwar ernsthafte Leute, die der Ansicht sind, daß die Deutschnationalen Tirpitz nur präsentiert haben, um sich mit Anstand aus der ganzen Affäre ziehen zu können, weil sie wußten, daß die Kandidatur unmöglich war. Andre aber sind der Meinung, daß Herr v. Tirpitz für seine großen Verdienste um Zustandekommen und Vollständigkeit des Zusammenbruchs belohnt werden muß, was ja auch früher oder später einmal geschehen wird. Der Großadmiral a. D. ist also gewissermaßen cand. d. R. z. D. (Kandidat der Reichskanzlei zur Disposition).

Ludendorff und Hitler sind uns vorläufig als Ministerkandidaten erspart geblieben. Dafür traten zwei andre Spieler aus den Kulissen, die unsre Aufmerksamkeit verdienen: die Herren Hassel und Humann. Hassel ist der Schwiegersohn des Großadmirals. Seit Jahr und Tag ist er Generalkonsul in Barcelona. Man hat wenig von ihm gehört, weder Gutes noch Schlechtes, abgesehen von den gelegentlichen Aeußerungen reaktionärer Gesinnung, die bei ihm ja als selbstverständlich vorausgesetzt werden mußte, und die in deutschen Kolonien geschätzt wird. Herr Hassel weilt in Deutschland. Auf Urlaub, selbstverständlich, Urlaub mit Genehmigung seiner vorgesetzten Behörde, das heißt: des Reichsministers und des Staatssekretärs. Er bringt seinen Urlaub zum großen Teil im Auswärtigen Amt zu. Um sich zu informieren. Er sollte nämlich, wenn sein Schwiegervater Reichskanzler würde, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes werden, also den

Posten übernehmen, der bedeutend wichtiger ist als der des Reichsministers des Aeußern. Wieviel der Reichsminister zu sagen hat, und wieviel der Staatssekretär zu sagen hat, kann man auf eine sehr kurze Formel bringen: Stresemann minus Maltzan = Null. In Nummer 20 der ‚Weltbühne' ist ein gutes Beispiel für dieses Verhältnis gegeben. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß Herr Hassel, nachdem die Kandidatur seines Schwiegervaters zerplatzt ist, entweder nach Barcelona zurückkehren oder den Rest seines Urlaubs an einem gesündern Ort zubringen wird als in der Wilhelm-Straße. Das Beste wäre, er nähme einen recht langen Urlaub, den ihm sein „beinahe Amtsvorgänger" Maltzan wahrscheinlich gern erteilen würde.

Kapitän Humann, Generaldirektor der Stinnesschen Zeitungsunternehmungen, sollte als Pressechef präsentiert werden. Jetzt natürlich wird er das nicht mehr wahr haben wollen. Auch beim Kapp-Putsch tauchte er auf. Aber, wie Ludendorff, nur ganz zufällig. Man sah ihn mehrere Male in der Wilhelm-Straße spazieren gehen. Man sah ihn in Konferenzen. Und als die Torheit und Aussichtslosigkeit des Kapp-Unternehmens auch klügern Leuten als Herrn Humann klar geworden war, wurde er überhaupt nicht mehr gesehen. So wird es diesmal auch gehen. Herr Humann wird in der DAZ weiterregieren, wie Herr Hassel im Generalkonsulat in Barcelona. Und Herr v. Tirpitz wird wohl nur als Abgeordneter im Reichstag erscheinen können und im übrigen seine alten Tage von Huldigungen der münchener Hakenkreuzler verschönen lassen. Die Marine- und Familienregierung Tirpitz — in der Herr v. Neurath, zur Zeit Botschafter beim Quirinal, nur eine Nebenrolle gespielt hätte — wäre diesmal glücklich abgewendet. Vielleicht ist es schade. Es wäre die Probe auf ein Exempel gewesen, die einem großen Teile des Volkes, wie die Wahlen gezeigt haben, dringend notwendig ist.

* * *

Wie uns aus deutschnationalen Kreisen mitgeteilt wird, hat sich der bekannte Kommunistenführer Ignaz Wrobel nach Paris begeben. Wir erfahren dazu folgende Einzelheiten:

Die Ankunft Wrobels gestaltete sich besonders feierlich. Ministerpräsident Poincaré, der damals noch amtierte, empfing Wrobel in Gemeinschaft mit allen seinen Kollegen, dem diplomatischen Corps der Feindbundstaaten, den Erzbischöfen von St. Emilion und St. Beaujolais, sowie dem Präfekten von Paris. Wrobel wurde vermittels einer Ansprache begrüßt und ins Hotel geführt, wo

er auf einem Tisch die Monatsapanage der französischen Regierung vorfand.

Wrobel soll in Paris ein gradezu gotteslästerliches Leben führen. Er steht spät auf, macht einen Morgenspazierritt auf seiner Schimmelstute ‚Bertha von Suttner' und nimmt das Frühstück im Moulin Rouge ein. Gegen Mittag zieht er sich meist mit einem pornographischen Roman zurück, schlummert und liest dann seine Abendzeitungen. Nachts treibt er Unzucht, und zwar hauptsächlich mit galizischen Jüdinnen, da sogar die pariser Dirnen ihre Weigerung ausgesprochen haben, sich Wrobel zur Verfügung zu stellen. Wrobel bezieht außer den Geldern der französischen Regierung noch erhebliche Zuschüsse der sozialistischen, kommunistischen und klerikalen Partei Frankreichs. Bezeichnenderweise verkehrt er in den ersten Häusern der Stadt, so in einem sehr eleganten Palais der rue Chabanais. Wrobel trinkt täglich zwei bis drei Flaschen Sekt, den er sich aus Deutschland nachschicken läßt, und ist inzwischen völlig französiert : er trägt Apachenkostüm, schwarzen, stumpfen Zylinder und nennt sich Pierre Pantin.

Wir gönnen den Franzosen die Neuerwerbung dieses Mannes, der endlich heimgefunden hat, und bedauern nur, daß er nicht gleichzeitig den Relativitätsjuden Einstein sowie die Juden von Unruh, Gerhart Hauptmann und Wirth mitgenommen hat. Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Das Ganze ist ein erneuter, klarer Beweis für die Richtigkeit der deutschen Dolchstoßlegende.

Peter Panter

P. S. Für den Nachdruck des Artikels in deutschnationalen Zeitungen : „Vorstehende ‚witzige' Ausführungen veröffentlicht Siegfried Jacobsohn in seiner ‚Weltbühne'. Nun Komma Jeder muß ja wissen Komma was er wert ist Punkt."

Sprüche

Ich bin „anständiger" als Richard Wagner. Ich habe es aber auch verdammt nötig . . .

*

Und wenn die Komposition noch so gut ist: rein spielen muß man sie doch.

*

Manche Menschen sind uns schon deshalb unerträglich, weil sie nicht besser sind als die meisten. Es sind nicht die an sich schlechtesten.

*

Bei allen Erörterungen über menschliche Dinge ist unbedingt die Version am schärfsten zu bekämpfen, die von einer Gemeinschaft, etwa gar vom Staate, zur Rechtfertigung von Privilegien angeführt wird.

*

Schreibt man „Erlebtes", so schreibt man doch immer nur um das Erlebte herum.

*

Der liebe Gott hilft nur bei nicht tödlichen Erkrankungen.

Julius Levin

Antworten

Kunstkritiker. Dein Kollege vom ‚Vorwärts' beschreibt das Bild, das sich Lovis Corinth von Fritz Ebert gemacht hat. „Die Figur ruht auf dem rechten Standbein . . . der Oberkörper ist kaum merklich nach rechts geneigt." Kaum merklich? Der Berliner pflegt zu sagen, daß det 'n Blinder mit 'm Krückstock merkt. Aber dann wird weiter festgestellt, „wie das von links kommende, matt fließende Licht alle Formen sanft überrieselt", und wahrhaftig: den Beiwörtern, die da verwendet sind, ist man bereit mit dem ganzen Nachdruck, den sie nicht haben, zuzustimmen.

Dr. Max Naumann. Sie schreiben mir: „In Nummer 20 bringen Sie die Zuschrift eines Herrn Otto L., die sich mit den Herren Johannes Häußler und Erich Albrecht beschäftigt. In dem Schreiben werde ich in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des Verbandes nationaldeutscher Juden in Zusammenhang mit den beiden bezeichneten Herren gebracht. Gestatten Sie mir, um einer Legendenbildung vorzubeugen, hierdurch Folgendes festzustellen: Herr Johannes Häußler hat mich einige Male in meiner Eigenschaft als Rechtsanwalt beruflich zu Rate gezogen; zu einer dieser Unterredungen hat er einen mir bis dahin unbekannten Herrn mitgebracht, dessen Namen ich vergessen habe, der aber möglicherweise mit Herrn Albrecht identisch ist. Abgesehen von diesen rein beruflichen Unterredungen hat Herr Häußler einige Male private Unterhaltungen mit mir geführt, in denen er mir erklärt hat, er sei Mitglied deutsch-völkischer Organisationen, habe sich aber von der ethischen und praktischen Unhaltbarkeit der in diesen Organisationen gezüchteten verallgemeinernden Judenfeindschaft überzeugt und sei bereit, innerhalb der Organisationen auf eine gerechtere Beurteilung der Judenfrage und ein verständnisvolles Zusammenarbeiten zwischen nationalgesinnten Nichtjuden und Juden hinzuwirken. Ich habe ihm erwidert, daß ich diese Aufklärungsbestrebungen nur begrüßen könne, daß ich allerdings an einen baldigen Erfolg mit Rücksicht auf die in den Kreisen des Herrn Häußler herrschende Verhetztheit nicht glaube, daß ich aber natürlich gern bereit sei, die Aufklärung zu fördern, indem ich Drucksachenmaterial unsres Verbandes zur Verfügung stellte. Mit besonderm Nachdruck habe ich bei diesen Unterredungen betont, daß eine parteipolitische Betätigung unsres Verbandes nicht in Frage komme, da unser Verband überparteilich sei und sich aus Mitgliedern der verschiedensten politischen Parteien einschließlich nationalgesinnter Sozialdemokraten zusammensetze. Das erwähnte Drucksachenmaterial, bestehend in einigen Flugblättern, mehreren Nummern unsres Mitteilungsblattes und einem (ebenfalls in unserm Mitteilungsblatt abgedruckten) Auszug aus meinem in der öffentlichen Versammlung vom 28. Januar 1924 gehaltenen Referat habe ich Herrn Häußler übersandt. Die beiden einzigen Briefe, die ich an ihn geschrieben habe, sind rein formelle Uebersendungsschreiben; ich stelle Ihnen die Durchschläge auf Wunsch gern zur Verfügung. Im. April trat dann Herr Häußler an mich mit der Anregung heran, ihm zur Finanzierung einer Zeitung, die den Titel ‚Nationale Freiheit' führen sollte, aus den Kreisen unsrer

Verbandsmitglieder Geldmittel zu beschaffen. Dieses Verlangen ist abgelehnt worden. Seitdem habe ich von Herrn Häußler nichts mehr gehört. Von dem Bestehen einer ‚Freischar Schill‘ hat mir Herr Häußler wohl einmal im Laufe der erwähnten Unterhaltungen gesprächsweise Mitteilung gemacht; ich habe jedoch von der Zusammensetzung und den Tendenzen dieser ‚Freischar‘ sowie von den Beziehungen des Herrn Häußler zu ihr keine Ahnung, da Herr Häußler mir nichts Näheres gesagt hat und ich ihn auch nicht danach gefragt habe. Eine ideelle oder materielle Unterstützung dieser sogenannten Freischar oder einer andern ähnlichen Organisation durch mich oder ein andres Mitglied des Verbandes nationaldeutscher Juden ist selbstverständlich niemals erfolgt. Wenn Herr Häußler wirklich, wie Ihr Gewährsmann angibt, mit meinen beiden oben erwähnten Uebersendungsschreiben ‚hausieren geht‘ und wenn er sonst irgendwie den Anschein hervorzurufen versucht, daß er an mir oder dem von mir geleiteten Verbande einen ideellen und materiellen Hintergrund habe, muß er entweder ein Schwindler oder pathologisch sein; möglicherweise ist er beides. Das Schreiben Ihres Gewährsmanns enthält ferner eine dunkle Andeutung des Inhalts, daß ich oder der Verband nationaldeutscher Juden zu den Geldgebern des Alldeutschen Verbandes gehöre. Ich brauche kaum hervorzuheben, daß auch diese Unterstellung jeder tatsächlichen Grundlage entbehrt, und daß eine unmittelbare oder mittelbare Unterstützung des Alldeutschen Verbandes durch mich oder ein andres Mitglied unsres Verbandes niemals stattgefunden hat.“

Felix Stössinger. Sie schreiben mir: „Bevor sich Ihre Leser als ehrliche Linksherzen noch von dem Schreck über meinen Koalitions-Artikel erholen konnten, haben die Deutschnationalen Alles getan, um zu beweisen, daß es an ihnen nicht liegen würde, wenn sie zunächst utopisch bliebe die Koalition von Hergt bis Wels, von deren Begründung in Nummer 20 der ‚Weltbühne‘ ich kein Wort zurückzunehmen habe. Vom 3. zum 24. Mai haben sie sich so weit entwickelt, daß sie statt Pogrome auf die Demokraten gemeinsame Sitzungen mit ihnen zum Zweck der Regierungsbildung veranstalten. Also von Hergt bis zu den sogenannten berliner Judenblättern ist die Koalition fast fertig. Solle es nicht noch weiter gehen? Keine Partei ist so in der Lage, machen zu können, was sie will. Diese militaristisch-autoritäre Partei hat nicht nur Anhänger von solcher Dummheit, daß sie eben ihre Anhänger sind, sondern auch von solcher Stumpfheit, daß Hergt vor zwei Jahren, als er sich fast schon in der Regierung glaubte, auf seinem eignem Parteitag für Erfüllungspolitik eintreten konnte. Ist das schon vergessen? Die Deutschnationalen können eben mit diesem Volk Alles machen, was sie wollen, und so werden sie auch den Dawes-Befehl schlucken, wenn es ihnen nicht von links zu schwer gemacht wird. Ist daher zu verwegen, die Koalition von Hergt

bis Wels als parlamentarisches Programm aufzustellen? Man sagt, daß es besser ist, solche Einfälle zu verschweigen, um sie nicht zu diskreditieren. Zum Verschweigen sind genug Politiker da, zum Aussprechen nicht genug freie Schriftsteller. Zu ihnen gehört jetzt auch Frau von Oheimb. Und der erste Artikel, den sie ohne Reichstagsmandat in der Magdeburgischen Zeitung veröffentlicht, schließt mit der Forderung nach der ‚einzig richtigen Koalition von Hergt bis Wels'. Die Vossische Zeitung zitiert das keineswegs ablehnend und meint nur, das wäre ‚ein allzu weites Feld'. Nun ja: das Feld ist weit. Aber Ziele werden nicht erreicht, indem man sie versteckt, sondern indem man sie zeigt. Und wenn das auch nur Drei tun, ist die Hälfte des Weges erreicht."

Philanthropen. Der Notschrei für Erich Mühsam hat die Wirkung gehabt, daß ihm — nachdem mans (im blauweißen Lande der Fechenbach-Schande nicht überraschend), zur schweren Schädigung seiner Gesundheit, so lange abgelehnt hat — endlich erlaubt werden soll, sich von zwei Spezialisten behandeln zu lassen: einem für sein Ohren- und einem für sein Herzleiden. Nur wird er nicht etwa, wie Arco, Poehner und Konsorten, aus der Festung herausgelassen, sondern die Aerzte müssen zu ihm kommen. Das kostet mehr Geld, als der arme Mann aufzubringen imstande ist. Wer von euch ihm zu helfen, und das heißt in diesem Falle: das Leben zu retten, wünscht, der sende einen Betrag an den Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 (Postscheckkonto: Berlin 119 58), und vermerke, ob er auf öffentliche Quittung Wert legt.

Mitteilung.

Die ‚Weltbühne' kostet für die Monate Juni, Juli, August, September (beim Verlag, nicht bei der Post) 5,50 Mark, vom 1. Juli an — weil zu diesem Termin die Postgebühren beträchtlich erhöht werden — vierteljährlich 5 Mark, monatlich 2 Mark; alles bei Vorauszahlung. Die Post nimmt vom 1. Juli an nur noch Vierteljahrsabonnements entgegen. Beim Verlag können auch weiterhin Vierteljahrs- und Monatsabonnements mit jedem Tage begonnen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Přikopy 6.

Das Ende der Dolchstoßlegende von Veit Valentin

Die Reichsregierung gibt soeben jenes Weißbuch neu heraus, das im Jahre 1919 die Geister in solche Erregung versetzt hat: die Aktensammlung über den deutschen Zusammenbruch und das Waffenstillstandsangebot 1918 (Amtliche Urkunden zur Vorgeschichte des Waffenstillstands 1918, herausgegeben vom Auswärtigen Amte und vom Reichsministerium des Innern. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m.b. H., Berlin W. 8).

Es ist ein altes, aber doch auch ganz neues Buch: die erste Auflage litt unter einer ziemlich großen Anzahl von Lese-, Abschreib- und Druckfehlern — sie sind jetzt verschwunden. Aus politischen Gründen waren ferner eine Anzahl Stellen weggelassen: sie sind jetzt eingefügt. Die Urkunden sind endlich „archivalisch korrekt“ wiedergegeben: also mit Abgangs- und Ankunftszeiten, genauer Angabe von Absender und Empfänger.

Das Wichtigste ist: vierzig neue Aktenstücke sind neu aufgenommen, zumeist aus den Beständen des Reichsarchivs — und zwar handelt es sich um Aktenstücke von ganz besonderm Gewicht.

Wie kam die Oberste Heeresleitung zu dem Entschluß, das Friedens- und Waffenstillstandsangebot Ende September mit einer Entschiedenheit und Heftigkeit zu beantragen, die alle Verantwortlichen erschreckte? Maßgebend für die Oberste Heeresleitung war die militärische Lage; diese ist nach der Dolchstoßtheorie von der innenpolitischen, also pazifistischen und sozialistisch-kommunistischen Agitation entscheidend beeinflußt worden, wenn auch nicht in Gestalt eines einheitlichen kräftigen Stoßes in den Rücken des deutschen Heeres (diese Auffassung haben Ernsthaftere schon fallen lassen), sondern durch langsame lähmende Vergiftung der Gesinnung und damit der Widerstandskraft.

Was sagen dazu die Dokumente? Als Nummer 10 b bringt die Neuauflage des Weißbuches ein Schreiben des Chefs des Generalstabes des Feldheeres an die Heeresgruppen, Armeeoberkommandos undsoweiter aus dem Großen Hauptquartier vom 11. September 1918. Das Schreiben ist von Ludendorff unterzeichnet. Es beginnt mit folgenden sehr eindrucksvollen Sätzen:

> Der Mangel an brauchbaren Offizieren bei der Infanterie macht sich in einem steigenden Maße geltend. In den letzten Kämpfen wurde überall da, wo die Infanterie über energische und tapfere Führer verfügte, kein Fußbreit Boden verloren, auch dann nicht, wenn starke Tankgeschwader die feindlichen Angriffe begleiteten oder der Feind rechts und links durchgebrochen war. Fehlten solche Führer, so gab die Truppe in schwierigen Momenten leicht nach.

Ludendorff empfiehlt dann dringend, alle irgend in Betracht kommenden Offiziere an die Front zu holen, nicht nur aus den Generalkommandos, dem Kriegsministerium, dem Militärkabinett, sondern aus allen Stäben, ebenso natürlich aus der Etappe.

Persönliche Rücksichten bitte ich im Hinblick auf den Ernst der Lage und die Forderungen der Front zurückzustellen.

Drei Wochen vor dem Waffenstillstandsangebot war also ein so ernsthafter Appell der Obersten Heeresleitung nötig! Wie drängend müssen die Mißstände gewesen sein! Die „Stimmung“ wird bezeichnender Weise nur in einem Satze erwähnt. Es wird davon gesprochen, daß ein „ständiger Austausch“ von Offizieren zwischen Front und Stäben eintreten soll. Dann heißt es vielsagend:

Auch für die Stimmung und in mancher andern Beziehung wird dieser Austausch nützlich sein.

Als Nummer 10 d bringt die Neuauflage des Weißbuches ein von Hindenburg selbst unterzeichnetes „streng geheimes“ „durch Offizier geschriebenes“ Rundschreiben des Generalstabschefs des Feldheeres an die Heeresgruppen undsoweiter des Westens vom 25. September, das bis hinunter zu den Divisionskommandeuren und diesen selbst bekanntgegeben werden sollte.

Dieses Schreiben nimmt Stellung gegen die pessimistischen Aeußerungen von Offizieren in maßgebenden Stellen: aus dem Ausbau der rückwärtigen Stellungen wird von diesen Offizieren gefolgert, daß die Oberste Heeresleitung das Ausweichen in diese Stellungen für die nächste Zeit plane.

Ich bitte, mit Nachdruck gegen diese in keiner Weise zutreffende Auffassung vorzugehen. Sie schwächt den Willen, den Entscheidungskampf in unsern jetzigen Stellungen durchzuführen. Zu meinem Bedauern habe ich den Eindruck, daß bei einigen höhern Stäben nicht die ruhige Beurteilung der Gesamtlage herrscht.

Es werden dann die erschwerenden Momente angeführt, aber auf die gleiche Anspannung der Volkskräfte bei den Gegnern hingewiesen.

Wie dem auch sei, je ernster die Lage, desto mehr ist es die Pflicht des Offiziercorps, insonderheit der höhern Kommandobehörden, Alles zu tun, um die moralische und materielle Widerstandskraft unsres Heeres zu wahren. Kleinmut ist verderblicher wie zu weit gehende Hoffnungen. Mit besonderer Sorge erfüllen mich die sich häufenden Meldungen, daß das Vertrauen zwischen Führung und Truppe, zwischen Offizier und Mann nicht .mehr überall das alte sei.

Diesen Hauptpunkt behandelt Hindenburg nun ausführlich: der Soldat soll das Mitfühlen des Vorgesetzten, die Sorge der Offiziere für sein leibliches Wohl, namentlich für die Verpflegung jeder Zeit erkennen; auf unrichtiges Verhalten von Offizieren jeden Alters soll scharf aufgemerkt werden:

Die Lebenshaltung und Lebensführung jedes Offiziers muß vorbildlich sein. Die Achtung vor dem Offiziercorps bildet die Grundlage der Manneszucht, auf die sich die Leistungen des Heeres aufbauen.

Auch hier läßt sich aus dem Ernst der Mahnung der Umfang und die Bedeutung der Mißstände schließen. Die Bestätigung in deutlichster Form gibt endlich das Schreiben des Gene-

ralstabschefs vom 26. September 1918 an die Heeresgruppen und Armeeoberkommandos. Es beginnt mit den Sätzen:

> Das stellenweise festgestellte Nachlassen der Disziplin und das Sinken der Kampfkraft mancher Truppenteile beruht nach allgemein gemachten Beobachtungen zum großen Teil auf der Verminderung der Leistungen und der innern Geschlossenheit einzelner Offizier- und Unteroffiziercorps. Bei Ergänzung der schweren Verluste haben die frühern Anforderungen hinsichtlich der Auswahl, Vorbildung, Erziehung, Kenntnisse und Eigenschaften herabgesetzt werden müssen. Umso wichtiger ist es, daß alle alten Offiziere, vor allem aber die Kommandeure, ständig an der Erziehung der Offiziere und Unteroffiziere arbeiten.

Die Zermürbung der Front durch politische Agitation von der Heimat her wird in keinem der vorliegenden Dokumente erwähnt. Die Agitation selbst soll deshalb als Tatsache nicht bestritten werden, aber diese Tatsache erschien den leitenden Männern der Obersten Heeresleitung als den berufensten Richtern im Vergleich zu andern Momenten nicht wesentlich genug; sie blieb deshalb in diesen ernsthaften, ganz auf das Allgemeine und Entscheidende eingestellten Mitteilungen unerörtert. Die Oberste Heeresleitung fühlte, wie ihr Instrument, die deutsche Armee, mehr und mehr versagte; sie sah den entscheidenden Grund in der Verschlechterung des Offiziers- und Unteroffiziercorps. Wo die Führung gut war, hielt die Truppe stand. Wo sie nicht standhielt, lag es also an der Führung.

Stichhaltige Einwendungen gegen diesen auf Grund gleichzeitiger Dokumente geführten Beweis dürften ausgeschlossen sein.

Bekanntlich hat General Ludendorff viele Einwendungen gegen die erste Auflage des Weißbuches erhoben. Sie erweisen sich bei genauer Prüfung durchweg als unbegründet. Von ihm vermißte Aktenstücke sind entweder beigefügt worden, oder es ist durch den Abdruck von amtlichen Randvermerken eine Aufklärung erfolgt. Besonders energisch hat Ludendorff bestritten, daß er zum Friedens- und Waffenstillstandsangebot „gedrängt“ habe. Sieht man sich die sechs Telegramme des 1. Oktober genau und objektiv an, so kann man für das immer erneute, kürzeste Fristen setzende Verlangen der Obersten Heeresleitung doch kaum ein deutsches Wort finden, das Stimmung und Ziele treffender wiedergäbe.

Völlig neu ist eine Episode ausgesprochener Meinungsverschiedenheit zwischen Hindenburg und Ludendorff, durch die grade Ludendorffs Haltung die stärkste Beleuchtung erfährt.

Als Wilsons erste Antwort eingetroffen war, hat Hindenburg dem General Ludendorff zwei in den Akten auffallender Weise nicht mehr vorhandene Telegrammentwürfe für Kaiser und Reichskanzler vorlegen lassen, um dahin zu wirken, „daß keine entwürdigende Antwort an Wilson erteilt werde“. Die Akten der Obersten Heeresleitung enthalten darüber folgenden Vermerk:

> Exzellenz Ludendorff rät von der Absendung der Telegramme ab. Sieht Lage erheblich gespannter an. Zur Räumung werden wir grundsätzlich zustimmen müssen.

Ludendorff hielt also am 10. Oktober die Lage für sehr gespannt, für erheblich gespannter als Hindenburg. Hindenburg schloß sich dieser Auffassung an, und beide haben der deutschen Antwort an Wilson vom 12. Oktober vorbehaltlos zugestimmt.

Bekanntlich hat Ludendorff dann plötzlich umgeworfen und ist in der großen Sitzung vom 17. Oktober mündlich für Wiederaufnahme des Kampfes eingetreten. Im krassesten Widerspruch dazu steht die von Hindenburg und Ludendorff am 23. Oktober signierte, in dem Weißbuch jetzt zum ersten Mal abgedruckte Anweisung für die Waffenstillstandskommission. Sie schildert in ihrer Einleitung die militärische Lage wie folgt:

> Die militärische Lage ist derart, daß die Kräfte des Feldheeres zu einem sichern Halten der Stellung nicht mehr ausreichen. Der Ersatz gleicht die Verluste seit langem nicht mehr aus. Wir könnten zwar, um die empfindlichsten Lücken zu schließen, unter Schwächung der Kriegswirtschaft aus der Heimat noch eine größere Anzahl Leute herausziehen. Diese reichen aber nicht aus, um das Heer in kurzer Zeit wieder auf ausreichende Kampfkraft zu bringen. Unsre Feinde dagegen können unter voller Aufrechterhaltung der Kriegswirtschaft ihre Heere mindestens auf gleicher Höhe halten. Das Stärkeverhältnis des Heeres wird sich daher dauernd zu unsern Ungunsten verschlechtern. Die Möglichkeit, uns bestimmte Friedensbedingungen gegen das amerikanisch-englisch-französische Heer zu erkämpfen, besteht demnach nicht. In Erkenntnis dieser Lage ist das Friedensangebot gemacht.

Eine Fortsetzung des Krieges gegen das französisch-englische Heer allein wird dann als nicht aussichtslos bezeichnet — das war bekanntlich reine Theorie. Gegen die Gesamtheit der Gegner den Kampf wieder aufzunehmen, hielt also die Oberste Heeresleitung selbst für ganz aussichtslos; ein Kampf an der deutschen Grenze kann nur „zweifellos unter sehr ungünstigen Umständen“ geführt werden. Deshalb empfiehlt die Anweisung eine „ehrliche und vertrauende Haltung“ gegenüber den Vertretern der Gegner:

> Die Kommission muß sich ehrlich auf den Boden des Notenwechsels stellen.

Was sagt General Ludendorff heute zu alle Dem? Der Abgeordnete Ludendorff hat das Wort.

Minister auf Reisen von Christian Iffert

Es handelt sich hier, um das gleich zu sagen, nicht um Herrn Stresemann. Der ist zwar auch einmal gereist. Nach Wien. Es ist aber nichts dabei herausgekommen. Herr Seipel hat ihn zu einem Heurigenabend mit Schrammelkapelle eingeladen. Das war gewiß sehr gemütlich. Aber von einer Förderung der großdeutschen Frage hat man nichts gehört. Im Gegenteil: es ist peinlichst vermieden worden, auch nur anzutippen.

Da hat Herr Benesch bessere Erfolge. Er hat freilich auch einen großen Reinfall erlebt, als er Ende 1923 nach Belgrad kann, um Süd-

slawien zum Anschluß an das französisch-tschechische Bündnis einzuladen, wo ihm dann der alte Paschitsch den grade abgeschlossenen Vertrag mit Italien unter die Nase hielt. Aber er hat die Zeit seither nicht müßig verbracht und dieser Tage nun auch einen Vertrag mit Mussolini abgeschlossen, der sich lohnen dürfte.

Noch mehr haben die belgischen Minister Theunis und Hymans eingeheimst. Es ist seit längerer Zeit in Deutschland nicht mehr üblich, sich sehr um Belgien zu kümmern. Das kann man psychologisch erklären, denn es ist für die Verlierer des Krieges schmerzhaft, sich dieses Landes zu erinnern, das sie vier Jahre lang beherrscht, und wie beherrscht haben! Andre vielleicht haben gefürchtet, Kreise zu stören, die sehr behutsam und pfleglich behandelt werden müssen. Denn Belgien ist ein politischer Faktor, den man um Gottes willen nicht unterschätzen darf, und der uns in den letzten Jahren wahrscheinlich hätte nützen können, wenn wir — ja, wenn wir eben verstanden hätten, uns seiner zu bedienen. Er hat uns übrigens auch malgré nous genützt; nur soll man nicht zu laut davon reden.

Belgien wird bei uns als ein ziemlich nebensächlicher Annex Frankreichs betrachtet, als ein Land, das mit der französischen Politik durch dick und dünn geht. Da wir immer an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleiben, ist diese Auffassung verständlich, aber darum nicht entschuldbar. Im Gegenteil: der belgische Anteil an der Lösung des Reparationsproblems, die sich jetzt vorbereitet, ist gar nicht hoch genug einzuschätzen.

Um das zu verstehen, muß man sich zunächst über Belgiens Lage klar werden. Der frühere Außenminister Jaspar hat sie dieser Tage in London mit ziemlich dürren Worten gezeichnet. Belgien hat seine Neutralität verloren, die ihm beim Kriegsausbruch sowieso nichts genützt hat. Die Frage seiner Sicherheit und Unabhängigkeit kann nur mit Hilfe von Frankreich und England zusammen gelöst werden. Nicht mit einem von beiden, denn sonst bildet Belgien das Schlachtfeld in einem künftigen Kriege. Für Belgien ist das Bestehen der Entente die Lebensfrage. Man hat in Cannes über einen englisch-belgischen Garantievertrag verhandelt. Diese Verhandlungen möchte Belgien wieder aufnehmen. Den Völkerbund schätzt man hoch — aber vorläufig ist er die Taube auf dem Dache. Den Sperling in der Hand: den Garantievertrag und die Entente schätzt man höher.

Mit Frankreich ist man benachbart. Jede Weigerung, Frankreich die Gefolgschaft zu verweigern, könnte sofort unangenehme Wirkungen haben. Sie würde auch im Lande selbst, das noch einen gehörigen Deutschenhaß hat, nicht verstanden werden. Die leitenden Politiker freilich sind sich klar darüber, daß man damit keine Politik machen kann. Belgien hat den Einmarsch in die Ruhr mitmachen müssen. Nachdem Frankreich den Entschluß gefaßt hatte, gab es für das kleinere Land keine Weigerung. Aber das Vergnügen der Minister scheint dabei nicht sehr groß gewesen zu sein. Denn nun beginnen ihre Reisen.

Es ist immer der Ministerpräsident Theunis mit dem Außenminister, zuerst Jaspar, neuerdings Hymans. Die führende Persönlichkeit scheint dabei Theunis zu sein, der seit 1920 Belgiens Finanzminister, seit Ende 1921 auch Ministerpräsident ist. Er ist Generalssohn und war selbst Pionieroffizier, ist aber dann zur Finanzverwaltung übergegangen. Während des Krieges war er der Vertreter der bel-

gischen Heeresverwaltung in London, und muß dort wohl Außerordentliches geleistet haben, denn damals begann sein Aufstieg. Jedenfalls ist er ein Wirtschaftler von hohen Graden, der gewöhnt ist, den ganzen Komplex von „Friedens“-Fragen nicht nur rein politisch, sondern auch wirtschaftlich anzusehen. Theunis ist schon im März 1923 in Paris, dann im April und dann wieder im Juni. Jedesmal stellt die Presse vollständige Uebereinstimmung der Ansichten fest.

In Wahrheit hat damals schon sein Kampf um eine Erledigung der Ruhrfrage begonnen. Er fürchtete im letzten Grunde vielleicht ein Zerkrachen der Entente, und wer den Briefwechsel Frankreichs mit der englischen Regierung liest, worin weder Lord Curzon noch Poincaré ein Blatt vor den Mund nahmen, sondern alle Register der Bosheit und Sottise zogen, der wird das begreifen. Dem Streit der Worte hat er aber die Tat entgegengesetzt.

Die große Vermittlungstätigkeit Belgiens nimmt jetzt ihren Anfang. Die Schwierigkeiten sind groß. Am 9. Juni, als der passive Widerstand in der höchsten Blüte stand, schreibt der Außenminister Jaspar an den belgischen Botschafter in London: „Wir schreiben heute den 9. Juni; die Besetzung dauert schon fünf Monate; es kommt nicht darauf an, sie zu beginnen, sondern ihr ein Ende zu machen.“ Diesem Schreiben liegt eine Anlage von größter Wichtigkeit bei: ein positives Programm für eine Neuordnung der deutschen Reparationsleistungen. Und dieses Programm enthält eine Fülle neuer Gedanken, bei denen man zuerst den Willen zu einer sachlichen Prüfung der deutschen Reparationsfähigkeit feststellen kann, denn was vorher gefordert war, war ja das Ergebnis einer bloßen Addition der alliierten Schadenanmeldungen. Spätere Generationen werden vor dem wirtschaftlichen Dilettantismus der Herren von Versailles die Hände überm Kopf zusammenschlagen.

Mit dem 9. Juni 1923 setzen die Bemühungen ein, die schließlich im Sachverständigengutachten gipfeln. Wobei bemerkt werden muß, daß im Kern so gut wie alle Maßnahmen, die das Dawes-Gutachten vorschlägt, in den Belgischen Studien (so hat man diese Vorschläge mehr als bescheiden getauft) enthalten sind. Mit zwei Ausnahmen. Einer weniger wichtigen: die Belgischen Studien sehen zur Ausbeute bestimmter indirekter Steuern Monopole vor, die sich nur schlecht in den Rahmen des deutschen Verwaltungsapparates einfügen lassen würden; und einer sehr wichtigen, ja vielleicht grundlegenden: in den Belgischen Studien sind die den Bestand der Währung sichernden Bestimmungen über das Transfer-Verfahren noch nicht enthalten. Schließlich hält Belgien damals noch an einer unmittelbaren Neufestsetzung der Gesamtverpflichtungen Deutschlands fest, eine Frage, die der Dawes-Bericht, auch mit Recht, erst einmal vertagt hat.

Das ist die erste Etappe der belgischen Vermittlung. Die zweite begann nach der Erstattung des Gutachtens. Alle beteiligten Regierungen nahmen den Bericht an — nur Poincaré schickte dem Ja ein sehr gewichtiges Aber hinterher. Alle Beteiligten haben die Bedeutung dieser Vorbehalte zu verhüllen versucht, Poincaré natürlich vorneweg — aber darüber, daß sie die ganze Verständigung verhindern konnten, waren sich auch alle klar. Was auf dem Spiele stand, wußte man auch. Die Welt hatte die ganze Geschichte satt und wollte Ruhe. Die Großen freilich sagten jeder: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! — aber damit geriet die ganze Angelegenheit nur immer tiefer in den Dreck.

Daß Theunis damals nach Paris fuhr, ist vielleicht ein historisches Verdienst, wäre es noch mehr, wenn Poincaré nicht inzwischen gestürzt wäre. Ueber Das, was damals verhandelt worden ist — die Communiqués stellten selbsrverständlich Uebereinstimmung der Ansichten fest —, sind wir heute noch nicht unterrichtet. Jedenfalls fuhren die Belgier dann zu MacDonald und schließlich zu Mussolini. Und sie haben sehr geschickt manövriert, indem sie sich auch der Oeffentlichkeit gegenüber immer ein Stückchen weiter vorwagten. Der Endeffekt war, daß sie sich auf England und auf Italien gegen Poincaré stützen konnten, daß Theunis Poincaré eingekreist hatte. Damit ist die politische Situation freilich sehr primitiv ausgedrückt, denn man hatte Poincaré einfach seine Formulierungen weggezogen und sie so gedreht, daß sie einen wesentlich neuen Sachinhalt bekamen.

Poincaré hat sich mit der Verbissenheit der letzten Verzweiflung dagegen gewehrt. Seine Briefe an MacDonald sind der Beweis dafür, wie er versucht hat, noch im Versinken den Andern festzulegen. Die Antwort auf das Angebot, die Unterhaltung bis zum offiziellen Rücktritt durch den Botschafter in London fortzusetzen, ist eine kaltschnäuzige Ablehnung MacDonalds. Man muß einige Stellen aus dem Briefwechsel einander gegenüberstellen.

Poincaré: „ . . . Ich denke, daß die durch unsre gemeinsame Freundschaft so glücklich eingeleitete Unterhaltung wenigstens in vorbereitender Form fortdauern kann, ohne daß wir bis zum nächsten Monat warten . . . So wird keine Zeit verloren, und wir können zu Lösungen kommen, die ich persönlich meinem Nachfolger empfehlen werde.“

MacDonald: „Ich begreife vollkommen Ihre Bedenken vor jeder Einwirkung auf die Politik Ihres Nachfolgers. Sie haben gesehen, daß ich mir über diese heikle Lage klar gewesen bin, und daß ich den Wunsch hatte, weder Sie in Verlegenheit zu bringen noch Ihren Nachfolger, mit dem ich jetzt in der gleichen Aufrichtigkeit den begonnenen Gedankenaustausch fortsetzeh werde.“

Das ist grob, das ist höhnisch, das ist sogar vielleicht roh, aber verdient.

Die nächste Reise, die Theunis und Hymans antreten werden, wird sie hoffentlich zu der großen Konferenz führen, auf der auch Deutschland vielleicht vertreten sein kann, wenn es selbst keine Dummheiten macht. Diese Dummheiten doch zu machen, geben sich die deutschen Parteien in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, die redlichste Mühe.

Leningrad von Kurt Kersten

Man fährt in vierzehn Stunden von Moskau nach Leningrad. Ueber Nacht. Wieder durch das unlebendige, leuchtende Scheegefilde, durch die stillen Wälder, die quälende Einöde; einige Male hält man: in Klin — da starb Tschaikowsky; in einem großen Wartesaal zwischen lärmenden Menschen ißt man zur Nacht; man hält auch in Twer — man wagt es. Der Zug ist überfüllt. Junge Kommunisten mit der schwarzumränderten Lenin-Plakette; eine sehr schöne Frau, die immer lacht; einige

Kaufleute, die nicht zufrieden sind; ein Ingenieur, der in Deutschland einige Jahre gelebt hat. Wer kennt in diesem Lande nicht Deutschland? Wer empfing nicht Eindrücke fürs ganze Leben von ihm? Wer scherzt nicht auch zugleich über seine Pedanterie, seinen Ordnungsfanatismus, sein kleinbürgerliches Rechtlichkeitsgefühl? Und wer liebt es nicht in verborgenen Falten? Es gibt da viele unvermutete Kanäle. Und wie inbrünstig hat man auf die deutsche Revolution gewartet, die wahrhafte Erneuerung des deutschen Volkes, und wie schwer ist es, das langsame Tempo begreiflich zu machen! Ein junger Mensch vertrieb sich die Zeit mit einem jener Geduldspiele, eine Kugel auf einen bestimmten Punkt zu bringen: immer ist man fast dem Ziele nahe, und immer rutscht sie wieder ab, und immer erneut sich der Kampf — der junge Mann lacht: „Wie die deutsche Revolution.“

„Leningrad“ stand schon groß am Bahnhof, als ich Ende Februar dort eintraf. Wie gefiel mir diese Stadt, trotzdem sie tagsüber in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt ist, der erst mitten in der Nacht zu weichen beginnt, um sich beim Morgengrauen schon wieder zu senken. Leningrad ist überraschend europäisch, vor allem, wenn man von Moskau kommt, diesem großen „asiatischen Dorf“, wie Jemand, der Leningrad über Alles liebt, in der leningrader Staatsbibliothek sagte. Es ist europäisch — in der Anlage, im Stil. Es ist nicht mehr tot und verlassen. Gras wächst sicherlich nicht mehr auf den Straßen. Der Schnee wurde so rasch wie möglich beseitigt, es herrscht eine straffe Zucht in der Stadt — und man ist darüber sehr zufrieden. Leningrad ist sehr lebendig geworden. Und das Leben ist leichter als in Moskau, billiger, man wohnt auch viel besser, hat mehr Räume zur Verfügung. Die Gehälter sind etwas niedriger als in Moskau — aber die wissenschaftlichen Arbeiter lassen sich gern ein Prozent ihres Monatsgehaltes für ihre deutschen Kollegen abziehen!

Etwas erinnert es schon an München mit diesen breiten Prospekten, diesen gewaltigen Palästen und Regierungsgebäuden. Es war die Residenz. Weite geschlossene Plätze mit Denkmälern — Falconets Peter steht noch, aber auch Nikolaus I. und Alexander II. reiten noch auf ihren Sockeln. Neue Denkmäler sehr selten — man hat von der merkwürdigen Lassalle-Stele gehört, die wie ein vehementes Ausrufezeichen auf dem ‚Prospekt des 25. Oktober‘ aufragt und an eine gesteigerte, pathetische Hermensäule erinnert.

Die Stadt erinnert an Münehen — mit ihrer etwas kalten Pracht und ihrer Platzverschwendung. Ihre Grachten erinnern an Flandern und Holland, ihre Kirchen an Italien. Und schlendert man durch die Straßen der ältern Stadt, so kommt man plötzlich mitten in der Enge an gewaltigen Kirchen mit vielen Kuppeln und Türmchen vorüber, stehen zwischen hochragenden Geschäftshäusern kleine gelbe Hütten, sickert der Nebel nieder, rast ein kleiner Schlitten um die Ecke, begegnen einem wieder diese alten Leute in hohen Filzschäften und Schafpelzen. Etwas Schwerfälliges ist in solchen Stadtpartien. Etwas quält einen:

ich suchte immer die Verbindung mit Dostojewski, die Beziehung zu Iwan Karamasow — der Teufel will einem nicht aus dem Sinn —, und es scheint unmöglich, sich ihn hier noch lebendig zu denken.

Um die Ecken, durch die Gassen, immer wieder Regierungsgebäude, Museen, Prachtbauten, dann an Grachten lang, durch die winterliche Stille, an einer kalten Imitation der moskauer Basilius-Kirche vorüber, über Brücken und Brückchen; immer nur wenige Menschen, ein paar Soldaten, einige Kinder; der Wintertag verdämmert schon im Dunst; wie Melancholie herniederschwebt — ist es noch das Leben, die Wirklichkeit? und wieder gewaltige Bauten, die die Straßen beengen. Und erst vor dem Winterpalast, vor der großen Rednertribüne kommt man wieder zu sich, zum Dasein und zum Kampf. Dann um die Ecke, durch ein verschneites Gäßchen, den Damm hinauf und nun die Newa — ah! Fern eine mächtige Brücke, ein feiner Streifen über ein weites Eisfeld, dort drüben im Dunst, fast schon in der Dämmerung entschwebend, wie in der Auflösung begriffen, verflüchtigen sich die Umrisse der Kasematten der Peter-Pauls-Festung, darüber hinaus ins fließende Grau schwingt ein schmaler, spitzer, langer Turm, näher nebelt jene Insel mit der verfluchten Börse heran, und gen Westen zieht im großen Schwung das breite Eisfeld dahin wie eine begrenzte Wüste — zackig, felsig und unfruchtbar. Und weiter hinaus — eisumgürtet — lagert wohl Kronstadt. Ueber solch unwegsames, unheimliches, zerklüftetes Gefild stürmten die roten Soldaten zum Angriff gegen das konterrevolutionäre Rebellennest.

Leningrad ist zum Leben erwacht. Keine sterbende Stadt mehr. Die Bevölkerung hat hier leichten Sinn, man merkt das auf der Straße, in den Aemtern, in Redaktionen, im Theater. Sie machen gerne Scherze, sie singen gern, sie sind immer etwas ironisch, und sie haben in ihrer Stimme, wenn sie einen Satz vollenden, etwas sehr Melodiöses. Ihre Frauen lachen, ihre Kuchen sind die besten — vielleicht auf der Welt —, es gibt da kleine Cafés, Bäckereien, lange noch nach Mitternacht offen, man steigt eine Stufe hinab, wie in Keller, und kommt in weite, helle Räume, da lagern Berge von Gebäck aller Art, aller Formen.

Leningrad hat etwas Prickelndes, Belebendes, heiter Frisches. Und man hat Sehnsucht danach, auch weil es ganz europäisch ist, weil hier die Revolution anfing und hier das Bindeglied zwischen Europa und Rußland ist, weil hier ein sehr klassenbewußtes, starkes Proletariat lebt, das zuerst unerschrocken gegen seinen Feind losmarschierte und nach drei Tagen schon den Sieg unangetastet in Händen hatte. Leningrad gibt einem Recht. Die russische Revolution ist keine nur russische oder gar asiatische Angelegenheit; die Revolution begann in Europa, hier in Leningrad, hier beim Industrieproletariat; deshalb ist es auch so richtig, daß man Petrograd Lenins Namen gegeben hat. Hier ruht der tiefe Sinn dieser Taufe.

Und Lieder klingen durch die Luft, Menschen spötteln, Nebel fallen, Nebel zergehen — immer bleibst du, kämpfendes Proletariat.

Deutsche Judenordnung / ein völkisches Geheimdokument

von Bruno Frei

> Die Nationalsozialistische Freiheitspartei will im neuen Reichstag zuallererst den Antrag einbringen, ein Ausnahmegesetz für oder richtiger: gegen die deutschen Juden zu schaffen. Da kommt der folgende Beitrag grade zurecht.

Entrüstung über die völkische Gemüts- und Geistesverfassung muß man sich abgewöhnen. Dazu sind sie zu komische Käuze, diese völkischen Helden, die ihre eigne Querköpfigkeit so furchtbar ernst nehmen, daß sie nicht nur für sie zu sterben bereit sind, sondern sogar, sich lächerlich zu machen.

Da liegt ein achtseitiges Heftchen, betitelt: Deutsche Judenordnung. Ein Drucker ist nicht angegeben, wohl aber eine Verlagsnotiz: Auf Vorposten, Charlottenburg IV. Diese Judenordnung enthält in 65 Paragraphen Alles, was ein völkisches Herz begehrt. Der Verfasser tobt sich sadistisch aus und erfüllt — auf dem Papier — alle seine Wünsche und Tagträume.

Die „landsässigen" Juden werden unter Fremdenrecht gestellt; jede Gemeinde führt, wie im Mittelalter, ihre Judenlisten, und in allen amtlichen Schriftstücken muß die Bezeichnung „Jude" und bei Getauften „Judenchrist" verwendet werden. Wer ist Jude?

> Als Juden gelten alle Personen, deren Vorfahren bis zum Erlasse des Judenediktes am 11. März 1812 in Preußen der mosaischen Glaubensgemeinschaft angehörten.

Selbstverständlich dürfen ausländische Juden das Deutsche Reich nicht mehr betreten. Alle Juden, die nicht deutsche Staatsangehörige sind, müssen das Reich innerhalb vier Wochen verlassen; ihr Vermögen verfällt der Reichskasse. Alle öffentlichen Aemter, auch die Stellungen der Gewerkschaftssekretäre und Aufsichtsräte, ebenso der Beruf der Anwälte bleiben den Juden verschlossen. Sie dürfen keine Theater leiten und keine Kunstwerke ausstellen oder aufführen.

Diese famose Judenordnung enthält auch die mittelalterliche Bestimmung vom gelben Fleck in einer merkwürdigen Form. Die Juden müssen sich nämlich bei bestimmten Gelegenheiten selbst als Juden kenntlich machen. So müssen jüdische Aerzte, denen selbstverständlich die Behandlung von Nichtjuden verboten ist, an ihrem Schilde den Davidsstern anbringen. Ebenso die jüdischen Geschäftsleute und, was das Allerschlaueste ist, auch die Zeitungen, die im Besitz von Juden sind oder von jüdischen Redakteuren hergestellt werden.

> § 11. Jüdische Ehestifter (Schadchen) müssen einen Erlaubnisschein der Gewerbepolizei besitzen. Sie dürfen nur Ehen zwischen Juden und Jüdinnen vermitteln. Zuwiderhandelnde werden wegen Kuppelei bestraft und des Landes verwiesen.

Daß Juden nicht zum Heeresdienst herangezogen werden, ist nicht die schlimmste Bestimmung dieses Machwerks, bei dem man nicht weiß, ob seine Dummheit oder seine Gemeinheit größer ist. Nach § 21 müssen die Juden nach „unserm Zeitweiser" (wahrscheinlich ist Kalender gemeint) leben und ihren Sabbath am Sonntag feiern. Sogar die Anfertigung und der Vertrieb von Zeitweisern nach jüdischer Zeitrechnung ist untersagt und hat die gleichen Folgen wie Druck und Vertrieb verbotener jüdischer Schriften.

Das Geld scheint dem Verfasser eine jüdische Erfindung zu sein; sonst ist nicht zu begreifen, wie folgende Bestimmung in die deutsche Judenordnung kommen konnte, wo sie Zeugnis ablegt für die hohe volkswirtschaftliche Schulung völkischer Gesetzgeber:

> § 23. Der Geldverkehr wird verstaatlicht. Die Goldwährung wird aufgehoben. Der Roggenpreis bestimmt fortan den Wert der Zahlungsmittel.

> § 24. Der Zutritt zur Börse wird nur solchen Juden gestattet, welche von der Handelskammer ihres Bezirkes ein gutes Leumundszeugnis erhalten, das im Dezember jedes Jahres erneuert werden muß. Bei Zuwiderhandlung gegen Treu und Glauben verfügt der Staatskommissar an der Börse den Ausschluß.
> Wer durch geheime Zeichen, Worte oder Griffe den Eingeweihten kundtut, daß eine Hebung oder Senkung von Wertpapieren (Hausse oder Baisse) geplant sei, wird mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft. Sein Vermögen verfällt der Staatskasse, soweit es nicht zur Entschädigung Betrogener dienen muß.
> Wer Börsenberichte mit Geheimzeichen vervielfältigt oder verbreitet, wird wegen Beihilfe bestraft und, wenn er Jude ist, des Landes verwiesen.

Ebenso wenig ist zu verstehen, warum die Bestimmung: „Wer Arbeiter oder Beamte zu Streiks verleitet, wird gehenkt“ als § 26 dieser Judenordnung einverleibt ist. Gehenkt wird natürlich auch, wer Staatseinrichtungen oder Anordnungen von Behörden lächerlich oder verächtlich macht (also, zum Beispiel, wir).

Es wird den Juden untersagt, deutsche Familiennamen und Vornamen anzunehmen. Hingegen müssen die jüdischen Religionsbücher in deutscher Sprache abgefaßt werden, da der Gebrauch der jiddischen und der hebräischen Sprache allgemein verboten ist.

Einen breiten Raum nehmen die Sittlichkeitsverbrechen ein. Juden, welche deutsche Mädchen verführen, werden mit Zuchthaus bestraft.

Man könnte wirklich dieses ganze Heft für eine lustige Fälschung ansehen, gäbe es nicht solche rein völkische Blüten wie die folgende:

> § 52. Jüdinnen, welche die Unzucht gewerbsmäßig ausbeuten, um Staats- oder Wirtschaftsgeheimnisse zu erspähen, werden gehenkt.

Der Völkische sieht überall in der Welt seinen eignen Mißerfolg. Er hat sich die Theorie zurechtgelegt, daß an Allem die Juden schuld sein müssen, folglich müssen die Juden unter einander den Börsenkurs durch Geheimzeichen vereinbaren und die Staatsgeheimnisse durch im heiligen Dienst stehende Liebespriesterinnen ausspähen.

Die „Judenschaft“ darf nur jüdische Badeanstalten benutzen, Juden dürfen Freudenhäuser weder leiten noch sich in irgendeiner Form an ihnen beteiligen. Denn es ist klar: der weit verbreitete Hang zur Unzucht ist auch nur eine jüdische Erfindung. Ja, sogar jüdische Untersuchungsgefangene müssen von Nichtjuden getrennt eingesperrt werden. Es gilt, mit bornierter Folgerichtigkeit den jüdischen Ansteckungskeim auszumerzen. Gelingt dies, dann wird Deutschland heil sein. Ein Paradies für völkische Irrenanstaltswärter.

Zum Schluß sei — der Vollständigkeit halber — erwähnt, daß der § 63 dieser geistvollen Schrift folgenden Wortlaut hat:

> Die Juden entrichten für den Schutz, den sie im deutschen Reiche genießen, doppelt so viele Steuern wie die Deutschen.

Sechzig Photographien von Ignaz Wrobel

In der Avenue de l'Opéra gibt es ein englisches Ansichtskarten-geschäft, da kaufen die Engländer und Amerikaner ihre Post-karten aus Paris (nicht alle — manche kaufen sie auch noch anderswo). Vor dem Schaufenster blieb ich stehen und sah zart-sinnige Mädchenköpfe, edle Reitpferde, Füllfederhalter, Bücher und Ledermappen im Geschmack der Fabrikanten der reichen Leute. Und dazwischen ein paar Photographien mit Totenschädeln. Was war das? Das waren Andenken aus dem Weltkrieg.

Sie liegen vor mir. Es sind sechzig Photographien, das kleinste Assortiment, das zu haben war — es gibt auch noch reichlichere. Das Ganze ist eine nette kleine Erinnerung für das Touristenpublikum. Aber für uns auch.

Die Photographien sind von der andern Seite her aufge-nommen worden, also von Franzosen und Engländern, und ob-gleich ich auch im Kriege viel dergleichen gesehen hatte, ist so etwas doch immer interessant. Um es vorweg zu sagen: die Bilder sind tendenzlos (mit einer Ausnahme), sie enthalten keine Dokumente über angebliche oder wirkliche Greuel, es sind ein-fach Tatsachenbilder, denen man das Motto geben könnte, das ein herziger Feldpastor einmal einem Soldaten ins überreichte Gesangbuch geschrieben hat: „Zur freundlichen Erinnerung an den Weltkrieg." Damit er ihn nicht vergesse, wahrscheinlich.

„Boches readed". Ein tiefer Graben, unten, gekrümmt, hin-gepackt, schon halb vergraben, die Leichen. Ringsherum die trostlose Landschaftslosigkeit des Kriegsschauplatzes zweier Welten. „Dead Germans". Ein Bündel Kleider, wie ein Haufen Flicken, heraus ragen zwei Paar Stiefel: dies waren Menschen. „Wonded Boche". Im Graben, an einer unendlich langen leeren Bahnstrecke liegt ein dunkler Haufen, auf dem Bilde bewegungs-los. Zerschossene Deutsche, verstümmelte Deutsche, verweste Deutsche, Deutsche verschüttet und Deutsche friedlich im Tode schlafend — und ein Gerippe in Uniform. Und noch ein Ge-rippe. Und auf einem Bild eine riesige Grube mit Schädeln, mit Knochen und spitzigen Beinen.

Und damit der Beschauer auch das anheimelnde Bild des Friedens vor sich habe: der alte Hindenburg, gut genährt, aber streng blickend, Blech an Deutsche verteilend. Und, wahrhaftig: „Kaiser, von Kluck, Crownprinz" (r — nicht l), „G. H. Q." Da steht der Selige, lächelt vergnügt und verleiht gleichfalls. Und wieder der Kronprinz, wie er die Andern grüßt, die Andern, die in den Tod gehen. (Uebrigens soll man dem Mann nicht un-recht tun — auch er hat Mut bewiesen: er hat auf seiner Flucht nach Holland einem Deutschen, der Kühe trieb und so seinen Dienst tat, gehörig die Meinung gesagt. Alles, was recht ist.) Und Gräber und Kreuze, Kreuze und Gräber. Und immer wieder verfaulende Kleiderlumpen im Sand, ein Stück Kopf, ein Ge-wehrschaft und das Allerschrecklichste: „Dead Boche. Veaux near Soissons." Deutsche Soldaten liegen auf einem Krümper-wagen verpackt, wie das Vieh, und werden in die Grube abge-fahren. Die Köpfe sauber übereinandergeschichtet. Allez — hop!

Und winzige Aufnahmen aus den Kämpfen, springende Soldaten im Sturmhelm, Schießende und Laufende, Abschuß von Kanonen und zerschossene Tanks und Flugzeuge, unentwirrbares Eisen- und Drahtmaterial. Und auch: „The King of Saxonie“ — aber davon wollen wir lieber gar nicht reden. Und: „German prisoners. Marne.“

Da gehen sie. Da gehen Proletarier in Lumpenjacken, in den zerfetzten Röcken ihres Kaisers, vorn und an den Seiten berittene Soldaten, die den Auftrieb begleiten. Männer und Frauen stehen dabei, mit Rädern und Körben, und sehen zu. Man kann nicht hören, was da gesprochen wird.

Aber man kann hören, was da geschrien wird!

Diese Bilder rufen. Sie sagen aus von unermeßlicher Qual, von Hunger und Durst, von Hitze und Kälte, von Schmerzen, von faulenden Wunden, von Erniedrigungen, von Stumpfsinn, von Ungeziefer, von stinkendem Stroh, von menschlichen Niedrigkeiten, von Wahnsinn und Tierheit, von Schmerz und Todesnot und endloser, unmenschlicher Einsamkeit. Das große Wort von Karl Kraus steht über diesen Bildern geschrieben: „Vor sich den Feind, hinter sich das Vaterland und über sich die unendlichen Sterne.“

Und wer ist der Rohe: der die Wahrheit über den Krieg sagt, oder der die Unschuldigen in den gemeinsten Tod hetzt, den die Menschheit erfunden hat? Sind das noch menschliche Gesichter auf dem (einzig tendenziösen) Bild: „Germans entertainment“? Da sind sie noch einmal, die jungen Herren und die ältern, die der Krieg jung — und wie jung! — werden ließ, sie spielen Guitarre, und einer hat den Stiefel auf die Schultern des andern gelegt, Volksschullehrer, Baumeister, Bankbeamte, sie sind alle sehr vergnügt: eine Uniform und eine Seelenlosigkeit. (Nur den Herrn Coßmann von den ‚Süddeutschen Monatsheften‘ habe ich nirgends entdecken können. Aber auf dem Umschlag, den mir das Geschäft zu den Bildern mitgegeben hat, steht: „Société anonyme“. Das kann man wohl sagen.

War das auf der andern Seite besser? Keineswegs. Aber es ist Pflicht jedes Einzelnen, diesen Wahnsinn bei sich auszubrennen, im eignen Hause und nicht bei den Andern. Ich möchte mir auch nicht von einem französischen Pazifisten Abrüstung predigen lassen. Er soll bei sich anfangen. Fangen wir bei uns an.

Der sentimentale Pazifismus, der die wirtschaftlichen Voraussetzungen dieses Greuels nicht sieht, hat keine Zukunft. Aber um an Stelle der gemeinsten, wildesten Anarchie, die heute zwischen den Staaten herrscht, ein planmäßiges Zusammenarbeiten zu setzen, den frechen Glauben an die absolute Souveränität des Staates auszurotten, dazu genügen keine internationalen Konferenzen. Dazu gehört etwas Andres.

Dazu gehört eine Partei, die, in Deutschland, den Mut hat, die Unzulässigkeit der allgemeinen Wehrpflicht offen auszusprechen; dazu gehört vor allem eine Arbeiterpartei, die den Mut und die Sauberkeit hat, ihren Anhängern dieses zu erklären:

„Du schießt drüben immer den Kamerad Werkmeister tot — niemals den einzigen Feind, den du wirklich hast. Dein Blut

verströmt für Dividende. Dein bißchen Sterben, dein armseliges Verrecken wird mühsam mit einer Gloriole von Romantik umkleidet, erborgt aus den Emblemen von Jahrhunderten, entliehen aus verschollenen Zeiten. Wirf deine Flinte weg, Mensch! Es wird immer Kriege geben? Solange du willst, wird es sie geben. Nagle dir diese Bilder an die Wand, zeig deinen Kindern, was das für eine Schweinerei ist: der Krieg; was das für eine Lüge ist: der Krieg; was das für ein Wahnsinn ist: der Krieg! Und dann setze dich mit deinen Arbeitsgenossen auf der andern Seite hin, vertraue ihnen, denn es sind dieselben armen Luder wie du — und gib ihnen die Hand.

Nieder mit dem Staat! Es lebe die Heimat!“

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

VIII.

Herr v. Richter

Hinter der Wache, diesem kleinen griechischen Säulenbau Unter den Linden, der jetzt verödet dasteht, reckt sich die vornehme Fassade das Preußischen Finanzministeriums hoch. In diesem stillen Winkel, dem Kastanienwäldchen, wurde einstens die innere preußisch-deutsche Politik gemacht. Alle Fäden liefen hier, in dem Säckel des preußischen Finanzministers, zusammen. Zog der die Brauen, gleich knickten die Staatssekretäre des Reichs in die Kniee. Der Chef des Reichsschatzamtes war im letzten Grunde nur der junge Mann des preußischen Finanzministers. Johannes v. Miquel, ursprünglich ein Außenseiter, waltete hier seines Amtes, entwarf die großen Reformen der neunziger Jahre und führte sie, trotz allen Widerständen, mit eiserner Konsequenz durch. Hier spann Herr v. Rheinbaben, dieser gescheitelte und gewichste Junker, seine Gedanken und seine Intriguen. In dem großen eichengetäfelten Sitzungszimmer mit den ehrwürdigen langen grünen Tischen, gleich im Parterre des Finanzministeriums, hängt an den Wänden, Photographie an Photographie, das ganze Heer der führenden preußischen Finanzbürokraten. In einer Ecke steht, auf hohem Sockel, den Kopf etwas nach vorn gebeugt, die Büste des Freiherrn Kreuzwendedich v. Rheinbaben. Ueber allen aber Miquels griesgrämig lächelndes Bild.

„Seine Exzellenz lassen bitten !“

Ein großer schlanker Herr, schon leicht ergraut, tritt mir entgegen. Der vornehme preußische Beamte alten Stils. Ein Kulturmensch, ein feiner, liebenswürdig lächelnder Kopf. Eine Mischung von Diplomaten und Gelehrten.

Herr v. Richter stammt aus einer alten berliner Familie. Sein Vater war Geheimrat und in der Verwaltung der indirekten Steuern tätig. Auch die Mutter war eine Berlinerin. So verkörpert Herr v. Richter ein Stück berliner Tradition. Auch das Abiturium hat er an einem berliner Gymnasium gemacht. Stud. jur., cand. jur., Referendar, Assessor, Landrat — der gewöhnliche Werdegang des preußischen höhern Regierungsbeamten. Andre wären dann zum Regierungsrat, zum Oberregierungsrat,

zum Geheimen Oberregierungsrat und, bestenfalls, zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat emporgeklettert. Mit der zunehmenden Arterienverkalkung wären gradweise die Würden, Titel und Orden gekommen. Anders bei Richter. Eines Tages berief ihn der jugendliche Herzog von Coburg-Gotha, der eben noch unter der Vormund- und Regentschaft des Prinzen von Hohenlohe-Langenburg, eines Bruders der Fürstin Reuß jüngerer Linie, des spätern Kolonialdirektors und Reichstagspräsidenten, gestanden hatte, an die Spitze des herzöglichen Staatsministeriums. 1905. Das Land war liberal und zehrte noch stark von dem geistigen Nachlaß des sogenannten Schützen-Herzogs Ernst II., der sich als einziger deutscher Monarch nach der 48 er Revolution nicht mehr „von Gottes Gnaden“ genannt hatte. Das Land war durch die engen verwandtschaftlichen Beziehungen des Herzogshauses zu der englischen Königsfamilie mit dem britischen Hof liiert. Herzog Alfred war ein Engländer, und auch der jugendliche neue Herzog war auf britischem Boden geboren und aufgewachsen. Aber die Coburger Familienbeziehungen reichten nicht nur über den Kanal, sondern reichten auch nach Oesterreich, nach Bulgarien und nach Portugal: Coburg-Cohary und Coburg-Braganza. Coburg war also eine internationale Stätte, mit seinen großen und kleinen Schlössern, namentlich Rosenau, diesem schönen blütenduftenden Fleck Erde, der Sammelpunkt vieler gekrönter Herrschaften. Und über alldem lag, breit und behäbig, auf steiler Höhe die alte Feste Coburg.

Als Herr v. Richter in der glitzernden Uniform des Staatsministers hier seinen Einzug hielt, machten die Coburger saure Gesichter: ein Preuße, ein Konservativer, ein Junker. Mißtrauen überall in der Bevölkerung. Aber Herr v. Richter wußte sich rasch durchzusetzen. Nicht durch sogenannten Schneid, sondern durch Liebenswürdigkeit und Anpassungsfähigkeit. Er war keineswegs ein Reaktionär. Im Gegenteil. Ein gebildeter, klug abwägender Staatsbeamter, der sich auf der mittlern Linie hielt und bald mit allen Parteien auf gutem Fuß stand. Selbst die Fortschrittler, die in der Person des Gothaer Oberbürgermeisters Liebetrau den Landtagspräsidenten stellten, gaben ihre Reserve auf, und Herrn v. Richters Politik ließ immer deutlicher erkennen, daß er kein Fortschritts- und Sozialistenfresser war, sondern sich bemühte, auch die Sozialdemokratie zu positiver Staatsarbeit zu erziehen. In aller Stille wirkte er. Acht Jahre gingen darüber hin. Da gabs einen Knalleffekt. Der Hofkammerpräsident, Herr v. Bassewitz, der die herzöglichen Domänen verwaltete, sperrte plötzlich in Friedrichsroda und in Oberhof gewisse Waldteile dem öffentlichen Verkehr. Die Bevölkerung geriet in Aufregung. Der Fremdenverkehr war bedroht. Im Landtag wurde eine Interpellation eingebracht. Auf den Staatsminister hagelten die heftigsten Vorwürfe nieder. Er zuckte mit den Achseln: „Ich bin nicht dafür zuständig. Bitte, wenden Sie sich an den Herzog selbst oder an den Hofkammerpräsidenten, die, da es sich um ein Privateigentum der Krone handelt, allein darüber zu bestimmen haben.“ Herr v. Bassewitz geriet über diese Haltung des Ministers außer sich, elite zum Herzog und forderte

Genugtuung. Der Minister müßte revozieren. Der Herzog berief den Minister zu sich. Der lehnte die Zumutung ab und erklärte, daß der Konflikt nur durch ein: Er oder ich gelöst werden könne. Der Herzog bat und beschwor den Minister. Vergebens. Herrn v. Bassewitz, dem er verpflichtet sei, könne er nicht fallen lassen. „Gut. So trete ich zurück.“ Und Herr v. Richter ging.

Einige Jahre verbrachte er dann in Berlin. 1917 wurde er, parteipolitisch ein Nationalliberaler, an die Spitze des Oberpräsidiums nach Hannover berufen, als das alte Regime auf der ersten abwärtsneigenden Kurve des Krieges in die Verwaltung des Staates die ersten liberale Elemente einziehen ließ. Herr v. Richter bewährte sich auch hier und überstand selbst die Revolution. Eines Tages erschien ein Ausschuß der Arbeiter- und Soldatenräte bei ihm und erklärte, daß man ihn zwar in seinem Amte belassen wolle, daß man ihm aber notgedrungen einen Kontrolleur, wie auch anderswo, an die Seite stellen müsse. Schön. Der Mann, der Sozialdemokrat, der mit dieser Aufgabe betraut war, drehte und wand sich. Herr v. Richter: „Gewiß, ich habe nichts zu verheimlichen, und Sie können alle Akten einsehen, wie Sie belieben. Aber die Entscheidungen liegen ausschließlich bei mir. Hineinregieren kann ich mir nicht lassen. Denn sonst gibt es ein Durcheinander, und ich bin schließlich verantwortlich für den Gang der Verwaltung.“ Der Andre: „Ja, ich habe aber nur wenig Zeit, und kann dafür nur eine Stunde am Tage opfern.“ Richter lächelte: „Wie wollen Sie dann die große Arbeitsfülle meistern?“ Der Andre: „Wissen Sie, Herr Oberpräsident, ich mache Ihnen einen Vorschlag: Sie wählen mir die Schriftstücke aus, die ich mir durchsehen soll. Dann wird schon Alles gut gehen, und wir werden reibungslos zusammenarbeiten.“ So geschahs, bis auch diese Uebergangszeit vorüber war.

Nach dem Kapp-Putsch mußte er Noske Platz machen, wurde bald darauf in den Landtag gewählt und spielte rasch in der Fraktion der Deutschen Volkspartei eine führende Rolle. Die große Koalition der bürgerlichen Mittelparteien mit der Sozialdemokratie kam zustande, und er trat als Chef des Finanzministeriums in das Kabinett Braun ein.“ Die Zeit der Inflation begann. Die Geldentwertung machte immer rasendere Fortschritte. Das preußische Finanzwesen drohte in täglich größere Unordnung zu geraten. Alle Versuche, eine geordnete Etatswirtschaft aufrecht zu erhalten, schlugen fehl. Die Einzelstaaten waren vom Reich völlig abhängig und seufzten und stöhnten. Im letzten Augenblick, als das Wasser dem Reich und den Ländern schon bis zum Halse stand, gelang die Stabilisierung der Mark. Herr v. Richter konnte wieder einen zuverlässigen Etat auf einer Goldgrundlage aufstellen, mußte allerdings neue Steuern aus der Erde stampfen und den ganzen Verwaltungsapparat durch schärfste Sparmaßnahmen abbauen, um das Gleichgewicht des Budgets herzustellen. Angriffe der belasteten Bevölkerung, vor allem der Landwirtschaft, die unter der hohen Grundsteuer aufschrie, waren unvermeidlich. Aber die Staatsnotwendigkeiten kamen vor den Berufsinteressen. Und Herr v. Richter blieb fest.

IX.

Wie ich Journalist wurde

Von Zeit zu Zeit taucht die Anregung auf, es solle nicht quivis ex populo zur Journalistik zugelassen, sondern eine Art Befähigungsnachweis eingeführt werden. Man will dadurch den Stand von nicht hineingehörenden und ihn kompromittierenden Elementen frei halten.

Die das vorschlagen, sind in der Regel gute Leute, aber schlechte Musikanten. Sind sie selbst Journalisten, so würde ich ihnen jedes Examen, aber nie einen guten Artikel zutrauen.

Man lernt als Journalist, aber man lernt nicht Journalist. Entweder man ist es, oder man ist es nicht. Eine solide Vorbildung ist sehr gut. Aber es gibt keine spezifisch journalistische Vorbildung. Ob einer als Arbeiter oder als Arzt, als Banklehrling oder als Dr. iur. angefangen hat, ist ganz nebensächlich. Wesentlich ist nur: Man muß es in sich haben.

Soweit ich meine sogenannten Ahnen und meine sehr ausgebreitete Verwandtschaft kenne, hat nie einer auch nur das Geringste mit dem Federvieh zu tun gehabt. Es waren alles solide Leute mit einem ordentlichen Beruf. Erst ich habe die Kette zerrissen. Na, schließlich muß ja jede Familie, die etwas auf sich hält, einmal ihren verlorenen Sohn haben. Sonst wird die Sache zu langweilig.

Meinen ersten Artikel schrieb ich als Student 1884, und zwar für das Deutsche Adelsblatt, mit dessen Herausgeber v. Mosch ich befreundet war. Der kleine Artikel war der 500 jährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg gewidmet, an der ich als Mitglied der Delegierten des Vereins Deutscher Studenten teilnahm. Natürlich habe ich keine Ahnung mehr, welche minder maßgebenden Urteile ich damals zu Papier gebracht habe. Nur dessen entsinne ich mich, daß mein Artikel dadurch einen gewissen Schwung bekam, daß ich die schönste Frau von Heidelberg, eine von der Insel Oesel stammende Professorsgattin, persönlich kannte. Sie hielt nach dem Festzug in dem mittelalterlich hergerichteten Schloßhof als Pfalzgräfin Elisabeth in hoheitsvoller Anmut ihre Cour ab. Dies Schauspiel in Verbindung mit den persönlichen Beziehungen gab meiner journalistischen Jungfernarbeit einen poetischen Untergrund, über den zu verfügen ich nur in seltenen Lebenslagen imstande war.

Weit näher lag mir das Gebiet, das ich bald nachher als Referendar in Lübben zu beackern begann: die Jagd. Es war das einzige, das ich einigermaßen zu beherrschen glaubte. Woche für Woche sandte ich meinen Jagdartikel an das Deutsche Adelsblatt, das ihn umso lieber abdruckte, als er gratis und franko kam und das Hauptinteresse der meisten Leser betraf.

Auch an andre Blätter traute ich mich als Jagd-Mitarbeiter heran. Damals beschäftigte grade ein neues Vogelschutzgesetz die Parlamente. Mich als Jäger empörte, daß man den Storch unter die geschützten Vögel aufnehmen wollte, obwohl ich ihn

oft als Eierräuber und Mörder junger Hasen festgestellt hatte. Ich versuchte, die konservative Presse gegen die mir unberechtigt scheinende Schutzmaßnahme mobil zu machen, da sie wohl nur einem ländlichen Vorurteil entgegenkommen sollte. In dieser Sache hatte ich auch eine Korrespondenz mit dem wackern Pastor Engel, dem Chefredakteur des Pastorenblattes ‚Der Reichsbote‘. Engel, ein sehr braver Mann, aber unheimlich orthodox, verstand von der Naturwissenschaft nicht viel. An meinen Artikel wollte er nicht heran. Aus seinen Briefen ging hervor, daß er Bedenken trug, zur Zerstörung eines Glaubenssatzes beizutragen, der damals als unentbehrlich für die Kindererziehung galt.

Eines Tages tauchte in Lübben ein Wandertheater auf. Es spielte — na, wie eben Wandertheater in Städten mit 3000 Seelen zu spielen pflegen. Aber die Leute gaben sich Mühe und sahen sehr verhungert aus. Darum tat es mir leid, daß das einzige Preßorgan des Ortes, das Kreisblatt, keine Kritiken brachte, da sie vielleicht das Interesse erhöht hätten. Ich ging zu dem Redakteur, der zugleich Verleger und Drucker war, um ihn zu fragen, ob er nicht von mir Kritiken bringen wollte. Mit Kußhand nahm er an, nachdem er sich vergewissert hatte, daß es ihn nichts kosten werde.

Seitdem saß ich Abend für Abend in der Schmiere und verfertigte dann Kritiken, von denen ich heute dringend wünsche, daß niemals irgendein boshafter Gegner sie wieder ausgraben möge. Immerhin: für Lübben waren sie ein Ereignis. Richtige Theaterkritiken im Lübbener Kreisblatt — der selige Ben Akiba war widerlegt. Und als gar durchgesickert war, daß „der Referendar“ sie schreibe, geriet das ganze Städtchen in Aufruhr.

Der Schmierendirektor, feierlich in Zylinder und ehemals schwarzem Rock, machte mir einen Besuch, flankiert von seiner ältesten Schauspielerin. Mit einem Pathos, das mich jeden Augenblick das Hervorbrechen von Tränen befürchten ließ, versicherte er mich seines und seiner Truppe ewigen Dankes. Durch meine Kritiken hätte ich die Aufmerksamkeit der gesamten gebildeten Welt von Lübben und Umgegend auf sein Theater gelenkt und ihm damit einen Besuch zugeführt, der ihm für alle Zeiten Lübben als eine der schönsten Stationen seines Erdenwallens erscheinen lassen werde. Ich nahm die Huldigung mit der ganzen Würde meiner einundzwanzig Jahre entgegen und bedauerte nur, daß er sich zur Begleitung ausgerechnet die reifste Respektperson aus seinem weiblichen Mitgliederbestand erwählt hatte.

Bald darauf bekam ich einen zweiten Besuch. Es war mein Amtsrichter v. Winterfeld, Sohn des Verfassers der seinerzeit viel gelesenen Militärhumoresken und darum selbst literarisch mehr interessiert als der Durchschnitt des konservativen Beamtentums. Ich stand mich ausgezeichnet mit ihm, zumal er sich lebhaft für meine journalistischen Anfänge interessierte. Er erklärte, er sei gekommen, um mich auf eine mir drohende Gefahr aufmerksam zu machen. In der „guten Gesellschaft“ von Lübben habe es peinliches Aufsehen erregt, daß eins ihrer Mit-

glieder sich journalistisch betätige. Namentlich die Jägeroffiziere, in deren Kasino ich doch verkehrte, nähmen daran Anstoß. Man erblicke darin den Versuch, mit Kenntnissen zu protzen, wie das auch schon in der Unterhaltung mit mir wiederholt peinlich aufgefallen sei. Einige Damen waren besonders unangenehm berührt von dem Gedanken, daß Jemand, der mit ihren Töchtern zu tanzen die Ehre habe, durch die Besprechung der Leistungen von Schauspielerinnen in den Verdacht geraten könne, mit diesen Personen auch sonstwie sich einzulassen.

Ich war baff. Hätte doch eine dieser sittlich entrüsteten Damen die einzige Schauspielerin gesehen, die meine Bude betreten hatte! Und das „Protzen mit Kenntnissen“? Jawohl, ich hatte die entsetzlich öden Kasinogespräche mit den fast einzigen Themen „Jagd, Weiber, Jeu“ hie und da auf ein andres Gebiet zu lenken versucht. Aber das hatte ich doch eigentlich schon längst aufgegeben, da ich bald einigesehen hatte, daß es sich um Versuche an gänzlich untauglichen Objekten handelte.

Trotzdem: nun hatte ich den Salat. Ich beruhigte Herrn von Winterfeld, der ja nur aus wirklichem Interesse für mich gekommen war, mit der Mitteilung, daß die Schmiere in den nächsten Tagen abreisen werde und versprach ihm, mich in meinen Gesprächen jeder erwünschten Banalität zu befleißigen.

Bald darauf setzte ich meine Referendartätigkeit in Berlin fort. Die viele freie Zeit, die sie mir ließ, wandte ich neben dem Deutschen Adelsblatt, für das ich die Theaterkritik übernommen hatte, dem Wochenblatt der Christlich-sozialen Partei, dem ‚Christlich-sozialen Korrespondenzblatt‘, zu. Ich begann jetzt, politisch zu schreiben. Das heißt: das Hauptgewicht wurde zunächst noch auf die Berichte über Stoeckers Versammlungen gelegt. Jeden Freitagabend sprach Stoecker in der Tonhalle (einem längst verschwundenen großen Saal in der nördlichen Friedrich-Straße) vor 1000 oder mehr Menschen. Gute, das heißt: möglichst dramatisch zugespitzte, ausführliche Berichte über diese Versammlungen wurden mir als das beste Propagandamittel bezeichnet. Ich versuchte, sie zu liefern, und hatte jede Freitagnacht dafür zu opfern, da das Manuskript für das Sonnabend herauskommende Blatt Sonnabend früh in der Druckerei sein mußte.

Stark nahm meine journalistische Tätigkeit zu, als 1888 das Wochenblatt in die Tageszeitung ‚Das Volk‘ umgewandelt wurde. Stoecker berief als Redakteure den alten Lassalleaner Heinrich Oberwinder und den noch sehr jugendlichen Hans Leuß. Oberwinder, ein sehr anständiger Kerl, war journalistisch schon ziemlich verbraucht. Er hatte in der Regel drei Tage für einen Artikel nötig und mußte zwischendurch immer ein Dampfbad nehmen. Eine um so schneidigere Klinge schlug Hans Leuß. Seine Artikel, manchmal zwei in derselben Nummer, waren wahre Husarenstückchen der Journalistik, meist nach dem Rezept des alten Januschauers verfertigte: „Kurz, aber verletzend“. Ich selbst war zwar nur gänzlich unbezahlter Redakteur in partibus, aber sehr eifrig bei der Sache. Damals kam ich in den eigentlich technischen Redaktionsbetrieb hinein.

Das Blatt war ein Blättchen, das nur ein Mal täglich erschien und im Nachrichtendienst einfach unter der Kanone war. Das lag an den kläglichen Finanzverhältnissen des von Stoecker mit unglaublichem Leichtsinn (er nannte es: Gottvertrauen) ins Leben gesetzten Unternehmens. Es mußte ununterbrochen bei den wohlhabendern Parteigenossen schnorren, um von Woche zu Woche weitervegetieren zu können. Manchmal war buchstäblich nicht Eine Mark in der Kasse. Da wurden dann immer mit besonderer Freude die Briefe begrüßt, denen Rückporto beilag. Das war doch wenigstens Eine bare Einnahme.

Die Sache wurde erst anders, als ein glühender Bewunderer Stoeckers, der Referendar Bresges, sich entschloß, von seinen allerdings sehr großen Einkünften jährlich 20 000 Mark zur Verfügung zu stellen.

Als ich 1890 nach Schleswig als Regierungsreferendar ging, ließ ich eine Redaktion zurück, an der eigentlich nur noch Ihre Lückenhaftigkeit bemerkenswert war. Oberwinder beschwor mich deshalb, meine Redaktionstätigkeit auch in der Ferne fortzusetzen. Täglich ging eine Sendung mit Materialien an mich ab, und ebenso regelmäßig sandte ich den verarbeiteten Redaktionsstoff zurück. Die Artikel waren auf diese Weise immer etwas abgelagert. Aber das christlich-soziale Lesepublikum war in puncto journalistischer Aktualität von exemplarischer Genügsamkeit

Meine Behörde hatte keine Ahnung von meiner journalistischen Tätigkeit. Bis sie eines Tages unsanft aus ihrer Ahnungslosigkeit gerüttelt wurde. Es traf ein Schreiben des Ministers des Innern an den Regierungspräsidenten in Schleswig ein, das mir in echt-preußischen Ausdrücken den schärfsten Tadel aussprach und mich mit sofortiger Entlassung bedrohte, falls ich meine frevelhafte Schriftstellerei fortsetzte.

Was war geschehen? Es spielte sich damals im preußischen Landtag der Kampf um die neue Einkommensteuer ab. Das Abgeordnetenhaus hatte den Maximalsatz von 3 Prozent bei den Einkommen von über 100 000 Mark auf 4 Prozent heraufgesetzt. Das Herrenhaus lehnte diese Erhöhung ab. Darauf schrieb ich einen mit meinen Initialen gezeichneten Artikel: ‚Noblesse oblige‘, worin ich als Mitglied der Adelsgenossenschaft meine Standesgenossen beschwor, von ihrem unsozialen Verhalten abzugehen. Der Artikel rief im Herrenhaus einen Sturm hervor. Einer der edlen Herren nannte ihn sozialdemokratisch, worauf der Fürst Hatzfeld diese Qualifikation ungenügend befand und ihn als kommunistisch bezeichnete. Aber er wurde von dem frommen Grafen v. d. Schulenburg-Beetzendorf noch übertrumpft, der nur das Adjektiv „anarchistisch“ als meiner Sünde adaequat erachtete.

Die konservative Regierung raste, als sie festgestellt hatte, daß das Unglückswurm, das die Grafen und Fürsten so in Alarm gebracht hatte, ihr eigner Untergebener und noch dazu einer auf der untersten Stufe war. Das mußte gerochen werden! Ich mußte als eine fast unverdiente Gnade ansehen, daß man mich nicht gleich zum Teufel jagte. Obwohl ich doch eigent-

lich nur im Interesse der Aufbesserung der preußischen Finanzen geschrieben hatte.

Ich kam in einen schweren Gewissenskonflikt. Das Verbot war strikt. Aber von Berlin beschwor mich die Redaktion, meine Tätigkeit fortzusetzen, da sonst das Blatt pleite sei. Da ‚Das Volk‘ eine Sache vertrat, die mir damals heilig schien, entschied ich mich für die Fortsetzung meiner heimlichen Mitarbeit.

Eines Tages, ich arbeitete grade bei dem Magistrat in Neumünster, erschien der Regierungspräsident aus Schleswig in feierlichem Gewande und mit ebenso unheilverkündendem Dienstgesicht, um mich zu vernehmen. Es sei der Verdacht im Ministerium entstanden, daß ein Artikel im ‚Volk‘ über die preußische Gemeindeordnung, den die Bismarckschen ‚Hamburger Nachrichten‘ freudestrahlend abgedruckt hätten, von mir herrühre. Er habe mich zu fragen, ob das wahr sei. Wenn wider Erwarten ja, so wisse ich wohl selbst, welche Konsequenzen das für mich haben werde.

Ich erklärte: „Nein.“ Es ist meines Wissens das einzige Mal in meinem Leben gewesen, daß ich in einer wesentlichen Sache wissentlich die Unwahrheit gesagt habe. Ich log, weil ich mir vorgenommen hatte, auf alle Fälle meinen Assessor zu machen, um meiner Familie zu beweisen, daß ich mich nicht etwa um das Examen drücken wolle. Und nur durch jene Lüge, die mir freilich noch heute Unbehagen macht, konnte ich mich vor Entlassung schützen.

Bald nach dem Examen reichte ich meinen Abschied ein. Die zweieinhalb Jahre Verwaltungstätigkeit hatten mir vollauf den Beweis erbracht, daß ein Mensch mit selbständigen Ansichten in der damaligen preußischen Verwaltung ein Ding der Unmöglichkeit war.

Bresges erklärte mir, daß er auf meinen Eintritt in die Redaktion des ‚Volks‘ entscheidenden Wert lege. Ich sagte mir, wenn er jährlich 20 000 Mark der Sache opfere, sei es meine Pflicht, auch das Opfer meiner Karriere zu bringen.

Ich teilte meinen Eltern meinen Entschluß mit dem Bemerken mit, daß ich selbstverständlich jetzt, wo ich so gegen ihren Willen handle, nicht mehr darauf rechne, von Hause irgendwelchen Zuschuß zu beziehen. Mein Vater fand das auch selbstverständlich und handelte danach.

So trat ich 1892 mit 200 Mark Monatsgehalt in die Redaktion des ‚Volks‘ ein. Ich war ein freier Mensch geworden. Und habe es nie bereut.

Die schlimme Jagd von Lenau

Das edle Wild der Freiheit scharf zu hetzen,
Durchstöbert eine finstre Jägerbande
Mit Blutgewehren, stillen Meuchelnetzen
Der Wälder Heiligtum im deutschen Lande.
Das Wild mag über Ström’ und Klüfte setzen
Und klettern mags am steilen Klippenrande:
Der Waidruf schallt durch Felsen, Ström’ und Klüfte,
Empört verschleudern ihn die deutschen Lüfte.

Bernard Shaw und Methusalem von Leo Greiner

Der Komödiendichter Bernard Shaw ist ein Pathetiker. Freilich einer, der sich gehütet hat, sein Pathos in Monologen und Dithyramben preiszugeben, und lieber, wenn es auch närrisch aussah, das Rockfutter nach außen gewendet und die Glattseite nach innen trug. Er — wer weiß, ob auch ein zweiter unter den Heutigen — durfte sich das gestatten, wahrhaft generöser Verschwender seiner selbst, als der er seine Komödien hinschrieb, ohne aus einem vermeintlichen Lustigmacher eines Tages ein bloß wirklicher zu werden. Die feine Distanz, die er zwischen sich und alle feststehenden und behüteten Wahrheiten zu legen pflegte, sicherte ihm nicht allein die freie Uebung seiner Vernunft, sondern, und darauf kommt es an, sogar die Freiheit, dieser Vernunft selber überlegen zu bleiben, ja, die von ihr gern erstrebte Herrschaft am gegebenen Ort mit Wissen und Willen zu konterkarrieren. Deshalb ist sein moralischer und psychologischer Scharfsinn immer auf dem Sprunge, freimütig das Geschöpf zu verspotten, ohne den Schöpfer zu verletzen, der es geschaffen hat, mit dem er, der Künstler, sich auf eine listig vertrauliche Art eins fühlt in der zeugenden Lust an der Gestalt. Die Macht seines Intellekts verführt ihn nicht, Dummheit, Bosheit oder Unzulänglichkeit der Menschen zu Beweisgründen gegen die Schönheit und den Reichtum des Lebens zu machen (ganz im Gegenteil) oder seine Wahrheitsliebe zu einer Nörglerin an den berückenden Mysterien unsres menschlichen Daseins. In dieser halben Paradoxie, im Grunde nichts als einer wahrhaft unvoreingenommenen und erlösten Natürlichkeit, ist ganz im Geheimen das kleine, große Pathos Shaws mitverkapselt: Besitz eines Wissenden, der Maße und Entfernungen auf das genaueste beherrscht, ist es achtsam, nie zu weit hervorzubrechen, wie ein feinschwingender Pendel oberhalb von Ding und Gestalt die Zeit zu messen, stets aber, wenn die Vernunft sich einen Uebergriff erlaubt oder die Ironie die Natur zu verletzen droht, als ein Korrektiv des Geistes gegen den Uebermut des Intellekts, als ein Vorbehalt im Namen des Mysteriums, das es getreulich bewacht, herauszutreten. Jedoch nicht, ohne auch überall, wo Gefahr droht, daß umgekehrt das Vernünftige durch das Dogma, das natürlich Grade durch das sentimental Schiefe verdunkelt werden könnte, ebenso untauschbar die Partei der Vernunft zu ergreifen. Freilich geschieht dies Alles kaum einmal mit Worten oder durch sonst ein Medium, das, wie das Wort, Neigung hat, das Kind gleich mit dem Bade auszuschütten, sondern so, daß Ernst und Komik in einer, man nennt das so, schillernden Art durcheinanderzuwirren scheinen. Shaw-Proteus oder, in einer bessern Sprache, der Geist, der, was verhältnismäßig leicht ist, die fromme, was aber schon schwieriger ist, die unfromme Lüge gleich unbestechlich durchschaut, kann die langhin rollende Manier des Pathos nicht gebrauchen, denn auch die Lüge ist ja nichts Konsistentes, das sich konservieren ließe, sondern ein rasch wechselndes Pigment in jeder Art von Gesinnungen,

Urteilen, Vorurteilen und besonders auch Uebertreibungen, das, soll es bemerkt werden, sogleich bemerkt werden muß. Deshalb ist es Sache des Geistes, ununterbrochen auf Beobachtung zu stehen, und die Lüge überall, wo sie sich, selbst in der Maske der zartesten Liebenswürdigkeit, hervorwagt, mit einem blitzartigen „Du sollst nicht“ in ihre Schlupfwinkel zurückzujagen.

Freilich wird es einfacher sein, auf solche Weise das Agens in diesem durch hundert Gestalten, Formen und Ueberzeugungen hindurchzündenden „Du sollst nicht“ Bernard Shaws anzugeben, als den Inhalt eines „Du sollst“, das mit gelassenem oder forderndem Blick dahinterstünde. Entschließen wir uns aber für den gelassenen Blick, so gewinnen wir immerhin schon das Eine an Einsicht, daß Bernard Shaws „Du sollst“ keine Tafel der Gesetze, sondern ein Buch der Erkenntnisse und Sprüche sein dürfte. Fügen wir dem hinzu, daß es zwar die Erkenntnis der moralischen Erscheinungen fördern, selbst aber nicht auf die Moral oder zeithafte Sitte, sondern das fluktuierende Wesen des Lebens abzielen, also, wenn auch dicht am Moralkritischen entlang, weit eher biologisch sein werde, so sind wir der Wahrheit allenfalls wieder einen Schritt näher gekommen. Wollen wir aber resolut sein und Farbe bekennen, auf die Gefahr hin, daß diese vor andern andrängenden Aspekten sogleich wieder zerfließt, so trägt Shaws „Du sollst“ wenn überhaupt einen Namen, so diesen: Der Uebermensch. Wobei wir uns freilich beeilen sollten, von dem, was dieser Name besagt, alle Kronreifen und Adelszeichen, besonders aber den Adler und die Schlange Zarathustras abzuziehen und nichts übrig zu lassen als die nackte Tatsache. Denn auf diese allein kommt es an, nämlich auf die Vorstellung, daß es dem Menschen vielleicht eines Tages gelingen möchte, so auszusehen wie ein Mensch und nicht wie ein Narr, der jedem Spleen gehorcht oder alle Tage eine andre ungeheure Aufgabe auf seine Schultern nimmt, ohne daß seine Umsicht und Intelligenz ausreichte, auch nur eine davon vernünftig zu Ende zu führen. Tatsächlich wimmeln Shaws Komödien von Vertretern des menschlichen Geschlechts, die auf dem Wege von Irrmeinungen oder durch Fehlversuche, durch Verstocktheit oder eine würdevolle Aktivierung alles dessen, was in ihnen minderwertig ist, das Heil, den Himmel auf Erden herbeizurufen trachten. Glücklicherweise aber gibt es daneben auch Posnets und Candidas, die, jedes von ihnen auf besondere Art, das Heil nicht erst herbeizurufen brauchen, weil sie selbst dem Heil nahe oder das Heil selber sind. So erscheinen Shaws Menschen, und nicht allein die wesentlichsten, auch die dramatisch unwichtigern, sofern auf ihnen nur der besondere Glanz seines Geistes ruht, als Heilige, wenn sie nicht Fachleute, und als Fachleute, wenn sie nicht Heilige sind. Das heißt: entweder als biologisch gelungene Exemplare der Gattung, die alles Wünschenswerte schon durch ihr bloßes Dasein verwirklichen, oder als idealistisch verrannte Fehlgeschöpfe mit Systemen, fixen Ideen, psychologischen Usancen, die alle darauf abzielen, das Vollkommene, das die Natur in ihren Heiligen hervorbringt, durch Ent-

fernung des Wurmfortsatzes, also auf dem Wege der grundsätzlichen physischen oder moralischen Exstirpation, gleichfalls zu erreichen. Zu diesem Umkreis gehören, mit einer Variante, zweifellos auch Shaws Helden, Caesar, Napoleon, die wo sie nicht Uebermenschen sind, als Spezialisten des Heldenberufs Heere und Völker beherrschen, nicht aber die kleinen Eidechsen und Schlangen, die ihnen gelegentlich über den Weg flitzen und es leicht haben, die Herren außer Fassung zu bringen, weil ihnen weniger an der Herrschaft über die Völker als über einen einzelnen Mann gelegen ist. *(Schluß folgt)*

Nebeneinander von Alfred Polgar

Der Herr Otto Neumann, ein richtiger Neu-Mann, ein Kerl unsrer mittelgroßen Zeit, gemein, verwegen, mit einem Herzmuskel begabt, der jedes Gewicht mühelos stemmt, ist in Geldnot. Er muß seinen Frack versetzen. In der Fracktasche vergißt er einen Brief, adressiert an das schnöd verlassene Mädchen: Unsre Beziehung ist zu Ende . . . schreibt Neumann ungefähr . . . und da Du also jetzt Mitteilung von mir in Händen hast, brauchst Du Dich nicht umzubringen, wie Du für den Fall, daß Dir keine Antwort würde, tun wolltest. Der alte Pfandleiher findet den Brief, dessen Nichtabsendung Tod bedeutet. Doch ist die Adresse verwischt. Beim Frackputzen fiel die Benzinflasche, ergoß sich auch über den Brief, tilgte die Schrift auf seiner Hülle. Nun packt es den Pfandleiher mit dem gleichen Griff, mit dem es die Madame Legros packte, als sie den hilfeschreienden Zettel des Bastillesträflings auf der Straße fand. Der Brief muß dem Menschen in die Hände kommen, für den er bestimmt ist. Muß. Es gilt ein Leben. Der Pfandleiher fühlt in der Brust den schmerzhaft-seligen Brand des unabweislichen „Tue, wie es dich heißt, zu tun“. Er macht sich auf die Suche nach dem Mann, nach dem Mädchen. Liebe-gläubig, Menschengläubig, gut und in dunklem Drange, geht er, kindlichen Schritts, seinen Weg. Der wird Passionsweg. Denn was der alte Mann treibt, scheint Unsinn und Einfalt in einer Welt, deren Dogma lautet: Nutze deinen Nächsten für dich selbst. Der alte Pfandleiher gerät in lächerliche und böse Verstrickung. Die Polizei — sogar an die hat er geglaubt — sperrt ihm seinen Laden. Nun steht er, wie er bedeutsam sagt, da: ein Mensch „ohne Konzession“. Da dreht er den Gashahn auf und atmet sich in den Tod hinüber. Will nicht mehr zurück aus der Sphäre der Liebe, die ihn rosenfarben ganz durchströmt und eingehüllt hatte, in das Leben, das heißt: in solcher Sphäre striktes Gegenteil.

Es ist eine rührende Geschichte. Und sie wird noch rührender durch eine dem Pfandleiher beigegebene bucklige Tochter, die ihm Kindestreue hält bis in den Gashahn. Volksstück 1923. Die Lesebücher werden dereinst nach diesem Pfandleiher greifen, und man wird ihn für die Gitarre in schlichte Verse bringen. „Der“ Mensch ist gut, „der“ Mensch versöhnt mit der Menschheit. Wenn ein Dichterauge, wie das Georg Kaisers, von Gemüt benäßt

wird, sieht es den Regenbogen aufgerichtet zum Zeichen des Friedens zwischen Gott und Kreatur.

Neben der Geschichte des Pfandleihers, die zu ihrem Ende reift, keimt auch die Geschichte jenes Otto Neumann und die des verlassenen Mädchens ein Stückchen weiter. Die drei dramatischen Schößlinge, in den gleichen Topf gepflanzt, streben auseinander, nur in Wurzeltiefe gibt es zwischen ihnen Berührung. Neumann kommt heftig vorwärts und wird Film-Generaldirektor. Ein Kind seiner Zeit, macht er deren Unehre alle Ehre, Geld und Weiber springen ihm zu, dem kaltäugigen Louis der Konjunktur. Diese Szenen, in denen Herr Neumann das Ding dreht, sind sehr spaßig. Da kann Georg Kaiser, recht den Teufel spielen (den Wedekind Marquis von Keith freilich schon rechter gespielt hat). Louise, die Verlassene, Handlung Nummer 3, wird holdes Bräutchen, geht, ein süßes, kommender Kinder frohes Lächeln im Antlitz, in die hakenkreuzgeschmückte Gartenlaube. Ein Prachtkerl von Ingenieur ist es, der sie, nachdem er ihre Vergangenheit unter etlichem moralischen Aufstoßen verdaut hat, an den Busen zieht. Diese Bilder des Stücks, es zählt insgesamt vierzehn, sind im Stil der kolorierten Ansichtskarte gehalten. Und so müßte man, scheint mir, sie auch spielen: lächerlich, kitschig, nicht pathetisch. Durch ein Feld gemeinen, platten Lebens zieht die Passion des Pfandleihers ihre herzblutrote Linie; das ist das Grundlineament des Stücks.

Ein erregendes und unterhaltendes Schauspiel. Reißt es auch nicht, wie das von einem Drama Georg Kaisers zu erwarten wäre, in den Pappendeckelbau zivilisierter Welt ein Loch, durch das zu sehen, was dahinter ist, so bezeugt es doch dieser Welt gebührende Verachtung und neigt sich ohne Ironie einem armen Sendboten heiligen Mitleids. Die Figuren stehen, wie immer bei Kaiser, in einem harten, exakten, spitzstrahligen Licht, das in der harten, exakten Sprache Klang wird. Meine besondere Liebe gehört nächst dem Pfandleiher dem Portier, der vor dem Kasino im Regen steht und jede Gelegenheit nutzt, sich im Garderobenraum ein bißchen zu wärmen. Schade, daß er gar kein Couplet hat.

*

Pallenberg trägt den Heiligenschein des tätigen Dulders. Mit einer winzigen Bewegung könnte er ihn so rücken, daß er Gelächter riefe statt der Tränen. Aber dieser große Schauspieler kann in solcher Rolle wagen, der Komik ganz nahe zu kommen — und sie bleibt doch ganz fern. Herrlich, wie er das geistig Blinde und seelisch Helle der Figur deutlich macht, wie fest sein schwanker Schritt und wie tönend sein zitterndes Wort.

Edthofer gibt dem Glücksritter berlinische Schneidigkeit, die er seinem liebenswürdigen Wesen freilich erst mit einiger Mühe anschleifen muß, Herr Neugebauer dem Gegenstück, dem kraftlosen Hochstapler, schwammige Miene und Sprache, die erheiternd wirken. Famos Herr Keune als Bürgersmann und ehemaliger Corpsier, zum Kotzen tüchtig, brav und grad heraus. Fräulein Magda Gardens Beine spielen, mit natürlichster Begabung, eine große Rolle im Stück, Frau Gutmann erledigt die sentimentale

Louise mit Takt und Seele, in ein paar Sätzen verrät Frau Albert, daß sie Theater spielen kann, Frau Loos, ein Veilchen im finstern Theaterwald, spendet Innigkeit, Fräulein Karolyi trägt ein tapferes Herz im buckligen Gehäuse.

Eine farbige, intensive, muntere Aufführung des Raimund-Theaters, die Herr Dr. Beer da fertig gebracht hat. Nur die Dekorationen waren um einiges zu munter. In Berlin hat George Grosz — der in besten Bürgerkreisen überaus beliebte Zeichner, dessen Apachenbleistift das Gesicht der herrschenden Klasse so erquicklich zurichtet — die Kulisse für ‚Nebeneinander' drastisch bemalt. Aber seine Malerei wird wohl Schärfe und Humor gehabt haben. Die Dekorationen des Raimund-Theaters hingegen sind rohe, überlaut schreiende Plakate der Stimmung, welcher sie dienen. Die zwei Augen im Hintergrund des Polizeibureaus wirken weder unheimlich noch komisch, sondern jahrmarkthaft, wie das Aushängeschild vor einer Optikerbude.

Die Hörerschaft war sehr erfreut, ein Georg-Kaiser-Stück relativ leicht und ganz zu verstehen, und applaudierte lebhaftest ihrer eignen Helligkeit.

Zu diesen Richtern von Romain Rolland

Nach dieser Rede setzt der ritterliche Wortwechsel ein zwischen dem Richter Broomsfield und dem Mahatma.

„Dadurch, daß Sie die Anklagen anerkannt, haben Sie mir meine Aufgabe in gewissem Sinne leicht gemacht. Nichtsdestoweniger gehört die Festsetzung eines gerechten Urteils zu den schwersten Aufgaben, die je einem Richter dieses Landes gestellt worden . . . Es ist nicht möglich, dergleichen zu tun, als ob man nicht wüßte, daß Sie in den Augen von Millionen Menschen ein großer Führer und ein großer Patriot sind. Sogar Die, die in der Politik nicht mit Ihnen übereinstimmen, betrachten Sie als einen Mann, der sich zu hohem Idealismus bekennt und ein reines, heiliges Leben führt . . . Aber es ist meine Pflicht, Sie nun lediglich als Mensch zu richten, der dem Gesetz unterworfen ist . . . Ich glaube, es gibt nicht viele Leute in Indien, die es nicht aufrichtig bedauern, daß Sie es der Regierung unmöglich gemacht haben, Sie in Freiheit zu lassen. Aber es ist nun einmal so . . . Ich werde versuchen, Das, was Ihrer würdig ist, ins Gleichgewicht zu bringen mit dem öffentlichen Interesse . . ."

Entgegenkommend erkundigt er sich beim Angeklagten über das Strafmaß, das ihm auferlegt werden könnte. Er unterbreitet ihm das Urteil, das zwölf Jahre früher gegen Tilak gefällt wurde: Sechs Jahre Gefängnis . . . „Betrachten Sie es nicht als unvernünftig? . . . Wenn es in der Folge möglich sein sollte, diese Zeit abzukürzen, würde es niemanden mehr freuen als mich . . ."

Gandhi steht ihm gegenüber an Höflichkeit nicht zurück. Er betrachtet es als die größte Ehre, seinen Namen mit dem Tilaks verbunden zu sehen. Das Urteil ist das Mildeste, das der Richter ihm auferlegen darf. Ueberhaupt ist ihm während des ganzen Prozesses eine Rücksicht zuteil geworden, wie er sie größer nicht hätte wünschen können.

Der Prozeß war beendet. Die Freunde stürzten dem Meister zu Füßen und brachen in Schluchzen aus. Der Mahatma nahm lächelnd Abschied von ihnen. Und die Tür des Gefängnisses von Sabarmati schloß sich hinter ihm.

Außen- und Innen-Etat von Morus

Passive Handelsbilanz

Nun fängt es an, etwas merkwürdig zu werden. Eine Passivität von 321 Goldmillionen in einem Monat klingt schon beinahe verdächtig. Sollten die Rechenmaschinen im Statistischen Reichsamt wieder schlecht funktionieren, wie das in der Inflationszeit der Fall war? Hält irgendein Geheimrat, sagen wir mal: aus vaterländischen Belangen, für notwendig, die Dinge wieder grau in grau zu malen?

Aber nehmen wir an, die Rechnung stimmt und Deutschland hat seit diesem Januar wirklich 947 Millionen mehr importiert als exportiert. Dann ist die interessanteste Frage nicht, worüber sich das Reichswirtschaftsministerium und auf dessen Instruktionen die Presse den Kopf zerbricht: wodurch die Passivität entstanden ist, sondern die Frage: wodurch diese Unterbilanz gedeckt wird. Denn Passivität bedeutet ja nur, daß die Wareneinfuhr nicht durch Warenausfuhr abgegolten wird, sondern durch andre Werte, durch Dienstleistungen aller Art, vor allem durch Schiffsfrachten, dann durch Einnahmen aus ausländischen Kapitalsanlagen, durch vorrätige Devisen oder Gold, schließlich durch Schenkungen oder durch Schwindel, zum Beispiel durch Export von Papiergeld, das der Inflation unterworfen ist.

Das Letzte geht nicht mehr, selbst wenn wir wollten. Seit 1921 schon achtet man im Ausland sehr genau auf die Produktion unsrer Notenpresse und gibt nicht mehr Ware her für Geld, das morgen nur noch einen Bruchteil wert ist. Liebesgabenpakete und Erbschaften amerikanischer Goldonkel decken auch nicht das Defizit. Der Goldbestand der Reichsbank hat in letzter Zeit nicht wesentlich abgenommen. Von unsern Devisenvorräten ist zweifellos seit der Stabilisierung der Mark ein erheblicher Teil wieder über die Grenze gewandert, besonders durch die Auslandsreisen. Aber sicherlich nicht eine knappe Goldmilliarde. Eher mag ein Teil der Exporteure seine Auslandsdepots, die er sich während der Inflation in Holland oder in der Schweiz angelegt hat, aufgelöst und zum Ankauf von Rohstoffen verwandt haben. Aber bei dem latenten Mißtrauen, das noch immer gegen die Rentenmark besteht, und bei der Abneigung unsrer Geschäftsleute, einmal Erübrigtes anzureißen und es in den Betrieb zu stecken, ist unwahrscheinlich, daß auf diese Weise der Mehrimport bezahlt wird. Bleibt die Deckung durch laufende Einnahmen. Unterstellen wir einmal die Ergebnisse des MacKenna-Ausschusses als richtig, wonach Deutschland, abzüglich der unverzinslichen fremden Banknoten, 4,5 bis 6,6 Milliarden Goldmark im Ausland besitzt. Das ergäbe bei einem durchschnittlichen Zinssatz von 4 Prozent — es sind ja zum großen Teil niedrig verzinsliche Bankguthaben dabei — 180-260 Millionen Goldmark im Jahre. Möglich, daß davon ein Teil in Gestalt von Importgütern nach Deutschland hereinkommt. Einen weit höhern Posten aber ergeben wohl die Ueberschüsse des Transport- und Versicherungsgewerbes, die man gegenwärtig auf 3-400 Millionen Goldmark im Jahr beziffern kann. Aber das Alles dürfte, wenn es so weiter geht, nicht reichen, drei Milliarden Goldmark im Jahre aufzubringen.

So bleibt keine andre Möglichkeit, als daß Deutschland zur Zeit große Auslandskredite erhält, oder daß ein reger Verkauf von immo-

bilem Kapital ans Ausland stattfindet. In der Tat trifft wohl beides zu. Die Darlehen der Goldkreditbank, von denen bisher nur 5 Millionen weitergegeben sind, stellen sicherlich nur einen geringen Teil der tatsächlichen Auslandskredite an die deutsche Wirtschaft dar. Daneben aber findet sicherlich auch ein erheblicher Verkauf von Immobilien statt, zwar nicht im Wege der freien ausländischen Kapitalsinvestition — am Aktienmarkt spielen Auslandskäufe keine nennenswerte Rolle, denn dividendenlose Papiere reizen nicht, auch wenn sie noch so billig sind —, wohl aber durch Uebertragung oder Verpfändung großer Pakete, namentlich im rheinisch-westfälischen Gebiet. Wie weit man bei der dichten Verfilzung von deutschem und ausländischem Kapital, zum Beispiel bei Otto Wolff, von eigentlichen Verkäufen ans Ausland sprechen kann, ist allerdings die Frage. Auf der andern Seite geht zur Zeit auch ein reger Rückkauf von überfremdeten Werten durch Deutsche vor sich, nämlich auf dem städtischen Grundstücksmarkt, wo die Ausländer jetzt die Häuser abstoßen, die sie während der Inflation für ein Butterbrot gekauft haben. Trotzdem überwiegen gewiß die Auslandskäufe die Verkäufe.

Bringt nun wirklich die passive Handelsbilanz so ungeheure Gefahren mit sich, wie man landläufig glaubt? Wenn die mangelhafte Konstruktion der Rentenmark auch eine immanente Gefahrenquelle ist, so zeigt sich doch, daß selbst dieses wacklige Währungsgebäude hält, sobald nur der Etat balanziert und die Notenpresse ruht. Das jahrelange Gefasel der Autoritäten, daß ohne Aktivierung der Handelsbilanz die Stabilisierung des deutschen Geldes unmöglich sei, war eben Unsinn. Das zeigt sich immer wieder von neuem.

Daraus ergibt sich aber auch die Konsequenz, daß nicht unsre wichtigste Aufgabe ist, die Handelsbilanz möglichst schnell zu aktivieren. Gelingt es, ohne Dumping, den wir uns schon aus psychologischen Gründen noch nicht leisten können, und ohne Raubbau der lebendigen Arbeitskraft den Import zu steigern — gewiß gut. Aber nicht der Export mit seinem immer mäßigen Gewinn ist das Entscheidende, sondern, was im Inland geleistet wird, gibt den Ausschlag. Bei einer Wirtschaft, die im Jahre drei Milliarden erübrigt, ist es nicht schlimm, wenn dazu eine Milliarde ausländischen Kapitals benötigt wird. Die Angst vor Ueberfremdung, die in der Zeit der Inflation gerechtfertigt war, muß aufhören. Wer den geschlossenen Handelsstaat ablehnt, darf auch nicht den geschlossenen Wirtschaftsstaat verlangen.

Die Erhöhung der Beamtengehälter

Die erste Frucht der so heiß ersehnten Dezentralisation unsres Finanzwesens ist da: das Reich erhöht die Beamtengehälter, weil es gut bei Kasse ist; die Länder und Kommunen erklären sich außerstande — ob mit Recht, ist eine andre Frage —, das Selbe zu tun. Die Folge: daß die städtischen und Länder-Beamten eine gelinde Wut auf ihre eignen Behörden und eine noch größere Wut auf das Reich haben, das seinen Braven eine Pfingstgratifikation bis zu 40 Prozent ihres jetzigen Gehalts gibt, während die ebenso braven Diener des preußischen Staates wie bisher darben müssen.

Großes Erstaunen und Entsetzen bei den Olympischen. Kabinettsrat. Beschwichtigungsversuche. Versprechungen. Dabei hätte man sich doch

vorher an den fünf Fingern abzählen können, daß es so kommen mußte. Denn wenn man die Beamten des Reichs, der Länder und der Kommunen gleichstellen will — das Besoldungs-Sperrgesetz verpflichtet nicht dazu, macht die Gleichstellung aber zu einer moralischen Selbstverständlichkeit — , so müssen auch einheitlich Mittel vorhanden sein, um Gehaltsaufbesserungen durchzuführen. Solange das System der Reichszuschüsse an Länder und Gemeinden bestand, war die Möglichkeit dazu gegeben. Seitdem aber Reich, Länder und Gemeinden wieder ganz verschiedenartige Steuerquellen haben, die sich nicht gleichmäßig anzapfen lassen, muß die Einheitsbesoldung zu den größten Kalamitäten führen. Wenn auch durchaus wahrscheinlich ist, daß die Städte, die bei dem Finanzausgleich der dritten Steuernotverordnung ganz vorzüglich abgeschnitten haben, den höhern Gehaltsetat — für Berlin, beispielsweise, ergibt sich eine Mehrausgabe von 15 Millionen Mark — ohne große Anstrengungen werden aufbringen können, so ist das doch schon schwieriger bei den Ländern. Preußen muß 320 Millionen neu herbeischaffen, was mit den Steuern, die den Ländern zur Verfügung stehen, nicht ganz einfach ist.

Solange also Gehaltsveränderungen notwendig sind — und das wird noch etliche Zeit der Fall sein —, bedarf es eines einheitlichen Personaletats, aus dem Reich, Länder und Kommunen in gleicher Weise versorgt werden. Die zweckmäßigste Einnahmequelle dafür ist und bleibt — man muß doch immer wieder auf den verfluchten Erzberger zurückgreifen — die Einkommensteuer, die vom Reich erhoben und nach einem entsprechenden Schlüssel an Länder und Gemeinden zur Bestreitung der Personalausgaben weiterdelegiert werden muß. Als Ergänzung käme die Umsatzsteuer in Frage.

Die neue Erhöhung der Beamtengehälter ist aber auch noch in andrer Beziehung höchst anfechtbar. Die Aufbesserung der obern gegenüber den mittlern und untern Beamten ist doch ein bißchen reichlich. Denn schließlich ist es kein ehernes Gesetz, daß ein Landgerichtsdirektor sechsmal so viel bekommen muß wie ein Justizwachtmeister. Aber Ordnung muß sein, und der Vollständigkeit halber muß man auch hier mit den Errungenschaften der Revolution Schluß machen. Gottlob sind die Referenten und Dirigenten, Ministerialdirektoren, Staatssekretäre und Minister, denen die neue Regelung zu danken ist, alle in Gehaltsgruppe XIII und darüber.

Die Kosten im Bergbaukonflikt

Als Anfang Mai die Aussperrung im Ruhrbergbau begann, erklärten die Zechenbesitzer, daß der Streik — denn sie suchen ja den Lohn- und Arbeitszeitkonflikt als Vertragsbruch der Arbeiter hinzustellen — ihnen täglich 8-9 Millionen Goldmark koste. Das war in dieser Form unwahr. Mit 8-9 Millionen Mark war etwa der tägliche Produktionsverlust anzusetzen, den die deutsche Wirtschaft durch den Bergbaukonflikt erlitt. Die Zechenbesitzer selbst aber sparten ja während der Aussperrung die Löhne und einen großen Teil der Materialkosten, und nur die Generalkosten liefen weiter. Daneben aber sparten sie noch etwas Andres, nämlich das Defizit, das sie, wenigstens nach ihren eignen Angaben, gegenwärtig bei der Kohlenförderung erleiden. Danach beträgt der Schade, der ihnen aus den Bar- und Sachlieferungen an die Micum und aus der Verzinsung

der infolge der Micum-Verträge aufgenommenen Kredite erwächst, bei jeder Tonne Kohle 7,40 Mark. Da nun im April im Ruhrgebiet täglich 340 000 Tonnen Kohlen gefördert wurden und vom 7. bis zum 31. Mai, also 22 Arbeitstage lang, über neunzig Prozent aller Zechen still lagen, so kann man leicht berechnen, was die Bergwerksbesitzer, immer nach ihren eignen Angaben, an der Aussperrung verdient haben: sie haben infolge Stillegung der Zechen rund fünfzig Millionen Goldmark gespart. Das ist höchstwahrscheinlich mehr, als die laufenden Generalkosten der rheinisch-westfälischen Zechen in den dreieinhalb Aussperrungswochen erfordert haben. Stimmen also die Selbstkostenberechnungen der Bergherren, dann kann man verstehen, daß sie trotz aller Geldnot und trotz ihren vaterländischen Gefühlen für die Nöte der deutschen Wirtschaft wochenlang durchgehalten haben, und daß die Ablehnung des letzten berliner Schiedsspruches durch den Zechenverband wirklich mehr als eine Farce war.

Immer raus mit der Mutter . . .! von Theobald Tiger

Für Paul Graetz

Verdumpft, verengt, verpennt, blockiert,
so geht das seit zehn Jahren.
Wie sind die Deutschen dezimiert,
die einst von Goethe waren!

Ein Mittel gibts — und das ist rar.
Das Mittel, das ist dies:
Mensch, ein Mal auf dem Buhlewar!
Mensch, ein Mal in Paris!

Als Ludendorff einst Lüttich nahm
und nachher nicht mehr rausfand —
Welch Tag für ihn! Der Brave kam
zum ersten Mal ins Ausland.
Man denk ihn sich mit Schnurrbarthaar,
mit Orden, Helm und Spieß,
Mensch, ein Mal auf dem Buhlewar!
Mensch, ein Mal in Paris!

Hannover-Süd und Franken-Nord.
Der Horizont wird kleiner.
Von Hause kommen Wenige fort
und in die Welt fast Keiner.
Ich wünsch der Angestelltenschar
statt Brandenburger Kies:
nur ein Mal auf dem Buhlewar!
nur ein Mal in Paris!

Da draußen kümmert sich kein Bein
um eure Fahrdienstleiter.
Ihr könnt Hep-Hep und Hurra schrein:
die Welt geht ruhig weiter,
Die Völker leben. Freude lacht.
Wir stehn in letzter Reihe.
Was sich bei uns so mausig macht,
das sollte mal ins Freie!
Die Richter, Ebert, Hergt und Kahr,
und wie das heißt und hieß:
Mensch, ein Mal auf den Buhlewar!
Mensch, ein Mal nach Paris — !

Bemerkungen

Claß und Seeckt

Endlich hat man nun im Prozeß Thormann-Grandel den Justizrat Claß reden gehört und sprechen gesehen. Eine der phantastischen Persönlichkeiten im Lande. Ein politischer Stinnes: man weiß gar nicht, wo überall der seine Finger drin hat. Fest steht nur, daß er Justizrat ist, über viel Geld verfügt und seit Jahren als Leiter des Alldeutschen Verbandes wirkt. Fest steht ferner, daß das Exekutionsinstrument des Alldeutschen Verbandes die Organisation C ist, jene Organisation, die am Erzberger-Mord zum mindesten nicht unbeteiligt war, jene Organisation, deren Führer Herr Ehrhardt ist. Organisation C heißt Organisation Consul. Es gibt Leute, die behaupten, Consul sei identisch mit Claß, eine Behauptung, die nie bewiesen worden ist und wohl kaum je bewiesen werden kann. Claß soll auch hinter dem Rathenau-Mord stehen. Claß soll auch der Berater Kahrs gewesen sein. Claß soll . . . Beweise? Man hat sie nicht.

Man hat überhaupt keine Beweise gegen ihn. Er ist legendär. Er ist nicht anzupacken. Nun endlich trat er vor das grelle Licht der Oeffentlichkeit. Seine Physiognomie ähnelt der eines Untersteuereinnehmers. Ein durchaus gewöhnliches, völlig ungeistiges Gesicht mit verkniffenen Augen und einem struppigen Bart. Er spricht leise, ganz monoton und mit dem leichten Anflug eines gekränkten Kindes, dem man die Spielpuppe weggenommen hat aus einem unverständlichen Grunde. Wer aber schärfer hinsieht, bemerkt, daß er zittert. Ab und zu muß er sich mit der Hand auf den Zeugentisch stützen. Er zittert — kein Wunder, denn er steht zum ersten Mal vor der Oeffentlichkeit. Er der Inspirator im Dunkeln, er der Diktator im Geheimen. Es ist belanglos, was er spricht — denn er spricht selbstverständlich nicht die Wahrheit, ist ja auch nicht vereidigt worden, was ihm sichtlich angenehm ist —: es kommt darauf an, wie er spricht. Fahrig, nervös, ängstlich, stockend, plötzlich sich in die Brust werfend und etwas von Vaterlandsliebe schnarrend, dann wieder, wenn man ihn präzise fragt, vollständig zusammenklappend. Er ist unsicher, er wittert Fallen, man hat ihn, den Luchs im Loch, ins Licht gezogen, das ist er nicht gewöhnt, und er kann nicht verbergen, wie gern er anderswo wäre.

Dann kommt Seeckt. Wer ist Seeckt? Auch eine fast legendäre Figur. Seit vier Jahren Herr der Reichswehr. Seit vier Jahren militärischer Beschützer der Republik. Ist er Republikaner? Nach seinen Taten zu urteilen: Ja. Aber auch hier gibt es Stim-

men, die das verneinen, und die behaupten, er ist das nur, weil er bisher Lossows 51 Prozent Sicherheit für einen Staatsstreich noch nicht gehabt hat. Er spricht knapp, leise und militärisch. Präzise formuliert und ohne jedes Zittern. Ein Mann. Einer, der das Licht vertragen kann.

Das Duell Claß-Seeckt im Gerichtssaal war mehr als peinlich für den Justizrat. Was er sprach, bestätigte dem Aufmerksamen, daß dieser Mann ein Schuldiger ist. Vielleicht der einzige wirklich Schuldige dieses Prozesses. Er hat nicht zum Mord aufgefordert, beileibe nicht, so dumm ist er nicht. Aber es genügt, vom sichern Versteck aus zu Beginn des militärischen Ausnahmezustandes im vorigen Jahr zu erklären, daß Seeckt nun alle Macht in Händen habe und die Stunde nutzen solle, und nach ein paar Wochen, wenn Seeckt sich nicht gerührt hat, zu bemerken, Seeckt sei kein nationaler Mann. Das genügt für die jugendliche Gefolgschaft des Alldeutschen Verbandes, um Umlegepläne in Angriff zu nehmen. Aber Claß, der sonst so Vorsichtige, ging weiter: er mischte sich zum ersten Mal persönlich in die Sache hinein. Er hatte Unterredungen mit Seeckt. Wie vertrauensvoll muß er damals gewesen sein, daß er sich hervorwagte und selbst handelte, anstatt wie bis dahin, Andre handeln zu lassen und selbst nur die Atmosphäre zu schaffen! Seeckt sagt: „Was mir Claß bei der Unterredung vorschlug, war ein Verfassungsbruch und Staatsstreich." Claß erwidert erregt, daß das nicht stimme: er habe etwas ganz Andres gemeint. Seeckts Behauptung klingt wie die eines Mannes, der einsteht für Das, was er sagt. Claßens Erwiderung klingt nicht nur wie eine Ausrede, sondern wie ein Eingeständnis. So aufgeregt ist er, so viel Worte macht er, so sehr zittert seine Hand.

Es ist nebensächlich bei diesem Attentatsprozeß, ob die armen Häscher Thormann und Grandel verurteilt werden oder nicht. Wesentlich ist nur, ob endlich doch gelingen wird, den großen Unbekannten zu entdecken, der hinter all den politischen Attentaten gegen die Republik als Inspirator gestanden hat. Niemals sind bisher die Hintergründe aufgedeckt worden, weder beim Erzberger- noch beim Rathenau-Mord. Man verurteilte ein paar Leute, die zwar die Tat gestanden, aber bestritten, daß hinter der Tat ganz Andre gestanden hätten. Wird man diesmal den großen Unbekannten entdecken? Oder hat er sich vielleicht selbst entdeckt, und sei es auch nur durch ein leichtes Zittern der Hand?

Es liegen nicht genügend Beweise dafür vor, daß Justizrat Claß der große Unbekannte ist. Aber ich glaube fest, daß er genau weiß, wer der große Unbekannte ist. Er wird sich hüten, es zu erzählen. Er ist ja nicht vereidigt worden!

Heinz Pol

Zum guten Europäer

Vor diesen zwölf Chroniken Werrenwags von Otto Flake (im Elena Gottschalk Verlag zu Berlin) steht eine Einleitung und in ihr zwei Sätze: „Angriff ist für mich eine Erscheinungsform des produktiven Triebes" und „Prosa

— das ist Stahl, glatt und gehärtet“. Man kann nichts Schöneres zum Lobe dieses Buches sagen, als daß jener Trieb und diese Erkenntnis in ihm starke Wirklichkeit geworden sind. Es lockt und reizt, einzelne dieser harten und sinnhaften Sätze herauszunehmen und nochmals drucken zu lassen. Aber ungerecht wäre dieses Verfahren, das aus dem aufschließenden Erlebnis ernsten Forschens verführerische Aphorismen loszubrechen versuchte. Man hüte sich, zu glauben, daß hier eines jener mitreißenden, forttragenden Bücher geschrieben sei, das von vorn herein einem Ueberschwang von Mitgefühl oder Abneigung bei uns begegnet. Diese sehr persönlichen und sehr sachlichen Chroniken sind kein Freiheitsschrei, kein Jubelsang, weil es Einem gelungen ist, in die Nähe des Absoluten zu kommen. Hier wird ein Feldzug unternommen für den neuen Geist: den Geist der großen Gemeinsamkeit, der selbstverständlichen Bruderschaft zwischen Mensch und Mensch und Tier und Werk und Wollen, zwischen Schöpfer und Schöpfung. Eine Metaphysik der Güte könnte man diesen Band nennen, wenn nicht jede Formel versagte vor der Unnahbarkeit des Gedankens. Kein Buch zum schnellen begeisterten Lesen und raschen Vergessen ; zwölf Chroniken: selbständige Geschöpfe, nicht von gleichmäßiger Kraft und Klarheit, aber gleich in der Unbefangenheit des Gedankens und der Liebe zum Geschaffenen — geschrieben für Leute, die nicht verlernt haben, Gedanken zu prüfen, während das Auge nach Worten greift. *Alfons Steiniger*

Kritik über den lieben Gott

Der liebe Gott ist ein älterer Mann mit Rauschebart, in dem die Motten sitzen. Er steht morgens sehr früh auf, wie alte Leute zu tun pflegen, die nicht mehr recht schlafen können, wäscht sich schlecht und recht und regiert dann ein paar Stündlein. Nach Tisch druselt er ein bißchen vor sich hin, was ihm auch leider während der Arbeit hier und da unterläuft — um fünf Uhr schließt er unweigerlich. Abendgebete haben also keine Aussicht auf Erhörung. Um die Zeit gräbt der Alte seinen kleinen Garten um und ordnet seine Briefmarken.

Es muß einmal gesagt werden: Wir sind Alle nicht mehr recht zufrieden mit dem alten Herrn. Was macht der Mann eigentlich den ganzen Tag — ?

Er arbeitet in den Akten und telephoniert, das ist wahr — aber er ist vergeßlich wie der Kaiser Franz Joseph, mit dem er überhaupt eine fatale Aehnlichkeit hat. Er ist voll der kitschigsten Einfälle: er läßt eine Kuhmagd in Jarwischken eine Dollarerbschaft machen, verschollene Söhne kehren nach Jahren wieder und verloren geglaubte Briefe auch — aber Alles zur Unzeit, Alles zur Unzeit. Wenn ihm sein Hund Taps einen Aktenständer umwirft, kann es geschehen, daß er die Jour-Mappe stehen und liegen läßt und den ältesten Kram aufarbeitet. So kommen die späten Erfüllungen zustande — und alle zur Unzeit. Leute verwarten die schönste Zeit ihres Lebens, die Börse ist durcheinander, und nicht einmal auf ihre Unzuverlässigkeit kann man sich mehr verlassen. Er hat so melodramatische Ideen wie diesen Krieg. Leichen sieht er nicht, für heulende Frauen

geht ihm jedes Gefühl ab — schließlich kein Wunder in dem Alter . . . Kinder fallen vier Stockwerke tief herunter, und bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher. Ueber seine Haltung in den Jahren von 1914 bis 1918 wollen wir gar nicht reden, überall war er Vorsitzender des Aufsichtsrats, und wie hat er sich nachher benommen? Er beschützt die Falschen und segnet die Schlechten — er verläßt die Guten und fixt das Himmelreich.

So geht das nicht weiter. Die Versammlung wolle beschließen:

Die in der Bötzow-Brauerei versammelten Gläubigen sprechen dem lieben Gott ihr Mißtrauen aus. Sie hoffen und erwarten, daß er vom nächsten Quartalsersten an diejenigen Reformen und Verbesserungen im Himmel durchführt, die zur ausreichenden Umbildung der Metaphysik unerläßlich sind, widrigenfalls sie das Abonnement aufgeben. Insbesondere bedürfen die Registratur sowie die Bittschriftenabteilung einer völligen Neuordnung. Die Versammelten haben sich das nunmehr sechstausend Jahre mitangesehen, sind aber nicht gesonnen, die Unzulänglichkeiten des Systems auch förderhin zu dulden. Das walte Gott! *Kasper Hauser*

Maud Loti

Auf Empfehlung eines ältern freundlichen Herrn begab ich mich in das Théâtre des Capucines. Es liegt dem Grand Hôtel gegenüber, dem Ort, wo die Deutschen hausen, wenn sie nicht grade im Café de la Paix sitzen oder an noch ärgern Stätten. Apage —!

Sie spielten ein Stück, das hieß: ‚Miche et son père‘ (frz.; so viel wie: Miche und ihr Vater). Es war ein rechtschaffen dummes Stück, das gar nicht vom Fleck wollte — aber als der Vorhang aufging, lag da eine Person mit kurzen Haaren im Bett, der Liebhaber wurstelte im Zimmer umher, und aus dem Bett kam eine Stimme . . . Poe beschreibt einmal die Stimme eines hypnolisierten Toten — er hat Maud Loti nicht gekannt, sonst hätte er nicht.

Verschlafen, total heiser, verquetscht und verquietscht erklang die Stimme aus dem Bett, und das ganze süße, kleine Theaterchen fing an zu lachen. So spricht die Liebe . . . Paul Graetz, der neben mir saß und nur wenig Gemüt hat, sagte: „Hörst du die Stimme? Ich sehe die Locken im Eimer!“ Dann kroch Jene aus dem Bett, und wir lachten den ganzen Akt hindurch.

Die Pointen dieser Frau bleiben in den Bronchien stecken, die Stimme wird kaum gedrückt, sie ist von Natur aus so lieblich. Mir war schon bei der Spinelli aufgefallen (dies ist eine pariser Schauspielerin, die das ist, was Frau Konstantin gern sein

möchte), daß die Oefen in Paris offenbar nicht gut sind, denn immer, wenn ein Lachen oder ein Aufruf in die Höhe kletterte, brach das ab und endete mit einem kleinen Gikser. Frau Loti aber hat die Komik der Heiserkeit erfunden. Wenn ihr jemals Einer den Rachen auspinselt, ist sie verloren. Es pinselt aber Keiner, und so lachte ich mein ganzes Eintrittsgeld ab.

Sie ist frech wie Potz, und dabei leise, weil sie doch nicht so laut kann. Man glaubt immer, man hätte sich verhört, aber sie hat diese Unverschämtheiten wirklich alle gesagt, nur piano, mit Krachmandeln in der Gurgel. Der Geliebte erscheint, als Hauslehrer verkleidet, die Mutter kommt, er verabschiedet sich, und Frau Loti sagt sich neigend: „Cher maître?“ mit einer so bezaubernden Frechheit, daß sie die nächsten Sätze gegen das Gelächter nicht durchsetzen kann. Sie spielt über die Figur hinweg, sie sieht ins Publikum, sie flieht einmal vor dem bösen Gegner ganz auf die Seite der kleinen Bühne, drückt sich vor Angst an den Logenrand, daß sich da der feine Herr im Frack zurücklehnen muß . . . Eine unsagbare Atmosphäre von Ausverschämtheit liegt um sie herum — man traut ihr Alles zu, und wir alten Pariser nennen so etwas „freches Paket“.

Die Lachenden in dem Theaterchen — es mögen dreihundert Menschen sein — bewegen die Köpfe, werfen sich zurück, beugen sich vor . . . Das gelbe Licht von der Bühne fällt auf die Schultern von Frauen, auf Schmuck, auf glattgestrichene Haare . . . In diesen Logen pflegten sich die Könige Leopold von Belgien und Eduard der Siebente zu erholen, als sie noch sehr lebendig waren . . . Ach, hätte doch auch Wilhelm da gesessen . . . !

Und grade, als ich so über meine Landesväter nachdenke, fängt sich oben die Frau Loti, mitten im ernstesten Gespräch, eine Fliege, freut sich, wie sie in der hohlen Hand summt, und läßt sie wieder laufen. Und ist stockheiser und spült und spielt Alles hinweg, was noch an Politik in einem sitzt.

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

In einem deutsch-böhmischen Städtchen hatte die einzige Zeitung einen Redakteur, der die Arbeit nicht als das größte aller Vergnügen schätzte. So geschah es, daß mitunter, wenn das Blatt erscheinen sollte, der Drucker nicht wußte, wie die vier Seiten füllen. Einst, als der Metteur sich gar nicht zu helfen wußte und Lärm schlug, gab ihm der Redakteur den Leitartikel der vorigen Nummer, den er mit der folgenden redaktionellen Vorbemerkung versehen hatte: „Auf vielfachen Wunsch aus Leserkreisen bringen wir unsern gestrigen Lertartikel hiermit nochmals zum Abdruck.“

Laie. Sie schicken mir folgende Zeitungsnotiz: „Else Lehmann wird in der nächsten Spielzeit wieder am Deutschen Theater in Berlin pension von 350 000 Kronen gewährt wird. Frau Reinhardt die Novität ‚La maison natale' von Coepau, dem-Direktor der Vieux Colombiers. Später wird das Stück in Berlin mit Frau Lehmann und dem jüngsten Thimig (Hans) gegeben werden." Und fragen, ob diese Notiz von einem Dadaisten stamme. Das nicht. Es liegt einfach eine Zeilenverhebung vor. Und wenn ich Ihnen verrate, daß ich jede Woche von dem Augenblick an, wo ich die Druckerei verlasse, bis zu dem Augenblick, wo ich das fertige Heft in Händen habe, mich davor fürchte, das Opfer genau solcher Zeilenverhebung geworden zu sein: dann werden Sie begreifen, daß ich Ihre Witze über den Fall nicht drucke, grade weil sie gut sind und deshalb das nächste Mal fühlbar gegen mein Blatt gekehrt werden könnten.

Heinrich Thormann-Alexander. Sie schreiben mir: „Ich lege Wert auf die Feststellung, nicht identisch und auch nicht bekannt oder verwandt zu sein mit dem gegenwärtig angeklagten Kaufmann Alexander Thormann in der völkischen Mordgeschichte gegen den General v. Seeckt. Einige Ihrer Ausführungen in den ‚Antworten' der Nummer 20 lassen dahingehende Vermutungen aufkommen. Ich habe nicht nur keine guten Beziehungen zu der Freischar Schill gehabt, sondern überhaupt noch gar keine Beziehungen; ebenso auch niemals irgendwelche Beziehungen zum Alldeutschen Verband und dergleichen. Wenn ich gegenwärtig auch Kaufmann bin, so bin und bleibe ich noch mehr der Arbeitersohn, der sich durch Hunger, Elend, Not und Sorgen und unter allerschwersten Bedingungen 1914 bis zum Bürgermeister von Köslin emporgearbeitet und die Anerkennung dafür, das bekannte Kösliner Gerichtsurteil für Epipha, zurückgelegt hat." Das ist nun aber hoffentlich die endgültig vorletzte Berichtigung oder Feststellung in Sachen der ‚Waffenschieber'.

Ausländer. Was der „Werwolf" ist, von dem Sie in allen Berichten über deutschvölkische Veranstaltungen lesen? Ein okkultistisches Lexikon sagt: „Werwolf (altdeutsch: Menschenwolf) ein auf niedrigster Bildungsstufe stehender Mensch, der in trüber magischer Veranlagung sich als Wolf fühlt und dabei ähnliche Erlebnisse zu haben glaubt, wie die Hexe auf dem Blocksberge, wobei der schnelle Lauf dem Ritt entspricht." Da wendet sich der Gast mit Grausen.

Antisemit. Der Prediger I. Messinger in Bern hat an das Neue Wiener Journal den folgenden Brief gerichtet: „Wie bereits durch die Schweizerische Depeschenagentur gemeldet wurde, hat Henry Ford mich wissen lassen, daß das angeblich von ihm verfaßte und hierzu-

lande meist gelesene Buch: ‚Der Internationale Jude‘ (Hammer-Verlag, Leipzig) ihn nicht als Verfasser hat oder, wie er sich ausdrückt: Ford ist nicht der Autor des genannten Buches. Die Redaktion des von ihm bezahlten Blattes: ‚The Dearborn Independent‘ hat die im sogenannten Ford-Buche reproduzierten Artikel eingesammelt . . . und erstmalig als Artikelserie erscheinen lassen. Ford ist nicht einmal für diese Artikel verantwortlich. Wie ich zu dieser aufsehenerregenden Entdeckung kam? Es fiel mir auf, daß unter dem Vorwort des Buches der Name Fords überhaupt nicht zu finden ist. Ferner, daß der Titel nicht lautet etwa: Der internationale Jude von Henry Ford. Darüber glänzt nur rot gedruckt der Name Henry Ford wie darunter in gleicher Farbe: Hammer-Verlag, Leipzig . . . Und richtig, auf meine rekommandierte sachliche und höflich gehaltene Frage läßt mir Ford durch die Redaktion seines Organes deutlich mitteilen, daß er nicht der Autor des ihm zugeschriebenen Buches ist. Mundus vult decipi . . . und so hat der zu Unrecht über diesem Machwerk glänzende Name des Milliardärs und Autokönigs wie ein Zauber gewirkt und dem Buchhandel eine sehr beträchtliche Einnahmequelle erschlossen und der Wahrheit ins Gesicht eine unerhörte Schelle versetzt. Ein neuer Beitrag zum Studium der Massenpsychose. Denn kaum drei Viertel aller Leser können es oder wollen es glauben, daß Ford nicht der Vater des internationalen Juden ist.“ Könnens schon darum nicht glauben, weil keines ihrer und Ihrer Organe von diesem Brief Notiz nehmen wird.

Zibo und Asserato. Ihr raunzt, daß ich euch aus Rudolf Herzogs neuem Roman so wenig zu schmecken gegeben habe, da euch doch unmöglich zugemutet werden könne, die ‚Woche‘ zu lesen. Also noch eine Kostprobe: „ ‚Vater‘, fragte Gert, führt der Großvater nicht den Titel Exzellenz?‘ ‚Jawohl, mein Junge. Und es ist sein Stolz, den man richtig verstehen muß. Mit dem Titel kündet er an, daß er noch über Pflicht und Treu hinaus seinem Land und seinem König gedient hat. Zur Nachahmung steckt er ihn an.‘ “ Habt Ihr nun genug?

Zeitungsleser. Aus einem Leitartikel: „Man weiß recht gut, daß unter den Männern, denen Ebert das Amt des Kanzlers anvertraut hat, nur einer sein persönlicher Vertrauensmann war, nämlich Herr Cuno.“ So sah er auch aus. Wie wärs, wenn der Reichspräsident es einmal mit einem persönlichen Mißtrauensmann versuchte? Dann könnte Deutschland aufblühen.

Fritz C. Nach Zeitungsberichten hat der Oberpräsident von Hannover, Herr Gustav Noske, im Provinziallandtag erklärt, er habe zwei Großtaten vollbracht, von denen die Geschichte noch sprechen werde, wenn er tot sei, und das seien: die Befreiung des Landes vom Bolschewismus und die Erhaltung Hannovers bei Preußen. Daß er noch eine „Großtat“ vollbringen kann, indem er endlich die Finger aus der Politik nimmt, scheint er nicht zu wissen.

Purist. In der ‚Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins' macht ein offenbar sonst beschäftigungsloser Mann den Vorschlag, jede maschinelle Tätigkeit zum Unterschied von andrer durch Verben mit „eln" und entsprechende Substantive auf „el" zu bilden. Zum Beispiel: Klopfel, Bohrel, Strickel, für Motor: Treibel und für Chauffeur: Treibler. „Der Schullehrer bildet die Kinder in der Schule, während sie der Photograph unter der Linde bildelt." Und so: Schneidel, Schießel, Fahrel. Der Antragsteller heißt selbstverständlich: Friedel. Aber wie nennt man einen Mann, der auf der deutschen Sprache hammert?

Deutschvölkischer. Der Abgeordnete Ludendorff, der sich selbst Führer Ihrer Bewegung nennt, hat in Marburg als deren Ziel bezeichnet, „das ganze Volk zum Rachekrieg der Zukunft wehrbar zu machen". Und da wundern Sie sich über die Note der Botschafterkonferenz in Sachen der Militärkontrolle?

Georg H. Ja, das ist richtig, daß Gerhart Pohl eine Schrift über den Fall Fechenbach vorbereitet. Auch das ist richtig, daß das Ritter-Telegramm, mit dessen Bekanntgabe Fechenbach so viel Unheil angerichtet haben soll, schon lange vorher von Eisner mehrfach zitiert worden war. Aber am richtigsten ist, an alle die himmelschreienden Fälle deutscher Justizschande nicht mehr den Maßstab der Rechtsprechung zivilisierter Staaten zu legen, wie wir aus alter Gewohnheit unsinnigerweise immer noch tun.

K. Schneider in N. Ich soll eine Provinzzeitung verfolgen, die ihre Leitartikel mit ganzen Absätzen aus der ‚Weltbühne' schmückt, ohne die Quelle zu nennen? Das sei ferne von mir. Da hätte ich so viel zu tun, daß ich niemals zu meiner Arbeit käme. Außerdem: mir gehts um nichts als um sachliche Wirkung. Und wenn Provinzler, die gewiß niemals mein Blatt in die Hände bekommen, mit dessen vollwertigen und wohlschmeckenden Erzeugnissen gefüttert werden statt mit dem Originalsand und dem garantiert selbstgedroschenen Stroh ihrer eignen Presse: so bin ich bereit, solch ein notorisches Gegenteil von Nahrungsmittelfälschung bis zu dem Grade zu fördern, daß ich allen diesen Zeitungen ein Dauerfreiexemplar zur Verfügung stelle mit dem einzigen Beding, daß sie jeden Tag einen andern „ Artikel" daraus als ihr eignes Produkt zum allgemeinen Besten geben.

Mitteilung.

Die ‚Weltbühne' kostet für die Monate Juni, Juli, August, September (beim Verlag, nicht bei der Post) 5,50 Mark, vom 1. Juli an — weil zu diesem Termin die Postgebühren beträchtlich erhöht werden — vierteljährlich 5 Mark, monatlich 2 Mark; alles bei Vorauszahlung. Die Post nimmt vom 1. Juli an nur noch Vierteljahrsabonnements entgegen. Beim Verlag können auch weiterhin Vierteljahrs- und Monatsabonnements mit jedem Tage begonnen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Der Pan-Europäer von Arthur Eloesser

In irgendeinem Buche fand ich während dieses Winters die Aufforderung, der in Bildung begriffenen Paneuropäischen Union beizutreten, für die Dr. Richard Nicolaus Coudenhove-Kalergi in Wien zeichnete. Die P. U., wie sie sich gut abkürzt, will ohne Unterschied der Nation und Partei alle Europäer zusammenschließen, die an die Notwendigkeit der europäischen Föderation glauben und entschlossen sind, an der Verwirklichung des paneuropäischen Programms mitzuarbeiten. Die P.U. führt ein rotes Kreuz auf einem runden gelben Feld, mit dem wohl die Sonnenscheibe gemeint ist, und ich sagte mir, daß dieses Zeichen eine hübsche Schlipsnadel abgeben würde. Wenig später gab der Demokratische Club in Berlin dem Gründer der Union Gelegenheit, sich über sein Pan-Europa genauer auszusprechen; der Graf Coudenhove hat seinen Vortragf dann wohl in allen größern deutschen Städten wiederholt, wo eine saalfüllende Anzahl von Europäern zu vermuten war. Die demokratische Presse hat ihn liebenswürdig behandelt, die sozialdemoktatische braucht ihn nicht mit ihren zweieinhalb Internationalen, die nationalistische hat ihn bisher am Leben und, wie es scheint, sogar an seiner Ehre gelassen.

*

Ich war bis dahin nie in einem politischen Club gewesen, rein aus Vorurteil, weil ich Alles, was Club heißt, für eine Spielgelegenheit hielt. Als Georg Bernhard den Saal betrat, war ich noch nicht sicher; beruhigt hat mich erst die Erscheinung von Theodor Wolff. Der Tacitus Wilhelms II. Ludwig Quidde war da, den die Bayern ein paar Tage später in Banden warfen, und Hugo Preuß war da, unser Solon, der sich mit seiner Verfassung allerdings mehr beeilen mußte. Also eine ungemein anständige Corona von Chefredakteuren, von Märtyrern, von frühern und hoffentlich auch künftigen Ministern. Der Vortragende ist viel jünger als der Durchschnitt seiner Hörer, wahrscheinlich sogar seiner Hörerinnen. Wie Schillers „Edelknecht, sanft und keck“ betritt Graf Coudenhove das Katheder, bescheiden für sich, bestimmt für seine Sache, an die er glaubt. Einer meiner Nachbarn meint, daß der zierliche junge Mann mit den verhaltenen Bewegungen beinahe japanisch aussehe. Der Nachbar hat richtig gesehen. Die Mutter des Paneuropäers ist Japanerin, seine Großmutter Griechin, wie ich vermute. Das ist keine Kleinigkeit. Der letzte Coudenhove hat dann die Schauspielerin Ida Roland geheiratet. Das ist auch keine Kleinigkeit. Der Vater, ein strenggläubiger Katholik, hinterließ ein von dem Sohne jetzt wieder herausgegebenes Buch gegen den Antisemitismus oder vielmehr über die Unmöglichkeit des Antisemitismus, weil die Juden weder die semitische Rasse noch sonstirgend eine Blutseinheit repräsentieren. Das Buch stammt von einem ungemein gebildeten Manne, der seine wissenschaftlichen Studien durchaus nicht dilettantisch betrieben hat, von einem echten Ritter, der sich zur Vorurteilungslosigkeit durchkämpfte, von einem naiven

Aristokraten, der seinen Mitmenschen dieselbe Einsicht, dasselbe Verantwortlichkeitsgefühl zutraute: wenn ich mich überzeugt habe, daß die Juden keine Semiten sind, muß ich meinen Antisemitismus als unwahrhaft und ungerecht verwerfen.

*

Der Sohn hat das Rittertum geerbt. Ich kenne nun wohl alle seine kleinen Schriften: ‚Adel' und ‚Apologie der Technik' (Der Neue Geist Verlag, Leipzig), dann ‚Pan-Europa' und ‚Krise der Weltanschauung' (Pan-Europa Verlag, Wien). Ich habe nirgends gefunden, daß er einen Gegner beschimpft, daß er die Lauterkeit irgendeiner Gesinnung bezweifelt. Oder vielmehr: er stellt sich gar keine Gegner vor, er öffnet Jedem sein Pan-Europa und, ähnlich wie sein Vater, wenn auch schon mehr Literat statt Magnat, glaubt er mit einer männlichen Fröhlichkeit an die Macht der Vernunft, die den guten Willen schaffen wird. Der Sohn eines oesterreichischen Diplomaten, der einen holländischen Namen mit einem griechischen verbindet, empfindet Europa als sein Vaterland, er will auch das Gefühl anrufend, Patriotismus für den kleinen Erdteil erwecken, der der heroische ist, der mächtiger als das weise Asien werden konnte durch den Gedanken und die Tat. Wenn Europa sich weiter zerfleischt, läuft es Gefahr, aus dem Zentrum der Weltgeschichte in die Peripherie geworfen zu werden. Amerika, durch seine Monroe-Doktrin zu Verstand gebracht — besser gesagt: durch den Verstand zur Monroe-Doktrin gebracht, darf auf Europa, auf seine fünfundzwanzig Staaten, auf ihre politische Unstetheit, ihre finanzielle Unsicherheit genau so herablächeln wie wir früher auf die zentral- und südamerikanischen Staaten im Wechsel von Krieg und Revolution und in der Dauer der Pleite. Während Europa sich durch den Krieg noch weiter atomisiert hat, konsolidieren sich draußen vier große winschaftliche Imperien: das britische Reich, Amerika, China und Rußland. Das fünfte, das afrikanische, das doch wohl von Frankreich kontrolliert werden soll, scheint mir mehr eine Schöpfung von Coudenhove selbst zu sein, der mit dem leichten Rausche der Idee gern in der Weltgeschichte umherfährt. Die vereinigten Staaten von Europa werden sich mit England gern verhalten wollen, wider Rußland dagegen zusammenhalten müssen. Kosakisch oder republikanisch — Coudenhove nennt es wohl nicht anders als Napoleon. So gibt er sich erst gar keine Mühe, aus dem Bolschewisten den Tartaren heraus zu kratzen. Europa, das in den Untergang des Abendlandes durchaus nicht einzuwilligen braucht, steht gegen Rußland wie einst das zersplitterte Griechenland gegen Mazedonien. Wenn es sich auch um die Leiche von Karl Marx bewirbt — vielleicht wird sie einmal wundertätig —: Rußland bedeutet Asien. Wo ist die Grenze? Coudenhove sagt sehr hübsch, daß sie da anfängt, wo die Europäer aufhören. Europa war nie ein anständiger Erdteil, nie ein sicherer geographischer, sondern immer ein unsicherer politisch-kultureller Begriff. Europa war erst Hellas, lag dann als Römisches Imperium um das Mittelmeer, drang mit Karl dem Großen bis an die Elbe, mit dem Deutschen Orden bis an die Düna und kann wieder bis zum Rhein zurückgedrängt werden, wenn die

Franzosen uns zerschmettern, das heißt: mit gebrochenen Gliedern in die Arme Rußlands werfen sollten. Coudenhove bemerkt sehr richtig, daß von den einstigen Ententestaaten Rußland am meisten den Krieg gewonnen hat, nachdem Deutschland verkrüppelt und Oesterreich verstorben ist. Man halte den jungen Ritter Coudenhove nicht für einen neuen Gottfried von Bouillon, er denkt durchaus nicht an einen Kreuzzug. Aber er will nun einmal Rußland nicht zu Europa rechnen und wendet ihm das Antlitz bei allem Respekt vor Lenin und Trotzki nach Osten. Rußland kann in den Völkerbund eintreten, der ein Abstraktum ist, aber nicht in die Gemeinschaft von Europa, das im Mittelalter nur eine Kultur, nur eine gemeinsame Geschichte hatte und sie wieder haben kann. Die Nationalitätsstreitigkeiten werden sich überleben wie die Religionsstreitigkeiten. Die Nationalstaaten werden zu freien Assoziationen werden, und die Entrechtung der Minderheiten wird dann genau wie jenes Cuius regio, eius religio in einer barbarischen Vergangenheit liegen. Coudenhove hat auch eine Apologie der Technik geschrieben, von der er nicht viel anders als der gute Bellamy die Rückkehr ins Paradies erwartet. Europa ist doch so klein geworden, beschwört er die künftigen Paneuropäer, man fährt heute von Weimar nach Prag nicht länger als früher von Weimar nach Jena. Um so viel müssen doch die Menschen auch geistig zusammen rücken; sie sind doch alle Nachbarn geworden.

*

Coudenhove nimmt in seiner Liebenswürdigkeit an, daß der Mensch gut ist oder wenigstens vernünftig. Der Apologet der Technik erwartet, daß die Menschen auch seelisch enger an einander rücken werden, weil sie alle Nachbarn geworden sind. Wenn sie auch nach Ueberwindung des Raumes und der Zeit nicht immer noch in verschiedenen Landschaften und Jahrhunderten lebten! Als ich in München diente, kam ein neuer Sergeant zu uns aus dem nicht sehr fernen Würzburg. Nach einem nicht leicht durchschaubaren Gesetz waren die Sergeanten immer die Dümmsten im Militärstand. Dieser fragte einen Kameraden sehr ernsthaft nach allen Verhältnissen in der neuen Garnison, nach den Preisen der Lebensmittel, des Bieres, dem Verhalten der Weiblichkeit und schließlich: Was habt Ihr hier für eine Religion? Worauf der Kamerad ebenso ernsthafte Auskunft gab: Wir sind hier Alle katholisch. Nun liegt doch Bayern auch in Europa, wenn auch nicht jeden Tag in Deutschland. Mein Nachbar, der während des Krieges seine strammen Jungen vorsorglich zurückhielt, um sie vor Dolchstößen in den Rücken zu bewahren, und der auch sonst mit Wein und Braten stramm durchhielt, ist von mir immer weiter abgerückt, sodaß wir nicht einmal mehr in derselben Weltgeschichte leben. Ludendorff hat nach seinen Informationen eigentlich den Krieg gewonnen, während er ihn nach den meinigen eigentlich verloren hat. Dabei sprechen wir Beide deutsch. Als ich vor etwa zwei Jahren in Prag war, gab mir ein Politiker ein wenig unter Diskretion zu verstehen, daß die deutschen und die tschechischen Führer recht friedlich mit einander zusammenkämen, daß sie

aber beide nicht wagten, die Formel der Einigung herauszugeben, aus Furcht, von den Massen als schlappe Kerle verhauen zu werden. Im Volke habe ich dann das Gegenteil gehört. Es war also noch mehr Mißverhältnis, Mißverständnis zwischen Führern und Geführten als zwischen den streitenden Nationalitäten. Justus Möser hat einmal gesagt: Laßt doch dem Volk die Hörner zum Stoßen — wo wollt Ihr es denn wiederum packen, wenn nicht an den Hörnern! Dazu gehört wohl Mut und auch Besonnenheit. Denn ich denke mir, Justus Möser wird auch gemeint haben, daß der Stier nicht von einem Stierwütigen, von einem ebenfalls kurzstirnigen und horntragenden Wesen gelenkt werden kann.

*

Coudenhove beschäftigt sich gern mit dem Führerproblem, das mir auch das wichtigste scheint, und er zeigt sich da mit einer schönen Unbefangenheit großer Ketzereien fähig. Männer machen die Weltgeschichte, pflegte Treitschke im Kolleg zu donnern. Aber hat nicht grade der Marxismus ein wenig gegen seine Theorien bewiesen, daß die Weltgeschichte ohne Persönlichkeiten schwer vorwärts kommt? Coudenhove sucht die führenden Persönlichkeiten Europas hauptsächlich unter den Juden, die nach seiner Meinung heute die besten Christen sind; haben sie doch, Märtyrer der ost- und mitteleuropäischen Revolutionen, grade für die christlichen Ideale des Pazifismus und Sozialismus Leid und Tod auf sich genommen. Wenn sich das erst herumgesprochen hat, wird es Coudenhove schlecht gehen. Unsre Heiden werden toben und die Christen auch. Und so wird es ihm gut gehen; denn unser junger Ritter, der etwas vertrauensselig in die Weltgeschichte hinein und der Zukunft entgegen galoppiert, braucht mehr Widerstand als Ermutigung und sehnt sich gewiß nur nach dem Ruhm von Wunden, von tapfern Leiden, da er das rote Kreuz im goldenen Felde führt. Die Luft in Deutschland wäre angenehmer zu atmen, wenn wir mehr solche Menschen hätten, die lieber verstehen als hassen, die lieber denken als brüllen, die sittlichen Mut bewahren und dazu gute Manieren.

Bayrisches von Herbert Eulenberg

Die wenigst lobenswerte Eigenschaft der bayrischen Staatsverwaltung ist seit jeher die Inzucht gewesen. Mit verbohrter enger Beharrlichkeit hat man sich dort stets gegen jeden frischen „landfremden“ Zuzug aus den deutschen und außerdeutschen Ländern gewehrt. Auch in der Beamtenschaft. Im Gegensatz zu Preußen, das in diesem Punkt merkwürdigerweise fortschrittlich und großzügig gewesen ist. Freiherr vom Stein, Seydlitz, Blücher, Moltke, um nur Einige anzuführen, sind keine geborenen Preußen gewesen. Und noch im Weltkrieg überließ Preußen neidlos die leider so schlechte diplomatische und politische Führung des deutschen Staates vollständig nichtpreußischen Männern.

Anders also war es stets in Bayern. Hier ist man den unbayrischen Beamten aus dem großen Deutschland meist mit Ver-

bissenheit und Haß begegnet. Die „Welschen“ hatten es hier in der Regel noch besser als die armen tüchtigen deutschen Beamten, die das Mißgeschick traf, in bayrische Staatsdienste zu geraten. Sie wurden auf Schritt und Tritt als Landfremde beargwöhnt und gequält. Hier für viele ein Beispiel, auf das ich vor kurzem bei der Beschäftigung mit der Familie Feuerbach stieß.

Der alte Ritter Anselm von Feuerbach, der Großvater des weltberühmten Malers und Ahnherr dieses ganzen Tantalidengeschlechts, wurde als Mitglied des Geheimen Justizkabinetts nach München berufen und hat dort unter anderm den Bayern ihr Strafgesetzbuch geschaffen und geschenkt, das mit Recht als das beste Strafgesetzbuch aller deutschen Staaten gegolten und später unserm reichsdeutschen Strafgesetzbuch zur Unterlage gedient hat. Selbst Feuerbachs persönliche Feinde mußten zugeben, daß dieses Gesetzbuch Feuerbachs besser als der code pénal Napoleons sei. Und der Lohn dieses deutschen Minos für seine hervorragende gesetzgeberische Tat? Er wurde geärgert und befehdet und geplackt, solang er im geheimen bayrischen Kabinett saß. Und man ruhte nicht eher, als bis er aus München herausgehöhnt und -gehetzt worden war.

Hören wir ihn selbst, den Mann mit dem echt deutschen Namen, der, bei Jena geboren, in Frankfurt am Main seine Jugend verbracht hat und vollkommen waschecht deutsch gewesen ist! In einem Brief an seinen Vater aus München vom Jahre 1811: „Gegen ausländische und protestantische Männer besteht hier eine Art geheimer Gesellschaft, deren Dasein man wohl weiß, deren Teilnehmer aber gegen juridische Verfolgungen gedeckt sind. Erst versuchte diese sogenannte Patriotenpartei uns bei der französischen Regierung als Hochverräter verdächtig zu machen. Da dies mißlungen ist, so wird nunmehr durch Banditenstreiche gewirkt. Ich bin sehr auf meiner Hut. Ich gehe abends nicht mehr auf die Straßen. Und: nachts liegen stets zwei Pistolen auf meinem Nachttisch, während alle Zugänge fest verriegelt sind. Furcht habe ich nicht, aber angenehm ist solches Leben ebenso wenig.“

Damals herrschte über Bayern der gern vergnügte letzte Kurfürst Maximilian Joseph. Ein Bewunderer Napoleons, Mitglied des Rheinbunds, dieser ewigen Schmach für Deutschlands Fürsten, und Franzosenfreund. Er begönnerte Feuerbach eine Weile, da er sich vor seinem Verstande fürchtete, ließ sich aber später von seinen Schranzen völlig gegen den freimütigen Mann einnehmen. Schließlich brachte sein festes offenes Eintreten für die große deutsche Sache in dem Befreiungskrieg gegen Napoleon den biedern Feuerbach in München zu Fall. Der damalige leitende Minister Bayerns Graf Montgelas höhnte laut über „die nun wieder aufkommende fatale Deutschheit“. Gegen die Oesterreicher hegten die Bayern nach Feuerbachs Zeugnis eine schlimmere Feindseligkeit als die Franzosen gegen die Briten. Die Schlacht bei Leipzig wurde in München fast gar nicht gefeiert. Die Nationalbewaffnung so wie die der Freiwilligen wurde unter der Hand so gut wie möglich zurückgehalten. Feuerbach, der

sich laut für den Sieg der deutschen Sache begeistert, wird von Spionen bewacht und belauert. Der Kurfürst, inzwischen König von Napoleons Gnaden geworden, zeigt sich höchst ungnädig gegen Feuerbach. Schimpft echt bajuvarisch, das sei auch einer von den deutschen Jakobinern, einer von den preußischen Emissärs. Er wollte lieber den Franzosen untergeben sein, als sich im eignen Lande von diesen Menschen Gesetze vorschreiben lassen. Dies Gesindel von Norddeutschen müsse ihm noch aus den Augen fort. Alles das, weil Feuerbach sich für die große Sache Deutschlands erklärt hatte. Wie man in Bayern zu jener Zeit den 18. Oktober, den Tag der Befreiungsschlacht bei Leipzig feierte, wird aus der Tatsache klar, daß nach einem ironisch gehaltenen Programm zu einer Oktoberfeier in München folgendes vorgeschlagen wurde: „Zum Schluß des Festes wird eine Viehausstellung statthaben, wobei dem besten Stier der Orden des Eisernen Kreuzes umgehängt werden wird.“ Feuerbach schlug schließlich vor, um dem Spott der Bande der Alemannisten (so nannten sich die Deutsch-Völkischen und Hakenkreuzler Bayerns zu jener Zeit!) zu entgehen, möge man das Oktoberfest zugleich als bayrisches Nationalfest feiern zum Andenken an die Rettung Deutschlands durch die Schlachten bei Leipzig, Hanau (wahrhaftig!) und Waterloo. So wurde der Einzug des von dem besiegten Napoleon noch aufs Haupt geschlagenen Feldmarschalls Wrede in die Münchner Feldherrnhalle vorbereitet, in die man vielleicht auch noch einmal Ludendorff hineinstellt. So entstand durch einen frommen Betrug das dreitägige Oktoberfest zur Erinnerung an die dreitägige Schlacht bei Leipzig und die drei genannten Siege.

Der alte Feuerbach, den man glücklich aus München gedrängt und als Appellationsgerichtspräsident nach Bamberg abgeschoben hatte, wurde weiter als landfremdes Element möglichst schlecht behandelt. Immerzu gab es noch erneute Verleumdungen und Schmähschriften gegen ihn. Das war damals Brauch in Bayern und in München, wo man, als ganz Deutschland 1817 den dreihundertjährigen Geburtstag der Reformation beging, auf den Straßen Pasquille auf „Doktor Luther und seine Kathel“ feilbot. Arm war Feuerbach in dies Land eingezogen, arm zog er auch wieder hinaus. Selbst der teutsch gesinnte König Ludwig der Erste, der wohl von seinem Vater das Mißtrauen gegen die gens Feuerbachiana geerbt hatte, lohnte die Verdienate dieses urdeutsch fühlenden Mannes und besten Gesetzgebers Bayerns nicht. „Die Verhältnisse haben sich in Bayern“, so heißt es im letzten Brief Feuerbachs an seinen Sohn Anselm, „derart gestaltet, daß für das Talent — es müßte denn zur niederträchtigsten Hundeweise sich bequemen und jeder Schlechtigkeit sich dienstbar erweisen wollen — wenig oder gar keine Aussicht mehr ist“. Endlich angesichts des Todes machte sich der alte Anselm auf. In dem scipionischen Gefühl: „Ne ossa quidem“ . . . gegen sein Adoptivvaterland wollte er nicht, daß seine Gebeine in dem undankbaren Bayern ruhen sollten, und reiste, ein halbtoter Mann, nach Frankfurt am Main, in die Stadt seiner Väter, wo ihn denn auch das Ende ereilte.

Und die moralische Nutzanwendung dieses traurigen Falles? Möchten doch die Bayern endlich lernen, was sie trotz aller ihrer „Sprüche" und alles patriotischen und alemannistischen und völkischen Getues noch immer nicht, bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz gelernt haben: sich als Deutsche zu fühlen. Immer noch wollen sie ihre Extraweißwurst gebraten haben, immer noch ihre eignen Freimarken — wie lächerlich kleinlich war dieser jahrzehntelange Stolz! — führen, immer noch ihre Sonderstellung einnehmen. Dieselben Bayern, die heute Leute mit gebogenen Nasen und nicht streng rassereinen Namen aus ihrem Land hinausschmeißen, weil sie nicht deutsch genug sind.

Erinnerungen eines „Junkers" von H. v. Gerlach

X.

Hammerstein und die Konservativen

In meiner Jugendzeit war die Konservative Partei sehr heruntergekommen, ziffernmäßig wie moralisch. Bismarck hatte ihr, wie überhaupt dem deutschen Parlamentarismus, das Rückgrat gebrochen. Nachdem er bis 1878 mit den Nationalliberalen gegen die Konservativen und das Zentrum regiert hatte, wollte er von da an aus Gründen der Zollpolitik mit Konservativen und Zentrum gegen den Liberalismus regieren. Dabei heischte er von den Konservativen absolute Unterwürfigkeit unter seinen Willen.

Die Art, wie unter Bismarck die Wahlen gemacht wurden, begünstigte in hohem Grade die Bändigung der Regierungsparteien. Die Landräte waren willenlose politische Instrumente der Regierung, also Bismarcks. Sie mußten vor der Wahl nach Berlin über die einzelnen Kandidaten berichten, die in ihrem Kreise aufgestellt waren. Auf Grund dieser Berichte entschied der Minister, welcher Kandidat als Regierungskandidat anzusehen und demgemäß mit dem ganzen Regierungsapparat zu unterstützen sei. Gegen den Willen des Landrats gewählt zu werden, war für einen Konservativen fast unmöglich. So konnten Reichstag und Landtag vor nackensteifen Konservativen bewahrt bleiben.

So stark Bismarcks Einfluß durch das Medium der Landräte auf dem platten Lande war, so gering war er in Berlin. Der Allgewaltige war wütend, daß hier der ihm besonders verhaßte Freisinn Eugen Richters immer noch das Feld beherrschte.

Da entwickelte sich spontan, vor allem unter dem Einfluß Stoeckers, von 1878 an eine Gegenbewegung, teils christlich-sozial, teils antisemitisch, teils konservativ. „Berliner Bewegung" wurde sie zusammenfassend genannt. Bismarck glaubte, wenn er ihr seinen mächtigen Arm liehe, den Freisinn entwurzeln und die Sozialdemokratie kappen zu können.

Auf ein Mal erfüllte die „Berliner Bewegung", die bis dahin ein Veilchendasein geführt hatte, mit ihrem Lärm alle Gassen. Zeitungen entstanden. Zahllose Broschüren wurden auf den Markt geworfen. Besoldete Agitatoren wimmelten über-

all herum. Eine Organisation nach der andern wurde gegründet. Alle „patriotischen" Gedenktage (Sedan, Kaisers Geburtstag) wurden Anlaß zu Massendemonstrationen. Alle großen Brauereien wurden dazu gemietet, zahllose Militärkapellen wurden mobil gemacht, Freibier floß in uferlosen Strömen.

Geld schien überhaupt keine Rolle mehr zu spielen. Woher kam es? Es wurde allgemein verbreitet, Rudolf Hertzog habe seine milde Hand aufgetan.

Gewiß, Rudolf Hertzog war ebenso konservativ wie wohlsituiert. Aber wer ihn kannte, wußte, daß er seiner ganzen Natur nach weit mehr zum Stamme Nimm als zum Stamme Gib gehörte.

In der Tat war er auch nur die vorgeschobene Person Bismarcks. Er war einfach der Geldbriefträger, der riesige Summen aus dem Reptilienfonds an die „Berliner Bewegung" ablieferte. Der Welfenfonds, den der Volksmund so treffend in Reptilienfonds umgetauft hatte, war gesetzlich zwar nur bestimmt zur Bekämpfung der feindlichen Unternehmungen des frühern Königs Georg von Hannover und seiner Anhänger. Aber mit der Unbefangenheit, die Bismarck in solchen Dingen auszeichnete, benutzte er ihn ebenso gut dazu, die Unterschlagungen des Schwiegervaters seines Minister v. Boetticher zu decken wie um das Freibier für die „Berliner Bewegung" zu bezahlen.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung wurde aufgelöst, um die Kommunalherrschaft dem Freisinn zu entreißen. Die neuen Gemeindewahlen und die Reichstagwahlen von 1884 sollten beweisen, daß man mit Freibier und Militärmusik das freisinnig-sozialistisch verrottete Berlin regenerieren könne.

Beide Versuche schlugen fehl. In die Stadtverordnetenversammlung zogen die „Bürgerparteiler" nur als nichtssagende Minderheit von noch nicht zwei Dutzend Mitgliedern ein. Und bei der Reichstagswahl kamen die Konservativen zwar in drei von den sechs Wahlkreisen in die Stichwahl, wurden aber vollständig geschlagen.

Beides hätte man sehr gut als moralischen Erfolg buchen können. Nur hatte Bismarck auf Reelleres als auf moralische Erfolge gerechnet. Er entzog der „Berliner Bewegung" seine Gunst und, was wesentlicher war, seine Gelder. Sie drohte, zusammenzufallen wie ein aufgeblasenes Gummischwein, dem die Luft ausgegangen ist.

*

Es gab einen Konservativen, der es als unwürdig empfand, daß die Konservative Partei auf Gedeih und Verderb von dem Willen des leitenden Staatsmanns oder des Throninhabers abhänge. Das war Freiherr Wilhelm v. Hammerstein.

Hammerstein war gleich groß als Chefredakteur wie als Parteiführer. Als pleitegegangener pommerscher Großgrundbesitzer hatte er die Kreuzzeitung übernommen. Sein positives Wissen war gering, seine politische Energie enorm. Sie verband sich mit einer taktischen Geschicklichkeit, wie sie in der deutschen Parteigeschichte nur ganz vereinzelt vorkommt.

Er fand die Konservative Partei rein gouvernemental vor. Sie war nichts aus sich selbst. Was sie war, verdankte sie der Gunst von oben. Fehlte diese, so hätten manchmal ihre sämtlichen Abgeordneten, wie man Anfang der siebziger Jahre im Scherz erzählte, in einer Droschke nach dem Reichstag fahren können.

Hammerstein wollte eine konservative Partei schaffen, die, unabhängig von der Gnade der jeweiligen Machthaber, in sich selbst etwas bedeute. Darum: Organisation durch das ganze Land hindurch. Darum: Trennung von Staat und Kirche, damit die Pastoren sich nicht mehr als Staatsorgane fühlten. Darum: eine von Regierungssubventionen unabhängige konservative Presse. Darum: ein zeitgemäßes konservatives Programm.

Mit einem Wort: er wollte für Deutschland das Gegenstück zu dem schaffen, was in England die Tory-Partei war.

Das stärkste Machtinstrument in seiner Hand war die Kreuzzeitung. Dies Blatt, das in den fünfziger Jahren Preußen einfach beherrscht hatte, war total auf den Hund geraten. Nachdem Bismarck es Anfang der siebziger Jahre öffentlich in Bann getan hatte, vegetierte es nur noch. Es konnte sich mit seinen paar Tausend Abonnenten nur dadurch halten, daß es von seiner Entstehungszeit her über erhebliche Fonds verfügte. Für die Abonnenten bildete fast den einzigen Reiz der von den jüngern Junkern respektlos als „Sprungzettel“ bezeichnete Teil: die Familienanzeigen.

Hammerstein machte die Kreuzzeitung binnen wenigen Jahren zu dem einflußreichsten Organ der deutschen Presse. Er scheute nicht den Kampf gegen Bismarck, nicht den Kampf gegen Wilhelm II. Er scharte um sich einen Stab von Mitarbeitern hohen Ranges, darunter einen so ausgezeichneten Journalisten wie den baltischen Baron Ungern-Sternberg. Er veröffentlichte Artikel wie den mit der Ueberschrift Laodicaea (O daß du warm oder kalt wärest, aber da du lau bist, speie ich dich aus), die wie ein politisches Erdbeben wirkten. Er hatte die Ehre, daß Wilhelm II. persönlich durch den Reichsanzeiger Anfang Oktober 1889 erklären ließ:

> Seine Majestät der Kaiser und König hat von dem Inhalt der Kreuzzeitung vom 26. vorigen Monats Kenntnis genommen und die darin ausgesprochenen politischen Auffassungen und Angriffe auf andre Fraktionen lebhaft gemißbilligt. Seine Majestät gestatten keiner Partei, sich das Ansehen zu heben, als besäße dieselbe das Kaiserliche Ohr. Der Kaiser sieht aber in der Verständigung und gegenseitigen Schonung der staatserhaltenden Parteien unter einander eine für unser parlamentarisches Leben sachlich nützliche Einrichtung und hat die allerhöchste Mißbilligung der dagegen von der Kreuzzeitung gerichteten Angriffe und Insinuationen unzweideutig ausgesprochen. Seine Majestät sieht in dem Kartell eine den Grundsätzen Seiner Regierung entsprechende politische Gestaltung und vermag die Mittel, mit denen die Kreuzzeitung dasselbe angreift, mit der Achtung vor der Allerhöchsten Person und vor unsern verfassungsmäßigen Institutionen nicht in Einklang zu bringen.

In Hammerstein glaubte ich den Mann gefunden zu haben, mit dem ich meine eignen damaligen politischen Ideale verwirklichen könnte. Mein Vorbild war der englische Jungtory Lord Randolph Churchill. Wie er, nannte ich mich mit Stolz einen „Tory-Demokrat“. Staatssozialismus gegen Privatkapitalismus! Christlicher Sozialismus gegen Marxismus! Freikirche gegen Staatskirche! Berufsständische Demokratie gegen bürokratische Polizeiwirtschaft! Das waren so die Schlagworte, die mich damals bezauberten. Sie alle gipfelten in dem Wunsch, eine in dem freien Willen der Volksmehrheit beruhende konservative Volkspartei zu schaffen. Ich haßte Ausnahmegesetze und kämpfte damals als Konservativer mit derselben Entschiedenheit für die Aufhebung des Sozialistengesetzes wie des Jesuitengesetzes.

Meine Unterredungen mit Hammerstein schienen mir in der Hauptsache Ideengemeinschaft zu ergeben. In vollem Einverständnis mit ihm unternahm ich die Gründung konservativer Organisationen überall im Reich (es gab vorher eigentlich nur konservative Wahlkomitees von Notabilitäten, aber keine konservativen Vereine). Vor allem wurde Berlin mit einem Netz konservativer Bürgervereine bedeckt, die fast ausnahmslos unter Oberwinders und meinem Einfluß standen.

Am dringendsten jedoch verlangten wir Jungen Eins: ein modernisiertes konservatives Programm, beschlossen auf einem konservativen Parteitag.

Vor Parteitagen hatten die gouvernementalen Konservativen eine höllische Angst. Sie erschienen ihnen als der kleine Finger, den man um keinen Preis dem Teufel Demokratie reichen dürfe. Sie hatten Furcht vor dem Acheron, und wäre es ein konservativer. Sie liebten es, die ganze Politik en petit comité zu erledigen. Darum hatte es seit zwanzig Jahren keinen konservativen Parteitag gegeben. Und das konservative Programm war ganz verrostet.

Mit Hammersteins Hilfe setzten wir den berühmten (oder berüchtigten) Tivoli- Parteitag von 1892 durch. Er war ziemlich anarchisch. Eine Prüfung der Mandate fand überhaupt nicht statt. Er hat mancherlei Dinge beschlossen (zum Beispiel den Judenparagraphen), die ich, obwohl ich selbst dafür eingetreten war, bald nachher als furchtbare Dummheit erkannt habe. Aber er hat doch auch Beschlüsse gefaßt, auf die ich heute noch stolz sein kann.

Das Sozialistengesetz war 1890 gefallen. Durch eine Hintertür wollte man es wieder einschmuggeln. In dem Programmentwurf, der uns beim Eintritt in den Saal überreicht wurde, stand ein Passus, wonach die Bekämpfung der Sozialdemokratie mit den Machtmitteln des Staates gefordert wurde. Sofort eilte ich mit einigen Freunden zu Freiherrn v. Manteuffel, dem Vorsitzenden der Konservativen Partei, und erklärte ihm: „Wenn das stehen bleibt, machen wir Krach. Wir wollen kein neues Sozialistengesetz, auch nicht in verschleierter Form.“ Manteuffel war sehr bestürzt. Er zog einige andre Würdenträger zu Rate und versuchte, uns zu besänftigen. Vergeblich. Ich

erklärte, daß ich mich schon jetzt zum Wort melde, um den Antrag auf Streichung der Worte „mit den Machtmitteln des Staates" zu stellen. Wütend fügte sich Manteuffel. Die verhängnisvollen Worte blieben fort.

Aus allen meinen Himmeln über Hammerstein wurde ich kurze Zeit danach gerissen. Es war nach den Wahlen von 1893. Caprivis Herrlichkeit neigte sich ihrem Ende zu. Der Kaiser war empört über die Arbeiter, weil sie, trotz seiner Arbeitererlasse, der Sozialdemokratie treu geblieben waren. Er machte Caprivi dafür verantwortlich und suchte einen Nachfolger.

Hammerstein hatte zu einer Sitzung nach einem Hotel in der Königgrätzer Straße eingeladen. Als ich mit Oberwinder ankam, fanden wir Stoecker, Ungern-Sternberg, C. G. Gerold, Major Blume und ein paar andre Konservative vor. Hammerstein erschien kurz darauf und erklärte: „Ich komme eben vom Grafen Eulenburg. Er ist bereit, Caprivis Nachfolge zu übernehmen. Aber unter einer Bedingung: daß er sofort durch den Bundesrat das allgemeine Wahlrecht außer Kraft setzen darf. Der Kaiser ist damit einverstanden. Aber Eulenburg tut es nur, wenn er die ganze Konservative Partei hinter sich weiß."

Ich war starr. Durch nichts war ich auf diesen Staatsstreichplan vorbereitet. In meiner Naivität erwartete ich, daß Alles sich dagegen wenden würde. Das Gegenteil war der Fall. Allen schien der Plan ebenso sympathisch wie Hammerstein selbst. Auch Stoecker sprach sich, wenn auch zögernd, dafür aus, „da er ja immer das demokratische Wahlrecht durch ein berufsständisches habe ersetzen wollen".

Nun legte ich los und erklärte, daß ich, falls man wirklich die Sache mache, sofort die konservativen Bürgervereine Berlins gegen den Raub des wichtigsten Volksrechts mobilisieren werde. Oberwinder schloß sich mir an. Stoecker versuchte ein Kompromiß. Wir ließen uns nichts abhandeln. Worauf sich Hammerstein, bleich vor Aerger, erhob und sagte: „Die Sache ist gescheitert. Wenn wir nicht absolut einig sind, geht es nicht. Der Widerstand wird sonst schon groß genug sein. Für mich ist die Sache erledigt. Ich fahre sofort zu Eulenburg, um es ihm zu sagen."

Seit dieser Stunde war ich mit Hammerstein fertig. In meinen Augen war seine Bereitwilligkeit zum antidemokratischen Staatsstreich ein viel größeres Verbrechen als das, dessentwegen er ein paar Jahre später zu Zuchthaus verurteilt worden ist. Der Mensch Hammerstein war eben nur ein schwacher Mensch gewesen, der sich die Mittel zu seinem ungezügelten Genußleben auf unredliche Weise beschafft hatte. Soll ihn steinigen, wer sich selbst frei von Fehl weiß. Aber daß der Politiker Hammerstein bereit war, sein Volk zugunsten einer Adelsdiktatur zu verraten, das kann ich ihm nicht verzeihen.

Warum sind die Schurken für den Despotismus? Weil es ihnen bei einer idealen Regierungsordnung, in der Jeder nach seinen Verdiensten belohnt wird, schlecht ginge. Der Despotismus bietet aber allerlei Möglichkeiten. *Tolstoi*

Unter falscherFlagge von Johann Jeremias Kruse

Dieser Tage ist im Verlag für Kulturpolitik zu München ein Büch-
lein erschienen mit dem Titel: ‚Die Morgenstunden eines Königes
an Seinen Bruder Sohn.‘ Es ist herausgegeben von Eugen Freiherrn
von Massenbach, der das Manuskript im Urväterhausrat entdeckt hat
und es ziemlich unverblümt Friedrich dem Großen zuschreibt: „Ich
hielt offenbar das politische Testament Friedrichs des Großen in
meinen Händen . . . Herrgott, da stand er ja auf ein Mal vor mir,
der geistreiche Zyniker und Aesthet, der gewaltige Staatsmann und
Feldherr!“ Das sind Worte Massenbachs aus dem Vorwort. Noch ein
Andrer hat sich zu der Frage der Echtheit geäußert. Man hat dem
Schloßherrn von Doorn — der übrigens mit dem Alten Fritz auch
nicht näher verwandt ist als der Freiherr von Massenbach (dieser
freilich via Friedrich Wilhelm II. und die Gräfin Donhoff) — das
Originalmanuskript vorgelegt. „Dieses Dokument dürfte schon aus
dem Besitz Friedrichs des Großen stammen. Das Papier trägt des
Königs Wasserzeichen; auch die Unterschrift F. R. will mir bekannt
vorkommen.“ So Wilhelm II. Herr von Massenbach hat deshalb
seine Entdeckung der deutschen Jugend gewidmet.

Er ahnt freilich nicht, daß er ihr damit eine Schrift dargebracht
hat, deren Autor sicherlich nicht Friedrich II., aber mit einem hohen
Grade von Wahrscheinlichkeit — Voltaire ist. Diese Entdeckung ist
nämlich keine. Die Morgenstunden sind zuerst französisch 1766 er-
schienen. Sie waren aber vorher als Manuskript im Umlauf gewesen,
und der Baron Grimm, der für eine Reihe von Fürsten eine schön-
geistige Korrespondenz aus Paris besorgte, hatte schon eine Abschrift
nach Berlin gesandt. Die erste Nachricht gibt Baudouin, der 1765
schreibt, sie seien ein Auszug aus einem größern Werke: ‚Idée de la
personne et de la manière de vivre du roi de Prusse‘, das er seit
Jahren kenne. Das spricht für die Autorschaft des damals längst mit
Friedrich dem Großen verfeindeten Voltaire, den man beim Erscheinen
des Büchleins allgemein für den Verfasser dieses Pamphletes ansah,
denn nichts andres sind die ‚Morgenstunden‘, und man hat sie nie für
was andres gehalten, bis Herrn von Massenbach gefiel, das Ding plötz-
lich anders anzusehen. Es gibt etwa ein Dutzend Ausgaben des Buches,
auch deutsche. Die erste Uebersetzung schreibt man dem Grafen von
Schwerin zu, der frei nach diesem Titel ein eignes Buch: ‚Les Soirées
philosophiques du cuisinier du Roi de Prusse à Sans-Souci‘ (Die philo-
sophischen Abendstunden des Kochs des Königs von Preußen) ver-
öffentlichte und hier, allerdings nach dem’ Vorgang Voltaires, recht
deutlich auf Friedrichs abnorme Veranlagung einging. Uebrigens hat
man in Frankreich einmal die Echtheit der ‚Morgenstunden‘ vertei-
digt, als nämlich eine Handschrift des Werkchens im Nachlaß des
Naturforschers Buffon erschien, der es durch seinen Sohn der Ueber-
lieferung nach von Friedrich selbst erhalten hatte. Die seltenste Aus-
gabe ist eine ohne Jahresangabe in Holland erschienene, die auch offen-
herzige Bekenntnisse über den sexuellen Geschmack des Königs enthält.

Daß der Verlag die Herausgabe gutgläubig unternahm, scheint
mir unzweifelhaft. Er hat auch vermieden, in der Echtheitsfrage klare
Stellung zu nehmen. Immerhin hätte er diese Zurückhaltung noch stär-
ker unterstreichen können. Es mehren sich nämlich in der letzten Zeit

die Fälle, wo dem Publikum unzweifelhafte Mystifikationen vorgesetzt werden. Ich habe nun zwar gar nichts gegen eine Mystifikation, wenn es sich um den Streich eines geistreichen Kopfes handelt, ich habe aber sehr viel dagegen, wenn sie eine Buchhändlerspekulation ist. Und deshalb sei hier eine Warnungstafel aufgerichtet.

*

Ein Kapitel für sich sind die Uebersetzungen aus dem Französischen. In Frankreich hat im 17. und 18. Jahrhundert eine wahre Industrie auf dem Gebiet der literarischen Fälschung und Unterschiebung geblüht, insbesondere was Memoiren betrifft. Die Herren Courtilz de Sandras und Baron Lamothe-Langon sind wahre Klassiker dieser Pseudoliteratur, die übrigens nicht immer ein gutes Geschäft war. So hat Courtilz de Sandras die Memoiren des Musketiers D'Artagnan erfunden, aus denen dann Dumas die ‚Drei Musketiere‘ gemacht hat. Diese Falsifikate, die zum Teil recht geschickt sind, reizen natürlich zur Uebersetzung. So brachte vor mehr als zehn Jahren Georg Müller die Briefe der Marquise von Pompadour heraus. Sie sind alle unecht. Als sie erschienen, schrieb man sie dem jüngern Crébillon zu; dagegen behauptet die größte französische Autorität, Quérard, daß sie ein Jugendwerk des später zu hohen Würden gelangten Marquis Barbé-Marbois seien. In der deutschen Ausgabe ist mit keinem Wort auf den apokryphen Charakter aufmerksam gemacht worden. Die berühmteste Pompadour-Mystifikation, der angebliche Brief an Maria. Theresia, wird übrigens Friedrich II. zugeschrieben, der sich auch sonst einige Scherze dieser Art geleistet hat. So ließ er einen angeblichen Hirtenbrief des Bischofs von Aix gegen d’Argens drucken, und angeblich ließ er durch d’Argens ein päpstliches Breve anfertigen, wonach der Papst dem Marschall Daun für den Sieg bei Hochkirch einen geweihten Hut und Degen geschenkt haben sollte.

*

Auch die Memoiren von Fouché sind vor einigen Jahren in deutscher Uebersetzung erschienen. Ihr Verfasser ist nicht Fouché, sondern Alphonse de Beauchamp. Das Material lieferte der Agent der Geheimpolizei Jullian. Es sollen auch einzelne Aufzeichnungen Fouchés zu Grunde gelegen haben. Dagegen spricht aber, daß die Familie des Napoleonischen Polizeiministers gegen das Buch vorging.

*

Ein ganz besonderer Fall sind die Tagebücher der Henker von Paris, die der Verlag Gustav Kiepenheuer im vorigen Jahr herausgebracht hat, und die allmählich eine Gefahr zu werden beginnen. Ihr angeblicher Verfasser ist Henri Sanson, der letzte jener Dynastie von Henkern, deren bekanntestes Mitglied die Guillotine in der Schreckenszeit bediente. Kein Wunder, daß findige Verleger sich für diesen so angenehm gruseligen Mann interessierten. Es gibt denn auch nicht weniger als drei Memoirenbücher Sansons. Einen absoluten Anspruch auf Echtheit kann keines erheben, einen ungefähren das, welches 1830 erschien, denn hier hat der Henker wenigstens seine Einwilligung zur Benützung seines Namens und einige mündliche Beiträge gegeben. Der alte Sanson schloß einen Vertrag mit dem pariser Verleger Mame, worin er versprach, den Schriftstellern, die das Buch schreiben sollten, auch etwas zu erzählen. Geschrieben hat es dann, aber meistens aus der Kraft eigner Imagination heraus, L’Héritier de L’Ain. Und als

einen der Mitarbeiter gewann er Balzac, der zwei fertige Novellen: ‚La Messe expiatoire‘ und ‚Monsieur de Paris‘ (Bezeichnung des Henkers) beisteuerte. Paul Lacroix, unter dem dritten Napoleon Bibliothekar des Arsenals, bekannter übrigens unter seinem Pseudonym „Le bibliophile Jacob“ erzählt von einem Essen, zu dem die Mitarbeiter bei Sanson eingeladen waren. Die Stimmung war zunächst mehr als frostig. Erst Balzac brachte die Gesellschaft in Bewegung, indem er den Gastgeber ausfragte bis zum Letzten. Sanson berichtete brav und bieder, wie er die Girondisten, Robespierre und Charlotte Corday hingerichtet habe. Nur von Ludwig XVI. sprach er nicht. Aber Balzac ließ nicht nach. Und nun erzählt Lacroix: „Sanson erbleichte und schwieg, Tränen rannen über seine Wangen, und dann befahl er mit feierlicher Stimme, die ‚Reliquie‘ zu bringen. Ein verschlossener Mahagonikasten wurde gebracht und auf den Tisch zwischen die leeren Flaschen gestellt. Er öffnete ihn bewegt, und alle Anwesenden, die sich vorbeugten, um zu sehen, was der geheimnisvolle Kasten enthalte, erblickten ein stählernes Messer: „Das ist das Messer, das zwei edle Häupter zu Fall, gebracht hat!“ sagte Sanson, indem er in Tränen ausbrach. ‚Dies Messer ist heilig, und alle Tage kniee ich vor ihm nieder und bete für die heiligen Märtyrer Frankreichs: den König und die Königin.‘ Diese Szene machte auf die Hörer einen solchen Eindruck, daß mehrere vom Tische aufstehen mußten und einer in Ohnmacht fiel.“ So weit Lacroix, der dann noch erzählt, daß Balzac nach diesem Eindruck die Mitarbeit aufgab. Von den Memoiren erschienen zwei Bände. Ursprünglich waren vier geplant, aber der Ausbruch der Julirevolution machte das Geschäft zunichte. Fast die ganze Auflage blieb liegen und ging bei einem Brand zu Grunde, und das Buch wurde so selten, daß man seine Existenz nach dreißig Jahren schon bezweifelte. Der Titel dieser Erinnerungen war: ‚Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution française, par Sanson’. Ziemlich zu gleicher Zeit erschien ein ähnliches Werk: ‚Mémoires de l'exécuteur des hautes oeuvres, pour servir à l'histoire de Paris pendant la Terreur‘. Auch dieses Buch ist apokryph. Sein Verfasser ist Lombard de Langres, später Gesandter in Holland, der es unter dem Namen Achille Gregoire herausgab. Es ist übrigens neuerdings in Frankreich neu gedruckt worden.

Schließlich erschien dann 1862 das Werk, das uns jetzt besonders interessiert: ‚Mémoires des Sanson. Mis en ordre, redigés et publiés par H. Sanson.‘ Eine deutsche Ausgabe erschien ziemlich gleichzeitig. Das ist die Quelle der neuen Ausgabe des Verlags Kiepenheuer. Das Buch ist eine reine Unterschiebung, ein kulturhistorischer Roman im besten Falle, denn wenn alte schriftliche Ueberlieferungen vorgelegen hätten, so hätte der alte Sanson sie L’Héritier de l’Ain sicherlich gegeben. Zum stärkern Beweis sei aber noch einmal der Bibliophile Jacob zitiert, der schreibt: „Man kann sagen, daß die Neugierde der auf schreckliche und grausige Gemütsbewegungen erpichten Leser befriedigt ist, und daß die Leute, die diese blutrünstigen Memoiren verfaßt haben, damit eine Probe von unbestreitbarem Talent abgelegt haben.“ Das Bedenkliche ist, daß der Verlag sowohl wie der Bearbeiter auf diesen Zusammenhang der Dinge nicht hingewiesen, sondern den Irrtum, daß es sich um ein kulturhistorisches Quellenwerk handelt, mindestens geduldet haben. Daran, daß solche Sitten aus dem deutschen Verlagswesen verschwinden, haben wir ein Interesse.

IX.

Joseph Wirth

Joseph Wirth gehört zu den Neuen, zu den Wenigen, die nach der Revolution hochgekommen sind und sich, selbst an höchster leitender Stelle, bewährt haben. Ein frischer, großer, dunkelblonder Mann. Ein süddeutscher Demokrat, der als Katholik ins Zentrum geriet und hier, unbeirrt um das Kopfschütteln mancher Alten, den Weg nach links gegangen ist. Ein Mensch aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Mathematiker. Logiker. Philosoph. Auch als Politiker. Die Politik betrachtet er wie eine mathematische Aufgabe, die von der Voraussetzung ausgeht, zur Behauptung schreitet und dann auf den Beweis losstürmt. Aber das Merkwürdige an ihm ist, daß er Rationalist, Intellektueller, kritisch wägender Logiker sein will und trotzdem, wenns darauf ankam, wenn er plötzlich vor politische Fragen gestellt war, den ganzen rationellen Krimskrams beiseite warf und sich ausschließlich auf seine Intuition verließ, auf Das, was ihm das Gefühl im Augenblick diktierte. So mischt sich in ihm, in einem gesunden Verhältnis, Intelligenz und natürliches Empfinden. Das Gefühl ist das Primäre. Auch zeitlich. Darin wurzelt seine bestechende Rednergabe, die in populärer Form unmittelbar an das Herz des Hörers appelliert.

Geboren ist er im September 1879 zu Freiburg im Breisgau. Die strenge Gotik des Doms, die Mystik der dämmerigen Schiffe, die alten Renaissancehäuser, die sich in engen Straßen drängen und drücken, der dunkle Schwarzwald im Weichbild der Stadt und wenige Meilen drüben über dem Rhein Elsaß-Lothringen — all das wirkte auf den Knaben unauslöschlich ein. Vergangenheit und Gegenwart schnitten sich in dieser Stadt, die sich industriell zu regen begann, scharf und schroff. Zwei Kulturen: die deutsche und die germanisch-romanische des Elsaß berührten sich hier bereits leise. Menschen mußten hier wachsen, die, wenn sie zudem in der Natur verwurzelt waren, einen weitern, unbefangenern Blick als andre hatten. Der Vater war Handwerker, Buchdrucker der bekannten katholischen Verlagsbuchhandlung Herder in Freiburg. Eine jahrelange Wanderschaft hatte ihn nach Leipzig, Nürnberg, Berlin geführt, bis er sich hier im badischen Lande dauernd niederließ. Dieser Vater Wirth war ein beliebter Humorist und Lokaldichter, der zwanzig Jahre lang in einer freiburger Zeitung jeden Sonnabend, in alemannischer Mundart, Episoden und Episödchen privater und offizieller Mitbürger in muntre Verse brachte. Die Mutter stammte vom Lande, hatte aber eine ausgezeichnete Schulbildung genossen, und wenn sie an ihren Sohn schrieb, als er bereits Kanzler geworden war, dann fielen in der Reichskanzlei die Schriftzüge auf den Briefumschlägen, weil sie fast gestochen schienen, immer wieder sofort auf. Ihr Leben ging ganz im Dienst für den Gatten und für die Söhne auf. Ihre eignen Bedürfnisse schränkte sie aufs Aeußerste ein, um den Kindern den Besuch

der Schule und der Universität zu ermöglichen. Einer wurde Professor (und Homerforscher). Joseph wurde Oberlehrer und Politiker. Der Jüngste wurde Eisenbahninspektor und schlug sich zur Sozialdemokratie. In die soziale Bewegung der Gegenwart wurden sie schon früh vom Vater eingeführt. Aber nicht zum Klassenkampf wurden sie erzogen, sondern auf die soziale Ethik des Christentums verwiesen, jene Ethik, wo Kommunismus, Sozialistmus und Altruismus sich in einer transzendentalen Synthese finden. Der Aufenhalt im Freien, auf den Bergen des Schwarzwaldes, stählte ihren Körper und ihre Nerven und weitete das Gesicht. Auf der Universität wurden von Joseph zunächst Naturwissenschaften und Mathematik belegt. Eifrig wurden daneben Rickerts Vorlesungen über Philosophie gehört. Kant wurde von allen Seiten geistig durchdrungen. Die Promotionsschrift behandelte ein modernes Problem der Algebra. Was sollte man werden? Lehrer. Schon als Schüler hatte Joseph Unterricht gegeben. Als Student blieb er dabei. Daneben besuchte er, aus Interesse für die bunten Erscheinungen der Gegenwart, die sozialen und christlichen Arbeiterversammlungen, ohne Unterschied der Parteirichtung. In Laar erhielt er seine erste Anstellung als Lehrer der Mathematik. In dieser Zeit, von 1903 bis 1908, setzte er ununterbrochen seine Studien fort. Drei Mal in der Woche reiste er nach Freiburg, um weiter Vorlesungen über Philosophie und Mathematik zu hören. Vor allem auch über Nationaloekonomie und, später, über Finanzwissenschaft. Zwei Jahre danach wurde er als Professor an das Realgymnasium in Freiburg berufen.

1912. Wirth begann, sich aktiv sozial zu betätigen. Das Zentrum nahm ihn auf. Er wurde Stadtverordneter. Gleich seinem Vater war er demokratisch gesinnt. Ein frischer Zug kam in die Zentrumsbewegung. Es gab lebhafte Zusammenstöße mit den kleinbürgerlichen Elementen des freiburger Bürgerausschusses. Wirth setzte sich durch. In vielen Versammlungen des ganzen badischen Oberlandes sprach er. Da brach der Krieg aus. Alle Parteipolitik trat zurück, und Wirth wurde als Krankenpfleger ins Heer eingestellt, da sein schwaches Herz ihm keinen Felddienst erlaubte. Nach einander war er auf allen Kriegsschauplätzen tätig. 1912 war er bereits in den badischen Landtag gewählt worden. 1913 wurde er in den Reichstag entsendet. Eigentlich aus Zufall. In Offenburg sollte Schüler, der Vertreter der badischen Bauernvereine, eine Rede halten. Von allen Seiten waren die Leute zusammengeströmt. Das Lokal war überfüllt. Da, im letzten Augenblick, sagte Schüler ab. Die Herren am Vorstandstisch sahen sich ratlos an. Da kam einer auf den Einfall, man sollte Wirth bitten, die angesetzte Rede zu halten. Gut. Man schickt rasch zu ihm, stößt aber zunächst auf Ablehnung. „Ich verstehe ja nichts von den landwirtschaftlichen Fragen." „Tut nichts. Die Rede muß gehalten werden. Wir können die Leute nicht einfach nach Hause schicken." „Also schön." Wirth macht sich auf, betritt die Rednertribüne, spricht ex tempore und wird sofort als Reichstagskandidat aufgestellt. Ein beispiellos scharfer Wahlkampf

setzt ein gegen den Großblock der Linken: Nationalliberalismus, Freisinn und Sozialdemokratie. In wenigen Wochen werden hunderte von Versammlungen abgehalten. Physisch eine ungeheure Anstrengung. Aber der Wahlkreis Offenburg wird vom Zentrum wiedererobert. Im badischen Landtag und im Reichstag fängt Wirth an, sich politisch zu regen, zu recken und zu entwickeln. Die parteipolitische Fassade ward in den ersten beiden Kriegsjahren allerdings stark verwischt. Der Einzelne trat stärker hervor, oft ohne Rücksicht auf die Fraktion und ohne Fühlung mit ihr. Wirth kam mit Erzberger in Berührung. Er wurde nicht einer seiner Intimen, aber er war einer seiner Verehrer. Erzberger erfreute sich damals großer Sympathien, besonders bei den Adligen und Feudalen, die sich zu ihm drängten. Seine Aktivität war erstaunlich. Ueberraschend sein Gedächtnis. Sein Fleiß. Sein wißbegieriges Draufgängertum. Ueber Alles wußte er Bescheid. Kannte alle Budgetfragen aufs Genaueste. Konnte über Alles Auskunft geben. Wirth hat manches von diesen Eigenschaften. Eins hat er mehr als der Andre: die Beständigkeit, den langen Willen, die Ausdauer, zu warten.

Nach dem Prozeß Helfferichs, der versucht hatte, Erzberger, den Reichsfinanzminister, auf die Anklagebank zu drücken, war dessen Stellung unhaltbar geworden. Der Reichskanzler trat an die Zentrumsfraktion heran und bat sie, einen Ersatzmann für das freigewordene Portefeuille zu stellen. Man beriet hin und her. Man konnte sich nicht recht einigen. Plötzlich fiel der Name Wirth. Das wäre Einer! Der Zuruf findet Anklang. Aber Wirth ist nicht da. Die Sendlinge, die den ersten Sachsenkaiser zu küren beauftragt waren, fanden ihn am Vogelherd. Die Zentrumsboten, die das ganze Reichstagsgebäude absuchten, fanden Wirth schließlich in seiner kleinen Abgeordnetenkammer des Dachgeschosses in Hemdsärmeln schlafend auf dem Diwan. Als er sich gähnend die müden Augen gerieben hatte, war er — Finanzminister. Wieder ein Zufall? Gewiß für Den, der in der Politik und in der Geschichte keine immanenten Zusammenhänge, sondern nur eine Kette von Zufälligkeiten erblickt. Als Wirth einige Tage später mit seiner Bestallung morgens um Acht vor das Finanzministerium kommt, um sein Amt anzutreten, fährt ihn der zu früh aufgeschreckte Portier heftig an, fragt, zu wem er möchte, und will ihn, als er gar in das Zimmer des Finanzministers zu gehen wünscht, barsch die Tür vor der Nase zuschlagen: „So früh, mein Lieber, ist noch keiner hier. Am wenigsten der Minister." „Ja, aber ich bin doch selbst der Minister . . ."

Er tritt zu einer Zeit in das Kabinett ein, da sich finanz- und wirtschafts-, innen- und außenpolitisch große Wandlungen vollziehen. Das Tempo der Geldentwertung nimmt beängstigende Formen an. Alle Versuche, zu einer geordneten Etatswirtschaft zurückzukehren, scheitern. Im selben Augenblick, wo ein Budget aufgestellt wird, ist es schon durch die tatsächliche Entwicklung überholt. Neue Steuern werden beschlossen. Kredite werden aufgenommen und nochmals Kredite. Die Zahl der Schatzanweisungen erhöht sich. Man beginnt, mit Milliarden

zu rechnen. Das sozialistenreine Kabinett Fehrenbach-Simons lehnt das Londoner Ultimatum über die Reparationssumme ab. Wirth ist im Kabinett gegen die Ablehnung, da er die Folgen einer so starren Haltung voraussieht. Die Regierung tritt zurück, und der Reichspräsident beauftragt Wirth mit der Neubildung eines Ministeriums, das, aus Zentrum, Demokratie und Sozialdemokratie bestehend, versuchen soll, mit den Alliierten ein Arrangement zu treffen. Die Periode der sogenannten Erfüllungspolitik bricht an. Wirth weiß als praktischer Finanzkenner genau, daß die übertriebenen Reparationsforderungen der Entente unerfüllbar sind. Aber gleichzeitig sagt er sich, daß bei der ganzen Art der ehemaligen Feinde einzig der Sachbeweis für die tatsächliche Unerfüllbarkeit der Deutschland aufgezwungenen Reparationsforderungen zu dem praktischen Ergebnis einer Verständigung führen kann. Im August 1921 wird die erste Milliarde in Gold und Devisen an die Entente abgeführt. Die Folge davon ist ein katastrophaler Kurssturz der deutschen Mark. Man beginnt in London zu sondieren. Rathenau ist inzwischen Wiederaufbau-Minister geworden. Die Konferenz von Cannes kommt zustande. Rathenau ist als inoffizieller Vertreter Deutschlands dort. Die Franzosen unter Briand scheinen zu einem Entgegenkommen bereit. Poincaré macht Stank. Der Präsident Millerand fährt dazwischen. Die Konferenz versandet. Briand wird gestürzt. Poincaré tritt an die Spitze des französischen Ministeriums. Die deutsche Leistungsfähigkeit wird durch die Verkleinerung des deutschen Oberschlesien weiter herabgemindert. Wirth läßt nicht nach. In ständiger Fühlungnahme mit den Engländern erreicht er ein Schreiben der Bank von England, daß an Kredite für Deutschland nicht zu denken sei, solange es derartige Reparationsverpflichtungen zu erfüllen habe. Deutschland muß, nachdem Rathenaus Ermordung der deutschen Mark einen neuen Stoß nach unten versetzt hat, den Reparationsgläubigern seine Zahlungsunfähigkeit bekennen. Notenwechsel. Internationale Konferenzen. Vertrauliche Besprechungen. Die große internationale Zusammenkunft in Genua, ein Völker-Spectaculum. Der Erfolg gleich null. Poincaré sabotiert das Ganze. Wirth arbeitet unverdrossen an einem Ausgleich weiter. Nach Berlin beruft er eine Reihe internationaler Sachverständiger, die Deutschlands Wirtschafts- und Finanzlage objektiv prüfen sollen. Da, in dem Moment, als er für die Ergebnisse dieser Untersuchungen die große parlamentarische Basis durch Hinzuziehung der Deutschen Volkspartei schaffen will, wird er, indirekt, von der Sozialdemokratie gestürzt.

Der Mann, der als aufrechter Demokrat und Republikaner nach dem Attentat auf Rathenau in impulsiver Reichstagsrede das Wort geprägt hatte: „Der Feind steht rechts!“, wurde jetzt plötzlich von Denen verlassen, die ihm, abgesehen von seinen Zentrumsleuten, demokratisch und sozial am nächsten standen. Das Unheil nahm seinen Lauf. Die Sozialdemokratie hatte sich selbst einen Dolchstoß in den Rücken versetzt. Es kam das Kabinett Cuno. Der Kurs wurde jäh gewechselt Die Republik begann zu rutschen. Wirth zog sich für eine Zeit zurück . . .

Russische Kunstberichte von Adolf Behne

I.

Die Grenze zwischen Lettland und Rußland ist nicht die erste Grenze, die ich passiert habe; aber es ist die erste, die etwas andres noch ist als Fahrtunterbrechung, Zollplackerei, Paßkontrolle und Geldwechseln . . . die erste, die wirklich den Anfang von etwas Neuem bedeutet. Keine Bahnhofshalle, keine Grenzstadt, keine „Provinz“ — sondern offenes Feld, ein paar Baracken; das Dorf eine Strecke entfernt. Man ist im Freien, in der russischen Landschaft, unter offenem Himmel. Hügel, Wolken, Felder, Wind — ein Land empfängt uns, nicht ein paar enge graue Mauern. Etliche Soldaten der Roten Armee sind zu sehen, sonst Alles ohne Uniform, ohne Schnüre, Litzen und Biesen. Bestimmend durch die Typen, die Gesichter, die Haltung ist der Eindruck: hier ist ein neues Jungsein, und hier ist der Mut, Dinge schließlich doch einmal anders zu machen, als sie sonst in Europa gemacht zu werden pflegen. Unter den primitiven Holzbaracken der Grenzwache ist ein Club-Blockhaus mit Lesezimmer, Zeitschriften, Bibliothek, Geselligkeitsraum, und alle Baracken sind froh und zuversichtlich bemalt mit jenen Parolen, die die Einigkeit des Proletariats fordern, die Arbeit ehren und in ihr Recht setzen und die Zukunft anpacken. Alles ganz einfach, heiter, so unoffiziell wie möglich. Bei Erledigung der Formalitäten geht Alles glatt, ohne Wichtigtuerei, überali eine freudige Arbeitsleistung, ohne Kommando, unmilitärisch, menschlich. Durchaus fehlen die kunstgewerblich angezogenen Leutnants. Man denkt: Noch hast du nichts von Rußland gesehen als den Grenzstrich, aber der Anfang ist schön, ist frisch und jung, hoffnungsvoll.

Dieser Eindruck blieb; und schön war es, immer wieder auf wichtigen Posten des Landes, ja an leitenden Stellen junge Menschen anzutreffen.

Schön die Fahrt durch das Land. Tag und Nacht und Tag. Hügel Felder. Dörfer. Seen. Tannenwälder. Birkenwälder . . . der silberne Wald um Moskau . . . Moskau.

Moskau. Unser Auto rast vom Bahnhof weg durch eine Weltstadt, durch ein Dorf, durch eine Straße New Yorks oder des wilden Westens, durch die Gassen Shanghais, an Kapellen, an Hotels, an Menschengewimmeln, an Kaufläden vorüber — brüllend durch ein Chaos brüllender Autos, Droschken, Lastwagen, Trams. Unmöglich, auf dieser rasenden Fahrt quer durch die Stadt etwas zu sehen — Tore, Kapellen, ein unermeßlicher Platz, eine rote Riesenmauer: der Kreml! Bunte Zwiebeln, goldene Kreuze unter blauem Himmel, persische Wachttürme, Fahnen, rote Wimpel, Sprünge über das Pflaster, Menschen, Menschen, Wagen, Wolkenkratzer, Pfützen, Plakate, Hütten, Hütten, Palast, Barock, Empire, weiße Säulen, Wolkenkratzer . . . ohne Aufenthalt durch Alles hindurch, hinaus, hinauf auf die Sperlingsberge — und wie der Wagen endlich steht, ist eine unermeßliche Stadt unter uns . . . ein goldenes Tulpenbeet: Moskau!

*

Reisende, die neuerdings in Rußland waren, haben mehrfach ihrem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß dieses Land seit der Revolution einem ausgesprochenen Amerikanismus zuneige . . . etwas, das mit

Dostojewski und Tolstoj, mach denen sich der Westen ein doch wohl nicht ganz vollständiges Bild des Russischen macht, nicht eigentlich zusammengehen will. Man hört sogar gelegentlich die Meinung, daß die historische Mission des Bolschewismus letzten Endes nichts andres sei, als Rußland dem Industrialismus zu öffnen. Ich habe von russischen Ingenieuren die Prophezeiung gehört: In fünf Jahren ist Rußland ein neues Amerika. Es fehlt auch keineswegs an Ansätzen. Ich glaube, daß keine Stadt Europas derartige Wohnhaus-Wolkenkratzer bis zu zehn und elf Stockwerken, schon aus der Zeit vor dem Kriege, aufzuweisen hat, wie sie in Moskau nicht selten sind — doppelt massiv wirkend neben den unmittelbar an ihnen stehenden einstöckigen Blockhäuschen. Es wäre nach meiner Ansicht gar nicht überraschend, wenn diese amerikanischen Tendenzen sich noch wesentlich intensiver auswirkten. Dennoch glaube ich, daß es sich in den U.S.A. und in Rußland um weitgehend verschiedene Dinge handelt. Fraglos ist Rußland wie Amerika ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Aber handelt es sich in Amerika um einem Triumph des aus der Totalität gelösten Speziellen, der usurpatorisch auftretenden Technik, die fast Selbstzweck geworden zu sein scheint, so in Rußland eher um ein Experiment, das der Mensch macht, ohne sich auszuliefern. Die unbegrenzten Möglichkeiten bedeuten drüben ein offenes Feld für die Maschine — in Rußland Raum für menschliche Kühnheit. Drüben sehen wir bei höchster Brillanz der Technik einen wenig berührten Spießer als Menschentyp . . . hier ergreift ein revolutionärer Menschentyp die Technik als eines seiner Mittel zur Gestaltung. Das Verhältnis des Russen zur Technik ist im guten Sinne naiv. Während Amerika und der Westen die Technik ernst nehmen, wird der Russe mit der Technik spielen und deshalb vielleicht der kühnste Techniker werden.

*

Der Begriff des Weges ist in Rußland ein andrer als im Westen. Der Westen haßt den Weg . . . als Zeitverlust. Der Weg ist ein notwendiges Uebel zur Verbindung zweier Punkte . . . nur ein Mittel. Deshalb das Bestreben, den Weg möglichst abzukürzen . . . am klarsten ausgedrückt bei Le Corbusier, der den nicht schnurgraden Weg als „chemin des ânes“ bezeichnet und erklärt: „La courbe — c’est la paralyse,“ (Demgegenüber ein deutsches Sprichwort: „Eine gute Krümm geht nicht üm.“) Der Russe hat nicht diese furchtbare Eile. Er sieht den Weg nicht nur als Mittel, sondern als etwas Eignes und Positives — er hat Freude am Weg, weil er Freude an der Bewegung hat. Er genießt Bewegung, und deshalb ist ihm der Weg wichtig. Der Weg verbindet nicht allein, er soll verspannen.

Man findet für die Freude an der Anlage und Benutzung von Wegen in einer Stadt wie Moskau den Westler sehr überraschende Beispiele. In den Passagen der großen Kaufhäuser, zum Beispiel, laufen rechts und links mehrere Galerien über einander — von Zeit zu Zeit durch Brücken in verschiedenen Höhen quer verbunden. In verschiedenen Höhen vom Erdboden bis dicht unter das riesige Glasdach sieht man in dieser und jener Richtung Menschen kommen und gehen — es gibt im ganzen Westen keinen vergleichbaren Anblick. Man sieht nicht, was die Menschen zu ihrer Bewegung veranlaßt, sieht oben keine Läden, keine Schaufenster, keine Auslagen, keine

Türen, die ihre Gänge motivierten; man sieht nur ein riesiges Netz von Wegen und Brücken und bewegte Menschen — und entdeckt schließlich ganz oben und hinten noch eine schwindelnd hohe Brücke im Raum, über die eilig ein Mensch geht — und findet diese Momente im dynamischen Stil der russischen Bühne, bei Meyerhold etwa, wieder . . . Wenn ein Weg zu langweilig wird, so unterbricht man ihn gelegentlich durch eine Brücke — nicht weil ein Hindernis da ist, sondern weil man eines wünscht, und weil es nett ist, über eine Brücke zu gehen. In der Moskauer Ausstellung war eine solche Brücke.

Das für den Westler seltsamste Beispiel fand ich im Haus des Historischen Museums in Moskau. Ein moderner Museumsbau. Kein entferntester Grund läge für uns vor, hier nicht praktisch glatt durchlaufende Korridore zu schaffen. Ich glaube, die Zahl der ganz überflüssig erst hinauf, nach einer Weile wieder hinab führenden Stufen in diesen Gängen ist nicht gering. Die Wanderung, die ich von dem einen Portal hinauf ins Direktorzimmer, durch die Säle und von dort zu einem andern Portal hinab ausführte, gehört zu den phantastischsten, die ich in einem Bau gemacht habe. Hier hilft uns nur der eingeborene Führer oder ein Ariadnefaden. Ein großes historisches Beispiel: die Kanäle Petersburgs haben nie eine praktische Bedeutung gehabt. Peter dem Großen gefielen die Kanäle Venedigs, die Bewegung der Boote durch die Straßen, und er vermehrte die Bewegungsmöglichkeiten seiner Stadt um diese.

Bei solcher Einstellung wird kein nach westlichem Maßstab „moderner“ Grundriß entstehen. Werfen wir einen Blick in die Vergangenheit und einen in die Zukunft.

Die Wassili Blashennij (16. Jahrhundert) wirkt von außen, sicherlich nicht eben klar, durchsichtig, eindeutig. Aber sie ist es in hohem Maße, verglichen mit dem Innern. Dieser nicht allzugroße Raum wirkt für den Westler als ein Irrgarten. Es ist ihm schlechterdings nicht möglich, ein Gesetz in der Abfolge der Räume zu erkennen oder zu erleben. An keiner Stelle weiß er, wo er sich am Ganzen befindet. Enge gewundene dunkle Gänge wechseln mit Kapellen, deren endlose Höhe in keinem uns gewohnten Verhältnis zur Grundfläche steht. Der Begriff der Decke scheint aufgehoben. Jedes Gefühl der Orientierung geht uns hier im Nu verloren — und man ist überrascht, wenn man den Ausgang schließlich doch noch findet.

Nein, der Russe baut nicht vom Grundriß aus, nicht von dem aus, was wir Grundriß nennen, sondern von der Bewegung der Massen aus. Der Weg ist ihm kein Element der Ordnung, sondern der Spannung. Es scheint uns deshalb, als handle es sich letzten Endes mehr um Plastik als um Architektur. Und der Architekt Iszelenoff charakterisiert die Arbeit der neuern russischen Archltekten selbst wie folgt: „1. Das Gebäude wird als Skulptur-Konstruktion betrachtet. 2. Symmetrie-Achsen sind nicht vorhanden — wie in der Skulptur“; und zum Schluß: „Die Formen wollen einen Ausdruck finden, der keinen statischen Eindruck hervorruft, das heißt: beruhigend wirkt, sondern einen dynamischen Eindruck, das heißt: ruhelos und aufstrebend wirkt.“ Noch deutlicher Selinski in einem vielbeachteten Aufsatz: ‚Stil und Stahl‘, der in Weiterführung Tatlinscher Arbeit in die Parole ausklingt: „Baut Bewegung.“ *(Fortsetzung folgt)*

II.

Zurück zu Methusalem

So weit hatte ich nachgedacht. Dann aber las ich die Einleitung zu Shaws großem Fünfstück: ‚Zurück zu Methusalem‘ und darauf die Stücke selber, den „metabiologischen Pentateuch“, die „Legende vom Garten Eden“. Schon vor der Lektüre hatte ich bemerkt, daß das Gesamtwerk, auf dem Papier berechnet, einen Zeitraum von 35 924 Jahren umfaßt, nicht viel im Verhältnis zur Ewigkeit, aber doch so viel, daß die sozusagen störrische Genauigkeit, mit der die Jahreszahlen der einzelnen Geschehnisse, die jene ansehnliche Summe ergeben, vermerkt und registriert wurde, auf eine gespenstische Weise der Pedanterie zu gleichen schien, mit welcher bei uns das finanzielle Nichts, vermöge eines unbegreiflichen Tricks, in gewissenhaftester Weise auf Billionen gebracht und so jeder Buchhalter in Stand gesetzt wurde, mit dem Nirwana nicht nur obenhin zu rechnen, sondern es zu teilen, gegenzubuchen und Kürzungen daran vorzunehmen. Es war etwas in diesen Jahreszahlen wie die eingeborene Gegenwehr eines Realisten gegen den Begriff, als riefen die Geister Candidas, Caesars, Androklus aus der Finsternis: Lieber Freund, es ist nicht hübsch von dir, daß du uns verlässest.

Als ich dann die Einleitung las, sah ich, daß er wirklich im Begriffe war, sie zu verlassen. Von seinen Komödien ließ er keine mehr recht gelten, außer ‚Mensch und Uebermensch‘. Er fand, er habe, trotz redlicher Bemühung, zuletzt doch nur ein peripherisches Handwerk getrieben. Es war immer Shaws nicht nur münzbarer, sondern wahrhaft hoher Vorteil im Geiste gewesen, daß, wer ihn für nichts als einen ausgezeichneten Lustspielschreiber hielt, ihm nicht Unrecht tat; denn alle schwerer faßlichen Dinge haben, sofern sie nur gut gewachsen sind, eine glimpfliche und noch außerdem, ganz außerdem, ihre weniger glimpfliche Seite. Schmerzlich aber war es, glauben zu müssen, daß nun Shaw selbst aus dem Lager seiner wenigen in das seiner vielen Freunde übergegangen sei, als er das harte Verdikt über seine Komödien sprach.

Seit diese geschrieben wurden, war freilich der große Krieg über die Erde gegangen, Shaw selber ins Greisenalter getreten. Alter ist weitsichtig, blickhaft, aus seiner Ferne abhängig von dem, was seinen Augen vorüberwandelt, Leichenfelder und Wüsteneien in diesem Fall, und die schöne Möglichkeit des vollkommenen Menschen vom fachmännischen Kretinismus der Militärs und Politiker für unausdenkliche Zeiten zerstört. Der Komödiengeist wird ungeduldig, weit, breit und gealtert tritt dahinter das tragische Gesicht hervor. Das Rockfutter wird nach innen gewendet, die Glattseite nach außen, sodaß der Mann, bis auf ein gewisses Flackern der Unruhe, ein zeitweiliges nervöses Schaudern und Erzittern, von einem gutgekleideten Revolutionär kaum mehr zu unterscheiden ist. Der Aspekt der Welt hat sich verändert. Der letzte Teil des Pentateuchs, betitelt: ‚An des Gedankens Grenze‘ spielt un-

genau auf dem Boden von Nirgendwo, aber genau im Jahre
31 920 nach Christi Geburt. Der Mensch hat inzwischen die Fähigkeit erworben, so lange zu leben, wie nicht ein Zufall ihn umbringt; die Alten in diesem letzten Akt, alles Damen und Herren von einigen tausend Jahren, belehren ihn und ihre fünfzigjährigen Babys (die ihnen das Leben sauer machen und frühreif, wie sie sind, backfischhaft von Kunst schwärmen), diese sei ein Spiel mit Puppen und Leben erst im mannbaren Alter von, sagen wir, tausend Jahren, was es sein solle, nämlich das, was ihrer, der Alten, raumloses Leben ist: Gestalt ohne Zeit, Verlauf ohne Ort, Gedanke ohne Gedachtes, Bewegung ohne Veränderung. Obwohl ich freimütig gestehen muß, daß ich, der ich jenes Alter leider noch nicht annähernd erreicht habe, in hoffentlich begreiflichem Knabentrotz vorläufig vorziehe, ins Kindertheater zu gehen und mir Bernard Shaws Caesar, Candida, ja selbst den leichtfertigen ‚Liebhaber' anzusehen, weiß ich trotzdem irgendwo in meinem Innern, daß ich spätestens an meinem achthundertsten Geburtstage diese kindische Untugend abtun und auf die vereisten Stimmen der Tausendjährigen horchen werde: denn nie, außer in ‚Fausts Tod', habe ich auf ähnliche Weise Nähe, Anhauch und Geflüster längst steinern, längst reglos gewordener Zeit vernommen wie aus den Reden der Ur-Uralten im Schlußakte des Pentateuchs.

Allein wir befinden uns hier, nach Shaws Willen, nicht im Bereiche des Schönen, welches ja doch nur wie ein buntes Schnupftuch ist, das dem begehrlichen Säugling in die Augen sticht, sondern in dem des Wünschenswerten und zu Schaffenden. Der Mensch soll sein Leben verlängern wollen, so wird er es auch können, das ist die Frage. Die Komödien, in ihrem reinen Toren- und Weisheitsglauben an die gesunde Kraft der Schöpfung, aus eignem die menschlichen Musterexemplare, die ihr nötig scheinen, hervorzubringen, hatten natürlich weder vermocht noch beabsichtigt, den Menschen weiterzuführen als bis zu der höchsten ihm gesetzten Vollkommenheit und Freiheit der Gattung, keineswegs aber die Gattung über sich selbst hinaus.
Nun aber, da liegt der Unterschied, erscheint der Uebermensch, ein Geschöpf oder Mißgeschöpf der erweiterten Grenzen, nicht mehr als Geschenk der göttlichen Kraft und Gnade, sondern als ein Gegenstand des zum biologischen Experiment neigenden menschlichen Willens; und wo Candidas, des schönen Schöpfungswunders, reizender Frauenschritt ging, hören wir den alten Methusalem, ein Produkt seiner selbst, über steinerne Böden tappen.

Dieser Gentleman, der nur symbolisch im Titel auftritt, ungeachtet dessen aber das ganze Stück beherrscht, ist der Uebermensch aus Zeitdauer. Als solcher bildet er eine seltsame Kreuzung von Shaws Heiligem mit Shaws Fachmenschen, indem er von jenem die Vollkommenheit der Existenz, von diesem den Glauben an die Methode übernimmt. War sonst grade darum der Heilige gewesen, was er ist, weil er Alles von Herzen verabscheut, was auf den Wegen der bloßen Methode zum Heile zu fahren glaubt, so

zieht er sich nun selbst die Haut des Methodikers über und experimentiert sich successive zum Uebermenschen hinauf. Hatte der Heilige Religion, weil er selber Ausdruck eines Schöpfungsglaubens gewesen war, so begibt er sich nunmehr unter die ehemaligen fachmännischen Kretins, die Unrecht hatten, und verwandelt sie in wissenschaftliche Propheten, die Recht haben. In dem zweiten Stücke des Pentateuchs konstituieren die gelehrten Brüder Barnabas in einem Evangelium die „wissenschaftliche Religion der schöpferischen Evolution", jener Evolution, die sich in den Komödien nicht minder schöpferisch, aber damals aus der Ueberzeugung vollzogen hatte, daß die Natur selbst der einzige Wissenschaftler sei, dem man bedingungslos vertrauen dürfe. Hatte in den Komödien das schöne Schöpfungsspiel, das verschlungene Gegeneinander, die heilige Unordnung und Ordnung von Gestalt, Beziehung und Wirkung geherrscht, so scheidet sich nun, nach Methusalems und der Brüder Barnabas Gebot, das Weiße vom Schwarzen, das Wasser vom Land, die „kurzlebige" Menschheit von der „langlebigen": die Heiligen, Helden und Fachleute, dem feuchten Element des schönen Chaos entstiegen, treten vereinigt auf die eine, Methusalem mit seinem tausendjährigen Anhang auf die andre Seite. Das Unterscheidende ist nicht Natur und Klugheit, sondern die Zeitdauer, innerhalb deren beide erworben werden können.

Dies wäre ja nun einfach, viel zu einfach, denkt man, für Bernard Shaw. Aber obgleich es die Wahrheit ist, nämlich die von Shaw theoretisch gewollte, so ist es doch nicht die ganze Wahrheit, nämlich nicht diejenige, die jene erste immer wieder überwältigt, sobald der eindeutig lineare Grundriß, die pedantische Sonderung von Wolf und Schaf die Erfindungskraft und den regulierenden Geist Shaws herausfordert. So kann nicht geleugnet werden, daß in dem Stücke mehr geschieht als bloß diese Sonderung und der Kampf um die Langlebigkeit, genau 4004 Jahre vor den Brüdern Barnabas, bereits im Garten Eden einsetzt, als mit Kain, dem ersten Mörder, der erste Spezialist auf die Welt kommt und Adam Gelegenheit erhält, über das künftige Geschick seiner Gattung nachzudenken; noch auch, daß die Langlebigkeit, sobald sie einmal durch das Evangelium der Brüder Barnabas konstituiert ist, sich nur langsam und unter sehr schwierigen und entzückend abenteuerlichen Umständen durchsetzt. Sie braucht zwei Teilstücke der Pentateuchs, um sozusagen effektiv zu werden. Noch im Jahre 2170 gibt es Menschen, die sich vor ihrer kurzlebigen Umgebung ihres unnatürlich hohen Alters schämen, als wäre ihnen unvermerkt inmitten einer zivilisierten Gesellschaft der Affenschwanz der Ahnen wieder angewachsen. Erst im Jahre 3000 haben die Langlebigen die Oberhand, während die Kurzlebigen, stolz, das normale Baby-Alter weder überschreiten zu wollen noch zu können, ihre Kurzlebigkeit sozusagen zu einem Grundsatz ihres öffentlichen Rechtes machen; voran natürlich die Briten, die in ihrer neuen Residenz Bagdad prinzipiell die Kurzlebigkeit und die kurzlebigen Tugenden pflegen, als da sind: Militär, Diplomatie und Fortschritt. Und es muß wohl als diplomatischer Schachzug ausgelegt wer-

den, wenn sie eine Mission ausrüsten und zu der langlebigen Völkerschaft auf Irland senden, sich Rats zu holen, die nicht zögert, sie mit delphischem Theater, pythischen Dämpfen und Orakelsprüchen zu empfangen. Denn der Weisheit ihres Alters ist nicht unbekannt, daß das kurzlebige Europa ein überaus neugieriges Vergnügen an Kostümen hat und was nicht kostümiert ist, überhaupt nicht acceptiert.

Was aber bleibt, unter so vertraut erfindungsreichen Umständen, andres übrig als ein gelinder intellektueller Verdacht gegen die „Langlebigkeit"? Sollte es nicht möglich sein, schon jetzt, schon heute unter die Langlebigen einzugehen, ohne erst seinen Lebensfaden kunstvoll zu verlängern, wenn man nur die rechte Kraft des Geistes einzusetzen hat? Ist nicht Langlebigkeit vielleicht nur ein verstecktes Synonym für jene Klugheit, die wir an den jugendlichen Heiligen der Komödien längst schon kannten, blickt nicht noch einmal Candida, jung wie am ersten Tage, dem alten Methusalem über die Schulter, der sich lächelnd nach ihr umwendet? Shaw wird es leugnen, denn kein Weiser redet gern von seiner Weisheit, und man wird gut tun, ihm darin nicht zu widersprechen. Shaw hätte kein Vergnügen daran, den ernsthaften Methusalem lächeln zu sehen. Aber nur wer die eigne List gegen die seinige setzt, hat selber Aussicht auf ein paar tausend Methusalemjahre.

Die Garçonne von Hans Reimann

Im März 1923 erschien im Neuen Wiener Journal die erste Besprechung der ‚Garçonne' Victor Marguerittes, die schon damals eine unwahrscheinlich hohe Auflageziffer erreicht hatte. Ein wiener Verleger (der kleine, flinke, nette Erdtracht) depeschierte, sobald er von der Existenz der ‚Garçonne' und der mit ihr verbundenen Staubaufwirblung erfahren hatte, an den pariser Verleger des Buches, Herrn Flammarion, blieb zunächst ohne Antwort und erhielt auf einen später losgelassenen Expreßbrief die Mitteilung, daß eine deutsche Ausgabe des Buches zur Zeit unmöglich sei. Erdtracht fühlte das große Geschäft in den Fingerspitzen jucken, und als der berliner Verleger Ehrlich in Wien erschien und dem Erdtracht mitteilte, er käme aus Paris und wisse von Flammarion, daß Erdtracht die Autorisation habe, eine deutsche ‚Garçonne' zu edieren — da sagte sich Erdtracht, der Schelm: „Vielleicht war Ehrlich tatsächlich bei Flammarion. Laßt uns einen Vertrag mit einander schließen. Sonst rennt er womöglich anderswohin." Nach etlichen Komplizierungen beiderseits, druckte Ehrlich 25 000 Exemplare der ‚Garçonne' mit der Verpflichtung, 10 000 Exemplare gratis an Erdtracht zu liefern. Also waren 15 000 Exemplare für Deutschland bestimmt. Um sie drucken zu können, mußte Ehrlich die Uebersetzung haben. Es war weder eine Uebersetzung da noch eine Autorisation. Hans Liebstoeckl erhielt das Original des Werkes und erhielt Honorar. Ehrlich wartete in Ungeduld. Liebstoeckl übergab das Buch einer Sprachlehrerin, damit diese eine „Rohübersetzung" liefere. Ehrlich bombardierte Erdtracht mit Briefen. In drei Wochen sollte die Uebersetzung fertig sein! Erdtracht reiste nach Polen. Ehrlich fragt an, ob er auf eigne Faust übersetzen lassen dürfe. Endlich

trifft das erste Stück der Verdeutschung ein (von Frau Daimel) und wandert stracks in die Setzerei. Das Original geht an Ehrlich. Ehrlich depeschiert zurück: „Unbrauchbar!“ und beauftragt Edmund Edel mit der Uebersetzung. Inzwischen druckt Erdtracht seine wiener Fassung. Und jetzt wird die Geschichte wildromantisch. Ehrlich erbittet die Autorisation. Erdtracht antwortet, er trage die volle Verantwortung. Ehrlich raunzt, die Autorisation sei nicht in Ordnung. Erdtracht überlegt, ob er nachträglich die Autorisation einholen und nach Paris reisen soll. Ehrlich wechselt Briefe mit Flammarion persönlich, druckt aber demuneracht die Uebersetzung Edels aus. Auch die wiener Uebersetzung (das erste Stück von einer Sprachlehrerin, ein zweites Stück von Dr. Plöhn, ein drittes Stück vom Sohn Hans Liebstoeckls, ein viertes offenbar von Rinaldo Rinaldini) wird fertig. Erdtracht und Ehrlich verkaufen seelenruhig ihre Bücher.

Im Oktober 1923 kutschiert Ehrlich zu Flammarion, um die Autorisation zu erwerben. Ehrlich stellt sich als Unschuldigen hin, Erdtracht erklärt sich brieflich zu diversen Opfern bereit. Am 7. November schreibt Flammarion: „Nous vous prions de nous faire connaître, 1.) à combien se montent le ou les tirages de votre édition, 2.) dans quels journaux de votre corporation vous avez annoncé cet ouvrage et nous envoyer copie de toutes ces annonces.“ Erdtracht beeilte sich, Claude Farrère von Flammarion zu erwerben. Hun geschah Unerzählbares, bis Ehrlich 20 000 Mark Schadenersatz forderte. In Paris hatte Flammarion von Ehrlich verlangt, er solle die Gesamtauflage zernichten; worauf hinauf Ehrlich im Börsenblatt kundtat, er sei gezwungen, die ‚Garçonne‘ einstampfen zu lassen, und erbitte Rückgabe und Umtausch. Ich weiß nicht, wieviel Exemplare zurückgegeben worden sind. Erdtrachts 10 000 Exemplare waren vergriffen.

Im B. T. und in der Voß erschienen ‚Garçonne‘-Artikel. Der französische Gesandte stellte sie seiner Regierung zu. Es erfolgte das Verbot der Weiterverbreitung. Die Regierung hätte Flammarion zwingen können, einen Befehl zur Einstampfung der ‚Garçonne‘ zu erteilen. Erdtracht hetzte sofort einen Gymnasialprofessor nach Paris, der 15 000 Francs für nachträgliche Autorisation bot. Als er bis zu 25 000 Francs ging, lag er fast draußen.

Nachdem das wiener 6 Uhr-Blatt die Debatte eröffnet hatte, brachte ‚Der Abend‘ einen wütenden Artikel. Der Verleger Karl Schusdek klärte die Wiener durch ein temperamentvolles Flugblatt über seinen Feind Erdtracht auf. Schusdek hatte am 2. November 1923 die Autorisation des Romans ‚Le compagnon‘ (ebenfalls von Victor Margueritte) erworben. Am selben Tag erschien im Börsenblatt Erdtrachts Inserat, das nämliche Buch ankündigend. Erdtracht verzichtete natürlich auf den ‚Compagnon‘, gedachte jedoch keineswegs, auf die ‚Garçonne‘ zu verzichten. Im Dezember schlug er mir vor, ich möchte eine Parodie auf Margueritte schreiben. Den gleichen Vorschlag hatte ich (ehe er den seinen ausgesprochen hatte) niedergeschrieben. Schusdek, von meiner Parodie für Erdtracht erfahren habend, ließ ebenfalls eine Parodie auf die ‚Garçonne‘ herstellen. Sie erschien vor der meinigen, die Anfang Mai von der oesterreichischen Zensur konfisziert wurde. Zu allem Ueberfluß drohte Paul Steegemann, durch eine einstweilige Verfügung zu erwirken, daß meine Parodie verhindert werde, sintemal ihm ganz allein die Produktion des Herrn Reimann gehöre. Ein Glück, daß

ich ein paar unkonfiszierte Exemplare besitze und mich über die dem Rotstift zu opfernden Stellen freuen kann. Ich habe mir die Liedertexte der ‚Originalbayrischen Königs-Kapelle', die diesen Monat in einem frankfurter Bierkeller gastiert, angeschafft und vergleiche sie — was ihre Obszönität betrifft — mit meiner ‚Garçonne'. Es sind sämtliche Schlager darin enthalten. Und ich finde, daß ein wackerer Moralpolizist alle Hände voll zu tun hätte, wenn er unter den Volksliedern der modernen Neuzeit ausmistete. Wenn doch ne Fee geflogen käm und ne Puderquaste nähm! Und jeder kennt mich und nennt mich die strebsame Lou, weil ich noch flottere Kundschaft als du. Der Portier verstohlen lacht, begrüßt er öfters mich in einer Nacht, und auch das Stubenmädchen schreit: Alles ist bereit, bitte einzutreten! Und was bei der Gattin dir noch nie gelingt, los wirst du die Surrogattin unbedingt. Immer sieht puppig aus solche Fee, im Dekolletee und Negligee, und wenn in der Lieb du noch so müd, bei ihr da kriegst du Appetit. Triffst du sie mal in flagranti, brauchst du dich nicht duellieren. Wenn du nicht kannst, laß mich mal.

Und nur die Bananen sind hochanständig. Falls man frei von Hintergedanken ist. Drum gestatte ich mir der wiener Zensur einen ganz besondern Fetzen sine sine übers Kreuz.

Die Deplacierten von Theobald Tiger

Uns haben sie, glaub ich, falsch geboren.
Von wegen Ort und wegen Zeit
sind wir vertattert und verloren
und fluchen unsrer Einsamkeit.

Warum, Mama, grad an der Panke?
Warum nicht fünfzig Jahr zurück?
Wie schlecht placiert wuchs der Gedanke
zu euerm jungen Liebesglück!

Warum nicht lieber auf den Sunda-
Eiländchen 1810?
Doch hier und heut? Das ist kein Wunder —
das kann ja nicht in Ordnung gehen!

Warum nicht in Australien hausend?
Warum nicht Fürst von Erzerum?
Warum nicht erst im Jahr Zweitausend?
Weshalb? Wieso? Woher? Warum?

Der Weltkrieg. Lebensgroße Zeiten.
Der Bankkommis als Offizier.
Brotkarten. Morde. Grenzen. Pleiten.
Und Alles ausgerechnet wir.

Schraub hoch dein Karma wie die Inder.
Bleibt auch für uns nur noch Verzicht:
Wenn meine und sie kriegt mal Kinder —
In Deutschland darf sie nicht.

Erich XIV. von Alfred Polgar

In ‚Erich XIV.', dem dritten Teil der Wasa-Trilogie, macht August Strindberg eine Privatangelegenheit der schwedischen Geschichte zum Drama, indem er geschichtliche Handlung aus den Charakteren der handelnden Personen entwickelt. Strindberg neppt die Historie nicht, das heißt: seine Figuren verdanken ihre dramatische Position nicht dem, was wir von ihnen, vor Beginn des Spiels, wissen könnten, sondern erzwingen sie sich kraft ihrer menschlichen Geltung. ‚Erich XIV.' stellt hoffnungslose Kämpfe männlichen Willens gegen den Ueberwillen des Fatums dar. Die Kräfte, Begabungen und Ideologien der Menschen sind ebenso viele Schlingen, in die sie sich verfangen; es geht gewissermaßen jeder an seiner Qualität zugrunde. Erich XIV. allerdings mehr an seinen Nerven. Er ist ein Hysteriker, anfallsweise heimgesucht von Liebe, Wut, Güte, Mordlust. Seine hellen Augenblicke kommen immer nach der Tat. Daß er seine Kinder liebt, ist ja hübsch; daß er aber von diesen zärtlichen Regungen überrumpelt wird, unmittelbar nachdem er seine politischen Feinde im Keller abgestochen oder zumindest ihrer Abstechung assistiert hat, mindert unsre Rührung über Erichs gütiges Vaterherz. Wir sehen seine Not, aber beklagen sie nicht, weil wir viel zu sehr Land und Leute beklagen müssen, an denen diese Not sich auszutoben in der königlichen Lage ist. Wenn Erich XIV. seine Launen und seinen Jähzorn befriedigt hat, wird er nachdenklich, spürt die Dämonie und Schwermut das Daseins. Auf Trümmern sitzend, redet er klug, und über Leichen, die er gehäuft hat, zieht seine Seele ihre Adlerkreise. Daß er Pech hat mit seinen Morden, Intrigen und politischen Winkelzügen, bedauern wir kaum; er richtet zuviel Unheil an mit seiner Macht, als daß wir dann über seine Ohnmacht Tränen vergießen könnten. Immerhin glückt es dem Dichter, für Minuten spüren zu lassen, in dieser verrückten Natur stecke etwas menschlich Hohes, das sich krampfhaft auszuwirken strebe. Er bringt für Erich den Milderungsgrund des An-sich-selbst-Leidens vor und zwingt den Hörer — voll Poetengüte für die Kreatur, — zu der Erkenntnis, daß dieser tolle Wasa auch nur ein Waserl ist.

Näher an die Teilnahme des Zuhörers rückt des Königs Ratgeber, der häßliche Göran Persson, ein Staatsmann, der, wie Alberich, zu seiner höchsten Tatkraft und geistigen Potenz dadurch kommt, daß er der Liebe absagt (freilich erst, nachdem sie ihm abgesagt hat). Auch der alte Mans Knecht, von allem Adelsstolz des Proleten umwittert, ist eine Figur großen, wenn auch sehr einfachen Formats. Die Frauengestalten des Spiels bleiben in einem ziemlich flachen Relief, plastisch unerlöst, stecken. Merkwürdig ist die menschliche und politische Ethik, von der das Stück bewegt wird. Es herrscht ein Nebeneinander von Recht und Faustrecht, von Gewalttat und Formalismus, das die moralischen Perspektiven unablässig verschiebt. Sehr schön die knappe, pathetische Linienführung des Dramas (wie der geschichtliche Stoff sie verstattet), die Steinmetzarbeit am Dialog.

So, hart, kantig und schattentief, müßte, glaube ich, ‚Erich XIV.‘ auch gespielt werden. Das Deutsche Volkstheater, Regie Bernau, spielt ihn — zwischen Dekorationen von Täubler, die der Forderung nach einfachem, lapidarem Stil sehr schön entsprechen — mehr naturalistisch, mit viel Farbe, Lärm, Bewegung und einer Liebe fürs Detail, die sich auf Kosten der großen Linie befriedigt. In der Hitze von Herrn Feldhammers Temperament geht der Erich aus dem Leim. Er überschreit sich in der Stimme wie in der Gebärde, gibt ununterbrochen Funken (man sieht vor lauter Funken das Feuer nicht), stürzt aus einer Gleichgewichtsstörung in die andre, ist (und hat den Schwerpunkt) stets außer sich. Eine Art der leidenschaftlichen Darstellung, von der der Darsteller stärker gepackt scheint, als der Zuschauer es wird. Wenn Herr Feldhammer auf eine sanfte Minute gerät, in das stillere und deshalb auch tiefere Wasser der Meditation, wird man der Liebenswürdigkeit und Geistigkeit dieses Schauspielers doppelt froh. Herr Werner-Kahle trägt den Starrkopf des Mans Knecht hoch zwischen breiten Schultern. Beklagenswerte Wand, die gegen diesen Kopf anrennt. Karin, die Tochter, hat nicht viel mehr im Stück zu tun, als traurig zu sein und ein gequältes Gesicht zu machen. Frau Annemarie Steinsieck besorgt das mit der unvergleichlich sanften Würde, die sie in so kritischen Bühnenlagen stets zu bekunden pflegt. Forests Persson hat Haltung und etwas sehr schön Intensives, aber beides mit Unterbrechungen. Es ist, als ob sein Spiel irgendwo schwache Sicherungen hätte, weshalb öfters Kurzschluß und Stillstand eintritt.

Wer zahlt? von Morus

Es dauert ein wenig lange, bis es sich herumspricht. Man fängt zwar allmählich an, sich für Teil I des Dawes-Berichts zu interessieren, der den eigentlichen Reparationsplan enthält, und zu dem auch eine ausgezeichnete kurze Inhaltsangabe mit auf den Weg gegeben ist. Auch von dem sehr wichtigen Teil III, der in einer Reihe von Anhängen die Ausführungsbestimmungen bringt, sickert mit der Zeit etwas durch. Nur Teil II, in dem die Währungsfrage und die „Bemessung von Deutschlands Belastung“, ergo das künftige deutsche Steuersystem eingehend erörtert werden, liegt bisher noch in jungfräulicher Unberührtheit da.

Nun besteht zwar nach dem Dawes-Plan für den Etat im ersten Jahr ein vollkommenes Moratorium. Auch im zweiten Jahr der Dawesschen Zeitrechnung braucht nur Ersatz für die mit 290 Millionen Goldmark veranschlagte Verkehrssteuer geschaffen zu werden, die in die Reparationskasse abgeführt werden soll. Erst vom dritten Jahr an soll ein Teil der Reparationen direkt aus Ueberschüssen des Reichshaushalts aufgebracht werden, und erst vom fünften Jahr an soll dieser Ueberschuß jährlich 1¼ Milliarden betragen. Aber die Sachverständigen üben in diesem Abschnitt ihres Gutachtens eine so treffende Kritik an Luthers drei Steuernotverordnungen, daß es namentlich für ehrgeizige neugebackene M. d. R. gar keine bessere Lektüre geben kann als den Teil II des Dawes-Berichts. Dabei wird die Kritik mit

aufrichtigem Wohlwollen für Deutschland geübt. Gradezu mit einer gewissen Herzlichkeit wird den Deutschen ans Herz gelegt, doch nicht Steuersabotage zu treiben, auch dann nicht, wenn der Steuerertrag schließlich zur Bezahlung von Reparationen verwandt werden soll. Mit größter Zurückhaltung wird gesagt, was vom Standpunkt des neutralen Zuschauers aus — das Wort ist hier durchaus am Platz — falsch gemacht worden ist, und wie es besser gemacht werden kann, wobei man sich aber immer im Rahmen von Vorschlägen und Anregungen hält. Ausdrücklich wird betont, daß „die daraufhin zu erlassenden Vorschriften über die Mittel und Wege, wie die Steuerlast aufgebracht werden soll," Deutschlands Sache sind, nachdem das Komitee die Summe selbst festgelegt hat.

Das Recht der Sachverständigen, sich kritisch mit den deutschen Finanzen zu befassen, leitet sich nicht nur aus dem Auftrag her, die deutsche Leistungsfähigkeit zu prüfen, sondern auch aus der Bestimmung des Versailler Vertrages, daß Deutschland nicht niedrigere Steuerlasten tragen soll als irgendeines der alliierten Völker.

Aber grade, was die Experten über diesen heikeln Punkt sagen, gehört, schon der Formulierung nach, zu dem Besten und Grundanständigsten des ganzen Gutachtens. Das Steuersystem jeder großen Nation, heißt es da, ist das Ergebnis vieler Faktoren, zu denen ihre geschichtliche Entwicklung, ihre wirtschaftliche Lage, ihre politischen Ideen, ihre Verfassung und ihre soziale Psychologie gehören. „Ein System, das für ein Land taugt, kann für ein andres völlig unannehmbar sein." Und dementsprechend soll auch nicht jede einzelne Steuer in Deutschland auf die Höhe gebracht werden, die sie in irgendeinem der Gläubigerstaaten erreicht, sondern nur auf einen Vergleich im großen Ganzen kommt es an.

Was aber an unserm neuen Steuersystem fehlerhaft und unzureichend ist, haben die Sachverständigen mit großem Scharfblick herausgefunden und treffend gekennzeichnet. Vor allen sind es zwei Kardinalfehler, die sie der deutschen Regierung ankreiden: die ungenügende Heranziehung der großen Inflationsgewinne und die unklare Art des Finanzausgleichs zwischen Reich, Ländern und Gemeinden. „Der gegenwärtige Reichtum", stellen die ausländischen Beobachter fest, „ist mit fast beispielloser Ungleichheit verteilt." Aber — und das ist die blamabelste Feststellung für Luthers Vorgänger und für ihn selbst —: die reichern Klassen Deutschlands sind in den letzten Jahren von dem in Kraft befindlichen Steuersystem nicht in angemessener Weise erfaßt worden, „weder in einem Maße, das sich mit Rücksicht auf die Besteuerung der arbeitenden Klassen rechtfertigen würde, noch in einem Maße, das mit der Belastung der reichern Klassen in andern Ländern vergleichbar wäre". Jahrelang sind riesenhafte Inflationsgewinne gemacht worden, ohne daß die Regierung sich ernsthaft bemüht hat, ihren Anteil davon zu erheben. Die Einkommensteuer mußte schließlich zu mehr als 90 Prozent von den Lohnempfängern getragen werden. Und wie steht es heute? Nach Mitteilungen, die den Sachverständigen vom Reichsfinanzministerium gemacht worden sind, wird der Ertrag der Einkommensteuer für 1924/25 auf 1344 Millionen Goldmark, wovon die Lohnsteuer 864 Millionen, also fast zwei Drittel erbringen soll. Eine einheitliche Einkommensteuer wird ja freilich in diesem Jahr überhaupt nicht erhoben, sondern

nur ein paar Ersatzsteuern für die verschiedenenen Einkommensarten. Doch soll die steuerliche Belastung in der Regel nicht über 25 Prozent hinausgehen. „Diese Nothilfe“, erklären die Sachverständigen, „beruhigen uns nicht über die allgemeine Frage der Besteuerung der wohlhabenden Klassen, und nach unsrer Meinung sollte die deutsche Regierung, wenn sie wünscht, daß die Alliierten und ihre eignen arbeitenden Klassen sich von ihrem guten Willen in dieser Sache überzeugen, bald ihre endgültigen Absichten bezüglich der Sätze für die Einkommensteuer veröffentlichen, die von den im Jahre 1924/25 wirklich erzielten Gewinnen im Jahre 1925/26 zur endgültigen Regelung der Steuer des Jahres 1924/25 erhoben werden sollen.“ Die Experten unterschätzen doch die Stumpfheit der arbeitenden Klassen. Kein „Organ“ der Arbeiterschaft hat bisher diese Forderung aufgenommen, keine der Arbeiterparteien im Reichstag ernstlich darüber nachgedacht — deshalb rührt sich selbstverständlich auch noch im Reichsfinanzministerium keine Hand. Die nächsten Monate wird man ja noch mit der nachträglichen Durchberatung des laufenden Etats vertrödeln. Und bis zum Winter gibt es vielleicht schon wieder ein neues Ermächtigungsgesetz . . .

Nicht viel anders als mit der Einkommensteuer steht es mit den andern direkten Steuern. Die offen zu Tage liegenden Inflationsgewinne der Hypothekenschuldner hat man in der dritten Steuernotverordnung mit ganzen 2 Prozent belegt, wozu dann noch die 15-prozentige Aufwertung im Jahre 1932 kommt, die in Wirklichkeit ja nur eine 8 prozentige Aufwertung ist. Auch was hierzu die Sachverständigen sagen, läßt sich nicht gut widerlegen: „Unsrer Ansicht nach ist eine solche Sonderbesteuerung, wenn sie, wie wir glauben, im Prinzip berechtigt ist, auch zu viel höhern Sätzen gerechtfertigt.“ Aehnlich mit der Vermögens- und Erbschaftssteuer. Die Vermögenssteuer, die die Vermögen über 5 Goldmillionen glücklich mit 0,7 Prozent belegt, wird von den Sachverständigen sehr treffend als „integrierender Bestandteil des Einkommensteuersystems“ charakteristert, als ein Steuerzuschlag auf das fundierte Einkommen. Und die famose Erbschaftssteuer, die den Erben des Hugo Stinnes ermöglicht, frei auszugehen? In England werden Frau und Kinder zwei- bis dreimal so hoch besteuert wie in Deutschland, in Frankreich etwa doppelt so hoch. Brüder zahlen als Erben in England nicht so viel, in Frankreich zwei- bis dreimal so viel, wie bei uns Vorschrift ist. Nur bei den entferntern Verwandten, deren Erbschaften praktisch keine sonderliche Rolle spielen, hält Deutschland den Rekord und prunkt bei einem Nachlaß von 6 Millionen mit einer 70 prozentigen Erbschaftssteuer. Kein Wunder, wenn auch hier die Sachverständigen zu dem Ergebnis kommen, „daß reichlich Spielraum für eine Erhöhung der Erbschaftssteuer vorhanden ist“.

Anfechtbarer sind die Urteile der Experten über die indirekten Steuern in Deutschland. Zwar wird man ihnen grundsätzlich zustimmen müssen, wenn sie für eine Herabsetzung der Umsatzsteuer zugunsten andrer Steuerarten plädieren. Diese sehr ergiebige, rohe Konsumsteuer war für die Uebergangszeit nicht zu entbehren; aber sobald sie durch differenziertere und sozialere Steuern ersetzt werden kann, muß man sie abbauen, zumal die Umsatzsteuer — sie soll nach dem jetzt dem Reichstag vorgelegten Etatentwurf 1,4 Milliarde

bringen, während die Vermögenssteuer mit 376 Millionen veranschlagt wird — zum mindesten als Vorwand für die Aufrechterhaltung der Ueberpreise benutzt wird. Auch daß die gegenwärtige Kraftfahrzeugsteuer — 10 bis 35 Mark für Kraftfahrräder, 20 bis 80 Mark für Personenkraftwagen — als zu niedrig angesehen wird, ist durchaus verständlich, wenngleich Deutschland auf dem Gebiet des Autoverkehrs dermaßen rückständig ist, daß man hier vorerst mit Steuern etwas vorsichtig sein muß. Ungerechtfertigt ist aber, daß die Sachverständigen die Sätze der indirekten Steuern allgemein als „unangemessen niedrig“ bezeichnen. An eine Erhöhung der Konsumsteuern — mit Ausnahme einiger Luxussteuern — kann in Deutschland erst herangetreten werden, wenn die Quelle der Einkommens- und Vermögenssteuern versiegt. Vorerst brauchen die breiten Massen, die zehn Jahre hindurch gehungert haben, steuerlich eine Schonfrist. Die von den Sachverständigen geplante Ausbeutung der Eisenbahnen wird ohnehin, wenigstens in den nächsten Jahren, auf eine empfindliche Belastung des Massenkonsums hinauslaufen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die jetzige Form der indirekten Steuern unter allen Umständen aufrecht erhalten werden sollen. Auch die in den Dawes-Bericht aufgenommenen Vorschläge der Herren Mayer und Aliprandi über die Errichtung eines Tabakmonopols sind nicht, wie das bisher unter dem Einfluß der deutschen Interessenten geschehen ist, einfach beiseite zu schieben, sondern sorgfältig zu prüfen.

Ganz vorzüglich sind die Ausführungen der Sachverständigen über die Mängel des Finanzausgleichs. Wenn Die in der Wilhelm-Straße sich anscheinend auch von den Segnungen der Dezentralisation haben überzeugen lassen, so haben sie doch klar erkannt, daß dies einer der faulsten Punkte in Luthers Finanzreform ist. „Die Lage ist bisher mehr durch rein politischen oder administrativen Opportunismus als durch klare finanzielle Grundsätze beherrscht worden.“ Es fehlt die Kontrolle über die an Länder und Kommunen delegierten Steuern. Es fehlt jegliche Uebersicht über den wirklichen Bedarf. Das Einzige, was feststeht und überall sichtbar wird, ist Ressortegoismus, Kirchturmpolitik, Futterneid. Hier muß schleunigst Wandel geschaffen werden. Schon deshalb sollte man den Dawes-Bericht nicht nur loben oder schmähen, sondern auch einmal lesen.

Zu diesem Völkerbund von Hebbel

An Holstein und die Verwicklungen mit Dänemark mag ich gar nicht denken. Ehrlich und offen gestanden: der Trinkspruch, den ich zu Rom am Weihnachtsabend ausbrachte, hat mich seit dieser Wendung der Sache schon oft gereut, und wenn ich eine Form dafür wüßte und das Inconvenable, was nach meinem Gefühl in dem persönlichen Hervortreten bei allgemeinen politischen Angelegenheiten liegt, nicht haßte, ich hätte ihn schon öffentlich zurückgenommen, so unschuldig er auch gemeint war. Ich hasse neue Etablissements von Fürstentümern und das provinzielle Verfestigen in einer Zeit, die, wenn nicht alle Anzeichen trügen, dem Völkerbund entgegenstrebt, ich mag kurz vorm jüngsten Tag der Nationalitäten das Rücken mit den Stühlen nicht und hätte aus diesem Grunde wohl gewünscht, daß Alles beim Alten geblieben wäre.

Helfferich

Ein italienischer Sozialist sagte mir heute, als ich im Gespräch Helfferich nannte: „Dieser Mann verkörpert euer Schicksal: daß bei euch an der Spitze immer nur Angestellte verschiedener Staatsformen, aber nicht Politiker eines Landes stehen.“

Als ich allein war, habe ich lange gebraucht, bis ich es recht verstand. Und es ist so:

Die Deutschen verstehen unter Politik das Mittel, ein Ziel zu erreichen; wenn dies Ziel schon Wirklichkeit wäre, wäre ihnen alle Politik überflüssig. Sie hat bei ihnen immer ihre Voraussetzung darin, daß etwas nicht ist. Die Politik der andern Völker aber baut sich grade auf der indiskutabeln Voraussetzung eines Vorhandenen auf: der Anerkennung des Staatengebildes in seiner Gegebenheit als Basis des politischen Kampfes. Die Grundlage jeder französischen Politik wird immer Frankreich sein. Diese Voraussetzung des Staates erlaubt, die Politik über Zweck und Ziel hinaus zu einer tiefern Bedeutung zu führen. Von allen Seiten fließen ihr die aktiven Kräfte des Volkes zu: die Politik wird Ausdruck des staatlichen Seins, plastische Darstellung des Beweglichen, Lebendigen im Organismus der völkischen Existenz, die Politik wird Form.

Es ist das Geheimnis jedes erhöhten Lebens, über den Zweck hinaus zu einer Form zu gelangen. Davon würde allerdings Herr Helfferich nichts verstanden haben: was heißt hier Form? Die Monarchie ist die dem deutschen Wesen einzig entsprechende Staatsform! Was dabei unter Monarchie verstanden wird, ist aber gar keine Staatsform, sondern ihre Verhinderung. Denn erst wenn der Staat vom Objekt zum Subjekt wird, wird Politik Ausdruck und Form, und an Stelle des Angestellten eines Regimes tritt der Politiker als Repräsentant des Staates. Dagegen wehren sich die Angestellten: Helfferich und seinesgleichen.

Es ist von einer traurigen Ironie: Alle diese Völkischen und Nationalen sind die vaterlandslosesten Gesellen der Welt. Es gibt für sie immer nur ein deutsches Reich, aber kein Deutschland: mag das krepieren, wenn es keine Monarchie sein will! Aus solchem Gesichtswinkel heraus ist der wüste und formlose Haß eines Helfferich zu verstehen. Er erwuchs aus der völligen Verständnislosigkeit für die höhere Feinheit eines wahrhaft politischen Geistes im Leben des Volkes. Es war immer der Haß des Unteroffiziers gegen den Einjährigen, der nicht in den Kram paßt.

Nur wer selber etwas ist, kann ohne Ziel die Dinge etwas sein lassen. *Wolfgang Geise*

Der Türke

Ich habe in Paris einen Türken kennen gelernt, der war französischer Untertan, sprach englisch und konnte deutsch. (Mitunter ist es gar nicht so einfach im menschlichen Leben.) Im Kriege hatte dieser Polygott Kunze bei der türkischen Armee Dolmetscherdienste getan, und da hat er wohl Vieles gelernt, Vieles aufgeschnappt . . . Er übersetzte sehr gewandt; als wir mit einem Engländer nicht recht zu Rande kamen, vermittelte er wortgetreu, ohne Verdrehungen und Abkürzungen — sehr gut. Dann sprach er mit mir, deutsch.

Er sprach und sprach, und je länger er sprach, desto weniger paßte ich auf Das auf, was er sagte — und zum Schluß fielen mir fast die Augen aus dem Kopf. Wo hatte ich diesen Jargon schon einmal gehört? Was war denn Das, was dieser Mensch sprach?

Ich fragte ihn nach einem gemeinschaftlichen Bekannten. „Donnerwetter!“ sagte der Türke, „das war vielleicht ein Kerl!“ Ich sah ihn an, in seinen Augen war kein Arg; er war fest überzeugt, reines Deutsch gesprochen zu haben. Ja — ich nickte beifällig. Und dann sprachen wir von der Verpflegung in der Kriegstürkei. „Da haben wir eine Nummer jesoffen!“ sagte der Türke, „einfach verheerend!“

Aha — ! Jetzt wußte ich, wo der sein Deutsch gelernt hatte. Und durch sein Deutsch erschienen, wie durch einen Schleier, die Lehrmeister dieser erfreulichen Grammatik: mit hohem Kragen, mit Monokel, mit leicht geröteten Gesichtern, mit den nötigen „Harems"-Adressen in der Brusttasche, beklunkert mit deutschen, oesterreichischen und türkischen Orden, mit dem ganzen Bahnhofsspinat „Der Kümmeltürke soll ma reinkomm, übersetzen!“
Er näselte wie sie. Er schleppte die Worte wie sie, ließ die Endsilben fallen, hatte genau den Timbre fauler Verachtung, der es nicht verlohnt, das Maul aufzumachen. Er hatte es Alles abgeguckt.

„Kenne die Brüder da unten janz jenau!“ sagte der Türke.
Und im Geiste segnete ich die deutsche Kultur, die so schöne Früchte trägt, und an der die Welt im Allgemeinen und dieser Türke im Besondern so herrlich genesen war.

Ignaz Wrobel

Bilderbuch

So viel Zusammenhang mit der Kinderzeit bleibt wohl in den Meisten von uns: für Bilderbücher hat man eine Vorliebe.
Bücher, in denen nicht der stets bedenklich verpflichtende und anstrengende Umgang mit dem Wort gefordert wird — Bücher, wo das Auge mühelos wandert, die Finger behaglich blättern

können. Der Inhalt der Bilder kann ja der veränderten Interessensphäre des Betrachters immerhin folgen.

Ein ganz reizendes Bilderbuch für leidlich erwachsene Theaterbesucher ist jetzt (im Verlag Ernst Wasmuth) erschienen: ‚Das moderne Bühnenbild‘, herausgegeben von Oskar Fischel. Farbige Tafeln von Ludwig Kainer, Walser, César Klein, Ludwig von Hofmann, Leo Bakst und anderthalbhundert schwarze Bilder, Bühnenbilder von Reinhardts Getreuen Stern und Orlik bis zu der bunten Ornamentik des Blauen Vogels und kubistischen Gebilden von George Grosz. Das Ganze wird nicht auf Berlin, auf Deutschland beschränkt; sondern, von den Russen abgesehen, gibt es auch sehr schöne Bilder von Gordon Craig und andern Engländern. Höchst abwechslungsreich und amüsant anzusehen. Ein reizendes Bilderbuch!

Aber Herr Fischel wird über diese Auffassung seiner Sache schon böse werden; er hat ein ernsthaftes und gescheites Vorwort geschrieben und verlangt sicherlich, daß man den Band als Quellenwerk der modernen Theatergeschichte ernsthaft traktiere. Nun ja — aber mit Vorsicht, bitte. Bei den Bildern nämlich, bei denen ich es aus Erfahrung kontrollieren kann, klafft meist ein gewaltiger Abstand zwischen dem Eindruck dieser Blätter und dem Eindruck, den wir im Theater gehabt haben. In vielen Fällen gab das Bühnenbild gar nichts von der wohl ausgesonnenen Wirkung, die uns die vorliegende Zeichnung darbietet. In einigen Fällen aber war das tatsächliche Bühnenbild von einer Stärke, die aus dem vorliegenden Blatt Niemand ahnen könnte. Es ist doch eben eine höllisch andre Sache, mit Stift und Farbe auf ein Blatt Papier eine Vision zu bannen, auch eine theatralisch gedachte — und in den riesigen Dimensionen der wirklichen Bühne dann dieses Bild aus Holz und Leinewand aufzubauen. Die Quantität wirkt hier wieder einmal entscheidend auf die Qualität zurück. Vieles, was auf dem Blatt reizend aussieht, kann auf der Bühne die starre Kälte eines Panoptikums haben. Und einige der schönsten Blätter in unserm Bilderbuch sind überhaupt mit keiner Technik der Welt auf der Bühne zu verwirklichen — ganz freie Malerphantasien. Also Vorsicht bei Verwendung des Bilderbuches als historisches Dokument!

Immerhin: mit vorsichtiger Abgrenzung ist es auch wirklich ein Quellenwerk. Man sieht, welche Fülle höchst verschiedenartiger und bedeutsamer malerischer Talente sich in den letzten Jahrzehnten um das Bühnenproblem bemüht haben, man sieht, daß sowohl der Absicht, stimmungsstarke Illusion, wie der andern, stilistisch monumentale Vereinfachung zu erzielen, neben vielem Problematischen manche ganz wundervollen Dinge gelungen sind. Es liegt wirklich nicht an den Malern, und wenn wir

nun auch noch ein schauspielerisches Ensemble und gar einen Dramatiker hätten — welche Lust wäre es, ins Theater zu gehen! . *Julius Bab*

Dans la rue

Wenn wir alten Pariser so durch die Straßen schlendern, da gibt es schon allerhand zu sehen.

Vor einer Tür sitzt eine kleine gelbe Katze mit einer Brille auf der Nase; ein Optiker hat sie ihr aufgesetzt; die Leute bleiben stehen und lachen. Die Katze sieht regungslos in die Sonne. Ein alter Mann in einem Torbogen hat sich eine Flöte ins Nasenloch gesteckt und spielt so ein herrliches Stücklein, mit dem Mund holt er Atem. Ein Neger fragt in bravem Französisch, wo hier die nächste Metrostation sei. Unten, am Steinbord, unterhalb der Brücke, sitzt ein Mann und läßt die Beine in die Seine hängen, wahrscheinlich des Reimes wegen. Die Stiefel hat er ausgezogen, er liest ein Buch, und das gute Seinewasser umspielt mild seine hornigen Füße. Niemand kümmert sich um ihn — Niemand kümmert sich um Niemand.

Das ist eine Stadt, die Alles schon gehabt hat. Du kannst hier in wildem Indianerhut und blau angestrichener Kehrseite durch die Straßen wandeln, auch nicht ein Mensch dreht sich nach dir herum. Vielleicht, daß einer sagen würde: „Sieh an: ein Volksstamm, der sich die Kehrseite blau anmalt — also das gibt es.“ Aber das wäre auch Alles. Und es ist gut so.

Straßen und Straßen — und jede anders, und jede neu. Von den Türmen aus sieht das kleiner aus als Berlin, und ist es der räumlichen Ausdehnung nach auch. Aber die Oranien-Straße ist in einer halben Stunde ganz zu erledigen — hier kommt man aus manchen kleinen Straßen von zweihundert Metern überhaupt nicht mehr heraus. Ein Haus hat eine kleine Eingangstür, dann kommt ein Gang, und dahinter ein riesiger Hof, ein Hof so groß wie eine Reitbahn. Ein Hausflur steht voll Gerümpel, es wird verkauft. Ein Haus sperrt alle Fenstermünder auf, die es hat, sperrangelweit, und du siehst einen Querschnitt durch das französische Familienleben. Da steht ein feines Haus, mit den hohen schmalen Fensterläden und verschnörkelten Gittern davor. Unter Bäumen fährt eine kleine elektrische Eisenbahn, mit Wagen, die das Witzblatt ‚Merle blanc‘ „saloping-care“ getauft hat. Und überall flattert ein braunes Tuch, eine Plache, eine Marquise, und überall stehen Stühle und Tische auf der Straße — da gibt es etwas zu essen, Wein zu trinken (der heute öfter aus Algier ist als früher, wegen billig) — und Alle tun so, als ob sie zu Hause wären, Alle sind zu Hause.

So sieht das aus, wenn man an den Häusern vorbeigeht. Es ist eine schöne Stadt. Nur das mit dem Telephon — das ist, wie wir alten Pariser sagen, Scheibenkleister. Aber vielleicht kenne ich das Telephon und die ganze Stadt noch gar nicht richtig. Denn in zivilisierten Ländern ist das so: um sie ganz und gar richtig zu kennen, muß man mit den Frauen freundlich sein und mit den Männern Geschäfte machen. Ich habe keine Geschäfte in Frankreich.

Peter Panter

Antworten

Zuschauer. Selbstverständlich, daß in Deutschland immer Alles beim Alten bleibt. Selbstverständlich, daß bei einer völligen Neugestaltung des Reichstags die Regierungszusammensetzung die alte bleibt. Selbstverständlich, daß trotzdem wochenlang die Regierungszusammensetzung zu einer Komödie ohnegleichen dient. Aber hoffentlich ebenso selbstverständlich, daß ein seriöses Blatt sich nicht noch hinterher auf dieses Affentheater einläßt.

Justizministerium. Was dünket dich um den Fall Fechenbach?

Cohrs & Ammé Nachfolger. Sie schreiben mir: „Mit dem Artikel ‚Waffenschieber' in Nummer 19 dieses Blattes ist ein an den Reichsminister des Innern gerichteter Brief der Herren Johannes Häußler und Erich Albrecht vom 22. März veröffentlicht. In diesem Brief ist die Firma Cohrs & Ammé als Spediteur der angegriffenen Partei erwähnt. Da in Berlin außer unserm Unternehmen, der Firma Cohrs & Ammé Nachfolger, ein andres Speditionshaus Cohrs & Ammé nicht besteht, fällt uns die Aufgabe zu, den Sachverhalt in folgendem richtigzustellen. Wir erklären ausdrücklich, daß die in dem betreffenden Brief aufgestellten Behauptungen unwahr und aus der Luft gegriffen sind, da wir niemals etwas mit irgendwelchen Waffentransaktionen zu tun gehabt haben. Im Herbst vorigen Jahres traten lediglich einige der in dem Brief genannten Herren an uns heran mit dem Auftrage, als Treuhänder zu fungieren bei der Abwicklung einer von einer ersten berliner Firma zu übernehmenden Tornisterlieferung. Zustandegekommen ist aber auch dieses Geschäft nicht. Von einer Spedition von, nach und über Stettin ist überhaupt niemals die Rede gewesen, geschweige denn irgendeine Waffenspedition ausgeführt worden. Die ‚Coamag' hat hierzu in Nummer 20 dieser Zeitschrift Ausführungen veröffentlicht, die uns zum mindesten höchst eigenartig erscheinen. Wir versagen es uns, ihr an dieser Stelle in gleicher Art zu antworten, da dies nicht zu den Gepflogenheiten unsrer Firma gehört." Es täte mir leid, wenn unzutreffende Angaben über Ihre Firma in Beiträgen meines Blattes gemacht worden wären, für die ich als Redakteur außer der preßgesetzlichen die moralische Verantwortung zu tragen hätte. Aber die Sätze, durch die Sie sich getroffen fühlen, stammen nicht von meinem Mitarbeiter L. Lania. Wie Sie selbst feststellen, stammen sie teils von den Herren Häußler und Albrecht, die hier oft genug und deutlich genug charakterisiert worden sind, teils von Ihren gleichnamigen Konkurrenten. Und so werden meine Leser diese Sätze ja wohl nicht ganz unkritisch hingenommen haben.

Schlagwortsammler. Das schlagende Wort von dem „Land ohne Revolution und mit der Konterrevolution" stammt von E. J. Gumbel und ist ein Zitat aus seinem neusten Buch ‚Verschwörer', das im Malik-Verlag: erschienen ist.

Alexander H. Sie haben recht: es zeugt von einer bedauerlichen Gedächtnisschwäche, die Juden im Allgemeinen und mich im Besondern als Kriegshetzer zu bezeichnen. Zum Kriege gehetzt haben, ach, ganz andre Organe als meins. ‚Jungdeutschland-Post' vom 25. Januar 1913: „Der Krieg ist die hehrste und heiligste Aeußerung menschlichen Handelns. ‚Der Reichsbote' (das fromme Pastorenblatt) vom 14. März 1913: „Der sogenannte Weltfriede ist nicht Ordnung, sondern Chaos." Die ‚' vom 25. April 1913: „Kann ein rasch sich vermehrendes Volk wie das deutsche auf die Dauer darauf verzichten, sich weiter zu entwickeln und seine politische Macht zu erweitern? Können wir uns auf die Dauer mit unsern jetzigen unzureichenden Kolonien und mit unsrer gefährdeten Stellung im Zentrum Europas begnügen? . . . Von einer Politik des Verzichtes und der Entsagung, die wir seit Jahren betrieben haben, werden wir unter dem Druck des

nationalen Willens zu einer solchen übergehen müssen, die positive Zwecke verfolgt: die Stärkung unsrer mitteleuropäischen Stellung, die endgültige Auseinandersetzung mit Frankreich und England, die Erweiterung unsrer Kolonialbesitze . . . die Erwerbung von Stützpunkten für unsre Flotte . . . Das sind Aufgaben, die der nächsten Zukunft gestellt werden.“ Und die hat sie ja dann auch mit Meisterschaft gelöst.

Kurt E. Bericht des Buchhändlerbörsenblatts über die Hauptversammlung des Börsenvereins: „. . . Ebenso wendet er sich gegen die Ankündigung der Literatur des Feindbundes.“ Sechs Jahre, nachdem man den Krieg beendet, vier Jahre, nachdem die pariser Opéra angefangen hat, jede Woche zweimal Wagner zu spielen, sprechen die deutschnationalen Herren des Börsenvereins noch immer vom „Feindbund“. Aber dann sollten sie auch danach handeln. Dann sollten sie die Konseqenz ziehen, diejenigen ihrer Kollegen, die die Literatur des Feindbunds in deutscher Sprache verlegen — denn um Uebersetzungen handelt sichs doch, nicht um die Originale — aus ihren Reihen auszuschließen und mit den ‚Weisen von Zion‘ hübsch unter sich zu bleiben.

Kriminalstudent. Als ich las, daß den Fall Ankermann der Landgerichtsdirektor Dransfeld habe, da wußte und sagte ich: Sechs Jahre Zuchthaus. Den Mann habe ich drei Tage amtieren sehen; und wie er das tat, das konnte kein Zufall sein. Bei dem war nicht zu befürchten, daß er für erwähnens- oder gar für erwägenswert halten würde, wie feige Banditen, die sich „national“ nennen, über den Schriftsteller Maximilian Harden denken. In einem Vierteljahrhundert passiver Kriminalpraxis habe ich solch einen Richter nur noch einmal erlebt (er hieß Semer und ist am Anfang des Krieges gefallen). Wenn dieser Schlag in Deutschland reichlich vertreten wäre: es wäre das Land der zuverlässigsten Rechtspflege. Westfale. Knapp, klar, scharf ohne „Schneidigkeit“. Als Verhandlungsleiter Epigrammatiker, nicht Epiker, eine Gattung, bei der diese Sache sich endlos hingezogen hätte. Jeder Abschweifung mit dem äußersten Nachdruck abhold. Ein Temperament, das sich in der Gewalt hat. Nicht ohne Humor. Keiner der Parteien ein Recht verkürzend, beide im Notfall energisch zu ihrer Pflicht zwingend, beiden das Gefühl gebend, daß hier ein Mensch menschliche Dinge menschlich betrachte. Zu sicher auf seinen gedrungenen Beinen ruhend, um sich der Objektivität beflissen zeigen zu müssen, also sie schlicht, gelassen und unanfechtbar übend. Lächelnd gefeit gegen plumpe Attacken der Advokaten, die merken, daß sie ihr Spiel verloren haben. Ein Meister der logisch stichhaltigen, psychologisch überzeugenden Urteilsbegründung. Wie die Justiz sich bei uns entwickelt hat, ist jeder Prozeß ein Lotteriespiel geworden. Den Adel der Wissenschaft, Ethos, Würde und Ansehen würden die Dransfelds ihr wiedergeben. Aber solange wir nicht sehr viel mehr als einen haben, ist ein Glück, daß dieser eine diesen schändlichen Handel in die festen Hände und damit Gelegenheit bekommen hat, die Schmach des Verfahrens gegen die Mittäter, das Deutschland so sehr geschadet hat, auszutilgen.

Mitteilung.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei zur Ueberweisung des Bezugspreises: 5,50 Mark für die Monate Juni, Juli, August, September, 5 Mark für das III. Quartal, 2 Mark für den Monat Juli.
Wir ersuchen, von der Zahlkarte bis zum 30. Juni Gebrauch zu machen, da am 1. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Verantwortlicher Redakteur Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1.

Mehr Ruhe! von Julius Levin

Die Reaktion ist durch die Wahlen wieder mächtig geworden? Diese Macht erscheint nur mächtig, aber sie ist es nicht! Denn sie ist nicht gewachsen oder gefügt, sondern nur gebündelt, und dem Mut und der Geschicklichkeit selbst eines Einzelnen kann, ja, muß schließlich gelingen, die Schnürung zu lösen oder gar zu durchschneiden und damit die Macht in ihre an sich machtlosen Bestandteile auseinanderfallen zu lassen.

Was ist dazu nötig? Unter anderm: mehr Ruhe. Sie ist das erste Erfordernis, die erste Pflicht auch der deutschen Republikaner. Die sollten sich immer die Entwicklung einer großen, wirklichen, europäischen Republik, nämlich der französischen von 1870 vor Augen halten. Sie ist, wie die deutsche von 1918, die Folge eines unglücklichen Krieges gewesen. Frankreich hatte damals eine Invasion von nur acht Monaten ausgehalten und in wenigen Jahren seine, gemessen am Nationalvermögen, ganz unbeträchtliche Kriegsschuld bezahlt. Es hatte nur zwei Provinzen verloren und einen kaum nennenswerten kommunistischen Aufstand zu überwinden gehabt. Trotzdem gelang der politischen Reaktion, sich durchzusetzen und die Republik in einem solchen Schach zu verfolgen, daß unerklärlich bleibt, wie diese fertig bekommen hat, die Partei zu halten. Auch der Einwand, die wahrhaft feindliche Partei, die bonapartistische, habe sich selbst ja vor der royalistischen decken müssen, raubt den französischen Republikanern nichts von ihrem Verdienst. In Wahrheit hatte das Königtum nicht die geringste Aussicht, tatsächlich kamen alle Gefahren für die Republik von der bonapartistischen Partei her, und zu ihr, der aussichtsreichsten, hielt die französische Geistlichkeit nicht minder als die militaristische Partei, deren sichtbarste Vertreter Mac Mahon und General Boulanger waren. Die Reaktion saß auch sonst an allen einflußreichen Stellen: in der Justiz nicht minder als in der Finanz. Sie beherrschte ihre Presse bis zur Unterdrückung jeder eignen Regung und hatte die Mittel, Blätter der Opposition, soweit sie nicht von der eignen Partei absolut sichergestellt waren, aufzukaufen und in ihr Joch zu spannen. Sie hat fertig bekommen, außer dem Ordre moral und der Boulange, den Panamaskandal zu konstruieren, den publizistischen Antisemitismus in Frankreich einzuführen und, allerdings unter jesuitischer Leitung, die kolossalste antirevolutionäre Unternehmung der Geschichte überhaupt: die Dreyfus-Affaire zu Wege zu bringen. Die Dreyfus-Affaire brach aus im Jahre 1894. Man beachte das Datum. Vierundzwanzig Jahre nach der Errichtung der Republik! Also noch nach fast einem Menschenalter hatte die Gegenrevolution in Frankreich nicht nur nicht verzichtet, sondern sogar den Augenblick für gekommen erachtet, um den Hauptstoß zu führen. Wie die Republik ihn pariert hat, braucht hier nicht dargelegt zu werden. Man kennt das Ergebnis der Parade, und ihre Geschichte selbst ist nicht

einmal in Joseph Reinachs Monumentalwerk vollständig dargestellt. Ja, auch während des Weltkriegs hat die monarchistische Partei Versuche gemacht, die Müdigkeit Frankreichs gegen die Republik auszunutzen und eine Anzahl Generale auf ihre Seite zu ziehen, also das, was man in deutschnationalistischem Jargon den Dolchstoß nennt, zu führen, und die letzten Wahlen haben Frankreich zwar vor der parlamentarischen Tätigkeit eines der monarchistischen Hauptschreier, Léon Daudets, sichergestellt, aber keineswegs vor seiner Tätigkeit überhaupt. Sie wird munter weitergehen — heute, vierundfünfzig Jahre nach der Errichtung der Republik, nachdem diese selbst den größten und schwersten Krieg der historischen Zeit siegreich beendet, die 1871 abgetrennten Provinzen zurückgewonnen und den „Erbfeind“ militärisch erledigt hat.

Was kann das lehren?

Ganz einfach: daß es etwas zuviel verlangt wäre, wenn in dem durch den Wilhelminismus infizierten Deutschland, das im Revolutionsmachen der hilfloseste, weil traditionsloseste Dilettant ist, das einen verlorenen Weltkrieg hinter sich hat und nicht, wie das Frankreich von 1870, einen kurzen Feldzug, das wirtschaftlich von außen bedrängt und innen ruiniert ist — wenn sich da nicht sechs Jahre nach der Errichtung der Republik Erscheinungen zeigten, die sich in Frankreich nach neunmal so langer Zeit noch zeigen.

Die Republik, die in Deutschland angeblich besteht, hat in Frankreich viele Jahrzehnte nur dem Namen nach bestanden. Aber das hat sie nicht verhindert, aus der angeblichen Existenz in die wirkliche zu treten. Und wie!

Es ist da ein großes, lehrreiches Beispiel gegeben.

Sein Anblick kann nur mit Mut erfüllen.

Der Mut aber wäre unnütz, wenn nicht Ruhe, immer mehr Ruhe in der Betrachtung sich ihm gesellte. Denn erst diese Ruhe gibt die Möglichkeit für die Bewegung des Handelns, die wahren, ob auch langsamen Erfolg gewährleistet.

Prinz Alexander Hohenlohe von Annette Kolb

> Glaubt Ihr, ein Sarg könne mir imponieren? Kein tüchtiger Mensch läßt seiner Brust den Glauben an Unsterblichkeit rauben.
> *Goethe zu Müller 1822*

Bis nachts um Drei pflegte seine Lampe zu brennen; so lange arbeitete er. Seine vernünftigen, seine unerschrockenen Worte, seine vortrefflichen Ratschläge verhallten samt und sonders, er wußte es genau. Trotzdem ermüdete er nicht. Er war dem Recht und der Wahrheit eingeschworen, hier war seine Tretmühle, hier versah er seinen Dienst. Er lag auf seinem Bett und arbeitete. Dies war sein Leben, ein Pensionszimmer zu ebener Erde der Rahmen, in dem es zu Ende lief. Von allen Anregungen abgetrennt, war er die Anregung selbst, es gab kaum ein Gebiet, auf dem man von ihm nicht hätte lernen können, kein einziges, auf dem seine Aufnahmefähigkeit versagte.

An sein moribundes Aussehen hatte man sich gewöhnt, seine geistige Präsenz war so stark, daß man sich gerne dem Glauben hingab, er würde noch lange nicht sterben. In der Tat band ihn sein Interesse an den Ereignissen und ihrer Entwicklung sehr intensiv an das Leben, er war so vital, daß er den Eindruck erweckte, er lebe gern, es traf auch zu, aber mit Einschränkungen, und es gibt Grenzen . . .

Sein Dasein sperrte sich zu einer immer engern Kette drükkender Quälereien, unwürdiger Verwehrungen und Sorgen. Zwar konnte er lachen über die winzigen Summen für winzige Beiträge, Artikelchen, Anekdoten, die er, ohne sie zu zeichnen, unterlaufen ließ, wenn er ausländische Blätter beschickte, deren Mitarbeiter er war. Während der Inflation lohnte sich derlei, und er war fähig, ohne Bitterkeit sich am Glanze seiner Vergangenheit zu sonnen, ja sogar alle Einzelheiten einer fabelhaften Mahlzeit durchzugehen aus der pariser Zeit. Dabei pflegte er dann besonders vergeistigt auszusehen.

Aus dem Erlös seiner eben vollendeten Memoiren hätte er sich gerne auf zwei Jahre die Möglichkeit gesichert, nicht mehr zu schreiben, auszuruhen, nicht einmal mehr Zeitungen zu lesen. So müde und erschöpft war er zuletzt. Allein seine Hand wäre dennoch nicht erlahmt, denn sein Erkennen war zu produktiv, seine verzweifelte Anteilnahme an dem neu aufzurichtenden Deutschland zu stark. Bei ihm jedoch holte es sich keinen Rat, mit diesem Auserwählten trieb es keinen Staat. Für diesen überbietenden Typ, der ihm weithin zur Zierde gereichte, besaß es kein Gefühl. Er wußte in eminenter Weise seine großen Erfahrungen und Kenntnisse zu verwerten — aber für einen so weltkundigen Mann hatte man keinen Gebrauch. Man war zu weltunkundig, um ihn einzuschätzen. Man versuchte es lieber mit schulmeisterlich grünen absonderlichen Tönen und machte sich durch politische Stümperei lieber zum Gespötte. Ihn dagegen ließ man halt reden. Er galt wohl auch für einen Schwärmer, weil er sich so feurig einsetzte, hier, dort, überall, wo es galt, ein Unrecht zu bekämpfen. Wie viele Lanzen brach er noch bis in seine allerletzten Tage für den armen Fechenbach!

Dies war der Mann. Zu scharfblickend, um nicht das Gebot der Stunde zu erkennen, stand er auf dem Boden der Republik, war er unbedingt und leidenschaftlich für Demokratie. In seinen Standesgenossen sah er zwar nur sehr mit Auswahl seine Verstandesgenossen, und mit ihnen als „Kreis“ wußte er nichts anzufangen. Aber dies hinderte nicht, daß er Herkunft und Tradition mitnichten für leere Worte ansah. Und rund heraus gesagt: es gewährte eine eigentümliche Genugtuung, ihn einen Prinzen zu nennen, weil er — kein häufiges Vorkommnis — innen und außen wirklich einer war. Deshalb erkannte er das Versagen seiner Klasse so gut, und daher sein Ergötzen an Marcel Proust durch welchen das Faubourg Saint Germain in seinem schräg gewordenen Glanze zum ersten Mal eine vorurteilslose und erschöpfende Charakteristik erfuhr. Denn Balzacs große Dramen sind eitel Papier, Proust dagegen hat sie unter Glas

gebracht, wie ein Sammler schönen Faltern die schmalen Köpfchen durchsticht, aber sich nichts von der Pracht und dem Samt ihrer Flügel entgehen läßt. So ging ihm nichts von dem weit verästelten Charme ihrer Gesellschaft verloren, und wenn Proust, um in diese Gesellschaft einzudringen, so manche „couleuvre“ schluckte, so zahlte er eine jede aus dem Vollen zurück durch die Losgelöstheit und Schonungslosigkeit seiner Darstellung. Denn es bedurfte des intimsten Kontaktes, um den Spiegel zu schleifen für einen Duc de Guermantes, den Grandseigneur mal élevé, wie er leibt und lebt in seiner Ahnungslosigkeit und Insolenz, aber auch seiner großen Allüre.

So war diese Unterhaltungslektüre höchster Qualität Hohenlohes letztes Vergnügen. Denn auch für geistige Genüsse war er zuletzt ganz auf sich angewiesen, und er gönnte sich immer weniger Muße. Er schrieb Artikel über Artikel. Ihrethalben mußte er immer wieder seine mit einem so andern Fluß geschriebenen Memoiren zurückstellen. Trotzdem wuchsen ihm die Sorgen über den Kopf. Seine Kräfte, auch die, welche man braucht, um weiter zu hoffen, hatten sich abgenützt. Sein letzter Winter ist der freudloseste gewesen. Vexationen ließen nicht ab, an seinen Nerven zu reißen, und eines Nachmittags, ob er auch noch guten Muts schien und mit seinen Katzen spielte, war es mit der Widerstandskraft seines Herzens, seines Gehirns oder seiner Lunge plötzlich zu Ende, die mißhandelten Saiten eines zu zarten Instruments hielten plötzlich dem Druck eines Alltags, für den er nicht geschaffen war, nicht mehr Stand, und als die ihm Nächststehenden bei ihm eintraten, fanden sie ihn entseelt wie Einen, der noch nach Atem gerungen hatte und dann zurückfiel.

Zwei Stunden später ungefähr sah ich ihn, schmal, lang, wie gemeißelt, im schwarzen Anzug, die armen gelähmten Füße in kleinen Schuhen und Gamaschen. Ich war ein Weilchen mit ihm allein. Er sah aus, als könne er sogleich zur Tafel schreiten, sofern es ihm beliebe. So lag er da; wie Einer, der keineswegs das natürliche Ende seiner Tage erreicht hatte. Er lag da wie Einer, der sich empfohlen hatte. Sterben heißt: Alles zurücklassen. Dieser hier hatte sich selbst und Alles mitgenommen. Er besaß nichts. Zufällige Bücher, in den letzten Jahren angehäuft, liefen zwei Gestellen entlang. Es war noch Raum für einen Kaffeesieder und einen Kocher; auch ein Paar Täßchen. Das ist Alles noch keine Habe, für Diebe und Motten nicht der Rede wert. Der Tod hatte ihn nicht „angetreten“ wie ein Dieb in der Nacht, mit der grausen Forderung, ihm zu folgen, noch wie ein Richter, noch hatte er ihn „geholt“, sondern eilends wie ein Engel hatte er sich einfinden müssen und war gerufen worden.

Ein Tag von großer Schwüle und immer nur halb sich entladenden Gewittern lief zu Ende. Die Wolken hochgetürmt, schwiegen zu den Blitzen, die über der Rheinebene aufzuckten. Wie nur verhielt es sich mit diesem Scheiden? Es war kein übliches. Die Dunkelheit brach an, und die Lampe, die er seit-

wärts über seinem Bett an der Wand hatte anbringen lassen, die geduldige Lampe, die seit zwei Jahren auf die Blätter schien, die er beschrieb, sie beschien jetzt seine schmalen, endlich müßigen Hände. Zufriedenheit und Ruhe wuchsen an in seinen Zügen. Hier war Einer heimgegangen, der den höllischen Irrsinn, den eklen Veitstanz der Kriegspsychose durchschaut hatte, auf keine ihrer Schlagwörter hereingefallen war und grenzenlos unter seiner Einsicht gelitten hatte. Für seinen Freimut, seine Unparteilichkeit nach allen Seiten hin, und weil er es Niemand recht zu machen suchte, blieben im Ausland seine Sammlungen, seine Villen, seine Vermögen sequestiert, gingen seine Kostbarkeiten verloren, und wurde er im Inland von den Vielen geächtet. Darum starb er so arm. Ueber ein von Unglück so verfolgtes Leben war er 62 Jahre alt geworden — konnte dies sein? Hier schlief ein junger Mann schwere seelische Strapazen aus. Die Kronleuchter waren entbrannt, glatten Sälen entlang flogen schon Schritte, und man wartete seiner, doch er säumte. . . Es war schöner, zu ruhen. O meine Angst, es möchte Jemand in das Zimmer treten, bevor sich mir das Rätsel dieses Sterbens kundgetan. Hier war Einer von einem Albdruck befreit, und der Tod war ein Erwachen aus einer tomba oscura gewesen. Unruhe und Kummer hatten seine Züge niedergedrückt. Sein wahres Gesicht war dieses Antlitz, sein wahres Er war diese vollendete Rasse, diese Gestrecktheit der Glieder. Die Krankheit hatte ihn gebeugt, Entmutigung gleichsam gekrümmt. Nichts verstellte mehr die Anmut dieser Schläfen. Die Freundeshand, die ihm die Augen zugedrückt hatte, war zu sachte vorgegangen, denn halb öffneten sie sich wieder, und diese halbgeöffneten Augen hielten einen Blick von unendlicher Sanftmut zurück, wie einen süßen Schreck des Entronnenseins. Um Mitternacht, dem Brauche gemäß, kamen Männer auf unhörbaren Socken und trugen ihn fort.

Der nächste Tag war schwüler noch, die Fliederbäume eingehüllt in ihren Duft. Die Wiesen dampften, und überall blaute das Grün. In der Kammer, in welcher er der Ueberführung harrte, hauchten Blumen ihren Atem dem Atemlosen zu. Nur wenn die Türe ging, wehte der Frühsommer in die Kühle herein. Die halbgeöffneten Augen behielten ihren milden Strahl, Stirn und Schläfen, der edle und erblaßte Mund ihre Sanftmut zurück. Es gab für so viel Lichtheit eine medizinische Erklärung, wie für Alles. Aber hatte ich nicht gesehen, wie sehr grade der Tod den schlechten Menschen ihre Niedertracht aufstempelt, ihre Gewöhnlichkeit herausdrückt, wie zum Zeichen, daß er das Grab der Masse über sie verhängt? Ich wußte genug.

Hohenlohes letztwillige Verfügungen enthielten ein paar merkwürdige Stellen. Er wollte einen Sarg ohne Verzierungen — am liebsten einen Armensarg. Er bat jedoch, ihn mit einem seidenen Hemd zu bekleiden und ihn ganz in weiße Seide einzuschlagen. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, und wie ein fragiles Kunstwerk, kostbar umhüllt, zog er in die Gruft seiner Väter ein. Ein Vers von Pindar sollte auf die Steinplatte gelangen, die sein Grab bezeichnete:

WAS IST EINER? WAS IST EINER NICHT? EINES SCHATTENS TRAUMBILD IST DER MENSCH.

Und darunter sein Name.

Aber auch von seinen Titeln ließ er nichts ab. Prinz Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst. Prinz von Ratibor und Corvey.

In der Tat.

Zu diesem Antisemitismus von Ludwig Börne

Es ist ein Wunder! Tausendmal hab ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei. Die Andern verzeihen es mir. Der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann Keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräte sind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht wert, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können und doch keinen ihrer Fehler zu teilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sklaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich keinem Vaterland geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als Ihr. Und: weil mein Geburtsort nicht größer war als die Judengasse und hinter dem verschlossenen Tore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterland, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz. Nur das ganze große Vaterland genügt mir, soweit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutschen Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Grenze trennt, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenzen zu mir herüberschallte. Und weil ich einmal aufgehört, ein Knecht von Bürgern zu sein, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürsten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grund auf gebaut; macht es wie ich und begnügt euch nicht, das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte euch, verachtet mir meine Juden nicht. Wäret Ihr nur wie sie, dann wäret Ihr besser; wären ihrer nur so viele, als Ihr seid, dann wären sie besser als Ihr. Ihr seid dreißig Millionen Deutsche und zählet nur für dreißig in der Welt. Gebet uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nicht neben ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen; aber das hat sie vor Fäulnis bewahrt. Ihr habt ihnen das Salz des Hasses in ihr Herz gestreut; aber das hat ihr Herz frisch erhalten. Ihr habt sie den ganzen langen Winter in einen tiefen Keller gesperrt und das Kellerloch mit Mist verstopft; aber Ihr, frei dem Froste bloßgestellt, seid halb erfroren. Wenn der Frühling kommt, wollen wir sehen, wer früher grünt, der Jude oder der Christ.

Gegen die Arbeitsdienstpflicht von Kurt Hiller

Arbeitsdienstpflicht — was bedeutet das? Bedeutet es, daß Nichtstuer, denen Gesundheit und Alter eine Tätigkeit durchaus erlauben, vom Staate gezwungen werden sollen, etwas zu arbeiten, damit sie endlich aufhören, von der Gesellschaft zu leben, und nachgrade beginnen, für die Gesellschaft zu leben? Bedeutet es, daß Drohnen Arbeitsbienen, daß Schmarotzende Dienende werden sollen?

Falls Arbeitsdienstpflicht dies bedeutete, würde jeder anständige, jeder billig denkende Mensch für Arbeitsdienstpflicht sein müssen. Denn es geht nicht an, daß Rennplatzbarone, Börsenspekulanten, Industriejunkersöhnchen und ähnlicher Mob, der nicht arbeitet oder der schein-arbeitet, sein leeres luxuriöses Dasein fristet auf Kosten des schuftenden Restes der Menschheit.

Aber falls Arbeitsdienstpflicht dies bedeutete, bedeutete sie . . . den Sozialismus; und die Kreise in Deutschland, die neuerdings den Gedanken einer Arbeitsdienstpflicht lancieren, haben mit Sozialismus nicht das Mindeste zu schaffen; höchstens das Eine: daß sie Alles daransetzen, die (auch nur sukzessive) Verwirklichung sozialistischer Forderungen zu hintertreiben.

Die Arbeitsdienstpflicht, die von gewissen deutschvölkischen, deutschdemokratischen und andern reaktionären Kreisen seit längerm propagiert wird, will keineswegs den großkapitalistischen Müßiggängern für die Jahrzehnte ihrer Arbeitskraft, sondern will — freilich nur für ein Jahr — Denen, die ohnehin arbeiten, Arbeitszwang auferlegen. An die Stelle der militärischen Dienstzeit, deren Fortfall durch das versailler Verbot gewisse Leute nicht verschmerzen können, soll ein Arbeitsdienstjahr treten.

Die Arbeitsdienstpflichtigen sollen ihrer bisherigen Tätigkeit räumlich und sachlich entzogen werden. Sie sollen kaserniert werden und sollen nicht in dem Arbeitszweige beschäftigt werden, dem sie sich einmal gewidmet haben, oder dem sie sich zu widmen wünschen, sondern dem Staat soll das Recht zustehen, sie für die Arbeiten zu verwenden, für die es ihm grade paßt, das heißt: natürlich für solche, die am wenigsten beliebt sind, und für die es an Arbeitskräften (oder an billigen Arbeitskräften!) am meisten mangelt.

Den individuellen Begabungen und Neigungen der Arbeitsdienstpflichtigen dabei gerecht zu werden, wäre, selbst wenn es beabsichtigt wäre, unmöglich; aber die Propagatoren des Gedankens beabsichtigen das gar nicht, sie halten es durchaus nicht für wünschenswert; im Gegenteil: daß die jungen Menschen gezwungen werden, Dinge zu tun, die ihnen ganz gegen den Strich gehen, die ihnen absolut zuwider sind, das erscheint den Herrschaften grade als wertvolles „Erziehungs“-Mittel. Daß etwa ein junger Lehrer genötigt wird, als Laufbursche in einer staatlichen Schnapsbrennerei zu arbeiten; ein junger Geiger, als Maschinenbediener in einer Stecknadelfabrik; eine junge Schauspielerin oder Tänzerin, Aerzten in einer Krebsbaracke Handreichungen zu machen oder auch Hebammen in einer Entbindungsanstalt; daß ein junger Dichter zwangsweise mit Moorkultivierung beschäftigt wird; ein junger Philosoph damit, auf Landgütern Mist zu fahren; ein junger Ingenieur voller Erfinderträume damit, täglich zehn Stunden in einem Büro der Reichsbank oder der Reichs-

bahn Zahlen zu addieren —: bei der Vorstellung dieser und ähnlicher Dinge bebt manchem Sozialpädagogen vor Wonne das Herz, und Psychoanalytiker wissen, weshalb. Aber man kann als Freiheitsfreund sehr weitherzig im Geltenlassen anomaler Begierden sein und wird dennoch, als Freiheitsfreund, sehr energisch dagegen protestieren, daß sadistische Praktiker, sadistische Voyeurs und sadistische Phantasmagoreten — diese in der Rolle von Gesetzgebern — ihren Wünschen ganze Generationen junger Volksgenossen zum Opfer darbringen.

Wir müssen durchaus unterscheiden zwischen einer Pflicht, zu arbeiten, und einem Zwang zu bestimmter Arbeit. Den Satz der Bibel und des Sozialismus, daß, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll, anerkennen, heißt nicht: an dem seit der endgültigen Abschaffung der Sklaverei in Europa geltenden Grundsatz rütteln, der die Freiheit in der Wahl der Arbeit verbürgt. Je ärger oekonomisch-soziale Zwangsläufigkeiten diese Freiheit der Wahl, wie bekannt ist, beeinträchtigen, desto peinlicher muß der Staat sich hüten, sie durch willkürliche, unnötige Eingriffe und Reglementiererei noch weiter zu beschränken. Man kann zugeben, daß es dem größern Teil Derer, die arbeiten, gleichgültig ist, was sie arbeiten; aber grade um des kleinern Teiles willen, welcher der seelisch feinere Teil ist, muß die Freiheit in der Arbeitswahl ein unantastbares Rechtsgut bleiben. Am allerwenigsten darf sie Denen verkürzt werden, die das Schicksal nicht sowohl zur „Arbeit“ im engsten Sinne handgreiflicher sozialer Nützlichkeit als vielmehr zu schöpferischer Tätigkeit im Sinne des Geistes bestimmt hat — ein vielleicht gar nicht „gütiges“, aber unbedingt ehrfurchtheischendes Geschick. Der wirtschaftliche Begriff von Produktivität und der kulturelle Begriff von Produktivität sind zweierlei. (Traurig, daß man in unsrer verpöbelten Zeit dies Selbstverständliche aussprechen muß.) Die, die kulturell sich nicht eben sonderlich produktiv wissen, neigen dazu, dem Wirtschaftsbegriff der Produktivität den Vorrang zu geben oder gar ihn ausschließlich gelten zu lassen. Wo nicht, im plattesten Verstande, gesellschaftlicher Nutzen vorliegt, da liegt kein Wert vor — nach der Meinung des ressentimentalen Philisters. Ihn sticht das Vorhandensein von Künstlern und freien Geistern. Sie sollen „auch“ arbeiten! Wie er! Er streitet ihrer Produktion die Eigenschaft des Produktes, ihrer Tätigkeit den Charakter der Arbeit ab. Zumal bei allen Jungen, Werdenden, Unbewiesenen, bei den Prächtigsten unter denen um Zwanzig hat er das leicht. Ihnen zeigt das „Arbeitsdienstjahr“ sein brutalstes Gesicht. Man wird die Nervenfeineren, Empfindlicheren, die durch besondere Sensitivität und Reaktivität, durch besondere Intellektualität und Aktivität „auffallenden“ Typen ohne Zweifel die Fronvogtfaust, die Fabrikwebelfaust ganz besonders spüren lassen. Die Zahl der Jugendtragödien wird sich merklich vermehren.

Daß dies nicht geschehe — das fordert weniger das Interesse eines zärtlich differenzierenden Individualismus als das objektive Interesse der Kultur. Denn was durch eine staatlich eingeleitete Brutalisierung da gefährdet wird und zerstört zu werden droht, sind Keime zu künstlerischen, denkerischen, ethisch-politischen, im weitesten Ausmaß des Begriffs kulturellen Taten der Zukunft.

Es gibt hier nichts zu vertuschen. „Arbeitsdienstpflicht“ ist ein sozial klingendes Fremdwort für: Staatssklaverei.

Die Beweggründe Derer, die sie einführen wollen, sind vielfältig.

In erster Linie sehe ich Motive der sexuellen Phantasie (— so, wie auch das Hauptmotiv des Militarismus sicherlich in der sexuellen Phantasie zu suchen ist).

Zweitens wirkt hier bestimmend ein Interesse von Landbesitzern und industriellen Unternehmern, zu billigen Arbeitskräften zu gelangen. Auch der Staat ist solch ein Interessent.

Drittens wünscht man, die Jugend politisch unter die Fuchtel zu bekommen; ihr, durch unmerkliche Beeinflussung während der Dienstzeit oder durch disziplinarische Einschüchterung, revolutionäre Mucken auszutreiben; sie durch harte Fron im aufnahmefähigsten Alter, durch eine Fron, die nicht nur „die Bouillon aus den Knochen zieht", sondern auch das Schmalz aus der Hirnschale räumt . . . eine Fron, die verdummend wirken muß, muß, und der sich Niemand entziehen kann, will er nicht langfristige Kerkerstrafe riskieren . . . die Jugend durch solche Fron zu einem willenlosen, gefügigen Werkzeug der den Staat beherrschenden Mächte zu machen. Man hofft, auf diese Art eine gewaltige und jederzeit bequem verschiebbare Streikbrechergarde an die Hand zu bekommen und vielleicht obendrein noch eine im Bedarfsfall sofort einsetzbare Arbeitsarmee neben der kleinen Reichswehr — wenn etwa an dem heiß ersehnten Tage der Rache die freie Arbeiterschaft mit den Beschlüssen von Rom und Haag ernstmachen und in den Generalstreik eintreten sollte.

Psychologische Ursachen für den Antrag auf Einführung einer Arbeitsdienstpflicht gibt es also genug; einen Grund für sie, einen hinreichenden, sehe ich nicht. Der einzige, der volkswirtschaftlich ein Gewicht hätte: daß eine Steigerung der nationalen Produktion von ihr zu erwarten sei, ist nichtig; denn dadurch, daß jährlich Hunderttausende aus ihrem Beruf oder ihrer Berufsvorbereitung gerissen werden und in Betriebe gestellt werden, die ihnen fremd sind — durch solche Entwurzelungen und Montierungen von Menschen steigt nicht, sondern fällt die Ziffer der Gesamtproduktion. Die winzige Zahl junger Leute, die durch das Arbeitsdienstjahr vom Nichtstun zum Tun gebracht werden würden, spielt dieser groben Schädigung gegenüber keine Rolle.

Die Arbeitsdienstpflicht, alias Staatssklaverei, ist daher auf das entschiedenste zu verwerfen, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Sie bedeutet eine durch nichts gerechtfertigte schwere Beschränkung der persönlichen Freiheit; sie gefährdet insbesondere die Entwicklung der schöpferischen Kraft im entscheidenden Alter und damit die schöpferische Entwicklung der Kultur.

2. Sie weist die Tendenz auf, die Massen der ihr Unterworfenen zu verdummen, deren gesellschaftserneuernde Instinkte zu brechen; sie wirkt reaktionskonsolidierend.

3. Sie steigert, durch ihre Umbiegbarkeit zur Wehrpflicht, die Gefahr eines neuen Krieges.

4. Sie drückt die Löhne, schafft eine Schmutzkonkurrenz des Staates gegen die freie Wirtschaft durch Sklavenwirtschaft, stellt ein Attentat auf das Streikrecht dar; sie wirkt im höchsten Grade arbeiterfeindlich.

5. Sie stört durch willkürliche Massenverschiebungen von Produzenten den Produktionsprozeß auf das empfindlichste; sie wirkt produktionshemmend, produktionsverringernd.

Freiheits- und kulturfeindlich, dummheitfördernd, antipazifistisch, antiproletarisch und produktionsverringernd: damit dürfte dies Projekt einer Arbeitsdienstpflicht widerlegt sein, das in Zeiten starker Arbeitslosigkeit zudem wie eine geschmacklose Groteske, wie ein schlechter Witz anmutet. Einer Million Menschen, die gern arbeiten wollen, die es wollen müssen, ist der Staat nicht imstande, Arbeit zu schaffen; aber: „Arbeitsdienstpflicht“ wird gefordert — o tempora, o mores, in demselben Deutschland, in dem jeder gute Gedanke keine Stätte findet, macht sich ein schlechter Witz, dem faulen Hirne kaum entsprungen, so breit, daß der Ernst genötigt ist, gegen ihn loszuziehen.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

X.

Artur Crispien

Pilze entstehen so, daß ein mikroskopisch kleines Samenkorn, die Spore, in absterbendem Holz oder anderswo sich ansiedelt. Bald bildet sich ein reichverzweigter weicher Filz von zarten, meist weißen Fäden, das sogenannte Pilzlager, das Myzel. Hat dieses Pilzlager sich reichlich entwickelt, so entstehen daran bei warmem Regen knollige, rundliche Gebilde, die in die Höhe wachsen, sich stark und rasch vergrößern, die bedeckende Erdschicht durchbrechen und nun zu dem werden, was man gewöhnlich Pilze nennt. Außer Fliegen- und Perlpilzen, Speiteufeln und Pfefferlingen, außer Satans- und Bauchpilzen gibt es auch Spaltpilze. Nicht nur in der Natur, sondern auch in der Politik.

In die Kategorie der Spaltpilze (der Rand des Hutes ist zottig-faserig, der Milchsaft weiß, der Geschmack des Fleisches brennend scharf) gehört Artur Crispien, einer der Lenker der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Ein geborener Ostpreuße. Mit gekräuseltem, blondem Haupt- und Barthaar. Ein Gemisch von politischem Heiligen und Dekorationsmaler oder Tapezierer, der er ursprünglich war. Sinowjew: „In seinen Manieren hat er etwas Alt-Sozialrevolutionäres. Er gibt sich den Anschein revolutionärer Ehrbarkeit. Er versteht es, zuweilen mit einigen geliehenen revolutionären Redensarten zu glänzen und, wenn es nottut, mit Rührung zu sprechen. Er ist sozusagen die Synthese alles Dessen, was es im Menschewismus und in der Sozialrevolutionären Partei ‚Schlechtes‘ gibt. Dabei ist er wässerig und banal bis zur Uebelkeit. Man kann sich schwerlich eine größere, idealere Dürftigkeit vorstellen.“

So spricht Einer, dem in den Anfängen der kommunistischen Bewegung die Crispiene der USPD nachliefen; aber immer wieder, vor dem letzten Sprung auf das andre Ufer, zauderten sie, machten wiederholt Anläufe und schraken dann doch, im entscheidenden Moment, zurück. Crispien hat die alte Sozialdemokratie von Süddeutschland aus schon in den ersten Kriegsjahren zu sprengen versucht. In Göppingen und Stuttgart waren die Brandherde. Radek hatte dort vor Zeiten rumort und die Erde für den Extremismus aufgelockert. Crispien leitete die ‚Tagwacht‘

in Stuttgart und schwang, zusammen mit Westmeyer, die Fahne des Parteiaufruhrs. Der Landesvorstand griff ein, und die ganze Redaktion flog auf; mit ihr der besonnene Keil, der spätere württembergische Minister. Crispien stellte sich in die Spitze der Opposition und nahm rasch Fühlung mit den berliner Parteirebellen, die eine besondere Arbeitsgemeinschaft und schließlich die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands ins Leben riefen. Bald spielte er eine Hauptrolle in der Partei, wurde dann aber eingezogen und hat sich als Soldat brav und bieder geführt. Als die Revolution ausbrach, war er obenan, und im Nu trat er als Volksbeauftragter an die Spitze des württembergischen Innenministeriums. Als loyaler Staatsbürger mit drei Seelen in der Brust, der königlich württembergischen, der alten sozialdemokratischen und der neuen unabhängigen, unterzeichnete er zwei Dankadressen: eine an den entthronten König und eine an die Landräte, die Oberamtmänner, für ihre dem Staate geleisteten Dienste, und bat sie, auch weiterhin in ihrer Position zu verbleiben. Sofort setzte er sich ins Dienstauto und unternahm große Inspektionsreisen. Darüber kam er nicht zum Regieren. Irgendwelche durchgreifende Reformen konnte er, unter diesen Umständen, nicht vornehmen. Vielleicht war die Zeit seiner Amtstätigkeit zu beschränkt. Die konstituierende Landesversammlung schob ihn beiseite. Schließlich war ihm selbst auch der württembergische Wirkungskreis zu eng geworden. Der hohen Politik, der Politik, die in der berliner Zentrale gemacht wurde, wandte sich sein Interesse zu. In den Reihen der Unabhängigen herrschte Uneinigkeit. Die Einen zogen nach rechts, die Andern nach links. Haase vermittelte, versuchte Ausgleiche, ersann Kompromißformeln. Crispien taumelte hin und her. Sollte man sich den Russen verbrüdern? In den ersten Wochen glaubte man fest an die von Moskau ausgegebene Parole der Weltrevolution. Aber die Dinge entwickelten sich anders. Die Unabhängigen schaukelten bald hierhin, bald dorthin. Däumig verlangte das Räte-System und die Diktatur des Proletariats. Richard Müller, der Leichenmüller, sprang ihm bei und prophezeite, daß die Gewerkschaften nicht in der gegenwärtigen Form bestehen bleiben, sondern vom Räte-System aufgesogen werden würden. Wer also das Räte-System wolle, der müsse die Gewerkschaften ablehnen. Der Parteitag der Unabhängigen im März 1919 stellte sich tatsächlich auf den Boden des Räte-Systems und der proletarischen Diktatur. Einerseits. Andrerseits lehnte sich die programmatische Entschließung an das alte Erfurter Programm an. Haase wurde zum ersten Parteivorsitzenden gewählt, Däumig zum zweiten. Aber Däumig lehnte ab, mit Haase auf einer Bank zu sitzen. So wurde schließlich Crispien an Däumigs Stelle erkoren. Ein halbes Jahr später fiel Haase durch Mörderhand. Hilferding widmete ihm diese schönen Worte: „Die tiefste Fähigkeit Haases war die Gabe der Selbstentäußerung. Die Charakteranlage, die den Menschen zum wahrhaft Guten befähigt, nennt Schopenhauer Agape, das Mitleid. Es ist jene Gabe, die den Menschen fremdes Leid als eignes empfinden läßt, die bewirkt, daß die Kluft zwischen dem Ich und dem Du überbrückt wird.“ Ein reiner Idealist war

mit Haase hingegangen. Einer, der durch seine vornehme Gesinnung die Partei eine Zeitlang hatte zusammenhalten können.

Nun, nach seinem Tode übernahm Crispien, dieser halbe Held des Idealismus, die Erbschaft. Auf dem Leipziger Parteitag entwickelte er das neue Aktionsprogramm der Partei. Mampe halb und halb. Die Gegensätze prallten auf einander. Hilferding und Stoecker fochten ein hitziges Rededuell aus. Sollte man sich der Moskauer oder der Amsterdamer Internationale anschließen? Der Dritten oder der Zweiten? Ledebour vermittelte und versuchte, die endgültige Beschlußfassung noch hinauszuschieben. Vergebens. Die Spaltung der Partei schien unmittelbar bevorzustehen. Endlich, drei Minuten vor Zwölf, entschied man sich weder für das Eine noch für das Andre. Man schloß sich nicht der Moskauer Internationale an, aber man trat gleichzeitig auch aus der zweiten Internationale aus.

Die Krise der USPD war nicht gelöst, sondern nur verschoben. Der Kapp-Putsch kam. Eine neue revolutionäre Welle ging durch die Arbeiterschaft. Der linke Flügel der Unabhängigen wuchs und trat selbstbewußter denn je auf. Ein neuer Parteitag im Herbst 1920 wurde einberufen. Die Moskauer hatten den Unabhängigen einundzwanzig Bedingungen zur Aufnahme in die Kommunistische Internationale gestellt. Ein Ultimatum. Zu der großen Auseinandersetzung in Halle war von den Bolschewisten Sinowjew entsendet worden. Sinowjew hält, so unsympathisch er menschlich sein mag, eine Rede, die von allen Teilnehmern, ob Freund oder Feind, zu den oratorischen Wundern gerechnet wird. Sinowjew schießt einen Pfeil nach dem andern Crispien mitten in die Brust. Sinowjew berichtet darüber selbst in seiner Flugschrift ‚Zwölf Tage in Deutschland‘: „Crispien ist für die Diktatur des Proletariats — in Worten. Aber er versteht sie im Sinne — des Erfurter Programms. Crispien ist für das Sowjet-System, aber er versteht es im Sinne Kautskys und Hilferdings. Crispien ist ‚prinzipiell‘ für die Gewalt, aber gegen die Diktatur. Crispien ist ‚prinzipiell‘ für die proletarische Diktatur, aber gegen den Bürgerkrieg und Aufstand. Crispien ist der adaequate Ausdruck des ganzen ‚sozialistischen‘ Philister- und Bürgertums unsrer Tage. Crispien ist geschwätzig und gutmütig, solange er sich auf totem scholastischen Gebiet bewegt, solange es sich darum handelt; die Zuhörer mit einer guten Ration revolutionärer Phrasen zu beglücken. Crispien wird frech und feige zugleich, wenn es einen ernsthaften Kampf setzt. Auf der Konferenz haben wir Crispien, den Frömmler, nicht gesehen, dafür aber den Crispien, der sich mit Zähnen und Klauen an die Macht klammert, der sich jeder Niedertracht bedient, wenn sie ihm zur Macht zu helfen scheint. Crispien gehört zu jener Sorte Menschen, von denen man voraussagen kann, daß sie so lange auf der abschüssigen Bahn bergab gleiten werden, bis es nicht mehr tiefer geht. Nicht umsonst sagten einige Arbeiterdelegierte auf dem Parteitag: „Crispien unterscheidet sich von Scheidemann nur dadurch, daß Scheidemann blond ist und Crispien dunkelblond.“

Den eigentlichen Kampf mit Sinowjew focht Hilferding aus. Zwei Weltanschauungen taten sich auf, über die keine Brücke

führt: Bakunins Lehre und Marxens Lehre. Hilferding: „Die bolschewistische Lehre geht davon aus, ganz wie der Anarchismus, den Bakunin lehrte, daß die proletarische Revolution nur eine gewaltsame Umwälzung sein könne, wie Bürgerkrieg, Straßenkampf, Barrikadenbau und Terror. Aber Marx hat nachgewiesen, daß die soziale Revolution ganz andre Formen annehmen kann, als sie die bürgerlichen Revolutionen gezeigt haben, daß, beispielsweise, die Durchsetzung des Maximalarbeitstages in England ein Vorgang von ungeheurer revolutionärer Bedeutung war."

Als die einundzwanzig Bedingungen zur Abstimmung gestellt wurden, erklärten sich 236 Delegierte dafür, 156 dagegen. Crispien erhob sich und sprach als Vorsitzender des Zentralkomitees den großen Bann über Die aus, die sich zum Kommunismus bekannt hatten. Die Spaltung der Partei war vollzogen. Die alten Unabhängigen verließen das Lokal und begannen einen neuen Parteitag. Crispien berichtete über die Lage . . . Dann legte er ein Manifest vor, das sich einerseits in seinen Einzelforderungen zu den Grundsätzen des Erfurter Programms bekannte, andrerseits (trotzdem) an dem Leipziger Aktionsprogramm mit dem Räte-System und der Diktatur des Proletariats festhielt.

Ruhe und Ordnung herrschte aber auch danach noch nicht in der Partei. Ein, zwei Jahre vergingen. Der Geldentwertungsprozeß enteignete die Kassen der Gewerkschaften, der Parteibüros und der Parteizeitungen. Die Unabhängigen, mit denen, bald nach dem mißlungenen mitteldeutschen Aufstand der Kommunisten von 1921, die Neukommunisten wieder in Verbindung getreten waren, machten eine schwere materielle Krise durch. Eines Tages, im Herbst 1922, klopften sie an die Tür der Sozialdemokratie, und über Nacht war die VSPD konstituiert. Sechs Jahre zuvor hatten sie sich getrennt, und nun hatten sich die beiden feindlichen Brüder, nach manchen Irrungen und Wirrungen, wieder zusammengefunden. Die Wels und Hermann Müller machten saure Gesichter (beiseite), da ihnen von drüben Crispien als gleichberechtigtes Mitglied des Parteivorstands angeboten wurde. Den Spaltpilz sahen sie nicht gern an der Spitze der Partei. Reibungen konnten nicht ausbleiben und blieben nicht aus. Crispien prägte in einer unvorsichtigen Stunde das Wort, daß er kein deutsches Vaterland kenne. Die Gegner nutzten es reichlich aus. Man sprach von einer neuerlichen Spaltung der Partei. Der Parteitag wurde, mehrfach schon angesetzt, immer wieder hinausgeschoben, und als der linke Flügel bei der Kandidaten-Aufstellung zu den Reichstagswahlen von 1924 Crispien als berliner Spitzenkandidaten durchsetzen wollte, kam es zum Krach. Der rechte Flügel schien endlich klare Verhältnisse schaffen und es zu einer reinlichen Scheidung kommen lassen zu wollen. Zwei Delegierten-Versammlungen gingen unter Lärm resultatlos aus einander. Da sprang der Parteivorstand ein, versuchte, die Einheit der Partei zu retten, und trat für Crispien ein. Knurrend fügte der rechte Flügel sich, und Alles blieb beim Alten. Crispien wurde in den Reichstag gewählt.

XI.

Frauen und Frauenrechtlerinnen

Ich hatte eine Tante. Sie war weder dumm noch sonst unsympathisch, aber sehr misanthropisch. Ich fürchte, daß ich selbst in jugendlichem Unverstand mit zu ihrem Menschenhaß beigetragen habe. Als ich ein Junge von sechs oder acht Jahren war, hatte sie große Zuneigung zu mir, was leider damals nicht auf Gegenseitigkeit beruhte. Jedes Mal, wenn sie mich küssen wollte, verlangte ich als Gegenleistung einen Bonbon. Praenumerando. Diese geschäftsmäßige Auffassung zärtlicher verwandtschaftlicher Beziehungen bestärkte sie in ihrer Auffassung von der angeborenen Roheit der Menschennatur.

Als ältere unverheiratete Dame lebte sie in der schönen Villa ihrer Eltern in Dresden. Da sie absolut nichts zu tun hatte, hatte sie eine Menge Vögel. Einmal hatten ein paar dieser Tiere, die in ihrer Wohnstube frei herumfliegen durften, in der Gardine ein Nest gemacht und Junge ausgebrütet. Das brachte sie auf den Gedanken, daß die Vögel in der Freiheit des Zimmers überhaupt ihre natürlichen Fähigkeiten besser entfalten könnten. Alle Käfige wurden beseitigt. Das schöne Wohnzimmer wurde ausschließlich zur Vogelstube, da sie selbst, um die Tiere nicht zu stören, sich diskret in ihr Schlafzimmer zurückzog. Die Vögel erwiesen sich dankbar durch eine fabelhafte Vervielfachung.

Um den Menschen ihre Mißachtung zu bekunden, widmete sie sich ganz dem Tierschutz. Allerdings war die Art, wie sie ihn praktizierte, etwas eigen. Von Zeit zu Zeit ging sie mit einer großen Kanne auf den Markt und kaufte einen Haufen lebender Fische. Die trug sie dann zur Elbe und warf sie ins Wasser, wo durch sie eigentlich die Ehrenmitgliedschaft bei den Elbfischern verdient hätte. Eines Tages passierte ihr bei einer solchen Expedition ein Malheur. Als sie die Elbböschung auf und ab ging, den Blick fragend auf den Fluß gerichtet, wo sie wohl die lieben Tierchen am sanftesten in ihr Element befördern könne, beobachtete sie ein Schutzmann und hielt sie nach ihrem Benehmen für eine Selbstmordkandidatin. Als er sie mit sächsischer Gemütlichkeit nach ihrem Vorhaben fragte und sie ihm erklärte, sie wolle Fische in die Elbe werfen, war sich der Mann ganz klar darüber, daß er es mit einer völlig wirren Todeskandidatin zu tun habe, die er zu ihrer eignen Sicherheit auf die Wache bringen müsse.

Man kann sich denken, wie das auf die fromme alte Dame wirken mußte, für die Polizei und Gericht der Inbegriff des Schreckens war. Ihre Abneigung gegen das Menschengeschlecht wuchs. Aber Fische hat sie von da an nicht mehr zur Elbe getragen. Sie kaufte nunmehr von ihrem vielen überflüssigen Gelde beim Vogelhändler deutsche Singvögel (in ihrem Zimmer hielt sie nur Exoten) und ließ sie fliegen.

Warum erzähle ich diese Geschichte meiner Tante? Weil sie typisch ist für das Leben, das in meiner Jugendzeit zahllose „alte Jungfern“ der sogenannten bessern Stände führten. Sie hatten samt und sonders nur die Höhere-Töchter-Schulbildung, die

so ziemlich das Verruchteste an Seichtigkeit und Unbrauchbarkeit für das Leben war. Waren die jungen Mädchen von etwa sechzehn Jahren mit der „Pension“ oder mit dem „adligen Stift“ fertig, dann blieben sie im Elternhaus und warteten auf den Mann. Kam er — „standesgemäß“ mußte er natürlich sein —, so war die Sache befriedigend erledigt. Befriedigend wenigstens für die Eltern. Die Töchter, die im Storchglauben erzogen waren, mußten oft die Erfahrungen machen, die Annemarie v. Nathusius so erschütternd in ihren Bekenntnisbüchern: ‚Ich bin das Schwert‘ und ‚Stolzer Lumpenkram‘ geschildert hat.

Kam der Mann nicht, so war die Sache faul. Nur selten fand sich ein Mädchen, das Das, was ihr legaliter versagt blieb, sich illegaliter holte und mit einem jungen Kutscher oder Verwalter aus der Reihe tanzte. Die meisten waren so wohlerzogen, daß sie resigniert verblühten und mit Handarbeiten oder Missionsschriften ihr leeres Leben zu füllen versuchten. Zu einer wirklichen Arbeit schwangen sich nur ganz seltene Ausnahmen auf. Einen Beruf zu ergreifen, galt als standesunwürdig, war übrigens auch dadurch sehr erschwert, daß damals fast alle Berufe noch Männermonopol waren.

So kann man sich eigentlich nicht wundern, daß die Mütter auf der Lauer nach Schwiegersöhnen lagen, wie die Spinnen nach Fliegen. Für einen jungen Mann war es ordentlich gefährlich, in einem solchen Haus mit reifern jungen Mädchen zu verkehren. Tanzte man auf zwei Bällen hinter einander mit einer jungen Dame den Kotillon — der war damals die pièce résistance aller Bälle —, so wurde man schon als Bewerber angesehen. Ich selbst besinne mich mit Schaudern eines Besuches, den ich meiner Naivität in diesen Dingen verdankte. Ich verkehrte in einem verarmten adligen Hause, weil mich die Gespräche mit der fünf Jahre ältern Tochter des Hauses infolge ihrer Gescheitheit anzogen. Eines Tages erschien ein älterer Vetter von mir, Gardehauptmann, in voller Kriegsrüstung bei mir und erklärte mir ziemlich formell: „Lieber Hellmut, Du hast nun schon wenigstens fünfmal bei E.s Abendbrot gegessen. Man erwartet jetzt von Dir eine Erklärung. Ich bin auch ein Freund des Hauses und muß sagen, daß Du in der Tat nicht so weiter dort aus und ein gehen kannst, ohne das Mädchen zu kompromittieren. Ich muß dich also fragen: Hast Du ernste Absichten?“ Sehr bestürzt erwiderte ich ihm, daß ich weder ernste noch überhaupt irgendwelche Absichten und mir bei meinen Besuchen gar nichts weiter gedacht hätte, als daß sich in der Familie nett plaudern lasse. Aber da ich die von mir geschätzte junge Dame weder heiraten noch kompromittieren wolle, so würde ich unter irgendeinem Vorwand demnächst einen formellen Abschiedsbesuch machen.

Ein zwangloser Verkehr von unverheirateten jungen Leuten verschiedenen Geschlechts, aber derselben Gesellschaftsschicht, wie er in England und Amerika seit jeher besteht, war in Deutschland bis in die achtziger Jahre undenkbar. Für den jungen Junker waren die Mädchen der „untern“ Klassen ausschließlich Amüsierobjekt, seine Standesgenossinnen ausschließlich Heiratsobjekt. Ein Verkehr ohne „Absicht“ war eine Ausnahme.

Die Unzulänglichkeit der Bildung der jungen Mädchen, die Unwürdigkeit ihrer Stellung als bloße Eheanwärterinnen, die Ueberflüssigkeit ihres Drohnendaseins empörten mich schon zu einer Zeit, als ich sonst noch vielfach in den Banden konservativer Vorurteile steckte. Ich war dadurch sozusagen praedestiniert für den Feminismus, mit dem ich in direkte Beziehung freilich erst Ende der neunziger Jahre nach meiner endgültigen Linksschwenkung kam.

Stark bestimmend für meine Entwicklung zum ausgesprochenen Frauenrechtler war eine Erfahrung, die ich 1895 auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Erfurt machte. Es war das erste Mal, daß dieser Kongreß einer Frau ein Referat anvertraut hatte. Es war überhaupt das erste Mal, daß man in kirchlichen Kreisen an dem Grundsatz zu rütteln wagte: Taceat mulier in ecclesia.

Frau Elisabeth Gnauck-Kühne hatte das Referat. Ein Referat für die Befreiung der Frau von den Schranken, die Männervorurteil für sie errichtet hatte. Ein Referat, das ausklang in dem Gedanken: Wer Ketten löst, muß Gewissen binden.

Der Eindruck war überwältigend. Niemand, der ihn gehabt hat, wird ihn sein Lebtag vergessen. Es war eine Rede gleich packend im Ethos wie zwingend in der Logik. Dazu von einer Formenschönheit, daß Jeder sich sagen mußte: Kein Mann hätte Ueberlegenes, kaum einer hätte Ebenbürtiges bieten können.

Dem gaben auch die nachfolgenden Redner Ausdruck. Alle protestantischen Notabilitäten, Harnack an der Spitze, huldigten dem weiblichen Genius. Allerdings: vor dem Kongreß hatte der berühmte Theologieprofessor v. Nathusius-Greifswald seinen Austritt aus der Kongreßleitung erklärt, weil man eine Frau zum Reden zulassen wollte!

Jahre hindurch habe ich mit Elisabeth Gnauck-Kühne zusammengearbeitet. Sie war die erste Frau, die in mir die Ueberzeugung wachrief, es sei ein schreiendes Unrecht, die Frau vom öffentlichen Leben samt Reichstag fernzuhalten, während dort so viele männliche Nullen eine gewisse Rolle spielen konnten. Frau Gnauck-Kühne war so gründlich in ihrem sozialen Studium, daß sie, ehe sie ihr Buch über die sozialen Verhältnisse in der Papierwarenindustrie schrieb, erst Monate lang als einfache Arbeiterin in einer Luxuspapierfabrik arbeitete. Dabei war sie eine ausgezeichnete Hausfrau. Noch jetzt schmecken mir die Apfelbeignets, die sie mir vorzusetzen pflegte, wenn ich bei ihr aß. Wie sie auch von Frauen aus ganz andern Lagern geschätzt wurde, geht daraus hervor, daß mir Klara Zetkin auf jedem Sozialdemokratischen Parteitag einen warmen Gruß an „unsre gemeinsame Freundin" auftrug.

Religiöse Hemmungen hinderten Frau Gnauck-Kühne, in Sachen der Frauenrechte alle die Konsequenzen zu ziehen, zu denen mich mein Sinn für Radikalismus nötigte.

Es gab Ende der neunziger Jahre zwei ganz entgegengesetzte Strömungen im Lager der Frauenbewegung (ich sehe von der proletarischen Frauenbewegung ab, die in dem Feminismus nur eine Unterabteilung des Sozialismus erblickte). Die eine

Richtung, geführt von Helene Lange, stand auf dem Standpunkt: Immer langsam voran! Sie konzentrierte sich ganz auf die Erweiterung der Bildungsmöglichkeiten für das weibliche Geschlecht. Die andre, Minna Cauer an der Spitze, kämpfte vor allem für die politischen Rechte der Frau, insbesondere für das Wahlrecht.

Im Jahre 1900 war ich nach Paris zur Weltausstellung gefahren. Da zufällig dort ein internationaler Frauenkongreß stattfand, ging ich hin. Frau Hedwig Heyl sprach im Namen der deutschen Frauen und propagierte — die Eroberung des Gärtnerinnenberufes für das weibliche Geschlecht. Ich war entsetzt über die Kleinlichkeit dieser Auffassung und sprach am nächsten Tage für die rechtliche Gleichstellung beider Geschlechter. Die pariser Presse nahm von meiner Rede ausführlich Notiz mit dem Bemerken, „le délégué de Berlin“ habe das und das gesagt. Und ich war doch nur durch mich selbst delegiert.

Meine pariser Erfahrungen veranlaßten mich zu intensiverer Beteiligung an der deutschen Frauenbewegung. Hand in Hand arbeitete ich dabei mit Minna Cauer, in der ich den stärksten politischen Kopf der deutschen Frauenbewegung schätzen lernte. Sie war dank langer Tätigkeit in England international gesinnt, dazu historisch, literarisch und politisch gleichmäßig gebildet. Vor allem war sie eine Taktikerin ersten Ranges. Die Art und Weise, wie sie die maßgebenden Politiker dafür gewann, die Ungleichheit der Frauen im Vereinsrecht aufzuheben (was erst 1908 durch das Reichsvereinsgesetz geschah), wird mir immer als eine wirklich große politische Aktion in Erinnerung bleiben. Ihr ist außerdem zu danken, daß sich Fäden zwischen der proletarischen und der bürgerlichen Frauenbewegung spannen. Sie wußte allzu gut, daß in Deutschland kein politischer Fortschritt je zu erreichen ist, wenn er sich nicht aufbaut auf den Massen der Arbeiter. Bebel erblickte in ihr eine seiner wertvollsten Mitkämpferinnen.

Mit sehr vielen bürgerlichen Mitarbeiterinnen hat Minna Cauer schlechte Erfahrungen gemacht. Während des Krieges oder nach dem Kriege sind sie ins reaktionäre Lager abgewandert. So Maria Lischnewska, die tapfere Kämpferin für soziale, sexuelle und politische Gleichstellung, aber Militaristin durch und durch — Maria mit der gepanzerten Faust. So Frau Voß-Zietz, einst so radikal, daß sie mit mir besprach, ob sie nicht Sozialdemokratin werden solle, und dann Führerin der Deutschnationalen in der Nordmark. So Käthe Schirmacher, einst Vorstandsmitglied in Minna Cauers fortschrittlichen Frauenvereinen, jetzt deutschnationale Abgeordnete und Prägerin des Poincaré so willkommenen Wortes: Oberschlesien müsse als letzte Waffenschmiede dem deutschen Reiche erhalten bleiben.

Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt! Minna Cauer hat noch den Triumph ihres Lebenszieles, das Frauenstimmrecht, erleben dürfen. Nicht mehr erlebt hat sie die Enttäuschung der Vorkämpfer und Vorkämpferinnen der Frauenrechte an vielen der Frauen, die das schwer errungene Grundrecht der Demokratie nur benutzen, um die Demokratie abzuwürgen.

Fête du Trône von Peter Panter

„Fest des Throns? In Paris?" Das könnte Ihnen so passen, Herr Landgerichtsdirektor. Nein, ganz so monarchistisch ist diese Republik doch nicht. „Fête du Trône" ist einfach der Name eines harmlosen großen Jahrmarkts, der „foire aux pains d'épice", des Lebkuchenmarkts. Der steigt alljährlich auf der Place de la Nation, einem Platz, der einmal „Place du Trône" geheißen hat, aber dessen Name dann nach einer kleinen Feierlichkeit im Jahre 1789 geändert wurde. Also ungefähr so wie die Hohenzollernstraßen in der deutschen Republik. Herr Landgerichtsdirektor gehen schon — ?

Man denke sich eine Gegend wie etwa die um das Hallesche Tor. Nun stimmen ja solche Vergleiche nie, aber so, ganz oberflächlich betrachtet, sehen für einen Berliner die Straßenzüge um die Place de la Nation aus. Von da geht eine Straße nach Osten (Cours de Vincennes) eine Straße, etwa so breit wie die Linden, und da sind in der Mitte viele hundert Buden aufgebaut, und zwischen ihnen schieben sich die Leute hin und her. Abends ist Feuerwerk.

Hier kann man fürs ganze Leben was lernen. Da gibt es Buden mit Athleten und Liliputanern und „Le Nu au Salon" (da hat leider mein Geld nicht mehr gereicht, und jetzt träume ich immer davon: welches Nu! welcher Salon!) und eine Zauberbrille und Waffelbuden und gerichtlich vereidigte Schaukeln, wie die Aufschrift besagt, und Schaukeln für Minderjährige und ein anatomisches Kabinett und eine schwebende Jungfrau (doch — Schweben gibts) und Löwen zu Wasser und Löwen zu Lande und Karussels —!

Karussels, so groß und so mächtig, wie man sie als Kind gesehen hat, riesige Dinger, mit Flitterglanz und Silberfransen und tausend kleinen Spiegeln, wie sich das gehört. Sie drehen sich gewichtig und langsam, schwerfällig und lustig-bunt. Und eines spielt — det kenn ick doch? — : „Das
ist die Berliner Luft, Luft, Luft . . ."
Heiliger Paul Lincke! Gesegnet sei dein Name, denn du hast erreicht, was die katholische Kirche und die Sozialdemokratie nicht fertig bekommen haben: Du bist wahrhaft international!

Und moderne Karussels sind da, wo einem nicht so einfach übel wird wie auf den altmodischen, sondern wo die Wagen ganz merkwürdige Aufstoßbewegungen machen, und andre, deren kleine Gondeln durch die Luft fliegen. Und viele Leute sitzen da oben drauf und fahren. Ernsthafte Leute, die tagsüber in einem kleinen Laden arbeiten oder Bücher führen, fahren da herum. Und Mädchen sitzen auf den großen Holzhummeln der Karussels (eine poule auf einer Hummel, ein seltsames Naturspiel!) und machen ein sehr ernsthaftes Gesicht, als sei das eine wichtige Sache. Und das ist es ja wohl auch. Und sie fahren auf der Berg- und Talbahn mit unsäglichem Gekreisch, und auf einem Platz ist wahrhaftig eine kleine Dampfeisenbahn (neu und originell!) aufgestellt, da dürfen die Leute immer im Kreise herumfahren. Und alle freuen sich wie die Kinder. Ein dickes

Karussel hat ein Kind: ein ganz, ganz kleines, und da fahren Babys und kleine Kinder herum, und die Mamas stehen dabei und passen auf, daß sie auch ordentlich drehkrank werden. Und da fährt ein ganz kleines Wurm, das weiß noch nicht genau, ob das schön oder scheußlich ist, weil es doch noch so klein ist — und vor ihm sitzt in einer Schwanenkutsche ein rothaariger Junge, dem läuft die Nase vor Begeisterung, und übrigens ist er im Kinderhimmel. Seine Augen sind ganz wo anders. Und nur manchmal kehrt er zur Erde zurück und sieht etwas miß- trauisch nach hinten — da fahren nämlich immer zwei riesige Störche hinter ihm her, und Störche mag er nicht. Neben den großen hundertpferdigen Karussels ein kleines zu fünf.

Es sind wenig Leute, die gnädig zusehen, wie sich das Volk amüsiert. Eigentlich amüsieren sich alle. Und alle sind harm- los und fröhlich und vergnügt, und man sieht gar keine Schnösel, die die Gelegenheit des Ausgangs benutzen, um sich über ihre Klasse hinaus zu amüsieren. Das habe ich hier überhaupt noch nicht gesehen, diesen berliner Typus, der immer so tut, als ob. Denn wenn der Berliner abends ausgeht, so nimmt er doch schon draußen an der Korridortür die Allüren eines reichsunmittel- baren Geschlechts an und gibt auch meist viel mehr Geld aus, als sein Budget verträgt. Der Friseurlehrling betreibt das Amü- sement als Meister, der Meister als Parfümeriefabrikant, und wie sich der Fabrikant hat, wenn er mit Seiner ausgeht — nein, das gibt es hier nicht. Die Leute amüsieren sich alle innerhalb ihrer Klasse, wollen gar nicht mehr scheinen, als sie sind, und fühlen sich sehr wohl dabei.

Ja, alle Welt vergnügt sich. Die Karussels spielen, immer alle mit einem Mal, und mit der Banane in der Hand kommt man durch das ganze Land. Vor einer Bude hocken Dinger, die als Affen angestellt sind, na, wir wollen uns garnicht so groß tun . . . Und ich bin so vergnügt, daß ich mir vor lauter Freude beinahe einen Luftballon gekauft hätte . . . Schließlich kaufe ich aber etwas ganz Andres.

Da, in den Kuchenbuden, gibt es Pfefferkuchenschweine. Und ein Schild: „On les baptise à la minute“. Das ist so: man kauft ein Schwein — da liegen kleine, größere und dann ganz große, etwa so, wie ein Leser des ‚Junggesellen‘ — und hält den braunen Leib dem Verkäufer hin. Und dann sagt man einen geliebten Namen — und der Mann nimmt eine Papiertüte und quetscht, auf dem Kuchen schreibend, eine weiße Sache aus der Tüte, wie Pebeco, und dann stippt er das Schwein in einen Topf mit Mohnkrümeln, und dann steht nachher auf dem Rücken, wundervoll bunt: „Agathe“ oder „Siegfried“ oder „Celly“. „On les baptise à la minute“ — ? Und ich mir ein Schlwein kaufen und einen Namen sagen und eine Minute warten — das ist das Werk einer Sekunde.

Und nun stehe ich da, mit dem bunten Pfefferkuchen in der Hand, einem großen, fetten, feisten, und mitten auf der foire aux pains d’épice. Und auf dem Kuchen steht:

Friedrich Ebert.

So denke ich in der Ferne an meinen Präsidenten.

Russische Kunstberichte von Adolf Behne

II.

Die Museen

Spricht man von dem künstlerischen Leben im neuen Rußland, so muß man unterscheiden, was offiziell von den Behörden geleistet wird, und was von den Künstlern und Kunstfreunden aus eigner Initiative geleistet und dann von den Behörden oft sanktioniert und wohl auch durch staatliche Mittel unterstützt wird.

Die künstlerischen Leistungen der Behörden sind wenig erfreulich. Man ist erstaunt, daß ausnahmslos alle offiziellen Revolutionsmale der alten schlechten Konvention folgen. Der Mut, junge künstlerische Kräfte mit den Aufgaben zu betrauen, ist offenbar gering. Man brauchte an den Denkmälern der Revolution nur die Unterschriften zu verändern — und sie alle huldigten ebenso schlecht und recht der alten Dynastie, den zaristischen Generälen, den nationalistischen Schlachten: Genien, Engel, Victorien, pathetische Figurinen.

Aber nach diesen Dingen darf man das künstlerische Leben in Rußland nicht beurteilen, und auch die radikalen, aktiv gesonnenen russischen Künstler selbst lassen sich durch solche Atavismen nicht beirren. Sie kritisieren die Kunst der Regierenden, sie bekämpfen die offiziellen Protégés des „Kommissariats für Volksbildung", aber sie halten sich bei der Kritik nicht lange auf — sie handeln.

Auf vielen Gebieten begegnen wir einer kühnen, in das Große strebenden Aktivität . . . im Dienste der Museen, in der Restaurierung und Systematisierung der Ikone, in der Durchforschung und Wiederherstellung der Kirchen, in der Herausgabe von radikalen, den alten Kunstbegriff zerstörenden Broschüren und Zeitschriften (‚Lev'), im Plakat und nicht zuletzt im Theater. Und spricht man mit Denen, die hier in vorderster Linie arbeiten, so stellt sich der Vorgang fast immer gleich dar: die Arbeit entstand aus der eignen Initiative, aus der Freude, einer Sache in froher Selbstverantwortung zu dienen, und es gelang zumeist, diese Arbeit in die Funktionen des Staates einzufügen, auch Mittel vom Staate zu erhalten. Nun sind diese Mittel ohne Ausnahme recht gering. Der Staat muß äußerst sparen, wenn er, wie jetzt sein vornehmster Ehrgeiz ist, den Etat balanzieren will. Die Gehälter, zum Beispiel, der Museumsleiter sind bescheiden — verglichen zumal mit den Löhnen der Arbeiter — und doch! unvergeßlich ist die frohe Begeisterung, die freudige Hingabe, ja, der glühende Enthusiasmus, mit dem alle diese Menschen, wie Efroß, Troinitzky, Iwanow, an ihre Aufgaben, die bei begrenzten Mitteln wahrhaft riesengroß vor ihnen stehen, herangehen. Und immer wieder hörte ich das Urteil: „Man mag politisch stehen, wie man will: diese Regierung erst gibt uns die Möglichkeit, frei zu arbeiten, unsre künstlerisch-wissenschaftlichen Ideen zu verfolgen. Die alten Hemmungen sind gefallen." Die Regierung denkt nicht daran, auf künstlerische Fragen parteipolitische Antworten zu verlangen.

Es dürfte wahr sein, was mir ein leidenschaftlich erbitterter Anti-Bolschewist sagte: „Diese Arbeiten geschehen doch nicht der Regierung zuliebe!" Nein, sie geschehen aus Liebe zur Sache. Aber bei Allen, die in diesem Sinne arbeiten, fand ich die ganz unpolitisch gehaltene Dankbarkeit gegenüber einer neuen Ordnung, die solchen

selbstlos der Sache dienenden Kräften Raum gibt. Und ich glaube, die Wissenschaftler und Künstler sind mit eben diesem labilen Verhältnis zur Regierung innerlich ganz einverstanden. Sie hatten die Initiative — und sie behalten die Initiative. Ich hatte den Eindruck eines freien, wenig reglementierten und beneidenswert unbürokratisierten Arbeitens.

*

Die Museen sind in einem ganz erstaunlichen Aufschwung. Völlig neu eingerichtet sind die beiden Museen der ‚Linken Kunst', eines in Petersburg, eines in Moskau. Hier finden wir die russischen Künstler der Gegenwart lückenlos vertreten — vom Einsetzen des Expressionismus (Burljuk, Kandinsky) bis zum Suprematismus (Malewitsch) und Konstruktivismus (Tatlin, Rodzenko) —, in einer vom Maler Sterenberg durchaus unparteiisch vorgenommenen Auswahl. Dem Kronprinzen-Palais zum Studium empfohlen.

Neu als öffentliche Museen sind die beiden großen Privatgalerien Tschukin und Morosow. Mit ihnen besitzt Moskau eine Sammlung moderner Franzosen, die nirgends ihresgleichen haben dürfte, auch nicht in Frankreich. Cézanne, Matisse, Picasso, Henri Rousseau, Gauguin, van Gogh sind hier in ausgesucht guten Werken vertreten, und fast jeder Maler hat einen, zwei oder drei Säle — und behielt sie auch während der tiefsten Erbitterung der Russen gegen die französische Politik! Dem Kronprinzen-Palais . . .

Speziell der russischen Kunst gewidmet sind in Moskau die Tretjakoff-Galerie, eine Privatsammlung größten Umfangs, die schon vor dem Kriege in den Besitz der Stadt überging, und in Petersburg das Museum Alexanders III., das vom 18. Jahrhundert bis etwa zu Kandinsky und Malewitsch führt.

Neu als Museum sind in Petersburg die Säle des Winterpalais, die zur Erweiterung der Eremitage dienen sollen. Man ist beschäftigt, die einzelnen der Oeffentlichkeit noch nicht zugänglichen Säle zu künstlerischen Dokumenten ihrer Zeit einzurichten. Was an kunstgewerblichen Beständen und ältern französischen Bildern bereits zu sehen war, mußte zur größten Bewunderung hinreißen durch die unerhörte Qualität der sorgsam aus dem unerschöpflichen Besitz des Zaren und der Großfürsten ausgewählten Objekte und durch die meisterhaft geschmackvolle Art der Aufstellung, besonders der Porzellane. Der Direktor der Eremitage, Troinitzky, plant, nach Fertigstellung dieser Sammlungsräume einen Internationalen Kunsthistorischen Kongreß nach Petersburg einzuberufen . . . der hieraus sprechende Stolz auf das Geleistete ist durchaus berechtigt.

Aehnlich ist man in Moskau bei der Arbeit, die Räume des großen Palastes im Kreml (eines Baues aus der Mitte des 19. Jahrhunderts) in ein Riesenmuseum zu verwandeln. Fertig gestellt, doch noch nicht geöffnet ist die Abteilung der Stoffe und Gewänder, die großartige Kostbarkeiten enthält, und die Abteilung der Gold- und Silberschmiedearbeiten, die wahrhaft unvergleichlich ist. Auch hier sind der Geschmack und die Klarheit der Aufstellung vorbildlich. Es wird mit der größten wissenschaftlichen Strenge und Akkuratesse gearbeitet. Die wissenschaftliche Untersuchung der Schätze, die meist jetzt erst für die Oeffentlichkeit gewonnen sind, geht mit ihrer musealen Verwendung Hand in Hand. *(Schluß folgt)*

Der neunundneunzigjährige Bruckner von O. Loerke

Die Zeitungen melden: In ganz Deutschland und Oesterreich werden Vorbereitungen getroffen, um den 100. Geburtstag Anton Bruckners nach Gebühr zu begehen. Man mietet also gewiß Dirigenten, Orchester und Säle. Vielleicht wird man das ganze Lebenswerk Bruckners hören können, wenn man um den 4. September ein paar große Städte bereist. Die deutschen Völker wollen doch zweifellos einem ihrer Heroen danken und an seinem Geiste den ihren auferbauen? Sie werden gottlob plötzlich von einem Blitze erleuchtet sein, die Herzen werden ihm in Bereitschaft endlich entgegenschlagen. Die Presse wird es schon immer gewußt haben, wer der Held war, und sie wird nicht so trivial sein, es nochmals zu verraten, wie sie möglicherweise auch dem Mythos von den Mängeln der ersten und letzten Symphoniesätze Bruckners eine ehrwürdige steinerne oder eherne Monumentalität verleiht.

Wie vortrefflich, daß man das Jubeljahr abwartet! Wie gut, daß nicht schon heute für den neunundneunzigjährigen Bruckner ein Dankfest gefeiert wird! Seine Gefolgschaft ist klein, und vor den Augen der Kenner steht sie als ein Haufe von Dilettanten, Narren und Zeloten da. Die Zuhörer im vollen Festsaal würden heute, wie sie es schon gestern und ehegestern taten, begeistert klatschen, aber sie würden mit Bruckners heiligen Trompeten, Posaunen und Pauken den Ruhm ihrer Lüge und Heuchelei ins Universum trompeten, posaunen und pauken lassen. Sie nehmen seinen Klang als Reiz und Geschenk für ihre gewohnte Seelenwelt, aber sie schenken sich nicht seiner Welt. Form und Welt sind in den größten Musiken Einunddasselbe. Für die Dauer ihres Erlebnisses fordern sie den Erlebenden ausschließlich. Bei dem Erlebnis Bruckners jedoch gehört es zur unzerstörbaren Tradition, auf andre Komponisten zu schielen. Vergleicht man sonst Künstler mit einander, so geschieht es meist um einer Erkenntnis willen, vergleicht man ihn mit Vor- und Nachgeborenen, so geschieht es fast regelmäßig zu seiner Verkleinerung. Man vergleicht von vorn herein Ungleiches. Man sieht bei andern Künstlern auf ihre Welt und die Form, die sie annahm, bei ihm auf die Form allein, und da diese abweicht, so schließt man nicht auf eine andre Welt, die sie etwa ausdrücken möchte, sondern leugnet sie. Die altmeisterliche Symphonieform hat sich bei ihm erweitert, und nicht einmal „organisch". Wenn man ihn von den wiener Großen ableitet, was bleibt ihm anders übrig, als ein wiener Kleiner zu werden? Sein Wesen war nicht das ihre. Als lernender und sich beugender Laie mag er sich umso schmerzlicher nach ihrem Kosmos sehnen, als der neue eigne ihm jenen versagt, und er hat dann recht, zu bekennen, vor Beethoven fühle er sich klein wie ein Hunderl.

Wir wollen nicht für ein kleines Hunderl werben, sondern für den nunmehr immerhin 99 jährigen großen Anton Bruckner! Im Publikum, unter der Kritik, unter den nachschaffenden und schaffenden Musikern! Fachleute können eine verheerende Auto-

rität ausüben, weil ihr Handwerk sich dem Urteil der Ungelernten entzieht, und weil sie selbst gern den Nichtfachmann unbesehen als Dilettanten gelten lassen. Doch selbst der große heutige Musiker braucht von dem größern gestrigen nichts zu verstehen. Sakrosankt scheinen nur jene Genies um 1800 herum zu sein. Mit welcher Sicherheit dagegen äußert sich, beispielsweise, Tschaikowsky schon über Bach und die „wahrhaft klassische Quälerei“ seiner Kantaten oder sein „vergebliches Ringen mit den Kunstgriffen der damaligen Schule“ in der chromatischen Phantasie! Nun, Tschaikowsky ist Russe. Eugen d’Albert nicht; und er schrieb doch zum Wohltemperierten Klavier: „Bach kannte die unzähligen Stufen der Leidenschaft, des Schmerzes, der Liebe nicht und ahnte auch nicht die Möglichkeit, diese in der Musik zum Ausdruck zu bringen“.

Willkommen stellt sich der fremde Schutzherr Bach, er, die Urmusik selbst, zu Bruckner. Die privaten, die geistigen, die musikalischen Gestalten der beiden Männer sind nirgends vergleichbar, und der Versuch, ihren Größenunterschied abzuschätzen, würde nichts im Wesen aufklären. Aber in zwei Dingen ähneln sie einander: Beider irdisches Leben schreitet aus der sichtbaren in eine unsichtbare Welt fort, und Beide nehmen an einer Kirche die letzte, die gründlichste, die endgültige Reformation vor: die Verwandlung des konfessionellen Bekenntnisses in Musik. Um Bach wird es seit seiner Niederlassung in Leipzig immer stiller, er geht, wie der chinesische Maler in seine Landschaft, in sein Werk hinein und wandelt darin lebendigen Leibes weiter, über der Erde. Draußen verhüllt das schwarze Kantorengewand den Körper, der währenddessen drinnen im Unsichtbaren gewaltig das Kreuz trägt nach seinen physischen Gesetzen, der nach denselben Schwere- und Widerstandsgesetzen als Christus lang am Kreuze hängt und mit seiner Liebe zu Anna Magdalena zur Gottesmutter gelangt, dem schönleuchtenden Morgenstern, und der diese irdische Liebe in Terzen und Sexten durch den ganzen überirdischen Riesenkosmos quellen läßt. Bei Bruckner ist es ähnlich, auch etwa vom 40. Jahr an. In Linz und Wien läßt er von seinem Dasein kaum mehr als einen merkwürdigen Anekdotenkram zurück, alles Uebrige nimmt er in sechs oder sieben gültige Symphonien auf. Vielleicht rührt daher die jahrelange Arbeit an jeder von ihnen. Sie mußten langsam alle animalische Wärme, alles seelisch Offenbare und Unbewußte aufsaugen, um schicksalhaft unveränderlich dazustehen. Die Länge der Symphonien und die mechanische Mühe ihrer Zubereitung für ein sehr großes Orchester erklärt das Rätsel ihres Wachsens nicht allein. Seinen Schülern verrät er von dieserlei Wachstum nichts. Sie müssen umständlich lernen, was er in acht Jahren bei Sechter studiert hat, die altertümliche, schwere Wissenschaft, mit deren Beherrschung er sich von ihrem Diesseits loskauft, und die er im Reiche der Freiheit leicht und schnell über Bord wirft. Seine Studien schichten sich in seinem Hause an den Wänden hoch, aber er wirft sie von sich, sobald er in seine Musik aufbricht. Er läßt sich immerfort prüfen, wohl mehr als ein Dutzend Mal, wahrscheinlich auch, um Abschnitte

zu machen, zu erledigen, um Behelligungen der Vergangenheit loszuwerden und bürgerliche Forderungen der Zukunft durch Entgegenhalten eines Zeugnisses rasch abzuwehren und zu befriedigen. Er liest kein Buch, außer über Mexiko und den Nordpol, denn auch seine schwebend tönende Welt weiß keine Bücher zu lesen, aber ein Gleichnis aus entlegenen, abenteuerlichen Gegenden mag ihr wohl zuweilen frommen. Er kehrt einmal von der Straße in seine einsame Wohnung um und deckt eine frische Schöpfung mit andern Notenblättern zu: war die unsichtbare Welt ihm zu sichtbar? Dorthinein hatte auch er sein Körpergefühl gerettet, die Lagerungsempfindung der Organe zu einander, Hunger und Durst, die Lust oder Mühsal des Gehens, die Erregungen aller Sinne durch die Luft von außen, durch das Licht von innen, das Mysterium des Schwebens und Fliegens, welches der nicht mehr in leibliche und geistige Funktionen geteilte Mensch dort nicht nur in Traum und Vision, sondern in Wirklichkeit erfuhr.

Hier, im Ausdruck der eignen Wahrheit und Notwendigkeit, hat die künstlerische Reformation der Kirche schon begonnen, hier ist die Revolution schon vollendet. Bruckner war, wie Bach, in der bürgerlichen Sphäre ein gläubiges Mitglied seiner Religionsgemeinschaft. Ihren Glauben tönend zu gestalten oder doch ihm nie im Klange zu widersprechen, das war ihnen die Identität des musikalischen Lebens mit dem privaten. Das heißt: ihre Genialität befand sich bereits in der Welt, in der sie wirksam werden wollte. Sie brauchten nicht ihren Kosmos wieder und wieder zu entdecken, sondern nur ihr Dasein in ihm: dann war der Kosmos. So sind denn Bruckners Symphonien durch viele immer von neuem zurückkehrende Bildungen in manchem Betracht eine einzige Symphonie (ebenso wie Bachs Kantaten und Passionen und Instrumentalwerke). Die mythologische und metaphysische Weltansicht der christlichen Religionen sind für ein Tongenie, das sich ihnen ohne Vorbehalt rein hingeben kann, der ungeheuerste Stoff, der sich denken läßt, wie sie für das nur illustrierende, grammatisch oder gar theologisch dienende Talent die peinlichste und verderblichste Materie sind. Freilich, den Namen einer Gottperson oder eines Heiligen kann die Musik niemals sprechen; auch wenn sie sich der Menschenkehle und ihrer Wörter bedient, hat sie immer nur Töne und Tonverbindungen. Die Abstrakta: ewig, unendlich, allgütig, allweise, allwissend — sie sind ihr verschlossen, aber endlich ist sie, gütig, weise, wissend kann sie sein nach dem Maße ihres Schöpfers. Sie kennt jede Erregung und daher auch jedes Ereignis, das der Erregung zugrundeliegt, aber die Ereignisse reichen nicht kausal in die Vergangenheit und final in die Zukunft. Sie sind nur Gegenwart, ihre Entwicklung ist die jeden Moment gegenwärtige Erregung. Das Historische wird räumlich; ihm fehlen die moralischen Begriffe Schuld und Strafe. Grund und Folge liegen allein in den musikalischen Formgesetzen. Aus ihnen aber werden schwierige Begriffe wie Dreieinigkeit, Inkarnation, Auferstehung, Himmelfahrt, Höllenfahrt wesenhaft im Ohre faßbar. Was nun seiner Natur nach nur vom Ohre gestaltet werden

kann, läßt sich nicht in die Sprache eines andern Sinnes übersetzen — etwa in Worte zwingen und somit wieder dem Kausalgesetz der sichtbaren Welt unterwerfen. Wenn man das nicht vergißt, kann man unparadox sagen: Die unsichtbare Welt hat ihre physische, ihre politische, ihre geographische Verfassung, aber sie ist keinen andern Vorstellungen als Tonvorstellungen zugänglich.

Dieser Anspruch ist entsetzlich. Bruckners Zeitgenossen ahnten, daß er ihn stellte, und ergriffen die Flucht. Sie merkten deutlich: nicht die sogenannte Form war gefährlich, sondern der Inhalt. Sie ertrugen den Ernst und die Feierlichkeit nicht, den „Modergeruch", den „verwesungssüchtigen Kontrapunkt". Bruckners Phantasie erschien ihnen „unheilbar erkrankt und zerrüttet", sie verbreitete „unabsehbares Dunkel, bleierne Langeweile", kam aus „fieberhafter Ueberreizung". Die Zuhörer komponierten seine „Verlegenheitstremolos", schrien ihre „Verzweiflungsfanfaren", rauften sich in den „Angstpausen" innerlich die Haare über ihr Unvermögen, ließen sich in den „Rettungstonleitern" hastig auf die feste nüchterne Erde herunter, die sie um keinen Preis aufgeben mochten, und drängten sich in den „Notsequenzen" aus der Gefahr zu den Ausgängen zum bürgerlichen Leben. Das war ehrlich die Symphonie, die die Zuhörer geschrieben hatten. In ihrer „haltlos zerfallenden, musivischen Form" hatten sie auf vier, sechs oder acht Takte auch „geniale Einfälle". Eine solche Symphonie gehört dem Zuhörer, und er will immer das Eigentum. Beethoven gehört ihm durch Gewöhnung der Intelligenz und des Gefühls: Intelligenz und Gefühl sind ja sein Eigen. Der Dichter Léon Bloy sagt, jede Perle am Hals einer reichen Frau bedeute den Tod eines Perlenfischers. Das ist sehr streng. Ohne die Bedeutung ist der Schmuck, das Eigentum der Dame, mit der Bedeutung hört er auf, Eigentum zu sein.

Bruckner ist heute Eigentum geworden. Man regt sich nicht auf, man ist umgänglich, man klopft ihm die Schulter: Wie schön, guter Meister, die Scherzos und gar erst die Adagios! Nur die Ecksätze . . .

Neunundneunzig Jahre! Wenn es hundert sind — möchten dann seine Schultern recht vielen Händen unerreichbar hoch oder in Staub zerfallen scheinen!

Filme von Frank Aschau

Der Berg des Schicksals

Hannes Schneider — das ist ein gutes Wiedersehen. Wir sahen uns zuerst vor vielen Jahren in Sankt Anton am Arlberg, das heißt: ich ihn, und zwar schräg von unten emporblickend voll Bewunderung, denn dort war er der König der Skiläufer. Inzwischen hat er die Hauptrolle gespielt in dem schönen Schneeschuh-Film, den die gleiche Gesellschaft mit dem gleichen Regisseur hergestellt hat wie diesen Gebirgsfilm — und dann war er der Sieger im Skilauf bei den Olympischen Spielen im Jahre 1922. Ein braungebrannter, mittelgroßer tiroler Gebirgsmensch. Diesmal zeigt er sich als Kletterer, und die meisten andern Rollen dieses Films werden auch nicht von Schauspielern gespielt, sondern von bekannten, ja berühmten Sportsleuten.

Doch: da ist Erna Morena, die Frau des Gebirgshelden, und Frieda Richard, seine Mutter.

Thema ist: die Welt der Berge, der heroische Kampf um die Bezwingung der Berge, der Berg als Mittelpunkt von Schicksalen. Merkwürdig, wie lange es gedauert hat, bis man begriff, daß man mit vollkommen neuen Ausdrucksmitteln vollkommen andre Dinge erfassen kann als früher; denn keine Wortdichtung könnte je so eindringlich das Gleiche darstellen wie dieser Film. Das ist keine Illustration zu irgendeinem schwer zugänglichen Werk, kein Buch-Ersatz, nicht Dramen- oder Epen-Ersatz, sondern etwas Selbständiges, in sich Sinnvolles, Neuartiges und durchaus Gelungenes.

In jenem Schneeschuhfilm hat der Regisseur Arnold Fanck nur Bilder gezeigt, ohne sie durch eine Handlung zu gruppieren. In diesem Kletterfilm erdenkt er sich eine einfache Fabel: Geschichte einer Familie von Bergsteigern. Der Vater stürzt von dem Teufelsgipfel ab, zwei Männer, die es später versuchen, verunglücken beim Abstieg, der Sohn schwört der Mutter, sich wenigstens diesen Berg nur von unten anzusehen — aber eines Tages muß er doch hinauf, weil dort oben ein Mädchen herumklettert, das er liebt, er hört ihre Hilferufe; der Berg zieht diese Menschen immer wieder zu sich, und nun besiegen sie ihn, nach gefahrvollen und aufregenden Abenteuern.

Wie die Figuren in ihrer Umgebung stehen, das ist eines der Hauptprobleme der Filmregie. Zwischen dem Stil der Gebärden, dem Rhythmus der Handlung und den Dingen, Gegenständen und Landschaften ist eine Diskrepanz, die so einen Film zu einem uneinheitlichen, zufälligen Gebilde macht. Die Teile eines Bildes gehören dann so wenig zusammen wie die Aufeinanderfolge der Bilder. Der Regisseur zeigt eine märkische Landstraße nur deswegen, weil er grade keine andre zu seiner Verfügung hat, nicht deswegen, weil sich in ihr dasselbe ungewisse Etwas ausprägt wie in Haltung und Gebärde seines Spielers. Sie ist vielleicht für ihn nur ein notwendiges Uebel, er begreift gar nicht, daß er von ihr redet, wo sie ihm nur Folie und Hintergrund scheint. In diesem Bergfilm aber wächst Alles aus einer Einheit empor: es ist natürlich und wahrhaftig, daß diese Menschen diese Schicksale in dieser Umgebung erleben, und der Geist der Landschaft begegnet uns in vielfacher Gestalt: als menschliches Wesen, als Erlebnis, als Gipfel und Abgrund.

Wunderbare Bilder kühner Klettereien werden gezeigt, und der Regisseur versichert, daß es keine Trickaufnahmen sind. In andern Bildern erweist sich wieder ganz deutlich, daß ein Mensch, der etwas ist, sich im Film wirksam darstellen kann, auch wenn er kein Schauspieler ist. Man könnte aber auch sagen: sogar dann, wenn er ein Schauspieler ist.

Aus Allem weht hier eine reine, würzige, herrliche Luft. Auf diesem Weg kann man weiter gehen, ohne Erstickungsanfälle zu bekommen. Hier ist die Sache richtig angefaßt. Der Film ist ohne Einschränkung zu bewundern.

Französischer Film

Um es vorwegzunehmen: der Erbfeind schneidet diesmal nicht gut ab. Er erscheint mit einem Film eines seiner bekanntesten Regisseure. Abel Gance, der jetzt da drüben an dem monumentalen Napoleon-Film arbeitet, hat den Film, den man hier: ‚Rollende Räder,

rasendes Blut‘ nennt, vor kurzer Zeit geschaffen. Man muß ihn also als ein wenn nicht repräsentatives, so doch immerhin das Niveau und die Art der Franzosen kennzeichnendes Werk betrachten.

Auch Gance greift nach neuen Themen. Im ersten Teil seines Films, der ursprünglich sechsunddreißig Akte hatte, aber unterwegs zum Glück mehr als die Hälfte eingebüßt hat, ist die Hauptperson: die Eisenbahn. In Bildern eines Eisenbahnunglücks, rangierender Wagen und Lokomotiven, der abendlichen Einfahrt in eine Bahnhofshalle, der achtfach neben einander laufenden, im Licht der Bogenlampen schimmernden Schienen ist etwas von der Magie der Züge und des Verkehrs eingefangen. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein Lokomotivführer: wenn man sieht, wie er infolge der Unachtsamkeit eines Heizers von ausströmendem Dampf getroffen wird und das Augenlicht fast einbüßt, nicht ganz, und es nicht wahr haben will, und immer wieder in diese Welt von Maschinen und Signalen hineingerissen wird, die er nur noch wie in einem Nebel undeutlich erkennen kann, so spürt man etwas von dem Rhythmus dieser Zeit und von dem Anhauch einer Tragik, die immer auf irgendeine Weise durch das Dasein der Maschinen mitbestimmt ist, unsrer Tragik.

Aber dann werden immerfort dieselben Motive wiederholt. Der Schauspieler Severin Mars wird in unablässigem krampfhaften Bemühen gezeigt, die starren, vereisten Züge des Halbblinden darzustellen. Er wie alle Andern suchen mit einer Anstrengung, die oft gradezu entsetzlich ist, Theater zu spielen — aber es hilft nichts: ihre Mimik und ihre Gebärden sind durchsichtig, und was dahinter erscheint, hat keine Substanz. Wenn der Ski-Schneider den Kopf auf den Tisch senkt, trauernd, daß er den Berg nicht besiegt hat, so geht ein Strom wahren und starken Gefühls von ihm aus. Wenn diese Leute hier erst gleichgültig mit einander sprechen und sich dann rasch umwenden, sich in plötzlich ausbrechender Leidenschaft umarmen: so ist das Theaterfeuer, das kommt gar nicht auf den Film. Welche Strahlen auf die lichtempfindliche Schicht wirken und welche nicht, das hat man genau untersucht. Jetzt ist es Zeit, einmal festzustellen, was vom Menschen eigentlich durch das Medium des Films sich ausdrücken kann. Und da scheint mir: das Wesen und nicht die Attribute. Das Gewachsene und nicht das Gelernte.

Noch deutlicher wird die Existenz dieser vergeblichen Künstlichkeit im zweiten Teil des Films, der zum großen Teil im Hochgebirge spielt und manchmal ganz ähnliche Situationen bringt wie der Kletterfilm. Aber wie sehen die hier aus!! Die Aufnahmen sind in Savoyen gemacht; sie wirken aber oft, als ob Attrappen benutzt worden wären. Und zwischen den hohen Bergen krabbeln Schauspielerinnen herum, Geschöpfe, die zusammengesetzt sind aus Puder und Schminke, und verziehen ihr Mündchen und klappern mit den Augenlidern und geben sich große Mühe — aber das ist Alles vergeblich. Sie haben niemals einen Bergstock in der Hand gehabt, das ist in diesem Fall ihr Todesurteil. Im Film kann man nämlich keinen Bergsteiger darstellen, wenn man nicht auf die Berge klettern kann.

Die Deutschen haben das, in diesem Falle wenigstens, erkannt; und sind damit zurückgekehrt zu einer handwerklichen Sachlichkeit bei der Bearbeitung des Materials: Mensch, wie sie den Prinzipien des Werkbunds für die Bearbeitung andrer Materialien entspricht.

Mittagswende von Alfred Polgar

Diese tiefsinnig-schöne Dichtung von Paul Claudel übt auf den Hörer zwiefache Wirkung: eine erhebende und eine einschläfernde.

‚Mittagswende' bringt vier Gestalten in Beziehung, vier Menschen, dem Nebel enttaucht, auf der Höhe ihres Seins. Um jeden schwingt seine eigenste Atmosphäre, geladen mit ihren besondern Spannungen. Eine Frau und drei Männer. Die Frau hat eine amorphe Seele, schmachtend nach dem Geformt-Werden durch den Mann. Weib, Mutter, Geliebte, Dienerin, Herrin, ein Genie der Lust: all das und mehr ist sie, der Sonne gleich, in deren Weiß alle Farben beschlossen sind. Bei welchem Erlöser findet sie Erlösung, wer verhilft ihr zu ihrem eigentlichsten Ich und ihrer wahrhaftigen Bestimmung? Es sind drei Männer da, scharf geschiedene Herrentypen: Kraft und Wille, die das Leben besiegen; Geist, nach Harmonie strebend mit dem Gott, den er ahnt; und ein Durchschnittsmann, der der Frau den Frieden der Mediokrität verbürgt. Zwischen diesen drei Verführungen hat sie zu entscheiden. Die der Mittelmäßigkeit wird, als zu wenig erotisch gesalzen, am leichtesten überwunden. Mit sehr ruhiger Geste schiebt der Dichter den Durchschnittsmann fort in einen ganz billigen, unpathetischen Tod; und die Frau sinkt dem Geist in die leiblichen Arme. Dann geschieht es, daß dieser, der Geist, um seiner selbst willen, um sich nicht an die Liebe zu verlieren, das Weib von sich gehen heißt. Aus einem tief-richtigen Instinkt handelt er so, denn die Liebe, das ist die Gefangenschaft, und der Geist, der in glücklicher Liebe lebt, merkt eines schönen bösen Tages, daß er das Fliegen verlernt hat. Immerhin verrät er mit seinem Bedürfnis nach Urlaub vom Weibe eine Schwäche: so fällt jetzt die Frau dem lockenden Extrem anheim, wird Beute des starken Mannes, dem das Weib gar nichts anhaben kann. Im Finish kommt aber der Geist wieder auf. Ueber die Kraft, die das Leben besiegt, triumphiert er, der den Tod besiegt. Seine Beziehungen zum Ewigen geben den Ausschlag. Auf sie gestützt, zieht er das Irdisch-Weibliche zu sich und hinan.

*

In diesem durch Hölle, Erd' und Himmel gelegten Gedankenkreis bewegt sich die Rede der vier, prinzipiellen, Figuren mit höchster sprachlicher Emphase. Der feste Boden wird nur abstoßweise berührt. Es ist ein Schwingen und Schweben und feierliches Rauschen im Dialog, eine musica sacra des Gedankens, die den Hörer sanft zur Andacht herumkriegt. Auch wer ins Theater gekommen ist, um einem Schauspiel und nicht einem Gottesdienst beizuwohnen, wird von dem Ritus dieses Dienstes, von der Schönheit der liturgischen Sänge gefesselt. Zu bemerken wäre noch — ach, es wäre noch so viel zu bemerken —, daß die Personen bezaubernde Namen führen: Yse, Mesa, Amalric (Namen, die zur Poesie verpflichten und allein schon ihre Träger von gemeiner Wirklichkeit ablösen), und daß natürlich die Frau, um die das kosmisch ambitionierte Spiel sich dreht, als herrlich schön gedacht werden muß. Von dem unsterblichen Teil des

Weibes machen nämlich die Dichter nur dann ein Aufhebens, wenn der sterbliche Teil solches Aufhebens wert ist. Vor die Seele haben die Götter den Leib gesetzt. Und an schönen Formen entzünden sich die schönen Gedanken über das, was jenseits aller Form. Eine platte Nase im Antlitz der Frau Yse: und die ganze tiefe Erörterung über Geist und Liebe, Mann und Weib stöbe panisch auseinander.

Die erhebende Wirkung der ‚Mittagswende' ist zu verstehen. Die einschläfernde nicht minder. Alles Geschehen scheint hier in Wort verwandelt und das Wort preisgegeben den lyrischen Winden. Aller Klang und Geruch des Lebens wird sublimiert. Wenn Jemand im Stück sagt: „Schenke den Tee ein" oder: „Ich habe ihm die Schulter ausgerenkt", wirkt das in seiner Sachlichkeit erlösend. Man hört es förmlich, wie gierig die Zuschauer nach den paar festen Brocken in der fließenden Dichtung schnappen. Die Schluß-Spirale, in der sich Yse und Mesa über dem Schlachtfeld irdischen Geschehens hoch und höher schrauben, ist von schlechtweg unerträglicher Vielwindigkeit. Es hat ja grade dieser dritte Akt dramatische Spannung, aber sie rührt, laßt uns ehrlich sein, durchaus von dem wiederholten Hinweis auf die Höllenmaschine her, die unterm Fußboden ihrer erlösenden Sekunde entgegentickt.

*

Eine Dichtung wie ‚Mittagswende' wird sich auch dem besten Theater weigern. Aus dem Buch heben sich die Worte kraft ihrer eignen Flügel. Die Flügel, die ihnen der Sprecher auf der Szene gibt, sind künstliches, angeklebtes Federzeug, das nur wippt, nicht trägt. Dem gewissermaßen: absoluten Text solcher Dichtung bleibt der Darsteller, da er nicht durch ein Schicksal zu ihm kommt, sondern ihn fertig vom Himmel herab empfängt, peinlich un-verbunden. Wie Fettes auf dem Wasser schwimmen die ekstatischen Worte in Schauspielers Mund.

Herr Philipp Zeska spielt, im Akademie-Theater, den Dutzendmann, vielleicht ein wenig zu kalt und unlieb. Dieser Durchschnittstyp kann ja ein netter, guter, muß kein schnöder Mensch sein. Die Kraft repräsentiert Herr Heine. Mehr eine animalische, eine Ringkämpfer-Kraft als die eines Herrenmenschen, mehr eine Potenz der Lenden als des Willens. Aber vielleicht entspricht das so den Absichten des Dichters. Den geistigen Mann spricht mit nervöser Entschiedenheit Herr Aslan. Sein weiches Wesen hat sehr viel Plastizität, aber es hält die Form nicht. Herr Aslan hat was von einer streitbaren Taube. Das Flügellahme nach dem Kampf mit dem Habicht glückte besonders gut. Yse: Ida Roland. Keine Zauberei fehlte, nur der Zauber. Für das Helle und Faszinierende der Frau findet sie weniger Ausdrucksmittel als später für das Ohnmächtig-Fügsame, Schmerzzerpflückte. Dem Untergang, der der Aufstieg ist, gibt sie eine Fülle glühender abendlicher Farben. Eine Gebärde von besonderer Zartheit — ich weiß nicht, ob der Dichter, der Regisseur oder Frau Roland sie erfunden hat — haftet im Gedächtnis: wie sie, in die Phase selbstloser Liebe gelangt, ihr Weibchen-Sein gleichsam einsargend, traurig und sanft den Spiegel schließt.

Stimmen in der Nacht von Theobald Tiger

Einer liegt nach gutem Mahle
tief im Bett als Hosenmatz.
In dem Bauch die Bierkaltschale,
auf dem Nachttisch Rudolf Stratz.
Wohlig blüht das Fett, das weiche,
populär im ganzen Reiche . . .
Knackten Möbel — ?
Und er träumt von einem blassen
Grand-Ouvert mit lauter Assen . . .
Sprach da Einer — ?
In der Ecke zirpt es schwach.
Und man hört die Schränke knistern
und ein kleines Stimmchen flüstern :
„Fechenbach."

Leicht gestörte Augenblicke
in dem Traum des Schlafgefechts.
Tiefer atmend wälzt der Dicke
sich behaglich-schwer nach rechts.
Seine Hand will sich verstecken
unter Kissen, unter Decken . . .
Ging da Einer — ?
Träume, Schlaf und Ruhe schwinden.
Und er kann sie nicht mehr finden . . .
Klappten Türen — ?
Schläft er oder ist er wach — ?
Aus den Fenstern, aus den Wänden
immer klingt es allerenden:
„Fechenbach! Fechenbach!"

Aufgerichtet, unruhvollen
Auges lauscht er in die Zeit.
Stimmen, die dem Nichts entquollen,
rufen aus der Dunkelheit:
„Während du auf bunten Messen
redetest, saß er vergessen
in der Zelle!
Legtest ab den Papagei-Eid:
Einigkeit und Recht und Freiheit . . .
Und die Zelle — ?
Hör sein Weinen tausendfach!
Mensch, das Recht ist in Bedrängnis!
Gib ihn frei aus dem Gefängnis — !
Fechenbach!
Fechenbach!
Fechenbach!"

Aber er hatte immer, was das betraf,
eine gute Verdauung und guten Schlaf.

Geheimpolitik von Morus

Der heimliche Bürgerblock

Es war Zeit, daß wir ein neues Schlagwort bekamen. „Schutz der Rentenmark“ ist nun doch schon zu abgeklappert. Aber „Primat der Außenpolitik": das klingt wie neu, das hat schon Ranke gesagt, und das ist sogar beinahe richtig. Der Dawes-Plan über alles, über alles in der Welt. Erst den durchbringen — das Andre hernach. Gezahlt braucht ja erst vom zweiten, dritten Jahr an zu werden, und bis dahin können wir uns über alles einig oder uneinig werden. Erst einmal die Unterschrift, das heißt: die Gesetze zur Durchführung des Sachverständigenberichts.

Und bis dahin? Ein innenpolitisches Moratorium? Das wird sich nicht gut machen lassen, wenn man Herrn Luther nicht neue unbeschränkte Vollmachten geben will. Eine Reihe der notwendigsten innenpolitischen Aufgaben müssen schleunigst erledigt werden, unter anderm der Etat für das laufende Rechnungsjahr, dessen erstes Quartal bald vorüber ist. Auch die Anträge der Parteien zur Aufwertung, die Schlichtungs- und Arbeitszeitfrage, die Justiz-„Reform“, alle diese Dinge, die im letzten Winter mehr schlecht als recht auf diktatorischem Wege „geregelt“ worden sind, müssen nachgeprüft, abgeändert und, zum großen Teil, aufgehoben werden. Das Luther-Brauns-Emmingersche „Verordnungswerk“, zu dessen Schutz der alte Reichstag angeblich vorzeitig nach Hause geschickt werden mußte, bedarf dringend der Korrektur.

Aber haben wir nicht die Große Koalition, die das alles in Freundschaft und Frieden erledigen kann, von Stresemann bis Scheidemann, oder weiter noch: von Leicht bis Levi? Fast sieht es danach aus. Die Sozialdemokraten versichern, daß sie der Regierung Marx-Stresemann (oder Jarres-Geßler, je nach dem) ihr Vertrauen nicht versagt hätten, und auch die Bayrische Volkspartei scheint, nach ihrem Wahlsieg in Bayern über das Zentrum, die Streitaxt begraben zu haben. Das Kabinett Marx hätte also, wenn es den Mut dazu gehabt hätte, sich auch ein Vertrauensvotum vom Reichstag holen können. Aber es ist besser, daß man die Maskerade unterlassen hat. Denn dann würde noch eher die Meinung aufkommen, daß wir im Reiche zur Zeit eine Art heimlicher Großer Koalition hätten, während wir in Wirklichkeit doch nur einen verkappten Bürgerblock haben. Das vielberufene Zünglein an der Wage bilden nicht mehr, wie früher, die Demokraten, sondern die Bayrische Volkspartei und die sogenannte Wirtschaftspartei, die sich aus den andern reaktionär-partikularistischen Splitterfraktionen zusammengetan hat. Die natürliche Tendenz dieser beiden Gruppen — denen man kulanterweise das Justizministerium offenhält — geht nach rechts. Rechts von den Regierungsparteien aber warten die Deutschnationalen, gar nicht oppositionslustig, sondern nur machtlüstern, darauf, die hundert Sozis durch hundertundfünf Schwarzweißrote zu ersetzen. Und sobald innenpolitische Entscheidungen auf dem Spiel stehen, sobald, vor allem, es ans Portemonnaie geht, werden sie es tun. Herr Scholz braucht also nicht einmal weiterzubohren: die Deutsche Volkspartei wird auch ohne Intriguen ihr Ziel erreichen.

So unreinlich aber auch die Geburt des Kabinetts Marx vor sich ging — inter faeces et urinam nascimur, heißt es beim Heiligen Augustin —, eine Klarheit hat sie doch gebracht: wir wissen nun wenigstens authentisch, welche Politik die Oberste Heeresleitung wünscht. Als die Verhandlungen über den offenen Bürgerblock zum zweiten Mal gescheitert waren, begab sich General von Seeckt zu Herrn Hergt und Herrn Scholz und belehrte sie darüber, daß die beste Sicherung gegen einen Putsch der Rechtsverbände die Einbeziehung der Deutschnationalen in die Regierung sei. Und daraufhin nahm Herr Marx noch einmal die Verhandlungen mit den Deutschnationalen auf. Denn man kann sich in der Tat der Logik des Herrn von Seeckt nicht wohl entziehen: Putschisten kann man gar nicht besser den Wind aus den Segeln nehmen, als wenn man ihnen oder ihren engsten Gesinnungsfreunden — die meisten und wichtigsten Rechtsvereinigungen, die Vaterländischen Verbände des Herrn Geißler, der Alldeutsche Verband des Herrn Claß, die O.C. des Herrn Ehrhardt sind nicht deutschvölkisch, sondern deutschnational — die Regierung übergibt. Mit diesem ehrlichen, echt soldatischen Bekenntnis des Herrn von Seeckt fallen alle jene böswilligen Ausstreuungen und Verdächtigungen in sich zusammen, daß unsre Reichswehr etwa völkisch wäre. Unsre Reichswehr ist hie gut Bürgerblock allewege.

Nur ganz beiläufig sei bemerkt, daß keiner der Parteiführer den General von Seeckt darauf aufmerksam gemacht hat, was für einen Quark die Regierungsbildung ihn angehe, und daß kein Reichspräsident dem Chef der Heeresleitung wegen seines verfassungswidrigen Verhaltens — Soldaten haben kein Wahlrecht, damit sie sich nicht in die Politik einmischen — einen blauen Brief geschickt hat. Dafür wird aber Herr Geßler, der Unsterbliche, bei der nächsten Gelegenheit wieder versichern, daß die Reichswehr vom Scheitel bis zur Sohle und vom Monokel bis zu den Fußlappen endgültig und unwiderruflich entpolitisiert sei.

Die Finanzierung der Micum-Verträge

Die Schwerindustrie hat auch diesmal sich nicht versagen können, vor der Verlängerung des Micum-Vertrages ein kleines Theater aufzuführen. Ein paar Tage, bevor sie zu den Verhandlungen nach Düsseldorf gingen, ließen sie durch Hugenbergs Telegraphen-Union verkünden, daß es ganz unmöglich sei, die Barzahlungen und Sachlieferungen an die Besatzungsbehörden über den 15. Juni hinaus fortzusetzen. Und auch die Verhandlungen selbst wurden mit der üblichen „Aufmachung“ geführt. Erst einmal absolute Weigerung, Auseinandergehen ohne Ergebnis. Vertagung. Reise nach Berlin. Wichtige Beratung mit der Reichsregierung. Heftiges Zureden. Abermals Verhandlung. Und dann war es plötzlich wieder möglich, genau so wie im Dezember und April: Verlängerung bis zum 30. Juni, ohne irgendwelche Ermäßigungen der Bar- und Sachleistungen. Nur die Zusage, daß das nächste Abkommen rückwirkende Kraft vom 16. Juni ab haben sollte.

Die Angst der Franzosen, die Ruhrindustriellen könnten diesmal auf ihrem Nein verharren, wäre wahrscheinlich auch dann gering gewesen, wenn nicht bereits acht Tage vorher Stresemann im Reichstag angedeutet hätte, daß eine Verlängerung der Verträge möglich wäre, allerdings „nur für eine sehr kurze Frist“.

Die Verbindung zwischen Herrn Stresemann und der Schwerindustrie hat diesmal überhaupt erstaunlich schlecht geklappt, und es wird notwendig sein, daß die Herren Vögler und Klönne auch nach ihrem Austritt aus der Deutschen Volkspartei den Reichsaußenminister besser informieren. Denn Simulation in Ehren — aber es geht nicht an, daß Doktor Stresemann öffentlich erklärt, die Reichsregierung sei selbstverständlich nicht in der Lage, aus ihren Mitteln etwas für die Verlängerung der Micum-Verträge zu tun; und daß am selben Tag eine schwerindustrielle Essener Korrespondenz offiziös meldet, die Kredite der Ruhrindustrie zur Durchführung der Micum-Verträge stammten ausschließlich aus dem Inland und zum großen Teil aus den laufenden Einnahmen der Reichspost. Nun ist die Post ja formal ein „autonomes" Institut, das mit dem Reichsetat nichts mehr zu tun hat. Aber formale Wahrheiten, die de facto Unwahrheiten enthalten, eignen sich nicht sonderlich zu Reichstagsreden eines Reichsaußenministers.

Das Merkwürdigste bei dieser Angelegenheit ist der plötzliche Kurswechsel der Schwerindustrie. Denn bisher war es die Taktik des Bergbaulichen Vereins, der Fachgruppe Bergbau vom Reichsverband und der andern Instanzen, den Eindruck zu erwecken, als nehme die Industrie der besetzten Gebiete jetzt in größtem Umfange ausländische Kredite auf und als sei die größte Gefahr der Micum-Verträge die Ueberfremdung durch die ausländischen Geldgeber. Wie hoch diese Kredite waren, ist nie gesagt worden, sondern man hat immer nur Berechnungen darüber angestellt, wie hoch die Kredite die einzelne Tonne Kohle belasten — zuletzt waren es angeblich über fünf Mark. Bei den jetzigen anormalen Zinssätzen kann man daraus keinen Schluß auf die Höhe der Kredite ziehen. Von besonders guten Kennern der Lage im Ruhrgebiet werden die Kredite, die seit der Einstellung des passiven Widerstandes aufgenommen worden sind, auf ¾ Milliarde Goldmark geschätzt. Das ergäbe, selbst bei einem Zinssatz von 20 Prozent und einer Jahresförderung von rund 100 Millionen Tonnen, immer erst 1,50 Mark pro Tonne. Aber vielleicht haben die Ruhrrechenkünstler im Geiste die Obligationen aufgewertet, die sie in Wirklichkeit entweder in Havenstein-Rubeln zurückgezahlt haben oder heute in Papiermark verzinsen.

Nun, solche Rechenfehler kommen vor. Man soll auch das Gejammer über die Micum-Lasten den Ruhrindustriellen nicht verargen — selbst, wenn die Hauptlast die Arbeiter zu tragen haben —, ebensowenig wie man den Reichsstellen einen Vorwurf daraus machen kann, daß sie die Ruhrindustrie bei der Erfüllung der Micum-Verträge unterstützen. Die Regierung hat sogar die Pflicht, diese ausgesprochenen Reparationsleistungen auf das ganze Reich zu verteilen. Nur sollte sie es nicht heimlich tun. Die Verwendung von Postgeldern für die Finanzierung der Micum-Verträge ist noch immer zweckmäßiger, als wenn die Post ihre laufenden Ueberschüsse aus purer Dankbarkeit Herrn Jacob Michael zur Verfügung stellt. Aber man sollte endlich aufhören, die Finanzierung quasi aus Reptilienfonds vorzunehmen. Solche dunkeln Finanzgeschäfte sind dem Reich noch immer teuer zu stehen gekommen. Deshalb sollte der Reichstag rechtzeitig hineinleuchten.

Bemerkungen

Am deutschen Wesen . . .

Niemals kann die Welt am deutschen Wesen genesen. Wenn eine Weltgenesung überhaupt möglich wäre, entspränge ihre Quelle in einem ganz andern Land. Denn tiefster und wertvollster Ausdruck deutschen Geistes ist das analysierend Faustische, dem aber infolge seines Zusatzes von Grübelei der letzte Erfolg stets verwehrt ist. Es hat nur zwei Ausnahmen gegeben, beides Genies von außergewöhnlichen Maßen: Mozart, der in der Synthese mit Italien, und Goethe, der in der Synthese mit der Antike absolute Vollendung fand. Beide sind deshalb nicht typisch deutsch; sie werden naturgemäß von den Deutschen größtenteils mißverstanden oder wegen ihres „unvaterländischen“ Benehmens getadelt. Den wahrhaft deutschen, ringenden und suchenden Genius stellt Dürer dar; er scheiterte am Versuch grade der Synthese, aus der Mozart seine höchste Kraft zog. Auch Beethoven kommt nicht zur letzten Befreiung, etwa im letzten Satz der Neunten oder in den letzten Quartetten, trotz abgründigster Grübelei und einigen Stellen erhabensten Schwebens im All: ein paar Takte aus der ‚Zauberflöte‘ zeigen die einfachste Reinheit fleckenloser Befreiung von aller Erdenschwere; kein peinlicher Rest ist geblieben. Die Unbeschwingtheit und graue Endlosigkeit Wagners — die dem Einzelnen sehr viel zu geben imstande sein kann — leidet an eben dem vergrübelten Bohren und Quälen zu stark, als daß sie Heilmittel der Welt werden könnte. Die große Anzahl geringerer Meister bringen keinen Zug, der auf Erlösung hinwiese; und grade sie sind der Ausdruck deutschen Wesens, wie es wenigstens in der Masse gelebt haben muß, ehe einige unglückliche gewonnene Kriege, die glorreiche Wilhelminische Zeit und die grausige Entwicklung der Technik die Geister fast so weit ausgehöhlt haben, daß nur noch einige „Bananen“ darin geblieben sind.

Wo liegt nun die einzige Möglichkeit einer Welterlösung? Im hellenischen Geist. Als er zu den Zeiten des Perikles blühte, wurde er durch die politische Torheit stark beeinträchtigt; die Politik ist tot und gleichgültig, aber der Geist der Griechen lebt, wenn auch noch so viel wollsockentragende Schulmeister und Technikaster ihre Fußsäcke dagegen stemmen. Ein Volk, dessen geistiges Niveau sich auf der Höhe der von Steinmetzen handwerklich gearbeiteten Grabmonumente (jetzt zum großen Teil im National-Museum von Athen) befindet, ein Volk, aus dessen Mitte darum nicht allein die Ilias, sondern auch das Parthenon und die Tanagra-Figuren entstehen konnten: solch ein Volk scheint mir

zum praeceptor mundi eher geeignet als eines, dessen wahrster Ausdruck eben doch die Siegesallee — in der Ludendorffs Eidolon geplant sein soll — und der Berliner Dom ist. Das walte Gott.

Anton Mayer

Das Attentat auf Seipel

Von allen Seiten wird geflissentlich versichert, daß den absurden Gedanken eines Attentats auf Seipel nur das Gehirn eines kranken Menschen habe fassen können. Denn der Bundeskanzler habe keine Feinde in Oesterreich, nur Gegner.

Die Parteigänger des Bundeskanzlers glauben das wirklich. Ihre Verehrung für den Politiker Seipel schließt die Ehrfurcht vor dem Priester und Menschen mit ein; der Irrtum ist somit erklärlich. Die Opposition aber hätte die Angst, daß man sie für das Attentat verantwortlich machen werde, nicht abhalten dürfen, zu sagen, was richtig ist: Dieses Attentat ist der Gegenstoß auf den Druck, die unvermeidliche Folge der seit zwei Jahren auf Oesterreich lastenden, durch die Sanierung (oder richtiger: durch ihre rigorose Durchführung) hervorgerufenen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Depression. Und so ist es nicht ohne historische Bedeutung.

Seipel hatte den Bogen zu straff gespannt. Im Zuge der Sanierung, die gleich am Anfang Zehntausende Bundesangestellte aufs Pflaster warf und Zehntausende andre Existenzen sonstwie zerstörte, wurde der Not immer mehr. Arbeitslosigkeit, niedere Löhne, Steuern, Zölle. Ueberall in den untern Schichten grenzenlose Verzweiflung. Von dem Zauber einiger nichtiger Papierfetzen, großartig Protokolle genannt, wird seit zwei Jahren jedes menschliche Argument besiegt. Seit Monaten wütet in Oesterreich eine Selbstmordepidemie, wie noch nie eine da war. Das ist ein Zeichen von größter Eindringlichkeit.

Seipel hat nichts gesehen. Er ging den unmenschlich-korrekten Weg, der durch die Genfer Protokolle vorgezeichnet ist, weiter und weiter. Er schaute nicht nach rechts noch nach links und kannte nur einen Ehrgeiz: in Genf belobt zu werden.

Vielleicht wird er, wenn seine Arbeitsfähigkeit wiederhergestellt ist, etwas weniger gefühllos regieren. Der ohne politischen Auftrag von einem simpeln Arbeiter verübte Anschlag war jedenfalls so etwas wie ein letzter Verzweiflungsakt des gequälten oesterreichischen Volkes. Wenn es sich auch jetzt nicht mit der Tat identifizieren will. Und wenns auch heißt, der Täter sei nicht normal.

Leo Schmidt

Du!

Eine Zeitlang sagte die junge deutsche Literatur: Du. Zu den Dienstmädchen, zu den Zuaven, zu den Antilopen an der Tränke — zu toten Dingen selbst: Werfel war Ehrenvorsitzender des Verbandes geplatzter Lokomotivkessel, und der ganze Kosmos hatte zu den Verlegern die schönsten Beziehungen.

Du! Wer sagt noch: Du? Liebende sagen, einander: Du — und Nicht-Liebende wie Familienmitglieder —, das patriarchalische Du aber, das des Meisters zum Arbeiter, ist fast geschwunden. An Stelle der Seele (mit Aus-

beutung) ist die Sozialversicherung (mit Ausbeutung) getreten. Der Fabrikant siezt den Arbeiter und sagt zu ihm: „Ich setze Ihnen den Lohn herunter!“ Und das ist auch ein Fortschritt.

Es gibt aber eine Situation, wo die Stützen der Gesellschaft auch den schlichtesten Arbeiter mit dem leutseligen Du beehren: das ist die Verhaftung. Wenn die Polizei oder gar die andre bewaffnete Macht Einen am Genick hat, dann duzt sie ihn. Und wie!

Von „Gehen Sie auseinander!“ bis: „Dir Schwein soll ich woll mit dem Kolben in die Fresse schlagen!“ ist nur ein Schritt. Jenes ertönt allerdings in der Oeffentlichkeit, dieses in der trauten Wache oder — noch schlimmer — in der Kasernenstube. Alle Berichte heben das hervor: der viel zu wenig ge kannte aus dem Jahre 1848, wo die Garde an der Spree ihre Opfer die lange Charlottenburger Chaussee hinaufprügelte, bis zu den entsetzlichen Aussagen in Gumbels Büchern. Vor Gericht gehört dergleichen „nicht zur Sache“. Im Gegensatz zu unsern Richtern, die leider zur Sache gehören.

Uebrigens ist das international. Als im französischen Commune-Aufstand Millière erschossen wurde, riefen ihm die Offiziere des weißen Schreckens nach: „Na los! Halt mal ’ne Rede!“ Bei wesentlichen Dingen soll man sich Du sagen.

Aber trotzdem möchte ich mich von den Herren Ebert oder Ludendorff nicht duzen lassen — sie pflegen uns mit „Ihr“ anzureden, worum sie Niemand gebeten hat —, und es wäre nur zu wünschen, daß eine gewandelte Nation zu dem nächsten Minister, der eine Wehrpflicht beantragte, spräche: Gehaben Sie sich wohl!

Ignaz Wrobel

Liebe Weltbühne!

In Nummer 23 erzählst Du von einem Redakteur, der aus geistiger Not „auf allgemeines Verlangen“ seinen Leitartikel zweimal hintereinander erscheinen ließ. Das ist noch gar nichts.

Es lebte einmal, so um die Jahrhundertwende, in einer süddeutschen Residenzstadt ein Redakteur, der dort sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert hatte und munter weiteramtierte. Und dieses Vorbild für den deutschen Journalismus gab einem sehr jungen Kollegen den folgenden Rat:

„Nor net zu viel selwer schreiwe! Ich hab in mein’m ganze Lewe nor drei Leitartikel geschriwwe. Een zu Ostern, een zu Pfingste und een zu Weihnachte. Und die haww ich jed Johr widder veröffentlicht. Wer sie gelese gehabt hat, der hott se vergesse, und wer se net gelese hott, für den war’n sie gewiß neu.“

Antworten

Ludwig Jung und Max Brück. Zu Johannes Fischarts ‚Freiherrn Curt von Lersner', der in Nummer 22 erschienen ist, teilen Sie, Herr Ludwig Jung, freundlichst mit, daß die Geburtsstätte des Helden: das Fideikommißgut Niedererlenbach nicht in Oberschlesien, sondern in Oberhessen liegt. Und Sie, Herr Max Brück, stellen fest, daß der Held bei den Reichstagswahlen keineswegs „draußen geblieben", sondern laut Reichsanzeiger vom 16. Mai auf Reichswahlliste (Landliste) gewählt worden ist. Dieses Kapitel neustdeutscher Politik wäre zu überschreiben: Die hineingelegten Landbündler oder die Kunst, mit 33 704 Stimmen 2 Reichstagsmandate zu erringen. D. R. P. Maretzner-Lersky.

Deutscher Sozialdemokrat. Rührend ist das, einen Aufsatz mit diesem Titel zu lesen: ‚Wie kann und wird der Sozialismus zur Verwirklichung gelangen? (Fortsetzung).' Fortsetzung? Schluß!

Gerechtigkeitssucher. Es gibt eine Strafkammer in Potsdam, die hat einen Fideikommißbesitzer abzuurteilen gehabt. Der Mensch hatte zwei Arbeiter beim Felddiebstahl ertappt und mit der Waffe gezwungen, sich in einer Winternacht um drei Uhr morgens bis aufs Hemd auszuziehen und so stundenlang mit ihm zu marschieren. Erfrorene Füße und schwere Gesundheitsschädigung bei den Arbeitern. Bei dem Fideikommißbesitzer: 100 Mark Geldstrafe („Richter, zahlen!"). Und bei den Richtern: die uneingeschränkte Achtung des Volkes.

Internationale Arbeiter-Hilfe. Deine Heidelberger Ortsgruppe wollte die ‚Räuber' aufführen. Der Ertrag sollte einem Fonds für ein Kinderheim und einem Fonds für Künstlerhilfe zugute kommen. Für dieses Hilfswerk im Geist internationaler Solidarität hatten sich Künstler und andre Kräfte bereit gefunden. Das badische Bezirksbauamt hatte den Schloßhof kostenlos zur Verfügung gestellt. Nachdem der Theaterdirektor Bedenken geäußert hatte, die er mit der Möglichkeit einer Konkurrenz für das Theater begründete, wurde die Vorstellung vom Stadtrat aus „politischen Gründen" verboten. Geschehen in Heidelberg 130 Jahre nach dem Tage, wo in Mannheim trotz der Herrschaft der Duodezfürsten Schiller aufgeführt werden konnte.

Darmstädter. So spricht dein Tagblatt, das den hundertjährigen Ludwig Büchner, den Mann von Kraft und Stoff, den Liebling aller Spießer, selbstverständlich feiert: „Die Dichtungen des ältesten, schon in seinem 23. Lebensjahre verstorbenen Bruders Georg, die Romane der Schwester Luise sind ebenso wie die meist in französischer Sprache geschriebenen Werke des jüngsten Bruders Alexander, der Literatur-

professor in Caën war, längst vom Büchermarkt verschwunden und haben heute kaum noch mehr als literarisches Interesse." Ein Genie wird nur in seiner eignen Vaterstadt, sonst nirgendwo, den schwachbegabten Sippen gleichgestellt. Gemeint ist überdies nicht literarisches: gemeint ist literarhistorisches Interesse. Denn wenn die Werke eines Dichters noch ein Saekulum nach der Entstehung literarisches Interesse haben, so ist ja eigentlich schon die kleinere Unsterblichkeit erreicht. Dein Tagblatt kann sich weder literarischen noch literarhistorischen Interesses rühmen. Aber wenigstens dient es genau so gut wie jede Zeitung den Zwecken und Bedürfnissen der Landwirtschaft.

Rassenfanatiker. Du willst jedes Juden Judentum sofort und unwiderleglich mit Augen, Ohren und Nase feststellen? Dann bewirb dich um die Theaterkritik der Deutschen Tageszeitung, da der instinktunsichere Inhaber dieses Postens ja wohl wird entlassen werden müssen. Er schreibt nämlich: „An naturgegebenen Klippen scheiterte Hermann Vallentin; das war vielfach nicht der alte Salomon, sondern ein gemütstiefer, seelisch zerrissener, weicher Mensch — aber bestimmt kein Jude." Wenn der Ur- und Erzjude Hermann Vallentin jemals an Hermann den Cherusker geraten sollte, so bliebe ihm gar nichts andres übrig, als ihn mit Haarspitzen, Händen, Füßen, Wimpern und Lippen zu mauscheln. Da ist die Wahrscheinlichkeit mächtig groß, daß er den Schwiegervater Salomon gegen seine und Dichters Absicht in einen Christen verwandelt hat.

Th. G. Sie berichten mir von einem bureaukratischen Turnier, das Sie — als Deutsch-Oesterreicher — mit den deutschen Behörden wegen eines Naturalisationsgesuchs auspauken. Da haben Sie amüsante Bestimmungen kennen gelernt: für die Zeit, die ein Fremder in Deutschland wohnen muß, bis er auf Antrag naturalisiert wird, zählen Kriegsjahre doppelt. Nur bei Juden nicht. Ja, lieber Herr, man drängt sich eben nicht auf. Lassen Sie doch die Leute unter sich. Wie man hinauswill, kann ich verstehen. Aber herein?

Sammlung für Erich Mühsam

Bisher haben beigetragen: Mark 30 Arthur Eloesser, Geschäftsführender Direktor des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller, 10 Stammtischrunde Mamsch, 4 Frau M. G., 100 Kc. Richard Bäumel. Von Lesern, die nicht genannt sein wollen, sind eingegangen: Mark 10, 20, 10, 50, 2, 10, 5, 25.50, 10, 10, 1.50, 25, 4, 10, 5, 20, 6, 10. Insgesamt 278 Mark und 100 Kc. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Přikopy 6.

Die unmündigen Wähler von Alfons Steiniger

I.

In jenem drängenden, erschütternden Buch, das Walther Rathenau vor sechs Sommern schrieb, stellte er der deutschen Jugend diese Frage: „Kannst du noch einmal den deutschen Geist zur Einheit der Ueberzeugung, zur Treue der Weltanschauung aufrufen? . . . Es sei eine vielspältige Kraft, doch darin einig, daß sie das Geistige über das Irdische stellt. Darin mag sie vielspältig, mag sie vom Glauben aller Welt verschieden sein, denn zwischen echten Anschauungen gibt es zwar keinen Frieden, doch keinen tötenden Haß und jederzeit die wölbende Synthese." Grauenvolle Brutalität des Schicksals für Jeden, den Natur und Wille zur Jugend weisen, hier antworten zu müssen: Nein — diese deutsche Jugend hat die Aufrechten und Geistigen, die Kraftvollen und Innerlichen nicht gefunden, nicht gesammelt, sie verzehrt ihre Liebe in der Anbetung des Namens: delegiert Enkel einstiger Schicksalsschöpfer, statt sich Träger eigner Zukunft zu erwählen, und wendet ihren Sinn zu den kleinen Propheten des lauten Worts und der raschen Phrase.

Was hier steht, ist nicht gedacht und geschrieben als Gelegenheitsmeinung: abschätzig-parteiisches Urteil, die Menschen gegnerischer Ueberzeugung ins Lächerliche zu rücken; es ist hergesetzt als der zwingende Ausspruch des Geistes, der in dem schmerzenvollen Kampf des eignen Herzens mit den Gewalten des Willens sein unbarmherziges Urteil spricht. Es zerbricht mit diesem Nein so viel im Innersten: jahrelange Fehde für die Glut der Herzen und die Reinheit der Geister fällt als sinnlos zu Boden; der Staub der Enttäuschung hemmt den raschen Atem, der die Pulse trieb in den Stunden der Gemeinschaft mit den jungen Menschen der Verheißung, der Leidenskraft dunkelheiliger Unvollkommenheit, göttlicher Sicherheit. In die untersten Tiefen versinkt die Hoffnung von der überwältigenden Freiheitskraft, der mitreißenden Liebesgewalt junger deutscher Menschen, die nicht mehr in der täuschenden Sonne wertloser Glückseligkeit, sondern in dem Flammen und Brennen des Krieges, in dem Orkan der Wandlung: der Not und der Nacht gewachsen, gewesen und geworden sind. Die Verzweiflung des Herzens will den Verstand, die Einsicht in die Dinge der täglichen Wirklichkeit zurücktreiben zu dem Glauben an politische Offenbarung, ungeahnte Erleuchtung der seit Jahren Geblendeten. Aber es hilft nicht. Die Wahrheit entscheidet. Die deutsche Jugend hat versagt. Ich verzichte auf die Schuldbeweise der letzten Wahlstatistik: ich würde es gelten lassen, wenn die deutsche Jugend nachliefe sinnlosester Neuerung, auszöge, irgendeinen künftigen Gedanken in traumhafte Paradiese zu tragen. Ich verlange nicht: die Reife, das Abwägen, das kluge Handeln, die ernsthafte Erforschung der Welt und des Willens; aber ich fordere statt der Stumpfheit: Glauben und Achtung für den Geist und statt der trunkenen Blutphilosophie: Liebe und Willigkeit für das Geschaffene, Vertrauen und Schauen zukünftigen Weges, Mitdenken

und Mitfühlen menschlicher Not: nächster und fernster. „Die wölbende Synthese“ fehlt dieser Jugend, die zu Mord und Hetze, zur wilden, ungezähmten Rache, zu bösartiger Herausforderung bereit ist. Mag sein (und der Glaube hört ja nicht auf zu wirken), daß fünf, zehn Jahre später ein andrer Sinn, andres Sehnen in der Jugend dieses Reiches ist; jetzt aber sind diese Zwanzigjährigen unmündig — nicht nur im Verstande jenes bürgerlichen Gesetzes, sondern im Sinne jeder höhern Norm, die die zu leicht befundenen Geschöpfe unerbittlich zur Seite stößt. Die deutsche Jugend, unmündig zum Urteil des Geistes und des Herzens, hat kein Recht: hineinzuschwätzen, zu stammeln, zu schreien in die Geschichte der Völker.

II.

Diese Betrachtungen sind nicht liegen geblieben aus der Zeit vor dem vierten Mai; sie wurden niedergeschrieben in dem Augenblick, da aus dem Kreißen der Berge das alte Kabinett Marx geboren war. Die Wirtschaftspartei, deren Volksvertreter die Politik erst probieren müssen, hat zunächst mit der radikalen Opposition gestimmt und dann in schneller Einsicht den Zangenmeister des neuen Geschöpfes gespielt. Man kann nicht sagen, daß ein so gestützter Bau für Zeit und Ewigkeit gerüstet ist. Aber in Deutschland ist nicht erlaubt: vorzusorgen. Ueber grundsätzliche Aenderungen unterhält man sich hier erst, wenn sie für dieses Mal technisch leider unmöglich sind. Wer heute die Möglichkeit sehr schneller Neuwahlen bespricht und danach seine Gedanken richtet, dürfte vielleicht als Verräter gelten. Trotzdem ist würdiger, die parlamentarischen „Belange“ zu verletzen als die Notwendigkeiten des deutschen Fortschritts. Dabei wünsche ich selber nicht den Sturz des gegenwärtigen Kabinetts, solange sich nicht sagen läßt, ob in Paris Demokratie oder Opportunismus an die Herrschaft gekommen ist. Man denke an den Satz, daß ein Demokrat, der Minister wird, deswegen noch kein demokratischer Minister zu sein braucht; man sehe daher mit kritischer Achtsamkeit nach Paris, aber ohne Vorurteil. Wenn tatsächlich Herriot, der humanitäre Politiker der Opposition, auch als Ministerpräsident nicht vergißt, daß der Fortschritt des Menschlichen meistens nicht in Generalsuniform durch die Welt geht, wenn Ramsay MacDonald weniger nach Gelehrtenart als mit heißer Leidenschaft seine demokratische Pflicht täte, hätte es allerdings einen Sinn, gegen den Willen des klugen deutschen Wählers im Sinne der klügern Weltgeschichte zu arbeiten. Ein Regierungssturz hat für Feiglinge viel Verführerisches; mit Pflichtgefühl und Tapferkeit hat er in Deutschland nichts zu tun, wo auch die erfolgreiche Opposition zu Kampf und Arbeit nicht genötigt ist. Trotzdem weist jeder Techniker des Parlamentarismus mit Leichtigkeit nach, um wieviel wahrscheinlicher ein schneller Sturz der Regierung ist als ein langes Verweilen. Man sollte deshalb rechtzeitig dafür sorgen, daß die nächsten Wahlen nicht dümmer ausfallen, als bei der Fülle und Ausschließlichkeit unsrer Parteien, bei der Gehässigkeit ihrer Propaganda und bei dem kurzen Gedächtnis der Menschen unvermeidlich ist. Ernsthaften und erfahrenen Frauen bleibe überlassen, Sinn und Fug

des jetzigen (aktiven) Frauenwahlrechts zu prüfen. Mir muß genügen, die Stimmen Derer zu vermehren, die das Wahlalter zumindest um fünf Jahre heraufsetzen wollen: man sollte die entgegengesetzte Verfassungsbestimmung vielleicht nicht aufheben, sondern nur suspendieren, denn die Hoffnung bleibt, daß nach der Generation der Hitlerknaben und der kommunistischen Hundertschaftler ein Geschlecht ernsterer deutscher Männlichkeit heraufkommt, dem der Eintritt in die Staatsgemeinde nicht verweigert werden könnte.

III.

Eine andre Frage, tiefer greifend als diese nur technische Berichtigung einer seitab gesprungenen Demokratie, ist diese: Wie ist jene Einigkeit deutscher Jugend zu erreichen, „daß sie das Geistige über das Irdische stellt“? Kurt Hiller hat sich, in Nummer 35 der ‚Weltbühne‘, gegen die Arbeitsdienstpflicht erklärt. Ich sage: schaffen sollte man das gemeinschaftliche wirtschaftliche Dienstjahr, das die jungen Menschen der sogenannten Schichten durcheinanderschütteln und zueinanderführen könnte. Die Dummheit und das Nichtwissen um den Bruder Mensch neben uns stiftet doch wohl mehr Unheil als vorsätzliche Dummheit und erstickter Glaube. Ist die Hoffnung zu groß, zu eitel, daß zwischen dem völkischen Studenten und dem kommunistischen Metallarbeiter, beide Erben gleicher Sprache, gleicher Menschlichkeit, eine Beziehung sein sollte — weit, fern, gewiß, aber doch vorhanden und wirksam, wenn der rein physische Kontakt hergestellt ist? Doch das sind Gedanken: Licht für die Zukunft zu schaffen. Um das Dunkel der Gegenwart aufzuhellen, ist nichts Klügeres möglich, als den lärmenden Jünglingen deutscher Nation die Eintrittsbefugnis in den deutschen Kampfplatz wieder zu nehmen, die sie bekommen zwar, aber trotz Krieg, Wandlung und Not nicht erworben haben.

Der Friedenspalast von Hugo Wolf

Im Haag! Das gibt ein Echo wie von etwas Fernem, Märchenhaftem. Das ist nicht der Name der prosaischen Residenzstadt eines Landes, das zwar die Sauberkeit zur Hausgöttin erhoben hat, dem aber nichtsdestoweniger nachgerühmt wird, daß seine Einwohner vermöge des ihnen von altersher eingeimpften Handelsgeistes einen starken Hang zur Geldanbetung haben und einen Mann mit Auto höher schätzen als einen Mann ohne Auto, eine Sitte, die dazu dient, den wichtigen Beruf des Hochstaplers in allen Ehren sich entfalten zu lassen, und übrigens auch in andern irdischen Gegenden verbreitet sein soll — das ist also nicht der Name einer Geschäftsstadt, deren Straßen tagsüber von zerhasteten Menschen angefüllt sind. Viel eher verkündet das Wort: ein helles Baumgehege an stillem Gewässer, sanftraschelndes Laub, beschattete Wege voll Heimlichkeiten, Spaziergänger, die nicht von Sorgen bedrückt sind und dahinträumen mit dem Blick gegen den Himmel und die Wolken, weil sie eben keine bessere Beschäftigung haben.

„Im Haag": so könnte ein Lied von Brahms oder ein Bild von Böcklin überschrieben sein. Wahrhaftig: die Erwartungen, mit denen

man dieser Stadt entgegensieht, werden sich nicht auf einem gewöhnlichen Niveau bewegen dürfen und schon durch den Gedanken, daß sie die einzige ist, die den bestimmten Artikel immerdar und bei jeder noch so unscheinbaren Gelegenheit mit sich führt, während ihn andre Städte, und auch solche größten Ranges, erst dann gebrauchen, wenn sie in eine besondere Konstruktion geraten (zum Beispiel: „das heutige Paris“ oder „das Wien des XV. Jahrhunderts“), einen Schwung nach höhern und außerordentlichen Dingen empfangen.

In der Tat bestätigt der Anblick, den die Stadt vermittelt, das erhoffte Bild in großen Umrissen. Man findet eine zu Stein gewordene und in zierlichen Häusern sich auslebende, zarte Kleinbürgerlichkeit, einen Traum von ungestörtem Familienglück, eine Abseitigkeit von allen erregenden Jahrhundertströmungen. Eine Mischung von englischem und deutschem Wesen: dieses liefert das beharrliche und gesetzte, in sich beruhende und aus sich heraus schaffende Moment, dem es aber an Offenherzigkeit und Draufgängertum mangelt; an dessen Stelle ist vermittels jenes Elements, das ich den englischen Einschlag genannt habe, eine gewisse Verschlossenheit und Selbstgenügsamkeit getreten. Man betrachte das Schloß der Königin: kein Prunkbau blickt dem Betrachter entgegen mit Denkmalen heldischer Vergangenheit und waffenklirrenden Ornamenten, sondern ein einfaches, ruhiges, nettes Wohnhaus, vergleichbar dem Landsitz eines Provinzedelmanns, der sich in die Stille zurückgezogen hat, um nicht von den Geschäften der Allerweltsleute gelangweilt zu werden. Allerdings wird man im Haag Das, was die moderne Großstadt bezeichnet, vermissen: den Zug ins Gigantische und die nervöse Spannung ihrer Bewohner, die immer wie auf dem Sprunge sind, eine Explosion hervorzurufen oder zu erleben. Daher gilt auch der Haag nicht als die Hauptstadt des Landes, sondern Amsterdam, wo sich die Schiffsverbindungen nach allen Teilen der Erde ausbreiten, wo die Kaufleute und die Bankherren sitzen und um die Börse sich gruppieren, an der die Kurse gemacht werden. Der Haag ist nur Regierungsstadt.

Umschlossen von einem hohen Gitter, hinter ein Parterre von flammend bunten Blumen gesetzt, tront der Friedenspalast: Het Vredespaleis. Ein wenig abseits der Stadt, in der Nähe eines Parks und vornehmer Villen gelegen, um schon durch seine Umgebung mitzuteilen, daß er mit dem Werktagsgetriebe der von irdischen Zwecken erfüllten Menschheit nichts zu tun haben wolle, hat er sich eine Erscheinungsform gewählt, in der sich kein einziger Stil bekannterer Monumentalbauten wiedererkennen läßt. Der Justizpalast in Brüssel ist kräftiger und grandioser in seinen Linien — der Gedanke, daß es Menschen gibt, die sich unterfangen, darin die reine Wahrheit finden und Gerechtigkeit verteilen zu wollen, weckt einen ironischen Beigeschmack. Für Gerichtshöfe andrer Weltstädte hat man zumeist die edlen, einfachen Konturen römisch-klassischer Baukunst festzuhalten versucht, was wiederum mit der innern Struktur und den Gesinnungsmomenten der darin Recht sprechenden Personen nicht übereinstimmte: denn wo fände sich heute noch eine Seele, die unzerrissen genug wäre, um von ihrem Dasein zu abstrahieren und völlig in der scharfsichtig-kühlen, aber auch unbarmherzigen Logik römischen Geistes aufzugehen? Das Haager Gerichtsgebäude hat keinen Stil im strengsten Sinne des Wortes. Es ist ohne charakteristische Kennzeichen

aufgestellt und nur umfangreich in der Anlage, dagegen nichts als gefällig im Aufbau, was dem nach Sehenswürdigkeiten begierigen Auge des Fremden nicht viel besagen will: grade diese Zurückhaltung enttäuscht dort, wo man Ungeheures erwartet hat.

Aber man vergesse nicht, daß das Gebäude zur holländischen Landschaft gehört, die einen Aufschwung zur pathetischen Gebärde und leidenschaftliches Kolorit nicht kennt, und daß es dem hitzigen Zustand, der hinter den hier zu verhandelnden Dingen lauert, eher frommen mag, in einer Küche gar gekocht zu werden, in der sie nicht schon durch die „Aufmachung“ dazu gezwungen werden, in gewalttätiges Sieden zu geraten und unter mächtiger Blasenentfaltung sich zu verflüchtigen.

Die Innenausstattung, zusammengesetzt aus Beiträgen aller an den Haager Vereinbarungen interessierten Staaten — die neuen, nach dem Kriege geschaffenen sind noch nicht darunter —, trägt den Stempel der Kostbarkeit, vereint mit Würde und Geschmack, wobei grade die Grenze erreicht wird, an der bereits der Gedanke an die eifrig zusammengetragene Sammlung irgendeines kunstsinnigen, höchst weltlich gerichteten Privatmannes aufkommen könnte. Steigt man die von sanften Teppichen abgedämpfte Haupttreppe hinan, so wird man zunächst eine Marmorbüste gewahr, die in hellstem Weiß freundlich vom ersten Treppenabsatz entgegengrüßt. Die nächste Wendung führt bereits zur Galerie im obern Stockwerk, die ebenfalls mit einer Marmorfigur in voller Lebensgröße ausgestattet ist. Jene Büste aber und diese Figur blicken einander an, als hätten sie sich etwas zu sagen, ohne das rechte Wort zu finden, mit dem man anfangen könnte. Weiß Gott, warum sie so fremd tun: aus Verschämtheit oder gekränktem Stolz? Die Büste stellt Andrew Carnegie, dessen Reichtümer zur Errichtung dieses Gebäudes riesenhafte Summen beigesteuert haben, und die Figur auf der Galerie, die ein mächtiges Kreuz im Arme hält, stellt Jesus Christus vor.

Christus und Carnegie: man könnte eine philosophische Abhandlung über dieses Thema schreiben oder auch schweigen und gelinde darüber lächeln, wie dem in diesem Hause lebendig gewordenen Motiv des „Weltfriedens“ gelungen ist, zwei Vertreter entgegengesetztester Lebensanschauung unter einem Schlagwort zu vereinigen. Vertrauensseligkeit oder Heuchelei war es, die die Selbstverleugnung der krassesten Ichbetonung gegenüberstellte. Ich habe eine Ahnung, daß dies vielleicht die Treppe ist, auf der die Seelen der im Weltkrieg Gefallenen ins Jenseits hinübergelangt sind.

*

Im großen Saal zu ebener Erde tagt das Gericht.

Es ist der ständige Internationale Gerichtshof im Haag, der hier zusammengetreten ist, ein Instrument des Völkerbundes, ein Kind der letzten Friedensverträge. Er muß vom Haager Schiedsgericht, das vor dem Krieg zu wiederholten Malen internationale Streitfälle geschlichtet hat, genau unterschieden werden. Dem Schiedsgericht konnten jene Staaten, die eine Meinungsverschiedenheit auszutragen hatten, sich freiwillig unterwerfen. War aber der Spruch gefällt, so stand es noch immer im Belieben der appellierenden Staaten, ob sie nicht vorziehen wollten, zu den Waffen zu greifen. Für einen Zwang zur Durchsetzung der Haager Schiedssprüche bestand keine Handhabe.

Der Internationale Gerichtshof im Haag jedoch ist eine Instanz, der sich in gewissen, vom Völkerbundstatut geregelten Fällen die Staaten zu unterwerfen haben. Eine Exekutionsgewalt im wahrsten Sinne des Wortes ist zwar auch diesem Gerichte versagt; doch dafür, daß seine Sprüche respektiert werden, bürgt die Autorität des Völkerbundes und der ihm zugehörigen Staaten. Dieser Gerichtshof ist ähnlich organisiert wie die andern europäischen Prozeßgerichte, besitzt sein eignes Gerichtsverfassungs- und Verfahrensreglement und eine auf neun Jahre nach einem besondern Modus durch den Völkerbundrat ernannte Schar von Richtern, die sich entweder aus ehemaligen hohen Gerichtsfunktionären oder anerkannten Völkerrechtsspezialisten der dem Völkerbund angehörenden Staaten zusammensetzen.

Weit und hoch ist der Saal, und genügend Gerechtigkeit hätte darin Platz. Auch ist er in einem so vornehmen Stil gehalten, daß jede Art von Gerechtigkeit damit zufrieden sein könnte. Holzgetäfelte Wände, Fenster mit Glasmalereien, Teppiche, in denen der Fuß versinkt, samtene Stühle: und auf erhöhter Tribüne der Gerichtssenat, elf Richter im Talar mit ernsten, manchmal vor Anstrengung müden Gesichtern, die die Augen feierlich zur Decke gerichtet halten oder nachdenklich die Lider senken und zu schlafen scheinen — ganz wie bei den andern europäischen Prozeßgerichten.

Der Vorsitzende ist Herr Präsident Loder, ein Holländer — mit lebhaften Gebärden und einem Schauspielerantlitz. Neben ihm zur Rechten Herr Vizepräsident Weiß, Franzose, Professor des internationalen Rechts in Paris — das Abbild des würdigen Großpapas, der zu Gericht geht wie zu einer Tarockpartie. Zur Linken Lord Finlay, ehemals englischer Lordkanzler — ein markantes, von Scharfsinn und Energie ausgeprägtes Römergesicht: man erschrickt, wenn man in dieses Gesicht blickt. Die übrigen Beisitzer: ein Däne, ein Italiener, ein Cubaner, ein Japaner, ein Chinese und so weiter. Keineswegs vom Alter gebeugte und von Würde bedrückte Personen, sondern zum Teil jugendliche, weltmännisch modellierte Gestalten, denen man eher zutraute, daß sie Lust haben würden, sich über ein hübsches Mädchen ein Urteil zu bilden als über die wunderlichen Sorgen der Völker dieser Erde.

Auch Zuhörer sind da, denn die Sitzung ist öffentlich. Wenig Zuhörer. Engländer mit dem Baedeker, die den Friedenspalast besichtigen wollten und ziemlich erstaunt sind, statt toter Sehenswürdigkeiten lebendige Menschen darin zu entdecken. Wer nun so, irregeleitet von seinem nach merkwürdigen Eindrücken und Sensationen lüsternen Appetit, in diesen Saal hereingeschneit kommt, läßt sich vorerst in den nächsten Stuhl fallen, um einen Ueberblick zu gewinnen; doch dauert es kaum einige Minuten, bis der Besucher eine bestürzte Miene aufsetzt, seine untere Körperpartie hin- und herzurücken beginnt und bei der erstbesten Gelegenheit entwischt, als wäre er in unanständige Gesellschaft geraten.

Aber es ist gar nicht so arg. Verhandelt wird der Streitfall zwischen Deutschland und Polen, der darin besteht, daß Polen hinsichtlich der in den neuerworbenen Gebieten ansässigen Kolonisten den Bestimmungen des Friedensvertrags eine andre Auslegung gibt als der mißliebige Nachbar, eine Auslegung, die es in den Stand setzt, einigen hunderttausend Familien, die das Unglück haben, von deutschen

Eltern abzustammen, Grund und Boden zu entziehen und des Landes zu verweisen. Das wollen die Deutschen sich nicht gefallen lassen, und so wurde die Sache vor dieses Gericht gezogen. Ausgezeichnet: die elf Männer im Talar werden über das Schicksal einiger hunderttausend Deutscher Recht sprechen, anstatt daß wieder einmal wegen einer Lappalie ein mehrjähriges Blutvergießen anhebt! Es ist viel schöner, ein paar Sommertage, die vielleicht sogar obendrein noch verregnet sind, in diesem hübschen Saal zu verbringen, als auf irgendeinem Schlachtfeld sich den bösartigen Folgen eines Trommelfeuers auszusetzen. Das muß als ein wichtiger Erfolg gebucht werden. Und wenn einem schon die Gelegenheit geboten wird,so schön und bequem dazusitzen und aller Aufregungen enthoben zu sein, dann nimmt man gern noch das kleine Opfer auf sich, den Reden zuzuhören, die hier gehalten werden und außer dem Sesselrücken der Zuhörer das einzige Geräusch bilden, das die tiefsinnige Ruhe der elf Gerichtsherren manchmal aufscheucht und zu irgendeiner bescheidenen Gebärde veranlaßt.

Es wird also geredet. Der ehemalige Justizminister Schiffer verficht den deutschen Standpunkt, nachdem der bekannte londoner Advokat Sir Ernest Pollock die Argumente der polnischen Regierung vorgetragen hat. Der Redner erhebt sich von seinem Stuhl, tritt an ein hohes Pult, das vor der Richtertribüne aufgestellt ist, und liest aus einem bedruckten Heft die für den Laien unergründliche Weisheit herunter, die schon vor vielen Tagen ausgearbeitet, in Druck gelegt und unter allen am Gericht Beteiligten verbreitet wurde, sodaß Jedermann, dem hier eine Amtsfunktion obliegt, längst über Das unterrichtet ist, was der Redner vorbringen wird. Er spricht also fünf bis zehn Minuten einige Sätze, entsprungen einem Kompendium von Gelehrsamkeit des Völkerrechts und gewürzt mit schlagsichern Beispielen aus der Historie, dann dreht er sich um und setzt sich wieder auf seinen Stuhl. Hierauf erhebt sich der französische Dolmetsch und überträgt in seine Muttersprache, was der Redner soeben zum besten gegeben hat. Die Uebersetzung ist seit vielen Tagen vorbereitet und fließt wie Honig von den Lippen des jungen Mannes, der sie von seinen Blättern herunterliest. Er artikuliert recht deutlich und hat einen eleganten Schwung in seinem Vortrag, sodaß man sich unwillkürlich an den Französisch-Professor aus der Schulzeit erinnert fühlt. Nach ihm gelangt der englische Dolmetsch zu Wort, der aber der ganzen Angelegenheit kein besonderes Gewicht beizumessen scheint, sein Pensum schnell herunterspricht und sich in seinem Tempo nicht beirren läßt, obgleich er manchmal plötzlich innehalten muß, weil er sich in seinen Aufschreibungen nicht zurechtfindet. Wenn er sich niedergesetzt hat, erhebt sich neuerdings der deutsche Justizminister a. D. und fährt in seiner Rede dort fort, wo er vor etwa einer halben Stunde unterbrochen hat.

Das geht so tage- und wochenlang. Und heißt offiziell: Cour permanente de justice internationale. Es gibt keine Zwischenfälle und Ueberraschungen, weil ja eben Alles, was hier in die Erscheinung tritt, längst vorher zu Papier gebracht und der allgemeinen Kenntnis anheimgegeben wurde. Ausgenommen der Spruch des Gerichts. Er lautet in diesem Falle, daß Polens Anspruch abgelehnt wird.

So wollen wir uns freuen: ein Grundstein ist gelegt, und
jedes Menschenwerk ist schwächlich im Anfang. Wenn erst alle
Völker der Erde Eine Sprache sprechen und in Eine Nation verschmol-
zen sein werden, dann wird gewiß dieses Haager Gericht nicht im
Hintergrund verschwinden, sondern zu der Rolle emporwachsen, die
ihm zugedacht ist: kein Gericht zwischen den Nationen, sondern ein
Gericht der Menschheit zu sein!

Bis dahin werden Christus und Carnegie noch lange stumm ein-
ander gegenüberstehen.

So stehen wir da: U.S.A.! von Ehm Welk

Irgendwo hinter dem großen Jam liegt Europa.
Vor langen Jahren lag es ganz nahe an unsern Küsten
von Carolina bis California.
So dicht lag es da, daß wir ohne Willen,
aus Christenpflicht,
retten mußten der Menschheit heiligste Güter vor Tod und Vernichtung.

Gott schlug Europa mit seinem Zorn,
mit Bolschewisten und Militaristen,
und hob es aus unsern Augen.
Nun liegt es weit hinter dem großen Jam,
vielleicht auf dem Mond oder Mars —
I dont care!
Und außerdem hat es heut Selbstbestimmung.
Und U.S.A. die Monroe-Doktrin.

*

Länder und Meere und Flüsse liegen in friedlicher Stille den lieben Sommer.
Glitzernde Fische spielen mit ihrem Schimmer,
wie junge Mädchen spielen mit ihrer Süße.
Vögel sitzen in blühenden Bäumen und singen
wie satte Literaten in Magazinen.
Die Käfer kutschieren auf staubigen Gräsern
— die schwanken in meinem Hauch, im Hauche des müden Wanderers —,
wie kleine Bürger deutschen Geblüts und nordamerikanische Proletarier
kutschieren des Sonntags in billigen Autos von Ford
(dreihundert Dollar das Stück bei wöchentlich fünf Dollar Rate),
zirpend das Lied vom schrecklichen Elend da drüben,
das aber eigentlich selbstverschuldet durch Revolution und Achtstundentag,
und selig im Glauben, zu gleichen beinahe den sagenumwobenen Riesen aus Wall-Street,
die, Kirchen stiftend, Schulen, Museen und Trusts,
zertreten und fressen und speien aus
Alles:
Meere und Länder und friedliche Stille und Sturm, glitzernde Fische,
Vögel und Blüten, Politiker, Dichter, Bürger, Proleten,
Kirchen, Museen, Schulen und Trusts, Demokratie und Frei-
heit zur Selbstbestimmung, das ganze Europa —
und wo sie treten und wo sie fahren,
liegen schimmernde Straßen rund um Amerika, rund um die Erde.
Gesetzesknüppelbewaffnete Polizisten,
hunderte, tausende, in jeder Straße, an jeder Ecke,

bemühen sich eifrig,
das Heer der Bürger und Proletarier
und das der Verbrecher
zu halten auf diesen geteerten Straßen der Demokratie und Civiliseeschen.
Sie könnten die Knüppel zuhause lassen,
es folgen die Menschen aus eignem Triebe den goldenen Wagen,
die (hundert Horse-Power, einhundert Pferdeseelen kräftig)
durcheilen die friedliche Stille der summer-vacation.
Mann aus Europa hört, staunend, sie schnauben
in blauen Gewässern und blühenden Gärten,
in Feldern voll Weizen und murmelnden Farmern,
in Speichern voll Waren,
in Läden voll Weißbrot, Butter und Milch
(jeden Tag frisch, denn es frißt hierzulande kein Straßenköter Sachen von gestern),
in Straßengreueln und Wundern des Eisens,
in Marmorpalästen und dreckigen Gassen,
in Kinos, Theatern, Kirchen und Schulen,
in Modebädern, auf Rummelplätzen,
Picnic-Parties und Baseball-Kämpfen,
in staubigen Fabriken mit zwölfstündiger Arbeit,
im Rascheln der Papers,
im Stammeln kastrierter Arbeiterführer,
im Rauschen der Fahnen und Brausen der Cheers,
wenn Army und Navy zeigen des Riesen gewaltige Stärke
zum Schutze von Konstitjuschen und Libberty
(except für Cubans und Philippinos),
in Luxuskabinen auf Ozeandampfern
(die, alte Bekannte von Hapag und Lloyd,
tragen die Satten und Frommen nach Deutschland
zu Studienzwecken und lieblichem Grusel und ehrlichem Mitleid),
in Fanatismus, in Korruption,
in Prohibischen, Champagner und Mondschein-Whisky.

Die Räder im Lande gehören alle zu goldenen Wagen
und kennen nicht Ruhe bei Tag und Nacht;
in ewigem Donnern jagen Maschinen,
die Menschen aber sind stille im Segen der Fülle,
sie singen und tanzen von Boston bis Frisco
den Yankee-Doodle von Vierundzwanzig:
„Yes, we have no bananas today —"
und lärmen nur beim Hissen von Bannern, bei Fußballkämpfen und Boxer-Fights.

Im Segen der Fülle kennen wir keine Hungers- und Arbeitsnot
und strafen den Bettler mit langer Haft;
wir haben die riesigsten Hospitäler der Welt
und geben Millionen für Arme und Kranke,
und unter den vieltausend Bänden unsrer vielen Volksbibliotheken
ist auch ein Dutzend von unbequemen Autoren und ruft
(ein Zeichen unsrer Toleranz)
nach seelischen Werten, nach Kunst, Sozialismus.
Von den wenigen Bürgern, die darum wissen, sehen
die einen darin das Morgenleuchten der neuen Welt,
die andern den Abendrotschimmer vom fernen Europa.
Was es bedeutet in Wirklichkeit?
I don't care!
An blauen Himmeln verblassen die Sterne.

879

Leicht wehen die Schleier von schönen Frauen
— starspangled Banners, rulend die Sänger metallischer Minne —,
Frömmigkeit, Nichtstun, Gold und Juwelen,
prunkvolle Weddings, Wohltätigkeiten,
Pferde und Autos, Ehebruch, Scheidung,
lange Berichte mit Einzelheiten über den Beischlaf und großen Bildern
an erster Stelle in allen Blättern,
Tyrannin und Göttin die schlampigste Waschfrau,
die frechste Dirne ein Rührmichnichtan
(zehn Dollar Strafe, mitunter Gefängnis, oft aber Prügel
kostet die Frage von wegen Begleitung,
meist teilen Mädchen und Schutzmann die Beute).
Doch sind wir beileibe nicht impotent
und opfern der Venus nach Strich und Faden,
nur hängt man den Mantel der christlichen Tugend,
den seidenen Mantel aus Großmutters Zeit
über den Brennpunkt privaten Vergnügens.
Wie man den Mantel der christlichen Tugend,
den wollenen Kittel der Puritaner,
hängt vor den Brennpunkt des täglichen Schaffens.
Wie man den Mantel, ein Blatt, eine Blume
hängt vor das Werkzeug irdischer Liebe an nackten Gestalten in den Museen.

Die Mäntel alle
sind dünn wie die Kleider, in denen die Damen spazieren gehen,
und die verkünden, was nur gebändigt
durch seidne Gesetze der Kombineeschen:
die gute Verfassung der Bürgerinnen —
die Knöpfchen der Brüste straffen die Seide,
es runden sich plastisch zwei südliche Hälften,
und streng gezogen ist die Caesur,
daß selbst das Auge des Ungeübten
die Grübchen sähe auf dem Popo.

*

Im frohen Behagen der Stärke und Fülle
robuster Gesundheit an Leib und Seele
reden wir ehrlich von unsrer Bestimmung:
Vorbild zu sein dem verirrten Jahrhundert.
Alles, was Menschen zum Leben gebrauchen,
gab uns der Himmel im Ueberfluß,
und da der Reiche, wie's Landes Brauch,
von seinen Schätzen in erster Linie gibt den Verwandten,
so ist bewiesen, was alle Kirchen aller Systeme im Lande beweisen:
Gibts einen Gott — und wer wollt' es bezweifeln —
ist er gewiß ein Amerikaner!

So stehen wir da,
U.S.A.,
eine Welt ftür sich:
Wirklichkeit schaffendes Mittagland,
jenseits der Wunder,
der toten Wunder
des Morgen- und Abendlands.

Irgendwo hinter dem großen Jam liegt Europa,
vielleicht auf dem Mond oder Mars —
I don't care!

Museum Carnavalet von Ignaz Wrobel

Im Museum Carnavalet zu Paris liegen kleine Ueberreste der
großen französischen Revolution. Nicht die feierlichen Prunk-
stücke, wie die Erklärung der Menschenrechte, die im Musée des
Archives zu sehen ist, kein Thron und kein Herrscherstab, ganz,
ganz etwas Andres.

Im Museum Carnavalet kann man sehen, wie diese Revolu-
tion einmal Sache eines ganzen Yolkes gewesen ist, nicht von
„landfremden Elementen angezettelt", sondern elementar herausge-
wachsen aus dem Willen einer Nation. Wie sorgfältig die gei-
stige Vorbereitung dieser Umwälzung gewesen, wie tief das
Bewußtsein einer Veränderung in das allgemeine Bewußtsein ge-
drungen sein muß, dafür gibt es ein untrügliches Beweismittel:
Was sich der Bürger an Aktualitäten zuhause aufhängt, daran
glaubt er wirklich. Und ob sie glaubten!

Bis zu den kleinsten Gebrauchsgegenständen herunter ging
die rote Welle: ein Thermometer mit einer Freiheitsmütze,
Tassen, Töpfe, Bucheinbände; gestickt, gepunzt, in Holz ge-
schlagen: Liberté —! Es ist erhaben und spaßig zugleich. Denn
welches Gemüt hat sich wohl Ohrringe in Gestalt einer Guillo-
tine ausgedacht, welcher Findige hat dies Instrument als Spiel-
zeug in den Handel gebracht, mit allem Comfort: sogar der
Kopf der aufs Brett geschnallten Puppe ist, sagen wir, entfern-
bar. Aber schließlich, ob ein Kind mit Bleisoldaten spielt oder
damit — das kommt wohl auf Eins heraus.

Natürlich fehlten auch die guten Kaufleute nicht, die ihre
Schnupftabaksdosen entsprechend aktuell bemalen ließen: einer
hat sogar einem Zapfhahn am Faß eine Freiheitsmütze aufge-
setzt, und darunter steht:

Je verse la vie et la joie.

Und als alle Welt das Assignatenfieber hatte, gab es eine Tasse
mit der Nachbildung eines solchen Scheines und der Inschrift:

Assignat de Cent Baisers. Payable au Porteur.

Und die Unterschrift:

Epicure.

Und ein Topf als Hochzeitsgeschenk, darauf ist in krumpligen
Buchstaben zu lesen:

1791. C'est le moment de faire des enfants.

Erhält sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe . . .
So weit die Revolution auf neckisch.

Ein Zimmerchen weiter wirds ernst. Das Bett der Königin
aus dem Temple, ein Kleid der Königin, ein Becher des Königs,
ein Spielzeug des Dauphins — schließlich haben ihre Hände ein-
mal auf diesen Sachen geruht . . . Die Anklageakte gegen den
König, aufgeschlagen: „Warum haben Sie die Wachen in den
ersten Augusttagen verdoppeln lassen?" Und dahinter seine
Antwort. Denn er hatte sich zu verantworten, der trug die
Verantwortung. Da liegt sie.

Und ich sehe den Weg, den sie gegangen sind, den grauen-
vollen und doch so verdienten Weg. Den Weg aus den glänzen-
den Sälen von Versailles — wo man aus den Fenstern auf den

edeln Park, auf die kleinen verschwiegenen Höfe sah, wo hinter den eingefaßten Scheiben, durch eine Tapetentür erreichbar, der Gipfel des Luxus lag: ein kleiner mit Fliesen belegter Raum, wo die baignoires der Herrschaften aufgestellt waren —, der Weg aus Versailles in die Conciergerie, durch die Tür, wo heute der Frühstücksraum der Advokaten ist, ins Gefängnis. Herauf die kleine Treppe nach oben, vor das Tribunal. Und wieder herunter und wieder warten. Und von da auf die Place de la Concorde oder de la Nation. Und da war es dann zu Ende.

Nein, da war es noch nicht zu Ende. In der Nähe der Place de la Nation liegt ein Friedhof, ein ganz kleiner Friedhof, der von Picpus. Da hatten sie eine Grube gegraben, und in der Nacht karrte man die Kadaver dorthin, Frauen und Männer durcheinander, wie das grade lag, und nicht Jeder kam zu seinem zuständigen Kopf. Und weil viele Adlige, so ein Fürst von Salm-Kyrbourg, darunter waren, haben die Nachkommen dieser Familien den Platz später gekauft und ein paar Gedenksteine dorthin setzen lassen, grade über der Grube. Heute ist, in des Wortes wahrster Bedeutung, Gras darüber gewachsen, die Vögel singen, der Wind raschelt, und die Pförtnersfrau bekommt ein Trinkgeld. Und unten liegen sie, 1306 der Zahl. So ging der Weg.

Im Museum Carnavalet kann man noch Vieles sehen. Ein Luftballonzimmer ist da, mit Tellern und Teppichen, die das neue Wunder darstellen. Auf einem Porzellan enteilt eine Art fliegendes Bett mit einem Baldachin, und unten staunt ein Mädchen. Darunter steht: à dieu. Und viele Bilder Marats liegen in einer Vitrine alle zusammen, und man kann sehen, wie unähnlich sie alle untereinander sind, und doch wie ähnlich, und wie viel Bilder man gebraucht, um sich aus ihnen das Bild des einen Marat zu kristallisieren. Und Pendülen und Nippes sind zu sehen, in denen sich die Bürgerwut Europas gegen diese Horde da in Frankreich austobte, eine Art antibolschewistischen Kunstgewerbes. Hohn und Spott und Abscheu einer untergehenden Kaste.

Und man sieht ein Pastell von Boucher, ganz zart, nur ein weiches Frauenbein auf einem hellblauen Bett, nur das Bein, und kein Name und nichts. Und an der Wand die Frau von Sévigné, die hier einmal gewohnt hat, vollbusig, sehr fein — aber sonst, ich kann mir nicht helfen, mit einem lieblich-schiefen Lächeln wie unsre Claire Waldoff. Und auf einem kleinen Oelgemälde steigt Voltaire, der große Voltaire, in die Hosen, bekläfft von einem Hündchen, und hinter dem Licht Europas steht ehrfürchtig ein Schreiber und wartet auf das Lever.

Das ist ein hübsches Museum. Und ich dachte mir so, wie das wohl wäre, wenn wir ein solches Museum von 1918 hätten . . .

Ein paar Importen, eine Cognacflasche, Noskes Revolver und geklebter Schlips; Akten, Zeitungen und Zettel. „Einigkeit und Recht und Freiheit! Friedrich Ebert.“ „Die Hand soll verdorren, welche . . . Philipp Scheidemann.“ „Wir haben die Republik vor dem Umsturz gerettet. Ministerpräsident Hirsch.“ „In Anbetracht aller Umstände konnten wir nicht . . . Konrad Haenisch.“ Und eine leere Zigarrenkiste. Das wäre das deutsche Revolutionsmuseum.

XI.

Die Kardorffs

Die Kardorffs entstammen dem mecklenburgischen Uradel. Wilhelm v. Kardorff war noch königlich dänischer Amtmann zu Cismar in Holstein gewesen, aber schon vor der Geburt seines Sohnes gestorben. Die junge Witwe, eine geborene Freiin v. Dalwigk zu Lichtenfels, kehrte in ihre Heimat, nach Neustrelitz zurück. Wilhelm kam hier im Januar 1828 zur Welt. Die Mutter verheiratete sich zwölf Jahre später wieder und zog, als Gattin des Präsidenten im preußischen Justizministerium Goeschel, nach Berlin. Der Junge besucht das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Auf der Hochzeit Marie von Thaddens mit Moritz von Blankenburg, dem Freunde Bismarcks, huscht der „tolle Junker" an seinem Auge vorüber. Reckenhaft. Kraft und Gesundheit. Uebermut. Blitzende Augen unter buschigen Brauen. Kardorff wird den Eindruck des Genies, das plötzlich vor ihm aufgetaucht war, Zeit seines Lebens nicht mehr los. Bismarck und Kardorff sollten später treue Freunde werden.

Die Studienjahre folgen. Wilhelm wird in Heidelberg Saxo-Borusse, macht das Auskultator-Examen, tritt in den preußischen Justiz- und Verwaltungsdienst, nimmt aber .bereits als Regierungsassessor seinen Abschied. Er will frei sein. Will schaffen. Will leben. Er erwirbt das Gut Nieder-Wabnitz im Kreise Oels. Schlesien wird seine zweite Heimat. Der Ton der schlesischen Aristokratie war leichter, geistiger, lebendiger, als im mecklenburgischen und märkischen Junkertum. Aber schon im berliner Elternhaus hatten Julius Stahl, Karl Otto v. Raumer und die Brüder v. Gerlach verkehrt. Kardorffs Interessen wandten sich bald der Politik und der Wirtschaft zu. Als Bismarck von Wilhelm I. zum Ministerpräsidenten berufen wurde, schüttelte man in konservativen Kreisen ablehnend den Kopf. Kardorff sah sofort in ihm den Einzigen, der den verfahrenen Staatswagen der Innen- und Außenpolitik wieder in die richtige Bahn lenken könnte. Vier Jahre später trat er öffentlich, in der Kreuzzeitung, für ihn ein, für die Lösung des oesterreichisch-preußischen Dualismus. Ernst Ludwig v. Gerlach hatte, unter heftigen Angriffen auf Bismarck, das alte (abhängige) Verhältnis Preußens zur Donau-Monarchie verteidigt. Kardorff stellte sich auf den Boden der neuen Tatsachen und zitierte Carlyles Wort über den wahren Konservatismus: „ ‚Nichts verderblicher, nichts weniger konservativ, als für Formen und hergebrachte Dinge zu kämpfen und sich zu begeistern, die im Lauf der Zeit ihren Inhalt, ihre Bedeutung verloren — nichts lohnender, nichts gesünder, nichts wahrhaft konservativer als der Kampf gegen solche Schatten und Unwirklichkeiten.' Nun, ich frage, welches der beiden: Oesterreich oder Preußen kämpft für Schatten, welches für Wirklichkeit?" Mit Carlyles Wort hatte Kardorff sein eignes politisches Glaubensbekenntnis ausgesprochen. Am Tage der entscheidenden Schlacht von König-

grätz fanden die Neuwahlen zum preußischen Abgeordnetenhause statt. Der Wahlkreis Geis-Wartenberg-Namslau entsandte Kardorff in den Landtag. Bald aber zog er sich von seinen altkonservativen Parteifreunden zurück und rief, zusammen mit einem Teil der hohen schlesischen Aristokratie, die Freikonservative Partei ins Leben, jene Fraktion, die Bismarck in dem Auf und Ab der parlamentarischen Kämpfe gegen rechts und links unablässig die Mannestreue bewahrt hat. Kardorff hat in seiner parlamentarischen Tätigkeit wohl anderthalbtausend Mal das Wort ergriffen. Nicht mit Bennigsen, nicht mit Miquel, nicht mit Windhorst, Richter und Bebel konnte er sich rhetorisch messen, und doch gewann er stets durch sein Temperament, durch seine Schlagfertigkeit, oft auch durch seinen Humor das Ohr des Hauses. Ausschlaggebend aber war, wie immer man sich politisch zu ihm stellen mochte, sein grader, aufrechter Charakter. So sehr er in Bismarck das Alles überragende Genie verehrte: er zuckte nicht zusammen, wenn der Eiserne bei Meinungsverschiedenheiten die Stirne krauszog.

Schon früh empfand Kardorff die schreiende Inkongruenz des Wahlmodus für das Abgeordnetenhaus mit seinem Dreiklassensystem und für den Reichstag mit seinem völlig gleichen Wahlrecht. Fast vierzig Jahre hat er darum gestritten. Vergebens. Erst sein Sohn sollte, nach dem Tode des Vaters, den fallengelassenen Faden wieder aufnehmen. In den siebziger Jahren, als der Gründungsschwindel zusammenbrach, orientierte er sich wirtschaftlich neu. Bis dahin war er, wie Bismarck, Delbrück und Camphausen, unbedingter Freihändler gewesen. Jetzt vertiefte er sich, tastend und suchend, in die Schriften Careys, und, als Ergebnis dieser Studien, veröffentlichte er 1875 die Broschüre: ‚Wider den Strom'. Der Kampf für die Schutzzölle war eröffnet. Ein Jahr danach begründete er den Zentralverband deutscher Industrieller zur Förderung und Wahrung nationaler Arbeit. Der Grund für die politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit in der Landwirtschaft und der Schwerindustrie war gefunden. Kardorff selbst war schon früh mit der Eisen- und Kohlen-Industrie in Verbindung getreten, hatte dafür manchen Vorwurf einstecken müssen und hatte die Idee einer Verbindung von Großgrundbesitz und Großindustrie (vornehmlich in Schlesien) nicht erfolglos propagiert. Genau so kritikbedürftig wie seine Schutzpolitik ist sein Bimetallismus, jene Doppelwährung von Gold und Silber, eine Idee, in die er sich gradezu verrannt hatte.

Im Gegensatz zu vielen Konservativen und Nationalliberalen blieb Kardorff dem gestürzten Kanzler, schon gleich in den ersten Monaten der großen Einsamkeit, treu. Damals klagte Bismarck in bittern Worten: „Niemand von meinen Gefährten in der Politik, Niemand von meinen Bekannten führt mich durch seine Besuche in Versuchung." Auf Kardorff traf dieses Wort nicht zu. Fern stand er auch einer Gesinnung, die sich in der Aeußerung eines nationalliberalen Parteiführers widerspiegelte: „Wir müssen den sterbenden Löwen für uns ausbeuten." Kardorff wurde, nicht zuletzt weil er gar nicht anders als bismär-

ckisch sehen konnte, ein erbitterter Gegner Caprivis, tobte gegen die Herabsetzung der Zölle, wütete gegen die Sozialdemokratie, wandte sich gegen den Mittellandkanal und geriet in seiner spätern Zeit mehr und mehr in das agrarische Fahrwasser. Ein tragisches Geschick, daß ihm der Bund der Landwirte — trotz alledem — 1907 in seinem Wahlkreis einen Kandidaten entgegenstellte, vor dem er die Segel strich. Ein moderner Mensch. Ein freier Geist. In der Treue ein Vasall im besten Sinne des Wortes. In der Politik ein Mann, der schließlich aus seinem sozialwirtschaftlichen Milieu nicht herauskonnte. Einer, der, von dieser Warte schauend, die Synthese zwischen Landwirtschaft und Industrie vorbereitete, aber das dritte Glied des nationalen Produktionsprozesses: die Arbeiterschaft wirtschaftlich, sozial und politisch nur negativ in sein Kalkül stellte. Er starb an der Schwelle einer neuen Zeit. Er sah das Kommende. Aber er sah nur einen Ausschnitt davon.

*

Siegfried v. Kardorff, sein Sohn, sollte fortführen, was der Vater begonnen hatte. Im Februar 1873 zu Berlin geboren. Gymnasium in Oels. Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Heidelberg und Breslau. Als Regierungsassessor beim Landratsamt in Höchst am Main beschäftigt. Als Hilfsarbeiter ins Landwirtschaftsministerum berufen. 1908 Landrat im Kreise Lissa. Zwölf Jahre, bis nach der Revolution, blieb er hier. Bald nach seiner Ernennung zum Landrat wird er ins preußische Abgeordnetenhaus für Fraustadt, Lissa, Rawitsch und Gostyn gewählt. Er hält sich zur Rechten, aber immer mit einiger Distanz. Ein Junker ist er nicht. Kein Mann von engem Kastenhorizont. Sondern, wie sein Vater, ein Mensch, der über den Dingen zu stehen versucht. Ein Mensch, der klar denkt und die Gabe der Intuition hat. Eine große, schlanke, ritterliche Erscheinung. Ein Kavalier von bezwingend liebenswürdigen Formen. Keiner, der als geistiger Arbeiter, sinnend und trachtend, Probleme wälzend, Bücher nachschlagend, nicht von seinem Schreibtisch aufzustehen vermag. Ein Peripathetiker der Politik. Ruhelos wandelt er im Reichstag, im Landtag während der Sitzung die schmalen Gänge des Saales auf und ab, durchschreitet die Wandelhallen, taucht bald hier, bald da auf, immer im Gespräch mit Andern, Anregungen ausstreuend, Bemerkungen machend, Fragen stellend. Wie sein Vater sagt er, was ist, und kümmert sich nicht um die gesellschaftlichen Konsequenzen, die sich daraus ergeben könnten. Den erbitterten Kampf seiner konservativen Parteifreunde gegen jede Wahlreform in Preußen fand er falsch. Er sah, schon früh, die Notwendigkeiten der Stunde. Im Mai 1918, auf dem Höhepunkt des Krieges, als nicht nur die Konservativen, sondern auch ein Teil der Nationalliberalen und des Zentrums jede Wahlreform unmöglich zu machen versuchten, ergriff er das Wort, um offen und männlich zu erklären, daß er zwar ein unbedingter, grundsätzlicher Gegner des gleichen Wahlrechts, daß aber nach seiner politischen Ueberzeugung das gleiche Wahlrecht unabwendbar sei. „Für mich handelt es sich nur darum, ob es mit den konservativen Parteien

oder gegen sie kommt, ob es ohne Konflikt kommt, oder ob es nach oder mit Konflikten kommt von einer Tragweite, die Niemand unter uns übersehen kann.“ Kardorff trat, um freier zu werden, aus der Fraktion aus. Er war stark genug, um ein Eigner zu sein. „Ich werde diese Politik weiter treiben, auch wenn ich allein stehe, mit dem Bewußtsein, damit meinem Lande in großer, schwerer Zeit einen Dienst zu erweisen.“ Und dann seine mutige Rede, wenige Tage vor dem militärischen Zusammenbruch, am vierten November 1918 bei der Eröffnungsfeier der landwirtschaftlichen Winterschule zu Lissa. Ein paar Sätze wirkten in der schwülen Atmosphäre dieser Tage wie ein hell loderndes Flammenzeichen. „Wir müssen es offen sagen: Es ist ein furchtbarer Zusammenbruch, den wir Ende September und Anfang Oktober erlebt haben, und kein Vorwurf ist schwer genug, den man den leitenden Instanzen machen muß, daß sie uns die Wahrheit haben so lange vorenthalten können, daß man nicht den Mut der Wahrheit gehabt hat, sondern daß man uns, ich möchte sagen, in einen Optimismus hineingehetzt hat, und daß man uns plötzlich erklärt hat: Ja, nun steht Ihr vor dem Bankerott eures Vaterlandes! Aber sind wir Alle denn nicht mitschuldig? Wollten wir denn die Wahrheit hören? Wurde man denn gehört, wenn man auf die Wahrheit verwies? Walther Rathenau hat einmal das Wort geprägt von dem Optimismus der Feigheit. Dieser Optimismus der Feigheit ist in Deutschland eine weitverbreitete Krankheit während des Krieges gewesen. Ich muß es Ihnen sagen: Mich hat das ganze letzte Jahr, vielleicht die letzten anderthalb Jahr hindurch, gradezu immer ein Grauen erfaßt, wenn ich von den optimistischen Kriegszielen hörte, die da aufgestellt wurden. Ich habe mich immer gefragt: Was wird denn nun werden, wenn dieses ganze Gebäude, das in meinen Augen wirklich nur ein Kartenhaus war, zusammenbricht?“ Weiter: „Wie immer man über das vergangene System — es ist zusammengebrochen — denken mag: der Zeiger der Uhr ist ein weites Stück vorgestellt worden. Keine Macht der Erde wird in der Lage sein, ihn wieder zurückzustellen. Der Versuch, den Zeiger der Uhr auch nur um den Bruchteil einer Sekunde zurückzustellen, könnte nur gemacht werden um den Preis schwerster innerer Erschütterung und wäre nach meiner festen Ueberzeugung immer zum Scheitern verurteilt.“ Endlich: „Man sagt heute so viel und so oft, das deutsche Volk müßte für seine Ehre kämpfen. Mag man mich steinigen: ich halte das nicht für richtig. Das deutsche Volk hat es nicht nötig, nach diesen namenlosen Leiden, nach diesen beispiellosen Leistungen noch Blutopfer allein für seine Ehre zu bringen . . . Seien wir nicht kleinmütig im Unglück. Arbeiten wir an unserm Volk, und arbeiten wir für unser Volk.“ Das ist Kardorff. Das ist der ganze Mensch.

Merkwürdig: und trotzdem stellte sich Kardorff nach der Revolution bei den Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung, der Rechten, den Deutschnationalen, zur Verfügung, arbeitete agitatorisch landauf und landab in Schlesien, kandidierte und wurde gewählt. Er hatte geglaubt, daß die Deutschnationale Volkspartei eine wirklich reformfreudige Volkspartei sein, daß

sie auf den konservativen Grundlagen des Staates am Neuen mitschaffen würde. Gewiß: die allen Konservativen, die Samurai, die Heydebrand und Westarp hatten sich in ihre Schlupfwinkel verzogen. Aber nicht für immer. Sie warteten nur das revolutionäre Ungewitter ab. Kardorff, dieser frei sich regende Geist, der immer bekennen muß, fühlte sich in den Reihen seiner Partei bedrückt und bedrängt. Den immer wilder sich gebärdenden Antisemitismus machte er nicht mit. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann er das Tischtuch zwischen sich und seiner Partei zerschneiden würde. Eines Tages war es so weit. Er siedelte zur Deutschen Volkspartei über, fühlte sich aber nicht auf dem rechten, dem schwerindustriellen, sondern auf dem linken Flügel heimisch. Mehrfach wurde er bei den verschiedenen Kabinettswechseln als Ministerkandidat genannt. Meist als Anwärter für das Reichsministerium des Innern. Als Stresemanns Kabinett stürzte, als bange Tage der Kabinettsbildung vergingen, trat der Reichspräsident, auf eine Anregung der Abgeordneten Katharina v. Oheimb, an Herrn v. Kardorff mit dem Auftrag heran, ein Kabinett zustandezubringen. Der Parteichef Scholz, der wohl selbst die Auftragserteilung erwartet hatte, war verstimmt. In der Fraktion wurde ein Scherbengericht über Herrn v. Kardorff gehalten. Seine eigne Fraktion ließ ihn in Stich, und er mußte den Auftrag wieder zurückgeben . . .

Sanierung und Pleite von Otto Kaus

Das Frühjahr dieses Jahres, das mit seinem Frost und Ungemach so manchen Blütentraum erstickte, hat auch dem kleinen Oesterreich viele Enttäuschungen gebracht. Das Arkanum der oesterreichischen Sanierung, auf die der Völkerbund seit Jahresfrist in seinen vielen Verlegenheiten als auf einen positiven Erfolg seiner Tätigkeit hinzuweisen pflegte, hat sich enthüllt und als eine Pleite größern Stils offenbart. Wenn man auch sagen kann, daß Oesterreich augenblicklich in dem Bilde der allgemeinen Depression, die über der mitteleuropäischen Wirtschaft lastet, keine Ausnahme bildet, so verleiht der oesterreichischen Krise doch dieser Umstand ihr besonderes Gesicht: daß sie denselben Ursachen ihre Entstehung und ihre außerordentliche Verschärfung verdankt, die der Sanierung für eine kurze Zeit einen besondern Glanz und eine religiöse Weihe zu verleihen schienen.

Denn — einer populär gewordenen Deutung gegenüber — muß festgehalten werden: Die Franc-Spekulation allein hat die Krise nicht verschuldet. Der Ausflug nach Paris hat das oesterreichische Kapital um eine ein paar Wochen lang halluzinierte Rettungsmöglichkeit ärmer gemacht und ihm einen mehr oder weniger kräftigen Stoß versetzt: aber das trostlose Bild, das Wien nun seit drei Monaten bietet, wäre aus den Franc-Verlusten der Börse allein nicht zu erklären. Die Börse hat sicherlich viel mehr als die fünfzig Millionen Francs verloren, die beim offiziellen Clearing zum Vorschein kamen; denn es wurden dabei weder die lebhafte Effektenspekulation berücksichtigt noch die Termingeschäfte, die über andre Plätze gingen, noch die Warenkäufe, die der im Ausnützen der Inflation geübte Wiener mit geborgten Francs in Paris abschloß. Trotzdem hätte man der oesterreichischen Wirtschaft eine

größere Widerstandsfähigkeit zutrauen dürfen, wenn nicht eine ganze Reihe von Enttäuschungen in einem längern schmerzlichen Prozeß die optimistische Stimmung, in die sie seit der Stabilisierung der Währung eingebettet lag, zermürbt hätte.

Es begann mit dem Vertrauen zu Oesterreich, zu seinen Produktions- und Exportmöglichkeiten. Es begann damit, daß die Herren der Wiener Börse sich in aller Gutgläubigkeit ausrechneten, wie sehr die verschiedenen Industrie- und Bankenpapiere hinter ihrem Friedenswert oder „innern Wert“ im Preise zurückgeblieben waren. Und diese Berechnung hatte wohl nur einen Sinn, wenn man an die fortwirkend-wertbildende Kraft dieser Sachwerte glaubte. Es setzte ein wilder Kampf um die Majoritäten ein, der die Kurse in die Höhe wirbelte — mit Stolz verglich der Völkerbundskommissar diese Bewegung mit der Hausse der Goldminen — und einen goldenen Schein ungeahnten Reichtums hervorzauberte. Das Geld zu diesem Spiel stammte jedoch nur zum geringen Teil aus den Kassen der Beteiligten: es wurde durch sinnreiche Methoden in immer größern Portionen aus dem Ausland geborgt. In der Periode des Optimismus genügten für Kredite relativ kleine Deckungen, und die ununterbrochene Hausse, die mit Hilfe dieser Kredite in die Wege geleitet wurde, gestaltete die Pfänder immer wertvoller, sodaß wiederum neue Kredite fließen konnten, um die Hausse weiter zu nähren. So erstand, durch spekulative Käufe des Auslandes unterstützt, hinter einem undurchsichtigen Schleier von Phrasen und Versprechungen, auf dem schmalen Grund einer erhofften Produktivierung des Landes ein schwankendes Gebäude. Nur die Geldknappheit, die von diesem Lande des scheinbaren Ueberflusses nicht weichen wollte, passive Handelsbilanzen, Absatzstockungen, Teuerung, Arbeitslosigkeit blieben die stummen Mahner.

Das Gebäude mußte zusammenstürzen, sobald das Ausland mit Gewinnen und Zinsen saturiert war und die Kredite kündigte. Im Herbst 1923 begannen die Verkäufe, die Deckungen wurden wertloser, und das bewirkte neue Kreditkündigungen und neue Positionslösungen. Kurz vor Toresschluß winkte verheißungsvoll die Spekulation in Paris. Sie versagte, und nun ging es so jäh in die Tiefe, daß wochenlang das Kursblatt der Wiener Börse fast ohne Notierungen erschien, daß Großbanken wackelten und Kleine und Große auf einem unübersehbaren Leichenfeld liegen blieben. Was, während das oesterreichische Kapital dieses ruinöse „Geschäft in sich“ machte, in den Eingeweiden der Wirtschaft selbst geschah, kann noch Niemand beurteilen. Die Bilanzen der Gesellschaften weisen Gewinne aus, die nicht nur im Vergleich zu den herrschenden Zinssätzen, sondern auch im Vergleich zu den Friedenserträgnissen lächerlich genannt werden dürfen. Die wirkliche Aufwertung ist hinter der fiktiven zurückgeblieben, und der tiefe Aderlaß, mit dem die optimistische Periode des oesterreichischen Kapitals abschließt, wird die Erholung der Produktion nicht erleichtern.

Oesterreich steht jetzt genau dort, wo es am Anfang der Sanierung stand: vor einem Rätsel. Mit der Mahnung zur Arbeit ist einem Lande nicht geholfen, wo das Geld auch für „erste Hände“ 50 % im Jahr kostet. Die Regierung glaubt des Rätsels Lösung in neuen Schutzzöllen gefunden zu haben, die die Teuerung — wie bedeutungsvoll verkündet wird — „nur“ um 6-7 % steigern soll. Das mag die einzige dauernde Aufwertung sein, die die Sanierung beschert hat.

Das Gleichgewicht des Lebens von Peter Panter

> „Also, mein Jazintho, in der Stadt, dieser widernatürlichen Schöpfung, wo der Boden von Holz und Filz und Teer ist und der Steinkohlenrauch den Himmel bedeckt und die Leute in ihren Etagen verstaut wohnen wie Stoffe in den Manufakturläden, und wo das Licht durch Rohre fließt und die Lügen durch Drähte geflüstert werden —"

Die ‚Liebesgeschichte', die in diesem Heft abgedruckt ist, entstammt einem alten Buch. ‚Stadt und Gebirg' heißt es, und sein Verfasser, ein Portugiese, ist José Maria Eça de Queiroz. (Der Roman ist anno 1903 in einer ganz unzulänglichen Uebersetzung bei der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erschienen.) Das Buch hat mir eine Freundin zugeschickt, und ich habe mich sehr bei ihr zu bedanken. So etwas habe ich lange nicht gelesen.

Es ist ein Roman der besten naturalistischen Schule. Also zuerst einmal ein richtiger Roman, nicht so ein künstlich aufgepustetes und emporgerecktes Ding, das, zu kümmerlich, um eine ordentliche Novelle abzugeben, heutzutage, großgedruckt und mit schönen Widmungen versehen, diesen europäischen Ehrentitel mißbraucht. Man muß ihn auch langsam lesen, und man muß an gute französische Vorbilder denken: wie da eine einzelne Situation so scharf und klar geschildert wird, daß die Worte ein für alle Mal gelten, wie es das kleine Zitat da oben zeigt.

Die Sache ist ganz einfach:

Jazintho, der Freund des Erzählers, lebt in Paris in märchenhaftem Luxus. Luxus und Stadt werden ihm über — er zieht auf eine Besitzung in Portugal, aus schalem Ekel an der Stadt wird sentimental-lyrische Ueberschätzung des Landlebens, der Zeiger pendelt aus, und er findet schließlich das Gleichgewicht des Lebens. Non multa, sed multum.

Dies Alles ist ganz unpathetisch und ohne jede Lehrhaftigkeit erzählt. Dieser Jazintho ist nicht nur ein Faktor in einer moralischen Rechnung, sondern durchaus gestaltet, ein bißchen bläßlich — lange nicht so scharf wie der „Ich", der erzählt. Die Stadien, die der Ueberdruß am Stadtleben durchläuft, sind köstlich ausgemalt. Die Aeußerlichkeiten haben gewechselt, das Andre ist geblieben — und ob es nun damals der Morse-Telegraph war und heute Radio, das ist ja Edschmid wie Otto Ernst. Himmlisch der Anfang, ein Holzschnitt von Dickens, und himmlisch die plappernde und lärmende Unwichtigkeit des pariser Lebens. Wie da Einer immerzu etwas verrichtet, aber nichts tut, wie das Telephon läutet, die Briefe rascheln, die Diener sausen, die Besuche flüstern, und wie nichts, nichts, nichts dabei herauskommt — da ist man versucht, zu nicken: Wem sagen Sie das!

Dieses Stadtleben ist mit glanzvollem Witz geschildert, weder mit der faden Attitude des mäßig begabten Knaben aus kleinbürgerlicher Familie, dem es entsetzlich imponiert, noch mit den allzubunten Farben des Sehnsüchtlings: dies hat ein Mann von Welt geschrieben, der den Dingen nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig Wert beimaß. Da sind kleine kostbare Kapitel,

die die geistigen Seuchen einer Stadt schildern; daß es grade Paris ist und Paris in einer bestimmten Epoche, das verschwindet neben dem diabolischen Feixen des Verfassers. Das Leben einer großen Frau mit viel Reispuder, in ein paar Zeilen eingefangen, wie sie sich nicht um den Mann kümmert, wie puppenhaft das daherlebt („Im übrigen, in der Dämmerung, auf einem Sofa, ein paar kurze Seufzer in den Armen Eines, dem sie treu war . . ."). Die unendlich witzige Schilderung einer falschen Art zu reisen, die nach tausend Fährlichkeiten und mechanischen Wiederholungen mit dem erleichterten Uff-Seufzer schließt: „Ich hatte sechstausend Francs ausgegeben. Ich war gereist.“ Kurz: eine Prachtsache. Die sich zu einer grandiosen Betrachtung der Stadt, von Sacré Coeur gesehen, steigert, einem Meisterstück.

Und dann bekommt es der Freund satt und geht aufs Land. Das ist mit viel Hallo verbunden („Gleich am selben Morgen entwickelte er eine Tätigkeit, in der ich die mit Uebelkeit verbundene Eile eines Menschen, der Rizinusöl getrunken hat, wiedererkannte"). Sie fahren also nach Portugal, unter unendlichen Vorsichtsmaßregeln, alle Zutaten der Zivilisation werden mitgenommen, die Telephone, Zeitungen, Bibliotheken — heiliger Spitzweg, welche Packszene! —, die Teppiche, Waschtische und W.C.s machen sich alle gleichfalls auf, nach Portugal zu rollen. Reizend, diese Schilderungen: „Die Bahnhofsglocke bimmelte sacht, und der Zug glitt gelassen weiter, als fahre er zu seinem Vergnügen auf zwei Stahlbändern spazieren, um leise pfeifend die Schönheit der Erde und des Himmels zu genießen.“ Nun bleiben die Koffer liegen, werden fehlgeleitet, der feine Mann sitzt da mit dem ungewaschenen Hals. Und beginnt ein neues Leben.

Und das nun so himmlisch falsch, mit so verdreht lustigen Quietschtönen bukolischer Lyrismen, mit einer solch prätentiösen Nachahmung des Virgil, daß dem Freund angst und bange wird . . . Und dann legen sich die Wogen, er heiratet (mit welchem Takt ist die Liebesgeschichte, die man fürchtend kommen sieht, in Einem Satz erledigt) — und der Glückliche hat, was wir Alle ersehnen: das Gleichgewicht des Lebens.

Die Zeit ist weitergegangen, das Buch ist stehen geblieben. Man könnte beispielsweise sagen, daß dieser Roman auf der Rente des Helden basiert, ohne sie nicht geschrieben sein könnte; es ist auch zuzugeben, daß die gefühlsmäßig-patriarchalische Lösung der sozialen Frage zum Schluß für unsre Augen etwas Dürftiges hat: aber hier hat dennoch ein Mann von Welt und Weltkenntnis begriffen, was es mit der großen Stadt auf sich hat.

Und zum Entzücken gar ist der kleine Rückfall des Erzählers, der noch ein Mal, auf eine kurze Spanne Zeit, nach Paris kommt. Wie schal ihm da Alles ist, mit welch einfacher Ironie er nur die Dinge beim Namen zu nennen braucht, um sie zu töten — und wie verständlich ist diese Empfindung: ihm ist, als sei er gar nicht fortgewesen. „Und in einem großen Landauer setzte Madame de Trèves ihr Lächeln fort, das sie schon vor fünf Jahren gehabt, mit zwei schlaffern Falten in den Ecken der trocknen Lippen.“

Und dabei ist ein kleines Zeichen von Ehrlichkeit, das registriert zu werden verdient. Da ist diese kleine Liebesepisode gewesen, die mit der Madame Colombe — sie gemahnt übrigens in ihrer irren Ziellosigkeit an Wedekinds herrliches Kapitel: ‚Bei den Hallen‘. Und obgleich er weiß, was das für eine finstere Geschichte war, wie sehr ihn das heruntergezogen hat — obgleich er das Alles weiß, gibt es ihm doch nach den langen Jahren, als er wieder nach Paris kommt, einen kleinen Stich — noch einmal ist sie da . : . Colombe . . . die mit den Haaren . . . und dann geht es vorüber.

Und welch ein Schlußschnörkel! Er hat sich für die Rückfahrt nach Portugal Zeitungen gekauft, drei Kilogramm pariser Zeitungen, voll nackter Prinzessinnen und schluchzender Dragonerrittmeister. Als sein Jazintho das sieht, ruft er lustig-entsetzt: „Wirf das weg!“

„Und ich warf den faulen Auswuchs der Zivilisation auf einen Kehrichthaufen im Winkel des Hofes. Dann stieg ich auf. Wie ich aber in den steilen Bergweg einbog, wandte ich mich, um dem Pimenta, dem dicken Stationsvorsteher, ein Lebewohl zuzurufen, was ich vergessen hatte. Der würdige Bahnchef neigte sich über den Kehrichthaufen, sammelte, schüttelte und trug liebevoll die schönen Holzschnitte hinweg, die ja von Paris gekommen waren, von den pariser Wonnen erzählten, durch die Welt den verführerischen Zauber von Paris verbreiteten! Im Gänsemarsch erklommen wir die Serra.“

Lernen kann man aus diesem Buch für die Lösung der Frage: „Stadt und Gebirg“, Zivilisation und Natur wohl nur, daß sich empfiehlt, eines schönen Morgens mit einer reichen Rente aufzuwachen. Weil es aber lustig und wahrhaftig und blitzend und weit an Horizont und gar nicht völkisch, sondern voll wahrer Liebe zu einer Heimat ist — deshalb sei es angelegentlichst empfohlen.

Liebesgeschichte von José Maria Eça de Queiroz

Ich ging eines Nachmittags in heiterm Frieden der Gedanken und Empfindungen den Boulevard de la Madeleine hinab, als ich vor der Omnibusstation eines Frauenzimmers ansichtig wurde, hager, sehr brünett, fast schwarzbraun, mit ein paar tiefliegenden, schweigsamen und traurigen Augen und einem Wald krauser, eigenwilliger gelber Haare unter einem alten Hut mit schwarzen Federn. In langsamem, katzenartigem Schritt strich sie über den Asphalt. Ich blieb stehen, als hätte ich im Innern einen Ruck gefühlt. Die Person schritt vorüber — mit dem hagern Lungern einer schwarzen Katze, die im Mondschein einer Januarnacht über die Regenrinne eines Daches schleicht. Zwei tiefe Brunnen funkeln nicht schwärzer und schweigsamer, als ihre schweigsamen schwarzen Augen funkelten. Ich entsinne mich nicht (Gott sei Dank), wie ich ihr in den Falten speckig glänzendes Seidenkleid streifte; auch nicht, wie ich ihr zwischen den knirschenden Zähnen ein Ansuchen zuknurrte; noch wie wir Beide, langsam und schweigsamer als arme Sünder auf dem Henkerkarren, zu einer Chambre séparée im Café Durand emporstiegen, das abgenutzt

und kühl war. Vor dem Spiegel legte sie mit der Langsamkeit eines Trauerritus den Hut und die mit Schmelzperlen benähte Pelerine ab. Die verstaubte Seide ihrer Taille brach schon an den Ellbogen. Unendlich war ihre Haarflut, von der Sprödigkeit und Dichte einer Raubtiermähne, in zwei gelben Tönen, einer mehr goldig, der andre mehr gebräunt, wie die Kruste einer heiß aus dem Ofen gezogenen Torte.

Mit einem nervösen Lachen ergriff ich ihre langen, kalten Finger:
„Und der liebe Name, hm?"
Sie, ernst, fast schwermütig:
„Madame Colombe, 16 Rue de Helder, vier Treppen hoch, links."

Und auch ich fühlte mich tiefernst, von feierlicher Erregung benommen, als umhüllte uns in jener Chambre séparée des Caféhauses die Majestät des Sakraments. An der leise aufgestoßenen Tür erschien das feiste Gesicht des Kellners. Ich bestellte Hummer, Entenbraten mit spanischem Pfeffer und Burgunder. Und wir hatten bereits die Ente verspeist, ehe ich mich erhob und, krampfhaft die Serviette ballend, sie küßte, zitternd an allen Gliedern, mit einem Kuß, tief und furchtbar, in dem ich meine Seele ließ . . . Darauf fuhren wir in einer offenen Droschke unter einem weichen, gewitterschwülen Lufthauch die Champs-Elysées hinauf. Als wir das Gitter von Nummer 202 passierten, bemerkte ich, um sie mit meinem Luxus zu blenden: „Da wohne ich, das ganze Jahr hindurch! . . ." Und wie sie sich in Bewunderung des Palais vorneigte, streifte ihre rotblonde Mahne meinen Bart — da schrie ich aus vollen Lungen dem Kutscher zu, er solle, was die Pferde laufen könnten, nach Rue de Helder 16, vierten Stock, links, galoppieren!

Ich liebte diese Kreatur. Ich liebte diese Kreatur mit Liebe, mit allen Abarten und Varianten, die es in der Liebe gibt, mit himmlischer Liebe, mit menschlicher Liebe, mit tierischer Liebe; wie der heilige Antonius die Jungfrau, wie Romeo seine Julia liebte, wie ein Hund sein Weibchen liebt. Sie war dumm, sie war melancholisch. Ich löschte mit Wonne meine strahlende Heiterkeit in der Asche ihrer Melancholie; und mit unaussprechlichem Vergnügen ließ ich meine Vernunft in dem dichten Nebel ihrer Dummheit stranden. Sieben Wochen lang hatte ich das Bewußtsein meiner Zé Fernandes-Persönlichkeit verloren — Fernandes de Noronha e Sande, aus Guiaens! Bald kam es mir vor, als wäre ich ein Stück Wachs, das mit grauenvoller Wonne in einem brüllenden Hochofen zerschmolz; bald schien es mir, als wäre ich ein hungriger Scheiterhaufen, der wie ein Bündel trockener Reiser flammte, knackte und sich verzehrte . . . Von dem soliden, anständigen, wohlausgestatteten Zé Fernandes blieb nur ein Gerippe, das, knickebeinig und zähnefletschend in Träumen umging.

Dann kam ein Tag, an dem ich in gewohnter Ungeduld die Treppe der Rue de Helder 16 hinaufklomm und die Tür verschlossen fand — auch die Karte mit „Madame Colombe", die ich immer so andächtig gelesen hatte, und die ihr Aushängeschild war, war abgerissen . . . Alles an mir zitterte, wie wenn der Boden von Paris erschüttert wäre! Dies war die Tür meiner Welt, die sich mir verschlossen hatte! Jenseits, weitab, waren die Völker, die Städte, das Leben . . . Sie! Und ich war allein geblieben auf diesem Treppenabsatz des Nichtseins, ausgesperrt vor verschlossener Tür, das einzige Wesen außerhalb der Welt! Ich polterte die Treppe hinab mit dem Gekrach und dem Un-

verstand eines Steines, bis zu der Zelle der Pförtnerin und ihres Mannes, die in glückseliger Seelenruhe Sechsundsechzig spielten, als wenn kein schreckensvoller Zusammenbruch das Weltall zu zersplittern drohte.

„Madame Colombe? . . ."
Die bärtige Klatschbase nahm gelassen den Stich auf:
„Ausgezogen . . . ist diesen Morgen fort, wo anders hin, mit noch einem Weibsbild!"

Wo anders hin! mit noch einem Weibsbild . . . Leer, gähnend leer jeglichen Gedankens, jeglichen Fühlens, jeglichen Wollens, trieb ich wie ein leeres Faß, von der hastenden Menge hin und her gestoßen, auf dem Boulevard, bis ich an einer Bank der Place de la Madeleine strandete, wo ich mit den Händen, deren Fieber ich nicht fühlte, die Augen bedeckte, deren Weinen ich nicht spürte! Spät, sehr spät, als schon polternd die eisernen Vorhänge der Schaufenster herabgelassen wurden, stieg aus den wirren Trümmern meines Seins das einzige alle Ruinen Ueberdauernde: — das Bedürfnis, zu essen. Ich trat bei Durand ein, mit den noch steifen Schritten eines aus dem Grabe Erstandenen. Und infolge einer Erinnerung, die mir die Seele verbrannte, bestellte ich Hummer, Entenbraten und Burgunder. Wie ich mir aber den von der Julihitze auf der staubigen Madeleine schlaff gewordenen Halskragen lockerte, dachte ich mit Unbehagen: Heiliger Herrgott, was für einen Durst mir dies Mißgeschick gemacht hat! . . . Sacht winkte ich dem Kellner: „Vor dem Burgunder eine Flasche Champagner, mit viel Eis, und ein großes Glas! . . ."

Ich glaube, daß jener Champagner im Himmel auf Flaschen gezogen war, wo beständig die frische Quelle des Trostes quillt, und daß in die gebenedeite Flasche, die mir zufiel, ein guter Schuß aus dieser nie hoch genug zu preisenden Quelle eingelaufen war, bevor sie verkorkt wurde. Heiliger Nepomuk! welch erhabener Genuß, dieser Trunk, eisig, schäumend, goldig, prickelnd! Und dann eine Flasche Cognac! Und dann Pfefferminz in Eis gekörnt! Und dann eine zähneknirschende Begierde, mit meinem derben Quittenstock von Guiaens das „Weibsbild" zu verhauen, das „mit einem andern Weibsbild" durchgebrannt war! In der geschlossenen Droschke, die mich im Galopp nach Nummer 202 trug, brachte ich diesen heiligen Impuls nicht zum Ersticken, sondern prügelte vielmehr in blinder Wut mit meinen Gebirglerfäusten auf die Kissen ein, wo ich den ungeheuern Wall gelben Haares sah, positiv sah — dies gelbe Haar, darin sich eines Tages meine Seele gefangen, darin sie drei Monate gezappelt und sich für alle Zeit besudelt hatte! Als der Wagen hielt, hieb ich noch so verzweifelt drauf los, daß auf das Gebrüll des Kutschers zwei Burschen herzueilten-und mich hielten, wobei sie noch auf die servilen Nacken die müden Reste meines Zornes zu fühlen bekamen.

Oben stieß ich den sorgend beflissenen Grillo zurück, der dem „Siô" Zé Fernandes, dem Zé Fernandes de Guiaens die beschämende Zumutung machte, ihm Kamillentee zu bringen! Und auf dem Bette ausgestreckt, mit den Stiefeln auf den Kissen, den Zylinder über den Augen, lachte ich in schneidendem Hohngelächter über diese verrückte, gemeine Welt der Colombes! Und plötzlich fühlte ich eine entsetzliche Todesangst. Das war sie . . . Madame Colombe, die da aus der Flamme der Kerze hervorgezischt kam und auf mein Bett sprang, mir

die Weste aufriß, die Rippen zerbrach, in meine Brust tauchte und in langsamen Zügen mein Herzblut aussog! Da schrie ich in der Erwartung sichern Todes nach der Tante Vicencia, appellierte an die ewige Gerechtigkeit, neigte mich über den Bettrand, um mich in mein Grab zu stürzen . . . Und unter der von lautem Stöhnen begleiteten übermenschlichen Anstrengung fühlte ich Leib und Seele frei werden. Ich fiel auf das Bett zurück . . . stülpte wieder den Hut über die Augen, um nicht die Sonnenstrahlen zu spüren. Es war eine neue Sonne, eine Geistessonne, die über meinem Leben aufging. Und nun schlief ich ein, süß wie ein Kind, das sein Schutzengel in Schlaf gewiegt.

Am Morgen wusch ich den Leib rein in einem Vollbad, das mit allen Aromas von Nummer 202 parfümiert war, von den indischen Zitronenblättern bis zur französischen Jasmin-Essenz, und wusch die Seele rein in einem herrlichen Brief der Tante Vicencia, der mir in großen Buchstaben von der Heimat berichtete und von der voraussichtlich guten Weinernte und von dem Kirschenkompott, das ihr besser denn je geraten war, und von dem lustigen Johannisfeuer im Hofe und von dem kleinen dicken, flaumhaarigen Mädelchen, das vom Himmel zu meinem Patenkind Joanninha gekommen war.

Dann saß ich am Fenster, rein an Seele und Leib, in einem Hausrock von weißer Seide, und trank Naïpo-Tee, wobei ich den Duft der vom Morgenregen neu belebten Rosen des Gartens einsog und in heiterm Staunen feststellte, daß ich mich sieben Wochen lang in der Rue de Helder besudelt hatte . . . Und schloß daraus, daß ich an einem bösen Fieber gelitten hätte, Fieber des Fleisches, Fieber der Einbildung, von dem ich in einer pariser Pfütze angesteckt worden — in einer dieser Pfützen, die sich durch die ganze Stadt aus den toten Gewässern bilden, aus dem Schlamm, dem Kehricht, den Pilzen und dem Gewürm einer faulenden Zivilisation.

Gas von Alfred Polgar

‚Gas‘ ist ein herrlich knappes Wort, nach Gewicht und Umfang ein ideales Geschoß für die Schleuder der Lippen. Man begreift, daß Georg Kaiser, Vater der Prägnanzen, sich in die Schnellkraft dieser Einsilbe „Gas“ verlieben mußte. Auch als Wort hat „Gas“ die Eignung, leicht zu brennen und zu explodieren.

Im Schauspiel ist Gas die Kraft, die den seelenzermalmenden Mechanismus der Welt treibt. Köpfe sind tätig, diese Kraft zu errechnen, Hände, sie zu erzeugen. Das Gas explodiert, nicht weil die Rechnung falsch war, sondern weil die Materie (Satanskind, das sie ist) stets noch eine geheime Finte weiß, ihrer Bändiger zu spotten, und Formel, die sie zwingt, zu sprengen. Daran wird sich in alle Ewigkeit nichts ändern: Ein Winkel des Pentagramms, mit dem der Mensch den Teufel bannt, ist immer offen.

Also das Gas explodiert; dies nehmen die Hände dem Kopf (die Arbeiter dem Ingenieur) sehr übel und verlangen ihn. Aber im Herrn der Gas-Mache, im „Milliardärssohn“, hat die Explosion den Erlösergedanken hochgerissen. (Fast in jedem Stück von Kaiser vollzieht sich derlei Erweckung, erfährt Einer den jähen Schlag aufs Herz, der es ihm ganz und gar im Leibe umdreht.) Der Erlösergedanke des Milliardärssohns ist: die Men-

schen aus Fluch-Bezirken des Tuns und Habens in die selige Zone des Seins zu führen. Keine Fabrik mehr, kein Gas, kein Krach, sondern das Idyll auf grüner Flur. Gegen solche Erlösung wehrt sich in geschlossener Reihe Alles, was vom Gift der Arbeit, das heißt, vom Lust-Ertrag, den es wirkt: Gewinn und Macht, nicht lassen kann. Es wehren sich Alle, die ihr Ich nur als Rädchen im Getriebe der Welt zu fühlen vermögen und es nicht fühlten, wenn dieses Getriebe zu sanftem Frieden sich beruhigte. Höchstes Glück der Erdenkinder ist nämlich, gleich nach der Persönlichkeit: die Funktion. Der Arbeiter will arbeiten, der Ingenieur rechnen, der Schreiber schreiben, der Dichter dichten. Alle, besonders der letzte, brauchen und machen Gas. Explosionen? Die sind Geschäftsspesen. Der neue Mensch, dessen Fach es wäre, Mensch zu sein, ist noch nicht erschienen. Des Milliardärssohns Tochter erklärt sich, zum Ende des ersten Teiles, willens, ihn zu gebären.

Im zweiten Teil ist er geboren, der Milliardärs-Enkel. Krieg tobt, Gas gegen Gas. Die Gasisten auf unsrer Seite sind des Kampfes überdrüssig, sie weigern die Produktion von Gas. In einer wirklich großen Szene — der poetische Gipfel des Werkes — steigt ihr Brudergefühl, ihr: Seid umschlungen, Millionen! strahlend hoch, donnernd wie Verheißung rollt die Kuppel auf, und durch die Halle, über der sie lastete, jauchzt der Licht-Jubel der lieben Sonne. In Prosa aus lyrisch glänzendem Edelmetall ergießen Jüngling, Mann, Greis (und deren feminine Ergänzung) ihre Zuversicht, daß ihnen nun ein neuer, ein wahrer Morgen, Mittag, Abend beschieden sei, und dreimal, in immer gesteigerter Inbrunst, tönt der Liebe Schrei hinüber zum Feinde. Doch dreimal: „Ausbleibt Antwort!“ ruft der Rufer hinter der Szene. Er könnte auch, ohne daß ihm daraus ein Vorwurf zu machen wäre, sagen: „Keine Antwort!“, das kostete genau so viel wie sein Telegramm, auch nur zwei Worte. Doch grollt in dem Verbum „ausbleibt“ immerhin eine dramatische Bewegung, hat es eine Stoßkraft, die das schlichte „Keine“ nicht hat. Die Voransetzung des Prädikats aber vor das Subjekt scheint hier ganz in Ordnung, denn an jener Antwort ist das Wichtige, daß sie ausbleibt. Es ist der Schwerpunkt des Satzes und hat als solcher die Tendenz, Tiefstlage einzunehmen. (Eine Erwägung, die den Beurteilern von Kaisers Diktion überhaupt empfohlen sei.) Der Feind also gibt keine Antwort. Nicht nur das: er dringt ins Werk, nützt die gegnerische Friedenssehnsucht, wie wir die russische Revolution genützt haben, zur Verfolgung der eignen Krieg- und Siegzwecke. Der Großingenieur weiß den Arbeitern ein Mittel zur Befreiung: Giftgas. Fällt der kleine Gasballon, den er da in Händen halt, in die Reihen der Belagerer, so sind sie in ihrer Totalität ausgerottet. Solchem Plan widersetzt sich der Milliardärs-Enkel mit allem Pathos christlicher Ideologie. Dulden und das innere Reich etablieren, lautet sein Rezept. Die Arbeiter wissen mit den Abstrakten des Milliardärs-Enkels — man kann das verstehen — nicht viel anzufangen, das schwammige Worte-Brot, das er ihnen reicht, bekommt ihrer Seele nicht. So entscheiden sie für den Gasballon. Wer wirft ihn? Der Milliardärs-

Enkel will es tun. Und er wirft ihn auch, aber nicht gegen den Feind, sondern gegen die Eignen. Die Menschheit ist nicht zu retten, so mag sie ausgelöscht werden. Rauch, Flammen, Donner, Untergang. Einstürzt Welt, ausspeien Grüfte, und im Hintergrund des Raimund-Theaters heben ein paar Skelette das Klapperbein . . .: das jüngste Gedicht ist über uns hereingebrochen.

Und zwar in Form eines kubistischen Schauspiels, aus breiten, scharfkantig abgesetzten Flächen ineinandergefügt. Die Arbeit eines exakten Schwärmers, der auch zur Hitze auf kaltem Wege kommt. Seine Phantasie fliegt vernunftbeladen; so fehlt es ihr, will sie höher, nicht an auszuwerfendem Ballast. ‚Gas' ist das Werk eines Dichters, der von der Verstrickung der Erdgeborenen ins Allzuirdische seine Vision hat, die Welt, wie er sie sieht, wenn auch nicht umzureißen, so doch zu umreißen und das Stückchen Garn aus dem großen Knäuel, das ihm zwischen die Finger gerät, zum starken Gewebe zu verspinnen weiß. Er hat die Gnade des Gesichts und die Kraft zur Gestaltung. Als Vorbeter einer neuen heiligen Menschenbrüderschaft fehlt es ihm wohl an der rechten, herzgeborenen Inbrunst. Seine Verzückung scheint ein Willensakt, und wenn er die Arme öffnet, um Brüder an die Brust zu ziehen, liegt in dieser Geste etwas Turnerisches. Auch riecht die Menschenliebe, die in das Werk hineingetan, ein wenig nach der literarischen Küche. Jedenfalls ist sie ein ausgezeichnetes Ferment, erwirkend dramatische Gärung. In der Diktion, deren formale Kürzung auch gedankliche Verdichtung ist, verleugnet sich der Preuße nicht. Hier wird gemeines Deutsch im Stechschritt überrannt, und jeder Griff ins volle Worte-Leben klappt wie Gewehrgriff. Das Rhapsodische der Sprache übt seinen Reiz. Wenn der Dichter von der Hand am Hebel spricht, folgt dem unweigerlich das gleiche Bild in einer Bearbeitung für den Fuß am Schaltblock und in einer für das Aug' am Sichtglas. Vor solcher Triplizität des Gedankens gibt es kein Entrinnen: Einzeln wird das Symbol nicht abgegeben. Das hat sein Quälendes, aber auch sein Schönes, atmet den großen Atem der großen musikalischen Phrase.

Herr Dr. Beer hat der Dichtung seine Theaterleidenschaft und beklemmende Arbeitsintensität gewidmet. Antaucht fast das ganze Personal der Bühne an dem Thespiskarren, der in Einer Fuhre Gas I und Gas II zu schleppen hat. Erstaunlich rasch, in der Zeit von kaum zweieinhalb Stunden, sind sieben Akte vorüber. Die Szenenbilder bescheiden sich, mehr Rahmen als Bild zu sein, Rahmen um das Wort. Es sind schematische Querschnitte durch die Situation. Dem Licht hingegen ist dramatische Aufgabe zugewiesen. Die technischen Probleme des Spiels löst der Spielleiter vernünftigerweise dadurch, daß er sie nicht löst, sondern nur die optischen und phonetischen Begleiterscheinungen einer angenommenen Lösung gibt. Zu bemerken wäre hier, daß in der dünnen Luft solches Dramas, viele Meter überm Erdspiegel, in der Alles sofort zum Prinzipiellen gefriert, grade das Glaubhafte das Unglaubhafte wird. Telegraphenstangen mit Porzellan-Isolatoren, Drähte, Lämpchen, Räder: ihre Sachlichkeit wirkt nur störend im übersachlichen Bezirk. Vortrefflich sind

die Massenszenen gelungen, das Ineinanderfließen der Individuen zum Kollektivum. Sehr hübsch, wie im Konferenz-Akt die fünf schwarzen Herren schon in Tracht und Haltung als Un-Menschen gegen den Menschen, den Milliardärssohn, abgesetzt werden.

Rasch tritt der Tod die Dichtung an. Gestern noch war dieses ‚Gas‘ eine Sache von übermorgen, heute schon ist es eine von vorgestern. Nein, wie die Zeit vergeht!

Russische Kunstberichte von Adolf Behne *(Schluß)*

III.

Die Entdeckung des Ikons

Es stand lange Zeit für die Kunstgeschichte fest, daß das russische Heiligenbild eine mindere Kopie des byzantinischen sei, eine entwicklungslose, starre Bild-Orthodoxie durch die Jahrhunderte, düster, finster, dogmatisch, ohne innere Bewegung, dabei prunkend in der Verhüllung durch edelsteingeschmückte Goldgewänder. Und es ist wahr: so stellten sich die Ikone in den Klöstern und Kapellen dar, zu gewaltigen Ikonostasen dutzendweise übereinandergestellt. Die Revolution erst gab die Möglichkeit einer wissenschaftlich-künstlerischen Untersuchung, als die Sowjets im Zwang der Hungersnot die Goldschätze der Kirchen mit Beschlag belegten. Systematisch wurden damals die Kirchen des Reiches von Kommissionen durchsucht. Jeder Kommission war neben einem Währungsfachmann ein Kunsthistoriker oder Künstler beigeordnet, und was dieser als künstlerisch wertvoll zu schonen empfahl, wurde geschont. Damals erst, als die aufgelegten Goldplatten der Ikone fielen, begann die Möglichkeit eines sachlichen Studiums dieser Malerei. Und es ergab sich: Der Ikon, wie er in den kunstgeschichtlichen Handbüchern zu den Akten genommen wurde, ist die letzte Schicht in einer Reihe von immer barbarischer werdenden Uebermalungen, und was nach sorgsamer Entfernung der Uebermalung als das ursprüngliche russische Sakralbild jetzt zutage tritt, ist eines der größten und schönsten Wunder aller Malerei. Unvergeßlich ist der Aufenhalt im Raum der Restaurierungen des Kremls. Schicht nach Schicht heben sorgsame treue Hände von den Tafeln ab. Streng vermieden wird jede Zutat, jedes Zusammenflicken, jedes Ausbessern beschädigter Stellen. Es soll der ursprüngliche künstlerische Tatbestand wieder sichtbar werden, wie er sich nach so vielen Schicksalen heute darstellt — und ich wiederhole: Es sind Wunder, die wir nun sehen —, Bildwerke von einer Schönheit und Inbrunst in Zeichnung und Farbe, von einer glühenden Verklärtheit, neben der ohne Uebertreibung selbst das Beste westlicher Sakralmalerei einen schweren Stand hat. Es ist dringend zu wünschen, daß Rußland eine Auswahl dieser Schätze auf eine Reise durch Europa schicke.

Ein Teil der restaurierten Werke kommt in die Museen. (In der Tretjakoff-Galerie findet sich schon aus der Zeit vor dem Kriege eine erlesene kleine Kollektion von Ikonen, ein Beweis, daß das Interesse der russischen Kunstfreunde nicht erst seit heute diesem Gebiet zugewandt ist. Aber erst jetzt ist die Möglichkeit eines wirklich umfassenden Studiums gegeben.) Den reichsten und schönsten Bestand wird in Zukunft wohl das von Iwanow geleitete Historische Museum in Moskau bergen. Auch seine Räume sind der Oeffentlichkeit noch

nicht zugänglich. Das Material, daß ich sehen konnte, gab mir eines der tiefsten künstlerischen Erlebnisse. Sofort aufgenommen wurde die Arbeit der systematischen Ordnung, der chronologischen Sichtung, der Gruppierung nach Schulen und Meistern, unter Zuhilfenahme alter Kircheninventare und Chroniken.

Die Absicht ist übrigens nicht, Alles, was man von Ikonen erfassen kann, unter allen Umständen in Museen aufzustapeln. So befindet sich, zum Beispiel, der berühmteste aller russischen Ikone: Andreas Rublews Dreifaltigkeitsdarstellung (um 1425), auch dieser von Uebermalungen befreit, noch heute im Kloster Serge Troitzkij bei Moskau. Was einen hohen künstlerischen Wert hat, das will man allerdings nicht länger in finstern Kapellen hinter den reichen, aber oft geschmacklosen und immer verhüllenden Goldtafeln versteckt gehalten wissen. In vielen Fällen wird man architektonisch wertvolle Kirchen im vollen Bestande ihres sorgsam gesäuberten Schmucks lassen, sie zu Dokumenten ihrer Entstehungszeit gestalten.

Und dies führt uns auf die andre große Aufgabe: die Wiederherstellung der Kirchen. Auch diese Arbeit hat man trotz bescheidenster Mittel bereits in Angriff genommen mit dem Eifer und dem Mut, der nie das Ganze aus dem Sinn verliert, auch wenn der Anfang klein ist. Die frohe Begeisterung unsrer Führer im Kreml, deren Initiative die Arbeit zu danken ist, war eine Freude. Nicht war hier eine Behörde: Ministerium X, Direktion Y, Ressort Z, Unterabteilung 2 B an der Arbeit, sondern frische und junge künstlerische Kräfte, die für ihre selbstgestellte Aufgabe mutig alle Schwierigkeiten überwinden. Sie hatten bisher die Mittel gefunden, einige störende Anbauten später Zeit im Kreml zu beseitigen und in der Uspenskyschen Kathedrale im Kreml unter den späten, goldstrotzend-finstern Uebermalungen der Wände die erste, jugendfrische, blütenhaft heitere Wandbemalung hervorzuholen. Ihr Lohn? Der künstlerische Gewinn! Bei der Wandmalerei der Russen wiederholt sich das Schicksal ihrer Ikone: die Wirklichkeit ist unter toten, späten Schichten verdeckt. Hier so wenig wie bei dem Ikon kann der Satz von der blinden Abhängigkeit der Russen von Byzanz aufrecht erhalten werden. Selbstverständlich bestehen Beziehungen; aber wie wenig von einer Kopie byzantinischer Vorbilder gesprochen werden darf, zeigt unter anderm der Vergleich der Korßunschen Muttergottes, einer byzantinischen Arbeit des elften bis zwölften Jahrhunderts, und der Fassung, die Andreas Rublew dem Thema gegeben hat. (Beide Werke zur Zeit im Historischen Museum in Moskau.)

Ich gestehe, daß unter vielem Eindrucksvollen und Schönen, das ich in Rußland gesehen, dieses der tiefste und schönste Eindruck war: zu sehen, wie ein Land, das eben die schwersten politischen, oekonomischen und menschlichen Erschütterungen durchgemacht und eine bittere, harte und lange Leidenszeit des Hungers, der Kälte, der Not erlitten hat, diese glühende Arbeit für ihre Sache begeisterter Künstler und Gelehrter hervorbringt — eine Arbeit, die auch heute noch Entbehrungen auferlegt. Ja, man bewundert dieses Volk, dem selbst in seiner härtesten und schwersten Zeit Kunst kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit war und ist.

Ich weiß nicht, ob an vielen Stellen Europas heute eine so kühne and selbstlose Arbeit geleistet wird.

Führung und Nasführung von Morus

Albert Voegler

Es ist still geworden in der größten und beweglichsten deutschen Wirtschaftsgruppe, seitdem der Meister von Mühlheim die Augen geschlossen hat. Gewiß hat es auch seit dem 10. April noch kleine Veränderungen gegeben, wie sie in dem Stinnesschen Riesenkomplex unvermeidlich sind. Aber nichts Wesentliches ist seit des Alten Tode mehr hinzugekommen oder abgestoßen worden.

Ist die Konjunktur schuld an dieser Grabesruhe? Liegt es nur daran, daß das Interesse der Welt an dem Namen Stinnes geschwunden ist, daß die Oeffentlichkeit nicht mehr so scharfäugig darauf Obacht gibt, was im Stinnes-Konzern vor sich geht? Oder fehlt doch die Schaffenskraft, die Rührigkeit, die Unersättlichkeit des Alten? Fast scheint das Letzte der Hauptgrund. Edmund, der berliner, Hugo, der hamburger Sohn und die klugen Frauen der Dynastie scheinen doch nicht den Mut und die Kraft zu haben, allein das Erbe zu verwalten. Sonst hätten sie nicht, zwei Monate nach der wilmersdorfer Fürstenverbrennung, Albert Voegler öffentlich zum Generalissimus des Reiches Stinnesien designiert. Noch ist er, der „emeritierte" Generaldirektor von Deutsch-Lux, nicht in all die Posten eingerückt, von denen aus man das Reich beherrschen kann, aber auch so will man ihn den Marschallstab über das Ganze führen lassen. Der kleine Beamtensohn aus Borbeck wird also künftig seinem Herrschbereich nach der mächtigste deutsche Wirtschaftsmann sein. Ein Selfemademan, wie Stinnes gern deren herangezogen hat. Der sich auf der Hochschule schwer durchbeißen, nach acht Semestern das Studium aufgeben muß, um sich sein Brot zu verdienen. Und es dann in vier Jahren, vom einfachen Ingenieur der Georgs-Marienhütte, als Neunundzwanzigjähriger zum Direktor der Dortmunder Union bringt und neun Jahre später Generaldirektor eines der größten deutschen Gemischtwerke wird. Ohne Konnexion, ohne Kriecherei, ohne krumme Wege. Ohne Zweifel ein Kerl, auf den man sich verlassen kann. Wie die Meisten, die von unten angefangen haben, ein unsozialer Herrenmensch, bei dem die Arbeiter Nichts zu lachen haben, mit dem aber auch die Großen nicht nach Belieben umspringen können. Ein Willensmensch, dabei hellhörig, mit klugen, offenen Augen, dem vielleicht die letzte Findigkeit abgeht, aber der zu überblicken, zu ordnen, durchzugreifen versteht. Ein Techniker hohen Ranges, dem zu danken ist, was im Stinnes-Konzern an rationeller Betriebsführung geleistet wird. Uneigennützig wie Keiner seinesgleichen. Minoux ist nach zehnjähriger Arbeit bei Stinnes ein reicher Mann. Voegler bleibt, innerhalb der Zunft der Generaldirektoren, ein Habenichts. Persönlich ohne gemachte Bescheidenheit, ohne eine Spur von Aufgeblasenheit.

Tapsig nur, wie sein Herr und Meister, in allen politischen Dingen. National, selbstverständlich, wie die Schwerindustrie es auffaßt. Während des Krieges Ueberannexionist, der bei all den unheilvollen Manifesten der „wirtschaftlichen Verbände" beteiligt ist, im Winter 1917 noch, als Vielen schon die Einsicht dämmert, als Vorsitzender der Eisenhüttenleute in einer Eingabe an die Oberste Heeresleitung Longwy und Briey verschluckt und, als Ludendorff den Krieg verliert,

den Roten die Schuld gibt. Sozialisierungsprogramme, wie sie nach dem Umschwung Stinnes und Silverberg entwerfen, sind nicht seine Sache. Dazu ist er zu ehrlich. Er nimmt lieber den offenen Kampf gegen den sozialistisch verseuchten Staat auf. Politisch geht er zur Deutschen Volkspartei, wird auch, an sicherer Stelle, in die Nationalversammlung und in den ersten Reichstag geschickt und ist eine der Stützen des rechten schwerindustriellen Flügels, aus dem schließlich die Nationalliberale Vereinigung wird. Noch weiter nach rechts — nein, das liegt ihm nicht. Dort ist zu viel Junkertum, zu viel serviles Muckertum, zu viel unruhiges Blut, das den rauchenden Schornsteinen einmal schädlich werden könnte. Was ihn aber nicht hindert, den Hochschulring deutscher Art zu finanzieren. Außenpolitisch schlimmer noch als Stinnes, dessen Zickzackkurs (gegen Wiesbaden, aber für Lubersac) seiner Gradheit zuwider ist. Voeglers Programm ist einfacher: nationale Belange wahren, den Franzosen die Zähne zeigen, für Reparationen dem Reiche keinen Pfennig. Bis auch er unter der Last der Micum-Verträge umfällt und als Vertreter des Bergbaulichen Vereins seinen Namen unter das Düsseldorfer Abkommen setzt. Auch im Reichsverband der deutschen Industrie, in dessen Präsidium er noch zu Stinnes Lebzeiten einer der Tonangebenden ist, macht er den Umschwung mit und tritt für Annahme des Sachverständigen-Gutachtens ein. Der Leiter des Stinnes-Konzerns ist also heute Erfüllungspolitiker. Ob er es auch morgen noch sein wird, ob der führende Mann der Schwerindustrie ehrlich an der Durchführung des Dawes-Planes mitarbeitet, davon wird zum guten Teil die Befriedung Europas abhängen.

Die Stützungsaktion

Ein Jahr nach der letzten Stützungsaktion für die Papiermark gibt es jetzt eine Stützungsaktion für die Effekten. Die Großbanken wollen den Aktien, die seit Januar durchschnittlich auf den dritten Teil gesunken sind, wieder auf die Beine helfen. Zwar ist Geld knapp, aber dafür will man drei, wenn es sein muß, sechs Millionen Goldmark hergeben. Nicht aus Liebe zum Volk, das im letzten Stadium der Inflation mit dem Letzten, was ihm geblieben war, in die Burgstraße flüchtete, sondern aus Eigenliebe. Entwerten sich die Aktiendepots der Banken, dann sind Zusammenbrüche größten Stils unvermeidlich. Denn soweit diese Depots beliehen sind, sind Nachschüsse den meisten Kreditnehmern nicht mehr möglich. Die Folge sind Zwangsexutionen, und die Folge davon wieder neue Kurssenkungen. Eine Schraube ohne Ende.

Die Aussichten der Stützungsaktion erscheinen auf den ersten Blick nicht ungünstig. Drei Millionen sind, bei den geringen Umsätzen der Börse, eine respektable Summe, wenn sie geschickt verwandt und wirklich nur zur Stützung, nicht zum Hochtreiben einiger Werte benutzt werden, an denen Banken besonders interessiert sind. Auch der Mißerfolg der letzten wiener Stützungsaktion brauchte nicht zu schrecken. In Wien stand den intervenierenden Großbanken eine Kontermine, eine tätige und kapitalkräftige Gruppe von Baissespekulanten gegenüber. In Berlin ist das Abgleiten der Kurse eine natürliche Folge der Vorgänge auf dem Kapitalmarkt und bei den Gesellschaften selbst. Aber eben deshalb muß die Stützungsaktion einigermaßen skeptisch beurteilt werden. Wäre es nur die Geldknappheit, die zur

Verfilzung der Fondsbörse geführt hätte, so könnte man erwarten, daß von dem neuen amerikanischen Hundertmillionenkredit — volkswirtschaftlich wäre das nicht unbedenklich — auch an die Börse etwas abfließt und belebend wirkt. Tatsächlich ist es ja aber nicht in erster Linie die Kapital-, oder richtiger: die Kreditknappheit, die den Marasmus an der Effektenbörse bewirkt hat, sondern die Bilanz- und die Dividendenpolitik der Gesellschaften. Während das Damoklesschwert der Zusammenlegung über den Aktien schwebt, würde sich auch dann, wenn wieder Geld flüssig wäre, das Kapital nicht diesem unsichern Gelände zuwenden, solange es noch andre Anlage- und Aufwertungsmöglichkeiten gibt, wie etwa den Immobilienmarkt.

Vor allem aber wird das eine Kapitalsanlage suchende Publikum sich nicht an die Börse trauen, solange nicht die Gesellschaften ihre Dividendenpolitik ändern. Null Prozent Dividende lockt nicht, wo der niedrigste Jahreszins 20 bis 30 Prozent beträgt. Das Streichen der Dividende mag in diesem Jahr bei einer Reihe von Gesellschaften berechtigt sein — bei mindestens ebenso vielen Unternehmungen ist es das offenkundig nicht, sondern eine Mache der Verwaltungen, die erst die Aktien zum jetzigen Börsenkurs zusammenlegen wollen und, nachdem auf diese Weise die Klein- und Mittelaktionäre herausgesetzt sind, den Großaktionären, das heißt: sich selbst, ihren eignen Aufsichtsräten im nächsten oder übernächsten Jahr die aufgespeicherten Ueberschüsse zuteilen wollen. Solange dieser Methode nicht ein Ende gemacht wird, bleibt auch die technisch beste Stützungsaktion ein Kampf gegen Windmühlen. Anfangserfolge — das haben wir ja oft genug erlebt — sind bei Stützungsaktionen nicht maßgebend. Und der Enderfolg ist nicht durch Herumkurieren am Symptom zu erzielen.

Großbankbilanzen

Zur selben Zeit, wo die Großbanken sich zur Rettung der Börse zusammenschließen, legen sie Abschlüsse vor, die dem Publikum recht anschaulich machen, daß man sich heute mit Banken und Börse nicht einlassen darf. Daß der Zwang zur Aufstellung von Papiermarkbilanzen über das letzte Inflationsjahr ein Unsinn war, wird von Keinem bestritten, und es wäre nicht einmal nötig gewesen, daß fast sämtliche Banken das in ihren Berichten ausdrücklich hervorheben und so ihre eignen Berichte ins Lächerliche ziehen. Lächerlich sind sie aber schließlich nur, weil die Banken die Gelegenheit, auf behördlichen Befehl der Oeffentlichkeit reinen Hokuspokus vorzumachen, gründlich ausgenutzt haben, anstatt zu beweisen, daß sie, so gut es irgend geht, ihren Aktionären und ihren Kunden Rechnung ablegen wollen. Keine der berliner Großbanken hat für notwendig gehalten, anzudeuten, was sie an eignen liquiden Mitteln besitzt, wie hoch die Devisenkonten Ende 1923 waren, keine hat eine halbwegs klare Aufstellung ihres wirklichen Gesamtkapitals gegeben — die lächerlichen Papiermarkmilliarden, die als Kapital und Reserve verbucht werden, besagen natürlich nichts. Das Einzige, was man geglaubt hat der Oeffentlichkeit verraten zu dürfen, sind einige Ziffern über den Angestellten-Abbau und — ad libitum — über den „Reingewinn“, 0 bis 11 Trillionen, aus denen aber nirgends eine Dividende zur Verteilung gelangt.

Nach diesen Bilanzserien tut unsern Großbanken eine moralische Stützungsaktion dringend not.

Figurinen von Theobald Tiger

Einmal war ich schon achtzig Jahr.
Einmal, in einem frühern Leben,
da hat sich dieses mit mir begeben
— und ich hatte ganz weisses Haar —:

Ich saß im Lehnstuhl, nett und beschaulich,
so kurz nach Tisch — mir war so verdaulich.
Blumen im Fenster. Im Käfig ein Matz —
auf dem Tisch eine Tasse mit Untersatz . . .
Und vor mir hielt ich auf meinen Knien
ein Album mit alten Photographien.
Und ich machte ein Nickerchen . . .
Aus ihren Rahmen
stiegen alle vergessenen Damen.

Eine war schlank und klug und bescheiden.
Die mochte ich immer am liebsten leiden.
Sie roch die Menschen. Sie wußte immer,
betrat sie nur einmal ein fremdes Zimmer:
Die hat mit Dem da — Der ist stolz —
und Die Frau ist falsch wie Galgenholz.

Sie erschien, wie im Nebel. Ich streckte die Hand
nach ihr — sie wich zurück und verschwand.
Und sie sprach, indes ich, wie verträumt,
ein Glück zerschlagen — ein Leben versäumt:
„Ich war die Nettste."

Dann kam Eine, ein dickes Paket,
wie es gar nicht in eine Corsage geht.
Wenn sie mir abends entgegenschwoll,
war das ganze Schlafzimmer voll.
Und sie trank zwischendurch — wie ich das noch seh!
immer Kaffee und Selter und Tee.

Und während in weichen Kissen sie kraucht,
hat das Schwergewicht mir entgegengehaucht:
„Ich war die Fettste."

Dann hört ich im Halbschlaf einen Chor
von Stimmen. Und Eine tauchte empor,
ein ganz junges Mädchen, weiß, ganz weich —
sie zögerte, näherte sich nicht gleich . . .
Ich streckte nach ihr die Arme aus.
Sie stand vor einem Schifferhaus.
Und man hörte das Meer . . .
Und sie sprach und sah mich dabei an —
und da weinte ich alter Mann —:
„Ich war die Letzte."

Auf den Tod zu warten, ist so schwer . . .
Aber das ist schon lange her.

Bemerkungen

Mordtat in Italien

Am 11. Juni ist Matteotti, ein italienischer Sozialist, verschwunden.

Am 12. Juni schien festzustehen, daß er entführt und ermordet worden sei. Der italienischen Oeffentlichkeit bemächtigte sich daraufhin eine ungeheure Erregung, die nicht nur in den fascistengegnerischen, sondern auch in den fascistischen Zeitungen zum Ausdruck kam. Aber es begnügten sich keineswegs die Zeitungen mit Aufforderungen zur Aufhellung des Verbrechens und leidenschaftlichen Verwünschungen des vermutlichen Mordes: es wurde auch etwas getan.

In der Nacht zum 13. Juni beorderte Mussolini, aufs höchste erregt, den Chef der Sicherheitspolizei zu sich und verlangte, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß bis spätestens zum nächsten Morgen Matteotti aufgefunden und die Schuldigen verhaftet seien. Er selbst durchwachte die Nacht und nahm dauernd die neuen Meldungen entgegen.

Der Unterstaatssekretär Finci, dessen Name in indirektem und losem Zusammenhange mit dem Verschwinden Matteottis genannt worden war, reichte, unter energischer Bestreitung jeglicher Förderung des Verbrechens seine Demission ein, um Bewegungsfreiheit gegen die Verleumder zu haben. Angesichts ähnlicher Verdächtigungen erklärte auch der Pressechef des Ministerpräsidenten, Cesare Grossi, sofort seinen Rücktritt. Mussolini nahm beide Abdankungen an und lud Fincis und Grossis Gegner ein, ihre Behauptungen zu begründen.

Die Anzahl der Verhaftungen betrug bis zum Abend des 13. Juni 70.

Uns aber fällt, wie wir dies lesen, eine leise Verwunderung an. Wir sind doch recht informiert: Matteotti war Sozialist! Und das gibt es noch, daß eines Sozialisten wegen Staatssekretäre demissionieren, über ein Schock Verhaftungen stattfinden, ein Ministerpräsident mit der Faust auf den Tisch schlägt und eine Nacht durchwacht . . . Das gibt es noch, daß eines Sozialisten wegen selbst die rechtsstehenden Blätter eines Landes bei der Aufdeckung des Verbrechens Rücksichtslosigkeiten auch gegen die Hintermänner verlangen!

In Deutschland, du lieber Gott, wenn man da solch ein Aufhebens um jeden abgeschossenen Sozialisten hätte machen wollen: wo hätten wir denn da hinkommen sollen! Wenn da jeder Minister hätte demissionieren wollen, der im Zusammenhang genannt worden ist, jeder Bürger verhaftet worden wäre, den der Schatten einer Verdächtigung streifte: in Bayern gäbe es überhaupt keine, im übrigen Deutschland nur wenige Minister im Amt mehr,

und die Völkischen und Deutschnationalen hätten in Wagenparks von Lastautos abgeholt werden müssen.
Das gibt es noch, daß das Volk sich ob eines toten Sozialisten erregt, wo es dies hierzulande doch nur noch über die lebenden zu tun vermag.
Wir wußten schon lange, daß der nationalistische Politiker Mussolini nicht mit unsern völkischen Hanswürsten verglichen werden darf.
Wir haben nun auch erfahren, daß das fascistische Italien nicht das republikanischeDeutschland ist.
Zur Ehre Italiens haben wir es erfahren. *Hans Bauer*

Sprüche

Liberalismus ist die politische Anschauung der Leute, die nicht kalt baden wollen.

*

Nur das grundlose Lachen ist unschuldig. Gibt es eins?

*

Ich finde den Liberalismus scheußlich. Ich esse mit der Gabel oder fresse mit der Hand. Niemals mit dem Messer!

*

„Wir Alle kommen in denselben Himmel, der Heilige und der Verbrecher, und grade darin zeigt sich die Gerechtigkeit Gottes."
Dann darf Jeder Verbrecher werden, ohne etwas fürchten zu müssen . . .
„Mag er es doch einmal versuchen! Wir werden ja sehen, ob er berufen oder gar auserwählt ist."

*

Selbst für sehr christliche Kreise bleibt Christus im Wesentlichen Kapitalsanlage.

*

Wenn man nicht immer vom Besten haben will, bekommt man schließlich selbst vom Schlechtesten nichts.

*

Verliebt sein vereinfacht das Leben. Man hat dann nur an Eines zu denken.

*

Macht das Schicksal den Ausdruck oder der Ausdruck das Schicksal?

*

Beim Anblick gewisser Leute stellt man sich unwillkürlich sofort vor, wie sie im Sarge aussehen würden.

*

Nur Der hat etwas von einer Enttäuschung, der sich wahrhaft hingegeben hat.

*

Eine Frau wird im tiefsten Innern wohl begreifen, daß man sich eines Mannes wegen das Leben nimmt; niemals, daß man es einer Frau wegen tut.

*

Je freier man alle Kräfte läßt, umso stärker sind sie,. wenn man sie zum Sammeln ruft.

*

Geniale Gedanken hat von Zeit zu Zeit fast ein Jeder. Während das Genie dadurch in seine Bahn gelenkt wird, wird der Nichtgeniale dadurch aus der seinen hinausgeworfen.

*

Kultur ist die entweder angeborene oder erworbene Fähigkeit, brutale Regungen und peinliche Beziehungen zu verschleiern.

*

Gaben zu verleihen und nicht die Gelegenheit, sie anzubringen, ist stets dlie niederträchtigste, aber beliebteste Ironie der Natur gewesen.

Julius Levin

Trutzhymne

Wer hat das Hakenkreuz erfunden?
Die Juden!
Wer illustriert damit Rotunden?
Die Juden!
Wer hat den Dolchstoß inspiriert?
Die Juden!
Wer hat den Index ruiniert?
Die Juden!
Wer ruht in Adolf Hitlers Huld?
Die Juden!
Wer ist an Kaiser Wilhelm schuld?
Die Juden!
Des Nibelungenlieds Vernichter?
Thea von Harbou!
Wer richtet über deutsche Dichter?
Professor Bartels!
Wem unterstehen die meisten Banken?
Den Juden!
Wem ist das Radio zu danken?
Den Juden!
Wer hat die Inflation ersonnen?
Die Juden!
Wer pökelt Christenfleisch in Tonnen?
Die Juden!
Wer hat das Ehrhardtlied erdacht?
Die Juden!
Wer hat den Weltkrieg mitgemacht?
Tirpitz!
Wer hat Herrn Dinters Zorn entzündet?
Die Juden!
Wer hat das Judentum begründet?
Die Antisemiten!
Wo gibt es wahre Maezenaten?
Bei Juden!
Wer stiftet Geld zu Attentaten?
Niemand!
Wer wohnte einst im Lande Gosen?
Die Juden!
Wer schreit „Revanche den Franzosen!“ ?
Die Juden!
Wer hat Kurt Eisner hingerichtet?
Die Juden?
Wer hat die ‚Wacht am Rhein‘ gedichtet?
Max Jungnickel!
Wer hat Graf Arco freigelassen?
Die Juden!
Wer säuft den Sekt aus Kaffeetassen?
Die Juden!
Wer ist im Seelenkern defekt?
Die Juden!
Wer hat den Reichstag ausgeheckt?
Die Juden!
Wer hat Amerika entdeckt?
Die Juden!
Wer spricht den säxschen Dialekt?
Die Juden!
Drum jagt sie fort aus unserm Reiche!
Ein donnernd Heil der deutschen Eiche!

Hans Reimann

Zu diesem Stresemann

Die Grisette: „Faudra pas dire à mon Hippolyte que j'ai soupé avec Charles, mon petit Edouard! . . . . Je souperai avec vous.“

Altes Pariser Blatt

Liebe Weltbühne!

Kriegswinter 1916/17. Kiel. Die Herren Seeoffiziere wollen, um sich die Zeit zu vertreiben, kegeln. Schwerwiegende Frage, ob beim Kegeln die Röcke ausgezogen werden dürfen. Daher telegraphische Anfrage über diesen Punkt bei den Pasewalker Kürassieren. Prompte Antwort der Kürassiere: „Wenn schon kegeln, dann auch Rock ausziehen!“

Antworten

Enttäuschter. Nein, die ‚Erinnerungen eines Junkers' von Hellmut v. Gerlach sind auch jetzt noch nicht zu Ende, sondern werden in der nächsten Nummer fortgesetzt.

Politischer Sträfling. Aeußern wollen Sie Ihre Gedanken? Seien Sie glücklich, daß man Ihnen nicht verbieten kann, sie zu haben. Das Gefängnis Niederschönenfeld liegt nicht in Europa, sondern in Bayern. Dort sitzt Ihr Genosse Ernst Toller. Dort hat er ein Buch geschrieben: Das Schwalbenbuch (das jetzt bei Gustav Kiepenheuer erschienen ist). Eine Vorbemerkung lautet: „Die Korrekturen zum ‚Schwalbenbuch' sind vom Verfasser nur unvollständig geprüft worden. Die Niederschönenfeldsche Festungsverwaltung hat die hier gedruckte Fassung beschlagnahmt, ‚da sie eine Reihe von Stellen enthält, deren Verbreitung dem Strafvollzug Nachteile bereiten würde'." Was heißt das? Schlimmer kann der Strafvollzug doch überhaupt nicht mehr werden. Oder bedeutet die Wendung, daß man die Gefangenen schikanieren müsse, weil sie nicht deutschvölkisch sind? Die Schwalbe, die auf diesem Gebäude ihre Visitenkarte ablegt, hat damit über sein Wesen und seine Verwaltung Alles gesagt, was zu sagen ist.

Dr. Lothar Engelbert Schücking. Sie schreiben mir: „Merkwürdig totgeschwiegen hat die Presse, selbst die pazifistische, unsre Dortmunder Pazifistische Jugendwoche, trotzdem die Veranstaltung so gelang, wie wir dortmunder Pazifisten nicht im entferntesten zu hoffen gewagt hatten. Vom 12. bis 17. April 1924 füllten eine Woche lang jeden Abend Tausende von Pazifisten unsre Versammlungen, ohne daß ein Nationalist oder Völkischer sich auch nur gemuckst hätte.
Am ersten Abend sprach mein Bruder Walter Schücking über den Völkerbund und die Verbesserungsfähigkeit seines Statuts. Die Zuhörer sahen ein, daß dieser organisatorische Pazifismus heutzutage eine sich mit dem modernen Völkerrecht teilweise deckende Wissenschaft ist, von der Hitler und die Völkischen nie etwas gehört haben.
Am folgenden Abend waren die Vorträge von Kawerau und Lütgenau große Erfolge. Kawerau hatten uns die Entschiedenen Schulreformer vermittelt. Seine Ausführungen über politisches Denken waren Kernworte für die Jugend und paßten ausgezeichnet zu Lütgenaus Vortrag über Staat, Volk, Nation. An einem Abend suchte ich selbst Kants Traktat zum ewigen Frieden populär vorzutragen, dies ewig junge Werk des alten Meisters, von dessen Nichterwähnung die königsberger Corps die Teilnahme an der Kant-Feier abhängig machten. Corpsstudententum und Unsittlichkeit treten allmählich als ineinandergreifende Ideenkomplexe immer schärfer heraus. Mit mir sprach der Rektor Bloh aus Hamburg und führte mit unendlicher Sorgfalt die tausend Beweise vor, daß das Leben nicht nur ein Kampf ist, sondern auch ein Betätigungsgebiet für gegenseitige Hilfe, wie die Natur dies tausendfach erweist. Dann kam der schönste Abend, der nur der Jugend geweiht war, als Heinz Herbers sprach über Jugend und Völkisches, als die Telegramme der französischen Pazifisten vorgelesen wurden (ihnen selbst hatte ihre eigne Militärbehörde die Pässe verweigert), als Mr. Bing, der Leiter der Jugendbewegung Englands und der amerikanischen Quäker, uns begrüßte. Der muß schon eine menschliche Bestie geworden sein, dem das Herz nicht höher schlug, als so die Vertreter des Auslandes manifestierten, daß die Völker eine Familie sind, die sich zuweilen der nahen Verwandtschaft ihrer Mitglieder erinnert. Und dann kam der letzte Abend mit der Aufführung von Galsworthys ‚Mob' in unserm Olympia-Theater. Ich hatte das Theater persönlich für 600 Goldmark mieten müssen, da unser Stadttheater kein pazifistisches Stück aufführen wollte. Man fürchtete einen Theaterskandal. Ja, die dortmunder Stadtverwaltung ist zuver-

lässig reaktionär, trotz der 20 kommunistischen Stadtverordneten, die wir jetzt haben. Die dortmunder Stadtverwaltung verbot die Aushängung unsrer Werbeplakate für die Pazifistische Jugendwoche in den dortmunder Schulen! Trotzdem wimmelte es von dortmunder Jugend in Galsworthys ‚Mob', diesem besten pazifistischen Stück, worin der Held, der Pazifist, sein Amt, sein Mandat, seine Frau und schließlich sein Leben verliert und von hakenkreuzlerischen Studenten ermordet wird. Wir brachten einige Leute in Windjacken auf die Bühne. Mit Carl Vogt als Helden hinterließ das Stück einen Eindruck, der sich kaum beschreiben läßt. Am andern Tage aber hörte ich von den Franzosen den Ausdruck ihres Erstaunens, daß so ohne Protest unter dem Zustrom von Tausenden hier eine Pazifistische Jugendwoche gefeiert werden könne, in diesem Deutschland, das nach französischen Informationen an nichts denke als an den Revanchekrieg. Ich sagte dem Vertreter des Ortskommandanten, es gäbe in Deutschland noch eine ganze Masse vernünftiger Menschen, die man nur mal zusammenzutrommeln brauche, um der Stimme der Mehrheit und der Vernunft Ausdruck zu geben. Die Mehrzahl der deutschen Arbeiter sei im Graben gewesen und habe vom Kriege genug. Das war der Erfolg unsrer Pazifistischen Jugendwoche. Sie hat uns etwa 5000 Mark gekostet, die durch freiwillige Spenden und Eintrittsgelder bald gedeckt waren. Die wohlwollende Neutralität, die mir der französische Ortskommandant versprochen hatte, schloß übrigens nicht aus, daß er mir mit Verhaftung drohte, als ich Reklamewagen mit den Fahnen der deutschen Republik herumfahren ließ. Die französischen Militärs sehen anscheinend schwarz-weiß-rot lieber. Hundert solche pazifistischer Wochen in West-Deutschland, und kein Franzose würde mehr von Sicherungen und Besatzungsnotwendigkeiten sprechen können; denn es ist wie in der Parabel von dem Wanderer mit dem Mantel: Der Sturmwind zwang ihn nicht, den Mantel abzulegen, aber wohl ein paar Sonnenstrahlen. Eine wirklich pazifistische Kundgebung macht den französischen Militarismus überflüssig, ja vielleicht sogar etwas lächerlich." Aber warum veranstaltet dann die Deutsche Friedensgesellschaft, in deren Vorstand Sie sind, nicht überall solche Pazifistischen Jugendwochen? Warum hört man von der Ihren nach acht Wochen zum ersten Mal? Wenn Sie in West-Deutschland hundert für möglich halten, dann müßten in ganz Deutschland fünfhundert und mehr möglich sein. Und damit würde zu den gewissen blutrünstigen Veranstaltungen, die Deutschlands Ruf in der Welt immer noch mehr schädigen, ein Gegenstück geschaffen, von dem das arme Land Nutzen ziehen könnte.

Bayer. Eine Erscheinung, über die ich mich niemals öffentlich werde äußern können, weil ich nach Einem Satz aus dem Zuchthaus nicht mehr herauskäme, ist Herr Paul Nicolaus Coßmann, der heimliche Leiter der Münchner Neuesten Nachrichten und der unheimliche der Süddeutschen Monatshefte. Da ist Ventil fürs gepreßte, Balsam fürs wunde Herz, was ich eben lese: „Er ist seiner Herkunft und seinem Aussehen nach Vollblutjude. (Er sieht sogar viel orientalischer aus als sonst Juden aus dem deutschen Westen, weil dort die Vermischung und Assimilation viel größere Fortschritte gemacht hat als im Osten). Er hätte Gelegenheit, das Beispiel eines sogar nach dem nationalistischen Katechismus einwandfreien Juden gegenüber der Behauptung von der Internationalität aller Juden zu verkünden. Aber er tut dies nicht nur nicht, sondern er liebäugelt sogar, gelegentlich auch in seinen Aufsätzen, mit dem nationalistischen Antisemitismus. Man wäre begierig zu erfahren, ob von Coßmann, der doch mitten in der politischen Propaganda und an außerordentlich einflußreicher politischer Stelle steht, auch nur die schüchternste öffentliche Aeußerung gegen den modischen Antisemitismus vorliegt. Es gibt keine.

Er verleugnet sein Blut und das Blut seiner Väter und schämt sich Farbe zu bekennen. Das ist ein Mangel an Charakter, der die menschliche Einschätzung des Politikers Coßmann wesentlich beeinflussen muß. Wir brauchen zur Verteidigung unsrer nationalen Ehre Männer. Coßmann, der Jude, der sich arisch bemäntelt, der weiß, daß seine ehemaligen Glaubensgenossen zum allergrößten Teil gute Deutsche sind, und trotzdem der Pogromstimmung durch seine förmlich schreiende Passivität auf verantwortlichem Posten Vorschub leistete — dieser Coßmann läßt es an der Mannhaftigkeit fehlen. Der menschliche und politische Erfolg muß ihm daher auf die Dauer versagt bleiben. Er ist bei all seinem bis zum Fanatismus gesteigerten guten Willen ein Verhängnis für Deutschlands und des Deutschtums Entwicklung." Diese erquickenden Sätze riskiert die ‚Allgemeine Zeitung', die eine Wochenschrift geworden war, aber seit einiger Zeit wieder täglich erscheint. Sie hat das Verdienst, „das" demokratische Organ des Bierdorfs München zu sein, wird also wohl kaum den Verdienst haben, den sie brauchte, um sich von neuem als Tageszeitung zu halten.

Hans Gathmann in Breslau. Auch der Fall Zeigner will nicht zur Ruhe kommen und kann und darf nicht zur Ruhe kommen. Die breslauer ‚Volkswacht' war stolz darauf, daß der Sozialdemokratische Parteivorstand und die Sächsische Landtagsfraktion beizeiten „nach dem Rechten gesehen" hatten, „und gab", so schreiben Sie mir, „damit zu, daß zur Beseitigung Zeigners nicht weniger als seine Gegner seine eignen Parteifreunde beigetragen haben. Die Bonzen haßten ihn und hassen ihn noch, weil er ‚phantasiebegabter' und ‚idealistischer' veranlagt ist als sie, und weil er das Notwendigste tun wollte, was es in der Emminger-Republik überhaupt zu tun gab: die Justiz radikal reformieren. Da mußten Parteivorstand und Landtagsfraktion allerdings zum Rechten sehen, denn so etwas war in der deutschen Republik noch nicht dagewesen. Parteivorstand und Landtagsfraktion haben ihr Ziel erreicht: der phantasiebegabte Idealist und radikale Justizreformer wird von der unreformierten Justiz der Republik ins Zuchthaus gesteckt. Die Sozialdemokraten haben endlich eine Tat vollbracht." Zeigner geht, wie Mancher vor ihm, an Judas zugrunde, nicht an Kaiphas. Aber die Sozialdemokraten können dagegen protestieren, daß das ihre einzige Tat sei. Auch daß der neue Reichstag so aussieht, wie er aussieht, ist ihre Tat. Und Alles schließlich, was jetzt in Deutschland geschieht, mit Deutschland geschehen wird, ist ihre Tat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G.m.b.H., Berlin, Blumeshof 1.